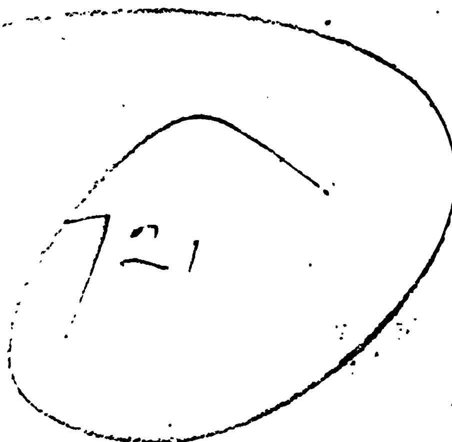




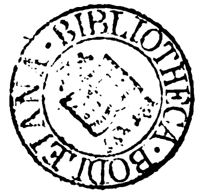
JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG.

VOM

JAHRE 1815.

ZWÖLFTER JAHRGANG.

ERSTER BAND.



JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

NEBST ERGÄNZUNGSBLÄTTERN.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung
und Leipzig,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1815.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Historisch-kritische Einleitung in sämmtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments*, von D. *Leonhard Bertholdt*, ordentl. öffentl. Professor der Theologie und Universitätsprediger zu Erlangen. 1812. Erster Theil. VIII u. 391 S. 1813. Zweyter Theil, worin die allgemeine Einleitung beendigt ist. XII u. 393—744 S. Dritter Theil, welcher die Einleitung in die historischen Schriften enthält. XII u. 745—1336 S. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

Es giebt nicht leicht einen Theil unserer theologischen Literatur, der im Ganzen wie im Einzelnen seit den letzten dreyssig Jahren so viele Berichtigungen, Zusätze und Bearbeitungen erhalten hätte, als der unserer historisch-kritischen Einleitungswissenschaften in die Bücher des A. und N. T. Sowohl der ausnehmend grosse Reichthum der Materien, die sich hier dem kritischen Forschungsgeiste darboten, als noch mehr das tief gefühlte Bedürfniss, in einer Zeit, die auf nichts weniger, als auf eine Revision alles Wissens drang, früher die äussere Geschichte der Quellen, als deren Inhalt zum Gegenstande historischer Nachforschungen machen zu müssen, mochten das Meiste dazu beytragen. Unbemerkt darf auch nicht bleiben die besondere Beschaffenheit der meisten Gegenstände und Streitfragen, die aus dem grossen Ganzen trefflich herausgenommen, und einzeln für sich vollständig und abgerundet bearbeitet werden konnten. Diess veranlasste eine Menge von kleinen Monographieen und Abhandlungen, deren Werth neben den grösseren Werken nicht aufhören wird, von Gewicht zu bleiben, da sie, wie allbekannt ist, oft am meisten neue Ideen und Ansichten gewähren. Aber ihr Gebrauch war für den grössten Theil der Forscher bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen. Man kannte sie gewöhnlich nur aus Anzeigen, öffentlichen Beurtheilungen und ähnlichen Quellen, durfte aber hier selten nur von der Kritik eine vollständige Beleuchtung des Verhältnisses ihrer neuen Entdeckungen zu dem Ganzen der Wissenschaft erwarten. Desto angenehmer war es für Rec., ein Werk erscheinen zu sehen, das seiner Bestimmung nach dazu dienen sollte, einen vollständigen Abriss des jetzigen Zustandes der Wissenschaft zu geben: ein Versprechen, dessen Erfüllung durch die Versicherung des Vfs., überall selbstständig aus den Quellen geschöpft zu haben, noch mehr Interesse erhalten muss. Als gewöhnliches Compendium darf demnach dieses Werk, dessen Beurtheilung wir hier geben, nicht betrachtet werden; des Vfs. Vorlesungen gaben freylich die nächste Veranlassung dazu, aber wie in der Vorr. S. VII bemerkt wird, sollen die mündlichen Erläuterungen bloss supplirend seyn, und ein anderer *allgemeiner* Zweck war es, der zu der Ausarbeitung vorzüglich bestimmte. Er glaubte nämlich in ihr „zugleich Geistlichen und Candidaten, welche nicht in dem Besitze eines grossen kritischen und exegetischen Apparats seyn können, einen deutlichen und vollständigen Abriss von dem Besseren geben zu können, was bis auf unsere Tage für die Geschichte und Kritik der kanonischen und apokryphischen Bücher der Bibel alten und neuen Testaments geleistet worden ist." Dieser letztere Gesichtspunct rechtfertigt hinreichend die Ausführlichkeit des Werks; ja man wird sie nicht unter seine letzten Vorzüge zu rechnen geneigt seyn, wenn man das Verhältniss des reichhaltigen Stoffs zu der weisen Ökonomie in Anschlag bringt, womit der Vf. beynahe überall die vorhandene Masse von literarischen Notizen zu benutzen wusste. Nur hin und wieder sind wir einigen Artikeln begegnet, die gegenwärtig wohl keine Erwähnung, noch weniger Widerlegung mehr verdienten: z. B. wenn S. 3 fg. der Anfang der hebräischen Schriftstellerey mit Abraham aus Gründen bestritten wird, die noch mehr, als die Sache selbst, auf unsicheren Traditionen und Vermuthungen beruhen; oder wenn S. 136 f. der Abschnitt über die hebräische Sprache mit der rabbinischen Fabel vom Gebrauche derselben im Paradiese und den eben so leeren Behauptungen von Eber, als Stammvater der hebräischen Nation, eröffnet wird. Besonderen Dank aber wissen wir es, dass die apokryphischen Bücher des A. T. nicht von diesem Plan ausgeschlossen sind, und mit vielem Vergnügen wird man darüber des Vfs. eigene Rechtfertigung lesen Th. I. S. 60: „Das alte Testament besteht aus zwey Büchersammlungen, aus dem ersten und zweyten Kanon, nach dem Ausdrucke der römischen Kirche. Die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts haben aber die Apokryphen wieder aus dem Kanon verwiesen. Das geschah aus dogmatischen Gründen; wir müssen hier bloss *historisch* zu Werke gehen; uns gelten also die Apokryphen als das dritte *corpus librorum* der Bibel." Rec. hofft, dass dieselben Bestimmungsgründe den Vf. beym N. T. leiten werden, etwas über die vorzüglichsten Religionsschriften der beiden ersten Jahrhunderte, die

man späterhin als Apokryphen vom Kanon trennte, hinzuzufügen, da es einmal mit dem angelegten Plan des ganzen Werks sich trefflich vereinigt, und dann hier noch mehr, als beym A. T., durch diese Bücher für den Gesichtspunct gesorgt wird, aus welchem allein uns diese Literatur noch gegenwärtig als Quellen für die religiöse Erkenntniss jenes ersten Zeitalters dienen kann.

Man erwarte hier übrigens nicht, wie sich von selbst versteht, eine ausführliche Prüfung dieser Arbeit. Ein Werk dieser Art, das als vollständiges kritisches Repertorium für eine Wissenschaft bestimmt ist, muss von der Kritik zuerst mit Rücksicht auf die innere Anordnung und Vertheilung der Materialien, und dann in Hinsicht des Fleisses und der Sorgfalt gewürdigt werden, womit die vorhandene Masse von einzelnen zerstreuten Notizen und Fragmenten in ein Ganzes vereinigt worden. Ersteres darf durchaus nicht als unbedeutend übergangen werden: denn gerade hier wird am deutlichsten die Klarheit sichtbar, worin dem Schriftsteller der wissenschaftliche Zusammenhang seines Stoffes erschienen ist. Der vom Vf. gewählten inneren Anordnung können wir unseren Beyfall nicht durchgängig geben; es fehlt in ihr, wie uns scheint, die so nothwendige Einheit, der strenge, wissenschaftliche Zusammenhang, der am wenigsten bey Untersuchungen vermisst werden darf, die ihrer Natur nach so viel Fragmentarisches an sich haben. Ein kurzes Verweilen bey dem vorangeschickten Schema Th. I. S. 32 fg. wird unser Urtheil bald rechtfertigen. Der allgemeine Theil erhält zwey Abschnitte; doch ohne nähere Bezeichnung, da sie treffend durch die Überschriften: *Historische und kritische Untersuchungen*, hätten aufgeführt werden mögen. Denn diess Prädicat *historisch-kritisch* wird vom Vf. selbst S. 21 dahin erklärt, dass es dasjenige bezeichne, was zur äusseren und inneren Geschichte der biblischen Bücher im Ganzen und im Einzelnen gehöre. Nun aber hat der erste Abschnitt gar keine Überschrift, sondern bloss zwey Abtheilungen, *Onomatologie* und *Genesiologie* (auch anderswo kommt diese Vorliebe für solche neueingeführte, gräcisirende Benennungen noch vor, z. B. S. 9 *Psalmodie* für den Theil der hebr. Literatur, der alle kleinen lyrischen, elegischen, panegyrischen und didaktischen Gedichte zusammenfasst, S. 20 *Isagogik*, als besondere Einleitungswissenschaft in die biblischen Bücher, S. 101 *Antegnostiker*, die Gegner des Johannes in dessen Briefen, u. s. w. Möge nur über dem Streben, sich kurz auszudrücken, nicht häufig die Wahl des dunkeln und zweydeutigen Ausdrucks übersehen werden, wie bey dem oben erwähnten Isagogik, unter welchem Namen, wenn er urgirt werden soll, nur die Philosophie aufgeführt werden kann, da sie allein als Vorbereitung und Einleitung in alles andere Wissen ohne Unterschied gilt). Erstere handelt von den Benennungen der kanonischen und apokryphischen Schriften der Bibel; letztere enthält die Geschichte der Bildung der kanonischen und apokryphischen Schriften der Bibel zu einem Ganzen. Die Untersuchungen über Eintheilung der Büchersammlung, Authentie und Integrität, ohne unter diese Namen zu gehören, sind mit eingeschaltet. Werden immerhin beym A. T. diese letzteren Gegenstände einer speciellen Darstellung überlassen bleiben müssen: so giebt es doch für die Authentie der neutestam. Religionsurkunden noch fortdauernd einige allgemeine Gründe, die eine strenge Absonderung und getrennte Bearbeitung rathsam machen möchten. Am wenigsten sind wir indessen mit der Anordnung des zweyten Abschnittes zufrieden, wo uns Hauptpuncte zu fehlen scheinen. Er ist überschrieben: *Geschichte des Textes der kanonischen und apokryphischen Bücher des alten und neuen Testaments.* Diese Geschichte ist nach drey Gesichtspuncten in drey Sectionen bearbeitet: 1) Formelle Geschichte des Textes, oder Geschichte der Veränderungen in der äusserlichen Form der kanon. und apokryph. Bücher der Bibel (über Sprache des A. u. N. T., Buchstabenzeichen, Vocalzeichen, Accente, *Scriptio continua*, Interpunction, Texteintheilung u. s. w.); 2) Materielle Geschichte des Textes, oder Geschichte der Veränderungen in dem Wesen, oder der Substanz des biblischen Textes selbst (Varianten, Ursprung derselben, ältere kritische Bemühungen von Talmudisten, Masorethen, Kirchenvätern, gedruckte Ausgaben, Variantensammlungen); 3) Diplomatische Geschichte des Textes, oder Geschichte der Urkunden des biblischen Textes (Handschriften, alte Übersetzungen, alte Anführungen). Man bemerkt ohne unser Erinnern, dass die Classification der gesammten hieher gehörigen Untersuchungen nach dem Begriff einer Geschichte des Textes, wie sie hier eingetheilt worden ist, etwas Gezwungenes an sich habe. Kritik heisst freylich nichts anderes als Prüfung der Ursprünglichkeit irgend eines gegebenen Textes, und Wiederherstellung derselben da, wo sie nicht mehr vorhanden ist. Kritische Untersuchungen werden es also immer mit Gegenständen, die den Text angehen, zu thun haben. Aber darum gehören diese Gegenstände nicht immer in eine Geschichte des Textes, unter welchem Namen man sich in der Wissenschaft nun einmal gewöhnt hat, eine Übersicht der gesammten Veränderungen zu denken, die im Laufe der Zeit zufällig und absichtlich in einem gegebenen Texte erfolgten. Rec. hat bey seinen Vorlesungen über die Einleitung ins N. T. die kritischen Untersuchungen immer nach folgendem Schema vorgetragen, das er hier anstatt aller weiteren Ausführung der vorläufigen Beurtheilung anzubieten wagt. Als Einleitung ging voraus eine Entwickelung des Begriffs der neutestam. Kritik, und des kritischen Verfahrens. Darauf folgte in drey Capiteln *zuerst* eine Entwickelung der ursprünglichen Form und Beschaffenheit des Bibeltextes, als nothwendige Grundlage jeder kritischen Untersuchung, wo über neutest. Sprache, als Basis aller Ursprünglichkeit, über Beschaffenheit der neutest. Autographa, und Verhältniss des gegenwärtigen Textes zum ursprünglichen, über Entstehung der Varianten, und deren verschiedene Arten das

Nöthige beygebracht wurde. *Zweytens* eine Übersicht über die kritische Geschichte des Textes, die beym N. T. am bequemsten nach zwey Perioden, bis auf den Anfang historischer Zeugnisse für den neutestam. Text in den Schriften der Kirchenväter, oder bis auf die Mitte des zweyten Jahrhunderts, und von da bis auf die Zeiten des gedruckten Textes, unterschieden werden kann. Den Beschluss machte endlich ein *drittes* Capitel, eine kurze Übersicht über den gesammten kritischen Apparat vom N. T. und dessen bisherigen Gebrauch, welcher letztere sich am besten in einer Geschichte des gedruckten Textes darstellen liess. Auf diese Weise ist es sichtbar die einzige Idee der Ursprünglichkeit und deren Wiederherstellung, von der das Princip entlehnt ist, das die an sich sonst so wenig verwandten Untersuchungen in nähere gegenseitige Verbindung bringt und ordnet.

In der darauf folgenden Übersicht der speciellen Einleitung hat uns nur in der zweyten Classe der poetischen Bücher die fünfte Abtheilung etwas befremdet. Sie ist überschrieben: *Bücher der romantischen Poesie*, und es werden dahin gezählt: Ruth, Jonas, Esther, die Stücke in Esther, Tobias, Judith. Als poëtische Schriften hat Rec. diese Bücher, das Buch Jonas ausgenommen, nie charakterisiren können, da sie sich selbst als solche nicht geben, und auch ihre Form dieser Charakteristik nicht zusagt. Ruth und Esther sind ihrer Tendenz nach historisch, sie wollen Geschichte geben, und geben zum Theil nur nicht reine Geschichte. Dasselbe ist der Fall mit Tobias und Judith; bloss bey Jonas bleibt eine aussergeschichtliche Tendenz unverkennbar, die am besten eine *apologische* genannt werden möchte. Wir wissen freylich nicht, wie der Vf. den Inhalt dieser Bücher betrachtet: aber die Form derselben kann ihm doch nicht als poetisch gelten; und nun die Ausführung eines *romantischen* Stoffes, läſst sie sich ohne poetische Form gut denken?

Soviel über die innere Anordnung des Werks. Ein Urtheil über dasselbe als Sammlung kann nur zu seinem Vortheile gegeben werden, so sehr ist überall Fleiss im Suchen mit weiser Anordnung im Zusammenstellen sichtbar vereinigt. Nur in Hinsicht der Kritik, ohne welche dergleichen Sammlungen, wenn sie nutzen sollen, nicht gut zu geben sind, hätten wir dem Urtheile des Vfs. öfters mehr Tiefe und gründlichere Umsicht gewünscht. So genau er sammelt, und literarische Bemerkungen nicht vergisst: so fehlt doch häufiger seinem Urtheile diejenige Reife und Besonnenheit, die meistens nur als Frucht aus vielseitiger Prüfung und vorsichtiger Vergleichung sich gewinnen läſst. Hier hat eine neue Auflage vorzüglich zu verbessern; wir wollen, die Wahrheit dieses Bedürfnisses zu erweisen, in dieser Anzeige bloss bey einigen Beyspielen stehen bleiben, wie sie uns gleich der erste Abschnitt des Buches vor Augen legt:

S. 6. Dass Moses neu errichtete Constitution nicht ohne Einfluss auf das Literaturwesen der Hebräer blieb, wird Niemand in Abrede seyn; aber dass diese „politisch-religiöse Verfassung, wie hier gesagt wird, ganz nach dem Muster des ägyptischen Priesterreichs gebildet gewesen," sollte doch etwas schwer zu erweisen seyn. Von Moses Staatsorganisation kennen wir nur wenig, nur die Grundzüge: unstreitig wird sie viel Ägyptisches gehabt haben; allein diess ist nur Vermuthung. Das jetzt im A. T. davon aufgestellte Bild kann nicht für ächt mosaisch, für historischen Erweis gelten; auch dem Vf. nicht, der weiter unten S. 812 fgg. den Pentateuch als Gesetzessammlung durchaus nicht vor Sauls Erhebung zur Königswürde schon vorhanden seyn läſst. Jene obige Bemerkung wird also von ihm selbst nicht zum zweyten Mal vorgetragen werden. Nicht weniger im Widerspruche mit den neuesten Resultaten der historischen Kritik ist die Art, wie gleich darauf S. 6. 7 der Zustand der hebr. Literatur unter Moses, so wie die mosaische Authentie des Prophetenordens, geschildert wird. „Ein glückliches Zusammentreffen der Umstände machte sein Vorhaben gelingen; und hat auch die Literatur ausser einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von aufgezeichneten gesetzlichen Urkunden, Stammregistern, Lagerbeschreibungen, Marschrouten und einigen Gedichten vielleicht keinen andern Gewinn durch ihn gemacht: so hat er doch, nicht sowohl durch die Erschaffung einer eigenen Priesterkaste, die, wie in Ägypten, die gelehrten Kenntnisse der Nation in Depot nehmen sollte, aber in dieser Hinsicht niemals ihre ganze Bestimmung erreicht hat, als vielmehr durch die Einsetzung des Prophetenordens (Deut. XVIII), einen fruchtbaren Saamen für die Zukunft ausgestreuet." Wie wenig sowohl von diesen angegebenen schriftlichen Quellen *in ihrer gegenwärtigen Gestalt*, als von jenem doppelten Priester- und Propheten-Institut *nach der Form*, wie wir beides aus diesen Büchern jetzt kennen lernen, ein schon mit Moses gleichzeitiges Entstehen und Daseyn sich behaupten, und dem zufolge vom hebräischen Literaturwesen in jener Periode ein bestimmter Zustand sich angeben lassen dürfe: diess würde dem Vf. selbst nicht haben verborgen bleiben können, wenn er nicht bloss den allgemeinen in den früheren Volksverhältnissen der Hebräer, sondern auch den besonderen Bedenklichkeiten tiefer hätte nachgehen wollen, die sich jedem aufmerksamen Studium in jenen einzelnen Schriftdenkmalen nicht entziehen. Rec. darf hier nicht weitläuftig werden; daher nur wenige Winke, worin auch auf einige weitere Beweisgründe, die unten in der speciellen Einleitung S. 784 ff. für das Daseyn mosaischer Urkunden im Pentateuch angeführt sind, Rücksicht genommen werden soll. Mangel bequemer Schreibmaterialien für den Privatgebrauch, so wie zahlreiche andere Beschränkungen eines alltäglichen Gebrauches der Schreibekunst, die die ganze Lebens- und Handlungs-Weise der alten Welt reichlich mit sich führte, werden bey den Hebräern zu Moses Zeit nicht weniger allgemein noch Statt gefunden haben, als wir sie aus der Geschichte anderer, späterhin weit mehr gebildeter Nationen des Alterthums kennen lernen. Wie wenig wird man sich auf Ägypten, als Land der Erziehung

für Israel, berufen dürfen, wenn man bedenkt, dass dort Wissenschaft und Cultur, mithin auch die Schreibkunst, nur das Eigenthum einzelner Kasten gewesen seyn könnte, durchaus also keinen Schluss auf die Hebräer zulässt, die daselbst nur in dienenden Sclavenverhältnissen lebten, und gewiss keinen Anfang von Literatur aus der Gefangenschaft in ihr altes Stammland nach Asien zurückbrachten. Besondere Schwierigkeiten weisen jene Urkunden noch mehr auf, deren Inhalt unwidersprechlich darthun soll, dass sie von Moses oder dessen Zeitgenossen aufgezeichnet seyn müssten. Zuerst sind hier genannt S. 787 die *Volkslisten* Num. I und XXVI, von denen indessen weiter nichts bemerkt wird, als dass sie das Resultat von zwey verschiedenen Volkszählungen gewesen, und dass eine Aufzeichnung aus der Tradition bey ihnen so gut, wie bey den weitläuftigen genealogischen Tafeln, ungedenkbar seyn könne. Der Vf. scheint also wirklich nicht zu kennen, was man neulich erst gegen die historische Sicherheit dieser Protocolle mit soviel Gewicht eingewandt hat. Der Zeit nach sind beide Zählungen 38 Jahr, der Summe nach nicht ganz um 2000 Köpfe (Num. 1 die erste im zweyten Jahr nach dem Auszuge beträgt 603550, die zweyte Num. 26 im vierzigsten Jahr nach demselben 601730) aus einander. Sollte in einem solchen Zeitraum keine bedeutendere Veränderung der Volkszahl erfolgt seyn? In den Angaben der Zahlen von einzelnen Stämmen sind dagegen ganz unglaubliche Differenzen. Der Stamm Simeon hat Num. 26, 14 im Ganzen 22,200, etwas über ein Drittheil von dem, was Num. 1, 23 in ihm gezählt ist (59,300); der Stamm Manasse dagegen umgekehrt bey der ersten Zählung Num. 1, 35 nur 32,200, bey der anderen Num. 26, 34 fast um zwey Fünftel mehr, 52,700. Ist eine solche Verminderung sowohl als Vermehrung während des angegebenen Zeitraums und neben einander denkbar? Beide Zählungen endlich haben für alle Stämme runde Zahlen, die mit zwey oo endigen. So runde Zahlen führen eben nicht auf eine dem Census gleichzeitige schriftliche Aufzeichnung zurück; wenigstens ist hier des Vfs. Bemerkung nicht anwendbar, womit er S. 788 sowohl bey diesen Volkszählungslisten, als bey den Marschrouten und genealogischen Tabellen, eine Aufzeichnung aus der Tradition zu widerlegen sucht: „Man müsste denn bey dem Erdichter den höchsten Grad der Verschmitztheit, der geographischen Geschicklichkeit und historischen Calculirkunst voraussetzen, weil er durch Vermeidung aller runden Zahlen u. s. w. allen Verdacht der Unächtheit von seinen Trugwerken zu entfernen gewusst hat." — Ein zweytes Beyspiel von ihrem Inhalt nach unwidersprechlich mosaischen Urkunden soll darauf die *Lager-* und *Marsch-Ordnung* Num. 2 enthalten. Sie musste, sagt der Vf., natürlicher Weise von Moses schriftlich entworfen, und davon jedem Stammanführer ein Exemplar als Instruction übergeben werden. Wir sprechen kein Urtheil, setzen nur für jeden der Sache Kundigen die Erinnerung hinzu, dass die hier von den einzelnen zwölf Stämmen angegebenen Zahlen ihrer streitbaren Männer genau mit denjenigen übereinstimmen, die im vorhergehenden Cap. bey der Zählung gefunden waren, dass, wie dort die Leviten (1, 49. 50) nicht gezählt wurden, auch hier (2, 33) dieselbe Bemerkung wiederholt vorkommt, ohne nähere Andeutung, wo ihnen ausser dem Lager ihre Wohnungen angewiesen. Der Zeitzusammenhang beider Stücke ist hinreichend daraus klar, und auch an der Identität ihres ersten Concipisten wird Niemand gern zweifeln wollen. Das eben Gesagte findet dieselbe Anwendung bey der drittens genannten besondern *Liste über die Anzahl der fungirenden Leviten und deren Dienste* Num. 4, die ihrer Natur nach eben so von Moses schriftlich bekannt gemacht seyn müsse. Sie hängt mit der Cap. 3 vorhergehenden Zählung des Stamms Levi genau zusammen, und verräth ausserdem so manche Beziehungen auf das Ex. 35—40 aufgestellte Bild der Stiftshütte, dass daraus allein schon ihre Zeitbestimmung gewonnen wird. Von den in den vier letzten Büchern des Pentat. hin und wieder vorkommenden *Geschlechtsregistern* bemerkt der Vf. viertens, „dass sie wohl grösstentheils schon zu Moses Zeit aufgezeichnet seyen, weil die Genesis schon weit ältere liefere, und die Sache also, wie bey anderen orientalischen Völkern, auf einer alten Nationalgewohnheit beruhte, die um so weniger ausgesetzt werden konnte, da sie von Moses in die bürgerliche Verfassung, welche er für das Volk entwarf, tief eingeflochten wurde." Durfte eine besonnene Kritik solche Gründe gebrauchen? Wo ist der Beweis für diese älteren Genealogieen in der Genesis, wenn sogar an der Authentie der in den letzten vier Büchern überlieferten gezweifelt wird? Was beweist eine alte Nationalgewohnheit, bey deren Ausübung andere morgenländische Nationen weit häufiger des Weges der mündlichen Tradition, als schriftlicher Quellen sich bedienten? Wie kann ein innerer Grund für die Ächtheit dieser Urkunden daraus hergeleitet werden, dass sie von Moses um so weniger hätten vernachlässigt werden dürfen, da er selbst in seiner bürgerlichen Verfassung am häufigsten derselben bedurfte? Ist es denn nicht die mosaische Authentie dieser Verfassung selbst, in der Form, wie sie diese Bücher enthalten, die mit dem noch immer nicht einstimmig entschiedenen Resultate der Kritik über die Ächtheit oder Unächtheit dieser letzteren und ihrer Quellen steht oder fällt? Rec. schweigt von allen inneren Schwierigkeiten, die in diesen Abschnitten selbst vorkommen, und jedem kritisch geübten Auge leicht begegnen werden.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Historisch-kritische Einleitung in sämmtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments*, von D. *Leonhard Bertholdt*. I—III Th. u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Noch ein Wort von dem fünften Document, das dem Vf. unbezweifelt mosaisch ist, *der Liste der Reisestationen der Israeliten in der Wüste* Num. 33. Der Beweis dafür beruht, ausser der eigenen Angabe im Eingange v. 2, bloss auf der Bemerkung, dass solche Verzeichnisse der Reisestationen ziehender Heere von jeher bey den alten oriental. Völkern Sitte gewesen, und es noch jetzt sind. Daraus würde also blosse Möglichkeit hervorgehen; aber selbst diese hebt sich auf, wenn man Widersprüche dieser Liste mit Nachrichten in anderen Stellen wahrnimmt. Vgl. z. B. c. 33, 44 u. 21, 11 ff. Zu der ersten Stelle zieht Israel vom Gebirge Abarim nach Dibon Gad; in der zweyten geht der Zug von demselben Gebirge an den Bach Sared; von da zu mehreren Stationen, die in der ausführlichen Liste gar nicht genannt werden. Wer will den Vorzug der historischen Sicherheit einer dieser Nachrichten vor der andern zuerkennen, und damit über mosaische Authentie entscheiden? Erstaunen muss man, wenn man am Schluss dieser Aufzählung von unbezweifelt ächten mosaischen Urkunden S. 789 die Worte liest: „Ihnen sind noch aus dem legislativen Theile der vier letzten Bücher des Pent. diejenigen Gesetze beyzufügen, welche lediglich ihre Beziehung auf den Aufenthalt der Israeliten in der arabischen Wüste haben, und diejenigen, welche erweislich der religiösen und bürgerlichen Verfassung der Ägyptier abgeborgt sind.“ Gewiss zweifelt Niemand, dass Moses, als Gesetzgeber, jene Gesetze gegeben haben könne, vielleicht auch gegeben habe: aber dass er sie dabey auch schriftlich aufgezeichnet haben, und wir seine Aufzeichnung in der gegenwärtigen schriftlichen Überlieferung wieder erkennen müssen, das sind Sätze, die mit jener ersteren historischen Wahrscheinlichkeit gar keinen Zusammenhang haben. So sind die Gründe für das Daseyn einer besonderen durch Moses zurückgelassenen Literatur beschaffen. Sie überheben uns, die gleichfalls behauptete mosaische Einsetzung des Prophetenordens näher zu prüfen, vorzüglich da der Vf. gleich darauf S. 7 selbst gesteht: „der von Mosch eingesetzte Prophetenorden hatte sich bis auf seine (Samuel's) Zeit zu keiner öffentlichen Bedeutsamkeit erheben können, und hatte wohl, wie es scheint, nur allein in dem Buchstaben der mosaischen Verordnung existirt.“ Wir wollen vielmehr zu einigen anderen Beyspielen übergehen, die nicht weniger, wie uns scheint, ein gründlicheres Urtheil und eine tiefere Kritik vermissen lassen.

In der Entwickelung der verschiedenen Bedeutungen des kirchlichen Ausdrucks κανὼν S. 54 ff. folgt der Vf. der allgemeinen Ansicht unserer Zeit, nach welcher der Begriff eines Verzeichnisses, der in anderen Beziehungen dem Ausdruck in der Kirche eigenthümlich war, zu Grunde gelegt ist. Seit *Semler's* Zeit, des Urhebers dieser Behauptung (Abh. v. freyer Unters. d. K. St. 1. S. 11 ff.), findet sich beynahe überall die Voraussetzung, die ursprüngliche Anwendung von κανὼν im kirchlichen Sprachgebrauch sey die eines Verzeichnisses von Vorlesebüchern gewesen, wozu man bekanntlich in den ältesten Gemeinden nicht bloss von Aposteln verfertigte, sondern überhaupt solche Schriften ausgewählt, die ihres religiösen Inhalts wegen für den Zweck der Erbauung benutzt werden konnten, ohne Rücksicht auf ihre Verfasser und deren persönliche Verhältnisse. Erst späterhin habe man diesen Ausdruck in einem engeren Sinne genommen, von dem Verzeichniss der ächt apostolischen Schriften, denen, als solchen, das Prädicat der göttlichen Inspiration zukomme, theils weil in den Streitigkeiten mit den Häretikern das Bedürfnis fühlbar geworden sey, bloss auf solche Schriften, als sichere Entscheidungsquellen der ächten, christlichen Lehre, zurückzugehen, theils aber auch weil die Menge der unächten, den Aposteln und ihren vorzüglichsten Gehülfen untergeschobenen Schriften eine strenge Scheidung nothwendig gemacht, und manche bisher geschätzte Schrift zurückzulegen genöthigt hätte, sobald ihr apostolischer Ursprung nicht hinreichend bewährt werden konnte. Daher sey kanonisch nun gleichbedeutend mit ächt apostolisch und inspirirt geworden, weil natürlich nur solche Bücher eine Stelle in dem Kanon behielten, deren ächt apostol. Abstammung, und damit auch Inspiration, erweislich war. Allein für diese angebliche, ursprüngliche Bedeutung von κανὼν, als Sammlung kirchlicher Vorlesebücher, ist man durchaus den Beweis schuldig geblieben. *Semler* selbst hat gar keine Stellen angeführt, in welchen κανὼν von alten Kirchenschriftstellern so gebraucht worden, und, was beynahe unglaublich scheint, so gross war das Ansehen dieses Mannes, dass man auch späterhin seine Versicherung anstatt

eines historischen Beweises gelten liess. Die von *Schmidt* krit. Gesch. B. 1. S. 7 aus dem 59 laodicenischen Synodalschluss angeführten Worte (ὅτι οὐ δεῖ ἰδιωτικοὺς ψάλμους λέγεσθαι ἐν ἐκκλησίᾳ, οὐδὲ ἀκανόνιστα βιβλία, ἀλλὰ μόνα τὰ κανονικὰ τῆς καινῆς καὶ παλαιᾶς διαθήκης) begreifen unter den βιβλίοις κανονικοῖς, wie das folgende Verzeichniss lehrt, keine einzige Schrift, die, ohne einen Apostel zum Verfasser zu haben, ehemals in den Kirchen zum Vorlesen gebraucht wurde, was auch schon der Zusatz, τῆς καινῆς διαθήκης, anzeigt. Es ist also durchaus kein Grund da, den Ausdruck βιβλία κανονικὰ hier in der Bedeutung von bestimmten, durch kirchliche Autorität festgesetzten Vorlesebüchern nehmen zu *müssen*. Unser Vf. beruft sich zum gleichen Erweis auf die beiden bekannten, nur in der lateinischen Übersetzung noch vorhandenen, Stellen des Origenes (*Prolog. in Cant. Cantic. fin.* und *Comment. ad Matth.* 27, 9), in welchen der Ausdruck zum ersten Mal von Religionsbüchern vorkommt. Allein hier wird er nicht vom N. T. gebraucht, sondern nur von der Sammlung der alttestam. Schriften, so wie sie von den Juden in Palästina damals bestimmt wurde: Dieser gestand man zu jener Zeit schon längst unter Juden und Christen das Prädicat der Inspiration zu, und Niemand wird es wohl bestreiten wollen, dass Origenes unter der Benennung *Kanon* jene Sammlung, nicht als Vorlesebücher der Juden, sondern als göttlich inspirirte Schriften begriffen habe. Wenn nun *Kanon*, wo es zuerst gelesen wird, eine Sammlung göttlich inspirirter Bücher bezeichnet, wie mochte und konnte man später denselben Ausdruck in der so weiten Bedeutung von kirchlichen Vorlesebüchern überhaupt nehmen? zumal da auch bey christlichen Religionsschriften so früh schon zwischen inspirirten und nicht inspirirten Büchern ein Unterschied gemacht wurde. Ferner, was nicht weniger bisher übersehen worden, Vorlesebücher, ἀναγινωσκόμενα, nannte man in der Folge (*Athanas. Ep. ad Ruffin.*) die deuterokanonischen Schriften; wie hätte man ihnen diesen Namen geben dürfen, wenn derselbe Begriff ursprünglich bey den kanonischen Büchern gedacht worden? Eine entscheidende Stelle, dass unter *Kanon* keineswegs die Vorlesebücher in der ältesten Kirche begriffen sind, dürfte, unserer Meinung nach, vielleicht aus *Muratori Antiqq. Ital. med. aev. T. III.* p. 854 angeführt werden, wo ein alter Schriftsteller des zweyten Jahrhunderts so aufgeführt wird: *Pastorem vero nuperrime temporibus nostris in urbe Roma Herma conscripsit, sedente in cathedra urbis Romae Ecclesiae Pio episcopo, fratre ejus. Et ideo legi eum quidem oportet, sed publicare nemo in Ecclesia populo neque inter prophetas completum numero, neque inter Apostolos, in finem temporum potest.* Diese lateinischen Worte, nach Bedeutung und Syntax, wird nicht leicht Jemand als Original gelten lassen; sie sind höchst wahrscheinlich nur Übersetzung eines griechischen Urtextes. Rec. glaubt den zweyten Satz auf folgende Art in seiner Urform wieder zu entdecken: Καὶ διὰ τοῦτο χρὴ αὐτὸν ἀναγινώσκεσθαι, ἀλλὰ δημοσιεύειν αὐτὸν οὐδεὶς ἐν ἐκκλησίᾳ τῷ λαῷ οὐδὲ ἐν τοῖς προφήταις κανονιζόμενον, οὐδὲ ἐν τοῖς ἀποστόλοις, μέχρι τελειώσεως χρόνων δύναται. Demnach wäre das Buch vorgelesen, und dennoch nicht im Kanon gewesen. Der Sprachgebrauch des Verbum κανονίζειν darf eben so wenig übersehen werden. Es kommt nie von blossen Vorlesebüchern, sondern beständig nur von göttlich beglaubigten Schriften vor: Theodoretus praef. in Cantic.. p. 984 von denen, welche das göttliche Ansehen des Hohenliedes in Zweifel zogen: ἐχρῆν μὲν οὖν αὐτοὺς συνιδεῖν, ὡς πολὺ λίαν αὐτῶν καὶ σοφώτεροι καὶ πνευματικώτεροι τυγχάνουσιν οἱ μακάριοι πατέρες, οἱ τοῦτο τὸ βιβλίον ταῖς θείαις γραφαῖς συντεταχότες, καὶ ἅτε δὴ πνευματικὰ κανονίσαντες τε αὐτὸ, καὶ ἐκκλησίᾳ πρέπειν ἀποφηνάμενοι. Hier werden die Redensarten ταῖς θείαις γραφαῖς συντάσσειν und κανονίζειν als Synonyma gebraucht. Andere Stellen aus Athanasius und Isidorus Pelus. führt Suicer an. Endlich bemerke man auch, dass Eusebius den Ausdruck κατάλογος, nicht κανὼν, braucht, da, wo er die Verzeichnisse der alttestam. Schriften aus Melito und Origenes anführt, *Hist. Eccl.* IV, 26. VI, 25. Berufen darf man sich nicht auf die hellenistischen Bücher des A. T., die, wie von den Juden in Ägypten, so auch unter den Christen während der ersten drey Jahrhunderte mit zum Kanon gezählt wurden, um daraus zu folgern, dass Kanon bloss ein Verzeichniss von Vorlesebüchern ausgedrückt haben könne, weil man jenen Schriften doch nicht gleiches Ansehen mit den althebr. Urkunden zugestanden haben würde. Von allen diesen Büchern ist es ausgemacht gewiss, dass Glaube an ihre göttliche Eingebung mit im Spiele war (vgl. *Münscher* Dogmengesch. B. I. S. 190 ff.), und eben dieser allein es bewirkte, dass sie, gleich jenen althebr. Schriften, mit als κανὼν, als Richtschnur des Glaubens, gebraucht wurden. Erst in der Folge, wo wegen der Menge untergeschobener Schriften das Bedürfniss kritischer Untersuchungen über Ächtheit zum Vorschein kam, einige KV. auch mit den Ansichten der hebr. Juden vom Kanon bekannter wurden; erst da liess man nach und nach in der griechischen Kirche diese Bücher fallen, weil ohne den Beweis ihrer Ächtheit man auch nicht ihre Inspiration verbürgen zu können glaubte. Die lateinische Kirche, weniger scrupulös, hat sie zum Theil ihrem Kanon einverleibt erhalten.

Diess sind die Gründe, warum Rec. in die so gewöhnliche Grunderklärung von Kanon, als Sammlung kirchlicher Vorlesebücher, nicht einstimmen kann. Er bleibt bey dem erwiesenen Begriff von *Norm, Regel, Vorschrift des Verhaltens* stehen, und vermag nur diesen im kirchlichen Sprachgebrauche wieder zu finden, sobald als das Wort von der Sammlung der alt- und neutestam. Religionsschriften gebraucht wird. Den Inhalt derselben, die heiligen Gottesoffenbarungen, betrachtete man als die Regel des Glaubens und des Lebens, wozu der Gebrauch des Ausdrucks κανὼν bey Paulus (Gal. 6, 16. Phil. 3, 16) die natürlichste Veranlassung gab. Damit war der

Übergang leicht, auch die Schriften, denen man einen solchen Inhalt zugestand, unter der Benennung *kanonische Schriften*, βίβλοι κανονικοὶ, so wie die Allheit derselben mit dem Namen *Kanon* aufzuführen. Ganz analog sind die Benennungen ἡ καινὴ διαθήκη und βίβλοι ἐνδιάθηκοι. Ersteres bezeichnet eigentlich den neuen Bund, die neue Religionsverfassung, und dann erst die Schriftensammlung, in welcher dieser neue Bund historisch überliefert worden, ein kurzer Ausdruck für βιβλία τῆς διαθήκης (1 Maccab. 1, 57 βιβλίον διαθήκης). Ebenso κανὼν eigentlich das Christenthum, als Regel, als Vorschrift für Glauben und Handeln, und dann auch, kurz gesagt, für βιβλία τοῦ κανόνος, Bücher, welche diese Regel und Vorschrift enthalten, nach welchen, als Regel und Vorschrift, über christliches Glauben und Handeln entschieden wird. So gebrauchte unstreitig Irenäus den Ausdruck κανὼν τῆς ἀληθείας, den wir jetzt nur noch in der lateinischen Übersetzung als *regula veritatis* lesen, *adv. haer.* III, 11, da, wo er von der polemischen Tendenz des johanneischen Evang. gegen Cerinth und die Nikolaiten spricht: *Omnia igitur talia circumscribere* (für das griech. περιγράφειν, *delere, e medio tollere*) *volens discipulus Domini, et regulam veritatis constituere in Ecclesia .... sic inchoavit in ea, quae est secundum Evangelium, doctrina.* Darauf folgt die Stelle Joh. 1, 1 ff. Noch deutlicher sind folgende Worte des Isidorus Pel. epist. 114: ὅτι δὲ ταῦτα οὕτως ἔχει, τὸν κανόνα τῆς ἀληθείας, τὰς θείας φημὶ γραφὰς, κατοπτεύσωμεν. Natürlich musste sich bald daran die Bedeutung eines Verzeichnisses knüpfen, weil dieser κανὼν ein Verzeichniss, eine Sammlung von Büchern ausmachte, eben so natürlich, als sich an κανονικὸς die Bedeutung von ächt, authentisch, anknüpfte, weil kanonische Bücher nur ächte Bücher seyn durften. Das ist aber noch lange nicht ein Verzeichniss von Vorlesebüchern, woran weder Gregorius Naz., noch Eusebius in folgenden Stellen denken konnten. Ersterer, *Ep. ad Seleuc.*, nachdem er ein Verzeichniss der zum N. T. gehörigen Schriften mitgetheilt, schliesst mit folgenden Worten: οὗτος ἀψευδέστατος κανὼν ἂν εἴη τῶν θεοπνεύστων γραφῶν. Letzterer *hist. eccl.* VI, 25 sagt vom Origenes: ἐν δὲ τῷ πρώτῳ τῶν εἰς τὸ κατὰ Ματθαῖον εὐαγγέλιον, τὸν ἐκκλησιαστικὸν φυλάττων κανόνα, μόνα τέσσαρα εἰδέναι εὐαγγέλια μαρτυρεῖται. Mehr führen wir nicht an, weil darüber bald an einem anderen Ort ausführlicher gehandelt werden soll; bemerken wir vielmehr noch Einiges über eine andere Untersuchung, wo wir dem Vf. gleichfalls eine Eröffnung unserer Zweifel über die von ihm gefundenen Resultate schuldig zu seyn glauben.

Es ist die Entscheidung der bekannten Streitfrage über den Umfang des ägyptischen Kanons S. 94 ff., wo Hr. *B.* folgenden Mittelweg zur Ausgleichung vorschlägt: Wenn es freylich unfehlbar gewiss sey, dass die ägypt. Juden die Apokryphen im *eigentlichen* Sinn nicht zu dem Kanon des A. T. gerechnet, *Eichhorn* und *Bauer* hier also unbestritten Recht hätten: so wäre es auf der andern Seite doch eben so ausgemacht, dass sie schon vor Christi Zeit der alexandrin. Version die Apokryphen als einen Anhang hätten beygefügt, der zwar nicht in einen gleichen Rang mit den übrigen voranstehenden Büchern gesetzt, von dem aber doch ein *mehr als gemeiner* Gebrauch gemacht wurde, indem man sich bald ihn gleichsam als integrirenden Theil des Kanons zu betrachten gewöhnte. Daher hätten auch die ältern KV., die das A. T. nach den LXX lasen, von den Apokryphen den nämlichen dogmatischen Gebrauch, wie von den kanonischen Schriften, aber freylich nur missbräuchlich, gemacht, da diess zu ihrer Zeit als Observanz allgemein eingerissen gewesen. Aber weder die Gründe, womit es als unfehlbar gewiss bewiesen seyn soll, dass die ägypt. Juden die Apokryphen im eigentlichen Sinn nicht zu dem Kanon des A. T. gezählt haben könnten, noch des Vfs. eigne Ansicht über ihr gegenseitiges Verhältniss zu einander, scheint uns von allem inneren und äusseren Widerspruche frey zu seyn. Unter ersteren steht oben an die Bemerkung, dass die Alexandriner, bey allen übrigen Verschiedenheiten von den palästinens. Juden in Denkart und Cultus, sich doch nie erlaubt hätten, in wesentlichen Sachen ihrer Religion von ihren Glaubensbrüdern in Palästina abzuweichen; um so weniger sey diess also in einer Sache vorauszusetzen, die das Fundament der jüdischen Religion beträfe. Wäre es wirklich geschehen: so würden sie sich auch nicht an das Gesetz gebunden haben, an den Sabbathstagen in ihren Synagogen bloss, wie die palästinens. Juden, die Thorah und die Propheten vorzulesen. Aber es sollte schwer werden, zu erweisen, dass dergl. Verschiedenheiten in wesentlichen Sachen der Religion zwischen Ägyptiern und Palästinensern nicht vorhanden gewesen. Käme es allein darauf an, die Analogie in anderen Fällen würde trefflich auch für den jetzt noch bestrittenen anzuwenden seyn. Rec. will hier nur auf zwey Puncte aufmerksam machen. Man denke einmal bloss an den eigenthümlichen Localcultus, dessen der Vf. selbst erwähnt, und zum Erstaunen alle Consequenzen übersieht, die daraus gegen seine eigene Behauptung sich ergeben. War denn das Gesetz von der Einheit des Gottesdienstes, worauf die Gesetzgebung im Pentateuch, und der neu eingerichtete Nationalcultus seit Josias Zeit so viel halten, nicht die unverkennbare Basis, das sicher berechnete Mittel, alle früher so oft dagewesenen Gefahren der Versuchung und des Abfalls zum heidnischen Polytheismus zu entfernen, und auf der anderen Seite Israels Volk zum Dienst des alleinigen Nationalgottes der Altvordern eng zu vereinigen? War die mit der Einheit des Jehovah in Parallele gesetzte Einheit der hohenpriesterlichen Würde nicht für denselben Zweck bestimmt, den religiösen Glauben an den einzigen Schöpfer des Himmels und der Erde auch durch die äussere Art der Verehrung deutlich auszusprechen? Musste jede Abweichung in dieser Hinsicht für den Juden, der das äussere Symbol nur zu leicht für die Idee selbst zu nehmen gewöhnt war, nicht das Hauptmoment der

Religion zu berühren scheinen, das um so weniger hätte verletzt werden dürfen, als es der Vielheit der heidnischen Gottesverehrung gerade entgegengesetzt war? Doch genug! Die Sache spricht für sich selbst, eben so deutlich wie ein anderer Umstand, der zwischen der ägypt. und palästin. Judenschaft als Differenz in Glaubenssachen hervortritt. Rec. bezieht sich auf das Dogma einer göttlichen Inspiration der LXX unter den Alexandrinern, wodurch diese Version ganz so, wie das Original, zum authentischen Text erhoben wurde. Er weiss wohl, dass bey Josephus, den neutestam. Verfassern, selbst im Talmud, dieser Ursprung der LXX theils mit Hochachtung angeführt, theils vorausgesetzt wird, also späterhin keine Glaubensverschiedenheiten in dieser Hinsicht zwischen beiden Parteyen Statt fand. Allein unleugbar fand doch diese Vorstellung unter den Alexandrinern ihre erste Entstehung, und war demnach in ihrem Ursprung ein *neuer*, vorher der jüdischen Theologie unbekannter Glaubensartikel, ist also auf jeden Fall Beweis, dass man in Ägypten, anstatt sich ängstlich an den in Palästina hergebrachten dogmatischen Typus anzuschliessen, kein Bedenken trug, neue, bisher noch nicht vorhandene Religionslehren einzuführen. Gerade hier in einer Sache, die das Fundament der Religion betraf, wagten sie es, als Neuerer aufzutreten, und die Art, wie ihre Glaubensgenossen in Palästina dieselbe aufnahmen, durfte ihnen eher Muth zu ähnlichen Neuerungen geben, als sie fürchten lassen, durch dergleichen Änderungen in ihrem Urtheil den Rang der allgemeinen Religionsverbrüderung zu verlieren. Ob sie in ihren Synagogen, wie die Palästinenser, bloss Gesetz und Propheten vorgelesen, bleibt noch sehr dahingestellt; die gleiche Benennung wenigstens, womit diese Apokrypha eingeführt werden, weist noch nicht darauf hin, da sie ihnen mehr von einem gleichen Gebrauche bey dem öffentlichen Gottesdienste, als von der blossen Aufnahme in die handschriftlichen Rollen des älteren kanonischen Textes, zugekommen seyn dürfte.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Freyberg*, b. Craz u. Gerlach: *Grundsätze, Proben und Plan einer deutschen Darstellung heiliger Schriften nach ihrer Urgestalt, für gelehrte und ungelehrte Bibelleser*, von M. *Karl Gottfried Kelle*, Pfarrer zu Kleinwaltersdorf und Kleinschirme bey Freyberg. 1814. IV und 60 S. 8. (4 gr.) Was diese kleine Schrift will, lässt sich aus dem Titel derselben genau vernehmen, sobald man nur weiss, dass unter den heil. Schriften der Pentateuch, der Prediger Salomo's und das Buch der Weisheit zu verstehen sind, deren deutsche Übersetzung Hr. *K.* zum Drucke bereit hat. Da er bey der Herausgabe derselben theils mit dem theol. Zeitgeiste, welcher in unseren gelehrten Zeitschriften hin und wieder sich ausspricht, theils mit der Partey, welche ein zwar sehr gepriesener, aber dem Ansehen und der Wahrheit biblischer Schriften höchst nachtheiliger Übersetzer und Erklärer derselben unter den Wortführern des gelehrten Publicums zu haben scheint, einen sehr schweren Kampf befürchtet: so scheint er diese Ankündigung vorzüglich für die ungelehrten Bibelleser berechnet zu haben, um diese für sich zu gewinnen. Auch hat er es dem Oberconsistorio seines Vaterlandes dedicirt, weil er diess wichtige Unternehmen ohne Vorwissen seiner hohen Obern nicht auszuführen wagte, und die Beweise, wie sehr man auch in unseren Tagen die Bibel noch missdeutet und misshandelt, den Oberhäuptern seiner vaterländischen Kirche in die Hände legen wollte. Rec. ist sich zwar weder bewusst, von jenem theol. Zeitgeiste angesteckt zu seyn, noch gehört er zu der von Hn. *K.* gefürchteten Partey: doch befürchtet er, dass auch sein Urtheil in den Verdacht der Parteylichkeit bey dem Vf. kommen dürfte, und will daher bloss den Referenten machen, gewiss, dass er auch so seiner Pflicht genüge, weil die Leser das Resultat dann selbst finden werden. Was Hr. *K.* als Übersetzer zu leisten sich bewusst ist, sagt er S. 4. „Wie viel aber die Sprache der Bibel durch eine wahrhaft treue, die Worte des Originals gewissenhaft abwägende Übersetzung an Reiz und Adel und Deutlichkeit gewinnt, davon gedenken wir bald die überzeugendsten Proben zu geben." Nach S. 59 sollen die meisten Zweifel über die Abfassung des Pentateuchs schon durch das Erscheinen der mosaischen Schriften in ihrer Urgestalt von selbst wegfallen. „Denn diese will der Übersetzer, um *jede* Dunkelheit aufzuhellen, *jede* Beschreibung deutlich zu machen, *jede* Verordnung nach ihrem eigentlichen Sinn und Endzweck vorzustellen, mit neuen, allgemeinverständlichen Anmerkungen begleiten. Besonders wird die Opferanstalt Moschehs in allen ihren Theilen, selbst in der kleinsten, sonderbarsten Ceremonie, als die zweckmässigste Anstalt, ein rohes Volk zu civilisiren und zu humanisiren, sich rechtfertigen." Dass der Vf. diess leisten werde, sucht er auf folgendem Wege darzuthun: Von S. 5—21 zeichnet er die allgemeinsten Vorschriften, welche der Übersetzer einer jeden Schrift zu beobachten hat, mit Hinsicht auf die Bibel, vor, und erläutert S. 15 die Foderung, dem Ausdrucke des Originals nichts zu *leyhen*, durch eine Maler- und eine Schauspieler-Regel. Diesen Vorschriften folgt die Übersetzung des Vfs. von 25 Stellen aus den mosaischen Schriften, die oft kaum einen ganzen Vers ausmachen. Jeder dieser Stellen ist de Wette's Übersetzung vorangeschickt, und in einer bald kürzeren, bald längeren Anmerkung bemüht sich der Vf., seine gegebene Übersetzung als die wahre darzustellen, wobey er den Sprachgebrauch einzig berücksichtiget. Allerdings scheinen einige Erklärungen des Vfs. sehr treffend zu seyn; nur lässt sich kein begründetes Urtheil fällen, weil den ungelehrten Bibellesern zu Liebe bloss gesagt wird, diess oder jenes Wort müsse so übersetzt werden. Bey der Vergleichung, welche Hr. *K.* zwischen seiner und de Wette's Übersetzung anstellt, wird über den letzteren ein sehr strenges Gericht gehalten, und ihm Schuld gegeben, dass er den Ausdruck so ekelhaft als möglich scheine machen zu wollen (S. 26), auf den Sprachgebrauch gar nicht geachtet habe (S. 36), manche Stelle von Hn. de W. arg verdreht sey (S. 44). Doch es widersteht dem Referenten, mehrere Urtheile der Art, die auf jeder Seite vorkommen, abzuschreiben. Lieber will er zur Probe noch eine Stelle nach Hn. *K's.* Übersetzung mittheilen, welcher er zwar kurze Erläuterungen eingeschoben hat, ohne dass sie derselben, wie er behauptet, nothwendig wären, um den eigentlichen Sinn zu ersehen. 1 Mos. XX, 16 wird übersetzt: „Und zu Sarah sprach er: Siehe, ich gab deinem Bruder tausend Silberlinge [als ich dich abholen liess], siehe diess da [geb ich] dir, eine Augendecke zu allem, was du schon bey dir hast [nämlich an Geschenken von mir] und nebst allem und überwiesen war sie [d. h. sie konnte sich nicht entschuldigen, wusste nicht, was sie darauf antworten sollte].

O. P. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

BIOGRAPHIE.

Tübingen, in der cottaischen Buchhandlung: *Aus meinem Leben.* Dichtung und Wahrheit. Von *Goethe.* Erster Theil. 1811. XII und 515 S. Zweyter Theil. 1812. 573 S. Dritter Theil. 1813. 538 S. 8. (Schreibpap. 9 Thlr. Druckp. 6 Thlr.)

Ein gewaltiges, oder auch nur durch einen bestimmten Reiz fesselndes Schicksal, eine grosse dauernde Leidenschaft, eine stark hervorspringende Eigenthümlichkeit des Gemüthes, eine vorherrschende Richtung der Geisteskräfte, können für das Leben eines Menschen eine vorzügliche Theilnahme erwecken, und einen vortrefflichen Stoff zu einer Biographie geben. Aber gleichwohl wird diese, wenn sie nur durch eine oder mehrere jener Eigenschaften, oder durch das Schicksal gestaltet werden kann, nichts als einseitige Wirkungen hervorbringen. Dem Ideal einer Biographie kann sich nur das dargestellte Leben eines solchen menschlichen Wesens nähern, welches bey einer reichen Empfänglichkeit des Gemüthes, und bey gewaltigen Geisteskräften, von der Natur schon die Anlage zu einem Gleichgewicht sowohl zwischen seinen Empfindungen als seinen Talenten erhielt, und durch das Schicksal in diesem Gleichgewicht begünstigt wurde, obwohl es von demselben in die mannichfaltigsten Berührungen mit den kleinen und grossen Verhältnissen der Welt gesetzt war. Die Beschreibung eines solchen Lebens stellt ein Individuum dar und seine Zeit, das erste in dieser, und die zweyte in jenem; giebt uns ein Schauspiel, welches an menschlicher Erhabenheit alle anderen übertrifft, und eben darum einen Reichthum der Lehre in sich fasst, wie er sonst nirgends gefunden werden mag.

Aus diesem Gesichtspunct allein darf man das vorliegende Werk betrachten, dem wir keinen zweckmässigeren Titel geben könnten, als: *Goethe und sein Jahrhundert.* Wählt man irgend einen niedrigeren Gesichtspunct: so läuft man Gefahr, die bekannten Selbstbiographieen, von *Rousseau*, *Stilling*, *Alfieri*, der gegenwärtigen vorzuziehen, und an solchen Fremdlingen in ihrem Zeitalter, welches sie mit wunder Empfindlichkeit, verworrenen Ansichten oder kaltem Stolz verwünschten, träumerisch dollmetschten und verachteten, mehr Theil zu nehmen, als an der unendlichen Anschauung des Universum der Menschheit in einem gegebenen Zeitalter, die sich hier zum ersten Mal in einem Individuum ausspricht.

Wir haben daran um so höhere Freude, weil wir überzeugt sind, dass diess nur einem Deutschen gelingen konnte. Er braucht keine Nationalität an sich abzustreifen, um zu einer solchen allgemeinmenschlichen Empfänglichkeit durchzudringen. In seinem Vaterland strömt die Cultur aller Nationen zusammen, und muss dort ihre Eigenthümlichkeit vor der Reflexion entfalten, zu welcher nur er die Virtuosität besitzt. Durch diese beweist er sich am allermeisten als einen Deutschen, und darum wird der Eindruck von *Goethe's* Leben dem heftigen Treiben des Tages, das uns zu einer stark ausgeprägten Volkseigenthümlichkeit, und zur Einbusse ungleich wichtigerer Vorzüge durch dieselbe, verhelfen möchte, still entgegenwirken.

Den angegebenen Gesichtspunct einer Biographie im grössten Umfange des Wortes, die von einer Seite ungleich schwieriger, von der anderen möglicher wird, sobald sie eine Selbstbiographie ist, hat auch *Goethe* selbst bey dem vorliegenden Buche sich gedacht, und mit jener Bescheidenheit angedeutet, die das Resultat vom Gefühl unserer Kraft und der tiefen Einsicht ist, wie die Umstände immer etwas Anderes aus uns machten, als wir selbst bezweckten und wollten. Wir tragen kein Bedenken, aus dem vielgelesenen Werke die dessfalsige Äusserung hervorzuheben, da sie statt aller Kritik über dasselbe dienen kann, und jede Beurtheilung seiner Art von ihr ausgeht. „Es scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu seyn, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschen-Ansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach Aussen abgespiegelt. Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefodert, dass nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, in wiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowohl den Willigen, als Unwilligen mit sich fortreisst, bestimmt, und bildet, dergestalt, dass man wohl sagen kann, ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach Aussen betrifft, ein ganz Anderer geworden seyn."

Gründlicher kann keine Lebensbeschreibung anfangen, als diese: denn sie beginnt mit der Constellation, unter welcher die Geburt ihres Helden erfolgte. Dass die Sterne vom Beginn unseres Daseyns an einen wichtigen Einfluss auf dasselbe haben, wer will es leugnen, und wer es wissen oder ergründen? Genug, dass die Biographie die ganze äussere Umge-

bung, welche sie mit darstellen soll, an nichts Ursprünglicheres, Höheres, an nichts knüpfen kann, wo der sinnliche und geistige Mensch sich mit einem gleich erhabenen Gefühl harmonisch berühren.

Wenn die Stätte der Geburt und der ersten Kindheit ein altes Gebäude mit thurmartiger Treppe, welches vergangene Zeiten vor die Phantasie führte, wenn Frankfurt am Main die Vaterstadt war, dieser eigentlich deutsche Ort, wo die deutsche Vorzeit unaufhörlich vor Augen trat, und das deutsche Wesen, wie sonst nirgends, als ein Ganzes sich sinnlich darstellte: so hat diess nicht nur den Dichtergeist überhaupt geweckt, sondern eine solche Stadt erzog ihn an deutscher Vorzeit, und gewöhnte ihn früh an eine universelle Deutschheit.

Die römischen Prospecte im Vorsaal des Vaters, der überhaupt für Italien soviel Vorliebe, als Kunde vom demselben hatte, das Puppenspiel, der Grossmutter Geschenk, dessen stummes Personal von der Einbildungskraft des Kindes belebt werden musste, der neue Bau des väterlichen Hauses, wo die Zimmer und Gänge zusammenstürzten, in welchen die Kindheit zu unerfreulichem Lernen enge gehalten war, auf welchen sie gespielt hatte, brauchen wir zu sagen, wie sie *Goethe's* für uns so fruchtbare Liebe zu Italien, das einzige dramatische Genie, welches wir besitzen, und jene Freyheit der Ansicht, womit sich dieser Geist aus dem Ruin einer ihm theueren Welt zum Genuss einer neuen erhob, hier schon in ihren ersten Keimen zeigen?

Ungemein reizend ist, mit ähnlicher Ansicht die weitere Jugendgeschichte zu verfolgen. Der schöne Mainstrom mit seiner grossen Brücke, der Wechsel der Marktschiffe mit der bunten, oft seltsamen Mannichfaltigkeit der aussteigenden Figuren, das rege Gewühl der alten Gewerbstadt, und das Wogen und Treiben der Messe, welche durch das Abladen und Auspacken der Waaren eine unbezwinglich thätige Neugierde in dem Knaben erweckte, gaben eben so früh die lebhafteste und heiterste Richtung für die Gegenwart, als die vielen kleinen Städte in der Stadt Frankfurt, Denkmale verschiedener Jahrhunderte und ihrer Verhältnisse, die Anschauung der Vergangenheit und die Liebe zum Alterthümlichen immer mehr begründeten. Der *Römer* allein war gleichsam ein Inbegriff deutscher Erziehung, wie er sonst nirgends gefunden ward, und welcher mehr, als andere weite Strecken des heiligen römischen Reichs, das Gemüth zur Deutschheit ausbilden konnte. Noch gab es, noch giebt es kein historisches Werk, wodurch uns die Hauptmomente und vorzüglichsten Gestalten der deutschen Geschichte anschaulich würden; aber der grosse Kaisersaal in Frankfurt brachte die Häupter und Heroen unseres Reichs vor die Augen des Knaben, und die historische Kunde von unserem gemeinsamen Vaterlande drang sich gleichsam seinen Sinnen auf, so wie sie auf den Lippen seiner Mitbürger lebte. Dass zugleich die alten ehrwürdigen Stätten deutscher Nation und Geschichte ihm ein Sitz des eigenen Familienglanzes waren, dass die alterthümlichen Sitten einigermassen ihren Mittelpunct in seinem Grossvater, dem Schultheissen, hatten, musste sein Individuum mit dem deutschen Wesen überhaupt noch mehr verschmelzen, und gab seinem Gefühle für dieses eine Innigkeit, um deren frühes Glück wir ihn beneiden könnten. Nichts ist trauriger, als dass es so wenige Puncte in Deutschland giebt, auf welchen uns das gemeinsame Vaterland schon in der Kindheit anspricht. Auch unsere innigsten Gemüther und feurigsten Geister konnten vor der glorreichen Erschütterung Deutschlands in unseren Tagen selten zur Liebe für dasselbe eher durchdringen, als bis die höhere Weihe unserer Literatur und Sprache und ein tieferes Ergründen unserer Historie ihnen die Idee unseres Vaterlandes aufstellte. Darum unterlasse man jetzt nicht, die alte Herrlichkeit der vornehmsten Puncte unserer vaterländischen Vorwelt, die edelsten und wichtigsten ehemaligen Reichsstädte, durch eine neue Nationalherrlichkeit wieder zu beseelen.

Ein glücklicher Wechsel, um *Goethe* zu bilden, wie ihn sein Zeitalter kennt, ward durch die Vollendung des neugebaueten väterlichen Hauses herbeygeführt. Das Schaffen zur Ordnung und Ausschmückung desselben, insonderheit die saubere Aufstellung der Bibliothek, die symmetrische Sammlung der sonst zerstreueten Gemälde in einem freundlichen Zimmer daneben, und die Eindrücke davon, welche zugleich zum gelehrten und zum Künstler-Leben führten, und diess in heiteren Räumen, die gleichsam auf den Trümmern alter Eindrücke und Erinnerungen gegründet waren, treten mit ihrer ganzen Wichtigkeit vor uns, indem wir des grossen Dichters gedenken.

Noch hatte es an einem Ereigniss gefehlt, welches die Einbildungskraft und das Gemüth des Knaben mit der Welt in Verbindung setzte, als es durch das Erdbeben von Lissabon so geschah, dass das Menschenschicksal und die Willkühr der Natur zugleich die junge Seele ergriffen, und mit dem Drang erfüllten, sich auf irgend eine Art das Verhältniss zwischen ihren beiderseitigen Gesetzen auszumitteln. Mit dieser Erschütterung hing wahrscheinlich sein Streben zusammen, durch Naturproducte unmittelbar zu dem höchsten Wesen zu gelangen. Die Art, wie er dazu eine Naturaliensammlung benutzte, ist mit einem Humor beschrieben, wie er selten in Deutschland herrscht; aber dass er so baar mit Gott und der Anbetung desselben zu Werke ging, darf man bey dem mystischen religiösen Wesen, welchem sich *Goethe* späterhin auch wohl ergab, nicht vergessen. Jene Baarheit der Religion lag in seiner Natur: dieses letzte war eine Krankheit, oder gar ein Luxus.

Wenn das Erdbeben von Lissabon, dessen fortgesetzte Zuckungen man in mehreren Ländern verspürte, ihn zu einer Ansicht von der schrankenlosen Willkühr der Natur gegen die Menschheit erhob: so führte den Knaben der Ausbruch des siebenjährigen Krieges zu den grossen Verhängnissen, die der Mensch selbst über die Menschheit bringt. Was über den Zwist gesagt wird, welchen dieses Weltereigniss, und warum, in die Familie des Dichters brachte, sollte in eine Hauspo-

stille für unsere Zeiten als das nothwendigste und erbaulichste Capitel aufgenommen werden. Die engherzigen Gründe, warum sein Vater für Preussen war, öffneten bey ihm der Bewunderung für die Persönlichkeit des grossen Königs die Pforte. Sein verehrter Grossvater war gegen seinen Helden, und liess in seinem Hause denselben lästern. Es giebt in dem späteren Leben und den Werken *Goethe's*, vorzüglich in dieser Biographie selbst, Beweise genug, wie wahr seine Bemerkung sey, dass sein Gemüth von Natur zur Ehrerbietung geneigt war. Aber um so wichtiger ward, dass die Fesseln, worin der Geist durch eine solche Geneigtheit nur zu leicht gefangen gehalten wird, schon gelüftet durch das lissabonner Erbeben, das ihn an der unbeschränkten Güte Gottes zweifeln liess, so früh zerbrochen wurden, indem seine Verehrung gegen die Grossältern durch das Unrecht, welches sie „dem einzigen, offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Mann anthaten," in seinem Inneren zerfiel. Er selbst findet hier den Keim der Nichtachtung, ja Verachtung des Publicums, die erst spät durch Einsicht und Bildung bey ihm ins Gleiche gebracht sey. Wir glauben, dieser Ausdruck heisst so viel, dass Beyfall und Liebe, die ein Product ihm erwerben, ihn freuen, er aber wenig danach umsieht, was gegen ihn gesagt wird; und ohne Zweifel ist diess die einzige edle Haltung, welche ein gewichtiger deutscher Schriftsteller in unserem literarischen Wesen behaupten kann, es sey denn, dass er sich eine Zeitlang gleichsam aufopfere, und in das zwiespältige Gewirre desselben zum gemeinen Besten stürzen wolle. Nichts kann mehr dazu bewegen, als der Charakterzug, welchen *Goethe* aus eben jenem Zwist in seiner Familie gewann, Unmuth über parteyische Ungerechtigkeit.

Wie während des Eindruckes, den die Weltbegebenheit auf den Knaben machte, sich das Knabenthum weiter bildete, ist zum Theil durch das eingeschaltete Mährchen, der neue Paris, angedeutet. Es erinnert dadurch, dass es aus einem reinen Spiel der Phantasie entstanden ist, und gleichwohl immer zu Versuchen reizt, irgend eine Allegorie in ihm zu entdecken, die in dem Augenblick verschwindet, wo man wähnt, sie durchführen zu können, an das berühmte Mährchen, welches bey seinem ersten Erscheinen in den Horen die erwachsenen enträthselnden Menschen eben so sehr beschäftigte, als dieses die gläubigen Gespielen des Kindes. Ob es übrigens ohne spätere Zusätze und Umbildungen geblieben sey, möchte man schon darum zweifelhaft finden, weil der Knabe, der Held der Erzählung, bisweilen Empfindungen und Bemerkungen vorbringt, welche über ein Alter von acht oder neun Jahren, denn so alt war unser Dichter in der ersten Zeit des siebenjährigen Krieges, hinauszugehen scheinen, vorzüglich in Hinsicht auf die drey Frauenzimmer, die sich um ihn bemühen. Z. B. „Die artige Kleine hätte ich lieber angepackt u. s. w." „Sie sprang auf mich los, und gab mir eine Ohrfeige, dass mir der Kopf summte: ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein derber Kuss, fasste sie bey den Ohren und küsste sie zu wiederholten Malen." Doch dürfen wir hier nicht unterlassen zu bemerken, dass nicht nur der Geist *Goethe's* sehr früh mannichfaltig ausgebildet war, sondern er auch durch die väterliche Erziehung und die gesellschaftlichen Verhältnisse im Hause seiner Ältern und Grossältern für einen gemachten Knaben gelten konnte. Hiedurch wird die obige kleine Rüge an dem neuen Paris so gemildert, dass sie beynahe ganz schwindet. Der Knabe, welcher früh mit innerem Ernst sich und die Welt betrachtete, und diess in seinem Äusseren so ausdrückte, dass er oft freundlich, oft auch spöttisch über eine gewisse Würde berufen wurde, die er sich herausnahm, konnte auch durch die blosse Sage, welche die Betrachtung aufregt, in ein Verhältniss zu dem Frauenzimmer gesetzt werden, welches der Natur weit vorauseilte.

Wir könnnen jenes Mährchen nicht verlassen, ohne noch darauf hinzudeuten, wie der Contrast zwischen dem förmlichen, feyerlichen, und dem Natur-Menschen, der nie aus dem Leben unseres Dichters gewichen ist, sich an dem neuen Paris mit der offensten Naivheit darthut. Der Knabe mit dem Degen an der Seite, den Hut unter dem Arm, mit der Weste von Goldstoff, die aus des Vaters Bräutigamsweste geschnitten war, und welcher sich in diesem feyerlichen Anzuge überaus gefiel, aber noch mehr, als der Alte im Mährchen ihm die gepuderten Haare zu seinem Entsetzen gewaltig ausgestäubt und unter ein buntes Netz gestreift hatte, der dann in seinem neuen Gewande Geberden und Sprünge machte, wie er sie von den Tänzern auf dem Messtheater gesehen hatte, giebt den Freunden des Dichters einen Wink auch für sein weiteres Leben; und zugleich wird ihnen nicht entgehen, dass schon in seiner frühesten Jugend seine Freude über eine zwanglose Natürlichkeit sich sofort wieder mit Erinnerungen des künstlichen Lebens versetzte: denn der angedeutete Contrast, wie bemerklich er immerdar geblieben ist, hat in einer so gewaltigen Natur immer gestrebt, sich selbst zu vernichten, und wir verdanken diesem Streben manche gewichtige Frucht.

Die Reflexion, welche er schon als Knabe über sich und die Welt ausübte, und das Gepräge, das seine Persönlichkeit dadurch erhielt, drückten sich am stärksten in seinem Benehmen aus, als seine Genossen ein Mährchen vorbrachten, wie sein Vater ein untergeschobenes Kind desjenigen sey, für dessen Sohn er gelte. Man mache sich ein Bild von dem Knaben, welcher darauf antwortet: auch dieses könne ihm recht seyn, denn das Leben sey so hübsch, dass man völlig für gleichgültig achten könne, wem man es zu verdanken habe. Es ist in dieser Antwort eine solche Haltung durch eine allgemeine Betrachtung, dass man abermals geneigt wird, zu vermuthen, ob die Erinnerung hier nicht wiederum die Chronologie etwas verwirrt habe. Die Gelassenheit des Knaben mag indessen sogleich durch den Umstand mitbewirkt seyn, dass das vorgebrachte Mährchen seinen Vater für den Sohn eines *vornehmen* Mannes ausgab. Denn der Biograph gesteht selbst, dass ihm unmittelbar nachher gar nicht missfallen wollte, der Enkel eines vornehmen Herrn zu seyn, wenn auch nicht auf die gesetzlichste Weise: denn alles, was den Menschen innerlich in seinem

Dünkel bestärke, sey ihm dergestalt höchlich erwünscht, dass er nicht weiter frage, ob es ihm sonst zur Ehre oder zur Schmach gereiche.

Die Figuren Frankfurts, welche der früheren Jugend des Vfs. merkwürdig waren, sind von der Seite beschrieben, wie sie diess wurden, und nicht nur darum vortrefflich, sondern vorzüglich, weil sich in der Beschreibung scheiden lässt, was das genialische Kind bemerkte, und was der spätere gereifte Verstand hinzuthat.

Dass *Klopstocks* Messias in sein väterliches Haus eingeschwärzt wurde, ihn und seine Schwester so ergriff, dass sie Porcia's Traum, das verzweifelnde Gespräch zwischen Satan und Adramelech oft recitirten, und welches komische Ungemach der Hexameter über den ihn anfeindenden Vater brachte, diesen Bericht vergisst Niemand, der das Buch gelesen hat; aber für die innere Geschichte des Dichters wünschten wir eine weit individuellere Darstellung, wie die Einbildungskraft des Knaben die Welt der Götter, Teufel und Menschen im Messias, sein Gemüth und seine religiöse Vorstellung das Christenthum in demselben, sein Ohr den Bau der Hexameter aufgenommen.

Das dritte Buch hat einen solchen Inhalt, und ist so angelegt, dass es leicht zu einem vortrefflichen fein komischen Lustspiel verarbeitet werden könnte. Die Charaktere von dem Grafen Thorane und dem Vater des Dichters eignen sich als die Hauptfiguren insonderheit dazu, und eben so der Hausfreund, die Mittelsperson zwischen ihnen. Dann sind der Knabe und seine Schwester und ihre Mutter gleich ausgewählte Nebenpersonen. Die Entwickelung der Misshelligkeit zwischen den beiden Hauptfiguren ladet zu einer solchen dramatischen Feinheit ein, als der endliche Ausbruch des Grolles des einen gegen den anderen, halb komisch, halb tragisch, eine um so ausgezeichnetere Wirkung verspricht, weil diese Schlussscenen mit einem Hauptact des siebenjährigen Krieges zusammenhangen. Was für den dramatischen Dichter so sehr wünschenswerth ist, dass er seine Fabel an allgemein verbreitete historische Erinnerungen knüpfen kann, ohne seine Dichtung durch die Historie gedrückt und gefesselt zu sehen, diess gewährt der vorliegende Stoff zu einem Lustspiel im vollen Masse. Es könnte auch in dieser Hinsicht, bey mancher Ähnlichkeit, vollkommener werden, als Lessings Minna von Barnhelm. Wie uns bey manchen Anlässen zu einem Vermissen und Wünschen für unsere Literatur erinnerlich wird, dass *Goethe* noch unter uns lebt und schafft: so auch hier. Überdiess gehört eine so durchaus reife Ansicht der menschlichen Verhältnisse, und eine solche Ausmittelung des eigenen Genius gegen dieselben, wie *ihm* nach so langer Arbeit nun geworden ist, zur Vollendung eines ächten Lustspiels. Gewiss glaubt er am wenigsten, dass er durch dramatische Bearbeitung dieses Stoffes die Pietät verletze.

Sonderbar genug gab ihm die Wirklichkeit einen solchen Stoff, dessen Verarbeitung an die vorzüglichere Seite des französischen Theaters erinnern würde, eben zu derselben Zeit, da er zuerst durch eine französische Bühne die lebhafteste Theilnahme an theatralischen Vorstellungen gewann, und durch dieselbe zu einem eigenen Versuch in dramatischer Poesie angefeuert wurde. Ein Glück war es vielleicht dabey für seinen Genius, dass ein französischer kunstrichterlicher Knabe in Vollmacht der damaligen engen Theorie der Franzosen in dramatischer Poesie sein Product misshandelte, und ihm jene Theorie widrig, also auch verdächtig machte.

Für die weitere Entwickelung des Knaben, wie für alle lebhaften Geister, die im Christenthum erzogen werden, zeigten sich die Vorstellungen, die das alte Testament weckte, von der grössten Bedeutung. Demnach war allerdings zu wünschen, dass diese Vorstellungen, wie sie in einem solchen Knaben sich bildeten, uns ausführlich geschildert würden. Von dieser Seite wäre also die ziemlich weitläuftige Darstellung der älteren Menschengeschichte in dieser Biographie nicht zu tadeln. Allein unverkennbar sind die Resultate nicht nur späteren Nachdenkens, sondern auch der verschiedenen Zeiten, die der Biograph erlebte, in dieselbe gelegt, und höchstens darf man sie an diesem Platze dadurch retten, dass man annimmt, in dem jungen Gemüth habe die Ahndung der hier entwickelten Ansichten schon gelegen. An sich sind sie darum vortrefflich, weil hier ein dichterischer Geist mit der ältesten Menschengeschichte auf eine gleich consequente Art verfährt, wie mit dem Urbeginn derselben ein philosophischer in *Kants* Abhandlung über ihren muthmasslichen Anfang. Beide sind in ihrem Bemühen der historischen Wahrheit gewiss näher gekommen, als alle kritischen Untersuchungen über die ältesten Quellen unserer Weltgeschichte.

Die biblischen Geschichten wurden auch dadurch für unseren Dichter wichtig, dass ihm Josephs Charakter und Schicksal zu einem Epos begeisterten, welches zu seiner eigenen Verwunderung ganz zu Stande kam, wiewohl das Werk voluminös wurde. Hier treffen wir auf eine Spur der Wirkungen des Messias auf seinen Geist, deren tiefere Entwickelung wir schon vermisst haben. Durch *Klopstock*, lautet das Geständniss, hatten die Personen des alten und neuen Testaments ein zartes und gefühlvolles Wesen gewonnen, das dem Knaben so wie vielen seiner Zeitgenossen höchlich zusagte. Dass der Vater diese Autorschaft so sehr begünstigte und aufmunterte, so wie vielfachen anderen Einfluss seiner Erziehungsgrundsätze, Liebhabereyen, und überhaupt seiner Weise, auf *Goethe's* mannichfaltigste Ausbildung, können ihm die Deutschen nicht genug danken. Seine strenge planmässige Ausdauer in allen Dingen ward von unschätzbarem Werth für den jungen, feurigen, und nach allen Gegenständen greifenden Genius, und selbst seine Engherzigkeit, Sclaverey gegen die Gewohnheit, und Überschätzung seiner eigenen Art konnten bey der Achtung, die seine Tugenden geboten, ein so scharf betrachtendes jugendliches Wesen nur zu den entgegengesetzten guten Weisen führen. Vielleicht hat nie ein Sohn wahrer und baarer, so ohne Hass und Liebe, über seinen Vater gesprochen, als hier geschehen ist, vielleicht nie weniger mit der Absicht, demselben ein Denkmal zu stiften; und dennoch steht es da, gewiss nicht ohne Pietät errichtet.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

BIOGRAPHIE.

Tübingen, in der cottaischen Buchhandlung: *Aus meinem Leben.* Dichtung und Wahrheit. Von *Goethe* u. s. w. I—III Theil.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Figuren Frankfurts, welche auf diese neue Periode des Knabenalters vorzüglich einwirkten, sind tiefer und unbefangener aufgefasst, als die früheren; und indem man den zwar reiferen Sinn des Knaben wiederum von den hinzugetretenen Betrachtungen des Mannes in diesen Schilderungen trennen kann, wird man von ihrer Wahrheit um so mehr durchdrungen. Meisterhaft ist vor allen das Portrait des Hofraths *Huisgen*, in welchem man die Hand entdeckt, die nachher den Mephistopheles und ähnliche Figuren zur Bewunderung der Deutschen gezeichnet hat.

Einen eben so anmuthigen, als feierlichen und insonderheit für den Deutschen guter Zeit allgemein gültigen Charakter erhält diese Biographie dadurch, dass die erste Liebesgeschichte ihres Helden und die Krönung Josephs II zum römischen König in einander spielen. Kunstreicher könnte diess kein Poet erfinden, als es hier der historischen Wahrheit gemäss beschrieben ist. Deutlicher, wie in den vorhergehenden Lebensperioden, nehmen wir hier den Stoff gewahr, aus welchem die nachherige Dichterwelt unseres Biographen zum Theil hervorging. Egmonts Verhältniss zu Klärchen wäre ohne diese Liebe zu Gretchen, schwerlich auch das von Faust zu Margaretha und Wilhelm Meisters zu Marianen, gedichtet worden. Was der Titel dieses Buches besagt, dass es Dichtung und Wahrheit sey, begreift man vielleicht nicht besser, als wenn man die Schilderung der Liebesverhältnisse in *Goethe's* Dichterwerken und in dieser Selbstbiographie vergleicht. Wo gehen überhaupt, und vorzüglich bey einem solchen Geiste, Dichtung und Wahrheit, die ohnehin so in einander fliessen, dass nur der höhere Historiker sie einigermassen scheidet, so Hand in Hand, als in der Gegenwart der Liebe und ihrer Erinnerungen? Nur hätte uns zweckmässiger geschienen, diese Biographie *Wahrheit* und *Dichtung* zu benamen, und im Gegentheil den Roman von Meisters Lehrjahren *Dichtung* und *Wahrheit* zu nennen.

Die Liebe zu Gretchen ist auf das innigste, die Abreissung des Verhältnisses zu ihr auf das schmerzlichste beschrieben; aber um so inniger sucht man auch nach Spuren, dass unser Held sich bemüht habe, die Geliebte wieder aufzufinden, zumal da ihr Schicksal wahrscheinlich nicht wünschenswerth war; und um so peinlicher vermisst man durchaus diese Spuren. Wie will indess ein menschliches Gemüth mit dem anderen rechten? Doch wehe hat uns gethan, dass der Biograph in diesem und anderen Verhältnissen zu seinen Geliebten zu sehr die Gegenwart der Leidenschaft, das Gebilde seiner Künstlerphantasie, und dieses in der Erinnerung am Herzen trägt, als dass er um die Wirklichkeit des geliebten Gegenstandes genugsame Sorgfalt geübt hätte. Gleichwohl geht es uns auch hier wieder, wie fast immer, wenn wir *Goethe* tadeln wollen. Bey näherer Betrachtung findet sich gewöhnlich etwas, wodurch der Tadel entkräftet wird. War denn nicht der Umstand, dass Gretchen zu den Acten erklärt hatte, sie habe ihn immer als ein Kind betrachtet, und eine wahrhaft schwesterliche Neigung zu ihm gefühlt, hinreichend genug, wenn auch nicht die Sehnsucht nach ihr, doch nach dem wirklichen Verkehr mit ihr zu brechen? Ausserdem hatte sie ja selbst gewünscht, die Stadt zu verlassen. Und wer wollte gegen alle Fortsetzung einer Wirklichkeit mit ihr den Zustand hingeben, in welchen der Dichter versetzt wurde, weil jene Gestalt, an der sich der Begriff des Schönen ihm hervorthat, in die Ferne weggeschwunden war? Wenn sie ihn unter den Schatten seiner Eichen besuchte, ihm den gewaltigen Trieb weckte, etwas Ähnliches in der Weite zu suchen, ihn zu Zeichnungen nach der Natur zwang, an welchen er nicht sowohl das sah, was darauf stand, als dasjenige, was er zu jeder Zeit und Stunde dabey gedacht hatte: wie hätte sie durch ein fortgesetztes wirkliches Verhältniss zu ihm je so wohlthätig auf die Ausbildung seines Künstlergeistes wirken können?

Vielleicht wäre auch bey einer Fortdauer des Verhältnisses zu Gretchen seine Verbindung mit seiner Schwester nicht bis zu solcher Individualität ausgebildet, deren geschichtliche Beschreibung hier eben so viel Theilnahme erweckt, als die poetische Darstellung zarter Innigkeit zwischen Bruder und Schwester in dem Drama *der Geschwister.* Leider ist das dichterische Ganze, worin unser Biograph das geliebte unbegreifliche Wesen, das er nur zu bald verlor, durch unendliche Einzelnheiten zu schildern, eine Zeitlang entschlossen war, und zu welchem er sich die Form der richardsonschen Romane dachte, nicht einmal angefangen. Der Tumult der Welt hat ihn von einem Vorsatz abgezogen, den er selbst einen schönen und frommen nennt.

Als die Zeit herannahte, dafs der Dichter die Akademie beziehen sollte, sehen wir ihn im Besitz mannichfaltiger Kenntnisse und Fertigkeiten, und besonders ausgestattet mit Kunde der neueren Sprachen. Wenn aber sein ganzes Wissen zu zerstreut in jener Periode aussieht: so liegt der Grund davon nicht blofs in seiner feurigen alles ergreifenden Natur, und in der Unzulänglichkeit des jugendlichen Wissens überhaupt, sondern vorzüglich in dem nachtheiligen Umstande, dafs eine gründliche Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache nicht das Hauptelement seiner Erziehung gewesen zu seyn scheint. Dagegen war gewifs der vornehmste Punct in seiner Cultur, dafs er sein Talent der Darstellung eifrig genug ausgebildet hatte, um schon in Befriedigung seines gröfsten Genusses, in der poetischen Nachbildung, einen ernsten Zweck des Lebens sehen zu dürfen. Doch zeugt sehr von Umfang und Tiefe seines Geistes, dafs selbst die Bestimmung für einen solchen Zweck ihm allzuleer däuchte, und er sich zu gründlichen Studien des Alterthums bekennen wollte. Hier sehen wir schon den Anfang der Verbindung zwischen dem Künstler und Gelehrten in *Goethe*, aus welcher, als zu seinen Studien über das Alterthum auch die der physischen Natur kamen, Werke hervorgegangen sind, die eben so viel Bewunderung gegen seine genaue Wahrnehmung, anhaltende Beobachtung, und seinen literarischen Überblick, als gegen seine darstellende Kunst veranlassen.

Auch in der Jurisprudenz war er durch die Sorgfalt seines Vaters unterrichtet. Da er nun bey Anfang der juristischen Vorlesungen von dem akademischen Lehrer nichts hörte, was er nicht schon wufste, entstand sofort in ihm ein Widerwillen gegen dieselben. Diefs führt ihn auf die nicht genug zu beherzigende Bemerkung, wie schädlich es sey, wenn die Jünglinge schon vor dem methodischen und vollständigen akademischen Vortrag über die sogenannten reellen Wissenschaften mit ihnen fragmentarisch bekannt gemacht werden. Eben so wahr ist eine andere Bemerkung über ein Übel, das sich auf unseren besten Universitäten am häufigsten findet. Es giebt, meint er, auf derselben junge öffentliche Lehrer, die durch das Lehren erst ihre Wissenschaft lernen, und eine festere Bildung in derselben, die dem Lehrenden nie entstehen sollte, um so mehr auf Unkosten ihrer Zuhörer sich erwerben, je mehr ihr Geist dem Zeitalter zuvoreilen will. Sie tragen vor, nicht was der Zuhörer braucht, sondern was zu untersuchen ihr eigenes Bedürfnifs heischt.

Wer in jüngeren Jahren selbst öffentlicher Lehrer auf einer Universität war und in seinen eigenen Busen greift, wird hierin dem Biographen leicht beystimmen, und den durch junge Professoren anzustiftenden Schaden desto höher anschlagen, je geneigter ihrem Jugendfeuer sich das jugendliche Publicum hingiebt. Auf den hohen Schulen sollten also *junge* Lehrer nicht geduldet werden. Da aber von der anderen Seite unverkennbar ist, dafs die Wissenschaft und Gelehrsamkeit oft ungemein durch den Wetteifer gewannen, womit sich jene in dem öffentlichen Vortrag übten: so wäre zu wünschen, dafs ihnen erleichtert würde, dort öffentlich aufzutreten, wo ein gesetzteres Publicum von ihren neuen Ansichten und ihrer lebhaften Darstellung gewinnen könnte, ohne durch ihre Jugend zu leiden. Wählte man alsdann diejenigen von ihnen, welche sich durch solchen Vortrag ausgezeichnet hätten, bey reiferem Alter zu den Lehrern der hohen Schulen: so würde man auch nicht mehr das Ärgernifs haben, auf diesen so viel pedantische Unkunde der Welt, und Grobheit der Manier und Leidenschaft, wie jetzt, auf dem Katheder thronen zu sehn.

Goethe bemerkt auch, dafs wiederum die ältesten Professoren leicht stationär werden, und unnütze, unrichtige, vom Zeitalter schon verworfene Sachen überliefern. Sie von Universitäten wegzuschaffen, wäre gleichfalls sehr rathsam; nur dafs es auf eine ehrenvolle Weise geschehe, und sie in eine Lage versetzt werden, wo ihre Gelehrsamkeit und ihre grofse Kunde von dem Einzelnen ihres Faches noch für die Literatur wucherten. Dazu fände man vielleicht ein Mittel in den gelehrten Societäten, die unter dem Namen von Akademieen der Wissenschaften und Künste zum Theil reichlich ausgestattet sind. Eben die jungen Männer, die sich erst zu Lehrern auf hohen Schulen bilden wollten, könnte man den Gealterten dort beygesellen, damit sie von deren Erfahrung für ihre Laufbahn lernten.

Mit der feinsten Ironie über sich selber, welche durch das ganze Buch geht, und den Selbstbiographen überaus wohl kleidet, weil sie den Übelstand mildert, dafs er so viel von sich reden mufs, und von Lächerlichkeiten und Ungereimtheiten Anderer, schildert uns *Goethe*, wie er auf der Universität zu Leipzig von den Eigenheiten des väterlichen Hauses und des Frankfurters nach und nach entkleidet wurde.

Mehr als die Angriffe auf sein Äusseres, seine Kleidung, seinen Dialekt, versetzte ihn die Befehdung seines poetischen Geschmackes in Unruhe, und die Erwähnung derselben bringt ihn auf eines der meisterhaften Capitel, in welchen er seinen so weiten, als das individuellste Detail auffassenden literarischen Überblick darthut. Wir gedenken beyläufig seiner Einleitung in die Literatur von der Farbenlehre, als des Gröfsten, das er in dieser Hinsicht geliefert hat.

Seine Betrachtungen über die deutsche Literatur, wie er sie bey Beginnen seiner akademischen Laufbahn vorfand, eröffnet er mit der Erinnerung, dafs er dieselbe nicht sowohl schildere, wie sie an und für sich beschaffen seyn mochte, als vielmehr wie sie sich zu ihm verhielt. Wenn er dann fortfährt, dafs er *defshalb* zuerst von solchen Dingen sprechen wolle, welche allem behaglichen Leben und aller selbstgenügsamen Dichtkunst feindlelig wären, von der Satire und der Kritik: so sieht man den eigentlichen Zusammenhang von diesem *defshalb* mit dem vorhergehenden Satze nicht ein, wenn man in diesem Übergange nicht das verborgene Geständnifs wahrnimmt,

dass auch des Dichters weitere Fortbildung im literarischen Treiben von der Zerstörung aller behaglichen Freude an sich selbst durch Satire und Kritik abhing.

Was über *Rabener* gesagt wird, ist eine musterhafte Auffassung des Charakters eines Schriftstellers in seiner äusseren Lage, voll heiterer Billigkeit und des feinsten Verstandes. Der Irrgarten in *Breitingers* kritischer Dichtkunst ist so beschrieben, dass man ihn werden sieht; und wie gerecht ist bemerkt, dass der kräftige Schweizer trotz seiner langen Anstrengung, einen solchen Irrgarten zu Stande zu bringen, doch noch auf den wesentlichen Inhalt der Poesie stösst, wenn er ihn gleich nur als eine Zugabe bey derselben annimmt. Zu den deutschen Dichtern selbst führt der Gedanke, dass der deutschen Poesie ein nationeller Gehalt, und mit ihm Alles fehlte; an Talenten aber niemals ein Mangel war. Über *Günther* ist hier zum ersten Mal gerecht gesprochen, so wie überhaupt an diesem Buche besonders erst von künftiger Zeit als eine überaus schätzbare Seite gelobt werden mag, dass manchem verkannten und vergessenen Geist hier Gerechtigkeit widerfährt, ein überschätztes Talent, wiewohl selten, auf einen geringeren Anschlag zurückgesetzt wird. An *Günther* hätten wir, zumal da das Rohe und Wilde in ihm, wie es seiner Zeit, seiner Lebensweise und seiner Charakterlosigkeit angehörte, hervorgehoben wird, auch das tiefe religiöse Gefühl, welches in ihm so innig als dichterisch war, gern gelobt gesehen.

Gleichsam der chronologischen Ordnung zu gefallen scheint der Aufenthalt von *Johann Georg Schlosser* zu Leipzig episodisch in die Übersicht unserer Literatur eingeschaltet; doch zeigt sich bald, wie wesentlich diese Episode sey: denn die literarische Bildung des Biographen und seine Ansicht von unserer Literatur, um derentwillen diese beschrieben wird, bekam dadurch eine andere Richtung, und wurde merklich gefördert. Das vornehmste Resultat davon war die Überzeugung, dass er sich der Präcision und Kürze befleissigen müsse, um sich von der weitschweifigen und nichtigen Epoche ganz abzuwenden; und die Erwägung, in wiefern es schon Gedrängtheit unter den deutschen Dichtern gab, führt seine Ansicht von unserer literarischen Welt weiter. Das Urtheil, dass *Wieland* von allen ohne Frage das schönste Naturell hatte, ist so wahr, als fein die Bemerkung, der Spott dieses Dichters über ideale Gesinnungen sey so liebenswürdig, weil er dadurch verrieth, wie viel ihm die Schwärmerey selbst zu schaffen mache.

Nachdem ein heller Blick über den damaligen Vortrag der Philosophie, Theologie, Medicin und Rechtsgelahrtheit geworfen ist, erwähnt der Vf. kaum der weiteren Fortbildung unserer Kritik, welche selbst in den Literaturbriefen sehr schwach im Urtheil über Gedichte und schöne Literatur überhaupt gewesen sey: und so finden wir ihn wieder bey der Poesie, von welcher und zu welcher seine sprungweise Manier in diesem Abschnitt immer anhebt und hineilt. Was ihm vorzüglich am Herzen lag, springt demnach stets wieder ins Auge, und wir theilen durch diese Art des Vortrages, die uns hier glücklicher dünkt, als eine viel planmässigere, seine poetische Unruhe damaliger Zeit.

Die Verlegenheit um einen Stoff, woran er seine productive Kraft zeigen könnte, quälte ihn vor allen. Weil *Kleist* über seine einsamen Spatziergänge geistreich geäussert hatte, dass er auf die Bilderjagd ausgehe, „ein Gleichniss, das einem Edelmanne und Soldaten wohl ziemte, der sich dadurch Männern seines Standes gegenüber stellte, die mit der Flinte im Arm auf die Haasen- und Hühner-Jagd auszugehen nicht versäumten:“ so verwies man die jungen Poeten auf ähnliche Spatziergänge, wo sie sich Stoff holen sollten. *Goethe* meint, sie wären durch einen solchen Rath in die Irre geführt; aber welchen Reichthum hat sein Geist, indem er poetisches Wildpret in dem Rosenthal und anderen Gegenden Leipzigs aufsuchte, durch das beachtete Kleinleben der Natur, das er nun symbolisch, nun allegorisch nahm, zum Heil unserer Poesie gewonnen! Vielleicht die lieblichste Frucht dieses einsamen Genusses der Natur, jene Idylle über die unschuldigen Pflanzenthränen, die aus den Zügen von Annettens Namen in der Baumrinde über die verharrschten des seinen hervorquellen, bewahrt der Dichter noch wie ein Heiligthum bey sich. Er hat sie niemals ohne Neigung gelesen, und ohne Rührung Anderen vortragen können. Die folgenden Jahrhunderte sollen diese Neigung und Rührung mit ihm theilen, und vor allen bey dieser Idylle eine Eigenschaft seines Genius, die Zartheit desselben, feiern.

Dass wir diese Annette, eine Geliebte, gegen welche der Dichter harte Unart so wiederholt übte, als mit poetischer und wirklicher Reue büsste, noch gar nicht kennen, indem ihrer gedacht wird, möchte wohl nicht von einer Nachlässigkeit dieser Biographie herrühren. In dem Zuge, worin einmal die Betrachtungen des Biographen sind, wird jenes Verhältniss der Liebe gleichsam nur in literarischer und poetischer Beziehung erwähnt; und überhaupt erweckt ja diese ganze Biographie die Wahrnehmung, wie dieser Geist allen Stoff der Wirklichkeit in das Gebiet der Poesie hinüberschaffte, und dort erst durch sein Dazuthun zu seinem wahrhaften und unverlierbaren Eigenthum machte. Welcher Stoff aber ist dazu mehr geeignet, als Empfindungen und Ereignisse der Liebe? Auch gehen die Betrachtungen über unsere Literatur sogleich weiter.

Merkwürdig ist, dass eben durch den König, welcher die französische Literatur so bewunderte, als die deutsche verachtete, durch die Thaten des siebenjährigen Krieges der erste wahre und höhere Lebensgehalt in die deutsche Poesie kam. Wenn hier hinzugefügt ist, dass jede Nationaldichtung schal sey oder werden müsse, sobald sie nicht auf Ereignissen der Völker und ihrer Hirten ruhe, wo beide für *einen* Mann stehen, und dass Könige in Krieg und Gefahr darzustellen sind, in welchen sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen, interessanter, als die

Götter selbst, die sich nach Bestimmung der Schicksale der Theilnahme entziehen: wem schlägt bey diesen würdigen Gedanken für unsere Zukunft nicht das Herz in Hoffnung, dass wir für die Epopöe dem Schicksal einen höheren Stoff abgewinnen können, als Homer und die Homeriden besassen? So sind die Zeiten und die Völker geworden, dass die Gefahr gross ist, und kein Hirte bestehen mag, der nicht mit dem Volke die Gefahr besteht; und in diesem Zustande der Dinge hat das Christenthum, von welchem Klopstock sich noch mit Göttern belastet sah, eine so geläuterte Gestalt bekommen, dass es wohl zu einem, wenn wir so sagen dürfen, grossen epischen Gefühl durch die Weltanschauung begeistert, aber keine höheren epischen Wesen aufdringt, die der Theilnahme am Menschlichen Abbruch thun. Wir leben in der Zuversicht, dass Talent und Genie sich des schon begonnenen Stoffes unserer Zeit in Deutschland nicht darum noch nicht bemeistert haben, weil sie nicht mehr vorhanden oder im frischen Muthe wären, sondern weil Gegenwart und Erwartung den deutschen Geist noch zu stark an die Wirklichkeit fesseln, als dass er diese in das ideelle Gebiet hinüber tragen könnte. Noch bestehen wir schlecht mit der lyrischen Poesie, die zuerst bey fruchtbaren Ereignissen zu einer Reife kommt, in Hinsicht auf den letzten sogenannten heiligen Krieg, gegen die Zeit des siebenjährigen und *Gleims Kriegslieder*. „Sie behaupten, sagt *Goethe*, einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und wegen der glücklichen Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht." Welche Würdigung derselben im Vergleich mit dem schalen Unverstand, der sie gegen die Ausbrüche eines zwar vollen, doch nichts weniger als poetischen und künstlerischen Gemüths über die Ereignisse unserer Zeit verrachtend zurücksetzt! Die Art, wie Situation und Handlung in jenen Kriegsliedern aufgefasst und dargestellt sind, bringt uns mehr poetischen Gehalt, als Alles, was die Poesie über den letzten Krieg hervorgebracht hat. Obgleich dieser seinen Elementen nach und welthistorisch gewiss grösser ist, als der siebenjährige, und obgleich wir der Behauptung *Goethe's* beypflichten, dass der innere Gehalt des verarbeiteten Gegenstandes der Anfang und das Ende der Kunst sey, und ohne die Würdigkeit desselben das schönste Talent mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk liefere, können wir nicht leugnen, dass der deutschen Poesie in der Geschichte unseres ruhmvoll geführten Krieges eine Persönlichkeit entstehe, an welcher sie aufranke, wie einst an Friedrich dem Grossen. Bey aller Ehrerbietung gegen die verbündeten Monarchen und ihre Heerführer dürfen wir wohl gestehen, dass sie keine *poetischen* Figuren sind. Der gestürzte Gegner wäre allerdings eine dichterische Person; doch leuchtet ein, dass man ihn nur als eine Nachtfigur gegen eine poetisch strahlende brauchen könnte.

Aus dieser Periode, in sofern wir sie einzig auf den Dichter selbst beziehen, haben wir noch seine dramatischen Stücke, die *Laune des Verliebten* und *die Mitschuldigen*. Das erste entsprang aus seinem Verhältniss zu Annchen, die schon erwähnte poetische Busse, für seine eifersüchtige Unart gegen die Geliebte, die er dadurch unwiederbringlich verlor; das zweyte aber lässt uns eine neue Seite an ihm gewahren, dass er nämlich sich früh als Tröster und Vermittler in die geheimeren Zerrüttungen der Familien mischte, und als solcher zu kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangte. Wie die von herrlichen Häusern eingefassten Strassen reinlich gehalten werden, und Jedermann sich daselbst anständig genug beträgt, aber es im Inneren öfters um desto wüster aussieht, ist hier vortrefflich ausgedrückt, um das Stück *die Mitschuldigen* zu erklären, „dessen heiteres und burleskes Wesen auf dem düstern Familiengrunde als von etwas Bänglichem begleitet erscheint, so dass es bey der Vorstellung im Ganzen ängstiget, wenn es im Einzelnen ergötzt." Denselben Eindruck über das Äussere und Innere der Städte spricht auch die alte *Barbara* in Wilhelm Meisters Lehrjahren aus, und in ihrem Munde befremdet er dort eben so sehr, als er hier biographisch merkwürdig ist.

Charakteristisch genug geräth der Biograph, indem er der unendlichen Langenweile des täglichen Lebens auf der Akademie gedenkt, die ihn zu unzähligen Schalks- und halb Schelmen-Streichen brachte, von welchen wir gern einige erzählt gesehen hätten, auf die Wahrnehmung, dass die Religion auch seinem Leben keine Fülle gab, und möchte die Schuld davon auf den protestantischen Gottesdienst schieben, wiewohl in seiner dermaligen Stimmung, wo seine Natur sich zu ihrem eigenthümlichen Element durcharbeitete, der römisch-katholische ihn eben so wenig erfüllt haben würde. Indessen bleibt die dadurch veranlasste Entwickelung, wie der protestantische Gottesdienst zu wenig Fülle und Consequenz habe, um eine Gemeine zusammen zu halten, ein Wort zu seiner Zeit. Nur soll man, wie hier geschehen ist, dennoch die Abnahme des Interesse für die Kirche in den protestantischen Ländern nicht vorzüglich darin suchen: denn sie wird in den katholischen eben so gut verspürt, und hat gewiss allgemeinere, mit dem verschiedenartigen Cultus nicht zusammenhängende Ursachen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, in Commission der maurerschen Buchhandlung: *P. von Blankensee*, Mitglied der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam, *Praktisches Handbuch für Landwirthe, die einen gründlichen Unterricht über die wichtigsten Gegenstände des Landbaues und der Viehzucht wünschen, nebst Kostenberechnungen über alle Wirthschafts-Artikel.* Aus vieljährigen, in der Neumark gemachten eigenen Erfahrungen. Erster Theil. Neue Ausgabe. Mit 7 Kupfertafeln und Tabellen. 1815. XVI u. 592 S. Zweyter Theil. Mit 1 Kupfertafel und 1 Tabelle. VIII u. 424 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.) (Die erste Auflage dieses anerkannt nützlichen Werks erschien bereits 1801.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

BIOGRAPHIE.

Tübingen, in der cottaischen Buchhandlung: *Aus meinem Leben.* Dichtung und Wahrheit. Von *Goethe* u. s. w. I — III Theil.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dass eine Gleichgültigkeit gegen die menschlichen Verhältnisse, ein Verzweifeln an aller Autorität, derselbe innere Zustand, welchen alle emporstrebende und reflectirende Jugend in derselben Periode sicherlich empfindet, in dem Biographen überhand nahm, schiebt er auch darauf, dass die Leipziger Friedrich den Zweyten, der in seinen Gedanken noch immer höher stand, als alle vorzüglichen Männer des Jahrhunderts, keineswegs für einen grossen Mann gelten lassen wollten. Auffallen wird dabey immer, dass sie ihn um das angenehme Gefühl bringen konnten, einen grossen Mann zu verehren, dass er sich so weit nach dem fremden Urtheil stimmte. So sehr wir auch die wollende und concentrirende Kraft in dieser Natur achten: so ist sie der unermesslich reichlichen Empfänglichkeit in derselben keineswegs gleich zu schätzen. Doch möchte es nicht der strengsten Wahrheit gemäss seyn, dass ihn die Leipziger wirklich um die Bewunderung des Brennenkönigs brachten. Mitunter ist in dieser Biographie auch eine halbe Bemerkung gesagt, wenn sie nur eine bequeme Brücke zu einem Übergang ist. Hätte doch jene Bewunderung darin eine Gegenhülfe finden müssen, dass ihn sein neuer Freund *Behrisch* die Achtung gegen seine damaligen Mitbürger verminderte.

Die Zeichnung dieses neuen Freundes ist eines der Charakterstücke dieses Buches, welche bedauern lassen, dass der Dichter in den Zeiten seiner reinsten Cultur nicht zu Arbeiten der eigentlichen Komödie kam. Vielleicht wäre eben eine Komödie, welche in den akademischen Jahren spielte, vorzüglich geeignet, allgemeinere Theilnahme in Deutschland zu finden. Unsere ganze gebildete Männerwelt erinnert sich jener als eines Zeitalters poetischer Licenz, die Welt der Knaben und der Jünglinge schaut zu ihnen wie nach etwas Idealem hinauf, die Frauen stellen sich gern einen Zeitpunct vor, wo die Männer noch nicht Sclaven irgend eines Verhältnisses waren, und keine unserer bürgerlichen Beziehungen wird durch Darstellung des Lebens auf Universitäten gekränkt. Es bietet der Komödie einen lauteren Stoff dar.

Die Bemühungen *Goethe's* in der bildenden Kunst während seines Aufenthalts zu Leipzig muss man als eine Zwillingsarbeit mit seinem poetischen Fleiss betrachten, und dann wird die Schilderung, wie der Laokoon und der dort zuerst aufgestellte Unterschied zwischen den bildenden und Rede-Künsten auf ihn wirkte, doppelt interessant. Über die Art, wie *Lessings* Ideen ganze Lebensepochen empfänglicher Gemüther befruchteten, Widerstreben bey anderen erweckten, oder nach einigem Verlauf ein Mäckeln an ihnen veranlassten, sind Worte gesagt, die für alle Zeiten und alle neuen Erscheinungen im Gebiet der Ideen gelten.

Je ungemeiner der ausserordentliche Mann auf die jugendlichen Gemüther wirkte: um so mehr fällt auf, dass die Jünglinge, als er nach Leipzig kam, eine Stimmung hatten, nach welcher beliebte, selbst die Orte zu vermeiden, wo er sich zeigte. Der Biograph nennt es freylich mit Recht eine augenblickliche Albernheit einer anmasslichen und grillenhaften Jugend: nur wünschten wir, er hätte nicht vergessen, *was* sie damals im Kopf hatten. Wer in den jüngeren Jahren mit berühmten und ausserordentlichen Männern zu irgend einem Verhältniss gelangte, wird auf einer ähnlichen Grillenhaftigkeit sein Bewusstseyn ertappen. Dass man sich selbst in solcher Beziehung nicht geachtet genug glaubt, mag mitunter die Ursache seyn; doch versetzt sich diese bey der Jugend leicht mit einer ehrenwerthen Scheu gegen das Vortreffliche. Die Strafe für jene Albernheit, dass *Goethe* auch in der Folge *Lessing* nie mit Augen sah, ist hier so schmerzlich empfunden, als mit einer wehmüthigen Erhebung die Erinnerung, wie der hochverehrte *Winkelmann*, „in jener schönen Zeit der Literatur, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde," in der Nähe Leipzigs erwartet wurde, und statt seiner die Nachricht von seinem gewaltsamen Tode kam. Wir wissen, wie der Biograph diess Ereigniss späterhin angesehen hat. Seine Äusserungen über dasselbe in seinem Buch von dem Unvergesslichen gehören zu den schönsten Stellen der deutschen Prosa.

Der Übergang, dass er bey dem Schmerz über Winkelmanns Abscheiden nicht gedacht hätte, bald für sein eigenes Leben besorgt seyn zu müssen, nämlich durch hypochondrische Kränklichkeit, ist einer von den wenigen in dieser Biographie, statt welcher wir lieber gar keinen Übergang sähen. Dagegen ist es eine wohlthuende Verknüpfung der biographischen Nachrichten, dass die Erinnerung, welche Männer ihm Wohlwollen in seiner Krankheit bezeigten, uns eine neue Reihe der Porträts schenkt, durch welche diess Buch einen seiner vorzüglichsten und mannichfaltigsten Reize hat. Dasjenige, was über die Freund-

schaft zwischen ihm und *Langer* (nachherigem Bibliothekar zu Wolfenbüttel), dem ein unmittelbares Verhältniss zu dem grossen Weltengotte nicht in den Sinn wollte, mittelst der Religion und des Evangeliums gesagt ist, muss bey gehöriger Würdigung des Biographen stets von der Bemerkung begleitet werden, dass er damals schwächlich fühlend war. Es sey ferne von uns, zu leugnen, dass nicht eine schöne Freundschaft gleichsam ihren Centralpunct in der christlichen Offenbarung haben könne; aber in *Goethe's* Natur in ihren gesunden Tagen passt sie nicht hinein. Wie sehr war er Kränkling an Seele und Leib, als er nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt sich in die mystischen Irrgänge verlor, und sich die religiöse Bildung solcher weiblichen Seelen, wie die Fräulein *von Klettenberg*, die in den Bekenntnissen einer schönen Seele in Wilhelm Meister sich selbst darstellt, aneignen wollte.

Wir eilen aus dieser bänglichen Periode seines Lebens, von seinen Bestrebungen, sich ein theologisches System zu machen, das durch Einfälle so gut zusammenhängt, wie manche andere, und besonders von dem völlig verschobenen Verhältniss zwischen seinem Vater und ihm, wovon die Hauptschuld freylich auf jenem zu liegen scheint, wiewohl er bey seiner Ungeduld mit dem kränklichen äusseren und inneren Zustande des Sohns durch den Gedanken, dass dieser nicht unschuldig an demselben war, gereizt werden mochte, gern hinweg mit dem Biographen zu seinem schönen und lebenslustigen Aufenthalt in Strassburg.

Die Bücher, welche der Erinnerung an denselben geweiht sind, möchte man als mit besonderer Liebe angelegt preisen, wenn man nicht wüsste, dass ein solches reiches künstlerisches Gemüth von seinem Leben, sobald es sich frey und heiter entwickeln konnte, selbst nur eine chronologische Beschreibung zu geben braucht, um nicht nur den Anschein zu haben, dass seiner Beschreibung eine grosse Kunst zum Grunde liege, sondern wirklich unbewusst durch diese geleitet zu seyn, weil der beschriebene Stoff, das Leben selbst, durch Schönheit und Kunst geleitet wurde.

Das Vorspiel machen Gedanken, die in der allgemeinen deutschen Bibliothek damals geäussert waren, und dem Jüngling lebhaft zusagten. Sie wiesen auf Betrachtung des bewegten Lebens und auf die Kenntniss der Leidenschaften hin, als das vorzüglichste Bildungsmittel der Geisteskräfte. Hier fühlte sich ein solcher Jüngling in seinem Element, und sah zu seiner grössten Freude die abstruse Philosophie, die mühselige grammatische Erlernung der alten Sprachen, das dürre Compendienwesen, auf einmal in den Hintergrund gestellt. Der Mangel an gründlichen Elementarkenntnissen aller Gelehrsamkeit, wovon wir *Goethe's* Jugend nicht frey glauben, konnte freylich durch die neuen Grundsätze nicht gehoben oder gemildert werden; aber die eigentliche Seele seines Lebens, die Kraft, das Allgemeine und Individuellste im Leben darzustellen, war dadurch ungemein gefördert.

Diese einleitende Symphonie passt vortrefflich zu dem heiteren, anmuthigen, und von Leidenschaften durchwebten Inhalt der folgenden Bücher, und sofort zu dem herrlichen Blick, welchen der Dichter von dem Münster über das weite reiche Land zu thun nicht säumte. Bey seinen Worten fühlt man das Entzücken, das er damals empfand; und ist je eine historische Vorbereitung zweckmässiger gewesen, als so ein allgemeines Bild von dem Schauplatz der nun zu beschreibenden Zeit, mit der Bemerkung, dass ein solches neues Land, in welchem wir uns eine Zeitlang aufhalten sollen, wie eine unbeschriebene Tafel vor uns liegt. „Noch sind keine Leiden und Freuden, die sich auf uns beziehen, darauf gezeichnet; diese heitere, bunte, belebte Fläche ist noch stumm für uns; das Auge haftet nur auf den Gegenständen, in sofern sie an und für sich bedeutend sind, und noch haben weder Neigung noch Leidenschaft diese oder jene Stelle besonders herauszuheben; aber eine Ahndung dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz."

Auch von dem Münster ist nur der erste Eindruck in den Vorgrund gestellt. Die Äusserung indess, dass der Dichter dieses Wunderwerk als ein Ungeheueres gewahrte, das ihm zugleich als ein Geregeltes fasslich, und als ein Ausgearbeitetes angenehm vorkam, dient uns gleichsam sofort zum Unterpfand, dass wir durch ihn noch die belehrendste und genaueste Bekanntschaft mit dem grossen Denkmal der Baukunst gewinnen sollen. Wir müssen es aber ruhig abwarten, wie auch er dasselbe mit Geduld auf sich einwirken liess, und uns von dem Münster mit ihm zu den Menschen wenden, die sein täglicher Verkehr wurden.

Seine Tischgenossen, und ihr Präsident, Doctor *Salzmann*, vor Allen dieser, dann *Franz Lerse*, *Stilling-Jung*, die treffendsten Zeichnungen nach dem Leben, so wie *Goethe* selbst, wie ihm jener Präsident in dem Förmlichen, Repräsentirenden ausbildet, wozu die Anlage wir schon in dem Knaben bemerkten, ingleichen jener Ludwigsritter voll Bizarrerie, der auch zu der Tafelrunde gehörte, machen zusammen eine Komödie aus, welche nur einer Beschränkung auf eine Centralhandlung bedürfte, um das vollkommenste Theaterstück zu werden. Das Verhältniss des Biographen aber zu seinem Tanzmeister und dessen beiden ihm geneigten Töchtern, kann wirklich als ein ganz vollendetes Theaterspiel mit geringer Veränderung aus dem Gebiet der Geschichte auf die Bühne gebracht werden.

In dem ergötzenden Gewirre von Scenen aus dem täglichen Verkehr und Treiben des Biographen ist die Erscheinung der Erzherzogin von Österreich, die als Königin von Frankreich eine so glänzende und tragische Figur geworden ist, auch gleichfalls ein Prachtstück mit tragischer Wirkung. Diess wird sie einzig durch das gleichsam vorahnende Gemüth des Dichters, welches auf das heftigste erschüttert wurde, als er das Gebäude auf der Rheininsel, wo Marie Antoinette den Abgesandten ihres Gemahls überliefert ward, auch mit Hautelissen geschmückt sah, in welche die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa, also der unseligsten Heirath, gewirkt war. Der Ausbruch seiner Empfin-

dung bey diesem Anblick gehört zu den beredtesten Stellen der Biographie.

Riesenmäsig aber, wie der Münster selbst in der schönen Landschaft, die er überschaut, steht in jenem Gewirre bunter Scenen die Beschreibung und Entwickelung der Eigenthümlichkeit in dem Denkmal Erwins von Steinbach. Wie aber dieser gewichtvollste Theil herbeygeführt wird, möchte Vielen auffallend seyn. Indem der Vf. darauf sinnt, was wohl zunächst weiter mitzutheilen wäre, kommt ihm, nach seinem Ausdruck, durch ein seltsames Spiel der Erinnerung das ehrwürdige Münstergebäude wieder in die Gedanken. Uns däucht, dass dieser Übergang zu nachlässig und bequem sey, selbst gar etwas Unwahres an sich habe, da der Münster sich in der Stadt sowohl als auf dem Lande beständig seinen Augen darbot; und gleichwohl könnte man wieder auf die Vermuthung gerathen, dass Wahrheit und Selbstbekenntniss gerade diesen Übergang veranlasst hätten. Denn man kann nicht in Abrede seyn, dass *Goethe*, wenn er aus dem Genuss von Darstellung der Gefühle, Leidenschaften, Bilder und Thatsachen sich losmachen und Begriffe entwickeln soll, mit einer gewissen unwilligen Bequemlichkeit dazu schreitet. Der ihm so liebe und werthe, als allgegenwärtige Münster liess sich nun aber einmal nicht abweisen. Jener erste Eindruck, dass hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sey, wird hier zu einer solchen Anschauung dargestellt, dass der Münster selbst mit allen Zierrathen als ein Ganzes erscheint. In unseren Tagen erinnert die vortreffliche Darstellung auf eine schmerzliche Weise selbst den politischen Geist an die wahrhaftige Deutschheit. Nimmt man das ehemalige heilige römische (warum nicht lieber deutsche?) Reich in der Idee: so erscheint es mit seinem Eindruck vom Ungeheueren, seiner Zusammenstimmung der Theile zur Einheit, seinen vielfachen im Geist des Ganzen ausgearbeiteten Zierrathen, durchaus auf dieselbe Weise, wie hier der Münster von Strassburg. Auch liegt im Charakter der Deutschen, dass sie glaubten, ein politischer Bau könne der Zeit trotzen, obgleich auf dem veränderlichen Wesen der Menschen errichtet, wie ein vom todten Material und auf der Grundveste der Erde aufgerichteter. Dahingestellt bleibet gleichwohl, ob uns diese Anspielung sehr irre leiten würde, wenn auch sie uns auf das altdeutsche Wort führte: was einer in der Jugend wünscht, hat er im Alter genug. *Goethe* nimmt es hier in dem Sinne, dass Abbildungen des Münsters, so wie der Dome zu Köln und zu Freyburg, die er wünschte, und in der Jugend einigermasen bezweckte, zum Theil in seinen späteren Jahren vortrefflich ausgeführt wurden. Vielleicht ist der Wechsel der Zeiten nahe, wo der alte sogenannte gothische Bau unserer Reichsverfassung, was jeder patriotische Deutsche sehnlichst wünschte, wieder als ein beseeltes Ganzes sich unseren Blicken darthut.

Im zehnten Buch sind zwey Hauptfiguren, *Herder* und *Fridericke*. Die vorläufigen Betrachtungen über die damalige Lage der Autoren in Deutschland sollen zu dem Verhältniss zwischen dem ersten und den Biographen führen. Ganz gilt jetzt freylich die Wahrnehmung voriger Zeit nicht mehr, dass die deutschen Dichter, da sie nicht mehr als Gildeglieder für Einen Mann standen, nicht der mindesten Vortheile in der bürgerlichen Welt genossen. Wenn man aber ausnimmt, dass ihnen jetzt, und wie selten, von einem Gönner ein Jahrgehalt bewilligt wird, oder ein Buchhändler etwa mehr Honorar zahlt, als ehemals: so hängt es doch auch in unseren Tagen lediglich von dem Zufall ab, ob das poetische Talent zu Ehren oder Schanden geboren seyn solle. Nimmer sollten wir bey solchen Vergleichungen *Bürgers* Schicksal vergessen. Als Poet war er von der deutschen Nation wie wenige anerkannt; unter einer Regierung, welche das literarische Wesen vorzüglich fördert, blühte sein Ruhm; im Besitz von Kenntnissen und einer Ausbildung, die in ihrer Art auf der berühmtesten Lehranstalt Deutschlands die vorzüglichsten waren, liebenswürdig durch viele vortreffliche sittliche Eigenschaften, und in seinem Wandel wenigstens nicht unregelmäsiger, als manche begünstigte Professoren, hat er ein reichlich so trauriges Verhängniss erlitten, und eben durch die bürgerlichen Beziehungen, als der hier angeführte *Günther*. Wie glückliche Verhältnisse fand dagegen der frühere *Opitz* als Dichter und Literator! Wenn wir daher in *Klopstock* nicht, mit dem Biographen, einen Übergang der Nichtachtung in Verehrung gegen Dichter und Autoren sehen können: so bleibt uns dieser unvergessliche Mann doch auch in der Hinsicht merkwürdig, dass er einzig bloss als Dichter, ohne irgend ein anderes Verhältniss, ohne Amt, ohne Vermögen, in Deutschland leben konnte, und in unbefleckter Würde war. Diese ist hier so dargestellt, dass man von der tiefsten Rührung ergriffen wird, und nie ist so gesagt worden, wie der himmlische Frieden, welchen *Klopstock* bey Empfängniss und Ausführung seines Messias empfand, die Würde des Gegenstandes, das Gefühl seiner eigenen Persönlichkeit erhöhte, und nebst seiner damit zusammenhangenden aufmerksamsten Reinigkeit in seinem Thun ihn gleichsam zu einer geheiligten Person in Deutschland machte. Mit billigem Scharfsinn wird auch geschätzt, was *Gleim*, der die Einkünfte einer zwar dunkeln, aber einträglichen Stelle zum Theil verwandte, productiven Kräften in Anderen über die äussere Noth wegzuhelfen, zum Gedeihen des Ansehns und der Würde von deutschen Dichtern und Autoren gewirkt hat. Eben so billig ist aber auch das schalkhafte Lächeln, dass die genannten und ihnen ähnlichen Männer jener Zeit in unserer Literatur, da ihre äusseren Verhältnisse gegen ein bewegteres Leben doch nur nichtig waren, einen fast dünkelhaften Werth auf alle ihre Zustände und Urtheile legten, und sich darin gefielen, mit Lob und Ehre sich einander zu überschütten. Wer theilt jetzt nicht die Verwunderung über ihren Briefwechsel, dass so vorzügliche Menschen sich an einer solchen Wechselnichtigkeit ergötzen konnten!

Goethe mit seinen Freunden wollte auch schon

in ein solches wechselseitiges Schönethun gerathen, als *Herder* in Strasburg eintraf, und seine Selbstgefälligkeit unbarmherzig misshandelte. Die Schilderungen dieses berühmten Mannes von verschiedenen Händen können sich einander sehr ungleich, und dennoch ziemlich wahr und treffend seyn. Wer dessen schöne, hohe und immer lebendige Empfindsamkeit zu seinem Hauptaugenmerk nimmt, wird ihn ganz anders beschreiben, als wer seine gleich ergiebige Galle zu beschreiben vorzüglich Anlass findet. Gegen eine jüngere und gewaltige Natur, die sich wider seine Ansichten erheben wollte, mochte dieselbe gewiss um so despotischer vorwalten, wenn ungeheuchelte Verehrung ihn eine Zeitlang erwarten liess, an dieser Natur einen durchaus abhängigen Jünger zu haben. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn hier *Herders* gallsüchtige Seite etwas härter vorscheint, als die ihm befreundeten Seelen wünschen mögen, welche sich die baare Wahrheit gern durch einen Duft von Empfindsamkeit verhüllen. Unschätzbare Aufschlüsse würden uns übrigens auch Bekenntnisse des geistreichen Mannes über den damaligen *Goethe* geben. Wir wüssten kaum, dass bey anderen Stellen dieser Selbstbiographie uns so, wie hier, der Wunsch aufgestiegen wäre, auch die andere Partey vernehmen zu können. Der Eindruck, welchen uns das Bild von *Herder* hier hinterlässt, erinnert sehr an seinen späteren Groll gegen ein neues Zeitalter und besonders die *Kantischen* Ideen. Wir sind aufs höchste begierig, ihn in der Zeit, welche dieses Buch beschreiben wird, wo der Ruhm unseres Biographen den seinigen wenigstens bey den besten Köpfen überstrahlte, weiter geschildert zu sehen.

Indem man einer leisen Verstimmung durch das kaum erwägte Verhältniss nicht los werden kann, öffnet sich auf einmal vor uns die heiterste Welt, und Friederickens anmuthigste Gestalt in einem Idyllenleben. G. u. P.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Prolog zum grossen Magen.* 1815. 71 S. 8. (8 Gr.)

Der Vorredner, Hr. *Brockhaus*, eignet diese Knitteley (Recensent kann sie nicht anders nennen) der Literatur der gegenwärtigen Zeit an. „Wir hatten, sagt er, dem heillosen Gnomen und Erdgeiste, dem wie in *Hellmonts* missverstandenem Systeme die Seele bloss im Magen oder dieser in jener sitzt, den Verfall in jene unselige Knechtschaft zu danken, woraus uns wahrlich minder unser Verdienst, als der höhere Arm gerettet hat." Allein trotz dieser Versicherung steht sie fast ganz ausser Beziehung derselben. Denn nicht nur erschien der erste Entwurf dazu zu Dresden, in der Abendzeitung bereits 1806, sondern auch der ganze Inhalt ist mehr der damaligen, als der jetzigen Zeit verwandt. So werden z. B. der Ideenmensch, der Glückseligkeits- und Nachahmungs-Trieb, die praktische Vernunft, *Kant*, *Campe*, *Adelung*, *Hufeland*, die Recensionsanstalten, die Pädagogik, die Secularisations- und Organisirungs-Seuche, besonders aber *Salzmann* und *Becker* preis gegeben. Der Vf. ist des an sich tadellosen Entwurfs, der von der Schöpfung des Menschen ausgeht, und die Perioden des Sündenfalls, des Thurmbaus, der Sprachverwirrung u. s. w. durchläuft, nicht mächtig gewesen; die Reimerey entrückte ihn der Chronologie und der Gedankenfolge, daher auch die vielfältigen Wiederholungen, das Einlenken, und Einzwängen. Rec. überlässt es gern dem Geschmacke derer, die an einer solchen Salmagondis ihren Gaumen kitzeln können. — Das Heiligste hört auf, in einer solchen Erscheinung Werth zu haben, das Verdienst wird der Verpöbelung, die Bildung der gemeinsten Misshandlung hingegeben. Einiges als Probe, um zu beweisen, dass der Geist von Simon Lämchen nicht über dem Vf. schwebte.

„Ich musste ihn (den Menschen) zum Sündenfall verhelfen;
Wo wär' mein Schnepfenthal sonst geblieben?
Wer hätte den Reichsanzeiger geschrieben?
Poeten schätzt man nun nicht mehr,
Sie machten denn etwa Besen nebenher.
Bald brauchts nicht Kirche, nicht Priesterzunft,
Flickt jeder Schuster mit reiner Vernunft.
Hätt' der Becker nicht erdacht die Publicität,
Niemand fiel darauf, dass es so herrlich steht;
Was hört man da Schönes aus jedem Nest,
Jeden Wind, den Deutschland fahren lässt,
Kopf unten, in die Höhe den Steiss,
Dahin strebt die Erziehung mit allem Fleiss."

Dk.

Ohne Druckort: *Einiger der königl. sächsischen Gardisten Frevelthaten,* verübt in Marburg den 5 Sept. 1814. beschrieben von D. *L. Wachler.* 1814. 40 S. 8. (4 Gr.)

Diese Verirrungen der königl. sächsischen Gardisten, wie wir sie einstweilen schonend nennen wollen, sind durch den rheinischen Mercur und daraus durch andere politische Zeitungen bekannt geworden, und wir zweifeln nicht, dass der Hr. General-Lieutenant von Thileman die Sache näher aufklären und Genugthuung, wenn sie nothwendig und noch möglich ist, geben wird. Dk.

Hannover, b. d. Gebrüdern Hahn: *Kurze chronologische Übersicht der merkwürdigsten Begebenheiten aus den 11 Jahren des nun beendigten Kriegs,* in besonderer Rücksicht auf Hannover, und die hannöverschen Staaten. Ein Erininnerungsblatt zur Beförderung einer dankbaren und würdigen Feyer des Friedensfestes. Von *A. W. Hagemann*, Pastor an der Markt-Kirche. Zum Besten der Armen. 1814. 16 S. 8. (2 Gr.)

Der weitläuftige Titel sagt Alles; die Absicht ist löblich, der Gedanke würdig, die Ausführung mittelmässig: denn das Allgemeine geht in dem Besonderen unter, und das Besondere ist zu wenig in Sache und Form gehoben. Dk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
JANUAR 1815.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig und Altenburg, b. Brockhaus: *Urania.* Taschenbuch für Damen (Frauen?) auf das Jahr 1815. Mit 9 Kupfern. 384 S. 12. (2 Rthlr.)

Das Bestreben, Solidität mit Unterhaltung zu vereinen, ist bey vorliegendem Taschenbuche unverkennbar. Als Beweis gelten schon die beiden ersten Aufsätze desselben: *Über die Regel der Charakterdarstellung* bey Erklärung einer Reihe Kupfer aus Goethe's dramatischen Werken, eine sehr geistreiche, inhaltvolle Abhandlung, die wohl eine weitere Entwickelung der ästhetischen Ideen des Vfs. — den wir aus der Vergleichung dieses Aufsatzes mit mehreren kleinen, sehr schätzbaren Werken zu errathen glauben — wünschen lässt, wobey vielleicht auch die Deutlichkeit und Eindrücklichkeit *dieser* Arbeit noch vollkommener werden würde, in deren Genuss man übrigens hier noch durch den kleinen, unansehnlichen Druck empfindlich gestört wird; — und ein gleichfalls gehaltreicher, wohl entwickelter Aufsatz von *Messerschmid: Über das gegenseitige Verhältniss der Geschlechter in der alten und neuen Welt.* Um sogleich die Erwähnung der Aufsätze in Prosa zu vollenden, gedenken wir mit Lob der Erzählung von *Vitalis: Der glückliche Unfall.* Aus dieser Erzählung spricht ein edlerer Geist; die Geschichte, obwohl in der gewöhnlichen Form solcher Almanachsdarstellungen, spannt nicht bloss, sondern sie rührt fast von Anfang bis zu Ende, wiewohl die französirenden Wendungen der Rührung entgegen arbeiten. Wir betrachten aber jene als ein dem Vf. nicht eigenthümliches Hülfsmittel, mit dem er seine höchst einfache Geschichte lebhafter und anreizender machen wollte. Dahin gehören die vielen Verstandescoloraturen in den Gesprächen Amaliens, die Spannungen, das öftere Darstellen unbedeutender Bewegungen, die kaum merkbare Fortbewegungen der Idee des Ganzen sind, im *Präsens.* „Ich möchte wetten," sagt die Heldin der Geschichte zu ihrem Freunde, der seit vielen Monaten in ihrer steten Nähe lebt, „dass sie noch nicht einmal wissen, ob ich Wittwe bin, oder ob ich einen Mann habe." Solche Sorglosigkeit ist selten gefunden worden! — Endlich kommt von *Frau von Helwig, geb. von Imhoff, die Rheinreise im Oct.* 1811 und *der Sommertag im Norden.* Zwey Fragmente aus ihrem Tagebuche. Besonders für die Kenner und Freunde der in ihrer Art einzig köstlichen boisseree'schen Sammlung altdeutscher Gemälde, wird No. 1 nicht ohne Interesse seyn: die Idee der Vf., die al[...] Kirche, welche sie beschreibt, mit den Schätzen jen[...] wahren deutschen Museums auszuschmücken, ist m[...] vieler Liebe und mit einer gewissen Andacht ausg[...] führt. Weniger wird es das allgemeine Interesse err[...] gen, dass die Dichterin der Schwestern von Lesb[...] diese Rheingegenden *in einem schwarzseidenen Re[...] sekleide* (S. 232) begrüsste. No. 2 hat weniger Thei[...] nahme Erweckendes.

Unter den Gedichten, die von *Neubeck, v. Knebe[...] Kannegiesser, Helmina von Chézy, Ernst Wagn[...]* und vielen A. sind, ist manches Gute und Löbl[...] che. Z. B. viel Zartes enthalten die *Sospiri* von *Kn[...] bel,* dessen Gedichte ihre Verwandtschaft mit de[...] farblosduftigen Gesange Herders nie verleugnen; m[...] liebender Sorgfalt gearbeitet und sinnig wie ein a[...] deutsches Geschmeide sind die *zwey Sonette* von *F[...] Rickard;* poetischer als das Gedicht *bey Anhörun[...] des mozartschen Requiems* von *Caroline Pichler* i[...] derselben *erstes Sonett,* dessen Schluss vortrefflich z[...] nennen ist. Süss wie der Minne Laut ist 1 und 2 i[...] *Frühlingskranz* von *Helmina,* zart und rein wie We[...] muth und Sehnsucht ist 3 und 4. Und so könnte[...] wir noch mehrerer Beyträge mit Lob erwähnen, we[...] nicht schon der Raum dieses Blattes sich überfü[...] hätte. Die Beyträge von *Haug, Peschek* und wenig[...] Anderen sind leer und bloss.

Ferner findet man hier 6 *ungedruckte Gedich[...]* von *Theodor Körner.* Es ist sehr erfreulich, dass d[...] Nation diesen Jüngling zu einem der ewig rührende[...] Symbole des patriotischen Heroismus erhoben hat; ma[...] sein Name viele jener theuren Ungekannten und Ung[...] nannten vertreten, die mit ihm Eines heiligen Tod[...] gestorben sind: aber wir wollen mit seinen irdische[...] Resten nicht Abgötterey treiben; wir wollen uns da[...] über vereinigen, dass der letztere Zeitpunct sein[...] Lebens seiner Poesie erst recht wahrhaft die See[...] gegeben hat; und wer darüber mit uns einverstande[...] ist, oder mit uns gleichen Antheil an dem Verstorbene[...] nahm, der wird sich nicht freuen können, wen[...] nichtssagende, unentwickelte Jugendgedichte unt[...] den Ehrenkranz gewunden werden sollen, den Ei[...] Lorbeer der Vollendung schmückt.

Zwey dramatische Dichtungen enthält dieser A[...] manach. 1. *Die Silberlocke im Briefe,* Schauspiel i[...] 3 Acten, frey nach *Calderon* von *Helmina v. Chéz[...]* Man wird dieser Übersetzung nicht die Leichtigke[...] und eine gewisse Anmuth in dieser Leichtigkeit a[...] sprechen können; ob sie jedoch nicht zu weit gega[...] gen, und ob die Vernachlässigung der Versmaasse d[...]

Originals zu billigen sey, überlassen wir Anderen zu entscheiden. Die Beweise, dass das Deutsche jener Nachbildung mächtig sey, sind vorhanden. 2. *Werner's 24ster Februar*, mit einem neu hinzugedichteten Prolog an deutsche Söhne und Töchter, in Canzonenform. Über diess Kunstwerk, das zugleich als ein poetisches und theatralisches Kunststück betrachtet werden muss, ist hier nicht der Ort, zu sprechen. Das grosse dramatische Talent des Vfs. offenbart sich auch in diesem Werk auf unwidersprechliche Weise; ja vielleicht ist unter allen seinen Dramen keins, das in Hinsicht der Popularität einen ungestörter allgemeinen Eindruck zu gewähren fähig wäre, obwohl man es von einer anderen Seite beschuldigen kann, mehr Schrecken, Furcht und Mitleid den Zuschauern und der Bühne aufzubürden, als diese tragen können. Die dramatische Einheit des Stücks ist bewundernswürdig, und man kann sich hier aufs Neue überzeugen, welche drastische Tüchtigkeit, bey mancher hie und da von der Bühne zu sehr ins eigene, innere unsichtbare Leben abwärts führenden Tendenz, dem Dichter der Weihe der Kraft verliehen ist. Der in vieler Hinsicht rührende *Prolog* schliesst sich an das unter dem Namen *Weihe der Unkraft* erschienene Selbstbekenntniss des Dichters vor seinem wiedergeborenen Volke — die wunderliche Form dieser Busse beeinträchtigt den Inhalt, über den man nicht bloss lachen sollte — an. In diesem Prologe werden Goethe und die Frau v. Staël mit einer frommen Innigkeit gefeiert.

Unter den Kupfern sind die von Schwerdgeburt und Jury nach *Näkens* herrlichen Originalen gestochenen, besonders die zum Faust, vorzüglich. Druck und Papier hingegen entsprechen dem Inhalte des Almanachs nicht. Eine Bemerkung finden wir bey dieser Gelegenheit noch an ihrem Platze. Wollten doch die Verleger, welche zugleich Herausgeber von Almanachen sind, die Beyträge, Gedichte besonders, mit einem feineren Sinn für das Zusammenpassende ordnen und so zugleich diejenigen ehren, die ihnen Beyträge geben! So fanden wir z. B. hier unter einem *Minneliede* von *Isidorus* ein höchst triviales Epigramm von *Haug* auf einen Priester der gemeinen Venus. Urania muss die Erde und die Sonne nicht nachahmen, die Gutes und Schlechtes neben einander bestehen lassen und pflegen.

J. O.

Leipzig, b. Hartknoch: *Komus.* Ein Taschenbuch von *Th. Hell*, *Fr. Kind*, *A. F. E. Langbein*, *Fr. Laun*, *Gustav Schilling*, *St. Schütze* u. Anderen. Mit Kupfern. 1815. 296 S. 12. (1 Rthlr. 16 gr.)

Diesen Almanach bezeichnet im Ganzen ein harmloses, nicht im mindesten ungutmüthiges Wesen, dem es nicht darum zu thun ist, die Gegenstände, die es trifft, zu geisseln und zu schlagen, sondern ihnen den bunten Rock überzuwerfen, um sie zu Komus Maskerade zu entführen. Wer etwas Neues, noch nicht Dargestelltes und Belachtes hier suchen wollte, würde das Gesuchte nicht antreffen. Zwar ist der Scherz überhaupt weder alt noch neu, sondern beides, seine Gegenstände bleiben immer dieselben: indessen erscheint *hier* Abdera — jene moralische Person, die wir in unseren Lalenburgern kennen, und die uns die neueren Schriftsteller als Krähwinkel und dgl. vorzuführen streben — als eine etwas zu sehr und zu ausschliesslich in Anspruch genommene Fundgrube des Witzes. Daher wird mancher Leser am Liebsten bey Langbeins originellerem Mährchen verweilen; doch — wir gehen das Einzelne durch.

Unter den Erzählungen aus Krähwinkel sind *der Königsschuss* von *G. Schilling*, und *die Stimme des Herzens* von *Fr. Laun* voll glücklicher Laune und mit dem bekannten Talent dieser verschwisterten Schriftsteller ausgeführt. In beiden Erzählungen oder Schwänken fallen die Vff. nur selten aus ihrer anziehenden Natürlichkeit heraus; nur bisweilen bemerkten wir komisch-pathetische Schnörkeleyen, die Jean Pauls Stile übel nachgerathen sind, Amphibien, die weder von Scherz noch von Ernst recht gut aufgenommen werden. Von *Fr. Kind* ist eine dritte Erzählung in diesem Geschmack, *die grosse Parthie*. Er scheint aber nur der unzertrennlichen Genossenschaft wegen die Schwänke mitzumachen. Das Komische ist bey ihm sehr oft mehr aufgesucht als aus sich herausgegeben, mehr Manier als Natur, mehr Provision als Zuwachs. So viel Drolliges im Einzelnen hervorspringt: so merkt der etwas geübte Leser doch gleich, wo es fehlt; bey Schilling und Laun ist im ganzen Gewebe mehr Einheit und Wahrscheinlichkeit. Von *Fr. Kind* ist auch, ausser dem wenig sagenden Eingangsgedicht: *Komus an die Leser*, noch ein Gedicht: *der Jahrmarkt zu Knofelingen*, recht leicht und bunt, ein Teniers mit friedlichem, geschicktem Pinsel gemalt.

Im *Rendez-Vous* von *Th. Hell* ist die Versification leicht, wie der Inhalt, welches jener mehr als diesem zum Lobe gereicht. Ganz unbedeutend und ohne Reiz, ein curiöser Zeitungsartikel und keine Novelle im heutigen Sinn, ist: *Bin ichs oder bin ichs nicht?* Aus dem Italien. übertragen von *Beauregard Pandin*. Unwahrscheinlich im höchsten Grade, leer und nicht fesselnd ist *Fr. Launs* Erzählung: *der Haken*.

Die Hofmeisterin, ein Mährchen von *Langbein*, ist das Gemüthlichste, das Rec. sich erinnern kann vom Vf. gelesen zu haben. Nur, da sich derselbe in seiner Darstellung auf Goethe's Faust bezieht, hätte passender einer der übrigen Zechbrüder in Auerbachs Keller, als gerade der in jener unvergleichlichen Scene bey Goethe altklug rathend, warnend und reflectirend charakterisirte Altmeyer, für dieses Mährchen gewählt werden können, da man dort nicht die Anlage zu Langbeins werk- und gedankenfaulen *Hans-Stiehl dich durch die Welt* erblickt. Diess Mährchen ist eine Zierde des Almanachs.

Den Beschluss machen *Schmetterlinge*, Gedichtchen, grösstentheils von *Fr. Kind*, in der Menge nicht ausgezeichnet, mitunter ein Buttervögelchen;

verfehlt; scheint uns die übertriebene Posse: *Conzert-Musik in Krähwinkel.* Die *Übersetzung eines Italieners* ist eine ächt wälsche *Buffoneria.* Eben so wenig können wir den Witz in manchen der *Druckfehler* entdecken, z. B. statt *Berliner Hans — Hof,* die *dänischen* statt *donischen Kosacken,* geben so wenig Sinn, als eine ausgepresste Citrone Saft.

Ungeachtet solcher kleinen Schwächen und Blössen, stellen wir diesen Almanach um seiner *anspruchlosen Harmlosigkeit* willen über seine meisten Mitbewerber um die Lesegunst von 1815. Er hat sich den Komus zu seinem Genius gewählt, und sein Sinn zeigt sich diesem gutmüthigen, sanguinischen Freund und Gastgeber der heiteren Laune getreu. Manches Taschenbuch, das sich mit prunkenderem Titel schmückt, widerspricht durch seinen Gehalt dem Sinne seines Schildes, und fällt verdienter, als der heitere Komus, dem Tadler anheim, dessen Name sich auf diesen reimt.

Die Kupfer dieses Taschenbuchs sind meistens Carricaturen aus dem beliebten Gebiete der deutschen Schildbürgerey.

J. O.

DARMSTADT, b. Heyer u. Leske: *Rheinisches Taschenbuch für das Jahr* 1815. 347 S. 16. (1 Rthlr. 12 gr.)

Den Inhalt dieses Taschenbuchs machen drey *historische* Aufsätze und vier *Erzählungen.* Der erste historische Aufsatz, von *K. W. Justi,* enthält eine *Biographie Wilhelms V, Landgrafen von Hessen, mit dem Zunamen des Beständigen.* Der Vf. hat schon früher bewiesen, dass er in der Geschichte seines Vaterlandes heimisch sey, und die historische Kunst inne habe. Wilhelm V glänzt hoch unter den deutschen Männern des dreyssigjährigen Kriegs, und er blieb unter allem Glückswechsel der Sache treu, für welche er das Schwert gezogen. Sein Thun und Streben ist hier einfach, aber kräftig und lebendig dargestellt. 2) *Geschichte der Königin Philippe von England, Gemahlin Eduards III,* von *Caecilie.* Nicht ohne Interesse, aber nicht schlicht genug erzählt. Der Eingang über das Ritterthum ist gar wenig befriedigend. 3) *Der heilige Guibert von J. S. Seibertz.* Dieser Heilige hat sich um die erste Cultur Westphalens verdient gemacht. Der Vf. folgt dem Beda, hier dem einzigen sicheren Führer. Vielleicht hätten ihm aber *Mabillon* und das *Monasticon anglicanum* von *Dodsworth* und *Dugdale* mit der Fortsetzung von *Stevens* bey seiner Arbeit noch Dienste leisten können.

Unter den *Erzählungen* geben wir der *Entführung* von *Reinbeck* den unbedingten Vorzug. Sie ist trefflich gehalten, und die Verwickelung löst sich auf eine angenehme und überraschende Weise. — Die Novelle, der *Schwiegersohn* von *A. Lafontaine,* in der schnellfördernden Briefmanier, trägt alle Spuren, dass sie aus dem festen Vorsatze entstanden, eine Novelle zu schreiben. Die Grossmuth wird darin fast zu weit getrieben: denn unter anderen verschenkt der alte Herr auch das schöne Gut Birkenau bey Weinheim, an der Bergstrasse, welches bekanntlich dem Freyherrn von Wampolt gehört. — *Der arme Teufel* von *St. Schütze* liest sich angenehm weg. Mit etwas mehr Aufwand von Geist, Witz und Humor, hätte sich aus diesem Stoffe ein allerliebstes Mährchen bilden lassen. — Das *Mährchen* von *Weisser* fängt lustig an und fast possierlich: denn da fahren Wagen, mit fliegenden Fröschen bespannt, durch die Luft, da tragen die Frauen Perlenschnuren, wovon die kleinste Perle ein Pfund wiegt, und die Prinzen Rubinen von der Grösse einer Kanonenkugel. Aber plötzlich verlässt den Vf. sein lustiger Dämon: er bekommt krankhafte Zuckungen. (Sollte dieses Schimpfen (S. 138 ff.) gar gegen ein paar Gelehrte gerichtet seyn (was wir zu Hn. *W's.* Ehre lieber nicht glauben wollen): so eignet sich diese Sache nicht mehr bloss für ein literarisches Tribunal, und es wäre Rec. unbegreiflich, wie die Verleger ein solches Pasquill neben die Genealogie ihres erhabenen Fürstenhauses stellen konnten.

A. S.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Der Kampf um Pisa.* Ein Trauerspiel. 1813. 282 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein aberwitziges Product, unleidlich, sowohl durch Form als durch Inhalt, ein krauses Gemisch von Aufruhr, Parteyen, langen Reden, abschweifenden albernen Dingen, Mordthaten und Grausamkeiten. Nachdem schon viele gestürzt und gemordet sind, kann man das Vergnügen haben, Ugolino mit seinen Söhnen im Hungerthurme sterben zu sehen. Dabey herrscht durch das ganze Stück eine erschreckliche Weitschweifigkeit und steife Redseligkeit, und in der Sprache ein so ungelenkes Wesen, als wenn der Vf. ganz besonders sich bemüht hätte, einem Übersetzer, der mit der Zeit sein Deutsch verlernt, nachzustammeln und nachzustottern. Da findet man Härten wie: *ohn' Gestalt;* es müsste unter mir *die Erd' dann* beben; *'s nähm'* mich Wunder, und dergl., und in Wendungen und Gedanken geht es eben so wunderlich zu. So sagt der Erzbischof von seinen Studien:

> Jedweder Mensch ist dann ein Thier, *vielmehr*
> Zu einem Thiere der Gedanke — Einer
> Ist Luchs, der Andre Löw', der Dritte Fuchs;
> Ich bin — wie man wohl sah ein seltsam Spiel
> Verbund'ner Gattungen — nun solche Mischung,
> Dass wie der Löw', die Klauen in der Erde
> Sie glühend aufzureissen, *auf ich trete,*
> Und wie der Fuchs *mich in den Zufall schleiche,*
> Da *saug' heraus* für mich *Gebrütetes.*

S. 37 hört man das Schreyen der *Ermordeten,* und auf einer Maskerade im zweyten Act häuft sich vollends die Überklugheit bis zur Narrheit. S. 99 heisst es: Ich fand den Mann mit eurer kleingestoss'nen Pfefferstimme — wie originell! wie genial! S. 60: Horch in dein Ohr, Mann! weisend in die Zeit — wie tief gedacht! Auch kommen, wie bey Shakespeare, Schlussverse vor, z. B. diese:

Du kämst gerufen! — Geh und Morgen zeige
Dich mir, noch eh' die Sonne geht zu Neige.

Es ist, besonders für unsere Zeit, ein rechter Jammer, dass Genie und Tollheit so nahe verwandt ist! Der Verfasser nennt sich *Ferdinand Eckstein*, und hat sein Buch seinem Gönner *Friedrich Schlegel* gewidmet; doch zweifeln wir sehr, dass derselbe seine Flügel auch über dieses Küchlein ausbreiten werde.

ſ.

Leipzig, in Comm. b. Weygand: *Gedichte* von *Samuel Schier*. Erster Band. 1813. 230 S. (20 gr.)

Anwandlungen von poetischer Stimmung und Geisteserhebung werden wir dem Vf. gerade nicht absprechen; aber es ist ihm nicht gelungen, sie in einer Folge von Gedanken mit würdiger Haltung auszudrücken, weder bey Betrachtung allgemeiner Gegenstände, wie: die Dichtkunst, die Tonkunst und dgl., noch bey Auffassung einzelner Erscheinungen, wie das Knäblein im Schnee, der Landmann an die Stadtbewohner und andere. In der Einfachheit verliert er das Edle, wie z. B. wenn er einen Holzhacker singen lässt:

Im Herzen klopft mir edler Stolz!
Ihr lächelt? — Denn ich hacke Holz.

und in der Bezeichnung verfehlt er den richtigen Ausdruck, wie z. B. wenn es weiterhin von demselben heisst:

Mein Herz schlägt stets im gleichen Takt;
Nur dann es mir im Herzen *knackt*,
Wenn Grosse Niedre drücken.

Eben so, wenn er aus seinem Wasserkruge Frohsinn, Mässigkeit und Tugend perlen und *murmeln* lässt: und einem jungen Mönche die Worte in den Mund giebt: der Strahl belächelt mich nur *bitter*.

Auch sind Vers und Sprache nicht immer rein und regelmässig. Man findet Härten, wie: *dort werd', dort*; Dehnungen, wie: *Glücke ein, thuen*, und Reime wie: *brannte, Lande, Getöse, Gefässe, Felsen* und *wälzen*. Kurz, wir können diesen Gedichten weiter nichts als ein reines Herz und einen guten Willen nachrühmen.

T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. St. Gallen: *Über die vierte Einheit im Epos und Drama.* Eine leere Nische. Von *J. J. Bossard*, Prof. der Philosophie in St. Gallen. 1813. 31 S. 8. (4 gr.)

Der Vf. dringt in dieser Schrift darauf, dass man im Epos und Drama ausser den drey Einheiten, der Handlung, der Zeit und des Ortes, auch die Einheit der *Idee* beobachten solle, um dadurch den behandelten Gegenstand mehr zusammenzuhalten, dem Werke mehr Werth und dem Zuschauer und Leser einen Leitfaden zu geben, der ihn zur Würdigung und zum Genusse des Ganzen führen könne. Im Allgemeinen hat der Vf. Recht, und nicht leicht dürfte ein Drama oder Epos von Wichtigkeit eines solchen Zielpunctes entbehren; allein in den gegebenen Beyspielen sieht man, dass er es damit viel zu sclavisch nimmt, indem er zeigt, dass in Minna von Barnhelm alle Personen *Grossmuth* athmen, dass in Emilie Galotti alle auf die Idee der *Ehre* hindeuten, im Nathan *Tugend* das Hauptprincip sey, und im Wallenstein die Idee der *Grösse* sich als herrschend über Alles verbreite. Selbst die Mörder des Wallenstein zeigen noch Grösse, sagt er. Darauf könnte man aber gleich erwiedern: sollen in einem Trauerspiele nicht überhaupt die Charaktere eine gewisse Grösse an sich tragen? und somit würde es wieder schwer und ungewiss, was man in einem Drama immer für die Hauptidee halten solle, und der Endzweck des Leitfadens fiele damit weg, oder man müsste zunächst fragen, wie es der Dichter anzufangen habe, dass der Zuschauer nicht lange hierüber in Dunkelheit bleibe, und die leitende Idee bey Zeiten erfahre. Aber mit der Annahme einer *solchen* Idee, wie Tugend, Ehre, Grossmuth u. s. w., würde der Dichter überdiess leicht in Gefahr kommen, ins Trockene und Didaktische zu verfallen, und den Zuschauern ein dramatisirtes Thema statt im künstlerischen Einklange das frische Leben selbst in freyer, fesselloser Bewegung vorzuführen. Viele herrliche Werke würden nach dieser Vorstellung ihren Werth einbüssen. Die ideelle Einheit wird oft nur *empfunden*, ohne dass der Zuschauer im Stande ist, sie mit einem Worte oder mit einem bestimmten Satze auszusprechen. Bald fällt sie mit dem Hauptcharakter zusammen, bald schwebt sie als etwas Allgemeines (oft sogar als etwas Historisches, oder auch nur lyrisch) über dem Ganzen. Am Schlusse der Abhandlung sieht man deutlich, wie der Vf. durch seine Foderung die Kunst, statt sie zu erheben, auf einen beschränkteren, auf den moralischen Standpunct herabzieht, indem er zeigt, dass die Idee im Drama den Empfindungen der Zuschauer Dauer gebe, und dann fortfährt: „Die Dauer der Empfindungen aber ist von grossem Nutzen. Eine Empfindung weckt leicht die andere, und zwar jene, die mit ihr am meisten verwandt ist. Aus der wechselseitigen Erweckung der Empfindungen aber entsteht in der sittlichen Welt eine liebliche Harmonie, Freude macht uns theilnehmend und wohlthätig, Traurigkeit geht leicht in Mitleid über. Die Empfindungen des Schönen wecken moralische Empfindungen, die Freude verwandelt sich in Wohlwollen und ergiesst sich in Wohlthun. So wird das Theater, das bisher nur Mittel zum Zeitvertreibe war, eine wahre Sittenbildungs-Schule. Aus dem allmeinen Zwecke der Schauspiele, der mit dem aller schönen Künste zusammenfällt, entspringt nun sein eigentlicher, weit höherer: Cultur des sittlichen Gefühls."

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUN[G]

JANUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Aschaffenburg, b. Dessauer: *Darstellung der Bedürfnisse, Wünsche und Hoffnungen deutscher Nation, in einer parteylosen Beurtheilung der Fragen:* Erstens: *Welche Zwecke sind von der deutschen Nation, nach vollendeter Besiegung des Feindes, zu erstreben?* Zweytens: *Welches sind die Bedingungen und Mittel ihrer Qualification zur Erreichung jener Zwecke?* (Geschrieben im Februar 1814) von *Wilh. Jos. Behr*, der Philosophie und beider Rechte Doctor, der Staatswissenschaft, des positiven Staats- und Lehn-Rechts öffentlichem ordentlichem Professor zu Würzburg. 1814. 190 S. 8. (1 Rthlr.)

Als Hauptzwecke, welche von der deutschen Nation erstrebt werden sollen, nimmt unser Vf. an, *erstlich:* Sicherstellung der äusseren Freyheit, der Unabhängigkeit Deutschlands von der Willkühr jeder anderen Nation und ihres Herrschers, als die Basis deutscher National-Ehre, *sodann* Sicherstellung der inneren Freyheit, Begründung und Handhabung eines Gleichgewichts der Freyheit, oder Realisirung und Forterhaltung eines gesicherten Rechtszustandes, sowohl unter den einzelnen Nationaltheilen als auch unter den Gliedern dieser Nationaltheile unter sich, und *endlich* Wiederbelebung und möglichste Erhöhung des deutschen National-Wohlstandes und deutscher Cultur. Allerdings wichtige und zum grössten Theil nothwendige Zwecke. Aber freylich ist, wie der Vf. selbst eingesteht, die Lösung der Frage: Welches sind die zuverlässigen Bedingungen und wirksamen Mittel, um diese Zwecke zu erreichen? nicht so leicht, zumal da ein Jeder, der dabey mit zu sprechen hat, die Mittel, über welche man sich sonst noch wohl ohne besonderen Anstand verständigen würde, nach seinen individuellen Absichten modificirt haben will.

Mit blosser Wiederherstellung des Alten ist, wie richtig bemerkt wird, nicht genug geschehen. Auch darf man nicht zu viel, namentlich nicht die Sicherung gegen äussere Gewalt, dem guten Willen und den Anstrengungen der Einzelnen überlassen, weil, aller der vielen Erfahrungen ungeachtet, der gute Wille und der Ernst, durch freywillige Vereinigung zu einem solchen Zwecke sich vorzubereiten und in den Stand zu setzen, so gross und allgemein nicht seyn dürfte, als man glauben sollte. Der alte Fehler, dass man Alles retten, nichts aufgeben will, ist zu tief eingewurzelt, und man sieht es leider nur zu o[ft], dass es nicht so leicht ist, durch Schaden klug oder g[ar] besser zu werden. Es ist daher wohl nöthig, dass e[in] neuer Verein sämmtlicher deutscher Nationalthe[ile] gestiftet, und eine grössere Einheit, hauptsächlich ei[ne] solche, welche sich auf den ganzen deutschen Wel[t-] und Vertheidigungs-Stand bezieht, begründet wer[de]. Ein Oberhaupt an der Spitze dieses Vereins habe All[es], was das Militär angeht, zu leiten, gleichwohl ke[in] unbedingtes Recht des Krieges und Friedens, wo[hl] aber das Recht, die Nation zu repräsentiren. Wa[hr] ist es zwar, dass die Einheit in dem Grade schwe[rer] zu erreichen seyn wird, als die Anzahl der Glied[er] und Theile grösser und ungleichartiger ist; aber daru[m] kann doch Rec. dem Vorschlage des Vfs., der den A[r]tikel 6 des pariser Friedens, als er schrieb, noch nic[ht] kannte, noch mehrere kleine Staaten zusammen [zu] schmelzen, seinen Beyfall nicht geben, und es nic[ht] bloss für Herrsch-, Ehr- und Rang-Sucht halte[n], wenn man sich dagegensetzt. Die Gerechtigkeit spric[ht] zu laut gegen ein solches Vorschreiten, als dass m[an] es empfehlen sollte. Selbst die Fortdauer der Ve[r]schmelzung derjenigen Fürsten, die ihre Regente[n-] Rechte mit dem Rheinbunde verloren haben, i[st], wenn sie, wie freylich wohl wahrscheinlich ist, ei[ne] Bestätigung erhält, eine Massregel, die sich nur dur[ch] die Umstände entschuldigen lässt, und nur durch d[ie] grösste Milde gegen alle diejenigen, welche dies[es] Loos getroffen hat, in Vergessenheit gebracht werd[en] kann. Mit der Verpflichtung des Einzelnen, sich f[ür] das Allgemeine ganz und gar aufzuopfern, von der [so] viel gesprochen wird, und die denen, die solche Au[f]opferungen von Anderen fodern, so leicht scheint, [ist] es eine eigene Sache. Es bringt unstreitig dem Ei[n]zelnen vielen Ruhm, sich willig für das Ganze aufz[u]opfern: darum sollte ein Jeglicher sich dazu anbi[e]ten, nicht aber, wie zu geschehen pflegt, imm[er] nur von Anderen dergleichen fodern. Auch hat nic[ht] bloss die Zersplitterung Deutschland vernichtet, so[n]dern dass man das Recht nicht achtete, dass *ein* deu[t]scher Fürst sich auf Kosten des *anderen* bereicher[n] wollte. Sollte aber wirklich die Verschmelzung [so] nöthig und selbst noch eine grössere Zusammenschme[l]zung unvermeidlich seyn: so sollte man wenigste[ns] den Fürsten und Völkern, die zu Opfern bestimm[t] sind, die Freyheit zugestehen, unter mehreren ihne[n] nahe gelegenen grösseren Staaten denjenigen zu wä[h]len, welchen sie sich unterwerfen und anschliess[en] wollen. Dadurch würde nicht nur der Zweck d[er] grösseren Einheit und Bildung einer grösseren phy[-]

schen Masse, sondern auch der grosse Vortheil erreicht werden, dass die Völker nicht so ganz wider ihren Willen und gegen ihre Neigung anderen zugetheilt würden, von denen sie bey der ersten günstigen Gelegenheit sich loszureissen trachten. Für den Zweck der Einheit und der Stärke durch Einheit und durch Vergrösserung Einzelner, zum Besten des Ganzen, ist es aber einerley, ob Österreich, Baiern oder Würtemberg im Süden, und Preussen oder Hannover im Norden stärker werde. Gegen die Behauptung des Vfs., dass sich die mit anderen Staaten zusammengeschmolzenen Völker bloss deshalb unglücklich fühlten, weil die neuen Oberhäupter durch die Zeitumstände genöthigt worden, ihnen ausserordentliche Anstrengungen und Opfer abzunöthigen, liesse sich Manches einwenden. Wenigstens wird die weitere Folgerung, dass ein gleicher Unwille gegen die alten Herren entstanden seyn würde, wenn sie gleiche Opfer gefodert hätten, durch manches Beyspiel widerlegt. Viele Länder, die ihren alten Herrn und ihre Verfassung beybehalten, haben in gleichen Verhältnissen gestanden, haben zu gleichen Anstrengungen und Opfern angehalten werden müssen, und das Band der gegenseitigen Zuneigung ist gleichwohl nicht zerrissen, ist vielmehr enger geknüpft worden. So viel vermag eine tief begründete Liebe, eine erprobte Gerechtigkeit, und das Gefühl, dass ein gemeinsames Schicksal unseren angestammten Fürsten und uns getroffen, und die Überzeugung, dass dem Fodernden die Nothwendigkeit der Foderung tief ans Herz greife. Wenn Deutschland ein *kräftiges* Oberhaupt und eine Verfassung erhält, die auf Gerechtigkeit gegründet ist, dabey dann ein Jeder, zufrieden mit dem, was ihm von Gott und Rechtswegen zukömmt, seine Pflichten zu erfüllen bemüht ist, und endlich mit Nachdruck und Strenge gegen den verfahren wird, der sich der gemeinen Verpflichtung entziehen, und Zwecken nachgehen will, die gegen das Ganze feindselig und den übernommenen Verpflichtungen zuwider sind: so wird, nach unserem Dafürhalten, dem Ganzen eine grössere Stärke zu Theil werden, als ihm je durch Zusammenschmelzung in Massen gegeben werden kann, die sich ungern zusammenfügen, und von denen ein Theil immer unbefriedigt bleiben, und nach dem Moment sich sehnen, ja wohl gar den Moment herbeyzuführen bemüht seyn wird, welcher die Möglichkeit einer Veränderung und Auflösung darbietet. Eben so kann Rec. nicht glauben, dass zur Begründung einer festen Zusammenwirkung gerade eine Übereinstimmung in allen Stücken der inneren Verwaltungs-Grundsätze, der Gesetzgebung und des Gewerbwesens in sämmtlichen Staaten nöthig sey, obwohl er auch nichts dawider hat, wenn nach diesem Zwecke hingearbeitet wird. Nur darf solches nicht auf Kosten heiliger Rechte und mit Einführung von Instituten geschehen, die den Sitten und Wünschen einzelner Länder und Völker nicht angemessen, oder mit Vernichtung solcher Anstalten, die ihnen theuer sind.

Der zweyte vom Vf. angegebene Hauptzweck umfasst zwey Theile: nämlich Begründung eines festen Rechtszustandes bey den einzelnen deutschen Staaten unter sich, und *dann* Begründung eines gesicherten Rechtszustandes im Inneren eines jeden einzelnen deutschen Staates selbst. Jetzt, da der alte deutsche und der neue rheinische Bund aufgelöst ist, stehen die deutschen Staaten eigentlich in gar keiner Verbindung, als in der bloss völkerrechtlichen. Dieser Zustand, der nicht fortdauern kann und darf, muss durch einen neuen Verein beendigt werden. Es lässt sich nun eine doppelte Form dieses Vereins denken. Es kann nämlich entweder ein Völker- und Staaten-Staat, oder ein Völker- und Staaten-Bund, ein deutsches Reich, oder eine deutsche Conföderation aus dem jetzigen Zustande der Auflösung hervorgehen. Den Tag, an welchem ein solcher Verein geschlossen, will der Vf. zu einem allgemeinen jährlich wiederkehrenden Feyertage machen. Mit einer, dem deutschen Charakter geziemenden Klarheit soll als Zweck dieser Vereinigung ausgesprochen werden: Bewirkung einer gegenseitigen rechtlichen Sicherheit des Friedenszustandes unter einander, und Behauptung deutscher National-Freyheit von aussen. Hiemit werde das Streben der Einzelnen nach besonderen, mit den Zwecken des Ganzen nicht verträglichen Zwecken wegfallen. Auf dass dieses wirklich geschehe, sollen die Staaten in ein solches Verhältniss gesetzt werden, welches *Jeden* nöthigt, dem Zwecke des Vereins nicht nur nicht entgegen, sondern demselben gemäss zu handeln. Ein Fundamental-Gesetz ist daher das zweyte Bedürfniss. Denn noch jetzt darf nicht mit Zuversicht darauf gerechnet werden, „dass in jeglicher deutschen Brust ein lebendiger Trieb für den Zweck des Vereins, ohne alle äussere Anregung des Zusammenwirkens, impulsiren werde, und dass ein natürliches Gefühl für das Recht, ein hoher Sinn für Nationalwohl und Ehre, für Nationalfreyheit und Selbstständigkeit allgemein vorherrschen, den äusseren Organismus füglich entbehren lasse; dass ein einziges Leben ächter Volks-Intelligenz die Stelle einer Constitution vollkommen ersetzen werde." Ob übrigens von einer Constitution und von organischen Einrichtungen so viel zu erwarten, als der Vf. zu erwarten scheint, liesse sich vielleicht bestreiten. Auch möchte Rec. nicht gerade darin, dass man ehedem nicht auf einmal, sondern nur nach grossen Intervallen einzelne constitutionelle Stückwerke aufstellte, welche grosse Lücken und Blössen liessen, die Hauptquellen der vorigen Zerrüttung finden. Denn wenn diese allmählichen Einwirkungen eine gleichmässige Richtung gehabt, und von einem wohlthätigen Geiste belebt gewesen wären: so würden sie mehr haben nützen können, als ein Werk, das auf einmal zusammengesetzt wird. Aber es war ein Unglück, dass ein Streben der Einzelnen, sich von allen Fesseln los zu machen, alle diese Schritte leitete.

Ob Deutschland inskünftige einen Staaten-Staat oder einen Staaten-Bund ausmachen werde, überlässt der Vf. höherer Entscheidung um so unbedenklicher, weil er überzeugt ist, dass Deutschlands Glück nicht gerade an die eine oder andere Form gebunden sey,

sondern dass *darauf*, ob der wahre Geist der gewählten Form richtig gefasst, gesichert und aufbewahrt werde, Alles ankomme. Er giebt jedoch die Eigenthümlichkeiten einer jeden dieser beiden Formen sehr bestimmt und deutlich an. Mit der Ansicht, welche der Vf. nach einer wortreichen Diatribe über die alte Form Deutschlands, wie die Wirksamkeit einer gewöhnlichen ständischen Versammlung in Monarchieen, S. 68 giebt, kann Rec. nicht übereinstimmen. Denn wenn dergleichen Versammlungen auch den Missbrauch nicht unmöglich machen: so erschweren sie ihn doch. Gegen einen entschiedenen bösen Willen, unterstützt von Kraft, schützt aber nichts; auch nicht die Duarchie, für welche der Vf. sich erklärt. In dieser Duarchie soll dem Reichstage die Gesetzgebung für das Reich als solches, — nicht für das innere privative Leben der einzelnen Glieder-Staaten desselben, — *ganz* und *gar*, dem Reichs-Oberhaupt hingegen nur die vollziehende Gewalt, diese aber dagegen auch *ausschliesslich* zukommen. Für die einzelnen Staaten soll von dem Reichstage eine Nationalgesetzgebung entworfen und aufgestellt werden. Der Vf. glaubt, dass, da es der französischen Nation möglich gewesen sey, fremde Legislationen entbehrlich zu machen: so werde es auch der deutschen möglich seyn, sich eine selbstständige Nationalgesetzgebung zu verschaffen. An der Möglichkeit lässt sich wohl nicht zweifeln; aber mehr an der Nützlichkeit. Bey der Wahl der Gesandten zum Reichstage solle nicht auf Ahnen, sondern auf Einsicht gesehen werden. Diess ist sehr zu wünschen, aber schwer zu hoffen. Denn wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen: so ist die Eifersucht, mit welcher ein sogenannter privilegirter Stand einen Besitz zu behaupten bemüht ist, der die Bewerbung um höhere Verdienste unnöthig macht, so stark und so consequent als jemals.

Vermöge der vollziehenden Gewalt soll der Kaiser auch höchster Richter seyn, dieses Recht aber ausüben lassen durch einen aus *geprüften* Gliedern der einzelnen Reichs-Staaten nach dem Vorschlage ihrer Fürsten zu besetzenden, im geographischen Mittelpunct zu errichtenden Reichsgerichtshof. Den Geschäftskreis beschränkt der Vf. dahin, dass es nur ein eigentliches Fürsten-Gericht, nicht aber ein Appellations-Gericht in Sachen der Privaten aus einem und demselben Staate seyn soll. Zu Erhaltung dieses Reichsgerichts und anderer kaiserlicher Rechte sollen Reichsdomainen ausgesetzt werden. Damit aber der Reichstag und der Kaiser auf dem rechten Wege sich erhalte, wird eine constitutionelle Fixirung *richtiger* und ausreichender Fundamental-Normen vorgeschlagen, auf dass die Bahn, in welcher sich ein Jeglicher zu bewegen hat, recht fein und fest verpallisadirt, und eine Wahl-Capitulation nicht weiter nöthig sey. Weil jedoch alle Anstalten nichts helfen, wenn dem Macht-Inhaber der Wille, sich binden zu lassen, abgeht: so soll auch dafür gesorgt, und zu dem Ende dem Reichstage gleichsam ein Recht der Controllirung über die Minister des Kaisers gegeben, und es sollen diese unter Verantwortlichkeit gestellt werden. Dass diese Controlle nicht zu streng und nicht zu schlaff und zu nachsichtig werde, soll die Publicität verhindern. Für diese soll nicht nur mittelst eines eigenen Reichstags-Bülletin gesorgt werden, in welchem alle Verhandlungen und die ganze Thätigkeit des Reichstags zur allgemeinen Kunde gebracht werden, sondern es soll auch der gebildetere Theil der Nation überhaupt aufgefodert und ermächtiget werden, seine Beurtheilungen und Erinnerungen mit einer angemessenen Würde, in einer etwa unter dem Titel des *Reichs-Beobachters* besonders zu errichtenden Zeitschrift zur Kenntniss des Publicums zu bringen. Ja, um diese Aufsicht des Reichstags über die Functionen der executiven Gewalt und dem Publicum die Beurtheilung derselben zu erleichtern, soll es, vermöge der Constitution des Reichs, jedem Mitgliede desselben verstattet seyn, die Verfügungen der executiven Gewalt, über die es sich, als ihm oder dem gemeinen Wesen schädlich, zu beschweren Ursache zu haben glaubt, mittelst einer vollständigen, getreuen, und mit gebührender Bescheidenheit abgefassten Darstellung in jener Zeitschrift dann öffentlich bekannt zu machen, wenn Gegenvorstellungen, die desshalb bey der Behörde selbst gemacht sind, keine Abänderungen bewirkt haben. Dieser Vorschlag ist wohl der Beherzigung werth, und es ist nicht ganz unrichtig geurtheilt, wenn der Vf. dieses zwar nicht für ein absolutes, doch für ein sehr wirksames Palladium rechtlicher Freyheit deutscher Nation erklärt. Wenn eine Anstalt, wie die vorgeschlagene, da wäre, und unter öffentlicher Garantie allenfalls noch einige Modificationen erhielte: so könnte man ohne Härte den Privat-Schreibereyen sich kräftiger entgegen setzen, welche nur zu oft durch einseitige, übertriebene und gehässige Darstellungen tadellose und unvermeidliche Vorschritte der Regierungen in ein falsches Licht stellen, und wirklich tadelhafte und willkührliche Schritte auf eine Weise zur Sprache bringen, welche sich nie ziemt und nichts nützt. Von der anderen Seite würde aber auch dadurch der Ungerechtigkeit und dem Ärgerniss Einhalt gethan, welches dadurch entsteht, wenn *ein* Theil sich Alles oder sehr Vieles laut zu sagen erlaubt, dem anderen aber nicht das Mindeste, ja nicht einmal dasjenige, was zu seiner Vertheidigung dient, zu sagen gestattet wird. Eine wahre, recht empörende Ungerechtigkeit, welche nie Jemand mit so vieler Unverschämtheit trieb, als Napoleon, wozu aber das Bewusstseyn einer schlechten Sache sehr leicht anreizt, und daher nur zu gern von jenen beschränkten oder zu eifrigen Dienern und Büreau-Helden nachgeahmt wird, die sich nicht gern auf ihren Schritten controlliren, oder die sich nicht gern in ihren Bemühungen stören lassen wollen, ihre rechtlich denkenden Gebieter durch falsche Darstellungen für ihre Plane zu gewinnen, oder über sehr gegründete Bedenklichkeiten durch Täuschungen zu beruhigen, und welche daher natürlich nicht wollen, dass man, was Wahrheit, was Pflicht und Recht sey, laut kund werden lasse.

Wie derselbe Zweck erreicht werden kann, wenn die Vereinigung der deutschen Staaten unter der Form eines Staaten-Bundes, oder einer gleichen Gesellschaft — *Societas aequalis* — geschlossen würde, zeigt der Vf. von S. 94 an, mit ausführlicher Angabe des Wesens und der Bedingungen einer solchen Association unter dem Protectorium einer eminenten Macht, mit einem Bundestage. Wir enthalten uns jedoch aller Bemerkungen darüber, weil es jetzt, in der Mitte Novembers 1814, der grossen Ungewissheit ungeachtet, in der wir uns befinden, doch ziemlich wahrscheinlich ist, dass diese Form nicht werde gewählt werden, sondern dass die deutschen Staaten, den Wünschen der Nation gemäss, unter ein Oberhaupt werden gestellt werden. Gewiss dürften auch, der grösseren Unabhängigkeit ungeachtet, welche die einzelnen Staaten und ihre Herrscher anfänglich geniessen würden, wenn Deutschland sich zu einem Staatenbunde constituirte, doch in der Folge die Gefahren einer gänzlichen Unterdrückung von Seiten eines Protectors oder einer dritten Macht weit grösser seyn, als bey einer Verfassung der ersteren Art.

Schliesslich bringt der Vf. noch in Vorschlag, dass es schicklich und gerecht seyn werde, den Constitutions-Entwurf, bevor er zum Gesetz erhoben würde, der deutschen Nation zur Berathung vorzulegen, und deren Erinnerungen darüber im Wege der Publicität, so wie ihre Sanction durch National-Delegirte ausdrücklich und feyerlich einzuholen: eine Idee, die, so gut gemeint sie ist, wohl keinen anderen Erfolg haben würde, als die Beendigung des Werks ins Unendliche hinaus zu schieben. Denn mit einem Jahre würde wohl wenig geschehen seyn, wenn man die Stimmen aller derer hören und prüfen wollte, die sich für berechtigt halten möchten, ihr Urtheil in dieser Angelegenheit abzugeben. Rec. würde aber auch, abgesehen von dieser Zögerung, von einem gerade entgegengesetzten Vorschlage, wenn nämlich einem oder sehr wenigen Männern von anerkannten Einsichten und Wohlwollen, die in dem Dienste keines einzelnen Fürsten stünden, und einer unabhängigen Lage und *Gesinnung* genössen, die Prüfung des Constitutions-Entwurfs übertragen würde, weit mehr hoffen; aber es ist weit entfernt, an die Realisirung einer solchen Idee zu denken. So etwas lassen sich die, welche, mit dem Besitze der Macht, auch im Besitze der Weisheit zu seyn glauben, nicht nehmen.

Bey Untersuchung der Mittel und Bedingungen zur Begründung und Handhabung eines gesicherten Rechtszustandes im Inneren jedes einzelnen deutschen Staats selbst, geht der Vf. von der Bemerkung aus, dass eine blosse Fortsetzung des bisherigen Erstrebens dieses Zweckes nicht hinreiche; und er hat darin ohne Zweifel nicht ganz Unrecht, wenn gleich in diesem Stücke unter den verschiedenen Staaten Deutschlands ein sehr grosser Unterschied Statt findet, und es nicht von allen wahr ist, dass die Staaten nichts sind als Aggregate von Menschen, deren grösster Theil nur dazu geschaffen zu seyn scheint, um sich befehlen und gebrauchen zu lassen, nach Willkühr des übrigen Theils, welcher hinwiederum nur dafür da zu seyn scheint, um jenen zu befehlen und ihn für seine beliebigen Absichten zu gebrauchen. Auch giebt es noch manche Staaten, in welchen das Gefühl der Unzufriedenheit mit dem bisherigen Zustande der Dinge nicht allgemein vorherrscht, im Gegentheil der Wunsch nach Fortdauer des bisherigen Zustandes bey demjenigen Theile des Volks, dessen Stimme gehört zu werden verdient, eine entschiedene Oberhand hat.

Zu vieler Werth dürfte von unserem Vf. wohl auf das Daseyn einer geregelten Constitution gelegt werden, wenn es gleich um der Herzenshartigkeit willen zu wünschen ist, dass eine Constitution vorhanden sey, welche die Rechte der Häupter und der Völker, über welche die Stimme der Vernunft sonst so vernehmlich spricht, feststellt. Den Völkern selbst soll nach unserem Vf. auch hier ein grosser und der grösste Antheil an den neu zu entwerfenden Constitutionen zustehen. Für eine solche Mitwirkung lassen sich allerdings Gründe genug auffinden. Wenn aber die Machthaber und Wortführer von solchen Gesinnungen und Grundsätzen beseelt sind, wie sie, öffentlichen Nachrichten zufolge, eben jetzt von Hannover in einer Note ausgesprochen worden: so können die Völker es den Häuptern ruhig überlassen, die Gesetze zu entwerfen, nach welchen das Band künftig bestehen soll, und sie haben etwa nur zu bitten, dass man nicht zu viele Rücksichten gelten lasse.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Wien*, b. Beck: *Rückerinnerungen an eine Reise in Österreich und Steyermark* im Jahre 1810. Von *F. F. Kleyle*. 1814. 280 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) Was der Vf. Merkwürdiges auf seiner flüchtigen Reise sah, schrieb er unbefangen nieder, und theilt es hier dem Publicum fast unverändert mit. Seine Aufmerksamkeit war besonders auf Wege, Ortsentfernungen, die Natur im Grossen, und die Werkstätte der Kunst gerichtet. Die Erzählung ist einfach und gemüthlich, aber auch abgleitend und wiederholend. Die interessantesten Parthieen sind Linz, die Verfassung der innerberger Hauptgewerkschaft, Dürnbach, Steyerlingsthal, Hallstatt, Übersicht des steyrischen Salzkammerguts, ausser Salzberg, die Schütt- Tratten und Leonsberg-Alpen, Gmünden und Steyer. Mehrere seiner Nachrichten können als Berichtigung der älteren von *Căsar*, *Kindermann*, *v. Lichtenstern*, *Schultes*, *Sartori* u. A. führen: denn überall spricht sich der Vf. als Mann aus, dem die Wahrheit ohne Leidenschaft gegen Andersdenkende werth ist. Unter mehreren interessanten Notizen hebt Rec. eine, die Rosenkranz-Fabrik von Thon zu Gmünden betreffend, aus, deren Eigenthümer die Kunst erfunden hat, aus einem Cylinder alle Bestandtheile eines Rosenkranzes zu formen, sie schnell zu trocknen, zu malen und anzuschnüren. Das Dutzend solcher Rosenkränze, wovon jährlich 150,000 Stück meistens nach der Türkey versendet werden, kostet 36 kr. Angehängt sind noch die Höhenangaben der merkwürdigsten Berge und Ortschaften, und ein Wegweiser mit den Nebenstrassen.

H. P. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JANUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Aschaffenburg, b. Dessauer: *Darstellung der Bedürfnisse, Wünsche und Hoffnungen deutscher Nation, in einer parteylosen Beurtheilung der Fragen:* Erstens: *Welche Zwecke sind von der deutschen Nation, nach vollendeter Besiegung des Feindes, zu erstreben?* Zweytens: *Welches sind die Bedingungen und Mittel ihrer Qualification zur Erreichung jener Zwecke?* (Geschrieben im Februar 1814) von *Wilh. Jos. Behr* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Unter den Grundzügen zu einer Verfassung stellt der Vf. zuerst fest, dass sie zwar monarchisch, jedoch durch gewisse Grundgesetze beschränkt seyn müsse. Weil er indess einsieht, dass, aller Beschränkungen und aller Vorkehrungen ungeachtet, auf die Individualität des Fürsten, auf dessen Charakter und Grundsätze gar Vieles ankomme, diese aber hinwiederum ein Product der Erziehung seyen: so will er, dass der Staat sich auch der Erziehung bemächtigen, und mittelst einer von ihm gewählten Erziehungs-Commission solche besorgen lassen solle, damit auf diesem Wege dem künftigen Führer der Völker ein „hoher Grad von Enthaltsamkeit und Sittlichkeit, die strengste Rechtlichkeit, eine der grössten Anstrengung fähige Arbeitsamkeit, die tiefste Menschenkenntniss, und überhaupt jede Tugend und jeder Vorzug angeeignet," kurz, damit ein *vir bonus et sapiens* zugleich in ihm ausgebildet werde.

Als Mittel, um zu diesem Zweck zu gelangen, wird als Hauptmaxime festgestellt: den künftigen Herrscher von seiner hohen Bestimmung nicht eher etwas erfahren zu lassen, bis er so unterrichtet und so gebildet ist, dass er den Versuchungen zu Abweichung von der Bahn des Rechts und der Pflicht zu widerstehen stark genug sey. Wir wollen um so mehr von den anderen Ideen des Vfs. über diesen Gegenstand nichts sagen, weil es einleuchtet, dass eine solche Erziehungsart in das Reich der Unmöglichkeiten gehört. Auch scheint es nicht nothwendig, ja nicht einmal nützlich zu seyn, dem künftigen Fürsten eine nicht fürstliche Erziehung zu geben. Wenigstens haben die vielen Emporkömmlinge, welche doch gewiss auf *dem* Wege nicht verdorben waren, auf welchem freylich leider so viele Prinzen früh schon verdorben werden, gezeigt, dass auf eine gewisse Form der Erziehung nicht viel ankomme. Alles, was nicht ein Geschenk der Natur ist, hängt hingegen davon ab, dass der *rechte* Mann die jungen Herzen leitet. Gebt nur jedem Prinzen einen *wahren Mann* — dem Geiste und Körper nach — an die Seite, der neben Kenntnissen und Einsicht für die *Wahrheit* begeistert ist, und es wird das Werk der Erziehung besser gelingen, wenn es in der Sphäre getrieben wird, in welcher der Zögling einst als Mann wirksam seyn soll, als wenn es mit Lug und Trug auf einem Nebenwege geführt werden soll. Prägt ihm tief ein, sich nie Einem ganz hinzugeben, und denen am wenigsten zu trauen, die die Dinge am leichtesten, und nur von der schönen Seite darstellen: dann werdet ihr auch der Gefahr entgegen wirken, die nicht von dem Fürsten selbst herkömmt, und welche, wie die Erfahrung zeigt, vielleicht die grössere ist. Dem Monarchen, als solchem, soll zur Seite stehen, rathen und beschränken: eine Volksrepräsentation, welcher ein ihrer Bestimmung entsprechender Wirkungskreis eröffnet, und die mit den Mitteln versehen seyn muss, diesen Wirkungskreis zu erfüllen. Obgleich der Vf. eine vollständige Erörterung dieses Gegenstandes einer anderen Schrift vorbehält: so bestimmt er doch das Wesen derselben dahin, dass sie das Interesse des Staats, der Gesammtheit, bey der monarchischen Regierungsart des Staats wahren, das Volk bey dem ganzen Erstreben des Staatszwecks vertreten solle. Ihr soll daher zuerst eine Concurrenz zustehen bey der Gesetzgebung, und zwar nicht bloss bey der Gesetzgebung in Finanzsachen, sondern bey jeglicher Art, und bey jeglichem Zweige der Gesetzgebung, namentlich auch bey der constitutionellen und organischen, nicht minder bey der Gesetzgebung in Civil-, Criminal- und Polizey-Sachen. Sodann soll sie aber auch nicht unthätig seyn bey der Vollziehung der Gesetze, und bey der Finanzverwaltung. Kurz, sie soll eine Controlle der Monarchenthätigkeit in ihrem ganzen Umfange bilden.

Auf dass ein so wichtiges Geschäft mit Weisheit und Kraft geführt werde, soll es nur solchen Subjecten anvertraut werden, welche neben den erfoderlichen Kenntnissen auch den zureichenden *Willen* und *Muth* besitzen, von ihren Einsichten zu rechter Zeit und am rechten Orte Gebrauch zu machen. Zu diesem Ende müssen die Mitglieder derselben vor allen Dingen in Betracht ihrer physischen Subsistenz gänzlich von der Gnade des Regenten unabhängig seyn. Auch ihr Rang müsse ihnen auf einem anderen Wege, als aus den Händen des Fürsten werden, und als *Volksräthe* sollen sie den *Staatsräthen* gleich stehen. Das

Erscheinen in dieser Repräsentation soll nicht abhängen von einem gewissen Stande, oder von sonst einer bestimmten Qualität, sondern nur von der *Staatsbürgerschaft*. Aus den Gebildeten des ganzen Volks müssen sie also gewählt werden; und ein Staatsbürger-Unterricht müsse in Zukunft auf die Tauglichkeit Mehrerer zu diesem wichtigen Geschäfte hinwirken. Stets soll diese Repräsentation activ seyn, und von ihrem Leben und Wirken der Nation öffentliche Rechenschaft abgeben, und auf dass es nicht von dem guten Willen der Fürsten und dessen Minister abhange, ob ihre Concurrenz von Wirksamkeit sey, oder nicht, sollen die Minister wegen der Verwaltung ihres Amtes unter Verantwortlichkeit gestellt werden.

Gern stimmen wir dem Vf. darin bey, dass auf diese Weise den deutschen Völkern ein Rechtszustand werde zugesichert werden, in welchem sie zufrieden zu leben im Stande sind. Doch würden wir noch einige Einschränkungen der den Ständen verliehenen Gewalt, ohne Furcht vor bedeutenden Nachtheilen, uns gefallen lassen, und selbst für nützlich halten. Denn man darf im heiligen Eifer für eine sehr wichtige Sache nicht vergessen, dass, man mag die Wahlfähigkeit noch so sehr freygeben, doch die Stände auch Menschen, auch Bürger des Staats und Mitglieder einer gewissen Classe sind und seyn müssen, und dass sie und ihre Versammlungen auch nicht frey bleiben werden von den Einflüssen, welche auf die Gemüther und den Verstand eines jeglichen Sterblichen ihre Kraft ausüben. Diess bestätigt die Erfahrung, und wenn man etwa diese nicht will gelten lassen, weil unsere landschaftlichen Corporationen bisher, wie nicht geleugnet werden kann, höchst fehlerhaft constituirt waren, diess liegt in der Natur der Sache. Dagegen dürfte es eine eben so ewige, als dem Billigen einleuchtende Wahrheit seyn, dass kein Standpunct zur Führung einer weisen und gerechten Regierung so günstig ist, als der, den der Monarch und seine hohen Gehülfen im Regiment einnehmen. Auf den Geist dieser und der Dienerschaft überhaupt hinzuwirken, wird daher immer die Hauptsache bleiben.

So gross auch die Noth in Deutschland ist: so scheint doch das Bild, welches unser Vf. von der Hülflosigkeit und von der Erschlaffung der Sprungfedern der deutschen Cultur sich macht, fast übertrieben zu seyn. Wenn die Fürsten und ihre Rathgeber uns nur mit dem glücklich errungenen Frieden die Hoffnung und das Vertrauen auf dessen Dauer geben: so wird mit Ausnahme einiger weniger, von dem Kriege gar zu sehr zertretener, oder zu schlecht verwalteter Staaten, der deutsche Fleiss und die deutsche Frugalität in kürzerer Zeit, als man glaubt, unser geliebtes Vaterland wieder in einen erträglichen Zustand versetzen. Die übermässige Anstrengung, die ungeheueren Foderungen, welchen wir haben genügen müssen, haben uns auf Mittel des Erwerbens und Ersparens aufmerksam gemacht, welche, wenn sie mit Verstand bewahrt und benutzt werden, sich in der Folge erst recht segensvoll zeigen können.

Diese Überzeugung darf uns inzwischen nicht gleichgültig und lässig machen in Aufsuchung und Benutzung der Bedingungen und Mittel zur Wiederbelebung und möglichsten Erhöhung des deutschen Wohlstandes und deutscher Cultur, worüber der letzte Abschnitt dieser Schrift handelt. Ohne sich über die künstlichen, positiven Anstalten und Mittel, und die nach richtigen staatswirthschaftlichen Grundsätzen zu ergreifenden Massregeln, durch welche Wohlstand und Cultur erhöhet, befördert und erleichtert werden kann, zu verbreiten, will unser Vf. nur auf einige wesentliche Puncte aufmerksam machen. Es sind deren fünf. Als erste Bedingung wird *gänzliches und ungesäumtes Umstossen der allgemein verwünschten Schlagbäume des Verkehrs und Handels*, *nämlich der Mauthen und Zölle*, mit grosser Lebhaftigkeit empfohlen, und es fällt solche mit der vierten, nämlich der *Verbreitung und Einführung einer einzigen gerechten Besteuerungsart*, ziemlich zusammen. Der Vf. erklärt sich nämlich nicht nur gegen den Missbrauch und übertriebenen Gebrauch, den man mit dem Mauth- und Zoll-Wesen getrieben hat, und gegen die Verkehrtheiten, welche man sich freylich in den letzten Decennien mehr als jemals in diesen Puncten hat zu Schulden kommen lassen, sondern er findet kein Bedenken, hier und bey No. 4 mit den Mauthen und Zöllen alle indirecten Steuern für *ungerecht* und für *unklug* zu erklären, weil „das Verzehren kein Grund der Steuerpflicht seyn könne, und folglich auch diese in ihrer Realisation nicht nach dem Umfange des Verzehrens bemessen werden dürfe, weil die Sphäre des Begründeten coincidiren müsse mit der Sphäre ihres Grundes." (S. 175.) Er will daher, dass diese Besteuerungsart gänzlich aufhöre, und dass in Zukunft „das Mass des *reinen Einkommens* eines jeden Staatsbürgers, und das Verhältniss dieses reinen Einkommens zu dem reinen Einkommen aller übrigen Staatsbürger nur als der gerechte Massstab der Steuer-Quote, welche von der zu fodernden Total-Steuer-Summe auf jeden Staatsbürger fallen solle, anerkannt werden kann." Es ist nicht zu verkennen, dass der Grund der Einkommen-Steuer sich vor allen anderen wegen seiner Gerechtigkeit und wegen seiner Natürlichkeit empfiehlt. Es ist daher nicht zu verwundern, dass einsichtsvolle Theoretiker sich für selbige erklären. Gleichwohl hat diese Steuer auch ihre grossen Schwierigkeiten. Schwierigkeiten, welche sich in demselben Masse vergrössern, als man Hand an das Werk legt. Zuerst ist die Ausmittelung des Einkommens eine schwierige und wirklich missliche Sache. Man hat dabey nicht bloss mit der Unredlichkeit, dem bösen Willen, dem irrenden Gewissen und den Vorurtheilen, sondern mit dem wesentlichsten Interesse einiger Classen und vieler Individuen und mit manchen kaum befriedigend und consequent zu lösenden Zweifeln zu kämpfen. Während man sich daher auf der einen Seite mit Angaben begnügen muss, die nichts weniger als genügend sind: setzt man auf der anderen Seite Manchen in die Nothwendigkeit, über seine Kräfte zu bezahlen, um seine wahre Lage nicht kund werden zu lassen. Über-

diess ist die Bestimmung dessen, was reines Einkommen ist, und was bey denen, deren Einkommen in baarem Gelde besteht, z. B. dem besoldeten Diener, dem Rentenierer, sich auf Heller und Pfennig ausmitteln läst, in einzelnen Fällen eine so äusserst schwierige Sache, dass bloss desshalb schon eine grosse Ungleichheit unter den Beyträgen der verschiedenen Contribuenten entstehen muss, wenn man auch die Leichtigkeit, gewisse Gattungen des Einkommens der öffentlichen Kunde gänzlich zu entziehen, gar nicht in Anschlag bringt. Noch schwieriger aber ist die Ausmittelung des Verhältnisses. Denn unmöglich wird man gleiche Quoten oder Procente für gleiche Beyträge halten können. Es braucht nur eines flüchtigen Blickes, um einzusehen, dass dieselbe Quote von einem mäsigen, kaum für die Nothdurft zureichenden Einkommen eine weit grössere Abgabe ist, als dieselbe Quote von einem grossen Vermögen, welches beym höchsten Wohlleben noch einen Überschuss giebt. Sodann kommt auf den Stand der Unterthanen ungemein viel an. Eine Quote, welche z. B. ein Bauer mit 1000 Rthlr. reinem Einkommen — ein ausserordentlich reicher Mann — ohne alle Unbequemlichkeit abgeben kann, würde einen Staatsdiener von Rang mit einem eben so grossen, ja mit doppeltem reinem Einkommen in einer Stadt zu Boden drücken. Eben so ist es mit der Familie. Was ein gesunder, lediger Mann leicht abgeben kann, würde einen Vater von mehreren Kindern, der mit Hauskreuz zu kämpfen hat, zur Verzweifelung bringen. Ein alter kränklicher Landmann hingegen, der, seiner heranwachsenden Kinder wegen, des theueren unredlichen Gesindes entbehren kann, ist wieder besser daran, als ein in gleichen Verhältnissen stehender kinderloser, der kostbares Gesinde halten muss, oder als ein Staatsdiener, den die Erziehung seiner heranwachsenden Kinder erschöpft. Nicht weniger kömmt es auf das Local, auf Gewissheit und Ungewissheit, auf die Gefahr des Einkommens und auf sehr viele andere Neben-Umstände an, wesshalb ein, der Summe nach gleiches reines Einkommen ohne Härte und ohne die allergrösste Ungleichheit keine gleiche Abgabe ertragen kann. Es kann zwar Vieles von diesem bey Auswerfung der Quote berücksichtiget werden, wie es denn hin und wieder berücksichtiget worden ist; allein dann wird das Ganze ein höchst complicirtes Wesen, und aller Bemühungen ungeachtet ist es ganz unmöglich, die Ungleichheiten völlig zu entfernen. Allenfalls wird man diejenigen Ungleichheiten einigermasen heben, welche in Ansehung *ganzer* Classen Statt finden, nicht aber die, so hinwiederum in Ansehung einzelner Individuen einer und derselben Classe sich darbieten, und welche eben so mannichfaltig als erheblich sind. Hiezu würde gehören, dass einem Jeden seine Quote nach einem eigenen Massstabe zugemessen würde. Eine Arbeit, welche die Kräfte und Einsichten der Menschen übersteigen, und von anderen Seiten höchst ärgerlich seyn würde. Nimmt man nun den Widerwillen hinzu, den man ganz allgemein gegen eine jede genaue Ausmittelung des Einkommens hat, und der doch bey allen Einrichtungen, die Erfolg haben sollen, nicht ausser Anschlag gelassen werden darf: so verliert diese Art der Steuer viel von ihrem Scheine. Genau muss aber die Ausmittelung wenigstens bis auf einen gewissen Grad seyn, wenn die ganze Steuer nicht in eine Steuer ausarten soll, welche auf die Redlichkeit und auf diejenigen gelegt wird, deren Einkommen, weil es aus öffentlichen Mitteln kommt, oder aus wenigen liegenden Gründen genommen wird, nicht verheimlicht werden kann. Es ist daher gewiss nicht so *ungerecht* und so *unklug*, als der Vf. glaubt, wenn man sehr erhebliches Bedenken findet, diese Steuer, jetzt, wo so bedeutende Summen auf dem Wege der Steuern zusammengebracht werden müssen, zur *einzigen* Steuer zu machen, wenn man vielmehr auch zu anderen, bereits bestehenden, namentlich auch zu Consumtions-Steuern seine Zuflucht nimmt. Auch wird die, mit grosser Zuversicht und mit vielen schallenden Worten aufgestellte, aber nicht bewiesene Behauptung, dass die Consumtion, oder der Genuss, kein Grund der Steuerpflicht seyn könne, keinen verständigen Staatsmann abhalten, sich dieses Mittels, in sofern es wirklich gut ist, und nicht andere Hindernisse sich in den Weg legen, zu bedienen. Es läst sich aber von Seiten des Rechts leicht eben so viel für eine Besteuerung des Genusses sagen, als für eine Besteuerung des Besitzes, hauptsächlich wenn die Steuer solche Artikel, die nicht zu den ersten Bedürfnissen gehören, und bey denen eine Einschränkung möglich ist, zu ihrem Gegenstand nimmt. Die Einnahme und der Besitz allein entscheidet ja die Frage, ob man genug, oder etwas übrig hat, keinesweges; vielmehr kommt dabey die Ausgabe, in sofern solche unvermeidlich und nothwendig ist, zum wenigsten eben so sehr in Betrachtung. Auch giebt die luxuriösere Lebensart der höheren Stände, welche zur Folge hat, dass ein höheres Einkommen in ihren Händen weniger Überschuss gewährt, keinen Grund zu einer, in gleichem Verhältniss, höheren Besteuerung. Denn die luxuriösere Lebensart ist meistens Sache der Nothwendigkeit. Die Verbesserung des Steuerwesens, welche allerdings fast in allen Provinzen Deutschlands höchst nöthig seyn möchte, dürfte daher schwerlich auf einem so einfachen und allenthalben gleichmäsigen Wege, als der Vf. glaubt, ins Werk zu setzen seyn. Doch wünschte Rec. sehr, dass gewisse allgemeine Grundsätze über Handelsfreyheiten, und über das Zollwesen, wie über die Rechtsbeständigkeit mancher Exemtionen und Privilegien, auf dem Congresse festgesetzt werden möchten: denn sonst dürfte es in und zwischen manchen Ländern aus leicht zu begreifenden Ursachen sehr schwer werden, zu billigen und gerechten Masregeln und Grundsätzen zu gelangen. Denn in der That steht hier oftmals das, was der eine Theil fodert, der andere aber zu bewilligen geneigt ist, zu weit von einander ab, um eine gutwillige Vereinigung erwarten zu können, und die neue Reichs-Justiz würde mit Processen einer und derselben Art überströmt werden, wenn Besitz und hergebrachtes Recht eine allgemeine Garantie erhielten.

Über die zweyte Bedingung, welche in die *Re-*

duction des deutschen Postwesens auf die Wohlthat seines früheren Charakters gesetzt wird, wollen wir nichts sagen, weil der Vf. ganz dasjenige wünscht und fodert, was hierüber gewöhnlich gewünscht wird. Hingegen müssen wir ein *unverzögertes Eintreten kluger Sparsamkeit in den Staatsausgaben* — die directe Bedingung — gar sehr empfehlen. Die allgemeine Erschöpfung der öffentlichen Cassen, die Unzulänglichkeit der Zuflüsse, welche, ungeachtet auf den Unterthanen übergrose Lasten liegen, Statt findet, macht ein kluges Sparen zu einer der ersten Pflichten, besonders in kleinen Staaten. Ja, eine kluge Sparsamkeit ist bey manchen die Bedingung ihrer Fortdauer. Durch die Vermeidung des stehenden Heeres, welche auch wegen des grossen Abganges an Menschen sich empfiehlt, kann allerdings am meisten erspart werden. Denn kein Artikel in der grossen Staatshaushaltung kömmt dem Militär gleich. Aber freylich ist eine Verminderung, so wünschenswerth sie in aller Hinsicht ist, dann nur zu erwarten, wenn in den Herzen der Fürsten die Neigung zum Frieden dergestalt die Oberhand gewinnt, dass man ihr zu Gefallen den Einflüsterungen des Ehrgeizes, der Habsucht, der Eitelkeit, kein Gehör giebt, sondern ihnen wohl gar Opfer bringt, und wenn die Leitung der Angelegenheiten der Völker im Inneren Männern anvertraut wird, die mit den allgemeinen Wünschen bekannt sind, und sie mehr achten, als wir bis jetzt gewohnt gewesen sind. Sodann sind zwar alle unnützen Ausgaben auf öffentliche Werke und auf eine entbehrliche Dienerschaft auch zu vermeiden; doch ist hiebey Vorsicht und Eile mit Weile zu empfehlen, und es ist nicht sogleich Alles für unnütz zu halten, was über das Nothwendige hinausgeht. Denn eine plötzliche Abweichung von dem Gewöhnlichen, selbst von Manchem, was an sich ein Missbrauch ist, kann Folgen haben, die für den Augenblick mehr Schaden bringen, als die Ersparung werth ist. Es ist mit den Staaten wie mit den einzelnen Menschen, jeder plötzliche Wechsel, und jede zu grosse Abweichung von einer lang gewohnten und zur anderen Natur gewordenen Weise, ist misslich und bedenklich. Dahingegen ist eine Üppigkeit und Verschwendung bey Lustbarkeiten und bey den faden Festen des Hofes eine so arge Satire auf den Zustand der Völker, dass man nicht weiss, ob man grösseren Unwillen über die Gesinnungen, oder Mitleiden mit den Einsichten derer haben soll, die sie veranlassen.

Ganz entschieden ist aber mit dem Vf. bey No. 5 zu wünschen, dass in *das Schuldenwesen* wieder *Ordnung und Redlichkeit komme*, und dass die schändlichen Operationen ihre Endschaft finden, und auch in ihren Folgen nicht weiter fortdauern mögen, durch welche sich die Übermacht und eine Unredlichkeit, welche allem Gefühl vor Schaam und Schande Hohn sprach, es erlaubte, mit dem Eigenthum der Privaten, der Wittwen, Waisen und frommen Stiftungen, welches im Glauben auf ein heilig gegebenes und verbrieftes Wort dem Staate anvertraut worden war, ein willkührliches Spiel zu treiben. Hannover hat in der Anerkennung der Verpflichtung, den begangenen Raub aufhören zu lassen, soviel uns bekannt ist, das erste befriedigende Beyspiel gegeben. Hoffentlich werden Alle, die sich mit ihm in gleicher Lage befinden, ein Gleiches thun, damit man nicht dadurch, dass man sich die Früchte einer verruchten That aneignet, den Fluch auf sich ladet, mit welchem man die Thäter überhäuft. Auch wird man hoffentlich nicht durch die harte Bedingung eines Nachschusses, von der man hie und da spricht, sein spottendes Spiel noch obendrein mit denen treiben, die durch den Raub verarmt sind.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Dorpat*, b. Meinshausen: *Principien der Politik.* Ein Fragment. Von *Johann Neumann*, Professor. 1814. ½ B. Vorr. und Inhalt, und 92 S. 8. (12 Gr.)

Der Titel der vor uns liegenden Schrift verspricht bey weitem mehr, als ihr Inhalt giebt. Durch den Titel wird man veranlasst, hier eine vollständige Zusammenstellung, wenigstens der Hauptlehren der Staatskunst zu suchen. Allein statt dessen findet man weiter nichts, als eine Art von Einleitung in die Staatswissenschaften, oder eigentlich ein mehr breites als gründliches Räsonnement über die Elementarlehren der Politik; Untersuchungen über den Begriff, das Wesen und den Zweck des Staatsvereins, und Betrachtungen über die einzelnen Hülfswissenschaften, *Anthropologie, Geschichte* und *Statistik*, die Staatswissenschaften, und den Umfang dieser, wenn man den Begriff des Vfs. vom Staate bey der Bestimmung dieses Umfangs zum Grunde legen will. Der Vf. selbst hat den Begriff vom *Staate* in der möglichsten Höhe und Ausgedehntheit aufgestellt. *Er* sieht darin (S. 51) „eine Verbindung, in welcher die oberste Gewalt durch freye Repräsentation aller Einzelnen gebildet ist, und welche dadurch zur allgemeinen Glückseligkeit und Erweiterung der Erkenntniss — dem Zwecke des Staats — führt, dass sie jedem Einzelnen die einfachen, und zugleich reinsten Genüsse gewährt, und den Kern des menschlichen Wissens in klarer, fasslicher Sprache zu seiner Kunde bringt." Doch spricht sich nach der eigenen Erklärung des Vfs. in einem Staate der Art nur der *Staat in der Idee*, das *Staatsideal* aus, an dessen Verwirklichung der Vf. selbst mit Recht zweifelt, das er sogar selbst, bey dem jetzigen Zustande der Menschheit, nicht einmal für erstrebbar (S. 56) erklärt, meinend (S. 57), es sey höchst ungereimt, ein solches Ideal bey den heutigen Menschen wirklich realisiren zu wollen; denn der Mensch sey jetzo nicht, wie er seyn sollte, und seyn könnte — worauf das Ideal gebaut ist, — sondern vielmehr, was er nicht seyn sollte. Darum ist es denn auch dermalen nichts mit der *reinen Demokratie*, und mit dem *Einen*, die gesammte Menschheit umfassenden, Staate, zu der die Idee des Staats hinführen soll (S. 40); sondern jetzo bedarf es mehrerer Staaten (doch meint der Vf., die europäischen Staaten würden sich über kurz oder lang in vier Hauptstaaten, *Österreich, Russland, Frankreich* und *Preussen* auflösen), und statt der demokratischen Verfassung, sind jetzo nur *monarchische*, und noch dazu *unumschränkt* monarchische, zulässig (S. 74): denn die gegenwärtigen (inneren und äusseren) Verhältnisse der Staaten foderen unbedingt, dass nur ein Einziger herrsche (S. 75). — Ob dem wirklich so sey, lassen wir an seinen Ort gestellt seyn. Weder die Regierungen noch die Völker scheinen *jetzt* solche Ideen zu hegen; und wir zweifeln sehr, ob es dem Vf. gelingen wird, beide durch seine Räsonnements auf andere Ansichten hinzuleiten. So wenig es mit seinem Staatsideal etwas ist: so wenig sind die Principien seiner auf die dermaligen Verhältnisse der Menschen *angeblich* angewandten Politik brauchbar. Er stellt den Menschen im Staate und das bürgerliche Wesen bald zu hoch, bald zu tief; beschäftiget sich hier und dort mit einem Gebilde seiner Phantasie, und welcher ächte, gebildete Staatsmann könnte solche Phantasmata wohl beachten?

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JANUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ASCHAFFENBURG, b. Deſſauer: *Darſtellung der Bedürfniſſe, Wünſche und Hoffnungen deutſcher Nation, in einer parteyloſen Beurtheilung der Fragen:* Erſtens: *Welche Zwecke ſind von der deutſchen Nation, nach vollendeter Beſiegung des Feindes, zu erſtreben?* Zweytens: *Welches ſind die Bedingungen und Mittel ihrer Qualification zur Erreichung jener Zwecke?* (Geſchrieben im Februar 1814) von *Wilh. Joſ. Behr* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Wie es übrigens mit der Abtragung der Schulden zu halten, und was für Maſsregeln deſshalb zu ergreifen ſind, darüber läſst ſich im Allgemeinen wenig ſagen. Es kommt dabey zu Vieles auf beſondere Umſtände, auf den Grad der Erſchöpfung, und auf die Beſchaffenheit und Ergiebigkeit der Hülfsmittel an. Zu rathen iſt jedoch im Allgemeinen, daſs man nicht zu ſehr damit zögere, ſondern gleich mit Ernſt und ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit Hand an das hochwichtige Werk lege. Wir ſind jetzt an das Entbehren und Geben einmal gewöhnt, und das gröſste Quantum, das gefodert werden kann, wird dem nicht gleichkommen, was dem Krieger in wenigen Tagen dargereicht und geopfert werden muſste, den eine grauſame, vom Teufel erfundene Sitte, entblöſst von Allem, was der Menſch zur Fortſetzung ſeiner phyſiſchen Exiſtenz nöthig hat, in das Feld ſtöſst.

Daſs aber dieſe Plage endlich aufhöre, daſs die Heerſchaaren nicht ferner auf Koſten der Unterthanen, die durch Abgaben für ſie ohnehin ſchon erſchöpft werden, oder gar auf Koſten der Unterthanen fremder, und hauptſächlich kleiner Staaten, welche die Sünden der Gröſseren genug zu büſsen haben, leben, das läſst ſich von der Gerechtigkeit der Monarchen erwarten, die das Panier gegen die Ungerechtigkeit und gegen heilloſe Grundſätze und Sitten erhoben haben, und deren Unternehmungen, weil ſie ſo gerecht waren, bisher mit Erfolg gekrönt ſind. Geſchieht dieſes; kann der fleiſsige Arbeiter erſt wieder gewiſs ſeyn, daſs er der Früchte ſeines Fleiſses ſich erfreuen werde, und kann er ſicher vor Störungen und Unterbrechungen ſich im frommen Vertrauen auf Gott und auf ein gerechtes Regiment ſeinen Beſchäftigungen wieder hingeben, und werden nicht noch durch Beytreibung einer Contribution, welche nach der inneren Überzeugung aller Sachkenner längſt bezahlt worden iſt, wenn nicht willkührliche Satzungen zur Norm angenommen werden, neue unheilbare Wunden geſchlagen: ſo werden wir unter Gottes Beyſtand und Schutz nicht nur bald im Stande ſeyn, das Werk der Schuldentilgung mit Erfolg beginnen zu können, ſondern es wird Wohlſtand und Cultur, welche in unſerem Vaterlande gewiſs einen ſehr hohen Grad erreicht und ſehr allgemein verbreitet geweſen ſind — wie hätten wir ſonſt ertragen können, was wir ertragen haben! —, ſchön und ſchöner vielleicht als jemals wieder aufleben. Auch die höhere wiſſenſchaftliche Cultur wird einen neuen Schwung bekommen, wenn die Rathſchläge unſeres Vfs. für Univerſitäten, für Aufhebung des Univerſitätsbannes, für Freyheit der Preſſen im Wiſſenſchaftlichen, und für Aufhebung ungerechter Vorzüge, die man gewiſſen Ständen gerade da einräumt, wo perſönliche Eigenſchaften und Tauglichkeit allein entſcheiden ſollte, Gehör finden. Wahr iſt es allerdings, daſs jetzt, wo die Völker ſo groſse Opfer gebracht haben, wo ſo Mancher ſein *Theuerſtes*, ſein *Letztes*, ſein *Alles* hingegeben hat, wo die Fürſten, faſt ohne Ausnahme alle, durch unendliche Laſten, die ſie ihren Unterthanen auflegten, durch unerhörte Opfer, die ſie von ihnen foderten, ſich ihre Exiſtenz und die Erhaltung ihrer Rechte und auch ihrer Genüſſe, von dem Tyrannen erkauft haben, der mit den Thronen ſpielte, wahr iſt es, ſagen wir, daſs jetzt die Völker wohl berechtiget ſind, von ihren Fürſten und von den Groſsen der Krone Gerechtigkeit, Achtung und Dankbarkeit zu erwarten, und daſs doppelt und dreyfach ſträflich die handeln, welche nicht hören wollen die ſo vernehmlich tönende Stimme des Rechts und der Pflicht, die Stimme, welche Manche von ihnen, als ſie im Unglück und im Drucke waren, ſelbſt laut und eindringend hören lieſsen.

Nach dieſen Bemerkungen wird es keiner beſonderen Erwähnung bedürfen, daſs der Vf. mit redlichen Geſinnungen und Eifer für Wahrheit und Recht, mit Einſicht und Kenntniſs ausgerüſtet iſt. Gern ſehen wir den Früchten ſeines Fleiſses entgegen, über welche ſich hin und wieder in dieſer Schrift Andeutungen und Verſprechungen finden. Doch können wir nicht umhin, ihm recht dringend ans Herz zu legen, ſeinem Stil und ſeiner Darſtellung mehr, oder vielleicht weniger Aufmerkſamkeit zu ſchenken; dann wird wahrſcheinlich, je nachdem er ſich gewöhnt oder verwöhnt hat, die nicht ſelten ermüdende Schwerfälligkeit und Rauheit — *oratio horrida* —,

das Herbeyziehen und Haschen nach Abstracten, das Überladen mit fremden- und wissenschaftlichen Worten sich verlieren, wodurch der gute Geschmack beleidigt, und gerade diejenigen vom Lesen abgeschreckt werden, durch die in den Angelegenheiten, mit welchen diese Schrift sich beschäftiget, am mehrsten genützt werden kann. *Omnes enim artes aliter ab iis tractantur, qui eas in usum transferunt, aliter ab iis, qui ipsarum artium tractatu delectati, nihil in vita sunt aliud acturi*, bemerkt Cicero (*de Oratore III*, 23) sehr richtig, und das sollte Keiner ausser Acht lassen, der sich durch Schriften auf die Gesinnungen und das Wirken der Menschen Einfluss verschaffen will.

PN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

1) Soest, b. Kabis, und beym Verfasser: *Der heimige Bürger an seinen krieglichen Bruder.* Zu lesen vom Wirthe und Einquartierung, von *J. H. P. Seidenstücker*, Rector am Archigymnasium zu Soest. 1814. 28 S. 8. (4 Gr.)

2) Soest, b. Nasse: *Treuer — ob nicht allein richtiger und einzig gerechter? — Massstab, die Bürger mit Einquartierung zu belegen.* — Allen, die bisher begünstigt oder benachtheiligt wurden, gewidmet von *J. H. P. Seidenstücker*. 1814. 60 S. 8. (6 Gr.)

Aus beiden Schriften lernt man einen denkenden und wackeren Mann kennen, der sich nicht unglücklich in einer seinem Schulfache fremden Sphäre versucht, und dem das Wohl des Ganzen, und besonders der Prediger und Schullehrer, innige Angelegenheit ist. Die Schrift No. 1, ein kräftiges Wort wider die Missbräuche, die sich einquartirte Soldaten erlauben, stellt den richtigen Satz auf: Alles ist (oder sollte seyn) Soldat, Freund und Bruder; es giebt keine Scheidewand mehr zwischen dem heimigen Bürger und dem Krieger: denn kein stehendes Heer kann allein das Vaterland schützen, und deswegen sollten alle Bedrückungen des Soldaten gegen seinen Wirth aufhören. Die Schrift No. 2 unterscheidet die Einquartierungslast als eine besondere von allen anderen Staatslasten, die nicht auf den Häusern beruhe, und von der keiner befreyt seyn könne, obgleich Prediger und Lehrer davon befreyt bleiben müssten, da ihre Exemtion keine Befreyung sey, sondern nur die von ihnen zu übertragende Last vermöge alter auf ihr unzureichendes Einkommen gegründeter Verträge auf den Nachbar oder die Gemeinde oder Kirche lege. Man müsse drey Perioden bey der Einquartierung annehmen: in der ersten die Kosten derselben von den Überschüssen, in der zweyten von dem Bedarf, in der dritten von dem Fonds, der den Überschuss und Bedarf erzeugt, tragen lassen. Das Princip, wie er es nennt, und worauf diese periodenweise Übertragung der Lasten beruht, hält er für unwiderlegbar: denn der Schutz des Staats beruhe nicht auf Geld, sondern die Staatsbürger müssten die Schützenden seyn, und da der Reiche seine Person nicht, wie sein Geld, vervielfältigen, sondern in die Wehrlinie nur als einzelner Mann treten könne, der Ärmste hingegen ebenfalls als ganzer Mann eintrete: so müsste in diesem Kampfe mit gleichen Kräften für die Erhaltung sehr ungleicher Güter, oder in diesem persönlichen Dienste der Reiche ein Schuldner des Armen werden, z. B. der, welcher 100 Morgen am Staatsgute habe, müsste nicht allein selbst zum Schutze des Staats auftreten, sondern auch (von dem Überschuss über seinem Bedarf in der ersten Periode) diejenigen so lange einquartieren, bis der Überschuss aufgezehrt sey, worauf alsdann die zweyte, und endlich die dritte Periode folge. — Wir wollen mit dem Vf. annehmen, dass die Ausmittelung der Überschüsse, des Bedarfs und des Fonds bey allen Schwierigkeiten, die ihr entgegenstehen, möglich, und dass das Staatsgut, für dessen Vertheidigung der Arme wie der Reiche eintreten müsse, ein ganz materieller Begriff sey: so kann doch die Staatsvertheidigung und Einquartierungslast, die beide für sich ein verschiedenes Ganzes bilden, eben so wenig als das Menschencapital oder dieses Capitals Kräfte gegen das Geld und Gutscapital aufgerechnet, und bey allem diesem muss die Einquartierung als persönliche Belästigung von der Einquartierung als Aufwand unterschieden werden. Die Massregel, den Überschuss eines Vermögens in Beschlag zu nehmen, würde für einen Staat, der in dem Schutze des Erwerbs auch den Schutz des Bereicherns über den Bedarf ausspricht, eine Einladung zu einem Gebrauche des *dominium eminens* seyn, der an die Zeiten, wo Reichthum als Verbrechen galt, sogar an Procrustes erinnert. Giebt es eine Entschädigungspflicht: so giebt es auch eine Schutzpflicht Aller gegen Alle, und umgekehrt. Die Befreyung der Geistlichen und Lehrer aus dem angegebenen Grunde spricht diese von der Einquartierung als persönlicher Last nicht frey; und heisst eine solche Befreyung nicht eben soviel, als: alle Begünstigungen früherer Zeit müssen gehalten werden; denn auch sie beruhen auf Verträgen, die von der nämlichen Voraussetzung des Vfs. ausgehen?

Dk.

Halle, b. Renger: *Erinnerungen an einige Ursachen und Wirkungen der Denkmäler grosser Männer in Beziehung auf ein Denkmal Friedrichs II, und für ein Denkmal der Rettung Berlins und seiner Nachbarn, im Jahre* 1813. Zwey Reden, gehalten am 25 Januar 1812, und 22 Januar 1814, am Stiftungsfeste der Gesellschaft der Freunde der Humanität in Berlin, von Dr. *Conrad Levezow*, k. Professor. — Herausgegeben zum Besten der Wittwen und Waisen der im Kampfe fürs Vaterland gefallenen Helden. 1814. 46 S. 8. (6 Gr.)

Die Theilnahme der Franzosen, und ihr lebendi-

ger Enthusiasmus für Friedrich II, erlaubte dem Vf., diesen Gegenstand zu der ersten Rede an einem Tage zu wählen, der auf den Tag folgte, an welchem Friedrich vor 100 Jahren geboren war; aber die Laurerey warnte ihn, auf seiner Huth zu seyn, und doch konnte er sich den Genuss nicht versagen, den einmal gewählten Gegenstand an die Erregung einer grossen Idee anzuknüpfen, oder um seine Worte zu gebrauchen, die unter Friedrich errungene Ehre, Macht und Glückseligkeit vor die Seele zu führen. Es thut uns leid, von dem sonst schätzbaren Vf. gestehen zu müssen, dass er in diesem Antagonismus, wobey ihm das Interesse der Zuhörer an der Sache für die verständige und kluge Entwickelung seiner Absicht eben so viel Spielraum, als die Klugheit für die Freyheit seines Vortrags gestattete, nicht die Erwartung so ganz befriedigte. Denn nicht nur nimmt die Entwickelung der Ursachen und Wirkungen der Denkmäler grosser Männer den meisten Raum ein, dagegen die Erinnerung an Friedrich nur ein Drittel desselben, sondern auch die für den frühesten und natürlichsten Ursprung der Denkmäler angenommene Pflicht der Dankbarkeit, Liebe, Achtung widerspricht der Sache, und wenn man will, sogar der Geschichte: zu geschweigen, dass die grossen Wohlthäter ganzer Völker von gebildeten Zeiten ohne Denkmal als Heilige in dem Martyrologium der Geschichte der Menschheit leben. So bot ihm das Menschliche im Menschen, der Drang, seine Empfindungen zu verkörpern, und sichtbare Zeichen des unsichtbaren Geistes, der in und auf ihn wirkt, ausser sich zu stellen, so bot ihm auch der Genuss, den dieses Verkörpern den Sinnen und dem Geiste gewährt, und das Streben zur Verähnlichung (man mag dieses Identification oder Assimilation nennen wollen) eine reiche Quelle dar, sich über den wahren Ursprung der Denkmäler in der angenommenen Absicht zu verbreiten. Ist es nicht diese Verkörperung, woran sich der Mensch in Sturm und Leiden festhält? Ist sie ihm nicht der Regenbogen, der das Vorübergehen des Sturms verkündigt? — In den skizzirten Wirkungen der Denkmäler ist wenig Bindung, und einer der vorzüglichsten Begriffe, in der Anwendung auf Friedrich, ist so umdüstert, dass er in den Grenzen des Ernstes die Wahrheit, in dem Spiele des Scherzes oder der Zweydeutigkeit die Heiligkeit verliert. Er sagt z. B.: Noch dauert mehr als alles Übrige unter uns das Reich der Wahrheit und der Freyheit des Geistes und des Rechts, das du gegründet und geschützt hast, fort. — Die zweyte Rede entstand durch die Idee, welche Hr. D. *Schadow* zu einem Modell, zu einem Denkmal der Rettung Berlins und seiner Nachbarn im Jahr 1813 in der nämlichen Gesellschaft öffentlich anregte. Der Vf. übernahm den Auftrag zu einem Vorwort, um die Nothwendigkeit eines solchen Ehrendenkmals zu erörtern. Wir können dieser Rede unseren Beyfall nicht versagen; sie fasst nicht nur die Hauptpuncte richtig auf, sondern trägt sie auch mit einer, der Würde der Sache angemessenen Wärme vor. Dennoch wünschten wir, dass er einige Ansichten von *Oberthür* (über öffentliche Denkmale, Leipzig 1809), und des Morgenblatts (über öffentliche Denkmäler, und von einem Denkmal für Wieland 1813. No. 180 u. 181), näher geprüft und benutzt hätte.

Dk.

Hamburg, b. Bohn: *Beytrag zu einer historischen, politischen und statistischen Entwickelung der von Bonaparte während seines Obercommandos und seiner Regierung befolgten Massregeln und Entwürfe mit einer Sammlung dahin gehöriger Staatsschriften.* 1814. 371 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wer einen Beytrag, wie den angegebenen, liefern will, muss nicht bey den einzelnen, auf Gerathewohl aufgerafften Massregeln und Entwürfen, wie sie zu Tage ausgehen, stehen bleiben, sondern durchdrungen von dem Zusammenhange dieser mit dem Geiste des französischen Volks, seiner Regierung, mit dem Geiste dessen, der Kraft genug hat, zu leben, ohne zu herrschen, in jeder Thatsache den Abdruck des Einen und des ineinandergreifenden Systems, den Unterschied der ostensiblen und geheimen Taktik zu lesen verstehen. Der Vf. begnügt sich damit, die Zeitgeschichte als das Gemälde des vernunftlosesten Unsinns und der leidenschaftlichsten Charakterlosigkeit, die Zerrüttung Frankreichs schlimmer als zur Zeit der Revolution, die Zerrüttung aller völkerrechtlichen Bande an dem Beyspiele von Schweden, den Meineid und die Heucheley Napoleons in seinem Christenthum, die Vernichtung des Handels, seine Fehler als Eroberer und Heerführer, seine Expedition nach Ägypten, St. Domingo u. Spanien, sein Benehmen in Deutschland (so folgt alles dieses auf einander) als Beyspiele für den Zweck aufzustellen, die Verirrungen der Vorzeit als Warnung für die Zukunft zu entwickeln, den Schleyer der Verblendung zu lüften, und die Aussicht in die Zukunft, wie das Dunkel der Vergangenheit aufzuhellen. Wahrscheinlich hat er dieses Zweckes wegen diesen Beytrag durch weitläuftige Citate aus weit entlegenen lateinischen, französischen, englischen und anderen Schriften, durch Einrückung von abgebrochenen Gedanken, Maximen, Sentenzen, z. B. Schilderung des Eroberers nach Montesquieu, Voltaire, Robertson, Gibbon, Pfeffel, durch Einrücken ganzer Artikel aus Zeitschriften und Zeitungen, sogar derjenigen Nachrichten ausstaffirt, die nur einige Ähnlichkeit mit dem Gegenstande haben, z. B. der Zug des Darius Hystaspis gegen die Scythen u. s. w. — Nirgend lässt sich in der Gedankenfolge des Vfs., nicht einmal in dem, was er bestimmt will, fester Fuss fassen, und oft wenn er individualisirt, gleitet er in das Allgemeine ab; dann und wann wird er gelehrt, spricht von *Fichte's* geschlossenem Handelsstaate, *Kants* ewigem Frieden, von Napoleons Märschen, die nie divergirend, sondern immer convergirend waren, und fällt wieder in ein gemeines Einfältige zurück. Z. B. wenn jede Eroberungssucht Verblendung ist: wie kann man dem Eroberer ein hellsehendes Auge über sich und seine Zeitgenossen beylegen? — Wie tief übrigens der Vf. in den Geist Napoleons und in

die Geheimnisse der Politik eingedrungen sey, mag der Vorwurf beweisen, den er ihm macht, Europa in lauter kleine ohnmächtige Reiche zerstückelt zu haben. Das Beste am Ganzen sind die Beylagen, die von S. 204 an bis zu Ende laufen, und unter den vielen bekannten auch manche weniger bekannte Actenstücke vereinigt enthalten.

Dk.

Kopenhagen, b. Schulz: *Über Dänemarks neues Geld- und Finanz-Wesen.* 1813. 24 S. 4. (6 Gr.)

Wahrscheinlich ist diese Schrift auf öffentliche Veranlassung und unter den Auspicien höchster Autorität herausgegeben. Sie soll eine Rechtfertigung der von der Regierung durch die Verordnung vom 5 Januar 1813 ergriffenen Massregeln seyn. Der Concipient hat es an Gründen nicht fehlen lassen, die Operation der Regierung zu unterstützen, und sie als die einzig mögliche, und als die weiseste, sowohl in Ansehung des neu begründeten Geldwesens, und der Grundsätze, wonach das bisherige Geldwesen in das neue übergeht, als auch in Ansehung der Veränderungen in der Verwaltung der Finanzen darzustellen. Rec. ist eben so weit entfernt, eine so harte Massregel der Regierung in Schutz zu nehmen, als sie zu tadeln, da Umstände, die nicht einmal öffentlich mitgetheilt werden dürfen, sie hervorgerufen haben können; allein er erlaubt sich dennoch zu bemerken, dass der königlich preussische Staat, der bekanntlich von den Jahren 1805 und 1806 an in einer weit drückenderen Lage war, hiezu keine Zuflucht nahm, und dass es eben so schreyend scheint, den Begriff der Existenz des Staats von der Münze abhängig zu machen, als es precär ist, den Credit der neuen Münze auf die Belebung des Zutrauens der Nation, durch welches sie gedeihen soll, auf das Streben, sich von anderen Nationen unabhängig zu machen, und auf die Grösse des Zinses von 6½ Procent, womit der Gesammtbelauf der 42 auf das unbewegliche Vermögen der Privaten verhypothecirten Millionen verinteressirt werden soll, oder auf die Hoffnung zu stützen, dass diese Procente die mächtigste Auffoderung für den Schuldner werden müssen, sich bald möglichst der Capitalschuld zu entledigen.

Dk.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Prag*, b. Calve: *Kurzer Abriss der Geographie des österreichischen Kaiserthums zur schnellen Hauptorientirung für jeden Vaterlandsfreund, dem neuesten Zustande gemäss entworfen* von *Christian Karl André*. 1814. 74 S. 8.

Dieser Zustand betrifft den Zeitraum vom wiener Frieden bis Ende 1813. Da nun durch den pariser Frieden die österreichische Monarchie wieder einen grösseren Umfang erhalten hat: so wird, sobald derselbe genau bestimmt ist, eine neue Auflage dieser Schrift, bereichert mit der Land- und Örter-Beschreibung, erscheinen. Übrigens ist das, was dieser 5 Bogen starke Abriss enthält, von eben dem Vf., im 51sten Bande der in Weimar herauskommenden neuesten Länder- und Völker-Kunde weiter ausgeführt worden. Er dient auf alle Fälle dazu, zwischen dem Zustande vor dem pariser Frieden, und dem Zustande nach dem pressburger Frieden, den *Hassels* 1807 erschienener statistischer Abriss des österreichischen Kaiserthums schildert, eine Vergleichung anzustellen. Hr. *A.* hat an *Hassel* einen vortrefflichen Vorarbeiter gefunden. Dem vorliegenden Abriss sieht man allerdings den auf denselben gewandten Fleiss des Vfs. an. Die historische Einleitung ist aber zu kurz und unverständlich gerathen. Das Erzherzogthum Österreich, das, ausser dem eigentlichen Österreich, auch die Herzogthümer Steyermark, Kärnthen, Krain u. s. w. umfasst, kann nicht wohl klein genannt werden; auch machte es zur Zeit der Römer nicht bloss einen Theil von Noricum aus. Den Flächeninhalt der österreichischen Monarchie berechnet der Vf. zu 9,500 geographischen Quadratmeilen. Von diesen sind 8000 wirklich benutzt. Diess erläutert der Vf. durch eine tabellarische Übersicht, nach welcher sich, in der ganzen Monarchie, 30 Mill. Joch Ackerland, 25 Mill. Wald, und über 1 Mill. Weinland befinden. (Von wiener Jochen sind 9,555¼ einer Quadratmeile gleich.) In Ungarn nehmen die Moräste 100 Quadratmeilen, in Sclavonien gar den achten Theil des Bodens, ein. Von Rindvieh zählt man 10, von Pferden 2, von Schaafen 11 — 12, von Schweinen 5 Mill. Stücke. An Getreide erntet die österreichische Monarchie 160 Mill. österreichische Metzen ein. Nach Frankreich bauet kein anderer Staat so vielen und so edlen Wein; Ungarn wenigstens 18, und der ganze Staat 20 Mill. Eimer. Der jährliche Ertrag des Holzes beläuft sich auf 27 — 28 Mill. Klaftern, und der Tabacksbau steigt bis zu 200,000 Centner. Das Mineralreich bringt jährlich 30 Mill. Fl. ein, halb an Metallen, halb an Salz. In der Angabe der Ausbeute von edlen Metallen stimmt der Vf., in der Hauptsache, mit *Villefosse* überein; er rechnet 3500 — 4000 Mark Gold, und nicht völlig 100,000 (nach *Villefosse* fast 94,000) Mark Silber. Die Ausbeute des Kupfers beträgt 45,000, des Bleys 30,000, des Zinns 1000, des Eisens über 1 Mill. Centner u. s. w. Was die auf die Naturerzeugnisse gewendete Betriebsamkeit betrifft: so ist der Acker- und Wein-Bau im Ganzen noch unvollkommen; doch besser in Westen, als in Osten. Futterkräuter werden wenig gebaut; die Obstcultur fängt erst an, sich zu heben, und der Weinbau wird, ausser dem tokayer Gebirge, nicht mit besonderer Sorgfalt getrieben. (Die letztere Behauptung steht mit der oben erwähnten Angabe des Weinertrages im Widerspruche.) Der Flachsbau ist noch wichtiger Verbesserungen fähig; die Forstwirthschaft macht erst seit kurzer Zeit den Gegenstand einer sorgfältigen Aufmerksamkeit aus. Die Hornviehzucht ist im Ganzen vernachlässigt; desto vortrefflicher zeigt sich die Pferde- und die Schaaf-Zucht. Der Bergbau beschäftigt weit über 100,000 Menschen. Seit Josephs II strengen Einfuhrverboten haben sich Tuch-, Cattun- und Seiden-Fabriken, vornehmlich in den westlichen Provinzen, und besonders im südlichen Viertel, sehr gehoben. Der Vf. beweist diess durch eine Menge sorgfältig berechneter Angaben. Er handelt hierauf von den Ausfuhren, von den Hauptstrassen, von Münzen, Papiergeld, Massen, Gewichten, von den Einwohnern, nach ihrer Herkunft, Zahl, Cultur in Künsten und Wissenschaften, Religion; von der Staats-, Finanz- und Militär-Verfassung. Man muss ihm das Lob zugestehen, dass er auf wenig Raum viel Lehrreiches zusammengedrängt hat.

Jg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

MEDICIN.

(*Fortsetzung* der in der J. A. L. Z. No. 206. 207 und in den Ergänzungsblättern No. 49–59 u. No. 75. 76 des Jahrgangs 1814 erschienenen Kritik der neuesten Schriften *„über den contagiösen Typhus."*)

17) Darmstadt, b. Heyer u. Leske: *Einige Blicke in die Lehre von den Entzündungen und von den Fiebern überhaupt, wie in die von den Gehirnentzündungen und von dem ansteckenden faulen Nervenfieber insbesondere*, von D. *Georg Freyherrn v. Wedekind*, Sr. königl. Hoheit des Grosherzogs von Hessen Geheimen Rathe und Leibarzte u. s. w. 1814. 414 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl.)

18) Aschaffenburg, gedr. b. Elz auf Rechnung des Vfs.: *Wesen der Exantheme, mit Anleitung, alle pestartigen Krankheiten einfach, leicht, geschwind und sicher zu heilen, und ihre Ansteckungsfähigkeit zu schwächen und zu verhüten*, von D. *Johannes Jodocus Reuss*, Präfectur- u. Medicinal-Rath, Stadt-, Land- u. Zent-Physicus (zu Aschaffenburg). Erster Theil. *Das Fleckenfieber oder die Kriegspest, mit einem Anhange von der Heilung und Verhütung der Rinderpest.* 1814. XII u. 445 S. gr. 8. (2 Rthlr. 3 gr.)

19) Prag, b. Widtmann: *Betrachtungen über den Typhus und die Nervenfieber, nebst ihrer Behandlung. Mit beygefügten Krankengeschichten aus der Klinik.* Von D. *Ignatz Rudolph Bischoff*, k. k. öffentl. ordentl. Prof. der medicinischen Klinik und praktischen Heilkunde für Wundärzte, an der Karl-Ferdinands-Universität zu Prag. 1814. IV u. 258 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

20) Berlin, in der nicolaischen Buchhandlung: *Medicinische Geschichte der Belagerung und Einnahme der Festung Torgau, und Beschreibung der Epidemie, welche daselbst in den Jahren 1813 und 1814 herrschte*, von D. *Georg August Richter*, königl. preuss. Oberstabsarzte. 1814. IV u. 236 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

21) Carlsruhe, b. Macklot: *Über die Natur und Behandlung des epidemisch-contagiösen Nervenfiebers.* Von D. *Eisenlohr*, Regiments-Arzte der grosherzogl. badenschen Garde zu Fuss. 1814. 32 S. kl. 8. (4 gr.)

22) Kiel, in der akadem. Buchhandlung: *Bemerkungen über die in Kiel und der umliegenden Gegend im Anfange des Jahres 1814 vorherrschenden Krankheiten, besonders über den Typhus.* Von *Fr. Weber*, der Philosophie, Medicin und Chirurgie D., Prof. der Medicin und Botanik, Arzt am königl. akademischen Krankenhause in der Vorstadt u. s. w. 1814. 46 S. kl. 8. (4 gr.)

23) Ohne Druckort: *Einige Nacherinnerungen an die Leser seines Schreibens an Dr. Marcus*, von D. *A. Röschlaub*. 1814. 16 S. gr. 8.

24) Landshut, gedr. b. Thomann: *Zwey Worte über die allerneueste Ansicht und Behandlungsart des Typhus.* 1814. 31 S. kl. 8.

25) Würzburg, b. Stahel: *Werth der Leichenöffnungen zur Bestimmung, Typhus sey Hirnentzündung*, von *Nicolaus Friedreich*, Prof. zu Würzburg. 1814. 16 S. kl. 8. (3 gr.)

26) Ohne Druckort: *Betrachtungen über die Wirkung des Petechialcontagiums*, entnommen aus Leichenöffnungen von D. *Joh. Bapt. Jemina*, nebst einem Sendschreiben an Hn. Prof. *Friedreich* in Würzburg, *über den Werth der Leichenöffnungen.* Von D. *Adalbert Friedrich Marcus.* 1814. XXXII u. 32 S. gr. 8.

27) Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Ein Wort zur rechten Zeit über die Wirkung unserer Natur, besonders in Krankheiten; über wahres Nervenfieber und das Räucherwerk, wobey sich Kochsalzsäure entbindet.* Zur Belehrung des Arztes und Wundarztes, wie auch zur Anweisung für Jedermann, in Hinsicht seines Verhaltens, von *J. C. P. Müller*, D. der A. W. u. W. 1814. 92 S. gr. 8. (10 gr.)

28) Altona, b. Hammerich: *Vorläufige Nachricht von den jetzt herrschenden Krankheiten dieser Stadt, über Zeichen, Charakter, Behandlung und Verhütung derselben*, von *L. S. D. Mutzenbecher*, D. der Medicin u. Chirurgie. 1814. 32 S. kl. 8. (4 gr.)

29) Carlsruhe, b. Macklot: *Leicht verständliche Anleitung, um der Ansteckung und Verbreitung der Fieber-Epidemieen durch zweckmässigen Gebrauch der bewährtesten Mittel vorzubeugen; nebst einer Übersicht von Fällen, welche deren grosse und mannichfaltige Wirksamkeit bewähren.* Von *Karl v. Gimbernat*, der königl. baier. Akademie der Wissenschaften zu München Mitglied. Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von D. *C. W. Böckmann*, grossherzogl. bad. Hofrath u. s. w. Mit einer Abbildung in Steindruck. 1814. X u. 136 S. gr. 8. (16 gr.)

30) Berlin, in Commission b. Hitzig: *Die Kunst, sich vor Ansteckung bey Epidemieen zu sichern.* Ein ärztlicher Rath an Torgaus Bewohner von *Karl Ferdinand Gräfe.* 1813. 46 S. kl. 8. (5 gr. Zu Torgau unentgeltlich ausgetheilt.)

31) Glogau, in d. neuen günterschen Buchhandl.: *Versuch einer leicht fasslichen Belehrung und Beruhigung für das Publicum über die jetzt herrschenden Nerven- und Faul-Fieber,* von D. *Richtsteig,* königl. pr. Medicinal-Rath u. Kreisphysicus. 1813. 62 S. kl. 8. (3 gr.)

32) Leipzig, in allen Buchhandlungen: *Die Kriegspest oder das ansteckende Hospital-Fieber.* Eine Volksschrift zur Warnung und Belehrung, von einem sächsischen Arzte. 1813. 47 S. kl. 8. (4 gr.)

33) Leipzig, in allen Buchhandlungen: *Über die jetzt herrschenden Lazareth-Fieber, ihre Ursachen, Kennzeichen und Verwahrungsmittel.* Von einem praktischen Arzte. 1813. 16 S. kl. 8. (1 gr. 6 pf.)

34) Baireuth: *Einige Vorsichts-Massregeln zur Verhinderung der weiteren Verbreitung des jetzt herrschenden Nervenfiebers, vorzüglich für die Bewohner des platten Landes.* Von D. *Gottlieb Edler v. Schellern,* königl. bair. Kreis-Medicinalrath. 1814. 24 S. kl. 8.

Da die *Hirnentzündung* in der neuesten Zeit eine so wichtige Rolle in der Typhuslehre spielt, die Begriffe aber über diese Krankheit, über ihre verschiedenartige Entstehung, Form und Natur noch keineswegs berichtigt sind: so war es ein sehr glücklicher Gedanke des gelehrten, verdienstvollen Hn. GR. *v. Wedekind,* diesen Gegenstand einer neuen Forschung zu unterwerfen. Rec. hat diesen Theil seiner Schrift (No. 17), unstreitig den gediegensten, gelungensten von allen, mit dem grössten Interesse und wahrer Belehrung durchlesen. Aus diesen Untersuchungen geht unwiderleglich hervor, dass die Gehirnentzündung keineswegs eine so seltene Krankheit sey, wie viele Ärzte bisher anzunehmen geneigt waren. Denn dieser Entzündungszustand täuscht nicht selten unter der Form anderer Krankheiten; auch findet eine grosse Mannichfaltigkeit des Sitzes, der Entstehung und der Erscheinungen dabey Statt. Diese Momente zur Begründung einer besseren Diagnostik der Gehirnentzündung und ihrer verschiedenen Arten sind von dem Vf. auf eine sehr befriedigende Weise entwickelt worden. Zugleich geben diese Untersuchungen manchen Aufschluss über das Wesen mehrerer verwandter Krankheitsformen, namentlich des contagiösen Typhus und des *Hydrops cerebri acutus.* Die schwankenden Begriffe, welche bisher über die Gehirnentzündung im Gange waren, leitet der Vf. von den diagnostischen Mängeln ab, welche in diesem Theile unseres Wissens Statt gefunden haben. Diese Lücke bemüht sich Hr. *v. W.* durch eine genaue Schilderung derjenigen Erscheinungen, welche einer jeden Art von Hirnentzündung zukommen, möglichst auszufüllen. Zu den vorzüglichsten Erscheinungen, wodurch sich die Gegenwart der Hirnentzündung offenbart, rechnet er folgende: ein anhaltendes, heftiges, inneres, mit einem Fieber verbundenes Kopfweh; Aufgetriebenheit der grossen Blutgefässe am Halse und im Gesicht; ein starkes Klopfen der Hals- und Schläfen-Schlagadern; ein aufgedunsenes, rothes Gesicht; stark hervorliegende Augen mit erhöhter Röthe des Inneren der Augenlieder; viel Hitze im Kopfe; eine röther aussehende Zunge. Als consensuelle Zufälle werden angeführt: ein harter, starker, voller, beschleunigter, öfters auch veränderlicher Puls, Üblichkeit, Erbrechen, Durchfall, hysterischer Krampf im Halse, starker Trieb zum Harnen u. s. w. Wichtiger für die Diagnose der Hirnentzündung sind die von der Affection der Sinne und von dem Drucke des Gehirns abhangenden Erscheinungen. Zu den ersteren gehören: ein starrer Blick, krampfhafte Bewegung der Augen, sehr verengerte Pupille, Lichtscheue, Flecken und Funkenschein vor den Augen, Doppelsehen, Ohrenbrausen, Ohrenklingen; in der Nase die Empfindung eines unangenehmen, schmerzhaften Druckes; wenig Schlaf, schreckliche Träume, Delirien. Der Druck des Gehirns verkündigt sich durch ein stilles Delirium, wobey der Kranke immer auf einen Fleck sieht, ohne sich zu bewegen; durch Harthörigkeit, ja Taubheit, unwillkührliche Bewegungen mit der Hand, erweiterte Pupille, aufgetriebenes Gesicht, Sopor, welcher mit Irrseyn oder Rasen abwechselt. Der Kranke lässt die Ausleerungen unwillkührlich von sich, schluckt schwer und mit Geräusch, gleitet zu den Füssen hinab; der Puls wird allmählich langsamer, dann aussetzend; überhaupt nähert sich der Zustand zuletzt dem des Schlagflusses. — (Vergleicht man diese Schilderung der Hirnentzündung mit dem Bilde des contagiösen Typhus: so ist die Übereinstimmung der meisten Zufälle beider Krankheitsformen, worauf in neueren Zeiten aufmerksam gemacht wurde, allerdings nicht zu verkennen.) Hr. *v. W.* theilt die Gehirnentzündung, nach ihrem *Sitz,* in eine äussere und innere; nach ihrem *Umfange,* in eine grössere und kleinere, partielle; nach ihrer *Ursache,* in die medicinische und chirurgische; nach ihrer *Entstehung,* in die idiopathische und symptomatische; endlich nach ihrem *Charakter,* in die phlegmonöse, erysipelatöse, ecchimotische, seröse und schleichende Hirnentzündung.

Rec. ist darin mit dem Vf. ganz einverstanden, dass es sich mit der Entzündung der Gehirnhäute eben so wie mit der *Pleuritis* verhalte, dass diese Entzündung nämlich selten rein, sondern meistens mit der Entzündung des Gehirns verbunden, auftrete. Wenigstens giebt es keine sicheren Kennzeichen, aus welchen man auf die alleinige Entzündung der Gehirnhäute schliessen könnte. Nach dem Tode findet man in der harten Hirnhaut Anfüllung der feinsten Gefässe mit Blut, ergossene Lymphe, Verwachsung, selten Eiterung. Die Entzündung der *Arachnoidea* offenbart sich durch Verdickung ihrer Substanz, und durch knorpelichte, kreideweisse Stellen in derselben. Bey der Entzündung der Gefässhaut sind die Gefässe wie

injicirt, bilden ein schönes Netz; auch findet man bey starker Entzündung öfters Eiter, welches die Oberfläche des Gehirns überzieht. — Die Entzündung der harten, wenig empfindlichen Hirnhaut offenbart sich durch einen fixen, zusammenschnürenden, anhaltenden Schmerz, meistens auf einer Seite des Kopfes, wobey die Sinnorgane, zumal das Auge, stark angegriffen werden, mit einem harten Pulse, Congestion nach dem Gesichte und anhaltendem Fieber verbunden. Die weiche Hirnhaut ist besonders zu verborgenen, wenig schmerzenden Entzündungen geneigt. Bey Kindern beobachtet man nicht selten eine der Gehirnwassersucht ziemlich nahe kommende Krankheit, welche man von einer Entzündung dieser Haut herleitet. Sie beginnt mit Kopf- und Bauch-Weh, wozu sich am dritten Tage Betäubung, kleiner, langsamer Puls, Sopor, Krämpfe gesellen, welche am 5ten bis 6ten Tage dem Leben ein Ende machen. — Die Entzündung der Arachnoidea wird gleichfalls vorzüglich bey Kindern bemerkt. Der Kranke ist dabey traurig, schläfrig, ärgerlich, hört und sieht schwer, antwortet hastig, er ist still, unbeweglich, verbirgt sich im Bette, oder schreyt, phantasirt; der Puls ist schwach, häufig, die Haut brennend heiss, die Zunge trocken, nach hinten schwarzbraun. — (Wie oft hatte man wohl eine solche Entzündung der Gehirnhäute vor sich, wo die Ärzte den Tod der Kinder von dem schweren Zahnen, der Säure, den Convulsionen ableiteten!) Gegen *Baille* und *Sömmerring* behauptet Hr. *v. W.* die Frequenz der Entzündung der Substanz des Gehirns, indem dasselbe ein äusserst empfindlicher und beständiger Reizung unterworfener Theil, ja der Sitz aller Empfindung sey. Auch beweisen unbestreitbare Thatsachen den kräftigen Andrang des Blutes nach diesem Organ. Die bisher selten unternommene Section der Leichname derer, welche an hitzigen Fiebern, zumal an faulichten Fiebern, gestorben sind, unterstützte diesen Wahn von der Seltenheit der Entzündung der Gehirnsubstanz. Die wichtigen Veränderungen, besonders die grosen Abscesse, welche man so oft im Gehirn findet, verscheuchen alle Zweifel an dem häufigen Vorkommen derselben. Der Vf. findet wahrscheinlich, dass die Zufälle der Gehirnentzündung nach Massgabe ihres Sitzes, d. i. der Organe, welche in der Gehirnsubstanz selbst afficirt sind, eine grosse Verschiedenheit darbieten. So glaubt er, dass, je näher die Entzündung dem *Sensorium commune* sey, desto heftiger, gefährlicher, acuter müssen die Zufälle seyn. Hieher rechnet er besonders jene Gehirnentzündungen, welche sehr schnell, unter fürchterlichen Convulsionen, tödten. —

Die *phlegmonöse Gehirnentzündung* ist diejenige, wo die Zufälle der inneren Kopfentzündung mit der Synocha verbunden erscheinen. Die Krankheit tritt hier mit einer besonderen Heftigkeit, die Delirien mit vorzüglicher Lebhaftigkeit auf. Diess war der Grund, dass viele Ärzte nur diejenige Hirnentzündung gelten lassen wollten, wo sich die Krankheit so ausdrucksvoll, als Phrenitis, darstellte. Der Vf. hat bewiesen, wie irrig diese Annahme ist, indem dadurch die Grenzen der *Encephalitis* viel zu eng gesteckt werden. — Lähmung, Taubheit, Blindheit, Verlust des Gedächtnisses, Dummheit, Manie und Melancholie entstehen sehr häufig durch eine innere Hirnentzündung. „Diese Formen der Entzündung," sagt Hr. *v. W.* S. 105, „kommen öfter vor, als sie erkannt werden, indem man die Krankheit nicht für das, was sie ist, sondern für ein bösartiges Nervenfieber ausgebe." „Wie viele Fälle, setzt der Vf. hinzu, könnte ich nicht namhaft machen, wo die Ärzte, statt der gefährlichsten unter allen Entzündungen durch die gehörigen Mittel bey Zeiten zu begegnen, in der Anwendung der excitirenden Methode ihr Heil suchten, den Tod des Kranken aber bewirkten oder beschleunigten!" — (Die Ähnlichkeit der Zufälle bey der Hirnentzündung und dem contagiösen Typhus entschuldigt inzwischen diesen Irrthum, und könnte sogar als ein Beweis der behaupteten Identität beider Zustände angesehen werden.) — Bey der phlegmonösen Gehirnentzündung empfiehlt Hr. *v. W.* Blutentleerungen und kalte Umschläge als die Hauptmittel. Beherzigungswerth ist der Rath, dort, wo man durch einen Aderlass kräftig einzuwirken gedenkt, die Ader nach gemachter Venäsection einige Minuten lang zuzuhalten, und abzuwarten, ob das Sinken des Pulses nicht eine bloss vorübergehende Erscheinung ist. In diesem Fall soll man wieder fortbluten lassen, bis der Puls eine Viertelstunde in dem Grad von Schwäche bleibt, welchen man beabsichtigt. — (Wie unendlich viel auf die Art der Blutentziehung bey acuten Krankheiten ankomme, bedarf wohl der Erinnerung nicht. Durch die brownsche Praxis irre geleitet, waren die meisten Ärzte bisher viel zu ängstlich in der Benutzung dieses Mittels, welches in gewissen Fällen, nur bey einer dreisten, heroischen Anwendung, Rettung und schnelle Hülfe gewährt. Die englischen Ärzte besitzen hierin einen ungleich richtigeren Takt, und scheuen sich nicht, bey manchen Krankheitsformen bis zur Ohnmacht Ader lassen.) Viele Ärzte fehlen zugleich darin, dass sie zwischen der ersten und zweyten Venäsection einen zu langen Zwischenraum verstreichen lassen. Sehr richtig bemerkt Hr. *v. W.*, dass der Puls oft nach kurzer Zeit seine vorige Härte und Völle wieder erlangt, welches die Wiederholung der Blutentleerung nothwendig macht. — Neu ist der Vorschlag, ein Tourniket an die Schenkel anzulegen, um den Blutzudrang nach dem Kopfe zu vermindern, nach den Extremitäten dagegen zu vermehren. Besonders grossen Nutzen verspricht er sich von diesem Mittel, wo ein Blutfluss aus der Gebärmutter oder aus den Hämorrhoidalgefässen befördert werden soll.

Die *erysipelatöse Gehirnentzündung* wird als diejenige charakterisirt, welche mit dem Charakter des Synochus und mit vielen gallichten Zufällen auftritt. Der Vf. glaubt, dass diese Krankheit als eine nicht seltene Modification des Gallenfiebers vorkomme. Er rechnet hieher auch die durch die Insolation herbeygeführte Gehirnentzündung, welche Rec. jedoch mehr zur Classe der phlegmonösen zählen möchte.

Die *faulichte, ecchymotische* Gehirnentzündung

sieht Hr. *v. W.* als eine Verbindung mit dem Typhus an, bey welcher sich die Zufälle der Entzündung und der Putrescenz vereinigt darstellen.

Eine sehr wichtige Stelle nimmt die sogenannte *seröse Gehirnentzündung* ein. Nach der Ansicht des Vfs. wird sie durch einen katarrhalischen Reiz, wofür die Hirnhäute, namentlich die Gefäſshaut, eine besondere Empfänglichkeit besitzen sollen, hervorgerufen. Die acute Gehirnwassersucht der Kinder betrachtet er als eine Folge dieses Entzündungszustandes, eine Idee, welche mit der Überzeugung des Rec. vollkommen übereinstimmt. Der Vf. erklärt es als eine Eigenthümlichkeit der serösen Encephalitis, daſs man nach dem Tode oft keine Spuren einer vorausgegangenen Entzündung entdecken könne. — Die Zufälle von Gehirnleiden, welche man bey sehr heftigem Schnupfen so oft wahrnimmt, wie dieses besonders bey der berüchtigten Influenza der Fall gewesen, wobey nicht selten heftiges Kopfweh und Deliria bemerkt wurden, werden aus der gleichen Quelle abgeleitet. Hr. *v. W.* glaubt nämlich, daſs sich hier die ursprünglich in der Nasenhöhle gebildete Entzündung bis zum Gehirn fortgepflanzt habe.

Die sogenannte *schleichende Gehirnentzündung* dient zum Beweise, wie häufig die Encephalitis verkannt wird. Denn sehr oft endeckt man wichtige Veränderungen in dem Gehirn, wovon man während des Lebens keine Ahndung hatte. Die Erkenntniſs dieser Gattung der Gehirnentzündung ist äuſserst schwierig; um so rühmlicher daher das Bestreben des Vfs., die Diagnostik derselben mehr aufzuhellen. Symptomatisch wird dieselbe nach zurückgetriebener Gicht, Rheumatismus und Kopfgrind nicht selten bemerkt. Als ursprüngliche Krankheit ist sie häufiger, und täuscht die Ärzte unter der Form der nervösen Gehirnhöhlenwassersucht, als Wurm- und schleichendes Nerven-Fieber. Auch die durch äuſsere Kopfverletzungen entstandene Hirnentzündung wird zu dieser Classe gerechnet.

Den *contagiösen Typhus*, im folgenden Abschnitt, bezeichnet der Vf. als *ansteckendes faules Nervenfieber*, wodurch sich zum Theil seine Ansicht über den Genius dieser Krankheit ausspricht. Er nimmt nämlich einen Zustand von Putrescenz, als zum Wesen des contagiösen Typhus gehörig an, und erklärt hieraus die Eigenthümlichkeit der Krankheit. Man muſs diese Vorstellungsart als ein gleichsam nothwendiges Product der humoralpathologischen Ansicht ansehen, welcher Hr. *v. W.*, als Lehrer und ausübender Arzt, bisher mit unerschütterlicher Consequenz gefolgt ist. Zugleich betrachtet er den contagiösen Typhus als eine Krankheit, wobey die Nerven, und vorzüglich das Gehirn, in einem sehr bedeutenden Grade entzündlich afficirt sind. Aus diesem prädominirenden Leiden des Cerebralsystems leitet er den Grund der angenommenen Malignität dieser Fieber her, indem das feindselige Agens, welches zur Erzeugung der Krankheit die Veranlassung giebt, das Contagium, vorzugsweise das Gehirn und Nervensystem afficire. „Ich weiſs," sagt er S. 154, „keinen zuverlässigen Fall, wo bey der Eröffnung des Schädels eines an dem *wahren* ansteckenden Nervenfieber verstorbenen Menschen das Gehirn nicht entzündet gewesen wäre; wenigstens wird man wohl keinen namhaft machen, wo bey einer sehr genauen Untersuchung des Gehirns gar keine Entzündung angetroffen worden wäre. Auf die Gröſse der Entzündung kommt es hier nicht an: es kann auch nur eine seröse Entzündung gewesen seyn, die wenig in die Augen fällt. Wohl aber weiſs ich eine Menge von Fällen, wo man in dem Gehirn mehr oder weniger Entzündung antraf." Diese Idee, daſs der contagiöse Typhus stets von einer Entzündung des Gehirns, nur von verschiedener Art, begleitet sey, verfolgt der Vf. durch die ganze Schrift, und stimmt demnach in diesem wesentlichen Puncte mit mehreren neueren Beobachtern überein. Nur deutet er diese Entzündung anders, indem er dieselbe von einer faulichten Verderbniſs der Nervenfeuchtigkeit ableitet, welche zugleich als das Substrat des Contagiums angesehen wird. Die Gründe, durch welche er diese Ansicht unterstützt, sind in keiner Hinsicht befriedigend. Er hat dieser Argumentation die gänzlich unerwiesene Hypothese von der Neigung der Säfte zur Fäulniſs zum Grunde gelegt, welche mit den Grundsätzen einer geläuterten Physiologie im Widerspruche steht. Übrigens unterscheidet er vier Zeiträume der Krankheit: das Stadium der Vorboten, des Nervenfiebers, der Fieberperiode mit erhöhter Reizung, und der Fieberperiode mit verminderter Erregung und Colliquescenz. Als ein fast untrügliches Merkmal des Überganges des zweyten in den dritten Zeitraum der Krankheit bezeichnet er das sogenannte *Zungenzeichen*. Die Zunge bekommt nämlich zuerst eine ziemlich ins Rosenrothe schlagende Farbe, ist glatt, meistens gar nicht belegt; wenn sie aber der Kranke zeigen will, und zwischen den Zähnen hervorschiebt: so bemerkt man in dem Augenblick einen weiſs glänzenden, und schnell wieder verschwindenden Fleck. Man könnte hier die Farbe und die Glätte der etwas geschwollenen Zungenspitze mit der Eichel einer steifgewordenen Ruthe vergleichen, auf welcher durchs Drücken ebenfalls ein weiſser, gleich wieder, wie beym Erysipelos, verschwindender Fleck wahrgenommen wird, u. s. w.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Kiel u. *Leipzig*, b. Hesse: *Das Christenthum.* Der Jugend in einem kleinen Katechismus vorgestellt und gepriesen. (Von *Harms*). Dritte rechtmäſsige Auflage. 1814. 64 S. 16. (2 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
JANUAR 1815.

MEDICIN.

Fortsetzung der in der J. A. L. Z. No. 206. 207, und in den Ergänzungsblättern No. 49. 59, und No. 75. 76 des Jahrgangs 1814 angefangenen, und im vorigen Stück abgebrochenen Kritik der neuesten Schriften

„über den contagiösen Typhus."

Bey der *Behandlung* ſetzt Hr. *v. W.* drey Haupt-Curanzeigen feſt: Tilgung der Krankheitsmaterie, Begegnung der ſchädlichen Wirkungen der Krankheitsmaterie auf den Körper, und Beſeitigung der mit der Krankheit verbundenen Complicationen. Bey der Entwickelung der erſten Heilanzeige wird die Frage aufgeworfen, warum es nicht eben ſo gut ein Specificum zur Verbeſſerung der Krankheitsmaterie des anſteckenden faulichten Nervenfiebers geben ſollte, als es eines zur Verbeſſerung der Wechſelfiebermaterie des veneriſchen Giftes giebt? Der Vf. fodert in dieſer Hinſicht zu Verſuchen mit dem *Spiritus Mindereri* und mit dem Queckſilber auf. Er verſichert nämlich, daſs in einem ſehr ungeſunden Spital, wo viele Typhöſe zuſammengedrängt waren, jene Säle von der Anſteckung frey blieben, wo die mit Queckſilber behandelten Syphilitiſchen lagen. (Dieſer Beobachtung möchte Rec. keinen ſo groſsen Werth beylegen, da die wahrſcheinliche ſtrenge Trennung jener Kranken die Anſteckung wohl mehr verhütete, als der Mercurialgebrauch. Eben ſo wenig erwartet Rec. von dem zu gleichem Zwecke empfohlenen Kampher.) — Zur Austreibung der Krankheitsmaterie wird vorzüglich die diaphoretiſche Methode empfohlen, und beſonderes Vertrauen auf die Anwendung des *Mohnſafts* geſetzt. Der Vf. verſichert, das Opium im Anfange des Typhus in häufigen Fällen mit dem ausgezeichnetſten Nutzen angewendet, und die fernere Ausbildung der Krankheit dadurch öfters verhütet zu haben. Seine heilſame Wirkung ſoll in der Hervorrufung eines allgemeinen Schweiſses beruhen; zu dieſem Behuf muſste man jedoch häufig bis zu funfzehn Gran p. d. ſteigen. — (Ohne die Gültigkeit dieſer Erfahrungen bezweifeln zu wollen, muſs Rec. doch vor dem Gebrauche des Mohnſafts, beſonders in den erſten Stadien des contagiöſen Typhus, ſehr dringend warnen. Wiederholte Erfahrungen haben ihn gelehrt, wie ſchnell öfters durch den Gebrauch des Opiums alle Zufälle der Krankheit, vorzüglich die von dem Gehirnleiden abhangenden, die Delirien, der Sopor, vermehrt und ein ungünſtiger Ausgang hiedurch vermittelt wurde.) — Über die von dem Vf. gegen den contagiöſen Typhus empfohlene Heilmethode kann ſich Rec. um ſo kürzer faſſen, da dieſelbe zwiſchen der kühlenden und reizenden in der Mitte ſchwebt, und mit dem Verfahren anderer neuerer Ärzte im Weſentlichen übereinſtimmt. In der erſten und zweyten Krankheitsperiode werden die Brechmittel und ein diaphoretiſches Verfahren geprieſen. Wo das dritte Stadium eingetreten iſt, und die Zufälle der *Phrenitis inflammatoria* wahrgenommen werden, dringt Hr. *v. W.* auf die Anwendung allgemeiner und örtlicher Blutentleerungen, der kalten Überſchläge, Waſchungen und Begieſsungen. Hier iſt demnach ſeine Heilmethode mit dem Verfahren mehrerer neuer Ärzte im Einklange. — Als ein ſehr wirkſames Mittel, in dieſer Periode der Krankheit, empfiehlt er den *Spiritus Mindereri*, welchen Prof. *Maſſuyer* zu Straſsburg ſogar für ein Specificum gegen das Hoſpitalfieber erklärt hat (*Observations sur la maladie dite fièvre des Hopitaux.* 1811). Obgleich Rec. die ſpecifiſche Heilkraft dieſes Mittels nicht anerkennen kann: ſo hat er ſich doch in der letzten Epidemie von dem vorzüglichen Nutzen, welchen der *Spiritus Mindereri* in dieſer Krankheit gewährt, vielfach überzeugt. Eine ſehr groſse Anzahl von Typhuskranken wurde durch den Gebrauch der allgemeinen und topiſchen Blutentleerungen, der kalten Überſchläge und Waſchungen glücklich geheilt, und von inneren Mitteln bloſs der *Spiritus Mindereri* im ganzen Verlauf der Krankheit angewendet. — In der vierten Krankheitsperiode, wo man nach der Anſicht des Vfs. nicht allein die eigenthümliche Krankheitsmaterie, ſondern zugleich ihre, in der anfangenden Verderbniſs der Blutmaſſe beſtehende Wirkung zu bekämpfen hat, ſetzt er das gröſste Vertrauen auf den Gebrauch der *China*, *Serpentaria*, *Arnica*, *Valeriana*, *Calamus aromaticus*, Kampher, die Säuren und die Blaſenpflaſter. Die Heilkraft dieſer Mittel wird nach humoralpathologiſchen Principien beurtheilt, und ihre antiſeptiſchen, analeptiſchen Eigenſchaften vorzüglich herausgehoben.

Der vielverſprechende Titel von No. 18 muſs die Erwartungen des ärztlichen Publicums um ſo höher ſpannen, wenn man vernimmt, mit was für einer groſsen Zuverläſſigkeit und Selbſtgenügſamkeit Hr. *Reuſs* aufgetreten iſt. Welche hohe Meinung er von der Wichtigkeit ſeines Unternehmens habe, wie innig er von deſſen Gelingen überzeugt ſey, beweiſt die Vor-

rede S. X, wo er seiner Entdeckung gleichen, ja noch grösseren Werth, als den Schutzpocken, zuschreibt, „da man nach derselben Ansicht, mit demselben einfachen Mittel der Natur eine jede pestartige Krankheit, selbst die natürlichen Pocken und die morgenländische Pest nicht ausgenommen, nicht allein geschwind und sicher zu heilen, sondern auch gleichsam in der Geburt zu ersticken vermöge." — Noch kräftiger drückt er sich hierüber S. 326 aus. „Sollte auch Einer oder der Andere noch zur Zeit den Werth dieser grossen und wichtigen Entdeckung bezweifeln, oder nicht anerkennen wollen: so bin ich doch gewiss, dass sie für die arme Menschheit bald die wohlthätigsten Folgen haben werde, dass nach Verlauf von wenigen Jahren diese Heilmethode *von Polizey wegen* (?) eben so, als die Kuhpockenimpfung, wird anempfohlen und befohlen werden. Der höchste, schon lange gesuchte und gewünschte Standpunct der Kunst und Wissenschaft ist nun in den wichtigsten, verwickeltsten und gefährlichsten Krankheitsformen glücklich erstiegen, der Punct, wo Empirie und Theorie sich berühren, gegenseitig durchdringen u. s. w." — Mehr kann ein Schriftsteller wohl kaum zum Lobe seines eigenen Werkes sagen. Ob der Vf. geleistet, was er versprochen, und ob wir der Hoffnung wirklich Raum geben dürfen, das Räthsel der Exantheme gelöst zu sehen, wird aus der folgenden Beleuchtung dieser Schrift von selbst hervorgehen.

Nach dem ersten Plan des Vfs. sollte dieses Werk über Exanthematologie mit der Pockenkrankheit und dem Scharlach beginnen. Das allgemeine Elend der Menschheit bestimmte ihn jedoch, diesen Plan zu ändern, und mit dem contagiösen Typhus, den Hr. *R.* für eine Ausschlagkrankheit ansieht, den Anfang zu machen. Die Pocken, das Scharlachfieber, die Rötheln, werden in dem zweyten Theil abgehandelt, wenn man diesen ersten mit Beyfall aufnimmt.

Das voluminöse Werk zerfällt in vier Abschnitte, wovon der erste allgemeine Bestimmungen über das Fleckfieber, Krankheitsgeschichten und Leichenöffnungen, der zweyte eine Theorie des Fleckfiebers enthält, der dritte sich über das Heilverfahren, der vierte über die Reconvalescenz und Prophylaxis verbreitet. Angehängt sind sehr interessante Untersuchungen über die Natur und Heilart der Rinderpest.

Dem Vf. Schritt vor Schritt in seinen Untersuchungen zu folgen, verbietet der Raum dieser Blätter. Rec. wird sich daher begnügen, das Eigenthümliche, besonders der neu empfohlenen Heilart gegen den contagiösen Typhus, herauszuheben.

In der *Einleitung* bemüht sich Hr. *R.*, die Behauptung geltend zu machen, dass der contagiöse Typhus eine exanthematische Krankheit sey. Nach strengen Beweisen für diese, mit der bisherigen Ansicht so auffallend contrastirenden Meinung sieht man sich in der Schrift überall vergebens um. Das constante Erscheinen einer exanthematischen Efflorescenz im Verlauf des contagiösen Typhus, und der wohlthätige Erfolg der antiphlogistischen Methode, besonders eines kühlen Regimens der kalten Waschungen und Begiessungen, haben ihn vorzugsweise auf diese Idee geleitet. Dass diese Kriterien nicht genügen, jene Ansicht geltend zu machen, wird sich in der Folge dieser Anzeige von selbst ergeben. Eben so wenig beweisend für diese Behauptung sind die in der Einleitung angegebenen Gründe. Dass das Fleckfieber, die sogen. Kriegspest, zu den eigentlichen Exanthemen gehöre, schliesst der Vf. mit einigen der vorzüglichsten Schriftsteller, ohne jedoch diese seine Gewährsmänner zu nennen, aus folgenden Gründen: 1) weil das Fleckfieber meistens durch Ansteckung auskomme, und die Ansteckung auf gleiche Weise weiter verbreite. Dieser Beweis ist verwerflich, da der Typhus zwar meistens mittelst eines Contagiums erzeugt, öfters aber auch durch andere veranlassende Momente hervorgerufen wird. Den contagiösen Charakter des Typhus aber auch zugegeben, berechtigt derselbe doch keineswegs zu dem Schlusse, diese Krankheit den Exanthemen beyzuzählen. Mit gleichem Rechte müsste man alsdann manche andere, durch Ansteckung erzeugte Krankheitsformen zur Classe der exanthematischen zählen, welche kein denkender Arzt dahin rechnen wird, z. B. die Hydrophobie. 2) Wegen seiner selbstständigen Form, mit der es unter mannichfaltigen graduellen Verschiedenheiten erscheine. Wie die selbstständige Form des Fleckfiebers etwas für seine exanthematische Natur beweisen könne, sieht Rec. nicht ein. Sehr viele Fieber - und Entzündungs-Krankheiten sind nicht weniger selbstständig in ihrer Form, ohne den Exanthemen im mindesten verwandt zu seyn. 3) Wegen des eigenen Typus, den es im normalen Verlaufe einhalte. Entscheidet dieser Punct: so müssen auch die intermittirenden Fieber zu den exanthematischen Krankheiten gezählt werden. 4) Besonders wegen eines Hautausschlages, mit dem es öfters verlaufe. Der richtigste Punct von allem; Hr. *R.* hat hierauf das meiste Gewicht gelegt, indem er diesen Hautausschlag als einen constanten Begleiter der Krankheit charakterisirt. Die Eigenthümlichkeit dieses Exanthems, seine Differenz von anderen, bey dem contagiösen Typhus wahrgenommenen Hautausschlägen, z. B. dem Friesel, den Petechien, hat Hr. *R.* S. 190—198 auf eine sehr befriedigende Art dargethan. Rec. verkennt das Verdienstliche dieser Forschungen eben so wenig, als er die Richtigkeit der Beobachtungen des Vfs. in den geringsten Zweifel zieht. In den beiden letzten Epidemieen beobachtete Rec. in häufigen Fällen ein sich zu dem Typhus gesellendes Exanthem, welches sich in seiner äusseren Form wesentlich von dem Friesel und den Petechien unterschied. Dass ein solcher Ausschlag sich zu allen Zeiten, unter den begünstigenden Umständen, zu dem contagiösen Typhus gesellt habe, beweist die bey früheren Schriftstellern nicht ungewöhnliche Benennung der Krankheit als Fleckfieber zur Genüge. So übereinstimmend aber Rec. in diesem Punct mit Hn. *R.* ist, so sehr er die Wichtigkeit dieses Umstandes bey der Behandlung anerkennt: so kann er sich doch mit dem Vf. nicht vereinigen, deshalb den contagiösen Typhus für eine ursprünglich exanthematische Krank-

heit anzusehen. Diese Schlussfolge ist offenbar zu gewagt, und gründet sich auf eine einseitige Beobachtung und Beurtheilung der Krankheit. Rec. kann in diesem Exantheme nichts anderes, als eine charakteristische, begleitende Erscheinung der Krankheit erkennen, worin sich keineswegs ihr ursprüngliches Wesen ausdrückt. Denn nicht bey jedem Typhus, noch viel weniger bey jeder Epidemie des Typhus, wird man das constante Erscheinen eines solchen Exanthems nachweisen können. Rec. beobachtete in der letzten Epidemie sehr viele Typhus-Kranke, bey welchen von einem solchen Exanthem auch nicht die entferntesten Spuren bemerkt wurden; dasselbe werden viele andere Ärzte mit ihm wahrgenommen haben. Es kann sich dieses auch unmöglich anders verhalten, da die Entstehung eines solchen Exanthems bey dem contagiösen Typhus von dem Charakter der Krankheit, den vorausgegangenen schädlichen Einflüssen, wodurch das Hautsystem in eine krankhafte Anlage versetzt wird, endlich von der Individualität der Kranken selbst abhängt. Dadurch unterscheidet sich ja auch der contagiöse Typhus wesentlich von den eigentlichen Ausschlagskrankheiten, bey welchen die Erscheinung eines bestimmten Exanthems unter allen Umständen beobachtet wird. Um das Wesen einer Krankheit zu ergründen, müssen vor Allen jene Erscheinungen ausgemittelt werden, welche sich unter allen Umständen, bey der gröfsten Verschiedenheit der ergriffenen Individuen, unter allen denkbaren Modificationen, als die charakteristischen, pathognomonischen darstellen. Die neuesten Untersuchungen haben bey dem contagiösen Typhus über diesen wichtigen Punct entschieden. Eine unbefangene, von allen Seiten bestätigte Beobachtung hat gelehrt, dass die auf das Leiden des Cerebral- und Nerven-Systems hindeutenden Erscheinungen, die wahrhaft pathognomonischen der Krankheit sind. Mehrere neuere Beobachter von entschiedenem Werthe haben es fast zur Gewissheit erhoben, dass das Gehirn die eigentliche Werkstätte, der ursprüngliche Sitz dieser Krankheit sey. Nur über die Art, den Charakter dieses Gehirnleidens können sich die Ärzte noch nicht vereinigen. Rec. ist geneigt, der Meinung derjenigen beyzupflichten, welche das Wesen des contagiösen Typhus in eine primäre Entzündung des Gehirns und Nerven-Systems setzen. Zur Bestätigung dieser Behauptung hat der Vf. gleichfalls sehr wichtige Belege geliefert. Die von ihm angestellten zahlreichen Leichenöffnungen gaben ein fast gleiches Resultat, wie die Untersuchungen von *Marcus* und *Jemina*. In den Köpfen der am sogen. Fleckfieber Verstorbenen fand nämlich Hr. *R.* Anfüllung der Blutgefäfse der harten Hirnhaut mit innerem schwarzen Blute; Blutextravasata zwischen der Kopfbedeckung und der Hirnhaut; Verwachsungen der Hirnhäute unter einander und mit dem Schädel; die Arachnoidea erschien verdickt und lederartig, wie eine weissgraue Pergamenthaut, das Zellengewebe dieser Haut mit einer salzichten Feuchtigkeit angefüllt und ausgedehnt. Die Blutgefäfse der eigentlichen Gefässhaut waren mehr oder weniger mit einem gekohlten Blute angefüllt, und zwar oft so stark, dass sie wie injicirt aussah; das Gleiche wurde von den Gefäfsen der Gehirnsubstanz und des *Plexus chorioideus* bemerkt, so dass beym Durchschneiden der Gehirnsubstanz öfters die kleinsten Blutgefäfschen einen Tropfen schwarzes Bluts ergossen. In den Hirnhöhlen wurde bald mehr, bald weniger Wasser gefunden. — Diese Resultate gaben die Leichenöffnungen sowohl bey denjenigen Kranken, welche am sthenischen oder mit Phrenitis complicirten Fleckfieber, als auch bey denen, welche am sogen. Hirnbrande, dem eigentlichen Nervenfieber, gestorben waren. Bey den letzteren will der Vf. zwar einige Modificationen, z. B. eine gröfsere Auflösung des Bluts, bemerkt haben; im Wesentlichen stimmt jedoch der Befund mit dem Vorigen überein. Die Idealität dieser Zustände ist demnach nicht wohl zu bezweifeln, obgleich manche Verschiedenheiten des Grades und der Form angenommen werden müssen.

Das constante Vorkommen dieser wichtigen Veränderungen in dem Gehirn und seinen Häuten ist unstreitig ein wichtiger Fingerzeig des wahren Genius der Krankheit. Eben so sprechend sind die im ganzen Verlaufe des contagiösen Typhus wahrzunehmenden Erscheinungen, welche auf ein ursprüngliches Gehirnleiden so bestimmt hindeuten: die Schwere und Eingenommenheit des Kopfes, der Sopor, die Delirien, die Affection der Sinne u. s. w. Hr. *R.* verkennt diese Eigenthümlichkeit der Krankheit, die meistens vorhandene Gegenwart der Encephalitis bey dem sogenannten Fleckfieber keineswegs. Nur hält er diese Hirnentzündung nicht für die Ursache, sondern nur für eine Erscheinung der Krankheit, welche nicht jedesmal zugegen sey, und durch die Hülfe der Kunst oft verhütet werden könne. Die nächste Ursache der Krankheit setzt er in das Exanthem, welches durch ein bestimmtes Contagium hervorgerufen werde. Das Contagium des Fleckfiebers erzeugt nämlich nach seiner Ansicht (S. 247) eine Entzündung des malpighischen Netzes, der Schleimhaut des Hirns, und der schleimabsondernden Häute des ganzen menschlichen Körpers. Das dem Fleckfieber eigenthümliche Exanthem ist nur Ausdruck der durch das Contagium hervorgerufenen Entzündung des malpighischen Schleimnetzes. — Diese Ansicht ist offenbar aus einseitiger Beobachtung, und einer daraus hergeleiteten irrigen Schlussfolge hervorgegangen. Die häufige Wahrnehmung eines Exanthems bey dem contagiösen Typhus und die heilsame Wirkung des kühlen Verhaltens, der kalten Waschungen und Begiefsungen bey diesem Zustande, wie bey mehreren Ausschlagskrankheiten, leitete den Vf. auf diese Idee. Die dagegen streitenden Gründe hat Rec. zum Theil schon angeführt. Dass bey dem contagiösen Typhus öfters eine Entzündung der Schleimhäute, vorzüglich des Hirns, angetroffen werde, welche sich nicht selten den übrigen Höhlen des Körpers und der Hautoberfläche mittheilt, ist auch Rec. anzunehmen geneigt. Die Untersuchungen *Wedekinds* lassen hierüber nicht länger zweifeln. Nur ist Hr. *R.* in Irrthum, wenn er glaubt, dass

wir es bey dieser Krankheit vorzugsweise mit einer Entzündung der Schleimhäute zu thun haben, und dass dieselbe ursprünglich von der Hautfläche ausgehe. Wie verschiedenartig diese Entzündungen des Gehirns seyn können, beweist Hn. *Wedekinds* Schrift zur Genüge. Die Erscheinungen des contagiösen Typhus, im Leben und nach dem Tode, deuten dahin, dass, wie verschiedenartig diese Entzündung auch seyn mag, das Gehirn doch stets am nächsten, unmittelbarsten davon ergriffen werde. Die öftere Abwesenheit des Exanthems bey dem contagiösen Typhus setzt es ausser Zweifel, dass wir in demselben nur den Ausdruck des Weiterschreitens jener ursprünglichen Entzündung, demnach nur ein Symptom der Krankheit, erkennen können. Die Richtigkeit dieser Ansicht wird um so einleuchtender, wenn man dasjenige erwägt, was der Vf. S. 257—263 über die Differenz des sogenannten Fleck- und Nerven-Fiebers geäussert hat. Beide Krankheitsformen sind sich in ihren Erscheinungen, im Leben und nach dem Tode, fast ganz gleich: nur wird von einem Exanthem bey dem sogenannten Nervenfieber nichts wahrgenommen. Aus diesem Grunde verwirft Hr. *R.* die Identität beider Zustände. Die angegebenen Gründe, woraus die wesentliche Differenz dieser Formen des Typhus erhellen soll, sind jedoch so seicht und so wenig haltbar, dass ihre Nichtigkeit jedem Leser von selbst einleuchten wird. Durch diesen Vergleich eines Typhus mit und ohne Exanthem hat der Vf. selbst den Stab über seine Theorie gebrochen. Jeder Unbefangene wird sich dadurch überzeugen, dass die Erscheinung des Exanthems bey dem contagiösen Typhus nur als etwas Accidentelles, keineswegs als das Begründende der Krankheit, wie Hr. *R.* fälschlich wähnt, betrachtet werden müsse. Daraus erhellet zugleich die Einseitigkeit, ja sogar die Gefährlichkeit der von dieser Theorie abgeleiteten neuen Heilart des Typhus. Wo man ein so wenig charakteristisches, bald vorhandenes, bald mangelndes Symptom zur Basis der Behandlungsart macht, einer so zufälligen Erscheinung so grossen Einfluss bey der Heilung verstattet, müssen wichtige Puncte häufig übersehen, und der Kranke dadurch in grosse Gefahr gesetzt werden. — Zu allen Zeiten waren die Ärzte geneigt, von der Eigenthümlichkeit einer erlebten Epidemie einen Schluss auf den Charakter der Krankheit überhaupt zu machen, und danach die Behandlungsart für alle möglichen Fälle festzusetzen. Sie vergassen, dass die Verschiedenheit der Epidemieen auch einen verschiedenen Genius der Krankheit, was bey der Behandlung die grösste Berücksichtigung erfodert. So würde das vom Hn. *R.* mit so vieler Emphase angepriesene Heilverfahren des Lobes allerdings ganz würdig seyn, wenn jeder Typhus, nach der angenommenen Hypothese, wirklich eine exanthematische Krankheit wäre, und die empfohlenen Mittel der Gefahr der Krankheit in allen Momenten zu begegnen vermöchten.

Das grosse Mittel, wodurch Hr. *R.* bey dem contagiösen Typhus, den Exanthemen, ja bey allen pestartigen Krankheiten, nicht bloss bey Menschen, sondern auch bey Thieren, so Ausserordentliches, gleichsam wie durch einen Zauberstab, zu wirken verspricht, ist die *Kälte*, die *Abkühlung*. Keineswegs ein neues Mittel, wie allen Ärzten bekannt ist. Die Ehre der ersten Entdeckung der Abkühlungsmethode, als eines wirksamen empirischen Mittels, besonders bey den exanthematischen Fiebern, schreibt der Vf. selbst den Doctoren *Hahn*, Ärzten in Schlesien, zu. Die Anwendungsart, welche *Currie* und *Reich*, in der neuesten Zeit *Horn*, *Hirsch* und viele Andere, bey dem Scharlachfieber und dem contagiösen Typhus von der Kälte machten, war unstreitig eine sehr günstige Vorbereitung, die vom Vf. vorzugsweise gepriesene Abkühlungsmethode auszubilden. Trotz dieser Vorgänger, bleibt Hn. *R.* das unbestreitbare Verdienst, diese, bey mehreren Exanthemen und bey dem contagiösen Typhus allerdings sehr wirksame Methode mehr vervollkommnet, und den verschiedenen Graden und Formen jener Krankheitszustände mehr angepasst zu haben. Durch eine, im Jahr 1800 von ihm behandelte Pockenkranke wurde er zuerst auf diese Heilart geleitet. Hier, wo die Pocken zusammenzufliessen, und einen ungünstigen Ausgang zu machen drohten, forschte er nach einem wirksamen Mittel, um der Entzündung Grenzen zu setzen, die Erzeugung frischer Pockenmaterie zu verhindern, und die grosse Menge der schon zum Vorschein gekommenen Pocken zu vertheilen. Er suchte und fand dieses Mittel in der Kälte. Das pockenkranke Mädchen wurde aus dem Bette genommen, eine Spazierfahrt mit ihm gemacht, und inzwischen das Schlafzimmer ganz abgekühlt. Nach der Zurückkunft wurde dem Kinde Gesicht, Hals, Brust, Arme und Hände mit eiskaltem Brunnenwasser abgekühlt, und dieses Verfahren alle Stunden wiederholt. Der Erfolg übertraf bey weitem die Erwartungen des Vfs. Das Fieber verschwand, die Zahl der Pocken hatte sich ausserordentlich vermindert, ihr Aussehen war gutartig; in wenigen Tagen genas das Kind. — Bey dem im Jahr 1812 herrschenden Scharlach gab die Abkühlungsmethode ein ähnliches günstiges Resultat. Dieses munterte den Vf. um so mehr auf, bey dem Ausbruche der Typhusepidemie mit dieser neuen Methode Versuche anzustellen, da es ihm aus früheren Beobachtungen wahrscheinlich war, dass diese Krankheitsform zur Familie der exanthematischen gehöre.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, in der maurerschen Buchhandlung: *Deutsche und französische Vorschriften in einzelnen Linien für Anfänger und zum Gebrauch der Schulen geschrieben* von Sotzmann. Neue Auflage. 1814. 8 Blätter in 4. (6 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JANUAR 1815.

MEDICIN.

Fortsetzung der in der J. A. L. Z. No. 206, 207, und in den Ergänzungsblättern No. 49, 59, und No. 75, 76 des Jahrgangs 1814 angefangenen, und im vorigen Stück abgebrochenen Kritik der neuesten Schriften

„über den contagiösen Typhus."

Hr. *Reuss* spricht zuerst von einer Typhusepidemie, welche auf dem Lande herrschte. Der unglückliche Erfolg der Abkühlungsmethode bey einem am Scharlachfieber leidenden Kranken erzeugte bey den Landleuten ein solches Misstrauen gegen diese neue Heilart, dass sich Anfangs nur ein einziger Typhöser, dessen Krankheitsgeschichte hier mitgetheilt ist, diesem Verfahren unterwarf. Diesen Kranken, einen armen Mann in Niederberg, welcher sich als Krankenwärter hatte gebrauchen lassen, beredete Hr. *R.* bey dem Ausbruch des Übels, sich nicht zu Bette zu legen, sondern so lange wie möglich im Freyen herum zu gehen, und seinen brennend heissen Kopf mit kaltem Wasser öfters abzukühlen. Am sechsten Tage der Krankheit schwollen ihm die Füsse; dessen ungeachtet legte sich der Kranke nicht. Taumelnd, wie ein Betrunkener, ging er täglich vier - bis fünfmal an den Main, um sich abzukühlen. Am neunten Tage der Krankheit legte er sich endlich, verfiel dann in ein starkes Delirium, aus dem er nach 13 Tagen erst wieder erwachte. Er wurde ferner abgekühlt. Erst am 21sten Tage kam er wieder zur Besinnung; jetzt schwoll ihm das linke Bein an, entzündete sich, und brach an zwölf Stellen auf (offenbar eine Folge des so lange forcirten Aufbleibens). Diese Krankheitsgeschichte ist in keiner Hinsicht für die neue Heilart empfehlend. Trotz der unausgesetzten Abkühlung, schritt das Übel unaufhaltsam, gleichsam als sich selbst überlassen, fort; seine Reconvalescenz war äusserst langsam, von widrigen Zufällen begleitet. Die Ursache dieses langsamen Verlaufes setzt der Vf. in die nicht regelmässig genug angewendete Abkühlung. — Glücklicher war der Erfolg bey anderen Typhösen, welche dem Beyspiele dieses Mannes folgten, und sich der Abkühlungsmethode unterwarfen. Von ungefähr 60 bis 70 Kranken starben nur 6. Dieses Verhältniss ist allerdings sehr günstig, wesshalb man sich wundern muss, dass der Vf. so schnell darüber hinweggegangen ist, da er doch sonst die Ausführlichkeit, mehr wie billig, liebt. — Nach der Schlacht von Lützen wurden über 800 blessirte und kranke französische Soldaten in das Departement Aschaffenburg zur Verpflegung und Heilung verlegt. Alle Kranken und Schwerblessirten kamen in das von dem Vf. besorgte Lazareth nach Schmerlenbach. Das Fleckfieber war die herrschende Krankheit, die Gelegenheit, Versuche mit der neuen Heilart anzustellen, daher äusserst günstig. Sie wurde nicht unbenutzt gelassen, und das von ihm sogenannte *direct antiphlogistische Verfahren* bey dieser Krankheit ohne Ausnahme angewendet. Die Kranken lagen auf Böcken, mit drey Bretern belegt, auf welchen sich eine Strohmatraze nebst einem Strohpfühl befand. Zur Bedeckung hatten sie eine leichte wollene Decke oder auch nur ein Leintuch. Die gefährlichsten Kranken lagen meistens nackt, ohne Hemden. In der Mitte des Krankensaals war eine weite Waschbutte aufgestellt, in der ein hölzerner Lehnstuhl stand. Eine Gartengiesskanne und ein grosser Schwamm, kaltes Wasser und Eis waren das übrige nöthige Zubehör zur Abkühlung. — So wie ein Fleckfieberkranker grosse Hitze, starkes Fieber, eine trockene, widernatürlich warme Haut bekam, in ein Delirium verfiel, wurde er völlig entkleidet, auf den Stuhl in die Butte gesetzt, und mit der Giesskanne von hinten her, dann von beiden Seiten, vom Scheitel abwärts begossen, und von einem anderen Krankenwärter mittelst eines Schwammes so lange von allen Seiten abgewaschen, bis er hinlänglich abgekühlt war. Von dem Begossenen stieg meistens ein Dampf auf, die Haut röthete sich oft unmittelbar nach dem Begiessen, wie bey dem Scharlach. Die widernatürliche Hitze verlor sich, die Frostanfälle liessen nach, die Haut wurde weich, fühlte sich natürlich warm an. Die Flecken, wenn sie noch nicht früher zum Vorschein gekommen waren, zeigten sich auf der Stelle in der schönsten Blüthe, und wurden um so sichtbarer und grösser, je kühler der Kranke überhaupt gehalten wurde. Die heftigsten Phantasieen und Verwirrungen konnten auf diese Art am sichersten und schnellsten gehoben werden. Nach der Abkühlung wurde der Kranke sorgfältig abgetrocknet, und auf sein Lager in Ruhe gebracht. Die Abkühlung wurde so oft und so lange vorgenommen, als die Hitze stark und anhaltend, das Fieber heftig war, und die Haut trocken blieb. So wie die Hitze sich verminderte, wurden auch die Abkühlungen seltener gebraucht. Schwache Kranke wurden bloss mit Schwämmen in ihren Lagern abgekühlt. Brach nach der Abkühlung ein dunstartiger, erleichternder

Schweiſs über dem ganzen Körper aus: ſo durfte die Abkühlung nicht fortgeſetzt werden. In dieſem Fall wurde der Kopf mit naſſen, in kaltes Waſſer getauchten Tüchern belegt. In den Sommermonaten wurden die Abkühlungen meiſtens mit Eis gemacht. Der Körper des Kranken wurde mit einer Eisſcholle ſo lange abgerieben, als es nothwendig war. — Der Vf. eröffnete die Cur meiſtens mit einem Brechmittel; auſserdem wurde von innerlichen Arzeneyen nichts gegeben, als eine Ptiſane von Althea mit Phosphorſäure oder Kochſalz verſetzt. In der nervöſen Periode erhielten die Kranken Aufgüſſe der Arnica, Angelica, und wurden mit warmem Wein gewaſchen. Der Blutigel bediente ſich der Vf., wo ſubjectiv eine *Diatheſis phlogiſtica* obwaltete, die Augen geröthet erſchienen, und Deliria vorhanden waren. War die erſte Blutentziehung nicht hinreichend: ſo wurde noch eine zweyte bewerkſtelligt. Einer Venäſection bedurfte Hr. *R.* niemals. Auf dieſe einfache, leichte und gar nicht koſtſpielig Behandlung, ſagt Hr. *R.* S. 104, erfolgte die Geneſung in den meiſten und ſchwerſten Fällen bald und leicht. Die zur Beſtätigung der entwickelten therapeutiſchen Grundſätze mitgetheilten Krankheitsgeſchichten reden dieſer Behauptung nicht durchaus das Wort. Denn trotz der ſtreng angewendeten Abkühlungsmethode, erfolgte in mehreren Fällen die Heilung entweder gar nicht, oder wenigſtens nicht ſo ſchnell und leicht, wie Hr. *R.* verſichert. So war der Krankheitsverlauf bey dem Chirurgen Hermann, deſſen Krankheitsgeſchichte als Muſter für die direct antiphlogiſtiſche Methode aufgeſtellt wird, nicht bloſs ſehr langwierig, ſondern der Kranke ſelbſt in augenſcheinlicher Lebensgefahr. Am 21 Juny wurde derſelbe im Lazareth angeſ... ſchwebte bis zum 24 in der Anlage, und kam am 26 ... in die Behandlung. Trotz der ununterbrochen angewendeten Abkühlungen, verfiel er am 11ten Tage in das nervöſe Stadium, trat den 8. Jul. in die Reconvaleſcenz, gelangte aber erſt am 6 Auguſt zu ſeiner völligen Geſundheit. Es war demnach ein ſechswöchentlicher Zeitraum erfoderlich, um dieſen Kranken vom Typhus zu befreyen. Rec. iſt überzeugt, daſs bey dieſem jungen, kräftigen Manne, der durch reichlichen Genuſs von Wein und Branntwein in einer entzündlichen Anlage ſchwebte, eine eingreifendere antiphlogiſtiſche Behandlung die Krankheit ungleich früher gebrochen haben würde. — Noch unglücklicher war der Ausgang bey den beiden Kranken, welche die fünfte und ſechſte Beobachtung zum Gegenſtande haben. Bey dem Schiffmann ... Geiger (5te Beobachtung) wurden die Abkühlungen ununterbrochen ausgeſetzt vorgenommen, ja ſogar durch die Anwendung des Eiſes verſtärkt. Das charakteriſtiſche Exanthem ſtellte ſich vollkommen ausgebildet dar; die Krankheit ſchritt aber unaufhaltſam fort. Der Kopf blieb, obgleich mit einer Eishaube bedeckt, ſtets ſehr heiſs, eingenommen, das Delirium war anhaltend. Am ...ten Tage der Krankheit erfolgte der Tod. Bey der Section fand man eine auſserordentliche Überfüllung der Gefäſse des Gehirns und ſeiner Häute mit einem ſchwarzen Blute. Die Blutgefäſse der weichen Hirnhaut waren ſo ſehr mit ſchwarzem Blute ſtrotzend angefüllt, daſs einzelne Blutgefäſse wie Würſte auf dem Gehirn auflagen. Ein Blutgefäſs war ſogar zerriſſen, und hatte eine Blutergieſsung in der Hirnſubſtanz verurſacht. — Die ſechſte Beobachtung liefert ein ähnliches Reſultat. Die direct antiphlogiſtiſche Heilmethode wurde in der gröſsten Intenſität angewendet. Der Kranke lag in einem kalten Zimmer, der Kopf wurde beſtändig, der übrige Körper aber alle drey bis vier Stunden mit Schnee und Eis abgekühlt, innerlich Decoct. Alth. mit Phosphorſäure, ſpäter mit Elix. ac. Hal. gereicht. Das Exanthem zeigte ſich in ſeiner ſchönſten Blüthe. Deſſen ungeachtet machte die Krankheit ungeſtört ihren Verlauf, nahm mit jedem Tage an Heftigkeit zu. Der Kopf blieb ſehr heiſs, eingenommen; die Deliria traten frühzeitig ein, und vermehrten ſich ſo ſehr, daſs der Kranke in Wuth verfiel, wobey das Geſicht erhitzt war, die Augen funkelten. Dieſe Raſerey hielt bis zum Tode an, welcher am 13ten Tage der Krankheit erfolgte. — Bey der Section fand man ein Extravaſat zwiſchen dem Cranium und der harten Hirnhaut, und die Gefäſshaut ſo ſehr mit ſchwarzem Blute angefüllt, daſs die Gefäſse wie injicirt erſchienen. — Nach der innigſten Überzeugung des Rec. hätte in beiden Fällen der Tod durch zeitig angewendete, hinlänglich ſtarke Blutentleerungen verhütet werden können. Im zweyten Fall wendete der Vf. zwar 12 Blutigel an; eine ſo geringe Blutentziehung, bey einer ſo heftigen Encephalitis, konnte aber wohl wenig nützen. Denn daſs in beiden Fällen nicht bloſs Congeſtion des Blutes nach dem Gehirn, ſondern eine ausgebildete Hirnentzündung vorhanden war, beweiſen die Erſcheinungen der Krankheit, und die Reſultate der Leichenöffnung, zur Genüge.

Dieſe beiden Krankheitsgeſchichten führen von ſelbſt zu einem allgemeinen Urtheil über die neue Heilart des Hn. *R.* Wird der contagiöſe Typhus in einer gelinden Form, mit keinem ſehr ausgezeichneten Hirnleiden auftreten, wird man durch dieſe Abkühlungsmethode allerdings im Stande ſeyn, die Krankheit zu beſiegen. Bey nur einiger Intenſität dieſes charakteriſtiſchen Hirnleidens, alſo in den häufigeren Fällen, iſt jedoch dieſes Verfahren keinesweges hinreichend, die Krankheit zu brechen, die Geneſung ſicher und ſchnell zu bewirken. Sobald ſich der contagiöſe Typhus mit der mehr oder weniger einigermaſsen ausgebildeten Encephalitis verbunden darſtellt, vermag die alleinige Anwendung der Kälte dieſen gefährlichen Proceſs nicht auszugleichen. Hier bedarf es eines wirkſamern Eingreifens der Kunſt, wiederholter allgemeiner und örtlicher Blutausleerungen, Blaſenpflaſter, der Anwendung des Salpeters, der oxygenirten Salzſäure, des Liquor ammon. acet., der Mercurialien. Das von Hn. *R.* empfohlene kühle Verhalten, die kalten Überſchläge, Waſchungen und Begieſsungen verdienen, als ein treffliches Adjuvans der Cur, ſtets angewendet zu werden, beſonders wo ſich die Haut ſehr heiſs, trocken zeigt, und ſich ein Exanthem

darstellt. Hierüber herrscht bey den vorzüglichsten neueren Ärzten nur Eine Stimme. Diesen Abkühlungen aber bey einer so heftigen, gefahrvollen, wandelbaren Krankheit allein zu vertrauen, verräth eine grosse Einseitigkeit und Unkenntniss des wahren Charakters der Krankheit.

Über Hn. R's. *Theorie der Entzündung und der Exantheme*, behält sich Rec. vor, sein Urtheil zu sagen, sobald der zweyte Theil dieses Werkes erschienen seyn wird.

Die im *Anhange* mitgetheilten Untersuchungen *über die Heilung und Verhütung der Rinderpest* (Löserdürre) sind höchst schätzenswerth, und der Aufmerksamkeit der Ärzte und Polizeystellen nicht genug zu empfehlen. Die äussere Ähnlichkeit dieser Krankheit mit dem Fleckfieber liess den Vf. eine innere, wesentliche Ähnlichkeit beider Krankheitsformen vermuthen, und bestimmte ihn, seine neue Heilart auch hier zu versuchen. Der Erfolg der Abkühlungsmethode bey dieser gefährlichsten aller Epizootien war so äusserst glücklich, dass Rec. zur Nachahmung in ähnlichen Fällen nicht dringend genug auffodern kann.

In No. 19 theilt Hr. *Bischoff* die Resultate seiner Beobachtungen über das im Jahr 1813 zu Prag herrschende Nervenfieber mit. Die Krankheit wurde durch die Nähe des Kriegsschauplatzes, die dadurch verursachte Überfüllung der Spitäler mit Verwundeten und durch die häufigen Durchzüge kranker und verwundeter Krieger erzeugt. Gegen Ende Augusts im September und October fanden sich vorzüglich in den Krankenanstalten Typhöse, in den folgenden Monaten verbreitete sich die Krankheit auch in der Stadt. Zu gleicher Zeit zeigten die fieberhaften Krankheiten, besonders die gastrischen Fieber, eine grosse Neigung, den nervösen Charakter anzunehmen.

Der Vf. unterscheidet streng zwischen Typhus und Nervenfieber. Seiner Ansicht zufolge entsteht ersterer aus Ursachen, welche dem Kranken unbewusst sind; letztere sind der Folgecharakter einer anderen vorausgehenden Fieberkrankheit. Niemals will Hr. B. ein primäres Nervenfieber beobachtet haben. Ob sich der Typhus bloss durch ein Contagium fortpflanze, oder zugleich epidemisch herrsche, darüber ist er nicht mit sich einig, neigt sich jedoch zur letzteren Meinung. (Die angegebenen Momente, welche die prager Epidemie veranlassten, machen es höchst wahrscheinlich, dass das Contagium dabey die Hauptrolle gespielt habe. Was der Vf. für Nervenfieber hält, war, wenige Fälle ausgenommen, wohl nichts anderes, als contagiöser Typhus, der sich nur Anfangs unter einer täuschenden Form versteckte. Im ferneren Verlaufe der Krankheit ist wenigstens kein besonderer Unterschied zwischen dem contagiösen Typhus und diesem Nervenfieber aufzufinden.) Hr. *B.* zählt den ansteckenden Typhus aus denselben Gründen, wie Hr. *Reils*, zu den exanthematischen Krankheiten, ohne jedoch das gleiche Heilverfahren zu adoptiren. Die mancherley Nüancen, welche bey dem ansteckenden Typhus bemerkt werden, die verschiedenen Formen und Grade der Krankheit, hat er mit lobenswerther Genauigkeit und Scharfsinn dargelegt, und sich hiebey als einen treuen Beobachter der kranken Natur bewährt.

Der Vf. betrachtet die Krankheit nach ihrem bald normalen, bald anomalen Verlaufe, und unterscheidet dabey vier Stadien. Nach der Verschiedenheit der leidenden Organe, offenbart sich die Krankheit im ersten Zeitraume als *Typhus catarrhalis, rheumaticus, gastricus.* Bey dem katarrhalischen Typhus, wo das (entzündliche) Leiden der Schleimhäute vorherrscht, bemerkte man vorzüglich Druck in den Stirnhöhlen, Betäubung, wüsten Kopfschmerz, stark geröthete Conjunction, Thränen, erschwerte Respiration, öfteren Husten und Auswurf eines eyweissähnlichen, mit Speichel und hellem Blute vermischten zähen Schleims. Der rheumatische Typhus zeichnete sich durch heftige und stechende Kopfschmerzen, Stiche in den Ohren, flüchtig wandernde Schmerzen in dem Brust- und in dem Bauch-Felle, schmerzhaftes Ziehen in den Extremitäten, Krampf in den Waden, Schmerzen in den Schienbeinen, Handwurzeln, Fingergelenken, allgemeine Schweisse aus. Der *Typhus gastricus* charakterisirte sich durch das Hervortreten der sogenannten gastrischen Erscheinungen. — Die Nervenfieber erkannten dieses erste Stadium nicht an. Viele Entzündungen imponirten durch die beygesellte Betäubung, Schwindel, Ohrensausen und Delirien als Typhus, und wurden häufig, zum grössten Nachtheil der Kranken, als solche behandelt. Der Vf. liess sich durch diese Erscheinungen nicht irre führen, sondern wendete mit dem grössten Erfolge reichliche Blutentleerungen an. (Zur Beherzigung jener Ärzte, welche überall nervösen Zustand und Schwäche sehen und als solche behandeln!)

Das zweyte Stadium bezeichnet der Vf. als das *nervöse*, wobey alle Krankheitszufälle auf das Streben der Nerventhätigkeit deuteten, die Function des Blutsystems zu unterdrücken. (Das Blutsystem zeigt sich in diesem Zeitraum oft in seiner grössten Activität, wo dieses die Lebhaftigkeit des Fiebers und die Heftigkeit aller Erscheinungen darthut. Diese Entgegensetzung der Nerventhätigkeit und des Blutsystems hat überhaupt keinen richtigen Sinn, und verleitet zu manchen therapeutischen Irrthümern.) Je nachdem bloss überwiegende Thätigkeit des Nervensystems, oder zugleich Sinken der Reproduction und Entmischung des organischen Stoffes vorhanden war, offenbarte sich die Krankheit als *Typhus nervosus* oder *putridus*. Bey dem ersteren traten die nervösen Erscheinungen, vorzüglich Delirien, sehr ausgezeichnet auf. Der mit diesen Delirien verbundene Zustand erhöhter oder verminderter Reizbarkeit begründete die Unterscheidung des *Typhus versatilis* und *stupidus*. Letzterer war der häufigere; mehr als zwey Drittheile der Typhösen wurden von ihm befallen. (Den Grund dieser Frequenz des *Typhus stupidus* hat der Vf. unerörtert gelassen. Rec. hat sich hierüber bereits erklärt.) Der *Typhus putridus* war unter allen der seltenste; der Vf. behandelte nur vier Fälle desselben. — Die

Nervenfieber zeigten sich in diesem Stadium in ihrer eigentlichen Gestalt. Man erkannte sie durch anfangenden Verlust des Bewusstseyns und Delirien, die aber nie so lebhaft, wie bey dem *Typhus versatilis*, nie so dumpf, wie bey dem *Typhus stupidus*, waren. Ausserdem hatten diese Nervenfieber die wesentlichsten Zufälle mit dem contagiösen Typhus gemein.

Der 13 Tag war in den meisten Fällen der kritische, aber auch der gefährlichste. Mit Ende desselben, zuweilen schon am 11ten, oder erst am 17ten Tage, trat gegen Abend eine ungewöhnlich starke Exacerbation ein, mit heisser, trockener Haut, gehobenem, wellenförmigem Pulse, heftigen Delirien und lebhaften Augen, worauf ein allgemeiner, duftender Schweiss mit Remission aller Zufälle erfolgte. Auch das sogen. Nervenfieber entschied sich zwischen dem 13ten und 14ten Tage meistens kritisch, jedoch fehlten dabey die reichlichen, charakteristischen Entleerungen durch Nasenschleim und Auswurf. *Anomalieen* wurden in dem ersten Stadium selten beobachtet, und von einer Bösartigkeit, welche am 4ten oder 6ten Tage den Tod herbeygeführt hätte, hatte der Vf. kein Beyspiel. Im zweyten Stadium fanden die Anomalieen entweder von Seiten des Fiebers, oder durch beygesellte Localaffectionen Statt. Der katarrhalische, vorzüglich aber der gastrische, selten der rheumatische Fiebercharakter (in Widerstreit mit Hn. *Ackermanns* Behauptung) dauerte bis tief in dieses Stadium, oft bis zum 11ten Tage fort. In vielen Fällen stieg das nervöse Stadium zu einer oft furchtbaren Höhe. Der Puls war dabey äusserst geschwind, klein, schwach, zitternd; die Respiration ängstlich, röchelnd; das Angesicht fiel ein, die Augen wurden hohl, die Nase zugespitzt und nebst den Ohren kalt und blau; es stellten sich unwillkührlicher Abgang des Urins und Stuhls und convulsivische Zufälle ein.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Erlangen*, b. Breuning: *Über eine besondere Art des übermäfsigen Monatsflusses.* Ein Beytrag zur Diätetik und Medicin für Ärzte, Mütter und Erzieherinnen, von *Karl Hohnbaum.* 1811. 87 S. 8. (8 Gr.)

Der Vf. bestimmt diese Schrift für Ärzte, Mütter und Erzieherinnen. Wahrlich keine leichte Aufgabe! Denn was Ärzten verständlich ist, ist selbst bey der populärsten Behandlung noch nicht Müttern und Erzieherinnen einleuchtend, und was sich für diese eignet, ist für den Arzt überflüssig. Das Wissenschaftliche und Populäre so mit einander zu verbinden, dass Arzt und Laie es verstehen, Beide ihre Rechnung dabey finden, hat grosse Schwierigkeiten. Wir müssen aber dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er seine Aufgabe mit vieler Geschicklichkeit gelöst hat. — Der Gegenstand dieser Schrift ist eine specielle Anomalie des periodischen weiblichen Blutflusses. Nachdem der Vf. Einiges über die Quelle, die Ursachen, Dauer und Menge des Blutflusses gesagt hat, bestimmt er (S. 13) die Tendenz seiner Schrift dahin, die Constitution und die äusseren Verhältnisse, welche vorzugsweise eine zu starke monatliche Reinigung bedingen, und die besondere Erscheinung, mit welcher diese selbst unter jenen Bedingnissen hervortritt, und welche sie zu einer eigenen Krankheitsspecies stempeln, etwas näher zu beleuchten. Ganz vorzüglich geeignet zur Belehrung und beherzigenswerth für Mütter und Erzieherinnen sind die Äusserungen des Vfs. (§. 8) über dasjenige, was in dem Kindesalter oder in denjenigen Jahren, welche den Übergang von dem Kindesalter zu dem Alter der Pubertät ausmachen, den Grund zu einem übermäsigen Monatsflusse legt. Auch finden wir die Einflüsse richtig und verständlich angegeben, welche diese Anlage zur Entwickelung bringen. Nur hätte der Vf. bey der achten Nummer sich nicht so allgemein ausdrücken sollen. Geistige Getränke und gewürzhafte Speisen können bey solchen Subjecten oft sehr heilsam seyn, und dem Ausbruche eines zu starken Blutflusses vorbeugen. Was der Vf. (S. 26) über die Unfruchtbarkeit bey Personen, die an diesem Übel leiden, sagt, ist gar nicht unwahrscheinlich. Ausser den gewöhnlichen Gründen der unter diesen Umständen stattfindenden Unfruchtbarkeit, hat diese vielleicht ihren Grund auch darin, dass dem Ovulum, wenn je eine Empfängniss unter diesen Umständen möglich ist, der zu seiner Ausbildung nöthige Nahrungsstoff gebricht, und es zu einer Zeit aus dem Muskelbehälter ausgeworfen wird, wo es dem Auge noch gar nicht, oder doch kaum bemerkbar ist. Diess scheint darum eine nicht ganz unwahrscheinliche Vermuthung, weil denn doch Frauen bisweilen schwanger werden, aber schon in den ersten Monaten nach der Empfängniss fehl gebären.

Die nähere Ursache dieses Krankheitszustandes ist dem Vf. eine den Normalgrad überschreitende, zu grosse Absonderungsthätigkeit der Gebärmuttergefässe, welche wieder von ungleicher Vertheilung oder von innormaler Erhöhung des Sensibilitätsprincips bedingt ist (S. 55). Rec. glaubt, dass nicht immer bey dieser Erscheinung die Absonderungsthätigkeit erhöht ist. Diese Thätigkeit kann oft sehr vermindert seyn, und doch ein vermehrter Blutfluss Statt finden, bey grosser Erschlaffung der Gebärmuttergefässe.

Was der Vf. über den Zusammenhang des Sensibilitätsprincips mit der Assimilation und der Secretion des Menstrualbluts aus der Gebärmutter sagt, ist durch so viele Belege aus der Erfahrung erläutert, dass es auch dem Laien einleuchten muss. Nur hätte Rec. gewünscht, dass der Vf., der seine Schrift doch auch für Mütter und Erzieherinnen bestimmt, sich nicht immer der Kunstausdrücke bedient hätte, ohne wenigstens den deutschen Namen hinzuzusetzen, oder sie unter dem Texte zu erläutern. Auch findet die Bemerkung des Vfs., dass, wie erhöhte Seelen - und Nerven-Action gewöhnlich mit Störungen im Processe der Ernährung zusammentreffen, umgekehrt diese Störungen wiederum eine Erhöhung jener Kräfte zur Folge haben, wohl nur eine sehr beschränkte Anwendung, da in den meisten Fällen eines gestörten Assimilationsprocesses eine Verminderung und Verstimmung der Seelenaction Statt findet. Der Vf. scheint dieses selbst gefühlt zu haben, wie der darauf folgende Paragraph beweist. Aus dem Wechselverhältnisse zwischen dem Systeme der Sensibilität auf einer, der Assimilation und Secretion auf der anderen Seite, glaubt der Vf. leicht die Entstehung der in Rede stehenden Krankheitsform ableiten zu können. Die Anlage besteht in einem Vorwalten der Action des Nervensystems über die der Assimilation. Kommen nun zu dieser Anlage eine oder mehrere der angeführten Schädlichkeiten hinzu: so wird das Missverhältniss dieser Systeme immer mehr befördert, bis diese Trennung endlich als Krankheit hervortritt. Die Action des Nervensystems bekommt eine falsche Richtung, und die der Assimilation geht des natürlichen und heilsamen Einflusses derselben verlustig. Der Rückwirkung dieser auf jene gebricht die nöthige Kraft, und die Natur verschwendet ihre Kräfte in normwidrigen und krankhaften Secretionen. — Nun geht der Vf. zu dem therapeutischen Verfahren über, welches einen tiefen Blick in das Innere und Wesentliche seines Gegenstandes verräth.

J. M. PF.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

MEDICIN.

Fortsetzung der in der J. A. L. Z. No. 206, 207, und in den Ergänzungsblättern No. 49, 59, und No. 75, 76 des Jahrgangs 1814 angefangenen, und im vorigen Stück abgebrochenen Kritik der neuesten Schriften

„über den contagiösen Typhus."

Nach den sich hinzugesellenden Localaffectionen unterscheidet Hr. *Bischoff* einen *Typhus encephaliticus, pharyngiticus, pneumonicus* und *enteriticus*. Ungewöhnliche Schwere des Kopfes und Betäubung waren zwar bey jedem Typhus vorhanden, und deuteten auf Affection des Gehirns. Eine wahre Entzündung dieses Organs nimmt jedoch der Vf. nur da an, wo der Verein aller charakteristischen Erscheinungen ihre Existenz bezeichnet. Inzwischen ist es ihm wahrscheinlich, dass bey den meisten Typhis ein *entzündungsähnlicher* Zustand vorhanden sey, der nur in manchen Fällen zur wirklichen Entzündung gesteigert werde. Beide, glaubt er, dürften sich zu einander verhalten, wie *Catarrhus pulmonum* zur Peripneumonie. — Die Verbindung der *Pharyngitis* mit dem contagiösen Typhus, welche der Vf. zuerst in dieser Epidemie kennen lernte, ist nach der hier gegebenen Schilderung eine der furchtbarsten. Am sechsten oder achten Tage klagten die Kranken plötzlich über erschwertes Schlingen. Bey der Untersuchung des Halses zeigte sich an beiden Seiten des Gaumensegels mit mässig brennendem Schmerze, der den Gaumenbogen und die hintere Wand des Rachens einnahm, eine bläulicht schwarze, von dunkeln, purpurrothen Rändern begrenzte Entzündung, ohne Geschwulst und ohne Geschwüre. Das Schlingen wurde dadurch bald so erschwert, dass die Kranken innerhalb zwölf Stunden kein Getränk, trotz des brennenden Durstes, keine noch so kleine Gabe von Arzeney mehr zu sich zu nehmen vermochten, sondern sich mit der letzten Kraft dagegen sträubten. Am folgenden Tage trat unter heftigen, stinkenden, klebrigen Schweissen, unbewusstem Abgange der Excremente und schwarzen Petechien, vollkommene Lähmung der Schling- und Sprach-Organe ein; — daher Stummheit und nur bittende Geberde, ihnen nichts mehr zu reichen. Der Puls wurde zitternd, klein, schwach, aussetzend. Am dritten Tage erfolgte der Tod. — Auch die Verbindung der Pneumonie mit dem Typhus erfoderte die grösste Berücksichtigung. Man erkannte diese Complication am sichersten durch den Schmerz und den Husten, bey dem versuchten tiefen Einathmen. Wurde dieser Zustand übersehen, oder nicht richtig behandelt: so erfolgte bey der Entzündung einer grösseren Lungenfläche der Tod, bey einer kleineren, Schwindsucht. — Die Enteritis wurde im ersten Zeitraum, oft zum grösten Nachtheil des Kranken, mit Typhus verwechselt, und incitirend behandelt. Im zweyten Stadium trat sie nicht selten zu dem Typhus hinzu, und charakterisirte sich durch einen fixen, keine Berührung duldenden Schmerz im Unterleibe, mit eigenen, angstvollen Gesichtszügen, und Verzerrung bey der Berührung.

Die von Hn. *B.* empfohlene Heilmethode schwebt zwischen der kühlenden und reizenden in der Mitte. Im ersten Zeitraum verfährt er aber antiphlogistisch, indem er hier einen mehr entzündlichen Genius der Krankheit annimmt. Der sogen. gastrische Typhus wurde wie ein gastrisches Fieber, mit ausleerenden; der rheumatische und katarrhalische Typhus mit kühlenden, diaphoretischen Mitteln behandelt. Um der Betäubung, der Schwere und Eingenommenheit des Kopfes zu begegnen, wendete Hr. *B.* kalte Umschläge auf dem Kopfe, und Blutigel an die Schläfe und hinter die Ohren gesetzt, an. Mit diesem Verfahren war er in den meisten Fällen glücklich, und glaubt dadurch mancher Gehirnentzündung vorgebeugt zu haben. — Die intercurrirenden Entzündungskrankheiten behandelte er durchgehends antiphlogistisch, und ging von dieser Methode nicht eher ab, bis sich der nervöse Charakter deutlich entwickelte, was jedoch meistens unterblieb. Sehr treffend, und mit der Überzeugung des Rec. ganz übereinstimmend, sagt er bey dieser Gelegenheit (S. 46): „Was die empfohlene Mässigkeit der Blutentziehungen bey Entzündungen während einer typhösen Epidemie betrifft: so glaube ich, dass jeder Arzt Blutentziehungen nur dann, und in dem Masse, anwenden werde, als es die Wichtigkeit des afficirten Organs, und der Grad der Entzündung erfodern. Verabsäumung derselben führt zum Tode, oder zum siechen Leben; daher konnte mich Furcht vor künftigem Übel, da wo ein gegenwärtiges drohte, von wiederholten Blutentziehungen nicht abhalten." — Bey dem zweyten, sogenannten nervösen Stadium empfiehlt er die incitirende Methode. Seine Indication ging dahin, den Aufruhr des Nervensystems zu besänftigen, und die deprimirte Thätigkeit des Blutsystems aufzurichten. (Die Kriterien zur

Erkenntniss dieses Zustandes sind grösstentheils sehr unsicher. Denn oft ist der Puls klein, sehr schnell, unterdrückt, die sogen. nervösen Erscheinungen ausgezeichnet zugegen, und dessenungeachtet keine wahre Depression der arteriellen Thätigkeit vorhanden. Diese Erscheinungen bezeichnen oft nichts anderes, als die fortschreitende Encephalitis, wobey jedes reizende Verfahren offenbar nachtheilig ist. Dieser Fall wird bey dem sogen. *Typhus stupidus* nicht selten wahrgenommen. Die unbedingte Empfehlung des reizenden Verfahrens in diesem Zeitraum der Krankheit kann daher Rec. nicht gutheissen.) Der mit Localaffectionen verbundene Typhus erfodert meistens das antiphlogistische Verfahren. Bey dem *Typhus encephaliticus* erwiesen sich Blutigel, Calomel und Eisumschläge auf den Kopf sehr heilsam. Bey der Complication mit Pharyngitis wurden erweichende Mittel, Blutigel, Vesicatorien und Sinapismen angewendet; zuweilen folgte einige, jedoch nur vorübergehende Erleichterung. Hr. *B.* war nicht so glücklich, einen einzigen dieser Kranken zu retten. Unter 94, innerhalb drey Monate behandelten Typhösen wurden vier Kranke ein Opfer dieser bösartigen Complication. (Rec. würde bey diesem gefahrvollen Zustande das Meiste von reichlichen topischen Blutentleerungen und starken Gaben des versüssten Quecksilbers erwarten.)

Zur Bestätigung der entwickelten Grundsätze theilt Hr. *B.* eine Reihe nicht uninteressanter Krankheitsgeschichten mit, welche sich über alle abgehandelten Formen des Typhus verbreiten. Die Ordinationen sind zum Theil gar zu complicirt.

Die wohlgerathene Schilderung der verheerenden Epidemie, welche zu Torgau geherrscht hat, von Hn. Dr. *Richter* (No. 20), wird man allgemein mit dem grössten Interesse lesen. Mit Recht bezeichnet der Vf. dieselbe als die Blüthe des in den Jahren 1813 und 1814 durch ganz Europa verbreiteten contagiösen Typhus. Um diese Behauptung zu rechtfertigen, bedarf es bloss der Mittheilung einiger charakteristischer Züge aus diesem schauderhaften Gemälde. — Schon im Januar 1813 herrschte zu Torgau unter dem sächsischen Militär eine, jedoch nicht bösartige Typhus-Epidemie. Im October wurde die Festung von den sächsischen Truppen verlassen, und von einem zahlreichen französischen Armeecorps besetzt; später brachte man alle Lazarethe aus Dresden und der umliegenden Gegend nach Torgau. Durch diese zusammengedrängte Menschenmasse wurde der Raum in der kleinen, nur 5000 Einwoher zählenden Stadt ausserordentlich beengt. Fast alle öffentlichen Gebäude mussten zu Lazarethen eingerichtet werden, und reichten doch nicht hin, um alle Kranken, deren Zahl sich schon auf 6000 belief, zu fassen. Aus mehreren Privathäusern, ja zuletzt sogar aus ganzen Strassen, sah man sich genöthigt, die unglücklichen Einwohner zu vertreiben, und sie in Lazarethe zu verwandeln. Schon zu jener Zeit wüthete in allen diesen Lazarethen ein bösartiger, fauligter Typhus, und richtete grosse Verwüstungen an. Wenigstens ein Drittel aller daran Erkrankten, und unter diesen viele französische Ärzte und Wundärzte, wurden ein Opfer der Seuche. Nach der Schlacht von Dennewitz begaben sich noch das dritte und siebente französische Armeecorps, und zu gleicher Zeit das grosse französische Hauptquartier aus Dresden in die Festung. Hiedurch wurden wenigstens noch 10,000 Mann, und 5000 Pferde in die Stadt geworfen. Als die Festung von den preussischen Truppen immer enger eingeschlossen, und nach der Schlacht von Leipzig förmlich belagert wurde, verbreitete sich die Seuche auch auf die Einwohner, und ganz Torgau glich einem grossen, mit Kranken überfüllten Lazareth. Die eigentlichen Lazarethe wurden jetzt wahre Höhlen des Jammers. Kaum konnten sie die grosse Zahl der Kranken, die sich wenigstens auf 12,000 belief, mehr fassen. Es fehlte an allen nöthigen Bedürfnissen, besonders an der gehörigen Ordnung und Aufsicht. Umsonst versuchte der Commandant der Festung, der edle Graf *v. Narbonne*, diesem Übelstande abzuhelfen; er wurde selbst ein Opfer seiner menschenfreundlichen Bemühungen. Die Unsauberkeit nahm bald so überhand, dass die Kranken sich in ihrem eigenen Unrath wälzten, und bey lebendigem Leibe verfaulten. Die Todten blieben häufig Tage lang bey ihren noch lebenden Cameraden, nicht selten sogar in dem nämlichen Bette liegen. Kein Wunder also, dass die Sterblichkeit bald alle Grenzen überstieg, und allein im Monat November 8000 Kranke dahingerafft wurden. — Nicht minder traurig war der Zustand, in welchem sich die Stadt befand. Alle Privathäuser waren mit Kranken überfüllt; auf allen Strassen begegnete man Leichenzügen, fand man Leichname von Pferden und Soldaten. Die Kranken, in den Anfällen eines wüthenden Deliriums, oder um dem grenzenlosen Elende in den Lazarethen zu entgehen, verliessen diese in Menge, und durchirrten die Strassen und Plätze der Stadt. Einige von diesen starben auf offener Strasse, oder verkrochen sich in abgelegenen Orten, und verschmachteten hier unbemerkt und hülflos. Die Casernen, Wacht- und Blockhäuser glichen alle wahren Krankenhäusern. Die ganze Garnison war krank; kaum konnte man die nöthigen Wachen besetzen, und man sah Schildwachen auf ihren Posten todt umsinken. — Kein Alter, Geschlecht, und kein Stand blieb von der Seuche verschont, und auch unter den Bewohnern der Stadt wüthete sie auf das schrecklichste; in wenigen Wochen starben 600 der Letzteren. Ganze Familien wurden durch die Epidemie aufgerieben, und fast eine jede hatte den Verlust eines ihrer Mitglieder zu beweinen. Angst und Schrecken stiegen daher bald auf das Höchste, alle bürgerlichen Gewerbe in der Stadt hörten auf, und selbst die Kaufläden, Apotheken und Magazine wurden geschlossen. Bis zu Anfang Decembers vermehrte sich die Anzahl der Kranken unaufhörlich, und in den Lazarethen starben täglich über 300 Menschen. Erst gegen Ende des Decembers ver-

minderte sich die Epidemie, und nahm an Bösartigkeit ab, wozu die eingetretene Kälte das Meiste beytrug. — Vom 1 Sept. 1813 bis zur Übergabe der Festung (den 10 Jan. 1814) waren 680 Einwohner, und fast 30,000 Franzosen durch diese Seuche dahin gerafft worden. Der Zustand, in welchem die Stadt nach der Übergabe gefunden wurde, war zurückschreckend und empörend. Ein höchst widerlicher Geruch erfüllte dieselbe allgemein; in allen Gräben der Festung, ja auf offener Strasse, lagen todte, halb von Menschen verzehrte Pferde und vermoderte Kleidungsstücke. Ein allgemein verbreiteter Unrath der schlimmsten Art thürmte sich an manchen Orten zu hohen Bergen auf. Auf allen Strassen wanderten haufenweise französische bleiche Schattengestalten, wahre Bilder des Todes umher. Das Innere der Privathäuser war in einem Grade verunreinigt, der allen Glauben überstieg. Die Lazarethe stellten wahre Cloaken dar. In manchen Krankenzimmern konnte man vor Koth die Thüren kaum öffnen, musste in diesem bis an die Knie waden, und über Leichname wegschreiten, um zu den noch Lebenden zu gelangen. Durch das Bombardement waren alle Fenster zersprengt worden, und dabey weder Holz vorhanden, noch die Öfen in einem heizbaren Zustande. Die Unglücklichen, nur sehr schlecht mit warmen Bedeckungen versehen, lagen daher wie auf offener Strasse, und erfroren Hände und Füsse.

Die torgauer Epidemie zeigte sich entweder als wahrer contagiöser Typhus, oder als ein colliquativer, ruhrartiger Durchfall. Das letztere Übel kam bey den französischen Soldaten häufiger als der Typhus vor, und raffte auch mehr Menschen hinweg. Die Krankheit zeigte sich entweder als eine wahre acute Ruhr, oder als ein chronischer ruhrartiger Durchfall. Die durch Hunger und Strapatzen erschöpften, an und für sich schwächlichen neu conscribirten französischen Soldaten waren demselben vorzüglich unterworfen. Dagegen zeigte sich der Typhus vorzugsweise bey starken, gut genährten Individuen. Die *entzündliche Periode* war dabey oft sehr in die Augen fallend. Nicht selten stellte sich schon in den ersten Stunden der Fieberhitze ein heftiges Irrereden ein, welches später niemals fehlte, und zuweilen in wahre Tobsucht überging. Der Kranke schlug dann mit grosser Kraft um sich, konnte von den stärksten Männern nicht gehalten werden, und hatte besonders eine grosse Neigung, ins Wasser zu springen. — Die *faulicht-nervöse Periode* trat bald schneller, bald langsamer ein, war mit den Erscheinungen grosser Entkräftung und mit der *diathesis putrida* verbunden. Man bemerkte dabey einen Verein von Nervenzufällen, ja einmal sogar eine *Hydrophobia spontanea*. Rückfälle kamen selten vor; häufiger wurde aber, nach gänzlicher Wiedergenesung, das nämliche Individuum von Neuem vom Typhus, und zwar durch unmittelbare Ansteckung, befallen. (Gegen die Behauptung des Hn. *Reuss*, welcher von einer wiederholten Ansteckung beym Typhus nichts wissen will.) Als besonderer *Anomalieen* gedenkt der Vf. der katarrhalisch-rheumatischen, entzündlichen, gastrischen, schleimichten und nervösen Form. Letztere war die häufigste von allen. Die Kranken fühlten sich sogleich äusserst entkräftet, sanken von einer Ohnmacht in die andere, verfielen in Typhomanie und Krämpfe. Hier hatte das Übel oft eine ungemein grosse Bösartigkeit und tödtete schon in den ersten Tagen der Krankheit. In einzelnen Fällen trat mit diesem nervösen zugleich ein faulichter Zustand in den ersten Stunden der Krankheit ein. Petechien, die sehr gross wurden und sich schwarz färbten, oder ein starker, weisser Friesel-Ausschlag, brachen zuweilen schon in den ersten 24 Stunden aus, und verbanden sich mit colliquativen Blutungen, vorzüglich aus der Nase und dem After. Einige wenige Kranke dieser Art bekamen wahre *Anthraces*, Karbunkeln oder Parotiden, die schnell in Brand übergingen; andere den wahren, immer weiter fortkriechenden Brand an den Händen, Füssen, oder der Nasenspitze. Ein schneller Tod, oft schon vor dem vierten Tage, war dann unvermeidlich, und die Krankheit hier offenbar pestartig.

Beiden Formen der Krankheit, sowohl dem ruhrartigen Durchfalle, als dem eigentlichen Typhus, lag ein und das nämliche Contagium, welches durch die besonderen Verhältnisse Torgaus erzeugt worden war, zum Grunde. Kranke, welche mit dem ruhrartigen Durchfalle behaftet waren, theilten unmittelbar den Typhus mit, und so umgekehrt. — Nach der Behauptung des Vfs. bestätigte die torgauer Epidemie den für die Behandlung höchst wichtigen Grundsatz, dass man den Typhus niemals auf eine directe, unmittelbare Art zu heilen, ja nicht einmal seinen gewöhnlichen normalen Verlauf zu verkürzen vermöge. Der Organismus allein sey im Stande, dem weiteren verderblichen Fortkeimen des Miasma Grenzen zu setzen, dasselbe kräftig auszuleeren, oder seine fernere Einwirkung auf den Körper wenigstens unschädlich zu machen. Aus diesem Grunde spricht der Vf. der sogenannten exspectativen Methode hier sehr das Wort. Nichts desto weniger ist Hr. R. bey der Bekämpfung des Typhus nicht minder activ, als alle seine Vorgänger. (Rec. hält diesen Grundsatz überhaupt für irrig. So gut wie bey jeder anderen Krankheit, lässt sich auch der Verlauf des Typhus durch ein passendes Eingreifen der Kunst abkürzen. Es wäre in der That sehr traurig, wenn jeder Typhuskranke nicht bloss das entzündliche, sondern immer auch noch das nervöse, oder gar das faulige Stadium überwinden müsste.)

Zur *Heilung* des ruhrartigen Durchfalls war nichts so wirksam, als die Regulirung einer passenden Diät. Mit den reizenden Mitteln musste man äusserst vorsichtig seyn, indem dieselben, namentlich der Mohnsaft, den Zustand oft sehr verschlimmerten. Dieses Übel hatte überhaupt den Charakter einer bald acuten, bald chronischen Entzündung der Gedärme. Schleimichte Mittel, Klystiere von Amylum mit Opium

Blasenpflaster, Einreibungen der Quecksilbersalbe, waren am wohlthätigsten. Brech-, zum Theil auch Abführungs-Mittel erwiesen sich in mehreren Fällen äusserst wirksam zur Verhütung der Krankheitsentwickelung; nur mussten sie zeitig genug angewendet werden. Starke schweisstreibende Mittel wurden zu dem gleichen Behufe ohne Erfolg versucht. Den dritten, sogenannten entzündlichen Zeitraum der Krankheit behandelte Hr. *R.* rein antiphlogistisch. Salpeter, abführende Mittel, Salmiak u. s. w. wurden mit dem grössten Vortheil gereicht. Topische Blutentleerungen konnten hiebey nicht entbehrt werden. Reizende Mittel jeder Art zeigten sich auffallend nachtheilig. Auch äussere Reizmittel, Vesicatorien und Sinapismen, in der Absicht angewendet, um von den oberen Theilen abzuleiten, vermehrten ohne Ausnahme den Orgasmus im Circulationssystem, und disponirten zur Ausbildung des kalten Brandes in der späteren, faulichten Periode. Eben so nachtheilig wirkten in diesem Zeitraum der Krankheit die *kalten Übergiessungen*. Einigemal beobachtete der Vf. darauf schlagflüssige Zufälle und einen schnellen Tod; niemals wurde das Übel dadurch gleichsam abgeschnitten (wie die Lobredner rühmen). Der nervöse Zeitraum trat vielmehr stärker hervor, und es entstand vielfältig Brand an den unteren Extremitäten. (Zur Beherzigung für alle diejenigen, welche die kalten Begiessungen so einseitig und unbedingt bey dem contagiösen Typhus empfehlen.) Auch in der faulichten Periode erfoderte die Anwendung der Reizmittel die grösste Behutsamkeit. Die Vesicatorien und Sinapismen wirkten offenbar nachtheilig, so lange noch Orgasmus in dem Gefässsystem Statt fand. Mehrere Kranke verfielen auf ihren Gebrauch in die bedeutendsten Nervenzufälle; auch ging die durch sie erregte Hautentzündung leicht in Brand über. Eben so nachtheilig wirkten die Brechmittel; sehr eindringend warnt der Vf. davor, sich durch die gewöhnlichen gastrischen Erscheinungen nicht zur Darreichung dieser Mittel bestimmen zu lassen. Dieser Zustand des Gastricismus scheint dem Typhus eigenthümlich zu seyn, und Brechmittel hier vorzugsweise verkehrt und nachtheilig zu wirken. (Ganz mit den Erfahrungen des Rec. übereinstimmend.)

Der *anomale* Verlauf des Typhus machte manche Modificationen in der Behandlung nöthig. Bey der katarrhalisch-rheumatischen Form der Krankheit erwies sich die diaphoretische Methode besonders wohlthätig. Die entzündliche Form erfoderte ein kräftiges antiphlogistisches Verfahren. In der Privatpraxis begann die Krankheit in einigen Fällen mit so stürmischen Erscheinungen, dass dagegen allgemeine Blutentleerungen angewendet werden mussten. Das Blut hatte hier eine ächt entzündliche Beschaffenheit, alle Zufälle verminderten sich schnell darauf, und die nervöse Periode trat nicht so stark hervor, wie dieses unausbleiblich der Fall war, wenn man unter solchen Umständen die Blutentziehung versäumt hatte. Die kalten Übergiessungen ersetzten hier die Aderlässe keineswegs, wirkten vielmehr sehr nachtheilig. Bey der *gastrischen* Form, wozu die torgauer Epidemie eine entschiedene Tendenz hatte, wurde die Krankheit ganz wie ein gastrisches Fieber, durch Salmiak, Brech- und Abführungs-Mittel, behandelt. Die *nervöse* Form foderte die Unterscheidung der sogenannten irritablen von der torpiden Schwäche. Bey der ersteren, welche dem entzündlichen Zustande sehr nahe stand, musste man mit den Reizmitteln sehr behutsam seyn. Hier passten vorzüglich Säuren, der Campher, seltener das Opium. Die sogenannte torpide Schwäche erheischte die Anwendung der aller kräftigsten excitirenden Mittel. Hier zeigten sich die kalten Übergiessungen sehr heilsam. Ein enorm stinkender starker Durchfall musste zwar gemässigt, aber nicht gestopft werden. Es wurden dadurch viele schadhafte Stoffe ausgeleert. Der damit verbundene, auf Darmentzündung hindeutende Meteorismus machte nicht selten den Gebrauch der Blutigel nöthig. *Starke Blutflüsse aus der Nase* waren zuweilen, selbst beym hervorstechendsten faulichten Zustande, kritisch, und durften nicht unbedingt gestopft werden (gewiss eine sehr merkwürdige Erscheinung, welche sich mit der gewöhnlichen Ansicht von dem Typhus, als einer asthenischen Fieberform, nicht wohl reimen lässt.) Die *Complicationen* des Typhus mit örtlichen Affectionen erfoderten die grösste Aufmerksamkeit. Entzündliche Gehirnaffectionen, ein in den Lazarethen seltener, in der Privatpraxis aber, zumal gegen das Frühjahr, häufiger Fall, mussten mit Blutausleerungen behandelt werden. Kein anderes Mittel, am wenigsten die kalten Übergiessungen, konnten dieselben entbehrlich machen. Bey sehr vollsaftigen Constitutionen waren selbst Aderlässe nöthig; meistens kam man jedoch mit Blutigeln aus. Pneumonie war eine häufig beobachtete Complication, und erfoderte allgemeine und örtliche Blutentleerungen. Dieses war sogar der Fall, wenn sie sich in der späteren Krankheitsperiode, am 7ten oder 10ten Tage, ausbildete. Der Vf. hält es überhaupt für eines der schädlichsten Vorurtheile, den späteren Zeitraum des Typhus als eine unbedingte Gegenanzeige der Blutausleerungen zu betrachten. (Eine von allen Ärzten zu beherzigende Bemerkung!) Auch bey der Enteritis, womit sich der Typhus sehr häufig complicirte, durften die topischen Blutentziehungen nicht versäumt werden. Dieses gilt sogar von der nervös-faulichten Periode, wo Blutigel allein im Stande waren, den tödtlichen Ausgang in Brand zu verhüten. Hievon durfte man sich durch den kleinen, krampfhaft zusammengezogenen Puls und die Kälte der Extremitäten nicht abhalten lassen. Über die *Prophylaxis* und *Vorbeugung* der Epidemie sagt der Vf. sehr viel Lehrreiches, was wir jedoch mit Stillschweigen übergehn müssen, um diese Anzeige nicht über die Gebühr auszudehnen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

MEDICIN.

Beschluss der in der J. A. L. Z. No. 206. 207, und in den Ergänzungsblättern No. 49—53 und No. 75. 76 des Jahrgangs 1814 angefangenen, und im vorigen Stück abgebrochenen Kritik der neuesten Schriften „über den contagiösen Typhus."

Wir kommen auf die Schrift des Hn. D. *Eisenlohr* (No. 21). Im November und December des Jahres 1813 herrschte in dem Militärhospitale zu Carlsruhe ein Nervenfieber, über dessen Charakter Hr. Dr. *Eisenlohr* einige, nicht uninteressante Bemerkungen mittheilt. Die Krankheit trat unter den gewöhnlichen Erscheinungen auf. Die Delirien standen mit den häufig wahrgenommenen Durchfällen in einem deutlichen Wechselverhältnisse, so dass dieselben eintraten, wie die Durchfälle gestillt wurden, und bey ihrem Wiedererscheinen verschwanden. Gegen den 5ten bis 7ten Tag zeigte sich ein frieselähnlicher Ausschlag, mit deutlichem Nachlasse aller Zufälle. Bey unempfindlichen, phlegmatischen Personen nahm die Krankheit öfters einen ungünstigen Verlauf, es traten nervöse, ja sogar Zufälle der Lähmung ein. Hier erfolgte der tödliche Ausgang oft durch allmählich eintretende Lähmung des Gehirns. Bey der Section der auf diese Art Verstorbenen fand man in der Regel keine besonderen Veränderungen, ausser dass die Gefäse des Kopfes von Blute strotzten, und sich etwas mehr Wasser wie gewöhnlich in den Hirnkammern befand. (Dieses dient zum Beweis, dass diesem sogenannten lähmungsartigen Zustande keine Nervenschwäche, vielmehr ein, sich sogar bis zur Apoplexie steigender Orgasmus des Blutes in dem Gehirn zum Grunde lag.) Ein anderer, sehr häufiger Ausgang war der in Wassersucht. Alle Höhlen des Körpers waren einer Wasseransammlung unterworfen; die der Hirnhöhlen und des Rückenmarks bildeten sich jedoch am schnellsten, waren am unordentlichsten, und tödteten plötzlich durch Apoplexie. Sie entstand bey den anscheinendsten Zeichen des Besserbefindens, bey vollem Bewustseyn des Kranken, und bey einem ganz normalen Pulse. Kranke, bey denen sich das Exanthem nicht gehörig entwickelt, und keine kritischen Erscheinungen ereignet hatten, waren dieser Art von Wassersucht am meisten ausgesetzt. Das Eintreten einer heftigen Kälte mit Nordostwinden schien gleichfalls dazu beyzutragen. Bey der Section solcher Personen fand man jedesmal zwischen der *Pia mater* und dem Gehirn, theils in den Gehirnhöhlen, besonders um das kleine Gehirn und um die anhängende *Medulla spinalis*, 2 bis 3 Unzen einer hellen Flüssigkeit. Die Gefäse des Gehirns waren mit ausserordentlich viel Blut angefüllt, die *Plex. chorioidei* geröthet, aufgelockert, und man glaubte mit blossem Auge die Lymphe führenden Gefäse darin zu bemerken. Eigentliche Entzündung der Hirnhäute war nicht wahrzunehmen. (Dass die Wassersucht hier nur eine Folge, ein Ausgang der in dem Gehirn gesetzten Entzündung war, ist wohl nicht zu verkennen. Auf ähnliche Weise bildet sich der sogenannte *Hydrops acutus* bey Kindern.) Die Sterblichkeit durch dieses Nervenfieber war nicht sehr bedeutend; die Zahl der Gestorbenen zu den Genesenen verhielt sich wie 1 zu 25. — Im Anfang der Krankheit verfuhr der Vf. diaphoretisch, und suchte die Stuhlausleerung zu unterhalten. Bey starken Congestionen des Blutes nach dem Kopfe und tobenden Delirien wurden Blutigel an die Schläfe gesetzt. War dieses fruchtlos: so liess Hr. *E.* die Haare in der Gegend des kleinen Gehirns abrasiren, und ein Vesicatorium auflegen. Die Delirien verschwanden hierauf oft wie durch einen Zauberschlag.

No. 22. Eine Auffoderung des k. schleswig-holsteinischen Sanitätscollegium bestimmte Hn. Prof. *Weber* zur Bekanntmachung dieser *Bemerkungen*. Im Anfang des J. 1814 wurde ein ansteckender Typhus in Kiel und der umliegenden Gegend allgemein; die Ansteckung ging zuerst von den schwedischen Militär-Hospitälern aus. In den ersten sieben Tagen hatte die Krankheit einen mehr katarrhalischen, nicht auffallend entzündlichen Charakter. Ein Brechmittel aus Ipecacuanha, kleine Gaben von Spirit. Mindereri, zeigten sich dabey am wohlthätigsten. Alle schon frühe mit flüchtigen Reizmitteln Behandelten verfielen später in einen gefährlichen, soporösen Zustand. Nasenbluten war in dieser ersten Periode selten kritisch. Ein bestimmtes Exanthem konnte trotz der sorgfältigsten Untersuchung nicht entdeckt werden. Das spätere Abgehen der Oberhaut auf der Zunge und den übrigen inneren Theilen des Mundes und des Rachens, so wie das förmliche Abschilfern der ganzen äusseren Oberhaut, deutete jedoch auf die Existenz eines Exanthems in den früheren Zeiträumen der Krankheit. Am 7ten Tage erfolgte oft eine unvollkommene Krise durch Schweiss. Wo sie erleichterte, stellte sich am 14ten Tage eine vollkommene Schweisskrise ein, worauf die Reconvalescenz eintrat. Wo die Vorkrisen

fehlten, waren die zweyten sieben Tage die gefahrvollesten, und unter diesen vorzüglich der 9te und 13te Tag. Vom 8ten Tage an wirkte ein kräftigeres Heilverfahren, jedoch musste man mit starken Reizmitteln sehr behutsam seyn. Campher, Arnica, Serpentaria, Spirit. Sal. dulc., zeigten sich hier als die bewährtesten Heilmittel. — Nur einmal beobachtete der Vf. einen wirklich putriden Zustand bey diesem Typhus; durch den Gebrauch von Arnica und Spirit. Sal. acid. in grossen Gaben wurde der Kranke gerettet. Der Wein that besonders in den Morgenstunden wohl; nur sträubten sich die meisten Kranken gegen seinen Gebrauch. (Unstreitig zu ihrem Heil; nach Rec. Erfahrung ist der Wein im Verlaufe des gewöhnlichen Typhus fast immer schädlich.) In zwey schwedischen Hospitälern litten die Typhösen an Durchfall und Gelbsucht; ungefähr 40 Kranke lagen gleichmässig an diesem Übel danieder. Die Krankheit begann mit Schauder, Frost mit abwechselnder trockener Hitze, vollem starkem Pulse, Durst, Schlaflosigkeit und nächtlichen Phantasieen. Diese Erscheinungen verstärkten sich am zweyten Tage, und es gesellte sich ihnen noch grosse Muskelschwäche, Schmerz in der Milz- und Leber-Gegend, Beschwerde auf der rechten Seite zu liegen, bey. Am Abend des dritten Tages erfolgten schwarze Öffnungen, etwas Nasenbluten aus dem rechten Nasenloche, ohne Erleichterung, gelbe Farbe und Schweiss am Kopfe, Hals und Brust. Den fünften Tag waren alle Erscheinungen in der Zunahme, der Puls sehr schnell (118 bis 120 Schläge in der Minute), der Kranke sehr gelb. Gegen Abend stellte sich zwey bis dreymal ein starkes Nasenbluten ein, begleitet von einem allgemeinen Schweiss mit Erleichterung und ruhigem Schlafe. Die Reconvalescenz erfolgte unmittelbar darauf. Einige Sectionen bewiesen die Affection der Leber und vorzüglich der Milz. (Dass hier der Typhus mit einer Hepatitis und Splenitis complicirt war, lehren die Erscheinungen der Krankheit unbezweifelt.)

Die Schriften No. 23. 24. 25 sind gegen Hn. Marcus Theorie und Behandlungsart des contagiösen Typhus gerichtet, und rein polemischen Inhalts.

Die *Nacherinnerungen* des Hn. *Röschlaub* entbehren des wissenschaftlichen Interesse, da sie blos mit Schmähungen gegen seinen Gegner angefüllt sind. Bald, vielleicht in diesem Jahre noch, gedenkt Hr. R. mit Schriften ernsteren Inhaltes aufzutreten. Rec. erwartet, dass der Vf. sich dabey eines humaneren Tones befleissigen werde, um nicht durch seine Schriften das Andenken an die alten, barbarischen Zeiten zurückzurufen.

Eben so wenig geistreich sind die *zwey Worte*, welche der Vf. des *Anti - Röschlaub*, Hr. Dr. *Schubauer* in München, (No. 24) *über die allerneueste Ansicht und Behandlungs - Art des Typhus*, in einer sehr affectirten Sprache gefasst hat. Von seiner Erfahrung über den Typhus kann man keine grosse Meinung fassen, wenn man vernimmt, dass er von der Angina, der Cynchane, der Pneumonie und der Gastritis, als begleitenden Zuständen des Typhus, nichts wissen will, und ein *Delirium furiosum* als eine der seltensten Erscheinungen dieser Krankheit bezeichnet. Zu seiner Belehrung machen wir ihn auf das, über diese Puncte in den vorhin angezeigten Schriften von *Bischoff* und *Richter* Gesagte aufmerksam. Die an Hn. *Marcus* gemachte Foderung, das Contagium zu heilen, nicht aber gegen dessen Product, die Entzündung, zu Felde zu ziehen, ist, auf das gelindeste ausgedrückt, unbegreiflich lächerlich.

Die Schrift des Hn. Prof. *Friedreich* zu Würzburg (No. 25) ist als eine Fortsetzung der in den Erg. Bl. zu unserer A. L. Z. 1814. No. 52 bereits angezeigten *Bemerkungen über den Typhus und die entzündungswidrige Methode dagegen* anzusehen. Der Vf. sucht hier durch Leichenöffnungen zu beweisen, dass bey den am Typhus Verstorbenen das in den Köpfen Gefundene in den seltensten Fällen mit der Grösse und Dauer der gehabten Kopfaffection in Verbindung stehe: dagegen man in den Köpfen solcher Personen, welche ganz anderen Krankheiten unterlagen, weit grössere Blutanhäufung, Lymphergiessungen gefunden habe, als bey den am Typhus Verstorbenen.

Dass diese Leichenöffnungen nichts gegen die von ihm behauptete Identität des contagiösen Typhus und der Gehirnentzündung beweisen, vielmehr für die Frequenz dieser Zustände sehr sprechend seyen, bemüht sich nun Hr. *Marcus* in einem besonderen *Sendschreiben an Hn. Prof. Friedreich* (No. 26) darzuthun. Wir verweisen die Leser, welche sich etwa für diesen Gegenstand interessiren, auf dieses Sendschreiben selbst, worin der Vf. zugleich auf die erste Schrift seines Gegners Rücksicht genommen hat.

Die diesem Sendschreiben angehängten *Betrachtungen über die Wirkung des Petechial-Contagiums, entnommen aus Leichenöffnungen* von *Joh. Bapt. Jemina*, haben dagegen für das Publicum ein allgemeineres Interesse. Rec. steht um so weniger an, Einiges daraus mitzutheilen, da er bereits bey der Anzeige der *Wedemeierschen* Schrift (Erg. Bl. z. J. A. L. Z. 1814. No. 76) auf diesen interessanten Aufsatz aufmerksam machte. — Hr. *J.* beschäftigte sich lange damit, die Wirkungsart des Petechial - Contagiums zu ergründen. Er ging dabey von der Idee aus, dass es Reize gebe, welche vorzugsweise auf ein Organ oder System wirken, wie das Quecksilber auf die Speicheldrüsen, der Schwefel auf die Haut, das Upasgift auf das Rückenmark. Dass das Petechial - Contagium ursprünglich, und zwar excitirend, auf das Cerebralsystem einwirke, wurde ihm immer wahrscheinlicher. In dieser Ansicht wurde er durch die Betrachtung der, die Wirkung des Contagiums begünstigenden Momente, der Erscheinungen der Krankheit, ihrer öfteren Folgen, z. B. Epilepsie, Lähmung, Manie u. s. w., vorzüglich aber durch die angestellten Leichenöffnungen immer mehr bestärkt. Das Resultat dieser Leichenöffnungen, deren hier 10 mitgetheilt worden sind, spricht dieser Behauptung offenbar das Wort. Nach der Eröffnung des Schädels floss röthliches Wasser aus, das sich zwischen der Hirnschale und der harten Hirnhaut befand; die arteriösen Gefässwände der harten Hirnhaut zeigten sich dichter und voll eines dicken, dunkeln Bluts; die Gefässe der weichen Hirnhaut waren ausgedehnt

und voll Blut und Luft. Zwischen den Hirnhäuten bemerkte man Streifen von grüngelber, einige Linien dicker Gallerte. Die Hirnhäute hingen an verschiedenen Stellen unter sich und mit der Gehirn-Substanz zusammen. Keine dieser Adhäsionen überschritt jedoch die Lamdanath. Die Gehirnsubstanz war härter und consistenter als gewöhnlich, auch röther und mit vielen feinen, sehr sichtbaren, und mit Blut gefüllten Gefäsen versehen. Schnitt man Schichten vom Gehirn weg: so kamen viele rothe Pünctchen, d. h. kleine Blutkügelchen, zum Vorschein, die aus eben so vielen verwundeten Gefäschen ihre Entstehung nahmen. Die grossen Ventrikeln waren ausgedehnt, und enthielten eine röthlich wässerige Flüssigkeit. Auf den Wänden schlängelten sich hochrothe, ausserordentlich angefüllte Gefäse. Die Gefäse des Adergeflechts waren, so wie die Blutbehälter, voll Blut. Im Schädelgrunde fand man viel röthliches Wasser ergossen. Das kleine Gehirn und die Brusteingeweide wurden meistens unverändert, in dem Unterleibe aber häufig Entzündung der einzelnen Gebilde wahrgenommen. Dieser, in der ersten Leichenöffnung angeführte Befund ergab sich auch, mit Modificationen, bey den übrigen Sectionen. So fand man bey der dritten Leichenöffnung die rechte Hirnkammer mit sehr rother Lymphe angefüllt, die gestreiften Körper und die Sehenervenhügel in eine breyichte Masse verwandelt. Bey der achten Section war die weiche Hirnhaut so fest mit der Gehirnsubstanz verwachsen, dass man sie unmöglich lostrennen konnte; das Gehirn selbst stellte nichts als eine einzige, weite, mit Eiter gefüllte Höhle dar. — Sehr treffend sagt der Vf. am Schlusse dieses Aufsatzes: Wer die bemerkten Veränderungen vorurtheilslos prüft, muss sich überzeugen, dass sie nicht Folge bloser venöser Congestion, einer falschen, asthenischen Entzündung, sondern vielmehr das Resultat einer vorausgegangenen wahren, hypersthenischen Entzündung sind.

Hr. Dr. *Müller* würde sehr wohl gethan haben, *sein Wort zur rechten Zeit* (No. 27) für sich zu behalten. Etwas Gehaltloseres hat Rec. seit länger Zeit nicht gelesen. In einer äusserst schleppenden Sprache trägt er die trivialsten Ideen über Lebenskraft, von ihm Natur genannt, vor. Über das Nervenfieber selbst hat er ganz originelle Ansichten: so war z. B. der zu Halle herrschende contagiöse Typhus kein wahres Nerven-, vielmehr blofs ein Fluss-, Fleck-, hitzige Fieber. Alle diese Behauptungen stellt der Vf. mit einer, an Unverschämtheit grenzenden Arroganz auf, und tadelt beständig die Unwissenheit der anders denkenden Ärzte. In der *Vorrede* droht er sogar mit der Herausgabe eines förmlichen Systems der Medicin, wovor uns die guten Götter bewahren mögen.

Der Schrift des Hn. Dr. *Mutzenbecher* (No. 28) sieht man die Flüchtigkeit und Eile, mit welcher dieselbe, im Drange von Geschäften, niedergeschrieben wurde, auf den ersten Blick an. Die Erfahrungen des Vfs. über das Nervenfieber sind sehr dürftig, seine Begriffe über den Charakter und die Behandlungsart dieser Krankheit im gleichen Grade verworren und unzureichend. Hr. *M.* spricht hier blofs von einem katarrhalisch-nervösen Fieber, dessen Verbreitung nicht durch ein Contagium, sondern durch andere veranlassende Momente geschehen seyn soll. Die von ihm dagegen empfohlene Heilart ist die incidirende.

Die Schriften No. 29—34 haben insgesammt die *Prophylaxis* des Nervenfiebers zum Gegenstande. Nur der geringste Theil derselben hat ein wissenschaftliches Interesse, die grössere Zahl wurde in den Tagen der Noth und Gefahr, zum Trost und zur Beruhigung eines durch die Fortschritte der Epidemie erschreckten Publicums, flüchtig niedergeschrieben, und entbehrt daher der nöthigen Feile und Vollendung.

Die Schrift des Hn. *v. Gimbernat* (No. 29) hat Rec. mit der gröfsten Befriedigung durchgesehn, und hält sie für eine der gelungensten über die Gebrauchsart der so äusserst wirksamen mineralsauren Räucherungen. Hr. Hofrath *Bökmann*, welcher eine Übersetzung aus dem Französischen besorgte, und mehrere gehaltreiche Zusätze beyfügte, verdient für die Mittheilung dieses interessanten Actenstücks den allgemeinen Dank des Publicums. Hr. *v. Gimbernat*, aus Barcellona, als thätiger Naturforscher rühmlichst bekannt, hielt sich während der Blokade in Strassburg auf. Als das Nervenfieber immer mehr in dieser Stadt um sich zu greifen begann, bemühte er sich, den Gebrauch der mineralsauren Räucherungen allgemeiner zu machen, was durch die Unterstützung des Präfecten, Hn. *Lazay-Marnesia*, auch gelang. Zu diesem Endzwecke entwarf Hr. *v. Gimbernat* eine populär abgefasste Anweisung: *Instruction sur les Moyens propres à prévenir la contagion et à arrêter les progrès des fièvres épidémiques, publiée par ordre du préfet du département du Bas-Rhin. Strassburg b. Levrault.* Die Verfahrungsart bey den Räucherungen mit den verschiedenen mineralsauren Dämpfen ist hier auf eine sehr klare, jedem Gebildeten verständliche, den Gegenstand ganz umfassende Weise dargelegt, so dass jeder in dieser Sache Uneingeweihte den befriedigendsten Unterricht aus dieser Schrift schöpfen kann.

Mitten unter dem Geräusch der Waffen, im Bivouac vor Torgau, entwarf der verdienstvolle, menschenfreundlich gesinnte Hofrath *Gräfe* die trefflich geschriebene *Anleitung, sich vor Ansteckung bey Epidemieen zu sichern* (No. 30). Er hat in diesen wenigen Bogen Alles zusammengedrängt, was man, nach den richtigsten Grundsätzen der Theorie und Erfahrung, über diesen wichtigen Gegenstand sagen kann. — In mehreren Fällen, wo die geschehene Ansteckung zu vermuthen war, unterdrückte er, zweymal sogar bey sich selbst, den Ausbruch der Krankheit, nach vorausgeschicktem Brechmittel, durch die Anwendung eines warmen Bades, und durch den Gebrauch eines Pulvers aus 2 Gran Kampher, ½ Gran Mohnsaft und etwas Zucker.

In No. 31 trägt Hr. Med. Rath *Richtsteig* zu Glogau, in einem ganz populären, aber etwas schleppenden Stil, das Bekannte über die Vorbeugungsmittel bey dem ansteckenden Typhus vor. Den Fontanellen,

als Schutzmittel vor der Ansteckung, so wie der gut ausgeglühten Holzkohle, als Surrogat der mineralsauren Räucherungen, spricht er zu unbedingt das Wort. Über die Wirksamkeit beider Mittel muss erst die Erfahrung entscheiden. Dass weder Fontanelle, noch andere Geschwüre jedesmal vor der Ansteckung schützen, hat die Geschichte der letzten Typhusepidemie in mehreren Orten nur zu deutlich bewiesen.

Die ganz populär abgefassten Schriften No. 32 u. 33 enthalten das Bekannte über die gewöhnlichen Vorbeugungsmittel gegen die Ansteckung bey dem Typhus.

Die Rathschläge des Hn. *v. Schallern* in Bayreuth (No. 34) mögen wohl sehr gut gemeint seyn, sind aber der Form und dem Inhalte nach doch gar zu dürftig abgefasst. Viele Sprachfehler entstellen zugleich diese wenigen Blätter. R. B... S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. Frankfurt a. d. O.: *Dissertatio inauguralis medica de fluxus hepatici natura et indole*, auctore *Leopoldo Maier*, Schmiegeliensi e Ducatu Varsoviensi. 1810. 40 S. 8.

Je seltener in unseren Zeiten gute und selbstgearbeitete medicinische Probeschriften zum Vorschein kommen, die sich durch Fleiss, Sachkenntniss und einen regen Sinn für wissenschaftliche Forschungen auszeichnen: desto mehr verdient eine solche Erscheinung, besonders wenn sie die Aufmerksamkeit der Ärzte auf einen Gegenstand lenkt, dessen Wichtigkeit bisher viel zu wenig beachtet worden ist, eine öffentliche Anzeige. Dieses ist der Fall mit dieser vom Vf. bearbeiteten Probeschrift über den *fluxus hepaticus*. Eine specielle kritische Bearbeitung dieses Gegenstands (die von *F. A. Lutz, de hepatirrhoea*, Gött. 1796. 4. haben wir nicht Gelegenheit gehabt, kennen zu lernen) ist dem Rec. seit der gelehrten Abhandlung in dem „Journale der Erfindungen, Theorieen u. s. w., St. 4 und 5, 1795" nicht vorgekommen. (Sollte sie dem Vf. unbekannt geblieben seyn?!!) Da die Natur dieser Krankheitsform noch nicht gehörig bestimmt ist, die Ärzte unter sich über das eigentliche Wesen derselben noch sehr verschiedener Meinung sind: so muss uns jeder Beytrag willkommen seyn, der einiges Licht über diese dunkele Region der Pathologie verspricht.

Gemeinhin wird unter Leberfluss ein Bauchfluss von blutig wässeriger Beschaffenheit verstanden, der mehrentheils mit Abzehrung verbunden ist, und wo die ausgeleerte Feuchtigkeit dem Wasser gleicht, in welchem das Fleisch frisch geschlachteter Thiere abgewaschen ist. Der Vf. behauptet, *Galen* sey der Erste gewesen, welcher diese Krankheitsform erwähnt hat. Denn die von ihm beschriebene Krankheit charakterisirt sich dadurch, dass eine wässerige, dem Fleischwasser ähnliche Flüssigkeit ausgeleert wird, welche allmählich dicker wird, sich mit schwarzer Galle vermischt, und zuletzt als reine schwarze Galle abgeht. — Seine Nachfolger weichen in ihren Beschreibungen dieses Krankheitszustandes mehr oder weniger von ihm ab, so wie auch in der Angabe der Ursachen, wovon der Grund in ihren verschiedenen physiologischen Ansichten zu suchen ist. Allen aber ist der Abgang einer dem Fleischwasser ähnlichen Flüssigkeit aus dem After das pathognomonische Symptom, wodurch die Krankheit sich charakterisirt. — Der Vf. wirft uns (§. 5) die Frage auf, was eigentlich von diesem Krankheitszustande zu halten sey. Seine Antwort ist: Der gewöhnlich sogenannte Leberfluss ist nie eine idiopathische Krankheit, sondern Symptom einer anderen. Idiopathisch hingegen ist nur jene von *Galen* angeführte Krankheit: denn diese ist eine wahre *Hämorrhagie*, die im Anfange unvollkommen erscheint, und sich erst mit der Zunahme der Krankheit zu einem wirklichen Blutflusse ausbildet. Er führt mehrere Beyspiele von solchen unvollkommenen Blutflüssen an, und behauptet, dass, wenn ein solcher Blutfluss in der Leber oder in den Gedärmen seinen Sitz hat, so entsteht die von *Galen* beschriebene Krankheit. Wenn er nämlich in der Leber seine Quelle hat: so geht die Flüssigkeit durch den gemeinschaftlichen Gallengang in die Gedärme über, und wird dann durch den After ausgeleert. Für die Behauptung, dass die von *Galen* beschriebene und nachher Leberfluss genannte Krankheit wirklich eine Anfangs unvollkommene und nachher sich allmählich ausbildende Hämorrhagie sey, führt er folgende Beweise an: 1) Die angegebene Stufenfolge in der Qualität der ausgeleerten Flüssigkeit, welche ganz analog ist der allmählichen Ausbildung eines Blutflusses. Im Anfange ist die Flüssigkeit wie Fleischwasser, dann kommt reines Blut. 2) *Galen* sagt ausdrücklich an mehreren Stellen, dass reines Blut der Ausleerung jener fleischfarbenen Flüssigkeit folge. 3) Die Autopsie berühmter Ärzte. *Eller* und Andere sahen in den Leichnamen der am Leberfluss Verstorbenen nicht allein die Venen und Arterien des Gekröses von Blut strotzend, sondern auch die innere Fläche der dicken Därme mit rothen Puncten bedeckt, aus welchen man kleine Tropfen Bluts ausdrücken konnte. 4) Mehrere achtungswerthe Ärzte haben diesen Zufall für irreguläre Hämorrhoiden erklärt, und ihn dadurch ganz bestimmt zu den Hämorrhagieen gezählt. — Obgleich Rec. keineswegs den Scharfsinn verkennt, mit welchem der Vf. die hierauf sich beziehenden Stellen des *Galen* commentirt; ob er gleich völlig mit demselben einverstanden ist, dass der *fluxus hepaticus* eine passive Hämorrhagie sey: so kann er sich dennoch nicht überzeugen, dass das Wesentlichste der Krankheit, welche *Galen* „Ἐπατος ἀκινησιν" nennt, in der damit verbundenen Blutausleerung bestehe, *dass Galen den Abgang des Bluts für das Wesentliche der Krankheit gehalten habe*. *Galen* sagt zwar: Im Anfange wird eine dünne blutige Jauche ausgeleert, hernach folgt dickes, schwarzgallichtes Blut, endlich schwarzes, auch wohl reine Galle. Er setzt aber hinzu: wenn die Krankheit noch höher steigt, so gehen Excremente von mannichfaltiger andrer Beschaffenheit ab, „*aucta autem affectione, nihil amplius tale excernitur, sed multiformes aliae qualitates et consistentiae velut a ventre ex cruditate laborante.*" Hieraus lässt sich mit gleichem Rechte das Entgegengesetzte folgern, dass nämlich *Galen* die von ihm angeführte Krankheit *nicht* als eine Hämorrhagie betrachtet habe, in welcher der Abgang des Bluts das Wesentliche ist, sonst würde er nicht hinzusetzen, dass bey der *Zunahme* der Krankheit das Blut verschwinde, und an dessen Stelle Excremente anderer Art erfolgen, denen ähnlich, die wir bey Unreinigkeiten im Unterleibe abgehen sehen. Die Ἐπατος ἀκινησιν ist ihm eine Krankheit, die in Atonie der Leber und dem dadurch begründeten fehlerhaften Sanguificationsprocesse (die Leber ist nach ihm das Organ der Blutbereitung) ihren Grund hat, woraus der Abgang schlecht verarbeiteter Nahrungs- und Verdauungs-Säfte entsteht, die unter verschiedenen Formen erscheinen, als blutige Jauche, als reineres Blut, als schwarzes verdorbenes, als gallichter Stoff oder als Excremente, je nachdem diese oder jene Abtheilung der Lebergefässe an Atonie leidet, und die abgehende Flüssigkeit sich längere oder kürzere Zeit in der Leber, in der Gallenblase oder im Darmcanale aufhält. Wäre die Krankheit eine Hämorrhagie: so würde diese sich ja mit der Zunahme der Krankheit nicht verlieren, sondern zunehmen, die unvollkommene Hämorrhagie würde eine immer vollkommenere, wie dieses bey Blutflüssen auch immer der Fall ist. Wollte man das Erstere behaupten, dass mit der Zunahme der Hämorrhagie der Abgang des Bluts aufhört: so wäre das eben so viel gesagt, als: die Krankheit verliert sich, indem sie zunimmt, welches denn doch kein geringer Widerspruch wäre. — Der Vf. findet den bisherigen Namen dieser Krankheit „*fluxus hepaticus*" unpassend, weil nicht immer die Leber der Sitz derselben ist, und schlägt an dessen Stelle „*fluxus haemorrhagicus Galeni*" vor. — Als nächste Ursache bestimmt er: Erweiterung oder Zerreissung blutführender Gefässe, und zu den entfernteren zählt er Alles, was eine Hämorrhagie überhaupt veranlassen kann. — Das Therapeutische berührt der Vf., aus Mangel hinlänglicher Erfahrungen, nur kurz, welches wir lobenswerth finden. — Rec. fügt zu dieser Anzeige noch den Wunsch hinzu, dass es dem Vf. gefallen haben möchte, bey seinen Citaten die Ausgaben der angeführten Schriftsteller zu bemerken. Jetzt wird nicht nur das Nachschlagen der Stellen erschwert, sondern man kann auch leicht auf den (hier gewiss ungegründeten) Verdacht kommen, der Vf. selbst habe die Originalausgaben nicht zur Hand gehabt. Da der Vf. diesen Gegenstand gewiss einer speciellen Bearbeitung unterwerfen wird, wozu wir ihn auffodern: so lässt sich diese kleine Inconveniens leicht beseitigen.

J. M. PF.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Deutschland: *Die Central-Verwaltung der Verbündeten unter dem Freyherrn von Stein.* 1814. 140 S. 8. (18 Gr.)

Der Vf. hat einen der schwierigsten Gegenstände ergriffen, welche die Geschichte des Tages nur immer darbieten kann. Schon die äusserlich offenbarsten Erscheinungen der letzten beiden Jahre, die eigentlichen Kriegsbegebenheiten, sind schwer aus dem Dunkel zu heben, in welches sie das verworrene Zusammenströmen so vieler Richtungen, der Einfluss einzelner Stimmungen, und der heimliche Widerstreit der Kräfte versenken musste. Die Wahrheit in dem Geschehenen überall zu entdecken und zu verfolgen, ist hier sehr schwierig; sie zu sagen aber fast unmöglich, wenn man nicht gegen die ganze Macht des Scheins, der sich aus dem Geschehenen in tausend Verhältnissen fortbewegt, aufzutreten stark genug ist. Um wie viel mehr findet diese Schwierigkeit, diese Unmöglichkeit Statt, sobald von jenen inneren Geweben die Rede ist, in welchen die Antriebe und Massregeln, die Absichten und Grundsätze der Handelnden verborgen liegen! Wenn die Kriegsgeschichte allenfalls nach einigen Jahren schon zu einer ziemlichen Gewissheit gebracht werden kann: so erfodert dagegen die Geschichte der Staatsverhältnisse, aus denen der Krieg seine eigenthümliche Gestalt und die Art und Weise seiner Ergebnisse nimmt, eine viel längere, oft nach mehreren Geschlechtsaltern erst einigermassen abzuschliessende Zeit. Die vorliegende Schrift ist ein wichtiger Beytrag zu einer Geschichte der letzteren Art, und ein merkwürdiger Beweis der frühen Reife und Fruchtbarkeit, welche die Freyheit allen Dingen verleiht. Denn zu einer anderen Zeit hätte eine Schrift, wie diese, erst die Folge vieler Jahre seyn können, weil weder die Thatsachen so schnell gesammelt, noch die Ansicht so früh, bevor nicht der unmittelbare Antheil der Gegenwart erloschen, dargelegt werden konnte. Jetzt aber bedarf es weder solcher Mühe mehr, noch ist solche Furcht zu bedenken. Der Vf. dieser Schrift gehört zu den in Deutschland Gottlob immer häufiger werdenden Männern, die mit fröhlichem Herzen und kühnem Muthe Niemanden angehören, als dem Vaterlande, und das Wahre und Rechte unter jeder Bedingung wollen und sagen. Auch wenn er es nicht ausdrücklich erinnerte, dass er ohne alle andere Liebe, als für sein Vaterland, ohne anderen Hass, als gegen dessen Unterdrückung, wohin er manches Bestreben der vieltheiligen, durch kein gemeinschaftliches Band zusammengehaltenen Herrschaft mitrechnet, geschrieben habe, würde jeder Unbefangene leicht erkennen, dass solche Empfindungen den Vf. beseelt, und für die Wahrheit nicht geblendet, sondern erleuchtet haben. Eine andere Behauptung dagegen, dass aus der Öffentlichkeit, worin die Central-Verwaltung der Verbündeten der Natur ihres Geschäfts und dem Charakter des Freyherrn *von Stein* gemäss sich bewegte, die Nachrichten gezogen seyen, auf welche diese Darstellung sich gründe, würden wir, aus der Anschauung der Schrift selbst, dahin näher bestimmen, dass jene Öffentlichkeit zwar keineswegs vermieden, aber doch nicht von der Art gewesen sey, um dem Geschichtschreiber zu genügen, in welchem wir vielmehr einen durch kräftige Mitthätigkeit und bedeutende Anstellung eingeweihten Theilnehmer erkennen.

Die Central-Verwaltung des Freyherrn *von Stein* gehört unter die wichtigsten Erscheinungen unserer Zeit. Wenn man den Unzusammenhang betrachtet, der in dem ganzen Vereine der Verbündeten Statt fand; wenn man die geheimen Eifersuchten, die beynahe offenbaren Entgegenstrebungen und unaufhörlichen Zwistigkeiten erwägt, welche selbst bey den Heeren in der kriegerischen Befehlsmacht die unverträglichste Mannichfaltigkeit behaupteten: so erscheint es fast als ein Wunder, dass eine solche Einrichtung, wie jene Central-Verwaltung, zu Stande kommen konnte. Hier kam keine kriegerische Unterordnung, kein strenggewohnter Oberbefehl zu Hülfe, und dennoch war hier die einzige Stelle, wo die Sache der Verbündeten wirklich als eine wahre, grossartige Einheit erschien, von allen gespannten Gesinnungen, allen abgesonderten Interessen, allen trennenden Meinungen getroffen und hin und wieder erschüttert, aber niemals überwunden. Hier zum ersten Mal übergaben die grössten Herrscher einstimmig ein starkes Band der Gemeinschaft in ihren Anordnungen, und also eine ausserordentliche, von ihnen zusammengesetzte Macht, die, weil sie Keinem mehr allein angehörte, eine wahre Zwischenmacht war und noch mehr werden konnte, einem einzelnen Privatmanne: denn als ein solcher muss der Freyherr *von Stein* in dieser Zeit durchaus betrachtet werden, da er die preussischen Dienste schon längst verlassen, und kein russisches

Dienstverhältniss angenommen hatte, daher im strengsten Sinne in Niemandes Diensten, sondern nur in Aufträgen dastand, die ihm gemeinschaftlich anvertraut waren. Ohne die Persönlichkeit eines solchen Mannes hätte die ganze Einrichtung nicht entstehen, oder doch gewiss nicht behauptet werden können. Der Vf. hat das Bedürfniss, die Vortheile und die Schwierigkeiten der Sache mit Scharfsinn entwickelt, und die Verdienste des Freyherrn *von Stein* mit Klarheit dargestellt, ohne sie der Allgemeinheit zu entreissen, in welche jedes Geschichtsbild mehr oder weniger durch die Begebenheiten verflösst ist.

Schon bey dem ersten Vorrücken der Russen und Preussen in Sachsen hatten der Kaiser von Russland und der König von Preussen gemeinschaftlich dem Freyherrn *von Stein* die Leitung eines obersten Verwaltungsrathes für die zu besetzenden deutschen Länder übertragen, dessen kaum begonnene Thätigkeit aber durch die Schlachten von Lützen und Bauzen, und durch den nachherigen Waffenstillstand wieder gehemmt wurde. Der Krieg brach wieder aus, ohne dass die Verbündeten, zu denen nun auch Österreich getreten war, näher verabredet hatten, wie im Falle glücklicher Waffenthaten die deutschen Länder zu behandeln, und welche Bestimmung dem Verwaltungsrathe zu geben sey. Erst nach der Schlacht bey Leipzig, wo ganz Deutschland den Verbündeten offen lag, und das Bedürfniss einer durchgreifenden Anordnung dringend wurde, errichteten die verbündeten Mächte, nach einem Plane, den reife Staatsmänner schon im Stillen ausgearbeitet hatten, die Central-Verwaltung unter dem Freyherrn *von Stein* durch die Convention vom 21sten October 1813, welche, so wie die übrigen auf diese Verwaltung bezüglichen Actenstücke, im Anhange dieser Schrift beygefügt ist. Nach oben sollte die Central-Verwaltung mit einem in dem grossen Hauptquartier versammelten Ministerial-Rathe, an dessen Spitze der preussische Staatskanzler Fürst *von Hardenberg* stand, in Verbindung bleiben, nach unten durch Generalgouverneurs und Agenten, erstere an der Stelle aufgelöster Regierungen, letztere bey den in den Bund aufgenommenen, wirksam seyn. Der Unterhalt der Truppen, die Beyhülfe zu den Kriegskosten, die Erweckung aller Streitmittel und die Leitung der inneren Angelegenheiten überhaupt, waren die Zwecke, die der Thätigkeit der Central-Verwaltung zu erfüllen oblag.

Wir übergehen die genauere Angabe aller einzelnen Einrichtungen und Massregeln, so wie der Gründe, welche dazu bestimmten, und bemerken nur im Allgemeinen, dass mit grosser Weisheit und Kraft die schwierigen Verhältnisse immer zum Besten geleitet wurden, und nicht leicht andere Unvollkommenheiten blieben, als solche, gegen welche nach hartem Kampfe die Macht der Central-Verwaltung sich unzureichend zeigte. Dieses gilt vorzüglich von der grossen, unglücklichen Versäumniss, an welcher wir noch lange zu leiden haben werden, und welche der Vf. S. 19 ff. mit folgenden Worten berührt: „Die wichtigsten Verhandlungen fanden in Frankfurt am Main Statt. Wenn diese in Beziehung auf Deutschland nicht den Erfolg gehabt haben, welchen Männer, die aus der grossen Bewegung der Völker, und aus den durch Gott verliehenen Siegen ihr durch äussere Gewalt und inneren Verrath zerrissenes und zerstörtes Vaterland gern in einer würdigen Gestalt wieder hervorgehen, und die von einander gelöseten Glieder in der Sehnsucht, welche sie durchdrungen, zu einer kräftigen Gemeinschaft wieder zusammenwachsen gesehen hätten, zuversichtlich erwarteten, ohne träumerische Foderungen oder jacobinische Umkehrungssucht, nur auf Festigkeit der Grundsätze bauend, welche frühere Proclamationen verkündigt, und auf eine Gerechtigkeit, deren Übung Gott durch den Sieg gegeben, und die ohne Verletzung heiliger Interessen des deutschen Volks mit Gnade nicht verwechselt werden konnte: so halten wir dafür, dass die Täuschung über diese gerechten Erwartungen dem Haupt der obersten Verwaltungsbehörde nicht zur Last gelegt werden kann." Der Vf. schlägt Massregeln vor, die man hätte ergreifen können, um die Einschränkungen des abgesonderten Herrschthums, welche die Erbauung einer deutschen Verfassung nach beendigtem Kriege anrieth, nicht als Aufopferungen von den deutschen Fürsten zu unterhandeln, sondern die Rechte, welche man ihnen ferner einräumen wollte, als Vergünstigungen überlassen zu können; *„wie leicht und sicher wären nun die Unterhandlungen des wiener Congresses!"* Was von den meisten der deutschen Regierungen selbst zum Behuf des noch fortzuführenden Krieges erwartet werden konnte, hat die Erfahrung gezeigt, und es ist ein durch das Übergewicht der anderen Kräfte errungenes Glück, dass uns daraus kein entscheidendes Unheil noch während des Krieges erwachsen ist. Sehr treffend zeigt der Vf. in wenigen festen Strichen den wahren Inhalt unserer deutschen Verhältnisse, und schliesst dann: „Unter diesen Umständen musste der vorgefundene Zustand der deutschen Länder, aus Mangel an klarer, vereinigter Ansicht, und einer bestimmten Richtung des Willens, meist unverändert bleiben." Vorzüglich scheint auch der Vertrag, welchen Österreich noch vor der Schlacht von Leipzig mit Baiern abgeschlossen hatte, von grossem Einfluss auf die Handlungsweise der Verbündeten gewesen zu seyn. „Der Vertrag mit Baiern, obgleich von Österreich allein unterhandelt und abgeschlossen, ward bald ein gemeinschaftlicher aller Verbündeten. Denn wenn auch diese, aus einer anderen Ansicht der Politik, ihren Beytritt versagen, oder auch Bedingungen zur Vorbereitung und Erleichterung einer künftigen Verfassung in Deutschland hätten machen wollen: so wäre ein gezwungenes und verlegenes Verhältniss zu Österreich, welches auf die Innigkeit des Bundes mit diesem zur Mitentscheidung über das Schicksal von Deutschland vorzüglich berufenen Staate nachtheilig zurückwirken müssen, unvermeidlich gewesen. An Baiern war ein Beyspiel für alle deutschen Staaten aufgestellt, welchem auch Wirtemberg bald folgte, und in einem Frieden, den Österreich allein unterhandelt und abgeschlossen, und darauf auch die übrigen Verbündeten

für sich angenommen hatten, gleiche Bedingungen gewann. Wohl nur das Zusammentreffen aller verbündeten Monarchen und aller Minister in Frankfurt hinderte, dass nicht Verträge, wie man sie kurz vorher einseitig und ohne gemeinschaftliche Berathung mit Baiern und Wirtemberg unterzeichnet hatte, mit noch mehreren anderen deutschen Staaten übereilt worden sind. Das Beyspiel grossmüthiger Verzeihung war aber einmal gegeben." Der Vertrag mit Baiern hatte noch eine andere schlimme Folge, indem er den Massstab verrückte, nach welchem jeder der verbündeten Staaten zuvörderst wieder seinen vorigen Besitz sich aneignete. Denn da Österreich einmal für das ganze Gebiet Baierns Gewähr geleistet hatte: so sah sich Preussen gezwungen, wenn es nicht zur unrechten Zeit Uneinigkeit erregen wollte, Ansbach und Baireuth aufzugeben, und eine anderweitige Entschädigung abzuwarten; Österreich aber nahm Tyrol dennoch von Baiern zurück, indem dieses Würzburg erhielt, dessen Grossherzog in Italien entschädigt wurde.

Der Vf. giebt einen Überblick der verschiedenen, durch den Freyherrn *v. Stein* errichteten Generalgouvernements, und unter diesen nimmt das für das Königreich Sachsen die erste Stelle ein. Seine Ansicht der Politik des unglücklichen Königs ist von den Thatsachen entnommen, die er gedrängt und in richtiger Zusammenstellung anführt, und nach denen unleugbar ist, dass die Verbündeten und die Sache der Freyheit nach Napoleon keinen eigensinnigeren und schädlicheren Gegner gehabt hat, als den König *Friedrich August*. Er wurde in der letzten Stadt seines Reichs an der Seite seines verderblichen Bundesgenossen gefangen genommen, als Gefangener behandelt, und sein durch die Waffen erobertes Land, nicht gegen das Völkerrecht, in provisorische Verwaltung genommen, bis auf eine andere Weise darüber entschieden werden könnte. „Viele Gemüther, sagt der Vf., finden nunmehr, nachdem andere Fürsten erhalten worden sind, eine Härte darin, dass man den König von Sachsen nicht auch diese Gunst theilen lässt. An sich aber ist es schon wunderlich, wo nur Grossmuth die Gewährung geben kann, die Versagung Härte zu nennen. Aber nicht launenhaft und inconsequent, sondern aus trifftigen Gründen hielt die Grossmuth sich zurück bey dem Königreiche Sachsen." Die dem Fürsten *v. Repnin* übertragene Verwaltung erhielt ihre erste sehr vortreffliche und zweckmässige Einrichtung noch von dem Freyherrn *v. Stein* selbst, und wenn späterhin gleichwohl in diesem Lande manche Missstimmung entstand, so geschah es gewiss nicht im Widerstreit gegen den Geist, in welchem der erste Antrieb war gegeben worden. Für das Grossherzogthum Frankfurt wurde der Fürst *Philipp von Hessen-Homburg* als Generalgouverneur eingesetzt, dem später der Fürst von *Reuss-Greiz* folgte. Das Grossherzogthum Berg verwaltete der Fürst von *Solms-Lich*, dem zuerst der russische Staatsrath *Justus Gruner* die Geschäftsführung als provisorischer Generalgouverneur einleitete, und dann als Generalgouverneur des Mittelrheins nach Trier ging, bis der geschlossene Frieden ihn wieder in gleicher Eigenschaft nach Berg berief. Einige kleinere Lande in Westphalen wurden dem preussischen Civilgouverneur in Münster Freyherrn *v. Viecke*, mit übertragen. Der preussische geheime Staatsrath *Sack* bekam das Generalgouvernement des Niederrheins. Der Geschäftsgang, dessen Schwierigkeiten mitten im Kriege, der die schleunigsten Massregeln foderte, bey dem Mangel an tauglichen Gehülfen, und bey der Verschiedenheit der Länder und Verfassungen, oft unübersteiglich zu werden drohten, wurden auf das glücklichste geordnet, indem der Persönlichkeit, wie immer in solchen Fällen geschehen muss, ein weiter Spielraum gelassen, und gleichwohl manche allgemeine Grundsätze streng durchgeführt wurden. Was in Rücksicht der Truppenmärsche, der Verpflegung im Allgemeinen und der Spitäler geschehen sollte, konnte theils nicht so, wie die Central-Verwaltung es angeordnet hatte, theils gar nicht zu Stande kommen, weil die Übereinstimmung, welche dazu nöthig war, ausserhalb des Bereichs ihrer Gewalt lag, und die zu Frankfurt gestiftete General-Intendantschaft aller verbündeten Heere niemals zu rechter Wirksamkeit gelangen konnte.

Die beiden für den Augenblick wichtigsten Angelegenheiten der Central-Verwaltung blieben Truppen und Geld, deren Herbeyschaffung eben so schnell als ordnungsmässig bewerkstelligt wurde. Die deutschen Fürsten verpflichteten sich, den einjährigen Betrag ihres Einkommens zu den Kriegskosten beyzutragen. Die ganze Bewegung der hierauf sich beziehenden Geschäfte, die eben so verwickelt als beschwerlich waren, leitete unter dem Freyherrn *von Stein* der Graf von *Solms-Laubach*. „Vermuthlich war es die von dem Grafen *Solms-Laubach* bey diesem Geschäfte bewiesene Tüchtigkeit und der redliche deutsche Sinn, welche das Haupt der obersten Verwaltungs-Behörde späterhin auch zu anderen Aufträgen von entschiedenem Vertrauen in Anspruch genommen hat. Es ist gut, dass Deutschland nach allen Seiten seine wackeren Männer kennen lerne, damit, wenn der wiener Congress, wie alle Freunde des Vaterlandes wünschen, eine deutsche Verfassung zu Stande bringt, die Ausführung an der Unbekanntschaft von Männern, die als würdige Werkzeuge zu gebrauchen sind, nicht scheitern möge." Dieser wohlmeinenden Maxime des Vfs. gemäss, nehmen wir hier Gelegenheit, noch eines anderen Mannes zu gedenken, der sich in dieser Zeit ein seltenes Verdienst um die Verwaltung erworben, und eine ausserordentliche praktische Tüchtigkeit gezeigt hat. Es ist der Freyherr *von Otterstedt*, welcher als Generalgouvernements-Commissär das ehemalige Departement vom Donnersberge mit strenger Rechtschaffenheit und geschickter Thätigkeit mitten in den mächtigsten Hindernissen zur grössten Zufriedenheit seiner Oberen und seiner Untergebenen verwaltet hat, und dessen Namen in dieser Schrift nicht hätte fehlen sollen. Dass der preussische Kammergerichtsrath *Eichhorn* nicht genannt ist, kann, wenn die Vermuthungen über den Vf. dieser Schrift nicht ungegrün-

det sind, der Leser, der nicht unbescheidener seyn will als jener, begreifen und billigen.

Die Entwickelung der Streitkräfte, sowohl in Ergänzung und Aufstellung der eigentlichen Kriegsheere, als auch in Anordnung einer allgemeinen Volksbewaffnung unter dem Namen von Landwehr und Landsturm, erfoderte von Seiten der obersten Verwaltungsbehörde die gröfste Thätigkeit und Kraftäufserung, ohne welche die zahllosen Hindernisse, welche sich der heilsamen Absicht entgegensetzten, nicht überwunden werden konnten. Die gesammte Leitung dieser, während des noch fortdauernden Krieges unendlich wichtigen Angelegenheiten wurde dem preussischen Oberstlieutenant *Rühle von Cilienstern* übertragen, einem Manne von anerkanntem, seltenem Verdienst, dessen Geistesfähigkeit und Kriegskunde für dieses Geschäft trefflich geeignet waren. Dafs gleichwohl die hervorgebrachten Wirkungen seinem Kraftaufwande nicht völlig entsprachen, lag in den Verhältnissen, welche der Vf. mit folgenden Worten darlegt: „Die Ideen von Volksbewaffnung, welche mit den Heeren der hohen verbündeten Mächte zu den Staaten des Rheinbundes gekommen waren, setzten eine innige Liebe der Unterthanen zu der Regierung, für welche zunächst die Anstrengungen gefodert wurden, und ein Vertrauen der Regierung, dafs die in die Hände gegebenen Waffen im Sinn dieser Liebe gebraucht werden würden, voraus. Aber in den Staaten des Rheinbundes hatten die Unterthanen eben so wenig jene Liebe, als die meisten Regierungen dieses Vertrauen. Die letzteren waren im Gegentheil von einem Mifstrauen über die Gebühr erfüllt, und ohne zu bedenken, dafs der Geist ihrer Völker, wie wenig auch an sich den Herrschern zugewandt, dennoch in dem Bunde mit den grofsen Staaten und deren Völkern gehalten, gerichtet, und nur auf den gemeinschaftlichen Feind hingekehrt werden müsse, glaubten sie in thörichter Furcht, um ihrer eigenen Sicherheit willen, die von den hohen Verbündeten gebotenen Anstrengungen eher hindern, als die freywilligen Regungen ihrer Unterthanen für die allgemeine Bewaffnung nähren zu müssen. Zu welcher Veränderung der Grundsätze hätten sie sich bequemen müssen, sie, die nicht lange vorher, um ohne alles Hindernifs dem welschen Sclavenmeister dienen zu können, durch Unterdrückung der von Vorfahren überkommenen ständischen Verfassung jede Äusserung des Volkswillens und der öffentlichen Meinung niedergeschlagen hatten! Zu der Furcht nach Innen gesellte sich noch die Angst vor dem äufseren Schrecken Napoleons, der Gewaltige möchte wiederkommen, und auch jede scheinbare und gezwungene Untreue furchtbar rächen. Da schien es angemessen, zu zögern und zu lauern, ob seine Macht nicht wiederaufstehen, und der Sieg sich wieder zu ihm wenden würde." Dennoch gelang es den rastlosen Arbeiten des vaterländischen Eifers, dafs die deutschen Länder, mit Ausnahme der preussischen und österreichischen Besitzungen, aber mit Inbegriff der hannöverischen, baierischen, wirtembergischen und würzburgischen, welche der freyen Wirksamkeit der Central-Verwaltung durch frühere Verabredungen entzogen waren, gegen 300,000 Bewaffnete stellten, die, im Fall einer ungünstigen Wendung, oder einer Verlängerung des Kriegs, bereit waren, den Kampf zu unterstützen und zu erneuern, ohne den Landsturm zu rechnen, der den ganzen waffenfähigen Theil des Volkes umfasste.

Über Vieles, was noch zu leisten gewesen wäre, oder schon zur Sprache gekommen war, und dennoch unterblieb, so wie über Anderes, was der Freyherr *von Stein* auch ausserhalb seines bestimmten Kreises wirkte, giebt der Vf. hinreichende Aufschlüsse, die von einer reifen, durch keine Leidenschaftlichkeit gestörten Betrachtung zeugen. Er giebt sodann eine bündige Beurtheilung des Geistes, den die verschiedenen deutschen Regierungen in ihrem Verhältnisse zu dem Ganzen bewiesen haben, und übt ein strenges, unbestechliches Gericht, dem man die Wahrheit und Gerechtigkeit, welche seine Grundlagen bilden, nicht absprechen kann. Das Benehmen der Herzoge von Mecklenburg, der Senate der Hansestädte, der Regierung von Hannover, der Herzoge von Braunschweig, von Oldenburg, und von Dessau, der Fürsten von Schwarzburg, der Herzoge von Sachsen, des Fürsten von Reufs, der Fürstin zur Lippe, des Kurfürsten von Hessen, des Grofsherzogs von Darmstadt und der Fürsten von Hessen-Homburg, des Herzogs von Nassau, des Grofsherzogs von Baden, des Königs von Wirtemberg und des Königs von Baiern wird der Reihe nach auf eine treffende Weise charakterisirt, und die wahren und freymüthigen Aussprüche sind bis jetzt noch keineswegs entkräftet worden, obgleich sowohl von hannöverischer als von hessischer Seite sehr heftig dagegen erhobene Beschwerden in den öffentlichen Blättern den Vf. dieser Schrift als einen dunkelen Verläumder darstellen wollten. Er rechtfertigt sich hinlänglich gegen jede böse Anschuldigung, und verhehlt nicht die Absicht, die ihm bey dieser Schilderung vorgeschwebt hat, nämlich an der Erfahrung zu zeigen, wie es für die Erhaltung des deutschen Volkes und alles dessen, was dieses für die Freyheit, die wissenschaftliche und Staats-Bildung Herrliches bewahrt, unumgänglich nothwendig sey, dafs seine einzelnen Staaten unter einen kräftigen und vaterländischen Bund aus der Verwilderung, in welcher sie besonders während der Periode des Rheinbundes für fremde und für eigene Staaten sich abgeschieden haben, zurückgerufen, und ihre Verirrungen unter die Zucht gemeinsamer Autorität genommen werden.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Deutschland: *Die Central-Verwaltung der Verbündeten unter dem Freyherrn von Stein,* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nach dem Übergang über den Rhein und durch das Vorrücken der verbündeten Heere in das Innere von Frankreich eröffnete sich für die Central-Verwaltung ein neuer Wirkungskreis, in welchem nach ganz anderen Grundsätzen und Beziehungen, als in dem bisherigen, verfahren werden musste. Diese Grundsätze und Beziehungen, so wie die daraus hergeleiteten Einrichtungen hat der Vf. mit Klarheit zusammengefasst, und aus seinen Mittheilungen, welche durchaus den Charakter genauer Kenntniss tragen, erklären sich eine Menge Erscheinungen, die zum Theil unbegreiflich, zum Theil seltsam dünken mussten. Von äusserster Wichtigkeit ist das über die Verwaltung des Elsasses Gesagte. Diese Landschaft blieb der Verwaltung der Central-Behörde gänzlich entzogen, indem der Feldmarschall Fürst *Wrede* gleich bey dem ersten Einrücken daselbst eine baierische Verwaltung einsetzte, und unter dem Vorwande, dass er zunächst für die Bedürfnisse seiner Truppen sorgen müsse, und bloss den hohen verbündeten Mächten desshalb verantwortlich sey, bis zu Ende des Krieges von seiner Anmassung nicht wich, die von jenen, ohne dass man eine Erklärung ihres Betragens finden kann, zwar keineswegs gebilligt, aber auch nicht bestritten, sondern nachsichtig geduldet wurde. Die unter der Bundesgenossenschaft tief zum Grunde gelegene Uneinigkeit der verschiedenen Regierungen scheint überhaupt in den allgemeinen Massregeln eine grössere Rolle gespielt zu haben, als man jetzt noch übersehen kann, und statt an die einzelnen Männer, welche den Vereinigungspuncten im Felde und im Cabinet Festigkeit geben sollten, übertriebene Foderungen zu machen, die auf der eingebildeten Voraussetzung der Einigkeit beruhen, sollte man ihrer weisen Kraft und Mässigung Dank wissen, dass sie den bösen Dämon nicht aufreizten, sondern so Vieles durchsetzten, indem sie Manches nachgaben. Aber nicht bloss im Charakter der Bundesgenossenschaft selbst, sondern noch viel stärker in der selbstständigen Eigenheit, mit welcher Frankreich ihr entgegen stand, lagen die Hindernisse der Massregeln, welche man von der Central-Verwaltung erwartet hatte. Diese konnte in keiner Rücksicht mit einer General-Intendantschaft, wie wir sie im Gefolge der französischen Heere bey uns gesehen hatten, zu vergleichen seyn, und diejenigen würden das ganze Gebiet, auf welchem jene Verwaltung errichtet war, verkennen, die das, was der Freyherr *von Stein* geleistet, mit den Leistungen eines Grafen *Deru* zusammenstellen möchten. Es gereicht übrigens dasjenige, was die Franzosen an ihrem Theil dazu beytrugen, um unsere Verwaltung nicht Wurzel fassen zu lassen, ihnen selbst als Volke zur grössten Ehre. Sie ergriffen die Waffen, sie verheimlichten ihre Hülfsquellen, sie kauften nicht einmal das beynah als Geschenk Dargebotene, und zeigten es auf alle Weise, dass sie uns als den Feind ansähen, und nur gehemmt seyen, uns auch so zu behandeln. Die höheren Beamten waren entflohen, kein Dienstfertiger, kein Verräther drängte sich herbey, und wir blieben lange Zeit unkundig und rathlos, mitten im eroberten Lande.

Von dem pariser Frieden an zog sich die Central-Verwaltung in immer engere Wirkungskreise zurück, indem die einzelnen verbündeten Mächte nun selbst provisorische Verwaltungen anordneten. Zuletzt blieb nur noch ein kleiner Länderbezirk und wenige allgemeine Verhältnisse, wie z. B. die Rheinschifffahrt, zurück, welche auch noch in diesem Augenblick unter der Verwaltung des Freyherrn *von Stein* und seiner Untergebenen stehen.

Die Reichhaltigkeit dieser kleinen Schrift leuchtet aus dem Vorhergehenden ein, und wird dem Vaterlandsfreunde, der die heimischen Sachen gründlich zu wissen liebt, zugleich Befriedigung und Anreiz gewähren. Wir möchten denselben Gegenstand in seinem ganzen Umfange, so dass auch die zum Behuf des Kriegs eingerichtete und trefflich ausgeführte Verwaltung durch Generalgouverneurs in den alten preussischen Ländern, wo Männer wie der preussische Grosskanzler *Beyme*, und der geheime Staatsrath *von Schön* herrlich wirkten, und das ganze Werk der preussischen Rüstungen hineingezogen würde, aus dem Gesichtspuncte der inneren Verwaltung von demselben Vf. ausführlich behandelt sehen; wir würden alsdann eine Vor-Kriegsgeschichte erhalten, die nicht geringere Theilnahme erwecken würde, als die Kriegsgeschichte selbst. Aber auch schon die gegenwärtige Schrift kann als das Denkmal einer wichtigen Mitwirkung auf eine bleibende Aufbewahrung in unserer va-

terländischen Geschichte rechnen. Sie ist in einer edlen, reichen Schreibart und dabey vollkommen klar und verständlich abgefasst. Nur einigemal scheint uns die Würde des geschichtlichen Ernstes durch Ausdrücke gefährdet, die an zu augenblickliche Beziehungen erinnern. Auch könnte die Prosa, mit Weglassung moderner Bequemlichkeiten, z. B. die Sätze in der Erzählung nach Zahlen zu reihen, mehr stetigen Fluss haben. Doch hat der Vf. wohl nicht einmal daran gedacht, an seine Schrift die Anfoderungen eines höheren Geschichtsbuches zu machen, wozu die Anlage doch unverkennbar ist: ein desto sicherer Beweis, was er leisten könnte, wenn zu der Geistesfähigkeit, die er dafür bekommen hat, er nun selbst den Vorsatz noch hinzufügte.

E.

Leipzig, b. Gleditsch: *Vorschläge zu einer organischen Gesetzgebung für den europäischen Staatenverein zur Begründung eines dauernden Weltfriedens.* 1814. 62 S. 8. (9 Gr.)

Feind dem physischen Gleichgewichte, erkennt der Vf. nur ein Gleichgewicht an, das aus einer organischen Gesetzgebung für den europäischen Staatenverein hergeleitet ist, und das auf einer für immer festen Bestimmung, und der allseitigen Garantie der Grenzen eines jeden Staates; auf Anerkennung eines Rechts, und nur dessen als Recht, was als Recht von dem Congresse anerkannt und festgesetzt ist; auf Unabhängigkeit der verschiedenen Souveräne, und Unvereinigbarkeit ihrer Länder; auf Wahlfreyheit der Nation bey dem Aussterben des Fürstenhauses; auf Abrundung des ganzen Territoriums mit Ausscheidung der isolirten Parcellen; auf Entscheidung der Grenzstreitigkeiten durch sechs Rechtsgelehrte (von jeder Seite drey, die um das Präsidium losen); auf Freygebung der Schiffahrt auf allen Strömen und Flüssen, ohne andere, als die für Wasserbau und Unterhaltung der Schleusen nöthigen Abgaben; auf Freyheit der Meere und Fischerey; auf Constitutionen, die durch alle Souveräne verbürgt ist, und wodurch Souveräne und Nationen in Hinsicht ihres politischen Zustandes gesichert sind; auf Gleichheit bürgerlicher Rechte für alle Einwohner ohne Rücksicht der Religion; auf unbeschränkter Ausübung einer jeden nicht sitten- und staatswidrigen Religion beruhen soll, und zu deren grösserer Wirksamkeit er eine allgemein geltende Welt-Papiermünze, einen fortdauernden Congress zur Ausgleichung und Schlichtung der wechselseitigen Streitigkeiten, und die zur Verfügung des angegriffenen Souveräns bereite Stellung von 4000 Mann Fussvolk, Reiterey, und grobem Geschütz auf eine Summe von einer halben Million Einwohner erfodert. Dieses ist der gedrängte Auszug von dem ganzen in Briefen abgefassten Werkchen, das, wenn es auch dem Begriffe einer organischen Gesetzgebung, und einer regenerirenden Erhaltung der Theile eben so wenig, als der Ausführlichkeit einzelner Theile entsprechen kann, das, wenn es auch den Vorwürfen einer Feststellung eines Rechtsbegriffs, wozu es kein Recht der Constituirung giebt, wenn es auch den Widersprüchen, dass kein Regent aufgedrungen, und doch das Staatsgebiet mit Einschliessung der isolirten Parcellen abgerundet werden soll, dass Grenzstreitigkeiten von Rechtsgelehrten, und wechselseitige Streitigkeiten von dem fortdauernden Congresse entschieden werden sollen, dass Belastungen der Fluss-Schiffahrt die Freyheit der letzteren beengen, und dass, wenn topische Bedürfnisse, wie Wasserbau und Schleusen-Unterhaltung, eine Abgabe erheischen, die Besoldung der angestellten Beamten nicht davon ausgeschlossen werden dürfe, dass die Nothwendigkeit der Verbindung einer Constitution nicht aus den Stipulationen der Regenten, sondern aus dem gegenseitig erstrebten Interesse der Staaten, und dem innigst mit verbundenen Interesse der Völker hervorgehen müsse, dass eine Weltpapiermünze der Weltverfälschung unterliege, und die nachtheiligste Herabwürdigung der Landpapiermünze zur Folge habe; wenn es allen diesen Widersprüchen und schiefen Ansichten nicht begegnet, doch manches Gute enthält, das Beherzigung verdient.

Oldenburg, in der schulzischen Buchhandlung: *Germania, eine Zeitschrift für Deutschlands Gemeinwohl* von *F. R. Ricklefs.* II Bd. II Heft. 1814. 1—112 S. 8. (8 Gr.)

Mit Beziehung auf unsere Anzeige des ersten Bandes (1814. No. 192) erwähnen wir kurz den Inhalt dieses Hefts. 1) *Beyträge zur Charakteristik der Franzosen*, d. h. der alten Galen, Celten, Franken, nach Diodor, Dio Cassius, Cäsar, Strabo, Salvian, Gregor von Tours, und den Gestis rerum franc. — Der Vf. hätte die *mobilitas animi* beym Cäsar nicht als blossen Leichtsinn ansehen sollen. 2) *Einige Worte über den am 1 Junius zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich erfolgten Friedensschluss.* Ein Wort zur Zeit für Mürrische, um auf kleinliche Vortheile, die zu wünschen übrig wären, zu verzichten. 3) *Spott- und Jubel-Almanach.* Fortsetzung des ersten Hefts, mit gleichem Gehalte. 4) *Werden wir Frieden mit den Franzosen behalten?* Das *timeo Danaos* ist gut, aber die Beantwortung seicht. 5) *Ein Wort über Pressfreyheit und Jakobinerriecherey*, gegen den Boten von Tyrol; ebenfalls flach. 6) *Attila und Buonaparte. Chalons und Leipzig*, eine historische Parallele zum Vortheil Attila's; vor unserer Entscheidung wollen wir die Fortsetzung erst abwarten. 7) *Regentengrundsätze Alfreds des Grossen*, auf Preussens edeln König angewandt. 8) *Literärischer und artistischer Verlust des Herz. B. Wolfenbüttel durch die französische Herrschaft* — ein Auszug aus des Hofr. *Wiedeburg* in Helmstädt Einladungsschrift. Die Sache genügt nicht, weil meistens die Summen fehlen. 9) *Was darf und muss Deutschland von dem Congresse in Wien erwarten?* Ein noch unbeendigter Aufsatz. 10) *Plus ultra — Plus intra* möchte Rec. erwiedern.

Dk.

Berlin, b. Dunker und Humblot: *Preussen und Sachsen.* Novemb. 1814. 61 S. 8. (8 Gr.)

Der Vf. der vorliegenden Schrift ward durch die Bitterkeit, womit der Vf. einer anderen Schrift — Sachsen und Preussen — letzteren Staat zu schmähen und zu verunglimpfen suchte, zur Widerlegung derselben und zur Rechtfertigung der Absichten Preussens auf Sachsen veranlasst. Rec. kennt diese letztere nur aus einigen Auszügen, und er will gern glauben, dass diese Bitterkeit das Härteste erreicht, was Napoleon ehemals gegen Preussen ausstiess. Die Art und Weise, wie der Vf. (angeblich Hr. Staatsrath *Hofmann*) seinen Gegner und die Sache behandelt, verdient allen Beyfall. Ein Zartgefühl, das überall die Hochachtung gegen den König von Sachsen und die Nation selbst in dem Moment, wo die Beurtheilung seiner und ihrer Handlungen zum Vortheil der von dem Vf. verfolgten Ansichten geltend gemacht wird — eine Mässigung, die auf den vorspringenden härteren Ausdruck verzichtet, und dem Tone, dem Sinne und der Anwendung jede beleidigende Schärfe und Zweydeutigkeit nimmt, und eine äussere Würde, die auch dort, wo man die Ursachen nicht durchschauen kann, einen Genuss ihrer Erscheinung und Wirkung gewährt, durchwehen das Ganze. Er trägt auf die Totalvereinigung Sachsens mit Preussen an, und weist zugleich in leisen Andeutungen darauf hin, dass diese Vereinigung der eigenthümlichen Verfassung und der Rechte der Nationalität unbeschadet geschehen könne, und dann könnte noch, setzt er hinzu, ein Prinz des preussischen Hauses als Statthalter in Dresden eine Hofhaltung führen, die Landescollegien und eine der ehemaligen gleiche Garnison daselbst bleiben, die beiden Landes-Universitäten, Leipzig und Wittenberg, vereint nach Dresden verlegt, und die dortigen wissenschaftlichen und Kunst-Schätze unter ihrer Verwaltung gestellt, die alten Eintheilungen des Landes mit allen darauf gegründeten Instituten unverändert beybehalten, und der Landtag nach wie vor in Dresden versammelt werden. — In die geschichtlichen, rechtlichen und politischen Gründe, womit der Vf. seine Meinung unterstützt, lassen wir uns auch schon deswegen nicht ein, weil die Acten, die bloss dem wiener Congress in ihrer Vollständigkeit und zu einer eben so weisen als gerechten Entscheidung vorliegen, im Publicum noch nicht spruchreif sind. Doch können wir nicht unbemerkt lassen, dass wir eine festere Gedankenfolge und Ordnung erwartet hätten. Die geschichtlichen Gründe kehren in sich, und in die politischen und rechtlichen mehrmals wieder. Vielleicht war aber daran die Schrift Ursache, die er vor sich hatte. Und sollte nicht auf manche Beweise zu viel Gewicht gelegt seyn? z. B. um darzuthun, dass Preussen bis jetzt auch nicht ein Dorf von Sachsen begehrt habe, führt er an, dass das Dorf Schilde bey Frankfurt, der einzige Ort, welchen Sachsen auf dem rechten Oderufer besitzt, in Folge des hubertsburger Friedens vertauscht werden sollte, und dass Sachsen diese Stipulation durch Foderung eines Äquivalents vereitelte, welches den Werth dieses Dorfs weit überstieg — und doch nennt er noch dieses Dorf eine berüchtigte, Preussens Finanzen höchst lästige Niederlage von Contrebande. — Mit Recht rühmt er auch die Censurfreyheit im preussischen Staate, und desswegen muss es ihm, wie uns, unerklärbar seyn, warum fast alle Schriften für Sachsen, sogar der nürnberger Correspondent, verboten sind.

Germanien: *Napoleons Misshandlungen der Schweiz.* — Ein historischer Commentar zu der von den hohen verbündeten Mächten erlassenen Antwort auf die Schweizer Neutralitätsacte. 1814. 79 S. 8.

Um die Rechtmässigkeit der Beweggründe darzuthun, warum die verbündeten Mächte die Neutralitätsacte der Schweiz durch ihre Erklärung aus Freyburg den 21 December 1813 verwarfen, hebt der Vf. aus den angeblich zu St. Petersburg 1806 erschienenen Fragmenten der neuesten Geschichte des Gleichgewichts in Europa die Geschichte der politischen Vernichtung der Schweiz vom Jahre 1801 — 1803 aus. Wahrscheinlich sind die Fragmente den Verbündeten vollständig bekannt gewesen, da ihre Erklärung des Commentars kaum bedarf.

1) Hamburg, in der hoffmannschen Buchhandlung: *Hamburgs tiefste Erniedrigung in den letzt verflossenen Jahren.* Von einem Hamburger zum Besten der Vertriebenen. 1814. 45 S. 8. (6 Gr.)

2) Ebendas.: *Hamburgs ausserordentliche Begebenheiten und Schicksale in den Jahren* 1813 — 1814, während der ersten Besitznahme durch den General Tettenborn bis zum allgemeinen Frieden. Mit einem Kupfer und einer Charte. 1814. 240. S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Beide Schriften sind, wie schon der Titel und die Seitenzahl beweist, sehr verschieden. Die erste, obgleich kleiner in ihrem Volumen, fängt mit der Einverleibung Hamburgs, die andere mit der französischen Räumung an; jene skizzirt, diese detaillirt; jene verweilt besonders bey Davoust's Gewaltstreichen, diese auch bey den Reactionen, denen Davoust begegnete; jene entschleyert bloss die Greuel der Regierung, diese auch den Mangel an Einheit und durchdringender Kraft bey den Regierten; jene hat ihre Angaben zum Theil actenmässig belegt, wohin wir besonders die Berechnung des Betrags der durch den Marschall Davoust seit dem 30 Mai 1813 ausgeschriebenen, bestätigten (sonderbar, dass er sich hiezu verstand, da in anderen Ländern die Bestätigung so erschwert ward!) und von den Hamburgern geleisteten Requisitionen, Contributionen, einschliesslich des Werthes der verbrannten und zerstörten Häuser, des Raubs an der Bank u. s. w., im erwiesenen Betrage von 75 Millionen Franks rechnen, diese gründet sich meistens auf Angaben unterrichteter Leute; jene verliert sich oft in leere Ausrufungen, z. B. o Herzog Alba! gegen diesen Alba (Davoust) warst Du noch ein En-

gel; schnell führtest Du doch Deine bestimmten Opfer zum Tode, aber Du Auerstädt tödtest langsam; diese läſst die Sache, selbst wenn sie zum Nachtheil der Hamburger ist, z. B. das Betragen des Hn. von Hess und der Officiere der hanseatischen Legion, wie sie auf ihre Sicherheit bedacht waren, sprechen. Es kann daher der letzteren Schrift nicht an Handlung und Lebendigkeit fehlen, während die erste sich in einem beschränkten Kreise, ohne das Interesse besonders in Anspruch zu nehmen, bewegt. Beide Schriften können aber nicht genügen, weil sie das Innere der Prevotalregierung, und alles dessen, was davon abhing, zu wenig durchdringen.

Dresden, b. Vf., und Leipzig, b. Bruder: *Die schrecklichen Drangsale Wittenbergs während der Belagerung durch die k. p. Truppen* 1813 — 1814, von *Joh. Maaſs*, privatisirendem Gelehrten aus Wittenberg. 1814. 158 S. 8. (16 Gr.)

Dreymal, und zwar im Frühjahre, dann den 27 und 28 Sept., zuletzt vom December 1813 bis in die Mitte Januars 1814 belagert, verlor Wittenberg durch Brand und Beschieſsung 21 Wohnhäuser in der Stadt, ohne 6 andere Gebäude, und 234 Wh. in den Vorstädten; abgetragen und zur Feuerung benutzt wurden noch in der Stadt 3 Wohnhäuser, 1 Brauhaus und 77 andere Gebäude, in den Vorstädten, 25 Wohnh. und 23 andere Gebäude; sehr beschädigt wurden 21 Häuser in der Stadt, und 16 H. in den Vorstädten; im Jahre 1812 zählte es 320 Wohnh. in der Stadt, und 282 Wohnh. in den Vorstädten. — Vernichtet wurden 150,000 Obst- und eben so viele andere Bäume in den Alleen und Gärten; seit 1812 — 1813 verpflegte es 1,063,822 Mann, nach Tagen gerechnet; die Bevölkerung war von 7000 auf 4727 herabgesunken, obgleich bey der dreymaligen starken Beschieſsung (vom 27 Dec. 1813 bis 13 Jan. 1814 rechnet der Vf. 13,020 Kugeln, worunter 1720 Bomben zu 50 Pfund, 3480 Haubizgranaten zu 18 Pf. waren) nur 6 Personen auf der Stelle getödtet, und 8 schwer verwundet wurden. Hieraus läſst sich schon ein Theil des Gemäldes von den überstandenen Drangsalen zusammensetzen; ein Ganzes erhält man durch diese Darstellung nicht, da die Erpressungen meistens fehlen, oder zu unbestimmt angegeben sind, z. B. S. 66: das war schon die sechste Lieferung, ohne daſs man das Quantum erfährt. Der Vf. vermochte dieses theils deſswegen nicht, weil er nach den zwey ersten Belagerungen den 2 Oct. auswanderte, theils aber auch, weil er zu wenig Sinn für eine solche Darstellung zu haben scheint. Wenn wir ihm auch das kleinliche Detail nicht zum Vorwurfe machen wollen, z. B. wie der General-Superint. D. *Nitzsch* gepredigt habe, wie ein polnischer Officier begraben worden sey, wie er sich mit des Senators Hn. Giesens Handlungsdienern unterhalten, die dem Fluge der Brandraketen zusahen, wie dem Buchbinder Rothe ein Bein zerschmettert wurde, und er an seiner Wunde starb, weil er sich der Amputation nicht unterwerfen wollte, wie man Seifensiederlauge zum Löschen verlangt habe, und zum Glück noch welche bey einem Seifensieder zu bekommen gewesen: so können wir doch nicht nachsichtig bey dem Übrigen, und bey seiner fast kindlichen Einfalt seyn. So sagt er S. 87 bey seiner Auswanderung: Der grausame Krieg zerstört alle Familienfreuden, und zernichtet in der bürgerlichen Wohlfahrt auch das häusliche Glück. S. 113: Es kann kein traurigeres Schicksal geben, als seiner Freyheit beraubt zu seyn. S. 114: Ein Bauer, Namens Knabe aus Labez, ward erschossen; das machte einen sehr unangenehmen Eindruck. S. 123: Die Wirkung einer Granade übertrifft alle Vorstellung.

Öls, b. Ludwig: *Das befreyete Preuſsen im Jahre* 1813. — Eine Volksschrift in zwanglosen Heften von *C. Wilhelm Chlebus*, Collegen am herzogl. braunschw. ölsn. Gymnasium. 1813 und 1814. I — III Heft. 273 S. 8. (14 Gr.)

Der Vf. beklagt sich mit Unrecht über den Rec. der zwey ersten Hefte seiner Volksschrift, der ihm im November-Stücke der schlesischen Provinzialblätter seine Fülle von französischen Ausdrücken, die dem gemeinen Mann unverständlich sind, und die, wo nicht mit besseren, doch mit gleich angemessenen ersetzt werden können, vorwarf. Wenn wir auch für Strömer, Schläglerstab, für Berossung, Stöberer, Hildamtshauptmann, Zeugelfalken, Garde-Spieſsner, für die Dünnung, worin der Feind genommen wird, keine Empfänglichkeit haben: so lassen sich doch Centrum, Disposition, Engagiren, Enfilement u. s. w. mit ehrlichen und verständlichen deutschen Worten geben, aber dem gutmüthigen Rec. zum Trotze scheint der Vf. hartnäckig auf seiner Meinung zu bestehen: zum Glücke, daſs die Schrift, was der Rec. in den schles. Pr. Bl. vielleicht aus Schonung verschwieg, nicht einmal in die Reihe mittelmäſsiger Volkszeitschriften treten kann. Wir wollen mehrere geschichtliche Irrthümer nicht einmal in Anregung bringen; es sey genug, einige Thatsachen anzuführen, um zu wissen, wie der Vf. für das Volk erzählt. S. 9: Major von Hellwig marschirte mit dem schlesischen Husarenregiment von Cölleda nach Langensalze 9 Meilen in einem Athem. S. 13: London amusirte sich am Anblicke der ersten Kosaken. S. 33: Ist nicht Deutschlands völlige Befreyung durch den Sieg des Lord Wellingtons bey Vittoria eingeleitet? S. 199: Während Alexanders Griffel bey Moreau so zarte Züge des menschenfreundlichen Gefühls zieht, waren es ungeschliffene, grobe Striche, mit denen der Kiel des französischen Ministeriums umsonst bemüht war, den Ruhm des Prinzen von Pontecorvo zu besudeln. Die Schlacht bey Leipzig, womit der zweyte Heft schlieſst, verleitet den Vf., sich auch im Felde seiner Ansichten kenntlich zu machen, und über den geschichtlichen Gesichtspunct und die Wiedergeburt Deutschlands zu versuchen. Wie schulmäſsig er hierin geübt sey, belegt besonders (S. 195) der Wechsel des Gefühls, das von den Mordscenen ab auf den sanfteren Zügen im Charakter Friedrich Wilhelms weilt — ein Gefühl, das er auf eine vierfache Art verwandelt, um es zu erklären — und dennoch klagt der Vf., froh des Beyfalls, den seine Schrift überall in Breslau fand, über Nachdruck, wir aber über Vordruck. Dk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *Beleuchtung der vor Kurzem erschienenen Schrift: Patriotische Wünsche, das Postwesen in Deutschland betreffend.* Zur Berichtigung der öffentlichen Meinung über diesen gemeinnützigen, oft einseitig beurtheilten Gegenstand. 1814. IV und 60 S. 8. (6 Gr.)

Dass bey den grossen Fragen über die künftigen Einrichtungen des deutschen Gemeinwesens auch eine Anstalt, wie die Post, nicht vergessen werden würde, dass auf der einen Seite die alten Verdienste und Ansprüche des Hauses Taxis, auf der anderen die Vorzüge der neueren Territorial-Posten einander entgegengesetzt werden würden, war ohne grosse Sehergabe vorher zu sehen. Die vor uns liegende Schrift gehört auch in diese Verhandlungen, und obwohl sie sich nur für ein Privatunternehmen ausgiebt, welches, ohne Auftrag und Auffoderung irgend einer Regierung, bloss die Privatansicht und Überzeugung eines deutschen, durch seinen Beruf mit dem Postwesen bekannten Geschäftsmannes darstellen solle: so ist sie doch nichts mehr und nichts weniger als eine Schutzschrift für die Territorial-Posten gegen die allgemeine taxische Reichspost. Sie ist besonders gegen eine in No. 110 des vorigen Jahrgangs dieser Blätter von einem anderen Mitarbeiter angezeigte Schrift (*Patriotische Wünsche, das Postwesen in Deutschland betreffend.* Weimar 1814) gerichtet, und ganz im Geist und Ton einer Parteyschrift abgefasst. Vornehmlich führt sie die Vertheidigung der königl. bairischen Posten, und rührt allem Ansehen nach von einem Officianten derselben her.

Unter diesen Voraussetzungen ist eine gewisse Einseitigkeit derselben keineswegs zu tadeln, sondern fast nothwendig, und nur so viel mit Recht von einem solchen Schriftsteller zu verlangen, dass er die Thatsachen nicht absichtlich entstelle, und das, was er zu sagen hat, mit Ruhe und Achtung des Gegentheils vortrage.

In die Untersuchung der Thatsachen kann Rec. sich nicht einlassen. Das Postwesen hat immer seine Geheimnisse gehabt, in welche, wie nicht allein der Vf. S. 2 sagt, sondern auch von jeher versichert worden ist, selbst nur wenige Postofficianten eingeweiht sind. Man muss sich daher nur an die unleugbare Erscheinung halten, dass die öffentlichen Klagen über hohes Briefporto, über Postzwang, über die Umkehrung des wahren Verhältnisses zwischen der Postanstalt und dem Publicum seit der Zeit, da die allgemeine taxische Post durch Staatsposten verdrängt wurde, immer lauter und dringender geworden sind. Diese Erscheinung ist vorhanden, es kommt also vor allen Dingen darauf an, ob sie mit der Einführung der Staatsposten in einem unmittelbaren und nothwendigen Zusammenhange steht. Diess ist der eigentliche Punct der Untersuchung, nicht einzelne Vorwürfe, welche man sowohl den taxischen Posten als den Staatsposten machen konnte, weil sich diese durch den guten Willen der Regierungen, jene aber noch leichter durch eine zweckmässig eingerichtete landesherrliche Aufsicht über das Postwesen abstellen lassen würden.

Wollte man bey der Prüfung der ganzen Angelegenheit Keinem eine Stimme zugestehen, welcher nicht in die inneren Mysterien des Postwesens eingedrungen wäre: so würde man nie eine unbefangene Ansicht von derselben erhalten können, weil nothwendiger Weise der Stimmgebende immer entweder der taxischen Post, oder einer der landesherrlichen Posten angehören müsste, und es zu viel verlangt wäre, das eigene Interesse zu verleugnen. Gleichwohl ist einmal das öffentliche Urtheil darüber aufgerufen, und es scheint auch dem Rec., dass es nicht leicht eine Staatseinrichtung gäbe, in welcher das Publicum mit solchem Recht, als in dieser, verlangen könnte, dass auf die allgemeinen Bedürfnisse und Wünsche Rücksicht genommen werde.

Der Vf. der Schrift, gegen welche die vor uns liegende gerichtet ist, hatte drey Hauptfoderungen an eine gute Postanstalt aufgestellt. *Sicherheit, Geschwindigkeit* und *Wohlfeilheit*, und damit ist denn sein Gegner einverstanden.

Aber nun sucht er zu zeigen, dass diese drey Cardinaltugenden der Posten bey der Auflösung der Reichspost und ihrer Zerstückelung in mehrere landesherrliche Postanstalten eben so gut geübt werden könnten, als von einer über ganz oder halb Deutschland sich erstreckenden gemeinschaftlichen Anstalt des deutschen Bundes oder Reichs, oder wie endlich das Band heissen soll, welches dem deutschen Volke eine so unentbehrliche Einheit versprechen wird. Wir wollen ihm hierin etwas ins Einzelne folgen.

Mit der *Sicherheit* ist der Vf. geschwind fertig. Er meint (S. 17), diese könne ohnehin gegen jede Gattung von Gewalt Niemand verlässiger und kräftiger gewähren, als diejenige Macht, in deren Hand Gesetzgebung, Polizey, und überhaupt alle Mittel und Anstalten zur Handhabung der öffentlichen und Privat-Sicherheit in dem Staate beruhen. Die Zerstückelung

(welche der Natur der Sache nach, wegen des verwickelten Rechnungswesens mit den Nachbarn und wegen des nöthigen Umpackens der Briefpackete und Poſtwagen, ein zahlreiches Perſonal fodern), und allem, was ſonſt noch zur vollſtändigen Einrichtung und Abſtufung der Behörden gehört, zerſtückt wird, und daſs im letzteren Falle faſt dieſelben Koſten zwölfmal verurſacht werden, welche jene nur einmal nöthig hat.

Bey dieſer ganzen Betrachtung werden überhaupt zwey ſehr verſchiedene Fragen mit einander verwechſelt, nämlich 1) die: Welche Art der Poſtverwaltung *kann* in einem gegebenen groſsen Lande, welches aber in mehrere verbündete Staaten getheilt iſt, die gröſsere Wohlfeilheit gewähren, diejenige, welche ſich über alle dieſe Staaten ausbreitet, und einer theils gemeinſchaftlichen Aufſicht ſämmtlicher Bundesländer, theils beſonderen Aufſicht der einzelnen Regierungen unterworfen iſt, oder eine ſolche, welche von jedem einzelnen gröſseren oder kleineren Lande unabhängig aufgeſtellt wird? Und 2) die Frage: Welche Einrichtung der Poſten *hat* der That nach für diejenigen Länder, in welcher ehemals die taxiſche Reichspoſt beſtand, im Ganzen die gröſsere Wohlfeilheit wirklich gewährt, die taxiſche Poſt, oder die neuen Territorialpoſten? Man muſs aber dieſe Fragen ſehr von einander unterſcheiden, Denn wenn auch die letzte gewiſs allgemein zum Vortheil der taxiſchen Poſt beantwortet wird: ſo kommt es doch bey einer ſtaatswiſſenſchaftlichen Erörterung der Hauptfrage eigentlich nur auf die erſte an. Die Hauptfrage nämlich iſt wohl keine andere als die: *Hat das geſammte deutſche Publicum Urſache zu wünſchen, daſs das Poſtweſen wieder, wie ehemals, etwas Gemeinſchaftliches für alle, oder doch die meiſten der deutſchen Länder werde* (welchen Wunſch der Gegner unſeres Vfs. ausgeſprochen hatte), oder *werden ſeine gerechten Foderungen durch die neuen Territorialpoſten im Ganzen beſſer und vollſtändiger befriedigt?* Und dieſe Hauptfrage muſs wohl in Rückſicht auf Wohlfeilheit ganz unbedenklich zum Vortheil der Gemeinſchaftlichkeit dieſer Anſtalt, oder mit anderen Worten, zum Vortheil der taxiſchen Poſten entſchieden werden. Der Vf. kann dieſs ſelbſt nicht verbergen, indem er die gröſseren Koſten der zerſtückelten Poſtverwaltung S. 38 zugeben muſs; er ſucht aber dem daraus zu ziehenden Schluſſe dadurch auszuweichen, daſs er behauptet, das fürſtlich taxiſche Haus habe dieſen Vortheil nicht benutzt, ſondern ſich durch die übertriebenen Dienſteinkünfte der Oberpoſtämter deſſelben wieder beraubt, auch ſelbſt zu groſsen Gewinn von den Poſten zu ziehen geſucht. Auf dieſe beiden Puncte kommt indeſſen durchaus nichts an, weil nicht allein der Gewinn, welchen die Familie des Stifters der deutſchen Poſten von denſelben hatte, mit den unglücklichen Finanz-Speculationen, welche in den neueren Zeiten mit den Territorialpoſten gemacht worden ſind, gar nicht in Vergleich zu ſetzen iſt, ſondern auch bey einer Wiederherſtellung der Reichsposten als gemeinſchaftliche Anſtalt des geſammten Deutſchlands durch beſtimmte Verträge und Vorſchriften alle jene unnöthigen Urſachen der Vertheuerung gar leicht entfernt werden könnten.

Vergebens beruft ſich der Vf. am Schluſſe ſeiner Schrift hiebey auf das Beyſpiel mehrerer norddeutſcher Staaten, welche lange vor Auflöſung des deutſchen Reichs, und vor der Anwendung des rheinbündiſchen Souveränetätsſyſtems auf die Poſten, eigene Landespoſten gebildet hatten, und fragt: Warum ſollte denn nur der ſüdliche Theil von Deutſchland ohne taxiſche Poſten nicht beſtehen können, nachdem ſich der nördliche Theil bey der Entbehrung derſelben ſchon ſeit Jahrhunderten wohl befunden hat? Von einem ſüdlichen und nördlichen Theile Deutſchlands iſt hier wohl gar nicht die Rede; und wenn es für das Ganze wünſchenswerth erſcheinen dürfte, eine gemeinſchaftliche Poſtanſtalt zu beſitzen: ſo würden ſich dieſe Wünſche eben ſo gut über das nördliche Deutſchland erſtrecken, als über das ſüdliche. Was das Wohlbefinden des Publicums bey den eigenen Anſtalten betrifft: ſo iſt davon früher eben nicht viel Rühmens geweſen, und die Zeiten ſind ſo gar fern nicht, da über die preuſſiſchen Poſten faſt dieſelben Klagen, der *Art* nach, geführt wurden, welche neuerdings über manche neue Territorialpoſt gehört wurden, nur daſs dieſe freylich in einem *Grade* erregt worden ſind, bey welchem alle früheren ähnlichen gänzlich in Vergeſſenheit gerathen konnten.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

Ökonomie. *Leipzig*, in Commiſſion b. Hemmerde und Schwetſchke: *Tägliches Taſchenbuch für Landwirthe und Wirthſchaftsverwalter auf das Jahr* 1815, von dem Herausgeber des praktiſchen Land- und Haus-Wirthes (*G. H. Schnee*, Prediger zu Scharton und Nigriſt unweit Burg). 136 S. 8. (18 Gr.)

An Zweckmäſsigkeit ſteht auch dieſer Jahrgang ſeinen Vorgängern nicht nach, und für ſeine Brauchbarkeit bürgt der Beyfall, den dieſes Taſchenbuch bey denkenden Ökonomen bisher gefunden hat. Die erſte Hälfte deſſelben enthält die nämlichen Rubriken, die in den vorherigen Jahrgängen vorgekommen; nur iſt ſie noch mit einigen Seiten zur Anzeichnung des Tagebuchs vermehrt, und die Wirthſchaftserfahrung, ſo wie die Entfernung der wichtigſten Städte Deutſchlands, haben bedeutende Vermehrungen und Verbeſſerungen erhalten. Die zweyte Hälfte enthält: I. Kurze und deutliche Anleitung für Landwirthe, ihre Felder und Wieſen ſelbſt auszumeſſen. (Hiezu das Titelkupfer.) II. Das Wetterglas oder Barometer. III. Die natürlichen Wetter-Verkündiger. IV. Allgemeine Bemerkungen über die Annahme und Einrichtung einer Pachtung. V. Wirthſchaftserfahrungen, ſind berichtiget und vermehrt worden. VI. Wie viel Pfund Brod muſs der Bäcker von einer nach dem Gewichte gegebenen Quantität Mehl liefern? VII. Verſchiedene Längen- und Flächen-Maſse. VIII. Gedrängte Überſicht der Maſse, Münzen und Gewichte der vorzüglichſten Städte Deutſchlands und der übrigen europäiſchen Länder. IX. Entfernung der wichtigſten Städte Deutſchlands u. ſ. w. nach den gewöhnlichen Poſtangaben. — Auch dieſe Rubrik iſt ſehr verbeſſert und vermehrt worden. X. Intereſſe-Rechnungen. XI. Verzeichniſs der wichtigſten Meſſen, Vieh- und Woll-Märkte.

— r —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *Beleuchtung der vor Kurzem erschienenen Schrift: Patriotische Wünsche, das Postwesen in Deutschland betreffend* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Als das Postwesen in Deutschland entstand, und noch mehr, als man gewahr wurde, zu welcher reichen Quelle sicherer Einkünfte dasselbe werden könne, konnte man über die eigentliche Natur seines Verhältnisses zur Staatsgewalt nicht einig werden. Bald sollte es kaiserliches Reservat, bald reines landesherrliches Regal seyn. Die mächtigeren Reichsstände zogen sich auch hier aus dem Reichsverbande heraus, und manchem minder Mächtigen gelang ein Gleiches. Aber durch alles dieses kann das eigentliche Wesen der Postanstalt nicht verändert werden, welches immer ein blosser bürgerlicher Vertrag der Einzelnen mit dem Postinstitut bleiben wird. Nur dass ohne Genehmigung des Staats sich keine Anstalt für öffentlich beglaubigt oder gar für die Einzige ausgeben kann, welche das Fortschaffen der Briefe, Pakete und Personen zu regelmässigen Zeiten übernimmt. Auch die vom Staate genehmigte und privilegirte Post sollte die Freyheit der Einzelnen, ihre Briefe und Pakete durch Boten, Reisende, Fuhrleute, Schiffer u. dergl. fortzuschaffen, nicht beschränken dürfen, wie sie denn auch diess niemals zu ihrer Erhaltung, sondern immer nur dann nöthig hat, wenn sie das Porto höher treiben will, als zu ihrer Erhaltung und einem billigen, immer im Ganzen noch sehr ansehnlichen Gewinn erfoderlich ist. Dem Verkennen dieser Grundsätze haben wir den Postzwang zu danken, welcher schon im preussischen *allgemeinen Landrecht* Th. II. Tit. XV. Abschn. IV. §. 141—288 aufgestellt ist, und seitdem hie und da immer noch verschärft worden ist. Je schärfer aber dergleichen Verordnungen sind, desto weniger werden sie gehalten. Durch die Verordnungen, dass Reisende keine Briefe bey sich führen sollen, die ihnen oft so nothwendig sind, dass Pakete unter vierzig Pfund nur mit dem Postwagen versendet werden sollen, entsteht ein neuer kleiner Krieg von Plackerey auf der einen und Betrügerey auf der anderen Seite, zu welchem sich auch sonst rechtschaffene und redliche Leute berechtiget glauben, weil Jeder fühlt, dass die Regierung hier die natürliche Freyheit auf eine unbillige Weise einschränken will.

Dass nun eine Privatanstalt, wie die fürstlich taxische ihrem Wesen nach immer blieb, weder so leicht zur blossen drückenden Finanz-Speculation gemissbraucht, noch mit solchen Beschränkungen der Freyheit verknüpft werden könne, liegt vor Augen, und eben so klar ist es, dass eine Privatanstalt ihre Zwecke desto besser erfüllen, die Postcurse desto mehr nach den Bedürfnissen des Verkehrs einrichten könne, je grösser der Länderumfang ist, über welchen sie sich ausbreitet. Es muss einem Jeden einleuchten, dass es leichter seyn wird, eine Privatanstalt zu Erfüllung ihrer Verbindlichkeit anzuhalten, als gegen die Regierung selbst, wenn sie sich selbst mit dem Postwesen identificirt hat, den Schutz der Gesetze zu finden.

Die Vertheidiger des Systems der Territorialposten mögen daher sich noch so viel Mühe geben, Vorzüge dieser neuen Einrichtungen vor den ehemaligen Reichsposten aufzuzeigen: die öffentliche Meinung, der Wunsch des Publicums wird doch immer für diese letzteren sprechen. Alles Gute der Territorialposten kann durch Verabredungen und landesherrliche Aufsicht gar leicht auf die taxischen gemeinschaftlichen Posten übergetragen werden, in den Territorialposten hingegen kann es sich nur durch Verträge mit den Nachbarn erhalten, welche durch Launen und Missgriffe einzelner Regierungen nur zu oft vereitelt werden können.

Je ausgedehnter die Postanstalt ist: desto grösseren Überschuss wird sie auch bey mässigen Taxen abwerfen können, wenn ihr eine zweckmässige und einfache Organisation gegeben wird. Rec. will auch nicht in Abrede stellen, dass es, von der finanziellen Seite betrachtet, in unseren überall geldbedürftigen Zeiten vielleicht eine der besten öffentlichen Abgaben ausmachen könne, welche immer fliesst, nie Rückstände zulässt, und aus den allerkleinsten Beyträgen des schreibenden Publicums, also gerade der sonst am wenigsten belasteten Stände, zusammen kommt. Es wäre aber wohl so schwer nicht, auch bey einer für ganz Deutschland oder einen grossen Theil desselben gemeinschaftlichen Postanstalt diesen Zweck beyzubehalten, und die Posttaxen so einzurichten, dass ein bestimmter Theil des Überschusses entweder in die landesherrlichen Cassen, oder in eine dem ganzen verbündeten Deutschland gemeinschaftliche Casse abgeliefert werden könnte. Das Publicum würde dabey immer noch gewinnen, und weder die Landesherren noch der Hr. Fürst von Taxis etwas verlieren.

Es giebt aber allerdings auch einen höheren Gesichtspunct, aus welchem die Post als Bindemittel eines höheren geistigen Verkehrs erscheint. Sie bringt

eine Lebhaftigkeit in dasselbe, dessen sich die Völker des Alterthums nicht erfreuen konnten, und was man auch zum Nachtheile unseres Journal- und Zeitungs-Wesens sagen mag, so wird doch dieser schnelle Umlauf der Gedanken immer als ein Haupthebel der neueren Cultur betrachtet werden müssen. Aus diesem Gesichtspuncte wird die Gemeinschaftlichkeit der Postanstalt für alle deutschen Länder doppelt wünschenswerth. Man weiss, wie ehedem der literarische Verkehr im Reiche gesetzmässig begünstigt war, und wie er durch das Territorialsystem der Posten gelitten hat. Gewiss würde aber auch hierin der Hr. Fürst von Taxis nicht nur die alten Vorrechte wieder eintreten lassen, sondern auch diesen Vorzug der Reichsposten vor den Territorialposten durch neue Bewilligungen zu erhöhen geneigt seyn. P. G.

GRIECHISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Eberhart u. Dufart, u. LONDON, b. Black, Parry u. Comp.: *De l'emploi des conjonctions suivies des modes conjonctifs dans la langue Grecque.* 1814. XXIV u. 269 S. 8.

Ein französisches Buch über griechische Grammatik ist eine in geraumer Zeit nicht erlebte Erscheinung, gewiss unerwartet einem Jeden, der da weiss, wie kläglich die philologischen Studien seit fast einem Jahrhundert, vornehmlich aber in unseren Tagen, verwahrloset würden in dem Lande, das denselben vor Alters Heroen geschenkt, wie *Scaliger*, *Casaubonus*, *Salmasius*. Eben darum aber darf auch ein solcher Versuch begehren freundlich und nachsichtig aufgenommen zu werden von denen, die seltener Sinn oder günstigeres Geschick erhalten hat im stetigen Besitz der dort beynahe verlorenen Wissenschaft. So wollen wir denn auch an das vorliegende Buch nicht die Forderungen thun, die wir an ähnliche von Landsleuten thun dürften; wir wollen es nicht herabsetzen durch Vergleichung mit dem, was unsere Literatur etwa Gründlicheres und Umfassenderes über denselben Gegenstand hervorgebracht hat: sondern es soll uns willkommen seyn, weniger um sein selbst willen, als weil wir es für ein Unterpfand nehmen dafür, dass auch in Frankreich ein Geist ernster und verständiger Forschung wieder aufleben wird auf Gebieten, die nicht im Bereich aller Welt liegen.

Der Vf., der sich weder auf dem Titel noch unter der Vorrede genannt hat, ist Hr. *Maximilian Séguier*, aus Beauvais. In seiner Jugend auszuwandern genöthigt, verdankt er es den freudlosen Tagen der Verbannung, dass er *Ruhnken* und *Luzac* gehört; eine spätere Reise durch Deutschland nach Russland hat ihm die Bekanntschaft der vornehmsten deutschen Philologen verschafft; der hoffnungslose Zustand, worin er bey seiner Rückkehr sein Vaterland antraf, und die achtungswerthe Strenge seiner Grundsätze haben ihm unter der vorigen Regierung fern gehalten von dem öffentlichen Leben, wozu er durch Geburt und Fähigkeit berufen schien. So ist ihm der Reiz und die Musse geworden, viele Jahre fast ausschliesslich jener Liebe zur alten Literatur zu leben, die schon zwey seiner Ahnen berühmt gemacht hat, den Kanzler Peter Séguier und den Bischof von Coislin. Seine erste Arbeit war eine Übersetzung von *F. A. Wolf's* Darstellung der Alterthumswissenschaft, im *Magazin encyclopédique*; seine zweyte, die gegenwärtige, wird auch vermuthlich seine letzte seyn, indem die endlich zu Stande gekommene neue Ordnung der Dinge auch seine Thätigkeit für die Administration in Anspruch genommen hat.

In der Vorrede, ziemlich weit ausholend, erörtert der Vf. zuvörderst das Verhältniss des syntaktischen Theils der Grammatik zu dem etymologischen. (*Il est vrai que les termes syntactiques n'ont rien de commun avec cette partie brillante de l'intellect, qu'on nomme la perception, qui reçoit les objets du dehors, et les présente à l'esprit: l'étymologie est son seul représentant dans le discours. Mais il est une partie plus sérieuse et plus noble de l'entendement, que les philosophes appellent le jugement. C'est lui qui, recevant de la perception les objets qu'elle lui présente, les réunit, les compare, et par son action, les détermine d'une manière invariable. Il n'a point la faculté d'acquérir; mais il dispose, classe et ordonne tout ce que sa devancière a préparé. Or, c'est avec cette partie de l'entendement que la syntaxe a un rapport constant; ou plutôt, c'est elle qu'elle représente dans le discours. En sorte que le discours est l'image la plus parfaite de l'esprit humain: la perception dans l'étymologie; et la logique dans la syntaxe: ensorte encore que l'étude de la syntaxe est la plus parfaite logique, et le moyen le plus sûr, si on l'approfondissoit, de pénétrer les obscurités de l'esprit dans la marche du raisonnement.* S. X u. XI.) Dann zeigt er, woher es gekommen, dass die griechische Syntax lange vernachlässiget geblieben, während die lateinische gleich beym Wiederaufleben der alten Literatur vielfach und glücklich bearbeitet worden. (*Les grands hommes qui, dans le quinzième et seizième siècle, ont ranimé en Europe les muses grecques et latines; par le choix qu'ils ont fait de la dernière de ces langues pour se communiquer leurs pensées, se sont vus forcés à en étudier la syntaxe, à substituer aux constructions barbares qui avoient régné dans le moyen âge, les tournures plus correctes des temps de la pure latinité. Les conjonctures ont fait que la langue grecque a eu un sort tout différent. La langue latine étoit alors tout à fait éteinte: d'autres langues nées d'elle, mais entièrement étrangères pour la syntaxe, comme pour les principes, régnoient dans les pays où elle avoit été parlée. Dans la vue de la ranimer, on n'a pas eu plus d'effort à faire, en puisant aux bonnes sources, que si l'on s'étoit arrêté aux temps de la décadence. Cela joint à la nécessité qu'avoient presque tous les écrivains de se servir de cette langue, en a fait étudier soigneusement les plus petites parties, et dans les meilleurs modèles. La langue grecque, au contraire, vivoit encore à cette époque, défigurée, il est vrai, et plus méconnoissable dans sa syntaxe que dans son étymologie même; mais, quoiqu'il en*

soit, elle vivoit, comme elle vit aujourd'hui: elle n'avoit pas été remplacée comme la latine, par d'autres langues différentes de sa tournure et de son esprit: et ceux qui essayèrent de la restaurer et de rappeller, dans leurs écrits, Platon et Démosthènes étoient pris parmi ces mêmes grecs, déja imbus et gâtés par l'usage de leur συνήθεια. Aussi ont-ils écarté de leur nouvel hellénisme tout ce qui étoit grossièrement choquant, mais ils y ont conservé des vices de construction d'autant plus funestes qu'ils sont moins sensibles. Quant aux Européens occidentaux, ils n'en ont fait en général qu'une étude de spéculation; sauf un très petit nombre qui ont écrit en grec sans grace comme sans succès; ils ont trouvé assez d'appât et de matière dans la partie étymologique, pour y borner leurs soins. Ainsi les travaux encore précieux et justement revérés des Henri Etienne, Casaubon, Scaliger cet., ont tous eu pour objet, quand ils se renfermoient dans la grammaire, la signification des mots. S. XIII und XIV.) Die neueren Bearbeiter werden aufgezählt und beurtheilt: *Budée*, *Vigier*, *Devarius*, *Hoogeveen* (*Son zèle, soutenu par une vaste érudition, étoit malheureusement dépourvu de ce tact heureux des propriétés et des convenances de langage que j'ai loué dans Dévarius: il n'a pas su discerner ce qui appartenoit à telle ou telle construction. Voulant rappeler à une unité chimérique de valeur les mêmes particules, qui, dans diverses syntaxes, ont des emplois très différens; faisant partir de ce principe des divisions et subdivisions à l'infini, pour y faire rentrer tous les exemples bons et mauvais; il a bâti une doctrine ruineuse, parcequ' elle manque de vérité.* S. XVII.). *Zeune* und *Fischer* (*des hommes qui n'ont jamais connu que l'autorité irréfragable des exemples; dans l'esprit desquels il n'est jamais entré, que la syntaxe des langues pût être une science de raisonnement, et qu'il fallût faire précéder les exemples par une base philosophique et rationelle qui devint leur pierre de touche.* S. XVIII.). Sodann *Küster*, *Dawes*, *Valckenaer*, *Wolf*, *Heindorf*, *Buttmann* (*M. Buttmann, à qui nous devons, sans contredit, la meilleure grammaire grecque, pour la partie élémentaire, y a annexé, comme pièce de rapport, une petite syntaxe si précise dans l'exposition des préceptes, si heureusement disposée, qu'il est regrettable, qu'il ne lui ait pas donné le développement nécessaire.* S. XX.). Endlich *Matthiä* (*moins heureux dans l'exposition philosophique des principes du langage que dans l'accumulation des exemples*) und *Hermann*, dem gewünscht wird, dass er die Philosophie der Sprache aus der Sprache selbst schöpfen möchte, und nicht aus dem *Kant*. Die Arbeiten von *F. W. Reiz* und *Thiersch* bedauert der Vf. entbehrt zu haben; von *L. Dissen* war noch keine Kunde zu ihm gelangt.

In der Abhandlung selbst ist sein Gang ungefähr folgender. Wie die Verbindung zwischen Subject und Prädicat in einfachen Sätzen vermittelst des Verbum Substantivum geschieht: so geschieht in zusammengesetzten Phrasen die Verbindung des zweyten Gliedes mit dem ersten vermittelst einer Veränderung des ursprünglichen Modus im untergeordneten Gliede, d. h. des Indicativs, in den Infinitiv oder das Particip, oder auch in einen conjunctiven, von einer copulativen Conjunction abhängigen Modus. Infinitiv und Particip sind wahre Nomina, der Infinitiv ein Nomen Substantivum, das Particip ein Nomen Adjectivum: beide verschmelzen daher das zweyte Glied völlig in das erste, anstatt dass der von der Conjunction abhängige Modus seinen Satz nur dem Vordersatz unterordnet; beide sind üblich bey inchoativen Verben, d. h. bey solchen, die ein anderes Verbum zur Ergänzung brauchen, und zwar das Particip bey denen, die weniger eine Thätigkeit der Seele als einen Eindruck auf dieselbe von Aussen bezeichnen, wie *fühlen*, *denken*, *sehen*, der Infinitiv aber bey denen der anderen Art, wie *ankündigen*, *befehlen*, *wollen*. Diese letztere Construction wird aber auch vertreten durch die Conjunction ὅτι mit dem Indicativ, oder, in der *oratio obliqua*, mit dem Optativ, d. h. mit einem historischen Futurum, mit einem Futurum der vergangenen Periode (*j'aimerois* = *j'allois aimer*). Die Zeiten nämlich des Indicativs zerfallen in zwey Perioden, die dermalige (*époque actuelle*) und die historische (*époque historique*). Die dermalige Periode betrachtet die von dem Verbum ausgedrückte Wirkung als vollendet, unvollendet oder zukünftig aus dem Standpunct des gegenwärtigen Augenblicks, *j'ai aimé*, *j'aime*, *je vais aimer* (oft = *j'aimerai*); die historische betrachtet dieselbe Wirkung in denselben Zeitabtheilungen für einen vergangenen, aber bestimmten Augenblick, *j'avois aimé*, *j'aimois*, *j'allois aimer* (= *j'aimerois*). Beide zu verbinden dient der Aorist, der die Wirkung des Verbums in einer vergangenen, aber unbestimmten Zeit anschaut, nichts weiter unterscheidend als Anteriorität und Posteriorität, damit er, ohne einen Punct in der Vergangenheit zu fixiren, dennoch zwey absolut vergangene Wirkungen als einander untergeordnet oder gleichzeitig darstellen könne: *quand j'eus écrit, je me levai*. Aoristisch ist auch gewöhnlich das Futurum: *quand j'aurai écrit, je me leverai*.

Nach den Zeiten nun der dermaligen Periode und nach dem aor. Fut. steht in dem Nachsatz der Conjunctiv, der desshalb *conjonctif actuel* heissen sollte; hingegen nach den Zeiten der vergangenen Periode und nach dem aor. Präterit. der Optativ (*conjonctif historique*). Die Zeiten beider Conjunctive sind alle nothwendig in Posteriorität gegen die entsprechenden Zeiten des Indicativs: daher die Zeiten des *conjonctif actuel* das Gepräge des Fut. tragen, und das Fut. Indicativi das Präsens des *conjonctiv actuel* vertreten kann. Daraus ergiebt sich die Construction der Conjunctionen, die eine Absicht bezeichnen. Die causalen Conjunctionen, bestimmt, die Ursache der von dem Verbum des Vordersatzes ausgedrückten Wirkung anzugeben, können das Verbum des Nachsatzes nicht posterior dem ersten setzen, also auch keinen conjunctiven Modus regieren. Die hypothetische Con-

junction hat eine vierfache Conftruction. 1) Das Dilemma, nicht die Möglichkeit des Vorderfatzes, fondern die nothwendige Folge des Nachfatzes beweifend: *εἰ εἰσὶ βωμοί, εἰσὶ καὶ θεοί.* Mit *εἰ* fteht hier das Perfectum, für welches bisweilen der Aorift eintritt, oder das Präfens; im Nachfatz nach dem Präfens das Präfens oder das Futurum, nach dem Perfectum das Perfectum, das Präfens oder das Futurum. 2) Das Dilemma für ein zukünftiges Factum, welches, einmal zugegeben, den Nachfatz als nothwendige Folge ergiebt: *εἰ ἀφίξεται, χαιρήσω.* Der Nachfatz ift affirmativ und unabhängig von der Conjunction, verträgt alfo nur den Indicativ; im Vorderfatze dagegen berechtigt die Ungewifsheit eines zukünftigen, mit der hypothetifchen Conjunction aufgeführten Factums auch zum Gebrauch der Zeiten des *conjonctif actuel* ftatt des Futurums. Dann geht aber *εἰ* in *ἐάν* über, wie denn, *ἵνα* ausgenommen, jede copulative Conjunction vor dem *conjonctif actuel ἄν* annimmt. 3) Die Annahme der möglichen Veränderung eines dermaligen Zuftandes: *εἰ βασιλεὺς εἴην, βουλοίμην ἂν δίκαιος εἶναι.* Beide Glieder erfodern den *conjonctif historique*, die Abhängigkeit aber des zweyten vom erften wird bezeichnet durch *ἄν*, welches dem *εἰ* entgegenfteht, wie im Deutfchen dem *wenn* ein *fo: wenn ich König wäre, fo wollte ich gerecht feyn. ἄν* mit dem Optativ vertritt auch ein Futurum, vermöge einer Art Urbanität, die auch im Franzöfifchen *je voudrois* gebraucht für *je voudrai.* Sonft hängt *ἄν* mit dem Optativ immer an einem Vorderfatz *εἰ* mit dem Optativ, fey diefer Vorderfatz nun wirklich vorhanden, oder ausgelaffen, oder irgendwie verkleidet. 4) Die hypothetifche Conftruction des Bedauerns (*du regret*), wie die vorige die des Wunfches heifsen könnte: *εἰ* mit den hiftorifchen Zeiten des Indicativs im Vorderfatze, und diefelben Zeiten oder der Optativ mit *ἄν* im Nachfatze. Denn für diefe Hypothefe haben die Griechen keine Zeiten mehr im hiftorifchen Conjunctiv, weil deffen Zeiten alle der dritten eigen find: fie nehmen alfo die hiftorifchen Zeiten des Indicativs zu Hülfe, und machen diefelben zu *conjonctifs antérieurs.* Der Nachfatz aber enthält diefelben Zeiten mit *ἄν*, wenn die Folgen der Suppofition mit der Suppofition felbft aufhören; den Optativ mit *ἄν*, wenn diefe Folgen fortdauern: *εἰ μικρὸν ὑστέρησα, οἴκοι οὐ συνέτυχον ἄν. εἰ ἔψαυσας, κλαίοις ἄν.* Umgeftaltungen des Vorderfatzes und Nachfatzes finden auch hier Statt, und find um fo mifslicher, als *ἄν* mitunter ausgelaffen wird. Indefs darf das nur gefchehen, wo *εἰ* in dem Vorderfatze bleibt; wie umgekehrt *εἰ* nur dann fehlen kann, wenn der Nachfatz fein *ἄν* hat.

Mit diefer vierten hypothetifchen Conftruction hängt zufammen die Verbindung der Conjunctionen, die eine Abficht bezeichnen, mit hiftorifchen Zeiten, die dann ebenfalls *conjonctifs antérieurs* werden. *εἰ ταῦτα μὴ ἐμαρτύρησεν, ἐξήτησεν ἂν με τὸν παῖδα τὸν γράφοντα τὰς μαρτυρίας, ἵνα μηδὲν δίκαιον λέγειν ἐδόκουν, εἰ παρεδίδων.* Ferner werden die *conjonctifs antérieurs* mit der Conjunction *εἴθε* verbunden, welche, mit ihnen, das Bedauern ausdrückt, mit dem Optativ aber den Wunfch.

Die Zeitconjunctionen endlich find doppelter Art. Die einen, *ὅτε, ὁπότε, ἐπεί, ἐπειδή,* regieren den Indicativ, nur dafs fie, vermöge einer den Attikern eigenen, fchon von Demofthenes aufgegebenen, Figur hin und wieder auch mit dem Optativ vorkommen. Sie dienen vornehmlich die Aoriften einander entgegenzufetzen, fowohl die Aoriften der Vergangenheit, *ὅτε εἰσῆλθεν, ἐξῆλθον*, als die Aoriften der Zukunft: in welchem letzteren Falle jedoch an die Stelle des Indicativs allgemein der *Conjonctif actuel* tritt, und *ὅταν, ἐπειδάν* für *ὅτε, ἐπειδή.* Die anderen Zeitconjunctionen gehören dem Nachfatz an, und knüpfen untergeordnete Phrafen an den Vorderfatz an. Diefe regieren natürlich einen conjunctiven Modus: welchen von beiden, beftimmt fich nach den Zeiten des Hauptfatzes. So *πρίν* und *ἕως.*

R. M. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Paris,* b. Pélicier: *Moïna,* ou *la Villageoise du Mont Cénis:* par *Joseph Buonaparte.* Imprimé en l'an VII, réimpr. 1814. 103 S. 12. (8 Gr.)

Ein Mädchen, Moina, in einer durch den Eisgang verfchütteten Mühle bey Leben geblieben, wird von ihrem Geliebten für umgekommen gehalten, verzweifelnd ftürzt er fich in den eisbedeckten Strom, erwacht in Moinas Armen in der Mühle, zwey Monate bleiben fie da unten ohne Licht zu haben, das ihnen endlich ein Zufall verfchafft, dann leben fie noch eine lange Zeit in diefem Grabe fort, die Gefellfchaft vermehrt fich durch eine Frucht diefer Liebe, eine Schlacht verbreitet Feuer um fie her, der Jüngling fchwimmt mit feinen beiden Befitzthümern aus dem brennenden Schutzwinkel den Strom entlang, wird beym Schlachtgewühl ausgeworfen, mit dem Getümmel fortgefchleppt, von Moina getrennt, und natürlich zuletzt mit ihr vereint, wo fie denn ihre Trauung nachfeyern; diefs ift der Inhalt diefes Idylls, das fich angenehm lieft, dem man die Unwahrfcheinlichkeiten in der ganzen Situation nicht zu ftreng nachrechnen mufs, weil fie doch keine Unmöglichkeiten find, und das endlich durch den Namen des Vfs., der einige leife Beziehung auf feine Lage, und die Geftalt feines Bruders felbft, als General in Italien, hineingewebt hat — vielleicht am meiften interefsirt. — us.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1815.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Leipzig, b. Weygand: *Johann Arnold Kanne's System der indischen Mythe(n)*, oder Chronus und die Geschichte des Gottmenschen in der Periode des Vorru(ü)ckens der Nachtgleichen. Nebst einer *Übersicht des mythischen Systems*, als Beylage an den Verfasser von *Adolph Wagner*. 1813. 611 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Zwey bekannte Schriftsteller, von einerley Geiste getrieben, treten in diesem Werke als liebende Freunde auf, von welchen der Eine dem Anderen mit frommer Rührung die Bruderhand reicht. Hr. *Wagner*, welchem das Buch zugeeignet worden, übernahm nicht nur dessen mühsame Correctur, sondern begleitete es auch mit der auf dem Titelblatte angegebenen Beylage, und mit anderen Zusätzen, welche eine Anmerkung hinter der Vorrede aufzählt. Beide Freunde bewundern sich gegenseitig nicht ohne Grund ob ihrer Forschungen und Gelehrsamkeit, indem wir viel Wahres von ihnen gesammelt, viel Neues ausgeforscht finden. Wenn sie sich aber einander als den Resonanzboden der Weltharfe darstellen, welchem die aus fernen Sphären vernommene Musik zu verkünden Religion sey: so müssen wir bekennen, dass uns eine gelehrte Schwärmerey ungleich mehr Irriges und Verwerfliches unter die Wahrheit gemischt zu haben scheint. Statt dass sie, der schaffenden Gottheit gleich, welche die widerstreitenden Theile des Chaos aus einander sondert, bevor sie daraus eine Weltordnung schuf, zuvor den ursprünglichen Charakter und die allmähliche Ausbildung des mythischen Gewebes bey jedem einzelnen Volke ergründen, und was im Verlaufe der Zeit durch den Verkehr mit fremden Völkern in der heimischen Mythologie einer jeden Nation verändert und hinzugefügt worden, sorgfältig scheiden sollten: ziehen sie eine witzelnde Synthese und Amalgamirung der verschiedenartigsten Ansichten über gleiche Gegenstände einer scharfsinnigen Analyse und philosophischen Scheidekunst vor, und setzen, ganz im kindlichen Geiste der Mythendichter, welche über den realen Zusammenhang des Alls schon grübelten, ehe sie noch das Einzelne nach Ursache und Ursprung historisch und erfahrungsmäsig erforscht und begriffen hatten, ein ideales All - Eins aus den Mythologieen der verschiedensten Völker zusammen, bevor sie die verschiedenartigen Theile aus einander gesondert haben. Daher bringen sie denn auch, indem sie bey der Begründung ihrer Synthesen immer gleich grundlos verfahren, bey der höchsten Consequenz in allen ihren Folgesätzen, nichts als ein Gewebe der sonderbarsten Hypothesen heraus, wodurch der Wissenschaft mehr geschadet als genützt wird. Nach dem Grundsatze, dass die Sprache und ihre organischen Elemente Hauptquell und Forschungsmoment in der Mythologie sey, weil in ihr die Überlieferung niedergelegt worden, und mit ihr sich das Symbol, wie sie sich mit ihm, ergänze, streben sie, die aufgestellten Hypothesen durch Etymologie und Vergleichung der ersten Sprachelemente zu begründen. Aber diese Etymologie ermangelt auf gleiche Weise, wie das Philosophiren über die Mythologie selbst, fast aller vernünftigen Regel, und wird meist auf einen mehr irre führenden, als zur Wahrheit leitenden Gleichklang der Wörter, wenig oder gar nicht auf eine historisch erwiesene Analogie der Sprachenbildung gegründet. Jede bloss zufällige Ähnlichkeit wird für wirkliche Übereinstimmung genommen, und dadurch die Beweisart eben so lächerlich, als die Behauptung, welche durch sie bewiesen werden soll. Niemand glaube, dass der Vf. alle die Mythen der im Buche angeführten Völker in ihrem Wesen erforscht habe: denn so wenig aus der vergleichenden Etymologie aller dem Vf. mehr oder weniger bekannt gewordenen Sprachen seine Kenntniss derselben hervorgeht; so sehr sich vielmehr aus den ärgsten Missgriffen aller Art seine Unbekanntschaft mit ihrem Charakter beurkundet: so wenig darf man aus dem Herumschweifen in allen verschiedenen Völkersagen auf eine gründliche Kenntniss derselben schliessen. Statt für wahres Wissen und belehrende Gründlichkeit zu zeugen, erscheinen vielmehr die mannichfaltigen Belege aus den Sprachen und Sagen aller Völker alter und neuer Zeit als ein Prunken mit überall zusammengestoppelter Gelehrsamkeit, die nur zu einer seichten Oberflächlichkeit führt, und die Zeit zu bedauern nöthigt, welche auf deren Erwerbung verwendet worden. Darum findet der Kenner auch fast auf jeder Seite des vorliegenden Buches Spreu, welche der leiseste Anhauch verweht. Es mag genug seyn, die Stellen, worin der Vf. über seinen eigenen und seines gelehrten Freundes Namen commentirt, als Proben von der Verfahrungsweise anzuführen, nach welcher der Vf. überall Identitäten findet.

Bey der Grundform *kan* wird §. 193 die Bedeutung des Erkennens, Schauens und Zeugens zum Grunde gelegt, woraus §. 209 die drey anderen Bedeutun-

gen des Wortes, als Auge, Becher und Hand, abgeleitet werden. *Wissen, Kennen*, heisst es in der 204 Anmerkung S. 350, bedeutete eigentlich *Gan, Gaen, Kian*, vom sanskr. *kiena*, Wissenschaft, deutsch *kennen*, Hesych. κονωεῖν, κοννεῖν, einsehen, wissen, κονεῖν, inne werden, κοννοῦσι, sie erkennen, verwandt mit γνώω, *gnosco*; 2) versammeln, weil nur das Schauen mit Gott wieder vereinte, und die Wesen im All versammlete (§. 66), auch schon in der Sprache *wissen, begreifen*, vereinigen und versammeln, Ein Wort war (§. 13. vrgl. §. 160). So wird S. 379 John *Gand*-hari abgeleitet vom pers. *kondy*, Becher, sanskr. *kandha*, griech. κανθαρος, österreich. *Kandel*, Trinkgefäss, κονδυλος, die Faust, deutsch die *Hand*, lat. *pre-hendo*, mit der Hand ergreifen, lat. med. *guantus*, franz. *le gant*, der Handschuh, *guanterius*, *le gantier*, der Fingerringe macht; pelv. (weil von der Hand die Worte für verfertigen, arbeiten, machen kommen) *kand*, er hat gemacht, *kandan* arbeiten, deutsch *handeln*, *t* wie *s* gesprochen, lat. *ansa*, Handhabe, afric.-fetuisch: *ensa*, kaffar. *fansa*, Hand (vgl. 255). Dazu wird dann die Anmerkung 215 gemacht: Mit der Bedeutung Auge (soll *Hand* heissen) und Becher hat diess Wort zugleich auch die des *Auges*: denn κανθος heisst Auge, Augenwinkel, und bey Hesych. Augenkreis. — In der Grundform *kan* heisst sanskr. *kanna* das Auge, pers. und hebr. עין *gain*, Auge und Quell, Hesych. χυνις, die Hand, deutsch Kanne, Weingefäss, und weil, wie schon *Leibnitz* bemerkt hat, die Worte für Trinkgefäss zugleich die für Schiff sind (wie σκυφος, σκαφη), so hier in den verschiedenen Formen *kan*, *kandel*, *kandar*, nämlich in *Kahn* und *Kanon*, *Gondel*, κανθαρος, von denen letzteres in der gewöhnlicheren Bedeutung Trinkgeschirr heisst. S. 525. §. 255 heisst es ferner: Wie das Wort *Hand* in seinen Ableitungen im Persischen der Zauber hiess (Panth. 374): so kommt κανδαυλος, κανδοῦλος, der Betrüger, von κονδυλος, *kandy*, die Hand. Ferner S. 342 f. §. 191: In der Form *Andeh*, in welcher Andra die Pupille des rechten Auges genannt wird, kommen noch vor: *Andi*, ein Fluss im Marattenstaat, Hesych. ἀντος, der Eurus, ἀνται, Winde (ἀντας· πνοας), ἀνδας, tyrrhenisch der Nordwind (*aquilo* als *aquila*), und in derselben Sprache ἀντας, *aquila* (*anas*, *atis*, deutsch *Ant*, *Ente*, *anser*, hochdeutsch *Gans*, plattd. *Gante*, german. bey Plin. *Ganta*, daher angels. *ganote*, ein Wasserhuhn). Mit Labialdig. *ventus*, deutsch *Wind*, und jene Namen Nara-*Windhia*, der Fluss *Windhia* (§. 180), *Banta*, die Mutter des *Geyers Garudha* (§. 123). In der Dentalform: *Sentu*, *Sund*, *Sundhu*, der Fluss Indus, und wie hievon die Indier *Sindhu* heissen, so von *ent* in der Gutturalf. (wie *ans*, Gans, Gante) die *Gentiven*, *Gentoos* (das man freylich durch Heiden, *gentiles*, erklärt, als Name, der von den Portugiesen herkomme). Auch ist ähnlich, wie Windhia-Indhu, ein Strom *Bindu* genannt u. s. w.

In gleichem Geiste heisst es S. 346: Was Jahno schon in der Bedeutung, wird er, gleich Indra, auch durch den Namen; ja dieser war (wie schon im Panth. 524, vergl. 272, bemerkt ist) die Grundform von dem des *Inder* (daher Janus Mutter *Entoria* und sein Sohn *Annus*). Denn *Ant*, *And* kommt von *ahn*, *an*, ἀνεμος, sanskr. *anhuma*, Wind u. s. w.; mit Labialdig. *vina*, Aeolsharfe u. s. w.; mit Guttural. χην, *la canne*, *canora*, *jonah* u. s. w. in der Bedeutung *Vogel der Luft* (Panth. 523, lett. *genys*, Specht, tyrrhen. γυις, der Kranich). Von der Gutturalform *gon*, *jonah* nun hiess der Gott Jahnu, in der dentalen *Sannu*, *Sahnu* (ebendas.). Nach jener nannten die Perser den Planeten Jahnu *Giun*, die Griechen das Land des Luftgeiers (Ägypten §. 179) *Geon*, und weil der Niger auch der schwarze Nil und Nil-il-abid hiess (§. 181), so erklärt sich sein anderer Name *Gin*, oder *Guin*, wovon das Land *Guinea*. Nach den Formen *anser*, χην, Gans, ist im Plattd. *Hans* der Anruf des Schwans, im Indischen *Hens* das Rebhuhn (*Reb-huhn* ist, wie *Rabe*, Vogel des Zanks, und auch einen zahm gemachten Raben spricht man im Westphäl. mit *Hans* an), und Sinnbild der abgeschiedenen Seele (des Luft- und Lebens-Hauchs; denn die Perser *hauchen* dem Hunde die Seele ein, dass er sie ins Paradies bringe). Und wie von der Form *ant*, *vant*, *ventus* der Name von *Banta*, der Mutter des *Geiers* Garudha, den *Wischnu reitet*, so heisst von der Grundform *An* Bramas Reitpferd, der Schwan, *Annon*. — Dazu kommt nun noch der 220 §., wo gesagt wird: Das doppelgeschlechtige *Auge*, aus dem die Gangaströme entspringen, die erkennende *Hand*, der Becher und der Brunnen (§. 191 ff.), ist auch die *Blume*, und Ravana will daher, da Schiwa beym Opfer ihm die hundertste entwendet, wie Indra den Söhnen Sagurs das hundertste Ross, sein *Auge* für diese Blume opfern. Wie Allfodur für einen Trunk aus dem Mimersbrunnen sein eines Auge zum Pfande setzen muss: so beschauete, erkannte und liebte sich Narcissus in dem Brunnen, und ward in die Blume verwandelt; ja in der Sprache hiess georg. *warthi* die Rose, sansk. *warta* Blume und Sehen, im Hebr. עין Auge und Brunnen, im Pers. Quell und Blume u. s. w. (Panth. 67). Daher die Namen der *Dryope*, der Göttin mit dem Auge der Pflanze, wenn sie die Eiche geworden war, der *Rhodope* mit dem Rosenauge, der *Leiriope* mit dem Lilienauge, die Mutter des Narcissus war (ebendas. 86. 293). Es musste also das mannweibliche Auge des Blumengottes, womit Narcissus im Brunnen sich selbst, oder seine *Schwester* liebte, auch die doppelgeschlechtige Pupille des *Luftgottes* seyn, die den Brunnen und den luftgebornen Indhustrom selbst hervorgebracht, und so hiess Indra in der Grundform seines Namens *Indhu* und *Andeh*, letzteres als männliche Pupille im Auge (§. 190 f.), in der Sprache das Auge (sansk. *andeva*) die Blume (griech. ἀνθος Panth.) u. s. w. — Auf gleiche Weise schweift der Vf., wie in allen Grundformen, so auch in der Grundform des Namens seines Freundes umher: denn es heisst im 166 §.: Der Name *Vagana* kommt vom sansk. *vahana*, malab. *vaganam*, oder *vachnam*, deutsch der *Wagen*, griech. Ϝαγαννα, der *grosse Bär*, der auch im gewöhnlichen Namen Ἅμαξα (Wagen) heisst. Die Grundform hievon ist ἄγειν, Ϝαγειν, führen, ursp. *Fahren* (wie *fahren*, *füh-*

ren und φέρειν, tragen), *Fαγυια*, deutsch *Weeg* (urspr. Fahrstrasse), lat. *axis*, Axe und Wagen, ἀμ-αξα, *currus*, lat. *ago*, führen und treiben, deutsch *be-wegen*, *wiegen*, die *Wiege*, sansk. *vagia*, einer der fährt, lat. *vagari*, herumschweifen (wie wir hiefür sagen herumfahren), lat. *vehor*, *vectus sum*, fahren, altlat. *veha*, die Strasse, oscisch *veja*, der Wagen, deutsch *Vieh*, provinz. *Viech*, Zugthier, lat. *ve-redus* (*vehiredus*), das Zugpferd, *veterinus* (*veheterinus*), lastbar. — Mythisch wird aus dem Wagen ein Schiff, aus dem Schiffe ein Schuh oder Pantoffel, woraus sich die mythische Verwandtschaft erklärt zwischen dem *Apollo Sandalius* und *Janus* in Latium, welcher daselbst nach scythischer Art aus Wagen die Stadt *Veji* erbaut haben soll. Diess war aber jene Wagenstadt des Noah, die er nach der Fluth erbaut, ehe er, als Friedensgott Janus, nach Italien kam. §. 168 f. Auch war Noahs, des Klagenden, Arche der Wagen des Todtengottes, wenn wir mit der hebräischen Sage die Erzählung des Berosus zusammenstellen, u. s. w.

Diese Proben zeigen zur Genüge, welches Geistes Kind der Vf. sey, und wir können der Mühe überhoben seyn, unser obengefälltes Urtheil durch Widerlegung einzelner Theile seines Werkes zu bestätigen. Wir schliessen daher mit einer blossen Angabe des Inhalts, welcher folgende acht Capitel umfasst: 1) Zahl: Zeit — Figur: Raum — Licht und Ton im Wort — Null und All. 2) Indische Präcessionsberechnung, Erbgut der ältesten Menschheit, schon im Mythus vom Stier Dherma. 3) Die Geschichte Gottes, als All-Eins in einfachem und doppeltem Dualismus (als Vergeistigung und Verkörperung, Metempsychose und Metamorphose), nachgewiesen in den vier Schöpfungen und Weltaltern. 4) Identität in Brama, Wischnu, Schiwa und ihren Söhnen. 5) Identität in Bramas, Wischnus und Schiwas Gemahlinnen. 6) Identität aller Erscheinungen in der Mythe von Sagurs 60000 Kindern. 7) Identität in der Mythe von Jahno oder Sannu, und in Wischnus achter Verkörperung. 8) Identität (oder Wiederkehr in einer Periode befreyter Herrscher des Sonnenwagens) in der griechischen Berechnung des grossen Cyclus und anderen griechischen Sagen.

VI — VII.

1) Berlin, b. Maurer: *Lateinisches Elementarbuch.* Eine Sammlung zweckmässiger Stellen aus den Schriften des Cicero. Von *Reinhold Bernhard Jachmann*, Director des Conradinum zu Jenkau bey Danzig. 1813. VIII u. 122 S. kl. 8. (12 Gr.)

2) Stuttgardt u. Tübingen, b. Cotta: *Lateinisch-deutsche Elementar-Übungen* für die königl. wirtembergischen Schulen, von M. *Jerem. Fried. Reuss*, Rector des Pädagogiums in Esslingen. *Erster Cursus*, Übung der Declinationen und Conjugationen und der zu ihrer Anwendung gehörigen Grundregeln. *Zweyte Ausgabe*, vermehrt mit einer zweyten Vorrede über elementarisches Lateinlernen, und mit einem Register der im ersten Cursus lexikalisch erklärten Wörter. 1814. LII u. 343 S. 8. (12 Gr.)

Zwey in ihrer Art gleich vortreffliche Bücher: so verschieden auch der Weg ist, auf welchem beide den auf dem Titel angegebenen Zweck zu erreichen suchen, da das letzte mehr für den ersten Anfänger, das erste mehr für unmittelbare Vorbereitung auf das Lesen classischer Schriftsteller berechnet ist.

No. 1 liefert eine wohlgetroffene Auswahl von einzelnen Sätzen und Lesestücken aus Cicero's Schriften, wodurch die Erklärung lateinischer Classiker am zweckmässigsten vorbereitet wird. Rec. stimmt ganz in die Grundsätze des Vfs. ein, wenn er an ein Elementarbuch der lateinischen Sprache die Foderung macht, dass alle, auch die kleinsten, Sätze und Lesestücke classisch seyen, und zugleich durch ihren Inhalt dem jugendlichen Verstande und Herzen Nahrung geben, damit die linguistischen und pädagogischen Foderungen an den Sprachunterricht einander wechselseitig unterstützen; dass ferner ihre Auswahl und Ordnung so getroffen werde, dass an den ersten Sätzen die Sprachformen, an den übrigen die Wortfügung geübt, und alsdann durch grössere Abschnitte der Schüler auf die Lectüre ganzer classischer Werke vorbereitet werden könne. Dem zufolge besteht dieses Elementarbuch aus zwey Abtheilungen, deren erste hauptsächlich zur Übung in der grammatischen Formenlehre und einigen der gewöhnlichsten syntaktischen Eigenheiten, die andere aber zur Übung in der Wortfügung und im Übersetzen dienen soll. Für den Lehrer ist jeder Satz und Abschnitt des Lesebuches in Cicero's Schriften nachgewiesen, um ihn nöthigen Falles im Zusammenhange nachlesen zu können. Für den Schüler sind in der ersten Abtheilung unter den ersten Abschnitten einige Noten hinzugefügt, welche auf *Bröders* kleine lateinische Grammatik hinweisen, ohne dass dem Lehrer und Schüler durch zu weitgehende Sprach- und Sach-Anmerkungen vorgegriffen wird. In der zweyten Abtheilung sind die Lesestücke nach wissenschaftlichen Rücksichten zusammengestellt, ohne dass der Lehrer dadurch gebunden wird, sie gerade in derselben Reihe folgen zu lassen, was vielmehr ein verständiger Lehrer nach den jedesmaligen Bedürfnissen seiner Schüler bestimmen muss. Druckfehler sind dem Rec. wenig aufgefallen; einer verstellt jedoch den ganzen Gedanken, indem im Lobe der Philosophie aus *Cic. T. Q. V*, 2 die falsche Lesart *epultrixque*, wofür *Wolf expultrixque* liest, in *epulatrixque vitiorum* verändert worden. So wie Rec. der Meinung ist, dass die kleine *bröder*'sche Grammatik auf allen Schulen, welche Grammatik übrigens eingeführt seyn mag, den Anfang machen müsse: eben so ist er überzeugt, dass dieses Elementarbuch auf allen Schulen in den niederen Classen einzuführen sey. Denn im ersten Cursus beziehen sich die Sprachanmerkungen auf die kleine *bröder*'sche Grammatik; der zweyte Cursus ist aber neben jeder Grammatik brauchbar, und macht alle übrigen Chrestomathieen, und noch mehr solche Ele-

mentarbücher überflüssig, deren buntes Gemisch von modernen und antiken, prosaischen und poetischen Sätzen dem Zwecke eines lateinischen Elementarbuches ganz widerstreitet.

No. 2 ist von uns schon in dem Jahrgange 1813. No. 59, S. 470 ff. empfohlen worden, und der schnelle Absatz der ersten Auflage, so wie die allgemeine Einführung des Buches in den königl. wirtembergischen Schulen, rechtfertigt unsere Anpreisung. Jetzt erhalten die Käufer das Buch, seiner inneren und äusseren Verbesserung und Vermehrung ungeachtet, wodurch der gleichzeitige Gebrauch der neueren und früheren Ausgabe auf keine Weise gefährdet worden, noch um den alten äusserst billigen Preis. Schon das weissere Papier und der reinere Druck empfehlen diese um mehrere Bogen stärkere Auflage vor der früheren, aber noch mehr die Abänderungen und Zusätze, wodurch der Vf. die Brauchbarkeit und den inneren Werth des Buches vermehrt hat. Die Vorrede zur ersten Ausgabe ist abgekürzt: dafür enthält aber eine zweyte Vorrede sehr weitläuftig ausgeführte, den Gebrauch des ersten Cursus und die Methode des lateinischen Elementar-Unterrichtes betreffende, Vorschläge an lateinische Elementarlehrer, welche sich auf folgende beide Behauptungen gründen: 1) die lateinischen Declinationen und Conjugationen sollen gelernt werden durch Memoriren, aber damit sey Anwendung oder Praxis durch Exponiren und Componiren verbunden; 2) die lateinischen Declinationen und Conjugationen sollen nicht durch ununterbrochenes Memoriren der ganzen Reihe der Declinations- und Conjugations-Paradigmen gelernt werden, sondern die Declination oder das Tempus, welches heute memorirt worden ist, werde morgen *exponendo*, übermorgen *componendo* angewendet und praktisch eingeübt, ehe man eine neue Declination oder ein neues Tempus der Conjugation memoriren lässt. Der Text der ersten Ausgabe ist bis auf die Verbesserungen weniger Stellen, die entweder wirklich fehlerhaft waren, oder doch besser ausgedrückt werden konnten, im Ganzen unverändert geblieben; aber die grammatischen Bemerkungen sind hin und wieder reichlicher gegeben. Durch veränderten Druck ist zwar die Seiten-, aber nicht die Paragraphen-Zahl geändert worden, und auch die Randzahlen sind bis auf eine unbedeutende Abänderung von §. 74 an dieselben geblieben. Die bedeutendste Veränderung hat die dem Texte untergesetzte lexikalische Worterklärung erlitten, worin eben ein vorzüglicher Werth des Buches besteht, indem sie einen in der Vorrede zur neuen Ausgabe bezeichneten Mittelweg zwischen den beiden Extremen darbietet, nach welchen man dem Schüler entweder durch blosse Übung oder durch Memoriren eines Wörterbuches von *Cellarius* oder *Scheller* den Wortvorrath der lateinischen Sprache beyzubringen sucht. So wenig sich die Declinations- und Conjugations-Formen einer Sprache durch blosse Übung beybringen lassen, sondern wenigstens an Einem Paradigma erlernt werden müssen: eben so wenig lässt sich der Wortreichthum einer Sprache durch blosse Übung erlernen: nur muss man nichts zur blossen Gedächtnisssache machen, was sich besser durch den Verstand einprägt. Man lasse daher nur Stammwörter, und zwar nur in ihren Grund- und Haupt-Bedeutungen memoriren, mit Hinzufügung der Rection, wo dieses nöthig ist. In Rücksicht der abgeleiteten Wortformen und Bedeutungen aber gebe man den Schülern nur eine Anleitung, wie beides, Form und Bedeutung, sich nach allgemeinen oder besonderen Sprachgesetzen abzuändern pflege, und übe dieses fleissig also ein, dass die Gedächtnissübung zugleich zu einer Verstandesübung werde. Auf diese Weise prägen sich nicht nur die Wortformen und Bedeutungen leichter dem Gedächtniss ein, sondern der Schüler wird zugleich gewöhnt, sich aus den Bedeutungen bekannter Wörter die noch unbekannten selbst zu entwickeln, ohne beständig seine Zuflucht zum geisttödtenden Nachschlagen im Wörterbuche zu nehmen. Ja, mit der Zeit wird er so fest in der wahren, und leider zu sehr vernachlässigten Kunst zu etymologisiren werden, dass er mehr, wie jeder Andere, in den Geist der Sprache eindringen, und beym Componiren für jeden Gedanken leicht die treffendsten Wörter und Redensarten unter mehreren sinnverwandten herausfinden wird: denn zu richtiger Unterscheidung mehrerer sinnverwandter Wörter ist eine vernünftige Etymologie das beste Mittel. Der Vf. hat daher zum Behufe einer etymologischen Worterlernung die Einrichtung getroffen, dass jedes Stammwort seiner lexikalischen Worterklärung unter dem Texte als solches durch Cursivschrift, jedes Nicht-Stammwort durch gewöhnliche Schrift ausgezeichnet, und jedem Nicht-Stammworte sein ursprüngliches oder auch mittelbares Stammwort beygefügt worden ist, damit der Lehrer auf eine feste und unverlierbar haftende Erlernung und Einprägung der Stammwörter dringen, und den Schüler frühzeitig anleiten und fortdauernd angewöhnen möge, die Ableitung der Wörter nach ihrer Form und Bedeutung richtig und fertig zu entwickeln. Die durch diese neugetroffene Einrichtung entstehenden Verschiedenheiten in der Worterklärung zwischen der ersten und zweyten Ausgabe werden durch die kleinen Noten zwischen dem Texte und der lexikalischen Worterklärung wieder ausgeglichen. Am Ende ist noch ein eigenes kurzgefasstes Wort-, und zum Theil auch Sach-Register angehängt. Nun wäre bloss noch zu wünschen, dass der Vf. auch ein eben so brauchbares und methodisches Hülfsbuch zum Componiren im Lateinischen ausarbeitete.

VI — VII.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JANUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Paris: *Mémoire adressé au Roi en Juillet 1814.* Par M. *Carnot*, Lieutenant-Général, Chevalier de l'ordre royal et militaire de St. Louis, Membre de la légion d'honneur, de l'institut de France cet. 1814. 91 S. 12. (8 Gr.)

Von allen, seit der Rückkehr der Bourbons in Frankreich erschienenen Staatsschriften ist die vorliegende unstreitig die bedeutendste, und zwar nicht sowohl durch ihren inneren Werth, als durch die äusseren Umstände ihrer Erscheinung, den gewichtvollen Namen des Vfs. und das vielfach erregte Aufsehen. Auch wäre es durchaus unschicklich, diese Schrift mit den zahllosen Pamphlets zusammenzustellen, welche von allen Parteyen während der letzten acht Monate in Frankreich ausgebreitet worden, und deren grösstentheils ungenannte Verfasser nur eine mehr oder minder dauernde Wirkung in der Menge beabsichtigten. Sie ist nicht als ein schriftstellerisches Erzeugniss, sondern im Gegentheil als eine persönliche Denkschrift eines ausgezeichneten, und einen angesehenen Rang im Kriegsdienste bekleidenden Staatsbürgers zu betrachten, der sich berufen fühlt, einer neuen und unsicheren Regierung, welche er auf gefährlichen Abwegen wandeln sieht, als ein ächter Patriot seine bessere Einsicht und wohlgemeinten Rathschläge mitzutheilen, und der diess in einer Art ausführt, die seiner früheren rechtschaffenen Denkweise und kühnen Geradheit entspricht. Diese Denkschrift war dem Könige, an den sie gerichtet ist, schon längst abseiten des Vfs. übergeben worden, als sie späterhin zufällig, und ohne sein Hinzuthun, öffentlich im Druck erschien. Dass sie dort keine günstige Aufnahme fand, kann bey der obwaltenden Stimmung der Regierung weniger befremden, als dass eine gewisse Classe von Leuten ihr als Milde anrechnen will, dass der Vf. nicht geradezu darüber zur Rechenschaft gezogen worden.

Carnot ist in ganz Frankreich als ein rechtschaffener und edler Mann bekannt, der unter jeder Bedingung das Beste seines Landes gesucht hat und sucht, und dem Ganzen seines Volkes nie untreu werden kann. Von Allem, was in seinem Vaterlande als einzelnes Streben der Parteyen auftrat, hat er sich immer entfernt gehalten, und sich immer zu derjenigen Seite hingewendet, wo Alles zum Besten der Gesammtheit vereinigt, und dieses unverkennbarer Zweck war. Sein ausserordentliches Verdienst um die Leitung der früheren Feldzüge der Franzosen ist allgemein anerkannt; man weiss, dass der milde, und von blutdürstigen Leidenschaften freygebliebene Mann als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses alle fürchterlichen Beschlüsse desselben mitunterschrieb, weil seine Widersetzlichkeit die Sache nicht geändert, und nur ihn von einem Posten entfernt haben würde, wo er durch kriegerische Anordnungen dem Heil des Vaterlandes unentbehrlich war. *Carnot* war es auch, der zuerst in dem noch unbekannten *Napoleon Bonaparte* den künftigen Feldherrn erkannte, und in ihm, was auch späterhin daraus geworden seyn mag, den erstaunenswürdigsten Anführer an die Spitze der französischen Heere brachte, welche damals die Freyheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes durch die grössten Waffenthaten gegen die fremden Unterdrücker behaupteten. In den folgenden Unruhen traf auch *Carnot* das Loos, den Parteyen weichen, und nach Deutschland flüchten zu müssen, wo er längere Zeit verweilte, und seine bekannte Vertheidigungsschrift abfasste, in welcher Bonaparte, Augereau und viele Andere angegriffen werden. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er Mitglied des Tribunats, und hatte den Muth, sowohl gegen das lebenslängliche Consulat, als gegen die erbliche Kaiserwürde, welche *Napoleon* verlangte, ganz allein aufzutreten und zu sprechen, wobey er die damals unglaubliche Kühnheit hatte, der Zurückberufung der Bourbons als einer möglichen, und unter Bedingungen, die mit den gegenwärtigen Umständen ziemlich übereinstimmen, sogar wünschenswerthen Sache zu erwähnen. Nach der Auflösung des Tribunats war *Carnot* in das Privatleben zurückgekehrt, und lebte rechtlich und eingezogen von den Trümmern eines kleinen Vermögens. Selbst Napoleon konnte ihm seine Achtung nicht versagen, und als er eines Tages hörte, dass *Carnot* in bedrängten Umständen sey, befahl er augenblicklich, ihm fernerhin die ihm als Exminister gebührende Pension von 10,000 Franken, welche er nie angesprochen hatte, nebst den Rückständen auszuzahlen, zugleich gab er ihm eine Anstellung im Kriegsfache, und trug ihm die Ausarbeitung des Werkes von Vertheidigung der festen Plätze auf, welches jedoch in seiner Zusammensetzung sehr die Spuren des höheren Einflusses und des untergeordneten Zweckes trägt. Als im Jahre 1813 die verbündeten Heere Frankreich selbst bedrohten, erlosch für *Carnot* jede andere Rücksicht in dem Ge-

fühl, dafs ein Franzofe unter jeder Bedingung dem Vaterlande gehöre, und wie es auch im Inneren befchaffen feyn und was es auch verfchuldet haben möge, doch fein Boden und feine Selbftftändigkeit gegen jeden Feind zu vertheidigen fey. Er bot fich dem Kaifer Napoleon, als dem Oberhaupte des Volks, an, und verlangte, dafs ihm eine Feftung zur Vertheidigung anvertraut würde, und jener, der das Anerbieten eines folchen Mannes nach feinem Werthe zu fchätzen verftand, übergab ihm den Befehl in dem äufserft wichtigen Antwerpen. Wie trefflich er hier Stand gehalten, und wie wenig an Übergabe zu denken war, ift hinlänglich bekannt; aber nicht eben fo, dafs er fich in Antwerpen den herrlichften Ruf erwarb, und fo viel zweckmäfsige Thätigkeit ohne alle Scheinrührigkeit, wie man lange nicht mehr gewohnt war, mit fo edeln Eigenfchaften verbunden zeigte, dafs fämmtliche Einwohner fich auf feinen Wink geopfert hätten.

Einem folchen Manne ftand es wohl an, nachdem er nach Paris zurückgekehrt war, und auch dem in neuer Geftalt erfcheinenden Vaterlande feine alte Treue und freymüthige Theilnahme gewidmet hatte, fich einer unglücklichen Richtung der Gefinnungen, welche demfelben verderblich zu werden drohte, und gefährlich überhand nahm, bey dem Könige felbft entgegen zu werfen, und auf dem gefetzlich rechtmäfsig offenen Wege zu verhindern, was fchon Veranlaffung zu aufrührerifchen Anftiftungen und gährender Unzufriedenheit werden wollte. Als die Bourbons nach Frankreich zurückkamen, fagt er, waren alle Parteyen erlofchen, man verfprach von beiden Seiten ein gänzliches Vergeffen der Vergangenheit, und das Glück und die Wohlfahrt des ganzen Volks follte die einzige Richtfchnur aller Handlungen feyn. Statt diefem weifen Verfprechen Folge zu leiften, hat man im Gegentheil von Seiten der Zurückgekehrten alles aufgefucht, was die Zwietracht erneuern, die Gemüther beunruhigen, das Vertrauen entfernen mufs, und fchon fehen wir Frankreich wieder dem bewegten Kampfe der zahllos erweckten Parteyen ausgefetzt, die Meinungen getheilt und gegen einander aufgeregt, die edelften Güter des Volks den inneren Zwiftigkeiten preis gegeben, und die Zurückgekehrten nicht die Rolle vertrauenvoll Berufener, fondern fiegreicher Unterdrücker fpielen. Vorzüglich gefährlich ift die Feindfchaft, welche man täglich unverholener gegen alle diejenigen äufsert, welche Theil an den entfcheidenden Ereigniffen der Revolution, befonders an der Verurtheilung des Königs Ludwigs XVI, hatten. *Carnot* bemüht fich, das Verhältnifs darzuftellen, in welchem fich die wechfelnden Meinungen und Handlungen einer langen Vergangenheit in der jetzigen Gegenwart abbilden, und findet das Recht im Erfolg, wie Jeder, der das gefchichtliche Dafeyn in den Erfcheinungen zu erforfchen weifs, zugeftehen mufs, wobey fich denn von felbft ergiebt, dafs ein Volk als folches nie Unrecht haben kann. Diefer allgemeinere Theil der Unterfuchung ift der fchwächfte der ganzen Schrift, und weit unter dem, was wir felbft von einem franzöfifchen Denker zu erwarten gewohnt find. Für uns Deutfche müffen aber felbft die fcharffinnigften Auseinanderfetzungen unferer Nachbaren über folche Gegenftände etwas Ungenügendes behalten, da wir überhaupt an eine tiefere Gründlichkeit gewöhnt find, als jenen eigen zu feyn pflegt, und nur etwa die lebendige Fülle eines *Mirabeau* an das heranreicht, was auf wiffenfchaftlichem Wege bey uns gewonnen wird. Wir erinnern bey diefer Gelegenheit nur an das mit Luthers Kraft und Beredfamkeit abgefafste Werk unferes verewigten *Fichte, Beytrag zur Berichtigung der Urtheile über die franzöfifche Revolution*, und an das fcharffinnige, gedankenhelle Buch des philofophifchen Arztes *J. B. Erhard, über das Recht des Volks zu einer Revolution* (Jena, bey Gabler 1795); Alles, was *Carnot* in diefer Beziehung vorträgt, mufs dagegen fehr dürftig zurückftehen, eben fo wie gegen die von *Troxler bey Umbildung eines Freyftaats* zwar ganz für örtliche Berückfichtigung, aber die ganze Zeit umfaffend und eindringend ausgefprochenen *Worte*, wo derfelbe Gegenfatz, den *Carnot* hier als unbefchränkte Freyheit und unbefchränkte Gewalt aufftellt, als natürliches und urkundliches Recht erfcheint.

Mit mehr Sicherheit behandelt unfer Vf. die von der gröfseren Frage: Wer machte eigentlich die Revolution? abhängige zweyte: Wer war eigentlich an dem Tode des Königs Schuld? Wenn erft jetzt, wenn blofs von *Carnot* die Behauptung aufgeftellt würde, dafs die franzöfifche Revolution von denjenigen gemacht worden, welche als ihre Gegner bekannt wurden, alfo von den Grofsen, den Miniftern, den Adlichen: fo dürfte man geneigt feyn, das Anfehen diefes Ausfpruchs einftweilen noch zu bezweifeln; in fofern wir uns hier nicht auf eine ausführliche gefchichtliche Auseinanderfetzung einlaffen dürfen, ift es uns fehr gelegen, jenen Ausfpruch durch Zeugniffe unterftützen zu können, die für diefen Augenblick wenigftens ganz unverdächtig feyn müffen. Nicht allein in *Mirabeaus* Schriften findet fich die Anficht, die *Carnot* aufftellt, auf allen Seiten durch frühe Blicke in das Wefen deffen, was vor fich ging und künftig noch erfolgen würde, vollkommen beftätigt, fondern auch *Gentz*, derfelbe *Gentz*, den Niemand befchuldigen wird, die Freyheit übermäfsig zu lieben und die Demokraten zu begünftigen, fagt in der Vorrede zu feinem überfetzten *Mounier*, der doch erft 1795, alfo nach dem Tode des Königs, erfchien, wörtlich Folgendes: „Man wundere fich daher nicht, wenn, befonders in den erften Theilen der nachfolgenden Entwickelung von nichts, als den falfchen Mafsregeln *des Hofes*, den Fehlern *der Minifter*, und den verderblichen Prätenfionen *der privilegirten Stände* die Rede feyn wird. Das fchreckliche Loos, welches faft alle Individuen aus diefen Claffen, die Schwachen wie die Böfen, die Guten wie die Unredlichen, getroffen hat, fcheint freylich den Stachel des Vorwurfs gegen fie abftumpfen, und die richtende Nachwelt mit ihren fo fchwer gebüfsten Verirrungen ausföhnen zu müffen. Nichts defto weniger find fie die *erften Urhe-*

ber der Revolution gewesen, — man *muss* sich entschliessen, tief in ihr tadelnswürdiges Verfahren einzudringen, um diese Revolution zu begreifen und darzustellen." Gerade dasselbe behauptet *Carnot*, nur in einer durch die gegenwärtigen Umstände mehr aufgereizten Sprache. Er würde lieber schweigen, und die ganze Sache in Vergessenheit begraben sehen, wie Frankreichs Wohl erfodere, und der König versprochen habe; allein da einmal die Emigrirten nicht ruhen können, und mit aller Gewalt Dinge zur Sprache bringen, die sie am meisten Ursache haben, mit Stillschweigen zu übergehen, da sie sich erfrechen, von Königsmördern, Verräthern u. s. w. zu reden, und die Gegenpartey mit Wiederbelebung alles wüthenden Hasses heftig zu beschuldigen, und nun doch einmal der Streit der Parteyen durch solche sträfliche Anreizungen erweckt worden: so will er wenigstens die schamlose Lüge nicht ungestört ihr Spiel treiben lassen, und die Gesinnungen entlarven, mit welchen die niederträchtigen und feigen Gleissner prahlen wollen. *Carnot* war bekanntlich selbst einer derjenigen, welche in dem National - Convent für den Tod des Königs stimmten, und er führt also im Grunde seine eigene Sache; allein man muss gestehen, dass er sie weniger persönlich, als vielmehr aus dem Gesichtspunct einer Vertheidigung der Nation nimmt, und in seinem Zorne selbst etwas Edles hat, das wenigstens von dem Aufbrausen einer beleidigten Persönlichkeit sehr verschieden ist.

Er behauptet und beweist mit starken Gründen, dass an den Greueln der Revolution, an dem Tode des Königs aber ganz insbesondere, Niemand anders Schuld war, als die Adelichen, die scheinbaren Anhänger des Königthums, kurz diejenigen, welche man, auch wenn sie nicht alle ausgewandert sind, in Rücksicht ihrer Gesinnung im Allgemeinen füglich Emigranten nennen kann. Sobald zwischen denen, welche die Nation für das Erste und Höchste halten, und denen, welche ein ausserhalb des Gemeinwohls liegendes Interesse verfolgen, eine völlige Trennung sichtbar wird, muss der Widerstand der Letzteren ihnen selbst und Allem, was zu ihnen gehört, Verderben bringen. Es ist keine Frage, auf welcher Seite in solchen Fällen das Rechte ist: *Carnot* nimmt unbedingt an, dass die grosse Masse der Nation, der auf heimischem Grund und Boden zusammen bleibende Theil des Volkes, unzweifelhaft die Richtung zeige, welche der Vaterlandsfreund nie verlassen dürfe. Er ist zuvörderst Franzose, und als solcher sieht er an Alles, was das Volk im Ganzen thut und leidet, sein Schicksal unwiderruflich gebunden. Als ein solcher kann er, selbst bey der erfolgten Wendung der Dinge, der er doch im Ganzen anhängt, sich nimmermehr entschliessen, in den verbündeten Heeren der Deutschen, Russen und Engländer etwas Anderes zu sehen, als Feinde, grimmige Feinde, die sein Vaterland und Volk mit Krieg überziehen, und ist empört über diejenigen seiner Landsleute, die nach schmachvoller Flucht mit dem Übermuthe des Siegs hinter dem nachfahrenden Gepäck jener feindlichen Heere wiederkehren. Wir können diese, wiewohl beschränkte, doch rechtschaffene und strenge Gesinnung für Frankreich bey einem Franzosen nicht tadeln, sondern müssen der Feindschaft, die er gegen uns fortsetzt, aus seinem vaterländischen Gesichtspuncte sogar Beyfall geben. Es ist aber Schade, dass dem Vf. nicht gelungen ist, seine Ansicht in geordneterem Zusammenhange aufzustellen, und durch sorgfältige Aneinanderreihung der Gründe mit geschichtlicher Sicherheit zu den Wahrheiten zu gelangen, welche sich aus den Thatsachen ergeben. Die Kunst des Schriftstellers ist in dieser Rücksicht hier ausserordentlich schwach, und das Verdienst der vorliegenden Schrift besteht bloss in den rednerischen Ausbrüchen, aus denen das Ganze grossentheils zusammengesetzt ist, und deren unter vielen guten mehrere ganz vortreffliche sind. Wir heben als Beyspiel folgende Stelle aus, die zugleich in Rücksicht des Inhalts eine der wichtigsten ist. *Mais vous*, redet er die Emigranten an, *qui venez après la tempête, comment vous justifierez-vous d'avoir impitoyablement refusé votre aide à ce roi que vous affectez de plaindre? Vous, à la cupidité desquels il avait sacrifié les ressources du trésor public, vous, qui par la perfidie de vos conseils, l'aviez engagé dans le labyrinthe dont il ne pouvait plus sortir que par vos propres efforts? Comment lui avez-vous refusé les dons gratuits qu'il vous demandait? Comment avez-vous refusé l'accroissement des contributions que vos déprédations lui avaient rendues indispensables? Qu'ont fait pour lui les notables? Qu'a fait le clergé? Qu'a fait la noblesse? Qui a provoqué les états-généraux? Qui a mis toute la France en insurrection? Et, lorsque la revolution a été commencée, qui est-ce qui s'est trouvé capable d'en arrêter le torrent? Si vous le pouviez, pourquoi ne l'avez-vous pas fait? Si vous ne le pouviez pas, pourquoi reprochez-vous aux autres de ne l'avoir point arrêté? — Louis XVI, dites-vous, fut le meilleur des rois, le père de ses sujets: eh bien? Qu'avez-vous fait pour le sauver ce père, ce meilleur des rois? Ne l'avez-vous pas lâchement abandonné, quand vous l'avez vu dans le péril où vous l'aviez précipité? N'était-ce pas votre devoir de lui faire un rempart de vos corps? N'était-ce pas le serment que vous lui aviez fait de le défendre jusqu'à la dernière goutte de votre sang? S'il était le père de ses sujets, n'étiez-vous pas ses enfans de prédilection? N'était-ce pas pour vous qu'il s'était obéré? N'était-ce pas pour satisfaire à votre capacité qu'il s'était aliéné l'amour de ses autres enfans? Et vous le laissez seul à la merci de ceux que vous aviez irrités contre lui! Etait-ce aux républicains de le défendre avec des paroles dans une tribune, celui, que vous n'aviez pas osé défendre avec votre épée? Quel point d'appui restait-il à ceux de ces républicains qui, contre leurs propres intérêts, auraient voulu sauver le roi; lorsque vous, ses défenseurs naturels et obligés, vous veniez de fuir? N'est-il pas clair qu'ils se seraient eux-mêmes immolés inutilement avec lui et qu'ils eussent tous été les victi-*

mes d'un mouvement populaire? Vous exigez des autres une vertu plus qu'humaine, tandis que vous donnez l'exemple de la désertion et de la félonie. Les autres ont pu tomber dans l'erreur: c'est une question; mais votre trahison n'en est pas une, etc. Vieles Andere ist von gleicher Stärke und Wahrheit. Sehr schön ist die Wahrnehmung des tieferen Wesens der Geschichte in der durchgängig angedeuteten Voraussetzung, dass die Revolution wie eine höhere Macht, eine unwiderstehliche Entwickelung früh vorbereiteter Gebilde, über die Menschen herabgekommen sey, und das Bewusstseyn und der Wille sie weder ganz hemmen noch ganz fördern gekonnt, sondern ausser allen einzelnen Kräften der sämmtlichen Theilnehmer auch noch etwas Anderes gewaltet habe, wodurch jene vereint und fortgerissen worden, gleichsam ein chemischer Process, der, wenn einmal die verschiedenen Stoffe in Berührung gekommen, nun brausend vor sich gehen muss. Was daraus entstehe, wenn die Regierung zwischen den alten Parteyen einen Unterschied mache, und in Frankreich etwas Anderes sehe, als bloss Franzosen, schildert *Carnot* mit kühnen Worten. Nachdem er den Zustand der öffentlichen Meinung, das ewig von dem Volke an den Besitz der Gewalt geknüpfte Gefühl von Recht und Rechtmässigkeit, den hohen volksthümlichen Werth eines glänzend errungenen Kriegsruhms, und die allgemeine Verstimmung der ächten Franzosen (*ils n'entendent pas qu'on touche à leurs lauriers, sinon pour les partager fraternellement, si l'on s'en croit digne, mais non pour les flétrir*), die im Vaterlande zurückgeblieben und dessen Schicksale getheilt haben, über die von der Regierung gegen diese ganze Vergangenheit fortdauernd ausgeübte Feindschaft, einigermassen dargelegt hat: entlässt er die übermüthigen Rathgeber der Regierung mit folgenden drohenden Worten: *Mais cet état de mal-aise ne saurait subsister. C'est un aveuglement bien déplorable que celui d'un parti presqu'imperceptible, qui, admis à partager une gloire que rien ne saurait effacer, affecte de dégrader tout ce qui la constitue, et semble n'être rentré dans le sein de la mère patrie que pour l'avilir après l'avoir si long-temps déchirée: mais cette puissante nation sera bientôt revenue de l'étourdissement qu'a dû produire chez elle l'apparition subite d'une coalition sans exemple, et qui ne peut se renouveller: elle a déja repris le sentiment de ses forces. Ceux qu'on a crus anéantis, ne sont que dispersés, une poignée de transfuges qui étaient tombés dans l'oubli, et qui n'ont reparu que pour recueillir les fruits d'une victoire à laquelle ils n'avaient point pris de part, qui, déja, n'ont plus le soutien de cette ligne qui a vaincu pour eux, et qui se trouvent comme perdus au milieu d'une immense population imbue d'idées libérales, ne peut en imposer long-temps; et ce serait un mauvais calcul que de laisser appercevoir des prétentions dominatrices. Croient-ils nous ramener à l'époque de 1789, comme si la raison pouvait rétrograder? L'extinction de tous les partis est la seule chose qui convienne, et qui convienne à tout le monde cet.*

Wir haben geglaubt, dass wir den Werth der Schrift bey Seite setzen, und auf den Werth des Mannes und seiner Ansicht desto dringender hinweisen müssten, als gerade seine Gegner, und am meisten die Gegner, die er unter seinen eigenen Landsleuten hat, sich ausdrücklich anstellen, als wüssten sie weiter nichts, als was ihnen jedesmal gesagt wird, und daher Alles, was *Carnot* noch hätte sagen, und aus viel besseren Gründen hätte darthun können, trefflich widerlegt glauben, wenn auch sie es nun schweigend übergehen. In Staatssachen gilt nicht, wie bey den Erzeugnissen der Kunst wohl gelten muss, die Neuheit, Ursprünglichkeit und Schönheit des Gesagten, sondern die Gesinnung und der Augenblick, und der so recht eigentliche, grobe Inhalt dessen, was der Sprechende gemeint hat; und so hat unser Vf. zu seinen grossen Verdiensten um Frankreich ein neues hinzugefügt, die Wahrheit auch diessmal wieder mit edelm Freysinn emporgehalten zu haben; und das Lob, welches ihm als Schriftsteller nicht gebührt, muss ihm als Staatsbürger reichlich zu Theil werden.

V. v. E.

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. *Berlin*, b. Hayn: *Die Jahre* 1812 *und* 1813; *Fortsetzung des chronologischen Taschenbuchs der neuesten Geschichte, oder der historischen Erinnerungen in chronologischer Ordnung; nebst einigen Nachträgen*, herausgegeben von *Karl Stein*. 1814. 126 S. 8. (8 Gr.)

So verdienstlich es ist, dem Geschichtschreiber durch chronologische Zusammenstellung der Begebenheiten vorzuarbeiten: so sehr ist man doch berechtigt, von dem Vf. einer solchen Zusammenstellung Genauigkeit in den Angaben und unparteyische Ansicht zu fodern. Diesen Foderungen hat der Vf. nicht immer Genüge geleistet. Es kommen erst manche falschgeschriebene Namen vor, als: *Tschitschagowo* S. 29, *Moraussi* S. 35, *Sembin* S. 38, *Albufcira* S. 69 (auch im Register), *Tauenzin* S. 74 u. a. m. vor. Sodann sind auch manche Darstellungen zweifelhaft oder parteyisch. Sollte es z. B. gegründet seyn, dass in den Gefechten vom 21, 22, 23 August Blücher sich absichtlich gegen Jauer zurückgezogen habe, um die französische Macht von der Elbe und der böhmischen Armee zu entfernen? Von der Schlacht bey Dresden, am 27 August, wird weiter nichts gesagt, als dass sich die böhmische Armee, mit Verlust, zurückgezogen habe. Dagegen wird der französische Verlust an dem Katzbach zu 18,000 Gefangenen, 8000 Todten und Verwundeten, und 103 Kanonen angegeben. Bey Leipzig sollen nur 210,000 Verbündete gegen 180,000 Franzosen und Bundesgenossen derselben gefochten, und jene nicht mehr als 10,000 Todte und Verwundete gehabt haben. Bey dem Treffen bey Hanau, am 31 Oct., verschweigt der Vf. den selbst officiell angegebenen Verlust der Baiern und Österreicher; auch mögen bey den 20 Fahnen, die Napoleon bey Wachau, Leipzig und Hanau erbeutet haben wollte, doch Einige ächt gewesen seyn.

Ig.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Gotha, in der beckerschen Buchhandl.: *Reden bey der Feyer des achtzehnten Octobers 1814 in der Residenzstadt Gotha.* 40 S. 8.

2) Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Dankbares Andenken an den Tag der Vaterlands-Errettung. Eine Wochenpredigt*, am 19ten Oct. 1814 in der Kirche zu St. Ägidien gehalten, von *Valentin Karl Veillodter*, ernanntem Hauptprediger und Decan. 1814. 15 S. 8. (2 Gr.)

3) Leipzig, b. Fleischer: *Rede, zum Andenken der leipziger Hermannsschlacht, am 23 October 1814*, in Gegenwart des zweyten Füselierbataillons des zweyten westpreuss. Infanterie-Regiments gehalten von *Maximil. Friedr. Scheibler*, evangelisch lutherischem Prediger zu Montjoie. 1814. 24 S. 8.

4) Zittau, b. Seyfert: *Zwey Predigten zum Andenken an die in dem letzten grossen Völkerkämpfe für die gerechte Sache gebliebenen Krieger und an die Siege bey Leipzig* — am 18ten und 19ten October 1814 — gehalten von M. *Karl Heinrich Gottfried Lommatzsch*, Frühprediger zu Zittau. 24 S. 8.

Die von *Arndt* zuerst angeregte Idee, die Jahrestage der leipziger Erlösungsschlacht als ein allgemeines Nationalfest unter uns zu begehen, ist bekanntlich in mehreren Provinzen des Vaterlandes zu einer erfreulichen Ausführung gekommen. Auch die vorliegenden Predigten, die in vier zum Theil weit genug von einander entfernten, deutschen Ländern gehalten wurden, geben Zeugniss davon. Die patriotische Gesinnung ihrer Vff. — bey jedem in seiner Weise — spricht sich darin unzweydeutig aus; der redliche Wille, ihre Mitbürger das Eine, was uns, die wir Deutsche heissen, Noth ist, kennen zu lehren, zeichnet besonders No. 1—3 aus.

No. 1. Hr. OCR. *Löffler* legt den Text Ps. 77, 6 zum Grunde, und entwickelt mit gewohnter Klarheit und Andringlichkeit — in Beziehung auf die an demselben Tage in Gotha Statt habende Verpflichtung des Landsturms — folgende drey Gedanken: „*Gott hat uns errettet, indem er den übermüthigen Feind demüthigte und vernichtete; indem er die siegenden Fürsten zu einem festen vertheidigenden Bunde vereinigte; indem er unter uns eine Bewaffnung entstehen läst, die nicht erobernd, das Vaterland schützt.*" Die Schwierigkeit, diese in sich selbst nicht eng verbundenen Gedanken dennoch leicht und befriedigend an einander anzuschliessen, musste auch dieser geübte Redner empfinden. Sie bleibt in der Rede nicht unbemerkt. Auch bedauert es der auswärtige Leser, dass — dem Localzwecke nach — dem Vf. nothwendig der dritte Gedanke als der am meisten hervorzuhebende und auszuführende erschien, wobey die beiden ersten verlieren. Was den Männern des Landsturms eingeschärft wird, ist würdig und passend. Auch die angehängte Rede des Hn. *Sahlbach*, vor Vereidung des Landsturms, verdient durch Zweckmässigkeit ihre Stelle.

No. 2. Hn. *Veillodter* werden es seine Mitbürger Dank wissen, dass er den 19ten October nicht ohne würdige religiöse Feyer vorübergehen liess. Der Text ist 1 Könige 8, 56 — 58. Es wird hienach mit schöner rednerischer Kraft aus einander gesetzt, *wie tief wir gesunken waren*, und wie wir nun zur Ehre des Gottes, der uns gerettet hat, *das treu bewahren sollen, was er uns gab.* Ganz nach dem Sinne des Rec. wird die gesammte Sache des Franzosenthums, die sich so tief in das Wesen unseres Volkes eingenistet hatte, als das Ziel *immer fortwährender Bekämpfung* aufgestellt. „Es drückt lastend auf uns jetzt wieder Befreyte, dass nicht des Feindes Übermacht, sondern unsere Sünde uns solche Schmach bereitete. Der leichtfertige Sinn jenes Volks, seine eitle Genussbegierde, seine *Lauigkeit in Hinsicht auf Religiosität* (diess ist Euphemismus; es sollte heissen: seine bodenlose Irreligiosität, sein erschreckender Unglaube) hatten verderblichen Eingang bey uns gefunden. Die Vaterlandsliebe war in Vieler Herzen erstorben; der unselige Wahn, von jenem Volke her müsse die Weisheit kommen, die unser Heil begründe, umdüsterte uns u. s. w. Das wieder errungene Glück kann uns nicht anders als durch Festhaltung *des* Sinnes, indem es erkämpft wurde, — des einträchtigen, freyen und frommen Sinnes, gesichert werden.

No. 3 bietet manche Berührungen mit No. 1 dar. Denn nach Jes. 61, 1, 2 wird gezeigt, dass die Gedächtnisstage des 18ten und 19ten October uns wichtig seyn müssen: *als furchtbare Tage ernster Bestrafung mächtiger Unterdrücker; als frohe Tage ersehnter Erlösung hülfloser Unterdrückten; als erwartungsvolle Tage endlicher Entscheidungen im Rathe der versammelten Fürsten.* Über jeden dieser Puncte

wird kurz, aber mit Wahrheit und Kraft gesprochen. Man hört es dem Vortrage an, wie es dem Vf. wohlthut, nachdem ihm, von fremden Treibern eingezwängt, die Zunge so lange gebunden war, sie wieder deutsch und frey gebrauchen zu können. Möchte der am Ende ausgedrückte Wunsch in Beziehung auf den *künftigen* Beherrscher jener überrheinischen Lande ihm und seinen deutschen Landsleuten in Erfüllung gehen! — Die Ausrufungen am Schluss: *Es lebe die deutsche Kaiserstadt!* — Es leben alle deutschen u. s. w. Fürsten! — und noch mehrere solcher Es lebe hoch! — sind unserem Gefühl nach für den heiligen Rednerstuhl zu profan, und die erste, welche der Kai*serstadt* gilt, giebt nicht einmal einen Sinn. Auch die patriotische *Freude* muss sich überall, vornehmlich aber im Munde des Religionslehrers, ihres Sinnes und ihrer Würde bewusst seyn.

Der Vf. von No. 4 hat sich dagegen die Verlegenheit erspart, seine patriotische Freude etwa *zu weit* gehen zu lassen. In der zweyten zur Feyer des 19ten Octobers über Ps. 102, 19. 20. 22 gehaltenen Predigt (denn nur auf diese, nicht auf die *erste* den Text Sprichw. 21, 30 — 31 zum Grunde liegende Predigt beziehen sich die nachfolgenden Anmerkungen) kommt gar die unerwartete und harte Äusserung vor: „Wir feyern heute das Andenken an jene grosse und denkwürdige Begebenheit, *aber in einer Stimmung, wo wir nicht wissen, ob wir uns freuen oder traurig seyn sollen.*" Er versucht diess darauf durch die noch unbestimmte Lage von Sachsen — zu rechtfertigen: und so wird die ganze Haltung der Predigt in ihrem Verlaufe mehr beschränkt, local und beynahe verzagt politisch, als umsichtig, frey und muthig religiös. Wir müssen diese Manier an sich missbilligen. Denn die politische Privatansicht des Predigers darf — schon nach den allgemeinen homiletischen Gesichtspuncten — in seinen öffentlichen Vorträgen zu keiner Zeit hervorblicken. Allein eben diese Manier, wenn sie an einem solchen Festtage des deutschen Volks (und sind die Sachsen nicht Deutsche? sollten nicht Sie vor Allen ein deutsches Erlösungsfest feyern von dem Franzosenthum?) sich geltend zu machen wagt, macht einen vorzüglich widerlichen Eindruck. Denn sie erschwert oder verhindert gänzlich die uns Allen so wünschenswürdige und nöthige Erhebung zu dem Volksthümlichen, zu dem Gemeinsamen und Grossen, zu der Einheit unserer Nation. Diese Erhebung jetzt erschweren — in Zeiten, wie sie vielleicht nie wiederkehren für die Verwirklichung lang gehegter Wünsche aller ihr Volk treu liebenden Deutschen — ist eine Schuld an dem Vaterlande. Darum, wir gestehen es offen, sind wir jenem nüchternen, den hehren und herrlichen Gegenstand der allgemeinen deutschen Freude erst in Überlegung nehmenden, nach engherzigen Beziehungen der besonderen deutschen Provinz, der man angehört, abwägenden und kalt moderirenden — Ton und Geist, worin jene ächten Volksfeste hie und da aufgenommen und wohl gar öffentlich besprochen werden und wurden, von Grund der Seelen gram. Wir glauben, dass es Noth thut, dagegen zu eifern und zu handeln, damit die Schwerkraft, die Gewohnheitssucht und Kleingeistigkeit, die man unserer Nation oft genug vorgeworfen hat, uns nicht nach einem glücklichen Aufraffen wieder ganz auf den Punct zurückschieben, wo wir standen.

g. b.

1) Neustrelitz, b. Albanus: *Predigt bey der Auffoderung zum freywilligen Dienste für die Rettung des Vaterlandes* im Herzogthum Mecklenburg-Strelitz am Bettage den 8ten April 1813, über Psalm 97, 9 — 11 — gehalten von D. *A. F. G. Glaser*, herzogl. meckl. strelitz. Consist. Rath, Superint. und Hofprediger. Zum Besten der Casse für die Ausrückung der Freywilligen. 1814. 32 S. 8. (4 Gr.)

2) Neustrelitz, b. Albanus: *Predigt* über Psalm 97, 9 — 12, *gehalten am gottesdienstlichen Feyertage* den 8ten April 1813, von *J. H. Horn*, Pred. zu Prillwitz und Hohenzieritz. Zum Besten der Freywilligen. 1814. 24 S. 8. (3 Gr.)

3) Zittau, b. Schöps: *Rede vor der feyerlichen Vereidung eines Bataillons Landwehrmänner* im Markgrafthum Oberlausitz, am 31 Jan. 1814 zu Zittau gehalten, von M. *Karl Heinr. Gottfr. Lommatzsch*, Diakonus. Gedruckt zum Besten der zurückbleibenden Weiber u. s. w. 1814. 16 S. 8. (2 Gr.)

Dem Herzogthum *Mecklenburg-Strelitz* gebührt der Ruhm, sich zu allererst unter den kleineren deutschen Ländern für die Sache der Freyheit gegen die französische Unterdrückung an die verbündeten Mächte angeschlossen zu haben. Es zeigt diess die Aufschrift und das Datum der Predigten unter No. 1 und 2. Damals war es bey der Möglichkeit einer neuen, wenn gleich temporären, feindlichen Besetzung dieser Länder (man denke an das Schicksal Hamburgs), bey der Ungewissheit des Ausgangs des grossen Kampfes, ein Verdienst, das Ungerechte und in seinen Folgen Niederschlagende und Empörende der französischen Usurpation mit so unschonender Freymüthigkeit darzustellen und zum allgemeinen mannhaften Aufstande dagegen so muthig aufzufodern, als es hier von beiden Vff. geschehen ist.

Nach einem im Verhältniss des Ganzen etwas zu langen und fast die Hälfte der Predigt einnehmenden *Eingange*, der ein Gemälde des damaligen Zeitpuncts in Beziehung auf die nächste Vergangenheit enthält, redet Hr. *G.* in No. 1 davon: „Was auch *wir* jetzt dem Vaterlande schuldig sind, wenn das freundliche Licht schönerer Tage ihm wieder aufgehen soll?" Die Antwort ist: 1) Jeder von uns muss willig und treu alles thun, was er zur Rettung des Vaterlandes beyzutragen vermag; 2) Wir müssen alle fest und lebendig auf Gott vertrauen, der unsere gerechte Sache nicht sinken lassen kann. Man sieht leicht, dass diese Puncte nicht als logisch geordnete Theile, sondern als Rubriken anzusehen sind, unter welche die Haupt-

gedanken des sich frey entwickelnden Vortrags gestellt werden. Worauf diese hindeuten, die männliche Jugend zum Kampfe zu begeistern und die übrigen Bürger zu freywilligen Gaben und Opfern auf dem Altar des Vaterlandes aufzuregen, läfst sich denken. Diefs geschieht andringend und energisch. Der Eingang und erste Theil des Vortrags könnte unserem Bedünken nach mehr *in das religiöse Licht* gestellt seyn.

No. 2 ist ein würdiges Seitenstück zu der eben beurtheilten Predigt. An einem solchen Tage *mussten* die Gedanken der Vaterlandsfreunde zusammenstimmen. Auch hier findet man Auffoderung zum Dank für die glückliche Befreyung des Vaterlandes von fremdem Druck, und zu ernsten Entschliessungen, um die neue Freude und Hoffnung ferner erfüllt und bestätigt zu sehen. Rednerische Kraft und Herzlichkeit zeichnen durchgängig diesen Vortrag aus. Selten hat uns ein steifer Ausdruck gestört, z. B. „das Land, dem wir mit grossen Schulden *verhaftet* sind," u. s. w.

Wir verbinden hiemit wegen der Ähnlichkeit der Veranlassung die Anzeige der Rede No. 3. Passend ermahnt der Vf. die Landwehrmänner zu einem kindlich vertrauendem Andenken an Gott, und zur Bewahrung eines guten Gewissens. Er muntert sie auf durch Hinweisung auf den grossen Zweck, der auch durch ihre Bemühung erreicht werden soll, und durch Beherzigung des zu erwartenden Lohnes. — Vor einem gewissen gefährlichen *Egoismus des Stils* glauben wir diesen Vf. warnen zu müssen, weil dadurch der Rede eine Farbe der Selbstgefälligkeit geliehen, und der Zweck reiner und ächter Wirkung verfehlt wird. Zum Beweise diene die Stelle S. 15: „indem ich davon noch sprechen will, so ergreift mich eine stille wehmuthsvolle Rührung," und das Folgende.

g. b.

1) Wittenberg, b. Seibt: *Noch zwey Predigten bey feyerlichen Veranlassungen des Jahres* 1814. Von *Dr. Carl Ludwig Nitzsch*, des wittenberg. Kreises Generalsuperint. 39 S. 8. (4 Gr.)

2) Sondershausen, b. Voigt: *Gott hat sich an dem deutschen Volke verherrlichet, damit es sich wieder verherrliche! Eine Rede bey der Gedächtnissfeyer des Einzugs der Verbündeten in Paris, an heiliger Stätte gehalten.* Zur Unterstützung dürftiger Familien u. s. w. 1814. 28 S. 8. (4 Gr.)

3) Göttingen, b. Brose: *Predigt am Friedensfeste den 24 Jul.* 1814. Für seine werthe Gemeinde, zur Erinnerung an jenen frohen Tag, in den Druck gegeben von *Karl Aug. Moritz Schlegel*, Superint. und Pastor zu Göttingen. 1814. 32 S. 8. (3 Gr.)

4) Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Das grosse Friedensfest, oder das neue Zeitalter. Ein Beytrag zur Stärkung des Glaubens und der Hoffnung* von *Ph. Fr. Pöschel*, Pfarrer zu Bubenheim. 1814. 48 S. 8. (6 Gr.)

5) Wittenberg, b. Zimmermann: *Predigten im Jahr* 1813 *und* 1814 *zu Wittenberg während der Belagerung* gehalten von *M. Heinrich Leonhard Heubner*, der Theol. Beccal. und ausserordentl. Prof. und zweytem Diak. an der Stadtkirche. 1814. 311 S. 8. (20 Gr.)

Was die *erste* kleine Sammlung betrifft: so hat Hr. Dr. *Nitzsch* mehrmals durch schätzbare Gelegenheitspredigten gezeigt, wie er den Augenblick zu nutzen und das Passende mit Weisheit auch passend zu sagen wisse. In vorliegender Sammlung, die davon einen neuen dankenswerthen Beweis giebt, sind zwey Predigten mitgetheilt: die *erste* am Dankfeste wegen der Einnahme von Paris gehalten, die *andere* für die Geburtsfeyer des Königs von Preussen bestimmt. Uns hat die letztere noch mehr gefallen, als die erste. Diese handelt „*von der Verherrlichung Gottes durch die endliche Vernichtung einer ungerechten Herrschaft*", und ist zwar gedankenreich, aber in dem Vortrage hat sie *für einen solchen Festtag* etwas allzu Nüchternes. *Jene* aber, welche „*den frommen Dank für das Leben und Wohlseyn eines edlen Königs*" treffend entwickelt, hat eine anziehende Eigenthümlichkeit, indem sie den tapfern und frommen König preist, ohne dabey den Unterthan eines anderen Regenten in dem Vf. verkennen zu lassen.

Der uns unbekannte Vf. von No. 2 ist nicht ohne rednerisches Talent, und wir können uns den Beyfall, den diese Rede — wie die grosse Zahl der vorgedruckten Subscribenten beweist — erhielt, wohl erklären. Desto mehr halten wir uns zu der Bitte an ihn berechtigt, die gefährliche Klippe der Schönrednerey vorsichtiger zu meiden, und die gewählten Gedanken darum durch einen gediegenen, nervösen Ausdruck, aber nicht durch einen Farbenschmuck der Worte zu heben, der die Probe nicht hält. Es ist überdiefs sehr viel Materie in diesem Vortrage, und es kann der Vf. bey mehreren Puncten nur auf der Oberfläche bleiben. Durch logische Stellung der Glieder würde das Ganze gewonnen haben, so wie durch ein unschonendes Wegschneiden bey denen Stellen, die durch übergrosse Fülle der Worte etwas Tiradenartiges anzunehmen scheinen, als S. 1, 9, 10 u. s. w. Auch die Popularität vermissen wir zuweilen. Die Theile dieser Predigt sind übrigens aus dem Hauptsatze, den der Titel angiebt, leicht erkennbar. Die Form des Thema's ist nicht ohne den Schein des Gesuchten.

Hr. *Schlegel* betrachtet (No. 3) nach Ephes. 5, 20. 21 „*den Dank, den wir als Christen Gott für die uns über alle unsere Begriffe und Erwartungen gewährte Hülfe schuldig sind.*" Hienach sollte man erwarten, dafs *zuerst* die uns über alle Begriffe u. s. w. gewährte Hülfe näher erklärt, und *dann* von dem Danke, den wir als Christen u. s. w. schuldig sind, gehandelt werden würde. Dagegen fragt der Vf. etwas unerwartet im 1sten Theile: „*warum* wir Gott insbesondere *alsdann* zum grössten Danke verpflichtet

find, *wenn* er uns über alle unfere Erwartungen und Hoffnungen hilft?" Es hat dadurch der erste Theil, obwohl *nur* in der Form, etwas verloren. Desto mehr spricht der *zweyte* durch seine zeitgemäfsen und dringenden Auffoderungen an. Die langen und schleppenden Perioden S. 6, 7, 8 wären schicklicher abgekürzt und getheilt worden. Auch macht die oftmalige Wiederholung des: *„um nun wieder zurück zu kehren,"* S. 26 keinen guten Eindruck.

No. 4 dürfen wir gleichfalls in die Reihe der Siegs- und Friedens-Predigten stellen. Zwar hat die kleine Schrift nicht die Form der Predigt, aber sie enthält Ansprachen und Ansichten, wie sie in jedem am grofsen Friedensfeste vor einer gebildeten deutschen Versammlung zu haltenden Vortrage Raum finden würden, und diese sind durchgängig aus dem *religiösen* Standpuncte, wie sich für das neue Zeitalter geziemt, behandelt worden. „Wollten wir *nun* ruhen und schlafen, sagt der Vf., und deutet damit den Gesichtspunct für seine kleine Schrift an, da des blutigen Kampfes elende (?) Tage und Nächte vorüber sind? *Lafst uns halten, was wir haben, damit uns Niemand unsere Krone raube!* Sie besteht nicht in eroberten Ländern, in physischer und politischer Kraftvermehrung, sondern *in dem Herrn*, in dem kräftigen, edlen *Nationalseyn* und *Nationalgeiste*, veredelt durch *Gottseligkeit* und *Tugend.* An dem Feuer grofser heiliger Ideen müssen Fürsten und Völker den Sinn zu edlen Thaten, welche Deutschlands Wiedergeburt vollenden, entzünden u. s. w." Dazu sucht Hr. P. durch Anregung eines würdigen Gedankenganges für die, welche denken und handeln wollen, mitzuwirken. Sind gleich die Ideen, worauf es hiebey ankommt, jetzt mehrmals in gröfseren und kleineren Flugschriften dem vaterländischen Publicum vorgelegt und empfohlen: so werden doch auch diese Blätter ihren Kreis finden, da sie sich durch eine wohlthuende Wärme und Angelegentlichkeit des Vortrags auszeichnen. Schade, dafs in mehreren Stellen etwas Affectirtes hervorsieht, das wohl gar zu Geschmacklosigkeit des Stils verführt, als: „die *Massa* der, wenn ich so sagen darf, sich verbindenden *Cadres* (??) läuterte sich unter dem Einflusse der *Pietät* u. s. w. S. 13. Wir machen es einem Schriftsteller, der die neue Zeit anspricht, zum Hauptgesetz, *reines* Deutsch zu schreiben. Die *Cadres* rufen noch überdiefs unglückliche Erinnerungen zurück.

An Hn. *Heubner* (No. 5) machen wir die Bekanntschaft eines achtungswürdigen Predigers. Bis auf eine in dem Anhange mitgetheilte Predigt *über die Gefallsucht*, sind sämmtliche übrigen 18 Predigten in der für das unglückliche Wittenberg so verhängnifsvollen Zeit der Belagerung, Eine nach Befreyung der Stadt durch die preussische Armee, gehalten. Sie gewinnen dadurch ein gedoppeltes Zeitinteresse; und da sie sich durch lichtvolle Darlegung der Gedanken, durch ernste prunklose Erinnerung an wichtige religiöse Wahrheiten in der Noth, durch das beständige und motivirte Dringen auf praktische Frömmigkeit, dabey durch eine bescheidene Freymüthigkeit auszeichnen: so sind es gewifs nicht blofs die Zuhörer des Hn. *H.*, die ihm für die Mittheilung dieser Vorträge Dank wissen werden. Einige der interessantesten hier behandelten Themen sind: *„Nur Friede mit Gott vermag uns, mit der Welt auszusöhnen"* über die Epistel Röm. 5, 1—10. — *„Unser Leben auf dieser Erde, ein Stand der Erniedrigung, der uns zur Erhöhung führen soll"* über Phil. 2, 5—11. — *„Die Tapferkeit des Christen im Kampf wider das Böse"* über Ephes. 6, 10—17. — *„Wie die göttliche Vorsehung über unser Leben wache"* über Matth. 2, 13—23. — *„Wie die Macht böser Könige sich mit Gottes Willen vertrage"* über Matth. 2, 1—12. — *„Die christliche Freude über unsere Befreyung"* über Psalm 75. Auch die schon erwähnte Predigt *über die Gefallsucht* (Kokettérie) nach Marc. 6, 17—29 ist eine der psychologisch gehaltreichsten der Sammlung, und sie wird dem desto interessanter vorkommen, der das Schwierige der Behandlung eines solchen Thema's auf der Kanzel kennt. Der *letzte* Theil dieses Vortrags, die Gegenmittel enthaltend, befriedigt am wenigsten, da er nicht tief genug eingeht und — wie es dann gewöhnlich geschieht — zu viel declamirt. In dem *ersten* Theile, worin die Gefallsucht beschrieben wird, scheinen einige Stellen gegen die auf heiliger Stätte nothwendig zu beobachtende Delicatesse zu verstofsen, als: „beobachtet nur jene Personen — wie beeifern sie sich nicht, *ihre Reize zu offenbaren, bald sie gleichsam wie durch einen geheimen Schleier durchblicken zu lassen, bald sie offener zur Schau zu tragen* u. s. w. Darauf wird Klage geführt, dafs die Gefallsucht selbst in der Kirche sichtbar werde — *„wo sie die Schauer des Unsichtbaren zu Boden schlagen sollten."* Die *Schauer* sind nicht mehr als ein Wort. Der Sinn bleibt dem Hörer dunkel. Dieser Mangel an Klarheit in einzelnen Wendungen der Rede ist uns mehrmals aufgefallen, z. B. „wir sehen noch immerfort *am Himmel täglich wandelnde Gestalten* vorüberziehen" S. 207. Auf den folgenden Seiten ist die Schilderung des Wechsels aller Dinge nicht ohne Tautologie. Doch wegen dieser und anderer Ausstellungen, die zu machen wären, dienen dem Vf. die in der Vorrede angeführten Umstände allerdings zur Entschuldigung.

g. b.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Conversations-Lexikon, oder encyklopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände.* Dritter Band. Dritte Auflage des ersten bis vierten Bandes. D bis F. 1815. 920 S. Vierter Band. G und H. 871 S. 8. (S. die Rec. Jahrg. 1811. No. 46.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Landshut, b. Hagen: *Über den Wirkungskreis eines Landgerichts im Königreich Baiern*, von *J. Rheingruber*, Landrichter zu Pfaffenhofen. 1814. 2 Bände. 1416 S. 8. (7 Gulden.)

In wortreicher Fülle verbreitet sich die Vorrede über die Wichtigkeit der allgemeinen Landgerichtspraxis für alle Staatsbeamten, um auf die dringende Nothwendigkeit eines akademischen Lehrcurses darüber hinzuleiten. — Es ist dabey nicht undeutlich ausgedrückt, dass für alle Staatsgeschäfte gleichsam erst durch vorstehendes Werk das Licht angezündet, und der baierischen Regierung die Pflicht auferlegt sey, auf der Universität Landshut für den Vf. einen eigenen praktischen Lehrstuhl zu errichten. Die jungen Baiern könnten auf diese Weise nicht bloss theoretisch, sondern auch praktisch ausstaffirt, also vollkommen ausgebildet, und mit einem sichern Leitstern versehen, die Universität verlassen.

Baiern besitzt schon ähnliche ältere Werke über die *praxis aurea*, z. B. von *Ertl*, *Prechtl*, *Chlingensberg*, *Rottmanner* u. A., keines aber mit einem so prahlenden Aushängeschilde. Freylich mag es ehedem nicht gewesen seyn wie heute: „denn welche Stelle, sagt der Vf. S. 18, kann eine Wirkungssphäre von 16 Hauptabtheilungen und 200 Unterabtheilungen der ungleichartigsten Gegenstände aufweisen, als ein Landgericht in dem Lande der Agronomie — dem gegenwärtigen Baiern"!! — Vor so viel Ab- und Unter-Abtheilungen der Geschäfte möchte man freylich zurückschrecken, und Hn. *R.* Dank wissen, wenn er aus einem solchen Labyrinthe glücklich führt. Staunen müssen wir aber auch zugleich, wie sich die baierische Staatsmaschine unter solchen Verhältnissen regelmäsig fortbewegen könne. Diess veranlasst uns, diesen zwey dickleibigen Bänden eine grössere Aufmerksamkeit zu widmen, als sie wirklich sonst verdient hätten.

Die Einleitung beginnt wie ein Declamatorium: „Der Zweck des Daseyns des Menschen als vernünftigen Sinnenwesens besteht in dem höchst möglichen Genusse dieses Daseyns, nach dem Gebote der durch reine Gottesreligion und Sittlichkeit geleiteten Vernunft." — Dann wird über Recht und Sittlichkeit das Nähere entwickelt: „Ihr kategorischer Imperativ enthält nicht bloss das Verbot des Rechts-Imperativ, sondern u. s. w." Bey dem Recht wird ein Abstecher nach dem Felde der Processordnung genommen. Auffallend ist uns hier die Darstellung, dass wegen einer streitigen Summe von 60 fl. die gewöhnlichen Schriften und Termine eine Zeit von 11 Monaten unausweichlich erfodern, ehe nur die erste Sentenz erfolgen kann. Also mögen einem in diesem Lande bis zum Ende eines Processes immer graue Haare wachsen. Hr. *R.* schlägt daher abgekürzte Termine, Vergleichscommissionen wie in Dänemark, vor. — Über Staatszweck, Finanzwirthschaft, Militärmacht werden nun viele Phrasen angebracht. So erreicht man den I Theil und das 1 Capitel: *Statistischer Überblick des Königreichs Baiern, und Darstellung der Staatsverwaltungs-Zweige mit ihrer Wirkungssphäre im Allgemeinen.* Nichts anderes erfahren wir dabey, als was theils das baierische Staats-Handbuch von 1813, theils die neuen Geographieen von Baiern enthalten, dass Baiern 1770 Quadratmeilen, und 3,565000 Einwohner zähle, dass 177 Städte, 412 Märkte, 30,000 Dörfer sammt Schössern und Weilern sich vorfinden; — dass seine grösste Länge 76, und die Breite 70 deutsche Meilen betrage; dass Baiern in 9 Kreise getheilt, und seit dem 1 May 1808 mit einer Constitution versehen sey. — Wie im bemerkten Staats-Handbuche wird §. 1 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten mit seinen Sectionen aufgeführt, §. 2 das Ministerium der Finanzen, §. 3 das Ministerium des Inneren, §. 4 das Justizministerium, §. 5 das Kriegswesen, §. 6 der Wirkungskreis des geheimen Rathes, §. 7 die 9 General-Kreiscommissariate, worunter die Polizeydirectionen und Polizeycommissariate, dann die Landgerichte und Districtsadministrationen der Stiftungen und Communen stehen, §. 8 der Oberstrechnungshof, die General-Salinenadministration, General-Bergwerksadministration, unmittelbare Münzcommission, General-Forstadministration, General-Zoll- und Maut-Direction, General-Direction des Wasser-, Brücken- und Strassen-Baues, unmittelbare Steuer- und Kataster-Commission, Redaction des allgemeinen Regierungsblattes, General-Lottoadministration, Centraladministration der ehemaligen Johanniter-Ordensgüter, Brauwesen-Administration, Staatsschulden-Tilgungscommission, die 9 Finanzdirectionen, Rentämter u. s. w. §. 9 sagt, dass das Reich in Ansehung der Katholiken in 9 Bisthümer, und in Ansehung der protestantischen Kirche in General- und Districts-Dekanate getheilt sey. §. 10 führt von der Justiz an, dass ein Oberappellationsgericht zu München die letzte Instanz vorstelle, jeder Kreis aber zur zweyten Instanz ein Appellationsgericht habe; dass es dann noch Wechselgerichte, Stadtgerichte, Landgerichte und Patrimonialgerichte gebe.

§. 11 handelt vom Generalauditoriat, als oberster Militär-Justizstelle, von dem Kriegsökonomierathe und der General-Lazarethinspection. §. 12 erwähnt die Akademie der Wissenschaften, die der bildenden Künste, die 2 Universitäten Landshut und Erlangen, die Studienanstalten in den 15 grösseren Städten des Reichs, die Studienschulen und weiblichen Erziehungsinstitute, die 6 Schullehrer-Seminarien, das Cadettencorps in München, die 3 landärztlichen Schulen, die Central-Veterinärschule, die Leihhausanstalt, und die Armen-Krankenanstalten. — Im 2 Cap. lernen wir dann den *Wirkungskreis eines Landgerichts im Allgemeinen* kennen. Er umfasst 1) die Verwaltung der Justiz und Polizey; 2) die Erhebung der daraus fliessenden Gefälle und Taxen; 3) die Einnahme der Depositen und Führung der Vormundschaftsrechnungen; 4) die Bestätigung und Siegelung der Contracte, Errichtung der Briefe; 5) Beschreibung und Schätzungen der Schäden zur Begründung der Nachlässe an Abgaben; 6) die Aufnahme der Gemeinderechnungen; 7) die Kirchengeschäfte: darunter sind verstanden die Besorgung der *jura circa sacra*, der Kirchenpolizey, der Güter der Geistlichen, der geistlichen Verlassenschaften, des Kirchenbaues, Concurrenzwesens dazu, des Schulwesens; 8) die Aufsicht auf Strassen, Wege und Brücken, und Wassergebäude; 9) die Einwirkung auf das Rechnungswesen des Rentamts; 10) die Gegenstände, die durch den Jahresbericht bezeichnet sind. Darunter erscheint im 3 Cap. folgende Generalübersicht: 1) Landeshoheit- und staatsrechtliche Gegenstände. 2) Statistische Gegenstände. 3) Staatswirthschaftliche Gegenstände. 4) Polizeysphäre. 5) Sphäre der nicht streitigen Gerichtsbarkeit. 6) Sphäre der streitigen Gerichtsbarkeit. 7) Criminalgerichts-Sphäre. 8) Finanz-Gegenstände. 9) Communalwesen. 10) Allgemeine Militärgegenstände. 11) Militärconscriptions-Gegenstände. 12) Kriegs- und Marsch-Gegenstände. 13) Geistliche und Kirchen-Gegenstände. 14) Commissionsgegenstände. 15) Registratur- und Kanzley-Gegenstände. 16) Rechenschaftsjahrsberichte, und Berichte über besondere Ereignisse. Im 4 Cap. werden die 200 Unterabtheilungen davon aufgeführt. Man sieht daraus, dass die Schreibereyen, Tabellenmachereyen, Verwirrungen ins Unendliche gehen müssen. Der Vf. gesteht selbst S. 114: „Aus dem bisher Angeführten lässt sich die Thatsache leicht erklären, warum die Landgerichte selbst bey dem eifrigsten Bestreben (und sammt dem zahlreichen Personale von einem Landrichter, 2 Assessoren, 1 Actuar, einer Menge Prakticanten und Schreiber) den Foderungen so vieler heterogener Oberbehörden nicht entsprechen konnten, und auch nie entsprechen werden." — Und doch findet Hr. *R.* diese Verfassung vortrefflich, und glaubt, es bedürfe nur, den Bezirk eines Landgerichts kleiner zu machen, nämlich statt der bisherigen 12—20 Quadratmeilen und 20,000 Seelen den Flächenraum auf 4 Quadratmeilen, und 6000 Seelen zu beschränken. Wie kann er eine Verfassung vortrefflich nennen, die schon beym Anblick alle Übel an der Stirne trägt? Es fällt uns dabey die Scene aus dem Lustspiele — Alles in Einem — ein, wo der Fremde einen ihm zuerst im Dorfe begegnenden Mann um den Bürgermeister fragt. „Herr, das bin ich," war die Antwort. Er fragt ihn dann nach dem Wirthe. „Das bin ich auch." — Nach dem Schullehrer. „Das bin ich auch." Dann nach dem Kirchendiener. „Das bin ich auch." Nach dem Barbier. „Das bin ich auch, und zwar Schröpfer, Aderlasser und Klystirer." — Dann nach dem Hirten. „Das bin ich auch, und zwar Kuh-, Pferd-, Schwein- und Schaf-Hirt." Also Alles zusammen!! Der Unterschied besteht nur darin, dass statt des Lustspiels hier ein Trauerspiel erscheint, wenn man nämlich jedes Landgerichtshaus von einer Menge Bürger und Bauern stets umlagert sieht, sieht wie sie grösstentheils nach hartem Warten bis späten Abend wieder unverrichteter Sachen abziehen, und so von einem Tage zum anderen Zeit, Geld und Ruhe verlieren. Die sonst weise baierische Regierung wird sicher nicht den Rath des Hn. *R.* befolgen, sondern darin fortfahren, was sie schon bey den höheren Behörden gethan hat, nämlich das Justiz- und Criminal-Wesen von der übrigen Verwaltung sondern. Die Landgerichte stellen eigentlich Untercommissariate eines Kreises vor. Der Bezirk soll in diesem Betrachte eher vergrössert als gemindert werden. Jeder solcher vergrösserte Bezirk als Untercommissariat wäre dann für Justiz- und Criminal-Wesen in 2-3 Cantone zu theilen, wovon jeder einen Cantonsrichter hätte u. s. w. — Diess würde für alle Fälle eine einfachere und weit zweckmässigere, für Staat und Unterthanen minder kostspielige Geschäftsbehandlung hervorbringen.

Im II Theile liest Hr. *R.* von S. 120 — 147 ein Capitel über den *Wirkungskreis der Staatswirthschaft*, das wir billig überschlagen können. Im 2 Cap. geht er auf die *baierische Landwirthschaft* über, und zwar hauptsächlich auf die Ursachen, warum, wie er sich S. 149 ausdrückt, „Tausende der Landbebauer selbst bey gesegneten Erndten dennoch hungern, dass sie kaum die über ein Dreyviertheil des Jahres ersehnten Früchte in die Scheune bringen, um sie sogleich zur Abführung ihrer dringenden vielen Ausgaben und Schulden um den niedrigsten Marktpreis hinzugeben, dass ihnen schon mit dem Monate März das nöthige Speisgetreid mangle, und sie bis zur kommenden Erndte von Kartoffeln und nur zu oft in einer Art von wahrer Hungersnoth ohne Früchte und Geld dahin leben müssen." Als erste Ursache davon giebt er das leidige Feudalsystem an, worin wir ihm allerdings beystimmen. Er irrt aber dabey, wenn er behauptet, Kaiser Napoleon habe durch sein Decret von Mainz aus diesem System den Stab gebrochen, indem diess beym Anfang der Revolution eine der ersten und wichtigsten Angelegenheiten der Nationalversammlung, ihr Losungswort, war. Eben so irrig unterscheidet er den emphyteutischen Nexus, gutsherrliche Jurisdiction, Scharwerk- und Zehend-Wesen davon, da alle einerley Kinder sind, alle zum Feudalreich gehören. Dieses Reich der Finsterniss hat die baierische Regierung, seit Einführung der Constitution, im Allgemeinen zerstört, indem sie Leibeigen-

schaft und alles daraus Entsprossene aufhob, und alle grundherrlichen Rechte für immer ablösbar erklärte. Doch, wie der Vf. richtig bemerkt, und wir bey einer anderen Gelegenheit rügten, bleibt der Regierung der Vorwurf, dass sie mit den Lehen und Lehenverhältnissen nicht eben so grossmüthig und gerecht verfahren, und nicht alle Lehenbarkeit, als mit dem jetzigen Zeitgeiste unverträglich, unterdrückt habe. — Dass Hr. *R.* in Vertheilung der öden Gründe, Haiden und Sümpfe, Aufhebung der Gemeindeweiden u. s. w. ein Hinderniss des Aufblühens der Landwirthschaft finden will, darüber müssen wir für ihn erröthen, und ihn bedauern, dass ihn seine aufgehäuften Acten und Papiere hinderten, die wirkliche Welt zu sehen. Sonst wäre ihm in jedem Winkel seines Vaterlandes in die Augen gesprungen, wie aus Tausenden von öden Strecken, Haiden und Sümpfen die schönsten Fluren, neue Wohnungen, ja ganze Dörfer emporstiegen; und die baierischen Culturgesetze wirklich Wunder gewirkt haben. Desswegen müssen wir das in unseren Blättern öfter Gesagte wiederholen, dass sie anderen Staaten zum Muster dienen können. — Lächerlich sind des Vfs. Einwürfe S. 165: „weil die Wiesen in ganz Baiern mit den Ackergründen in gar keinem Verhältnisse stehen, könnten nur die Gemeinweiden den Viehzügel erhalten." Wir könnten billig fragen: Welchen? Wäre Hr. *R.* aus seinem Landgerichtsbezirke in andere Länder gekommen: er hätte bald sich überzeugt, dass man den schönen und zahlreichen Viehstand nicht dort findet, wo das Vieh auf öden Plätzen, Haiden und Sümpfen das Futter kümmerlich suchen muss, sondern wo es im Stalle gut gepflegt, gut genährt, und mit guten Raçen veredelt wird. Die Landwirthschaft liegt noch in der Wiege, wo der Landmann seine Gründe nicht verhältnissmäsig, in stetem Wechsel für Getreide, künstliche Wiesen, Fabrik- und Handlungs-Pflanzen zu benutzen weiss, wo also nicht alles Land in immerwährender Cultur liegt. Nicht zweckmäsiger konnte die baierische Regierung handeln, als dass sie die Landleute aus dem Schlafe aufgeschreckt, durch Vertheilung der Weideplätze zu mehr Benutzung der Gründe ermuntert, und so wenigstens den vierten Theil des Königreichs in mehr Cultur gesetzt hat. Warum aber die Gesetze dergleichen Gründe unter die Individuen der Gemeinde gleich vertheilen, will Hn. *R.* nicht einleuchten. Er glaubt, es müsse diess nach dem Hoffuss, oder nach der Möglichkeit, das Vieh zu überwintern, geschehen. Darüber kömmt er auf jeder Seite mit sich selbst in Widerspruch: denn er selbst räth an, die Gebundenheit der Güter, den Hoffuss vollends aufzuheben; er selbst leugnet nicht, dass die Individuen einer Gemeinde gleiche Ansprüche auf die Güter der Gemeinde haben; er selbst gesteht, dass das Viehüberwintern zufällig ist, ein kleiner Gutsbesitzer, wenn er die Brache aufhebt, künstliche Wiesen anlegt, noch einmal soviel Vieh überwintern kann, als ein grosser Bauer; er selbst bestätigt, dass die Weisheit der baierischen Culturgesetze sich darin bewährt habe, dass vorzüglich die kleinen Gutsbesitzer die Cultur beförderten, die öden Gründe sogleich bearbeiteten, indem der grosse Bauer ohnehin an dem Übel krank liege, zu viele Gründe zu besitzen, daher brachen und weiden müsse; — er selbst endlich behauptet, dass nur die kleinen Gutsbesitzer in Wohlstande, hingegen alle grossen Bauern in den elendesten Umständen sich befinden. — Wenn übrigens Hr. *R.* eine solche Vorliebe für Weide hat: so müssen wir ihn in Wüsteneyen verweisen, nicht in blühende Länder, wo die Cultur den Hirtenstab schon längst verbannt hat. — Als weitere Hindernisse des Aufschwungs der Landwirthschaft werden angeführt: die Güterschätzungsart oder die Gerichtspraxis, nach welcher man bey Käufen, Übernahmen u. s. w. die Bauerngüter zu hoch in Anschlag bringt, und daher dem angehenden Landmann schon den Weg des Verderbens bezeichnet; der Mangel eines Creditsystems (allerdings ein grosses Übel, indem dieser Mangel die Landwirthschaft aller Capitalien beraubt); der schwerfällige Gang der processualischen Formen der Justiz, wo, nach den eigenen Ausdrücken des Vfs. S. 185, „man über den Ausgang eines Processes grau wird, und stirbt, ohne dass dem Richter ein Saumsal zur Last gelegt werden kann" (!!); der Mangel an Ackerbau-Unterricht; endlich die ungeheueren Formen, die zur Erhaltung eines Capitals von Kirchen und milden Stiftungen erfoderlich sind, wodurch dem Landmanne auch die letzte Hoffnung, sich und sein Gut zu retten, benommen wäre. — Im 3 Cap. thut der Vf. Vorschläge zur Vermehrung der *Population* und Beförderung der *Cultur*, dass nämlich die zu grossen Bauerngüter getheilt werden. Aber auch hierin zeigt sich sein beschränkter Geist, indem er für das Minimum eines Guts 15 Tagwerk Feld, 5 Tagwerk Wiesen, und 6 Tagwerk Holz, also 26 Morgen unvermeidlich fodert!! Im 4 Cap. ereifert er sich über die vielen *Krämer*, über die *Juden*, die den Luxus befördern, und das Geld dem Auslande zuführen. Er wünscht daher die Äusserung der schwedischen Reichsstände: „ein schwedischer Mann soll schwedische Fabrique tragen", auch in seinem Vaterlande in Anwendung gebracht zu sehen. — Vorzüglich kümmert ihn der Verfall der Tuchmacherzunft, indem 1688 in Baiern 399 Tuchmacher mit 800 Knappen, im Jahr 1792 nur 204 Tuchmacher mit 187 Knappen oder Gesellen waren. Welche Erbärmlichkeit!! Doch sie erscheint noch grösser, wenn man sieht, wie Hr. *R.* die Mittel zur Aufhülfe von ein paar Tuchmachern in wild herum laufenden Schaafheerden finden will. Er wünscht daher S. 226 — 227 *das ganze Oberland Baiern in einen Tummelplatz der Schaafheerden verwandelt.* — Besonders verlangt er S. 228 *ungeheuere Schaafheerden um München als der Hauptstadt.* Zur Gewährschaft führt er an, dass Kurfürst Ferdinand Maria an seinen Verwalter in Schleissheim einmal die Frage ergehen liess, warum er in einem Jahre nur 13000 Schaafe gehalten habe. Leider — wie wir wissen — wurden seither in Schleissheim viele Tausend Schaafe gehalten, Tausende sind oft in einem Jahre zu Grunde gegangen; erweislich wurden darüber viele Millionen Gulden, ja noch jährlich viele Tausende zum Fenster hinausgeworfen. Die Früchte davon sind

so in die Augen springend, dass man nur staunen muss, wie man, einer so schlechten Cameralökonomie wegen, von München bis Schleissheim eine Wüste lassen kann, während ausserdem muntere Dörfer, eine lachende Gegend erscheinen würde. — Im 5 Cap. geht der Vf. die verschiedenen *Steuersysteme* durch. Er deckt die Fehler bey dem baierischen Steuerprovisorium auf, indem in Ansehung der Grundsteuer der Currentwerth angenommen worden; die Gewerbsteuer sey desswegen mangelhaft, weil sie zu wenige und unverhältnissmäsige Classen enthalte; eine Haussteuer lasse sich gar nicht rechtfertigen, „*da das Haus die Bedingung des zu besteuernden Gutes oder Gewerbes ist*." Dem neuen Steuerkataster ertheilt er übrigens die gebührenden Lobsprüche; und geht auf sein eigenes Steuersystem *nach dem reinen Ertrage des Vermögens*, als der einfachsten Methode, über. Nach S. 268 „sollte jeder Staatsbürger nach vorher abgelegtem Eide die Berechnung seines Ertrages schriftlich einer aus fähigen Subjecten unter Leitung des Beamten zusammengesetzten Commission überreichen. Die Commission hätte diesen Ertrag zu prüfen. Nachdem nun mit dem Fatenten und der Gemeinde bey jeder Fassion die Differenz in Güte gehoben ist, soll der Ertrag nach dem daraus von selbst resultirenden Vermögens-Capital in das Vermögenskataster eingetragen, und das Kataster alle 5 Jahre einer Revision unterworfen werden." — Gott bewahre Baiern vor solchen Vermögens- und Beutel-Inquisitionen, die nebenbey noch mehr abgenöthigte falsche Eide zu Tage förderten!! — Im 6 Cap. zeigt uns Hr. *R.*, wie die beste *Staatsverwaltung* beschaffen seyn müsse. „Da jeder Herrscher, sagt er S. 278, so heilig seine Person ist, doch immer ein an Kenntnissen und Erfahrung beschränkter Mann bleibt: so soll die Staatsverfassung eine Pyramide vorstellen, sohin in einem Staate von 3—4 Millionen Menschen, welche vorzüglich von der Landwirthschaft leben, aus einem einzigen dirigirenden Minister mit den untergeordneten, das Ministerium constituirenden Directoren bestehen." Und da nach S. 281 „der diplomatische Glanz nur einen Mann von ansehnlicher Geburt auf diesen Posten setzen kann, welcher theils wegen seiner früheren diplomatischen Bildung, theils wegen seiner glücklichen Familienverhältnisse, nie bis zur niedrigsten Stufe der Bedienstungen (!) herabstieg, um da aus der Quelle fruchtbare Kenntnisse und Erfahrungen in allen Staatsverwaltungszweigen zu sammeln u. s. w.: so soll dieses so wesentliche Bedürfniss durch einen dem Minister untergeordneten Generaldirector der Staatsverwaltung — (dem Anschein nach durch einen solchen Mann wie der Vf., die *praxis aurea* gleich dem goldenen Reichsapfel in der Hand tragend) — ausgefüllt werden." — Noch wissen wir nicht, ob dieses Spass, oder wirklicher Ernst seyn soll! — Cap. 7 lärmt wieder über die zu grossen *grundherrlichen Foderungen*, da sie die Landwirthschaft vollends erdrücken. Cap. 8 appellirt daher an die *Forstwirthschaft*, dass sie der Landwirthschaft zu Hülfe komme, in den Waldungen die Weide (die liegt Hn. *R.* gar sehr am Herzen!) und das Streusammeln gestatte. — Lauter Dinge nach Form der germanischen Wälder! — So hätten wir uns denn aus dieser schrecklichen Staatswirthschaft herausgewunden! Leider aber bedroht uns Hr. *R.* noch mit einem eigenen, noch ausführlicheren Werke über Baierns Staaswirthschaft! —

Im II Abschnitte — von der *Polizey* — vernehmen wir, dass Baiern keine umfassenden Polizeygesetze, keinen Polizey-Codex besitze. Der Vf. hat daher nur aus allen den Hunderten von alten und neuen Polizey-Verordnungen Fragmente gesammelt. Im Capitel über *Sicherheit* kömmt zuerst die Gensd'armerie zur Sprache, die den vorigen Sicherheits-Cordon vertritt, aus 344 Mann Cavallerie und 1332 Mann Infanterie besteht. Der Vf. scheint ihr keinen Vorzug einzuräumen, theils weil es ein fremdartiges Institut ist, — theils nicht selten in eine kostspielige Verköstigung ausartet u. s. w. Freylich wäre dann nur eine neue Geissel für den Bürger und Landmann ins Leben gerufen, und der ächte Zweck nicht erreicht. — Die Engländer mögen vielleicht nicht ganz Unrecht haben, sich lieber mit einer etwas unvollkommneren Polizey zu begnügen, als ihre Freyheit mit einer Gensd'armerie aufs Spiel zu setzen. Zur Sicherheitspolizey rechnet der Vf. noch die Gerichtsdiener und Gemeindevorsteher. Erstere (nach dem gewöhnlichen Namen, Schergen) nennt er die tauglichsten Spürhunde; sie sind auch immer mit grossen Fanghunden versehen. Die Gemeindevorsteher wechseln alle 3 Jahre, und machen mit den 2 Ältesten der Gemeinde den Gemeinderath. Dieser stellt eine Art Friedensgericht vor, und kann kleine Vergehen bestrafen; doch darf die Strafe nicht über einen Gulden, und der Werth der Beschädigung nicht über 3 Gulden betragen. Alle Monate muss der Gemeindevorsteher einen Rapport an das Landgericht erstatten. Unter ihm stehen die Dorfwache, Nacht- und Flur-Wache. Alles dieses ist löblich, wenn es in der Ausübung genau beobachtet wird. Auf gleiche Weise werden die Vorschriften der Feuerordnung und Brandversicherungsanstalt dargelegt. Aber alles scheint sich schöner auf dem Papier auszunehmen, als in der Wirklichkeit. Bey wenigen Dörfern findet man, wie wir wissen, Löschanstalten, und das Brandversicherungsinstitut bedarf groser Verbesserungen. Man hat hundert Schwierigkeiten bey Vergütung der Brandschäden u. s. w. In Ansehung der Flurwachen behauptet der Vf. mit Recht, dass sie von äusserster Wichtigkeit und Nothwendigkeit, aber leider beynahe nicht im Gebrauche seyen. Übrigens handelt er hier noch von der Aufsicht über die Märkte, macht aufmerksam auf das schädliche Hausiren und allerley Unterschleife, und zeigt dann die Formen bey dem Passwesen. Dieses Passwesen ist, nach unserer Meinung, leider zu einer entsetzlichen Plage der Reisenden erwachsen. Wie wenig es aber in der That nütze, mag aus den neuesten Geschichten der Räuberbanden zu entnehmen seyn, wovon die Individuen immer mit den besten Pässen versehen waren, und dadurch die Aufmerksamkeit auf sie nur leichter von sich abwenden konnten.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Landshut, b. Hagen: *Über den Wirkungskreis eines Landgerichts im Königreich Baiern*, von *J. Rheingruber* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im 2 Cap. über die *Gesundheitspolizey* bemerken wir mit Vergnügen, dass bey jedem Landgerichte ein mit 600 Gulden besoldeter ordentlicher Arzt angestellt, und ihm die Leitung der Gesundheitspolizey im Zusammenhange mit den höheren Medicinalbehörden anvertraut ist. Man wollte auch Landärzte aufstellen, wahrscheinlich um das Bartscheeren von der Chirurgie zu trennen. In der Ausführung scheint es aber Schwierigkeiten gefunden zu haben. Für die Geburtshülfe giebt es auch auf dem Lande überall geprüfte Hebammen. Nach Aussage des Vfs. sollen sie nicht selten eine wahre Geissel für die Gebärenden seyn, grosse Kosten, oft auch schrecklichen Unsinn veranlassen. Das Augenmerk der Regierung war nicht minder auf Vermehrung der Apotheken auf dem Lande, auf Bildung von Thierärzten gerichtet. Allein in Ansehung der Letzteren mag es sehr traurig aussehen, indem der Vf. das Geständniss nicht unterdrücken kann, dass die Curen des Viehes (häufig auch der Menschen) beynahe allgemein den Schindern (auch Scharfrichtern) überlassen sind!! Bey dem Artikel über Abwendung epidemischer Krankheiten berührt der Vf. die Schutzpockenimpfung, die in Baiern *gesetzlich* eingeführt ist. Diess verdient von allen Staaten nachgeahmt zu werden. In Ansehung der Todten oder Scheintodten räth derselbe verschiedene Vorsichtsmassregeln an, wovon das allgemeine Daseyn der Leichenhäuser die sicherste wäre. — S. 414, wo von der Sorge für Schwangere die Rede ist, sagt der Vf.: „Besondere Aufmerksamkeit des Staats aber verdient das so äusserst traurige und bisher so wenig gewürdigte Schicksal der unehelich Schwangern u. s. w." Leider seufzt in dieser Hinsicht ganz Deutschland unter noch sehr barbarischen Verhältnissen — und zwar sowohl in Ansehung der Gebärenden, als der dabey vorkommenden Strafen, Processe, und der meist unglücklichen Kinder. — Mit den von Hn. *R.* vorgeschlagenen Gebärhäusern in den 9 Kreisstädten möchte im Ganzen noch nicht viel geholfen seyn. — Bey der Sorge für Neugeborne bringt er das Taufen in den Kirchen als schädlich in Anregung, nicht minder das zu frühe Anstrengen der Kinder zur Arbeit. Er rühmt, wie billig, das Daseyn eines Taubstummen-Instituts in Freysing. Von der Sorge für gesunde Nahrungsmittel, gesunde Wohnungen, reine Luft, zweckmässige Kleidertracht, Vergnügungen u. s. w. das Gewöhnliche! — Cap. 5 zergliedert den baierischen *Schulplan*, von dem in diesen Blättern schon öfter die Rede war. Der Vf. behauptet, dass alle Geistlichen zugleich Schullehrer seyn sollten: denn, sagt er S. 445, „am dringendsten beweist die Nothwendigkeit der Realisirung meines Vorschlags der Umstand, dass in Baiern die bedeutendsten Dörfer und ganze Gegenden weder Schullehrer, noch ein Schulhaus besitzen, wo also die Kinder wie Wilde aufwachsen." Weise scheinen die Culturgesetze entgegen gekommen zu seyn, da sie nach S. 448 alle Cultur-Straffälle den Schulen jedes Orts zugewiesen, und von jeder Abtheilung der Gemeinweide der Schule in der Gemeinde, selbst wenn noch keine existiren sollte, einen gleichen Antheil zusprechen. — Im 4 Cap., von der *Nahrung*, rügt er, dass in Baiern im Durchschnitte nur 1015 Menschen auf eine Quadratmeile gehen, und doch fodert er hartnäckig zu jeder Ansiedelung die oben beschriebene Zahl von 26 Morgen. Richtiger sieht er bey den Dienstboten S. 475: „3 Jahrhunderte sind alle Zeugen, dass Verordnungen über Taxationen des Liedlohns das Schicksal derjenigen Verordnungen hatten, dass sie, weil sie Gegenstände in Anspruch nahmen, worüber die Natur und Concurrenz sich allein das Dispositionsrecht vorbehalten haben, im Momente der Publication der Vergessenheit übergeben, und nirgends befolgt wurden." — Dann wird ein Langes und Breites von den Gewerben gesprochen. Wir sehen daraus, dass Zunftzwang noch im vollen Schwunge, und die Polizey-Ordnung von 1616 noch überall die Führerin ist. In neueren Zeiten wurden die Wanderschaften ins Ausland aufgehoben, und bey den Handwerksgesellen, denen man sie erlaubte, Wanderbücher eingeführt. Die Regierung ertheilt zugleich nach Umständen Gewerbeconcessionen, die zwar nur persönlich sind, aber wegen der Willkühr bey Verleihung derselben viele Klagen veranlassen. In Ansehung der Handwerks- und Gewerbe-Gerechtigkeiten hat die Regierung den Verkauf in etwas beschränkt. Bey Fleisch-, Brod-, Bier-Verkauf u. s. w. bestehen Taxen. Man ist also nach unserer Ansicht bey dem so wichtigen Artikel der Industrie und Gewerbe nicht weit vorgerückt! — Hr. *R.* macht sogar S. 481 die Bemerkung dazu: „Es scheint Baierns Wohlstand mehr zu frommen, dass die Kräfte auf den Ackerbau, als auf die Gewerbe, hingeleitet

werden." Eben so auffallend, wie diese, ist seine Bemerkung über die Fabriken S. 593: „indessen verdienen einzelne mit eigenen Familien besetzte Gewerbe nach ächten Grundsätzen der Staatswirthschaft, wegen Beförderung der Population immer vor den Fabriken und Manufacturen den Vorzug." Also keine Fabriken! — Ein Staat weiss seine Bürger nicht anders in Thätigkeit zu bringen! Was eine Maschine in grosser Zahl von selbst bewirkt, darüber sollen immer 20 Männer klopfen und schwitzen!! — Bey dem Handel weiss er ebenfalls nichts weiter anzuführen, als die nachtheilige Vermehrung der Kleinkrämer, das Schädliche des Hausirens. In Ansehung der Sorge für Wohlfahrt und Güte der Lebensmittel werden fleissige Visitationen auf den Märkten und Aufrechthaltung des nöthigen Masses und Gewichts empfohlen. Wir erfahren zugleich, dass Baiern ein gleiches Mass und Gewicht hat, welches immer sehr wohlthätig, und für ganz Deutschland wünschenswerth ist. Am Schlusse dieses Capitels wird auch von Herstellung und Unterhaltung der Communicationswege — als einer allerdings sehr wichtigen Sache — gesprochen. Schade, dass die Ausführung dem Wunsche nicht zureichend entsprechen will. Hierauf kömmt der Vf. auf die Armenanstalten, die in allen Bezirken eingeführt werden sollen. Auch dieses wäre sehr löblich! — Das Salpeterwesen als Regale fügt der Vf. hier an. Es scheint, ungeachtet neuerer Milderungen, noch grossen Druck für die Unterthanen zu veranlassen. Bey dem darauf angereihten Ziegel- und Kalk-Brennen geht es besser, indem seit einigen Jahren hiebey volle Freyheit Statt findet. Endlich von den Pottaschen-Siedereyen, worüber Patente ertheilt werden.

III Abschnitt. *Über die Strafgesetzgebung in einem agronomischen Staate.* Der Hauptvorschlag ist S. 636: „Die Gefängniss-Strafe auf die möglichst kurze Dauer zu beschränken, dagegen sie nach dem Grade des Verbrechens oder Vergehens durch härtere Arbeit, Minderung der Kost, oder körperliche Züchtigung zu schärfen." Der Vf. findet dieses der Erfahrung gemäss nothwendig. „Von *so manchen* der untersuchten Verbrecher ward ihm, nach S. 625, auf die gewöhnlich zu stellende Frage, ob er ordentlich verpflegt werde, und keine Klage habe, geantwortet, dass er auf allem wohl zufrieden sey, und im Gefängniss weit besser und sorgenfreyer ernährt werde, als ausser demselben u. s. w. — Wie gleichgültig endlich derselbe sey bey der Ankündigung einer mehrjährigen Zuchthaus-Strafe, vielmehr sich schon während der Verhöre laut und wiederholt äussere, er fürchte das Zuchthaus nicht, weil er wisse, dass er dort bey mässiger Arbeit ordentlich und sorgenfrey verpflegt werde, und dort die Woche zweymal Fleisch erhalte, dagegen er in seinem Stande (als Bauer) sonst das Jahr hindurch, ausser den 3 heiligen Zeiten, nie Fleisch erhielt." — Dieses Bild des äussersten Elends des Bauernstandes wird noch grässlicher S. 637: „Es ist wirkliche Thatsache, die vielleicht mancher Criminalrichter mit mir aus eigener Erfahrung bestätigen kann, dass so mancher Brave aus dem Volke, der unter beständigem Kummer und beissenden Nahrungssorgen bey den beschwerlichsten Arbeiten nicht Brod genug für sich und seine Kinder hat, nach dem glücklichen Loose und der Kost des Züchtlings sich sehnt." Übrigens räth der Vf. zur Verminderung der Verbrechen öfteres Streifen und gute Sicherheitsanstalten an. Denn, sagt er S. 639, „als ich im J. 1803 als Landrichter nach Pfaffenhofen gesetzt wurde, war in dem ganzen Landgerichts-Districte, wie es notorisch ist, die Unsicherheit so gross, dass Raubmord, Strassenraub, nächtliche Einbrüche, gewaltthätige Diebstähle bey Tag und Nacht an der Tagesordnung waren, und kein Reisender ohne grossen Schrecken und Gefahr die vielen das Landgericht durchkreuzenden und durch lange Waldungen führenden Landstrassen durchreisen konnte." Mehrere organisirte Polizeycorps und öftere Streifen führten nach S. 640 die Sicherheit in dem Grade herbey, dass seit dieser Zeit die Verbrechen sehr selten wurden — welches für Hn. R. gewiss verdienstlich bleibt. — Cap. 5 sucht er zu beweisen, wie nothwendig die Strafe des gegründeten Verdachts sey — (immer etwas gewagt, besonders ohne ein Geschwornen-Gericht), und im 6 Cap., dass nach obigen Grundsätzen die Strafinstitute zu organisiren wären, wo es also Hunger und Schläge nach Ungnade gäbe.

Zweyter Band. Durch die Vorrede und das 1 Cap. wird man mit der fixen Idee des Vfs. über die Wichtigkeit der nicht streitigen Gerichtsbarkeit, und der grossen Rolle eines Landrichters dabey bekannt, welche fixe Idee durch die Hälfte des zweyten Bandes durchblickt. Unter der nicht streitigen Gerichtsbarkeit versteht er die *jurisdictio voluntaria*, die eigentlich verwaltend ist, Contracten, Inventarien den öffentlichen Glauben aufdrückt, also unserer Meinung nach füglicher Gerichtsverwaltung (oder Notariat) genannt werden könnte; wogegen dann die entscheidende oder streitige Gerichtsbarkeit das Richteramt heissen sollte. Nach dem Vf. ist der Zweck der nicht streitigen Gerichtsbarkeit die Prüfung und Zurechtweisung aller Contracte und der nicht streitigen Privatrechtsgeschäfte. Er eifert daher über die allgemeine Vernachlässigung dieser Gegenstände, indem sie unter dem Namen Briefnoteln von den Landrichtern unerfahrnen Schreibern überlassen werden. Es sey nirgends ein allgemeines Protocoll (eigentlich Gerichtsjournal) vorhanden, und die verschiedenen Protocolle grösstentheils nicht nach den nöthigen Formen gefasst. Indess sollten, wie wir schon oben bemerkten, diese gerichtlichen Handlungen von den Landgerichten getrennt seyn. Denn an der erwähnten Vernachlässigung ist meist die Überhäufung mit Geschäften Schuld. Übrigens ist es noch eine Frage, ob der Gerichtsvorstand eine solche active Rolle dabey spielen sollte, als es dem Vf. dünkt. Die Parteyen über ihr Interesse, und die dahin einschlagenden Gesetze zu unterrichten, ist Sache der Rechtsbeystände. Wenn der Gerichtsvorstand schon bey Verfassung einer

Urkunde zu activ ist: dann kann bey einem darüber erregten Streite der Fall eintreten, dass Richter und Partey sich in Einer Person finden. — Das 2 Cap. hat die Aufschrift, als handle es von Gutsschätzungen und Gutsanschlägen; wir lesen aber dafür vom Ursprunge des Geldes, von den Silberflotten, und am Ende von dem Grundsatze, dass die Capitalsrente gleich sey der Grundrente. Diesen Grundsatz verfolgt das 3 Cap. noch weiter, wo zuerst vom baierischen Zinsfuss 5 vom Hundert, dann von den nöthigen Banken gesprochen, und mit der Phrase geendet wird: „Bey dieser Voraussetzung also dürfen Capitalsrente und Grundrente zur Bestimmung eines Werthcapitals in staatswirthschaftlicher Rücksicht gleichgestellt werden, da man jedes Capital nach den ständigen Zinsen oder dem reinen Ertrage taxirt." Nach vielen unnützen Worten erhält man erst im 4 und 5 Cap. Aufklärung darüber, was der Vf. damit sagen will. Er behauptet nämlich §. 26: „Wesentlich ist vom Grundwerthe der Kaufpreis oder Kaufschilling unterschieden. Kaufschilling als Masstab des Werthes eines Grundstückes oder Gutes aufstellen, heisst die Ordnung der Natur verkehren." Nicht der Werth einer Sache bestimmt nach seiner Meinung den Masstab des Kaufes, sondern die Freude zum Eigenthum. Hören wir darüber seine eigene Phrase §. 28: „Nach dem Grade dieser natürlichen Freude oder dieses natürlichen Strebens nach Eigenthum, dessen Rechte sich selbst in der stürmischen Nacht der französischen Revolution erhielt, und als die Grundfeste des Staats selbst von dem in England mit der Pillory bedrohten, aber entflohenen, und in Paris zum Gesetzgeber berufenen Erzaristokraten Paine laut proclamirt wurde, richtet sich auch die Summe des Kaufpreises." Wird da nicht jeder Leser ausrufen: O! — Wenn also die Käufe ohne Rücksicht auf den wahren Ertrag und Vortheil geschlossen werden, und dieses in der Regel anzunehmen ist: dann müssen auch alle Käufer in der Regel von Sinnen seyn! Wir dächten vielmehr, dass der alte Grundsatz: *tanti valet, quanti vendi potest*, nicht so leicht zu bekämpfen sey; dass von jeher die Kaufschillinge aus der Erfahrung des Ertrags, des Nutzens sich gebildet haben. Zwar lässt sich nicht leugnen, dass Umstände oder besondere Vorliebe (*pretium affectionis*) den Kaufschilling über das Gewöhnliche erhöhen können: allein diess gilt nicht als Regel, sondern als Ausnahme. Oft ist auch dieses *pretium affectionis* nur scheinbar. Z. B. es kauft Einer einen Acker um höheren Preis, weil er ihm näher liegt, seine Gründe arrondirt u. s. w.: allein eben desswegen kann er ihn auch besser bearbeiten, zu höherem Ertrage bringen. Dieser Acker hat also in seinen Händen einen höheren Werth. Felder hingegen eines einzigen Inselbewohners haben, selbst zu einem ungeheuern Ertrage gebracht, selbst wenn das Füllhorn der Ceres darauf ausgeschüttet ist, keinen Werth. — Dem Vf. sind, besonders bey Bearbeitung des Steuerprovisoriums, viele abweichende Schätzungen über das nämliche Gut vorgekommen. Diess hat in ihm eine eigene Theorie über den Capitalanschlag eines Landgutes erzeugt, mit der er uns im 6 Cap. bekannt macht. Er bestreitet hier den bisher bey Renten eines Gutes (man sieht, er meint ein herrschaftliches Gut) angenommenen Masstab, nach welchem man den beständigen Gulden der Einnahme zu 30 — 25, und den unbeständigen zu 25 — 20 zum Capital erhob. Er behauptet, dass die Gutsrente zu 5 pro Cent gelten, also mit 20 multiplicirt werden müsse; und zwar aus dem Grunde, weil von einem Capital der gewöhnliche Zinsfuss 5 vom Hundert, und diess der 20ste Theil des Capitals ist. Die Getreidepreise setzt er nach der Durchschnittssumme von 219 Jahren, und zwar einen Scheffel Weizen 9 Gulden, Korn 7, Gerste 6, Hafer 4 Gulden an. Eben so für die Küche ein Kalb 4 Gulden, ein Lamm 36 Kr., eine Gans 36 Kr., eine Ente 20 Kr., ein Huhn 12 Kr., ein Ey ½ Kr., ein Pfund Fische 12 Kr., ein Pfund Schmalz 20 Kr., ein Pfund Käse 4 Kr. Ein Brauhaus bringt er damit in Anschlag, dass er die gewisse jährliche Einnahme nach 5 p. C. zum Capital erhebt. Bey einem Ziegelstadel weicht er von seiner Methode ab, und lässt den bleibenden Einnahme-Rest nach 10 p. C. oder mit 10 multipliciren, weil, wie er sagt, „es sich hier um eine sehr ungewisse Fabrications-Rente frage." In Betreff der verschiedenen Eigenschaften der Güter bemerkt er die Verhältnisse: ein Allodialgut mit einer reinen Rente zu 150 Gulden habe einen Werth von 3000 Guld., da hingegen, wenn es mit einer Erbgerechtigkeit behaftet ist, es um ⅕ weniger gelte, also 2400 Guld.; als lehenbar um ⅓ geringer, also 2000 Guld.; als leibrechtbar ⅔ weniger, folglich 1000 bis 1100 Gulden. Er glaubt ferner S. 51, dass die Gründe eines Gutes nur *in complexu* geschätzt werden müssen, weil man z. B. Steuern, Anlagen, Gilden u. s. w. nicht auf einzelne Stücke eines Guts ausschlagen könne. Aber warum nicht? Dieser Ausschlag geschieht überall, wo man einen provisorischen oder wirklichen Kataster herstellt. Dieses ist für jede ökonomische Berechnung nothwendig. Selbst was die Arbeit jedes Morgens eines Guts kostet, muss berechnet seyn. Darüber, so wie in Hinsicht auf das, was er S. 53 über Wälder und Waldtaxationen vorbringt, können wir den Vf. auf neuere ökonomische Werke verweisen, wo diese Gegenstände weit richtiger entwickelt sind. Weil bey einem Landgute nicht selten Wittwen- und Pensions-Gehalte vorkommen: so giebt es uns eine Menge Tabellen über die bekannten Lebensdauer-Berechnungen. Er räth ferner, die grundherrlichen Ausstände bey Gutsanschlägen zu berücksichtigen: denn, sagt er S. 68, „die Erfahrung ist allgemein, dass die Grunduntertianen mit Gild und Stiften gegen alles ökonomische Verhältniss überlastet sind, folglich sehr viele derselben ihre Abgaben schlechterdings nicht reichen können." Er führt das Landgericht Pfaffenhofen als Beyspiel an. 1812 mussten da alle Ausstände liquidirt werden. Die Anzahl der Restanten war 1092, und darunter meist grossbegüterte Bauern der aufgehobenen Stifter und Klöster. Die Ausstände, grösstentheils in grundherrlichen Ab-

nicht mehr. Die Baulichkeiten, Schiff und Geschirr kommen in Verfall. 3 *Periode*. Er kann die Dienstboten nicht mehr bezahlen. Sie gehen ihm davon. Das Gut wird schlechter bebaut. 4. *Periode*. Um nur einige Gulden zu bekommen, verkauft er das Stroh. Die Gründe werden nicht mehr begailt (gedüngt). 5 *Periode*. Der Bauer fängt auch an, die Kühe zu verkaufen. Noch mehrere Äcker bleiben brach. 6 *Periode*. Er versetzt Äcker und Wiesen, schwendet seinen Wald ab. Die Äcker werden meist öde. 7 *Periode*. Er beginnt auch seine Pferde oder Ochsen, seine Haus- und Baumanns-Fahrniss zu verkaufen, seine Kleider zu versetzen u. s. w. — Endlich erscheint die 8 *Periode*, oder die des allgemeinen Concurses, „wonach S. 157 gewöhnlich das *jus delendi* eintritt, und das Bauerngut um einen Spottpreis übernommen wird, nachdem drey Viertheile ihre Foderungen zurücklassen müssen!" — In jedem nur etwas fühlenden Busen wird dieses Gemälde schreckliche und traurige Eindrücke zurücklassen! — Indess begreifen wir eben nicht, wie diesem Übel damit abgeholfen wäre, wenn bey jedem Gutskauf oder Übernahme, nach des Vfs. Weise, der reine Ertrag ausgemittelt, und jeder Landrichter auf die Sphäre seiner sogenannt nicht streitigen Jurisdiction mehr aufmerksam gemacht wird. Höchstens könnte sich dadurch ergeben, dass die jungen Landleute vor dem Kaufe oder der Übernahme eines Guts, wie vor einem Ungeheuer, zurückgeschreckt würden, die Güter nach und nach alle ohne Besitzer, und die Felder öde blieben. Eine Null wäre nach des Vfs. Meinung beynahe bey jedem Gute der reine Ertrag; dieselbe Null zeigte sich dann auch für die Staatsabgaben. Dadurch rechtfertigt er seine vielen Vorwürfe gegen die provisorische Steuererhebung. — Unserer Meinung nach liegt die Quelle des Übels nicht in obiger Ausmittelung des reinen Ertrags, sondern in der Art, wie die Landwirthschaften geführt werden. Wahrlich ein Hof von 122½ Morgen ist nicht theuer um 6200 fl. sammt Gebäuden und aller Baumannsfahrniss. Der Morgen steht nicht auf 30 fl. Die Gründe sind auch nicht schlecht, da ein 8—9 facher Körner-Ertrag vorkömmt: desto schlechter ist aber dabey die Dreyfelder-Wirthschaft; — desto schlechter sieht es mit dem so geringen Viehstande von 9 Kühen aus; — desto schlechter ist es, dass diese auf der Weide herumlaufen müssen, dass davon Schmalz und Butter nur 12 fl. einträgt, und der Hirtenlohn 14 fl. kostet. — Desto unverhältnissmässiger und theurer sind auch dabey 3 Knechte und 2 Mägde u. s. w. Diese schlechten Verhältnisse erscheinen nicht minder bey dem 2ten Hofe. Auch hier ist die Dreyfelder-Wirthschaft; auch hier laufen die 6 Kühe auf der Weide herum, wovon der Schmalz- und Butter-Erlös 5 fl., und der Hirtenlohn 12 fl. ausmacht; — auch hier sind die 2 männlichen und 2 weiblichen Domestiken viel. Nicht anders verhält es sich bey dem 3ten Hofe. Auch dieser schleppt sich mit der Dreyfelder-Wirthschaft herum; die 10 Kühe mögen sehen, wie sie auf öden Plätzen ihr Futter finden. Für Butter und Schmalz giebt es hier gar keine Einnahmsrubrik; hingegen kostet der Hirt 16 fl. und 4 männliche und 2 weibliche Dienstboten werden unterhalten. Leider hat sich wegen dieser so vielen Dienstboten das Sprichwort gebildet: „was der Pflug gewinnt, frisst das Gesind." Aber woher kommt es, dass meist zu viele Dienstboten gehalten werden? — Daher, weil die Güter nicht arrondirt, alle Felder auf die sonderbarste Art in der Flur zerstreut sind, also zur Cultur doppelte Zeit, doppelte Arbeit erfodern. — Endlich ist auch nicht zu leugnen, dass die grundherrlichen Abgaben zu unverhältnissmässig, zu willkührlich, und neben den Staatsabgaben zu unverträglich auf den Gütern lasten. — Bey solchen Vorbildern müsste sich freylich die Überzeugung aufdringen, dass Land und Leute dem Untergange entgegen eilen, wenn nicht auf der anderen Seite die Bemühungen der baierischen Regierung bekannt wären, der Landwirthschaft mit allen Kräften aufzuhelfen. Dafür zeugen die Culturgesetze, die auf Vertilgung der Dreyfelder-Wirthschaft, auf Einführung des Futterbaues statt der schädlichen Weide hinarbeiten. Dafür zeugen die nach öffentlichen Blättern schon öfter ausgesetzten Preise zur Lösung der Aufgabe, wie am zweckmässigsten die Arrondirung der Güter, als die Seele der Landwirthschaft, zu bewirken sey. — Dafür zeugen die oben erwähnten Edicte zur Aufhebung aller Leibeigenschaft und der damit verbundenen Foderungen — die Edicte über Ablösbarkeit aller grundherrlichen Abgaben, Zehenden. Wahrscheinlich ist die baierische Regierung eben mit den Mitteln beschäftigt, wie alles dieses am leichtesten auszuführen ist. Damit wäre dann der Landwirthschaft — Land und Leuten — für die bisher harten, finsteren Tage ein wahres goldenes Zeitalter verheissen!

Im 9 Cap. erscheint wieder die alte Klage gegen das *Steuerprovisorium*. Der Ausdruck *Provisorium* möchte schon die Regierung rechtfertigen, besonders da sie gerechten Beschwerden stets abhilft. Die definitive Steuer wird erst durch das Kataster bestimmt. Daher ist nur zu wünschen, dass dieses rühmliche Werk bald für alle Kreise — 2 sollen bereits fertig seyn — die Vollendung erreiche. — Im 10 Cap., *vom Vorzuge des Geld-Capitals vor einem Landgute*, sagt der Vf. nicht undeutlich, dass es am besten sey, jedem von der Übernahme eines Ökonomieguts abzurathen. Er meint S. 164, die Revolution im Feudalreiche würde sich dann von selbst ergeben!! Cap. 11 sucht er zu beweisen, dass ein Grundherr höchstens auf den 5ten Theil des reinen Ertrags, also von 200 fl. reinen Ertrags auf 40 fl. Anspruch machen könne. Wir halten eine so allgemeine Regel nicht für anwendbar — selbst für gefährlich. Eben so schwankend dünken uns seine Anschläge eines einzelnen Morgen Ackers, im 12 Cap. Er bringt nämlich vom besten Weitzenboden, im 6 jährigen Turnus keinen höheren jährlichen reinen Gewinn (nur die Culturkosten abgezogen) heraus, als 6 fl., beym Kornboden 4 fl. 12 Kr., beym geringen Sandboden gar ein *jährli-*

ches Deficit. Also, glaubt er, müssten alle diese Güter (beynahe die Hälfte des Reichs) den Schaafen überlassen werden. Wirklich gäbe es dann ein schönes Schaafreich!! — Auch die *Getreide-*, *Öl-* und *Säge-Mühlen* werden nicht vergessen, sondern im 13 Cap., der schönen Verbindung wegen, in Anschlag gebracht.

Im II Theile schreibt der Vf. in 9 Capiteln, wie ein wahrer *Strykius de cautelis*, für alle verschiedenen Contracte, Heuraths-, Gutübernahms-, Austräge-Urkunden die nöthigen Massregeln vor, wobey eben nichts Neues vorkömmt. Das 10 Cap. handelt von Vertheilung und Verlosung der Gemeindegründe, wovon wir die Formen bereits aus dem baierischen Culturkatechismus kennen. Cap. 11 und 12 kommen Verlassenschafts-Inventarisationen und dergleichen Auseinandersetzungen auf gewöhnliche Art zur Sprache. Eben so im 13 und 14 Cap. das Vormundschaft- und Depositen-Wesen. Wir vermissen für diese Gelder öffentliche Anstalten, und überhaupt für diese zwey wichtigen Zweige die hierüber in anderen Staaten herrschende Ordnung. — Sogar die Lehre von Testamenten mischt der Vf. im 15 Cap. mit ein. Wir wünschen, dass die neuere Gesetzgebung diesen so vielen und verwickelten Formen einmal ein Ende mache. — Cap. 16 räth der Vf. grosse Vorsicht bey Ertheilung der Vermögens-Zeugnisse an, und Cap. 17 geht er auf die Nothwendigkeit der Einführung einer allgemeinen Hypotheken-Ordnung über. Baiern, wie wir sehen, hat nur in den ehemalig preussischen Provinzen eine Hypothekenordnung. — Der Vf. hat darin Recht, dass ohne sie kein Creditsystem möglich, und sie für einen Staat erstes Bedürfniss ist. Nicht gänzlichen Beyfall aber können wir der von ihm gepriesenen preussischen Hypothekenordnung geben, sondern glauben, dass sie, mit der französischen amalgamirt, erst das zweckmässige Resultat liefern würde. Im 16 Cap. sagt uns der Vf. über Administration eines Gutes das Gewöhnliche, dass Ökonomieen, auf Regie geführt, nichts taugen, und die Einnahmen von Verwaltern oder Dienstboten verschlungen werden. Natürlich, wenn man die Wirthschaft weder selbst führt, noch verlieht! Eine theilweise Verpachtung der Gründe an die Kleingütler wird in solchen Fällen als das Beste empfohlen. Bey einem Brauhaus oder Ziegelstadel aber verwirft der Vf. jede Verpachtung. Cap. 19 spricht er noch von der Deterioration und Melioration eines Landguts, so wie es aus der Natur der Sache fliesst.

Der III Theil umfasst das *Communalwesen*. Die Organisation davon gründet sich auf das Edict vom 12 Sept. 1808. Der Vf. eifert gegen zuviel veranlasste Tabellen und Schreibereyen, und äussert zugleich den Wunsch, dass die unmittelbare Verwaltung wohlthätiger Anstalten, z. B. für Kranke, den Bürgern des Orts selbst überlassen, oder zurückgegeben werden möchten. — Im IV Theil wiederholt das erste Capitel das, was schon oben über *Staatswirthschaft* und *Finanzen* verkündigt wurde. Im 2 Capitel werden die Quartalacten und Rechnungen aufgezählt, die alle Vierteljahre von den Landgerichten zu den Finanzdirectionen einzusenden kommen; es sind 22. Das Rechnungswesen befindet sich sonach in einem sehr complicirten Zustande. Im 3 Cap. eröffnet der Vf. seine Grundsätze über den Massstab der Abgabenumlegung bey Zerschlagung der Bauerngüter, wobey er in die schon oben gerügten Irrungen geräth. Der nämliche Fall ist beym 4 Cap. von den nöthigen Cautelen bey Güterzertrümmerungen. Weit nützlicher möchte, wie wir oben schon bemerkten, *ein umfassendes Gesetz über die Güterarrondirungen* seyn. Auch die folgenden Capitel, über die Prüfung der Moderationsgesuche von Seiten der Unterthanen, über grundherrliche und Staatsabgaben, — über Instruirung der Gesuche um beständige Moderation des Hoffusses und der Abgaben, — über Beschreibungen und Abschätzungen der Feldfrüchte-Schäden, — über Liquidation der landesherrlichen und grundherrlichen älteren und neueren Ausstände, und der Nachlassbegutachtung, verlieren nach unserem Dafürhalten ihre Anwendung, wenn die Ablösungen der Feudalrechte eintreten, oder darüber in den Hypothekenbüchern feste Bestimmungen geschehen, wo sich dann von selbst auch ein einfacheres Abgaben-System entwickelt. Im 9 Cap. wird erwähnt, dass die Erbauung neuer Wohngebäude durch 5 Steuerfreyjahre begünstiget ist. Cap. 10 erklärt, wie die neuen Steuerkataster bey Abschätzungen der Bauerngüter und Grundstücke zu gebrauchen sind, und Cap. 11, dass der Getreideverkauf in grossen Quantitäten auf den königlichen Kästen (Getreidemagazins-Gebäuden) Nachtheil bringe, welches wohl nicht leicht Jemand in Zweifel ziehen wird. Im 12 Cap. geht er das Verfahren bey Getreide-Zehendverpachtungen, und im 13 die Theorie über den Kleinzehend durch. Es ist zu wünschen, dass über das Zehendwesen die neuere Gesetzgebung bestimmter abspreche.

Der V Theil beschäftigt sich mit den *Militärgegenständen*, und zwar zuerst mit dem Conscriptionsgesetze. Es gleicht, wie alle diese Töchter, ihrer Mutter. Das Conscriptionsalter erstreckt sich vom 19 bis zum zurückgelegten 23sten, die Dienstzeit auf 6 Jahre. Sicher ist, unserer Meinung nach, die Conscription weit zweckmässiger als das ältere Soldatenwerben, Ausheben, und Condemniren. Allein wir können einen Wunsch nicht unterdrücken, die Dienstzeit nur auf 3 Jahre bestimmt zu sehen. Sechs Jahre machen eine zu grosse Lücke für einen Jüngling, der durch Profession, Studien u. s. w. sein Fortkommen suchen will. — Der VI Theil bringt uns das ganze *Kriegs- und Marsch-Wesen* in Erinnerung, wovon beynahe Jeder selbst zu praktisch unterrichtet ist, als dass wir noch Vieles darüber zu erwähnen brauchen, besonders da in einer Menge Schriften Alles darüber erschöpft ist, leider aber beynahe überall die alten Übel bleiben. — Im VII Theile kommen die *Kirchen und geistlichen Gegenstände* vor, als die Possessgebung eines Pfarrers, die Untersuchung der Baufälle, Prüfung der Pfarrfas-

sionen, wobey sich meist Ökonomieen befinden — also Schätzungen u. s. w. herzustellen sind. Die Stolordnung für die Pfarrer datirt sich noch vom J. 1616 her. — Der VIII Theil zeigt das Verfahren bey *Amtsextraditionen* und *Amtsuntersuchungen*, wo alle landgerichtlichen Fächer durchgegangen, also die Obliegenheiten mit den Handlungen zu liquidiren sind. Eine solche Amtsextradition, Amtsuntersuchung und Revision der Gerichts-Ökonomie- und Amts-Rechnungen ist auch im IX. Theile zergliedert, in Ansehung eines Landguts, mit einem Herrschafts- oder Orts-Gerichte verbunden. Ein Herrschaftsgericht steht ganz in der Kategorie eines Landgerichts; das zweyte ist beschränkter Art, z. B. werden da keine Concursprocesse, keine Criminaluntersuchungen u. s. w. vorgenommen.

Zum Schlusse lesen wir ein Weites und Breites über das Schicksal und das Interesse der Staaten — über Vaterland, Vaterlandsliebe, wahre bürgerliche Freyheit, über Weltherrschaft, über das glückliche Loos einer Monarchie, über Constitution, über Nationalrepräsentation, über Preſsfreyheit. — Am Ende ist noch ein Verzeichniss beygefügt über sämmtliche Monats-, Quartals-, Semestral-, Annual-Anzeigen, und tabellarische Berichte, die — unter 31 Rubriken — von einem Landgerichte den höheren Behörden einzusenden sind. Wie schon öfter bemerkt, muss dieses Alles ein schreckliches Tabelliren, Schreiben ohne Ende geben.

Diese zwey Bände haben den Vf. sicher vielen Schweiss gekostet, und man muss darauf erwiedern: *Placet conatus.* — Auf keinen Fall aber können wir wünschen, dass den jungen Baiern auf der Universität Landshut über ein solches Chaos — praktische Collegien gelesen werden.

— z — — —

JURISPRUDENZ.

Hannover, bey Hahn: *Sammlung der hannöverschen Landesverordnungen und Ausschreiben des Jahres* 1813. Herausgegeben von Dr. *Theodor Hagemann*, Ober-Appellationsrath in Celle. 1814. XXVI u. 493 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey dem bisher in den hannöverischen Landen beobachteten Publicationsgebrauche der Gesetze und Verfügungen wurde es nach dem Verlaufe mehrerer Jahre oft schwer, eine Verordnung aufzufinden: manche kam deshalb in Vergessenheit, und wurde übersehen. Es gehört daher wahrlich nicht zu den kleinsten Verdiensten des um die Rechtspflege sowohl, als die Rechtswissenschaft der hannöverischen Lande so sehr und vielfach verdienten Vfs., eine Sammlung derselben angelegt zu haben, welche den oben gerügten Mängeln wenigstens *für die Zukunft* — da eine gleiche Sammlung der von dem Schlusse des unter obrigkeitlicher Autorisation erschienenen *Corpus constitutionum* der verschiedenen Herzogthümer an bis auf die Epoche der eingedrungenen fremden Gesetze bis jetzt noch sehr vermisst wird — abhelfen wird. Da es hier nicht der Ort seyn kann, die in dieser Sammlung enthaltenen einzelnen Gesetze durchzugehen, und zu beurtheilen: so erlaubt sich Rec. nur, den Plan und die innere Ökonomie des vorliegenden Werks anzugeben, um die Zweckmässigkeit desselben darzuthun. Es ist mit Erlaubniss der Regierung herausgegeben, und umfasst die Gesetze, Ausschreiben und Verfügungen des Regenten, des Staats- und Cabinets-Ministerii, der verschiedenen provisorischen Regierungscommissionen, und der übrigen Behörden *aller* zu dem jetzigen Königreiche Hannover gehörigen Provinzen, also nicht bloss der bisherigen Kurlande. Die Reihefolge der Gesetze ist, wie dieses bey dergleichen Sammlungen immer die beste Methode ist, chronologisch geordnet, und hebt von der Periode an, wo die einzelnen Provinzen, oder Landestheile nach und nach von der feindlichen Gewalt befreyt sind. Die Sammlung ist vollständig, nur sind mit Recht die Verfügungen nicht aufgenommen, welche bloss ein ephemeres, nicht einmal historisches Interesse hatten. Voran geht ein chronologisches Inhaltsverzeichniss, welches in neben einander stehenden Rubriken das Datum der Verordnung, die Behörde, von der sie erlassen ist, die Provinz oder den Landestheil, für den sie erlassen ist, und den Gegenstand des Gesetzes summarisch angiebt, und die Seitenzahl, wo die Verordnung in der Sammlung steht, nachweist. Zugleich werden in den Rubriken, oder in besonderen Noten die späteren Verordnungen, Declarationen u. s. w. über denselben Gegenstand bemerkt, so dass man mit einem Blicke beurtheilen kann, ob die Verordnung allgemein, oder nur speciell für eine besondere Provinz — da bekanntlich jede der hannöverischen Provinzen ihre eigene Verfassung und Landesordnung hat — gegeben ist, und ob, und in wiefern sie durch spätere Verfügungen modificirt, oder aufgehoben ist. Das Ganze beschliesst ein zweckmässiges Sachregister. Da die Sammlung fortgesetzt wird, und jährlich ein Band erscheinen soll: so bemerkt Rec. in Hinsicht dieses ersten Bandes, welcher die Verordnungen des Jahrs 1813 enthält, noch dieses, dass derselbe gleichsam ein Ganzes ausmacht, und besonders eine documentirte Geschichte der successiven Reorganisation der hannöverischen Landesbehörden und Verfassungen, nach Vertreibung der feindlichen Gouvernements, enthält, welche der künftige Geschichtsforscher des Königreichs Hannover wohl zu benutzen verstehen wird, und dass bereits von der Sammlung der Verordnungen des Jahrs 1814 das erste Stück erschienen ist, welches die vom 1 Januar bis zum 1 April erschienenen Verordnungen in sich begreift.

M. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

MEDICIN.

Halle, b. Kümmel: *Lehrbuch für Hebammen* von D. *C. F. Senff*, Prof. u. Director der akad. Entbindungs-Anstalt und Hebammen-Lehrer. Mit 12 Kupfertafeln. 1812. XXII u. 520 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Wir wollen mit dem Vf. nicht darüber rechten, dass er zu den vielen schon vorhandenen Hebammenbüchern noch ein neues schrieb. Jeder hat seine eigenen Ansichten, und glaubt seine besonderen Bedürfnisse befriedigen zu müssen. Die grosse Anzahl von Hebammenbüchern scheint uns zu beweisen, wie schwer es sey, ein recht gutes zu schreiben. Das vorliegende hat allerdings Vorzüge vor manchen anderen, ist aber doch auch noch von Vollkommenheit entfernt, welches der bescheidene Vf. selbst gesteht. Manche Unvollkommenheit hätte er vermeiden können und müssen: denn die Ungleichförmigkeit der Nomenclatur oder Terminologie gehört nicht zu den Fehlern, die man erst beym Vortrage über sein Buch gewahren sollte. Es könnte kleinlich scheinen, zu rügen, dass der Vf. z. B. §. 10 und 90 *Kreuzbein*, §. 24 hingegen *Heiligbein*, ferner §. 23 *b* und 29 *Spitzbeinhöcker*, §. 27 und 31 *Spitzbeinknorren*, §. 19, 44, 45, 51 *Muttertrompeten*, §. 40 und 43 hingegen *Mutterröhren*, §. 63 *Kindswasser*, §. 67 *Fruchtwasser*, Nabel*strang* und Nabel*schnur* §. 64, 65, §. 48 *Urinblase* und *Harn*röhre, §. 55 erst *Pfeil*- dann *Scheitel*-Nath, §. 23 *bogen*förmige, §. 28 *halbmond*förmige Linie, S. 194 *Damm* und in der dritten Zeile wieder *Mittelfleisch*, auch S. 85 *Damm*, gleich darauf *Mittelfleisch*, in der nächsten Zeile wieder *Damm*, ebenda *Geburts*- und *Geschlechts-Theile* gleich hinter einander u. s. w. schreibt; bey gebilderen Schülern oder Schülerinnen möchte auch wenig darauf ankommen, wenn nur da, wo die Benennung eines Theils oder Dinges zuerst vorkommt, allenfalls die Synonymie erklärt ist, welches doch bey dem Vf. meistens nicht der Fall war: aber bey Hebammen, denen gewöhnlich das Lernen schwer genug wird, sollte sich der Lehrer durchaus an eine feste und unwandelbare Terminologie binden. Auch muss der Vortrag durchaus ungekünstelt, deutlich, der Volkssprache möglichst angenähert und ohne fremdklingende Wörter — wo wir irgend deutsche haben — seyn. Man lese aber gleich den ersten §.: „Die Erhaltung des ganzen menschlichen Geschlechts ist von der Natur fast *ausschliesslich* den Frauen *übertragen* worden. Das Weib empfängt das Kind (?), *entwickelt* und ernährt den zarten *Keim* desselben in ihrem (?) Schoosse, gebiert es unter Schmerzen, ernährt es an seinem Busen, und pflegt es sorgfältig, bis es die Kräfte hat, für sich selbst zu sorgen, und nicht mehr der mütterlichen Pflege *bedarf*." Wie viele Hebammenschülerinnen möchten dergleichen verstehen? *Beschleunigen*, *erblicken*, *Periode*, *normaler Zustand*, alles in demselben §. 89. *Nervensystem* §. 20; *Form*, *Hauptclassen* §. 38; *elastisch* §. 173; *Instrument*, *Katheder* §. 186; *förmlich* §. 200, 4; *Moralität* §. 218; *Bidet* §. 220; *Diät* §. 228; *Epilepsie* S. 337; *Kanal*, *Axe*, *obere Beckenaxe* §. 60 (da vorher nicht einmal irgendwo angegeben ist, dass auch eine untere angenommen werde); *Normalbecken* §. 32, warum nicht lieber regelmässiges Becken? da doch die Ausdrücke *Regel* und *regelmässig* mehrmals sonst vorkommen; — ein *gutes* oder *wohlgebildetes* Becken würde noch besser gesagt seyn: denn der Kürze des Ausdrucks wegen darf man doch für Hebammen solche völlig fremde Wörter nicht aufnehmen! Dagegen sollte der Vf. statt Schambein*verbindung* besser und kürzer Schambein*fuge* sagen, so wie für *obere* und *untere* Becken*öffnung* lieber Ein- und Ausgang; anstatt *Gefässe* lieber Adern; anstatt *Schedel* §. 9 lieber Hirnschaale, wobey sich die Schülerin viel eher die Sache denkt; anstatt *Kranz*nath lieber *Queer*nath; anstatt Scheiden*portion* §. 42 lieber Scheidentheil. Auch solche Ausdrücke müssen der Schwerverständlichkeit wegen vermieden werden, wie §. 9, 10, 38 *eintheilen* und sich *theilen*, welches *namentlich* von der Gebärmutter *gilt* §. 28 am Ende; *belegen wir mit dem Ausdruck* §. 107, anstatt nennen wir; eine Frau *eröffnen* §. 38 (warum nicht deutlicher aufschneiden?); warum anstatt *verletzt* §. 39, 8 (was wohl keine Hebamme versteht) nicht lieber zerrissen? In eben diesem §. kommt noch sonst einiges Tadelhafte vor: 1) Der Schamberg soll mit *steifen*, *kurzen* Haaren besetzt seyn; ist dieses Haar steif? Da möchte manche Frau widersprechen. 3) „Der Kitzler macht den Hauptsitz der Wollust mit aus." Wozu das den Hebammen? Zweckmässiger hätte der Vf. gesagt: ist ein sehr empfindlicher Theil, den man sich hüten muss anzurühren. Ferner sagt der Vf., der Kitzler könne sich *krankhaft so vergrössern, dass er mit der männlichen Harnröhre (?) Ähnlichkeit bekomme, und so Veranlassung zu dem irrigen Glauben an Zwitter geben könne*. Nicht mit der männlichen Harnröhre, sondern mit der männlichen Ruthe; und da der Vf. eben weibliche Ruthe gesagt hat: so konnte er ja auch die männliche (Adamsruthe

nennt sie der gemeine Mann selbst oft) setzen. Im 64 §. sagt der Vf.: „Die Schafhaut und Wasserhaut überziehen den grossen Klumpen von Gefässen, die durch Zellgewebe verbunden sind, der einer jeden Frau unter dem Namen *Mutterkuchen* bekannt ist." Rec. meint, die Sache, aber nicht dieser Name sey den Frauen bekannt; sie nennen den Mutterkuchen gewöhnlich die *Nachgeburt*, und übersehen die anderen dazu gehörigen Theile. Der Vf. thut aber Unrecht, beide Wörter *promiscue* zu gebrauchen. So sagt er am Ende: *Der Nabelstrang setzt sich an die Nachgeburt.* Im 65 §. heisst es: „Die Länge des Nabelstrangs ist gewöhnlich ¾ Elle oder 18 Zoll." Nun wird aber §. 32, 33 ausdrücklich *pariser Mass* für die Beckendurchmesser angegeben, dessen 18 Zoll mit ¾ Ellen hallischen Masses nicht übereinstimmen. So wenig nun freylich darauf ankommt, ob der Strang 18 pariser oder 18 preussische Zoll lang ist: so hätte doch durch das ganze Buch ein und dasselbe und am besten landesübliche Mass angegeben werden sollen. Ein grosses und kleines Normalbecken anzunehmen, und beide in allen ihren Theilen auszumessen, wie §. 32 und 33, ist für Hebammen um so weniger zweckmässig, da hieraus wieder leicht Verwirrung der Begriffe hervorgehen kann, indem die Hebamme schon vorher von grossem und kleinem Becken in einem ganz anderen Sinne §. 28 gehört hat. Es würde genügt haben anzuführen, dass das Becken überhaupt in allen seinen Theilen zuweilen etwas mehr, zuweilen etwas minder Raum hat. Der §. 51 ist zum grösseren Theile überflüssig. §. 67 hätte angeführt zu werden verdient, dass das Ausdehnen und Ausspannen der Gebärmutter nicht bloss mechanisch und leidend sey. Dass nach §. 63 das Kindswasser im gesunden Zustande klar und durchsichtig sey, gilt nur von den früheren Monaten. Im §. 75 heisst es von der 25—28 Woche: „Bey Erstgebärenden kann man mit der Spitze des Fingers, bey Mehrgebärenden zum inneren Muttermunde eingehen." Offenbar von beiden zu viel gesagt; auch reimt sich damit nicht §. 79: „deren Muttermund bis zur vierzigsten Woche noch immer verschlossen blieb." — Bey den zufälligen Schwangerschaftszeichen fehlt Manches, z. B. *Malacia, Ephelides*, Grösserwerden und sonstige Veränderung der Muttermäler; auch hätte über das Ausbleiben der Menstruation als Zeichen mehr gesagt werden sollen. Die Erklärung der ersten Geburts*periode* §. 84 ist wenig verständlich: „Die erste nimmt einen unbestimmten Anfang, begreift die Vorbereitung zur Geburt, und hört damit auf, wo die Geburt eigentlich anfängt, d. h. bey der Eröffnung des Muttermundes in der Grösse eines Achtgroschenstücks"!!! Am Ende der zweyten Zeit soll der Muttermund bis 4 Zoll geöffnet seyn; vier pariser Zoll breit aber ist bey regelmässigen Geburten derselbe in dieser Zeit nie offen. Auch der Anfang des §. 86 ist nicht einfältig genug, und das Springfertigwerden der Blase §. 87 nicht deutlich genug erklärt: denn eigentlich ist sie springfertig, wenn sie auch ausser der Wehe stark gespannt bleibt. Nach §. 88 soll im Anfange der dritten Periode der Kopf gewöhnlich in der oberen Beckenöffnung stehen, da doch das Ende des §. 76 ihn schon vor Anfange der Geburt in der mittleren Öffnung angiebt, welches letztere auch in der Regel das Richtige ist. — Der Unterschied, den der Vf. zwischen Hinterhaupts- und Scheitel-Geburten angiebt, ist nicht richtig: denn da, wo das Gesicht gegen die Schambeine hinliegt (was er doch auch zur Hinterhauptsgeburt rechnet), fühlt man allemal — wenigstens Anfangs — die grosse Fontanelle in der Beckenaxe. Was §. 118 von der Veränderung der Kopflagen bey angefülltem Mastdarme gesagt wird, möchte sehr oft nicht eintreffen. Im 124 §. hätte der nöthigen Vorsicht beym Untersuchen des vorliegenden Gesichts erwähnt werden sollen. Fuss- und Steiss-Geburten, wobey sich am Ende das Gesicht nach den Schambeinen dreht, hätten nicht zu den regelmässigen, §. 132, gerechnet werden sollen; wie selten möchte es dabey ohne künstliche Hülfe abgehen?? §. 137 hätte wohl des Vortheils der Steissgeburt gegen die Fussgeburt erwähnt werden sollen, in sofern bey jener der Kopf leichter geboren wird. Nach §. 139 soll die bewegliche Kniescheibe das Knie zu erkennen geben; ist diese aber bey gebogenem Kniegelenke wohl beweglich?? Was hier ferner von dem nicht schädlichen Hervorziehen der Arme bey vorliegenden Ellenbogen gesagt wird, S. 131 oben, möchte Rec. bey Leibe nicht gut heissen. §. 142 steht falsch *Unterfuss* für Unterschenkel. Bey der Zwillingsgeburt heisst es S. 139: „gewöhnlich wird das erste Kind ohne zu grosse Anstrengung der Mutter geboren;" es hätte aber doch angemerkt werden sollen, dass oft die Geburt des ersten — obwohl kleinen — Kindes unverhältnissmässige Beschwerde mache, weil die Zusammenziehungen der Gebärmutter nicht so gleichförmig auf dasselbe wirken können, als da, wo nur *ein* Kind ist. Der §. 151, wo die Schülerinnen gewarnt werden, nicht die besseren Lehren wieder gegen den Schlendrian ihrer älteren Mitschwestern zu vertauschen, ist dem Rec. aus der Seele geschrieben. Die Ausmessungen der Finger §. 158 bedürfen Berichtigung: der Vf. nimmt den Unterschied zwischen kurzen und langen Zeigefingern nur zu ½ Zoll an. Fast lächerlich ist S. 149 die Art, den Abstand der Spitzbeinknorren zu messen, indem sich die Frau mit dem einen auf die Spitze des Zeigefingers setzen soll u. s. w. S. 154 wird gesagt, dass zur Untersuchung des geraden Durchmessers der mittleren und oberen Beckenöffnung Menschen mit kurzen Fingern sich des Zeige- und Mittel-Fingers bedienen müssen. So allgemein dieser Glaube seyn mag: so wenig kann Rec. die Gültigkeit der Regel zugeben; dadurch, dass der Mittelfinger vom vierten viel weniger entfernt werden kann, als der Zeigefinger allein vom Mittelfinger, geht der Vortheil der grösseren Länge des Mittelfingers wieder mehr als verloren. Der S. 156 gegebene Rath, mit der einen Hand den Unterleib herabzudrücken, um mit der anderen den Muttermund in der Scheide leichter erreichen zu können, taugt nicht, am wenigsten für Hebammen. Bey der Lehre von der Untersuchung vermisst Rec. die Regeln für die Haltung der

Finger und der Hand, je nachdem die Hebamme den Muttermund oder den Kopf des Kindes zwischen Muttermund und Schamfuge erreichen will. Streckt sie im letzteren Falle die aussen bleibenden Finger unter den Damm hin: so kommt sie schwerlich an den Kopf, wenn er irgend noch hoch und beweglich steht. §. 172 hätten wohl die Speisen angegeben werden sollen, welche die als nöthig angegebene Leibesöffnung befördern können. Bey der Kleidung §. 173 wäre das Halten der Röcke durch Schulterbänder wohl anzuführen gewesen. Die §. 177 angegebenen Mittel gegen Engheit und Steifheit der Geburtstheile möchten wohl meistens wenig helfen, und können auf mehr als eine Weise schaden. §. 187 heisst es: „die zweyte Periode (Geburtszeit) hebt mit der Eröffnung des Muttermundes an", und doch sagt der Vf. §. 179: „die erste Periode — endet sich dann, wenn sich der Muttermund bis zur Grösse eines Achtgroschenstücks ausgedehnt hat." §. 190 hätte sollen des plötzlichen Dranges zum Stuhlgange erwähnt werden, welcher oft das tiefe Herabtreten des Kopfes andeutet. §. 191 ist es nicht richtig gesagt, „sich mit Händen und Füssen gehörig anstemmt"; mit den Händen soll sich die Frau nicht anstemmen, sondern vielmehr die Handhaben zu sich herziehen. Deshalb sind auch die festen Handhaben an dem vom Vf. abgebildeten Geburtsstuhle zu tadeln; es ist besser, die Handhaben an Riemen zu hängen, damit die Gebärende nicht anders kann, als sie zu sich her ziehen. Am Ende des §. 92 hätte auch von dem Verbieten des Ausarbeitens der Wehen, da wo die Geburt an sich schon schnell genug geht, ein Wort gesagt werden sollen. Das *Einreiben* des Öls oder Fetts in die äusseren Geburtstheile §. 200 könnte leicht missverstanden werden; es soll höchstens ein gelindes *Bestreichen* seyn. Ein höchst gefährlicher Rath ist S. 197 und 198 das Einsetzen der Finger *in den Nacken* des Kindes, um den Kopf dadurch gelinde anzuziehen. Wenn nach §. 204 ja das Blut aus dem Nabelstrange gestrichen werden soll: so muss wenigstens die Vorsicht hinzugesetzt werden, dass während des Ausstreichens der Strang mit ein paar dicht am Nabel angelegten Fingern festgehalten werde, um Zerren des Nabels und Nabelbruch zu verhüten. Auch ist hier vergessen, das Aufhören des Pulses des Nabelstrangs zu bemerken, vor welchem in der Regel das Unterbinden nicht geschehen sollte. Im §. 206 hätte vor allem das Hinfühlen auf den Leib der Gebärerin empfohlen werden sollen, um die Zusammenziehung der Gebärmutter zu bemerken; wo diese gehörig geschehen, eilt es mit dem Hervorziehen der Nachgeburt nicht so sehr, als hier angegeben ist. Selbst das Untersuchen, wie es zu Anfange des §. 207 angegeben ist, hält Rec. jetzt für überflüssig, sobald die Gebärmutter sich von aussen hart zusammengezogen anfühlt, und noch wenig oder gar kein Blut abgeht. Es ist schmerzhaft, und die Hebamme lässt sich nur zu leicht verleiten, zu stark am Nabelstrange zu ziehen. Das Ausprützen der Gebärmutter nach §. 209 ist für die gewöhnlichen Fälle ohne allen Nutzen. Das Hingehen vom Geburtsstuhle nach dem Bette hätte der Vf. auf keine Weise anempfehlen sollen. Das Wechseln der Wäsche gleich nach der Geburt — wenn die Gebärerin geschwitzt hat — hätte der Vf. nicht übergehen sollen. Das Umlegen der Leib-Binde nützt am meisten, je eher nach der vollendeten Geburt es geschieht, da es die auf einmal in einen sehr weit gewordenen Raum vortretenden Eingeweide und die schlaffen Bauchdecken zusammenhält; man lasse es daher nicht, wie der Vf. meint, mehrere Stunden nach der Geburt anstehen. In aufrechter Lage der Frau darf es freylich nicht geschehen; aber man kann es ja mit aufgerollter Binde, oder mit dem monro'schen Gürtel recht gut im Liegen thun. Bey der Behandlung des neugebornen Kindes hätte vor dem Einfallen zu starken Lichts in dessen Augen gewarnt werden sollen. Von dem Auffüttern eines Kindes heisst es §. 221: „Sind die Ältern dazu gezwungen: so lassen sie dem Kinde in dem ersten Vierteljahre hauptsächlich eine Mischung aus gleichen Theilen Milch und Fenchel, oder Zimmtthee trinken, wobey sie gleich anfänglich dem Kinde dreymal täglich einen halben Zwieback geben, der mit Thee aufgeweicht, und nachher mit Milch übergossen wird." Wie viel Fenchel oder Zimmt genommen werden solle, ist nirgends bestimmt, und wozu dem Kinde gleich ohne Ausnahme solche Reize? Kann es die verdünnte Milch ohne Gewürz ertragen: so ist es doch gewiss besser. Es ist auch nicht angegeben, wie die Milch beschaffen seyn müsse, ob frisch gemolken, oder älter, ob gekocht, oder nicht. Es wird bloss gesagt, sie dürfe nicht säuerlich seyn. Und wer wird dem Kinde gleich Zwieback geben?? Höchstens lässt Rec. das mit dem Zwieback gekochte Wasser zu, worin das Stärkemehl desselben, aber nicht der für das Kind unverdauliche Kleber befindlich ist. Wenn der Vf. im 224 §. den Wöchnerinnen das Aufseyn schon am dritten Tage früh und Nachmittags eine halbe Stunde erlaubt: so ist diess offenbar zu nachsichtig. Zu viel verlangt hingegen §. 225, dass sie *alle Tage* durch ein Klystier Öffnung erhalten sollen. Räuchern mit Essig und Räucherpulver ersetzt zwar freylich nicht das Öffnen der Fenster; aber den grossen Vorzug des gehörig angewandten Essigs vor den Räucherpulvern hätte der Vf. doch andeuten sollen. Die adstringirenden Einspritzungen beym weissen Flusse möchte Rec. nicht so unbedingt empfehlen, wie §. 226 geschieht. Die Behandlung der Fuss- und Steiss-Geburten im Allgemeinen §. 238—251 ist sehr verworren, und zum Theil verkehrt angegeben. Zur Probe nur S. 241 vom Armlösen. „Man geht, wenn die Schultern bis in das Becken hereingekommen sind, so dass man sie gut ergreifen kann, längs dem Rücken des Kindes mit dem Zeige- und Mittel-Finger in die Höhe, bis auf die Schultern, und drückt die Schultern so weit herab, als es möglich ist (wie oft möchte hier das Schlüsselbein oder das Acromion zu Schaden kommen!); dann geht man mit dem Finger nach der Brust des Kindes, und drückt das Oberarmbein queer über die Brust weg (wie oft möchte hier nicht der Oberarm zerbrechen!!) u. s. w." S. 244. „Haben wir das

Kinn auf die Brust gedrückt. so ziehen wir mit der anderen Hand den Rumpf des Kindes an (?), indem wir den Hals desselben zwischen den Mittel- und vierten Finger nehmen. Gewöhnlich werden wir durch einen mäfsigen Zug abwechseld am Gesicht und am Halse (!!) u. s. w." Solchen Rath den Hebammen?? Im §. 269, wo von dem zu weiten Becken die Rede ist, heifst es: „Ferner lassen wir die Frau entweder ganz im Bette liegen, oder erlauben ihr erst dann aufzustehen, wenn der Kopf nahe am Einschneiden ist." Sollte da noch Zeit zum Aufstehen seyn?? Ferner heifst es: „Sollte unsere Behutsamkeit nicht genug helfen: so mufs die Hebamme zu einem Geburtshelfer ihre Zuflucht nehmen." Da müfste wahrlich der Geburtshelfer sehr nahe seyn, wenn er bey weitem Becken nicht zu spät käme. Mit der Pfundzahl bey neugebornen Kindern ist der Vf. §. 292 offenbar zu freygebig. Wer wird einer Hebamme aufbinden, dafs es neugeborne Kinder von 22 Pfund gebe? Im 305 § hätte der Vf. bemerken sollen, dafs die Geburt eines todten Kindes defshalb oft beschwerlicher ist, weil die Mutter selbst weniger krank ist: denn einzelne Fälle äufserer Gewalt - Erleidung abgerechnet, stirbt wohl bey vollkommen gesunder Mutter kein Kind in der Schwangerschaft ab. Was §. 308 über das aashafte Riechen des Kindswassers bey abgestorbenem Kinde gesagt wird, ist sehr einzuschränken; nur unter dem Zutritte äufserer Luft kann das Kind die gewöhnliche Leichenfäulnifs zeigen. Gegen §. 309 ist *Zellers* Erfahrung, der bey einer Venerischen ein Kind zur Welt beförderte, dessen Oberhaut fast vom ganzen Körper abliefs, und wobey doch das Kind noch 12 Stunden lebte. Bey dem Sprengen der Fruchtblase §. 337 ist der Vf. gar zu kurz; er lehrt weder verschiedene Arten, es zu thun, die doch unter verschiedenen Umständen nöthig sind, noch läfst er sich über Vermeidung der Verwechselung aus. §. 359 hätte angeführt werden sollen, dafs bey einer Frühgeburt vor der 38sten Woche es besser sey, die Blase nicht zu sprengen, wobey freylich die Geburt etwas länger dauern, dagegen aber auch die Nachgeburt gleich mitkommen wird, welche sonst oft sehr lange zögern kann, und wobey die Frau dann immer in Gefahr bleibt. Nur wo der Blutabgang bey solcher Frühgeburt gar zu stark ist, mufs die Blase gesprengt werden. Bey der Zurückbeugung hätte S. 334 die Lage näher bestimmt werden sollen, welche die Frau bis zur Ankunft des Geburtshelfers im Bette haben soll. Was der Vf. von der Epilepsie sagt, bedarf hin und wieder Berichtigung. Die gewöhnlichsten Zuckungen der Gebärenden sind nicht eigentlich Epilepsie; da, wo eine Frau schon vor der Schwangerschaft an Epilepsie litt, da ist der Anfall, wenn er etwa bey der Geburt sich wieder einfindet, lange nicht so gefährlich, als der Vf. angiebt. Unter den einen Anfall von Zuckungen verkündenden Zeichen vermissen wir das Doppelsehen u. a. Blofse Camillen - oder Baldrian - Klystiere, die S. 343 angerathen werden, möchten wenig oder nichts fruchten; Essigklystiere sind wirksamer. Bey den Kennzeichen der Rückenlagen der Frucht §. 413 ist die Angabe falsch, dafs die Wirbelsäule *starke Spitze Hervorstehungen* hat; die Dornfortsätze sind ja bey Leibesfrüchten noch gar nicht ausgebildet. Auch was S. 384 von den Kennzeichen des Kniees gesagt wird, dafs es eine bewegliche Kniescheibe habe, kann, wenn das Knie gebogen ist, gar nicht gefühlt werden. Sehr zweckmäfsig hat der Vf. einen eigenen Abschnitt für die regelwidrigen Erscheinungen, als Folge von Fehlern, welche die Hebammen oder die Kreifsenden begehen, dem Rec. nur noch mehr Ausführlichkeit wünschte. Bey Umstülpung der Gebärmutter hätte der Vf. nicht, wie §. 475 geschieht, die Hebamme zum Geburtshelfer weisen sollen, ausgenommen wo sie wisse, dafs dieser nicht bald kommen könne. Der Vf. sagt selbst: *„dieser Zufall erfodert die schnellste Hülfe."* Wenn nun die Hebamme vor der Gebärerin sitzt, und gleich nach dem Kinde ihr die umgestülpte Gebärmutter entgegenkömmt: soll sie da erst nach dem Geburtshelfer schicken, gesetzt auch er wohnte mit ihr an demselben Orte, oder soll sie nicht vielmehr unverweilt die Gebärmutter dahin zurückschieben, woher sie gekommen ist? Wird sie das nicht auf jeden Fall mit mehr Glimpf können als der Geburtshelfer, wenn er auch nur 10 Minuten später kommt? — Alle diese Bemerkungen mögen dem Vf. beweisen, wie aufmerksam Rec. sein Buch gelesen hat. Eine einfache, völlig schmucklose, dem Fassungsvermögen ungebildeter Weiber — denn das ist doch und bleibt die Mehrzahl der Hebammen — angepafste Schreibart, mit so wenig bildlichen Ausdrücken als möglich, würde bey einer etwanigen zweyten Auflage besonderes Augenmerk seyn müssen.

CRWW.

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Berlin*, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Das Menschenleben* oder *Morgenunterhaltungen im Kreise der hellbachschen Familie.* Ein Lesebuch für gute Kinder, die gern verständig werden wollen. Von *C. G. H. Burdach*, D. der Philos. und Prediger zu Kohlo bey Pförten in der Niederlausitz. *Erstes Bändchen*, mit sieben illuminirten Kupfern. 1812. 144 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

Der Vf. führt seinen drey Kindern, von deren Lage, Alter und Sinnesart wir nichts erfahren, in zwanzig Gesprächen den Menschen in seinen Hauptveränderungen, von der Geburt an bis zum Alter einer Matrone und eines Kreises vorüber. Aber sonderliche Freude werden die Kinder daran nicht haben: denn Ton, Einkleidung und Erzählungsweise sind nichts weniger als anziehend. Die Reflexionen sind zu trocken und oft über das Kindesalter hinaus, die Darstellung nicht anschaulich und lebhaft genug, und die Ermahnungen zu predigtmäfsig. Sonst ist die Schrift in einem guten Sinn abgefafst, und Rec. hat nirgends etwas Anstöfsiges gefunden. Die Erzeugung und Geburt des Menschen ist sehr delicat behandelt. Die Kupfer sind schlecht gestochen und noch schlechter illuminirt; der Druck aber ist correct.

L. Th.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

PHILOSOPHIE.

Jena, b. Schreiber, u. Leipzig, in Commiss. b. Mittler: *Über Sprach- und Begriffs-Verwirrung der deutschen Philosophen in Verstand und Vernunft.* Ein Programm von *Carl Friedrich Bachmann*, Dr. der Philosophie, ordentl. Prof. zu Jena. 1814. 25 S. 4. (6 Gr.)

Der Vf. geht bey seiner Untersuchung aus von den grossen politischen Ereignissen unserer Tage, von der Anrühmung des herrlichen dabey sich offenbarenden deutschen Geistes, von dem Lobe der Werke, die Geist und Gemüth vereint im Reiche der Wissenschaft zeugen, und von den in unserer philosophischen Literatur herrschenden Mängeln und Gebrechen, um auf sein gewähltes, unter grossem Zeitaufwand bearbeitetes Thema zu gelangen, von dessen Wichtigkeit er durchdrungen ist. Es betrifft die Bedeutung der verwandten Ausdrücke „*Verstand und Vernunft*," die von mehreren Philosophirenden unserer Zeit verschieden gebraucht, und nach der Versicherung des Hn. *B.* neuerdings von *Schelling* und *Friedr. Schlegel* höchst willkührlich bestimmt worden sind. (Diese Äusserung hat uns etwas befremdet, weil er selbst in der Hauptsache mit diesen übereinstimmt.) Er will es nun versuchen, sie genauer als bisher zu entwickeln, und etwas Haltbares darüber festzusetzen, zu welchem Zwecke er vorerst historisch die bisherige darüber herrschende Verwirrung darlegt, indem er aus den Schriften mehrerer der bedeutendsten deutschen Philosophen die gegebenen Bestimmungen davon anführt, und von da zur Entwickelung fortschreitet. Wir übergehen das Erstere, und wenden uns sogleich zu der vorgenommenen Lösung der Aufgabe, welche sehr kurz ausgefallen ist.

S. 17 geht er von der richtigen Voraussetzung aus, dass es in dem menschlichen Gemüthe nichts wahrhaft Entgegengesetztes gebe, und dass, was wir in ihm wahrnehmend als besondere Vermögen bezeichnen, nur verschiedene Äusserungen des ungetheilten Wesens, zum Behufe der Reflexion und der Wissenschaft, seyen. Der Verstand ist also auch nichts für sich Bestehendes, was in seinen Erzeugnissen unabhängig von Vernunft und ohne Zusammenhang mit Sinn und Einbildungskraft für sich wirksam wäre. Die Vernunft hat den Verstand in sich, und der Verstand ist nichts als eine besondere Äusserung der Vernunft. Aber welche Äusserung der Vernunft ist denn nun der Verstand, und wie verhalten sich beide zu einander?

Er unterscheidet eine zweyfache Bedeutung der Vernunft, eine weitere und engere: in jener ist sie das Allgemeine, die wir allen als etwas Ehrendes zuschreiben; sie ist das Allgemein-Denkende im Menschen, oder der Geist als Quell aller Erkenntniss, wie wir sie auch schon dem eben geborenen Kinde beylegen; in diesem aber ist die Vernunft noch verhüllt und unentwickelt, d. h. die noch ungesonderte in besondere Bestimmtheiten und scheinbare Gegensätze noch nicht gespaltene Einheit aller Vermögen und Kräfte des Geistes, aber mit dem Bestreben, hervorzubrechen und sich zu entäusseren. Das Kind ist daher fast bloss Thier, sein erstes Bedürfniss geht auf Nahrung, daher der eigentlich thierische Sinn der *Geschmack* ist, welcher auch der niedrigste, sich zuerst entwickelnde Sinn ist. Auf dieser Stufe bleibt der Vernunft, als der ursprünglichen noch unaufgeschlossenen Einheit, gedacht vor aller Entwickelung der einzelnen Momente, bloss der Charakter der Erregbarkeit. Die Erregung selbst kommt von Aussen; die auf die Organe des Körpers einwirkende Aussenwelt erscheint als das Anregende, den Geist zur Thätigkeit Bestimmende. Den Geist als dieses Erregbare, Antwortende, wodurch er bey dem ersten Eindrucke sich gleichsam *ermuthigt*, sich erhebt und dem Dinge entgegengeht, um es zu erfassen und festzuhalten, bezeichnet die Sprache sehr ausdrucksvoll als *Gemüth.* (Wahrlich eine anschauliche, aber gesuchte und willkührliche Deduction des Ausdrucks: Gemüth! Gleich darauf setzt der Vf. das Gemüthliche gleich dem Gefühlvollen, und nennt das Gemüth auch das Princip der Empfindung, womit aber der Sprachgebrauch nicht ganz übereinstimmt: die Empfindung bezieht sich immer auf etwas in der Seele von Aussen Angeregtes, das Gefühl dagegen auf Äusseres und Inneres zugleich, und das Gemüth ist das Gefühl in sittlicher und humaner Beziehung betrachtet; daher scheint es auch unrichtig zu seyn, dem Gemüthlichen das Gefühllose entgegen zu setzen; es kann Jemand gemüthlos und doch sehr erregbar und der heftigsten Gefühle fähig seyn, wie man dieses bey sehr reizbaren, cholerischen, aber sehr inhumanen Menschen findet.) Das Gemüth, fährt der Vf. fort, ist also nicht anders, als die Vernunft, mit dem *Charakter der Erregbarkeit und leichten Beweglichkeit.* Was weiter vom Gefühle gesagt wird, ist wahr und schön gedacht. Wie auf die Erregung von Aussen die Sinnesanschauung folgt, wird S. 21

gezeigt, und dann wieder damit geschlossen, dass auch die *Sinnlichkeit* Vernunft sey, in wiefern sie auf ein Einzelnes, Empirisches, Gegebenes gerichtet ist, es fixirt und festhält. Vom Geschmack, als dem untersten Sinne, erheben sich die Sinne in steigender Veredlung bis zum Gesicht, über welches kein reineres Sinnenverhältniss denkbar ist; von hier zieht sich die ganze Sinnenreihe zusammen, und ihre Ausbreitung geht eben so nach Innen wie vorher nach Aussen, nicht in das Räumliche, sondern in die Tiefe und in das Zeitliche, so dass die ganze äussere Natur abbildlich in das Innere tritt, und in den Tiefen des Geistes zu einem eigenen Universum sich gestaltet. Denn es giebt nach der sinnreichen Behauptung des Vfs. eine innere, der äusseren ähnliche geistige Sinnenreihe; sie ist die umgekehrte äussere, d. h. der höchste Punct der äusseren ist der Wende- und Entwickelungs-Punct der inneren; der Vf. will aber hier nicht die einzelnen Glieder davon näher entwickeln, um sein Ziel schneller zu erreichen, und sagt daher ganz kurz, dem Gesichtssinn entspreche innerlich die *Einbildungskraft*, dem *Getaste* aber der *Verstand*. Denn der Verstand sey schon dem Sprachgebrauche nach das Vermögen des *Vorstehens* vor einem Gegenstande, also des Zusammenfassens, Festhaltens und Verstehens; *was vor uns stehe*, sey *verständlich*. Nun wird die Vergleichung des Verstandes mit dem Tastsinne weiter fortgesetzt. Z. B. das Tasten sey ein Befühlen und *Begreifen* des Dinges, um die äussere Form kennen zu lernen: eben so umschliesse auch der Verstand den Gegenstand von allen Seiten, *begreife* ihn, und bekomme eben deswegen den *Begriff* davon, woraus mit Sonnenklarheit folge, dass der Verstand das *Vermögen der Begriffe* sey. Wie ferner der Tastsinn absondere und zusammenfasse: so seyen auch die beiden Hauptthätigkeiten des Verstandes *Absondern* und *Begreifen*. — Das ist wenigstens eine sehr handgreifliche Erklärung der Natur des Verstandes, obgleich dadurch von ihm nichts weiter erkannt wird, als was man in den gewöhnlichen logischen Compendien darüber findet. Die Vergleichung der Verstandesthätigkeit mit dem Manipuliren der Hände beym Betasten eines äusseren Gegenstandes erklärt das Wesen des Verstandes so wenig, als das Ermuthigen die besondere Eigenthümlichkeit des Gemüthes; es sind höchstens grob sinnliche, weder ganz passende, noch erschöpfende Gleichnisse. Dass die vom Vf. angenommene Stellung der Sinne die wahre sey, davon ist Rec. durch die vorliegende Darstellung nicht überzeugt worden; er hält weder den Geschmackssinn für den untersten, noch den Gesichtssinn für den höchsten und geistigsten, vielmehr glaubt er, dass jener höher als der Tastsinn, und dieser niederer als der Gehörsinn stehe; durch den Geschmack werden schon innere Qualitäten der Körper empfunden, während durch das Betasten lediglich das Räumliche an denselben angeschaut wird; auch das Gehör steht mit dem Geiste in einer engeren Verbindung, als das Sehen, der Ton ist geistiger, ideeller als die Farbe, und regt auch den Geist mehr an, als dieses. Jedoch wollen wir unsere Ansicht Niemanden aufdringen, und glauben bloss, dass die vergleichende Naturwissenschaft hierin die Philosophie unterstützen müsse; sie kann am besten lehren, wie die Natur die Sinne nach und nach entwickelt, und der Entwickelung derselben im Thierreiche entspricht gewiss auch die in der Menschenwelt. Der Vf. meint zwar, alle bisherigen Theorieen der Sinne, bis auf die neuesten naturphilosophischen, seyen mangelhaft, weil sie überall mehr das Räumliche, Materielle, Passive oder bloss die Structur der Organe und ihre sogenannte *Bedeutung* beabsichtigt hätten, nicht aber die innere Selbstthätigkeit des Geistes, welche doch dabey die Hauptsache sey. Allein steht denn rücksichtlich der Sinne das Äussere nicht in wesentlicher Verbindung mit dem Inneren, und ist es so etwas Geringes, das Verhältniss der Sinne zur Aussenwelt und ihre *Bedeutung* zu bestimmen? und ist letzteres möglich, ohne auch die Thätigkeit und Wirkungsweise derselben zu erkennen?

S. 23 wird nun der Verstand als die eigentlich dialektische Kraft des Geistes, oder als die Vernunft selbst, sofern sie abstrahirt, reflectirt, Begriffe bildet, definirt, womit wir ganz einverstanden sind, so wie damit, dass dem Verstande auch das Urtheilen und Schliessen zukomme. Der Verstand steht also, wie *Schelling* und *Fr. Schlegel* behaupten, über der Vernunft in weiterer Bedeutung. Allein der Vf. unterscheidet noch eine engere, vermöge welcher die Vernunft über dem Verstande steht, und in dieser Beziehung sagt er S. 25: „Der Begriff ist nicht das Höchste und das Wesen des menschlichen Geistes in Sinn, Einbildungskraft und Verstand nicht erschöpft; vielmehr strebt er darüber hinaus, nach dem ewigen Urgrunde alles Daseyenden, wobey die Forschung stehen bleiben kann, und der Geist volle Befriedigung findet. Jetzt kommt in den Stoff des Verstandes Ordnung, Zusammenhang, Einheit, der Mensch reihet Beobachtung an Beobachtung, kettet Begriff an Begriff, Schluss an Schluss, belebt die einzelnen Glieder durch einen Grundgedanken, bildet so Systeme, und erhebt sich zu Ideen u. s. f. Was so über den Verstandesbegriff hinausgeht, der Ideen fähig ist, ist offenbar auch Vernunft, aber Vernunft in der höchsten Entwickelung, oder in der engeren Bedeutung." Allein Rec. hält diese zweyte Bestimmung der Vernunft nicht für wesentlich und nothwendig. Denn die Kraft des Geistes, welche Ordnung und Zusammenhang in den Stoff des Verstandes bringt, Begriff an Begriff, Schluss an Schluss kettet, ist eben nichts anderes als der Verstand, ja, der Vf. hat selbst diese Functionen dem Verstande beygelegt, da er ihn die dialektische, urtheilende und schliessende Kraft des Geistes nennt. Sollte aber dessenungeachtet noch ein Unterschied zwischen der Vernunft in weiterer und engerer Bedeutung angenommen werden: so musste er schärfer bestimmt, und ihr beiderseitiges Verhältniss genauer angegeben werden, als es vom Vf. geschehen ist. Er hat diesen Punct zu seiner besonderen Aufgabe gemacht, und hätte also ihn auch be-

sondern herausheben und erörtern sollen. Soviel man aus dem Ganzen abnehmen kann, so versteht er unter der Vernunft im weiteren Sinne die allgemein menschliche Denkkraft, sofern sie sich in den verschiedenen Wirkungen kund giebt, sie ist das Allen zu Grunde Liegende, in ihnen Thätige, sie mögen einzeln oder im Zusammenhange wirksam seyn. Wenn aber alle vollkommen ausgebildet, harmonisch zu einem Ganzen vereinigt sind, und von Ideen getragen und geleitet werden: so nennt er diesen Zustand auch Vernunft, aber im engeren Sinne. Wo liegt denn aber hier der besondere Unterschied? Nach unserem Dafürhalten findet kein solcher Statt: denn was den Grundgedanken angeht, welcher den einzelnen Gliedern eines Systems zu Grunde liegt, sie belebt u. s. w., ist eben die Vernunft in der ersteren und weiteren Bedeutung, welche allen Bildern, Anschauungen, Begriffen, Urtheilen und Schlüssen als Substrat dient, ohne welches sie leere Gedanken wären. Denn die Wahrheit und objective Gültigkeit aller genannten Vorstellungen liegt nicht in ihnen selbst, sondern in der nothwendigen Beziehung derselben auf ein von ihnen unabhängiges Reale; in Rücksicht der empirischen Begriffe ist es das mittelst der Empfindungen sich ankündigende Wirkliche, in Rücksicht der Ideen aber sind es die ursprünglichen Gefühle, die sich im Reflectiren darauf mit einer Art von Nothwendigkeit uns aufdringen, und die gerade aus der allen Menschen gemeinsamen Vernunft stammen. Wir sehen daher keinen Grund, über den wirklich gebildeten und dialektisch entwickelten Verstand noch eine besondere Vernunftkraft zu setzen, wenigstens hat der Vf. die Nothwendigkeit davon nicht dargethan. Es thut dieses aber auch wenig zur Sache; er hat seinen Zweck dennoch erreicht, und das Verhältniss des Verstandes zur Vernunft der Hauptsache nach richtig bestimmt.

Zum Schlusse erlauben wir uns noch einige Worte über eine Äusserung des Vfs. in der Vorrede. Nachdem er hier, wie auch an einer anderen Stelle, seines Fleisses bey der Ausarbeitung dieses Gegenstandes Erwähnung gethan, macht er einige bittere Bemerkungen über jene akademischen Schriftsteller, „die sich berufend auf eine intellectuelle Anschauung, auf ein höheres Organ und eine unmittelbare Eingeistigung aller Musen bey der Erzeugung ihrer Geisteswerke, alle sechs Monate einen dicken Band in die Welt senden, der unverbesserliche Systeme, vollendete Gemälde und delphische Sprüche enthalte; auch alles Andere bezeichne diesen ausserordentlichen Zustand, die unnatürliche Farbe des Gesichts, die krampfhaften Zuckungen u. s. w., welche nur Ungeweihte für Symptome einer krankhaften Organisation halten, dem Geweihten aber seyen sie untrügliche Zeichen, dass das Individuum bereits über den Grad der Selbsterkenntniss und Selbstbeschauung hinaus in den der vollendeten Klarheit und Erleuchtung getreten." Damit verbindet Hr. *B.* unmittelbar noch folgende Erklärung: „Das gutmüthige Publicum habe die Artigkeit gehabt, ihn wegen zweyer Schriften für einen Freund der Naturphilosophie, ja wohl für einen Naturphilosophen selbst zu halten; er sey aber nicht so unbescheiden, sich diesen Ehren-Namen anzumassen, und der aufmerksame Leser dieser Schrift werde sich wundern, wie er dazu gekommen sey; er werde nämlich darin finden eine gewisse Nüchternheit und Ruhe, ein leidlich gesundes Urtheil u. s. w., kurz, nichts von alle dem, was nur irgend auf einen exaltirten ausserordentlichen Zustand, auf göttliche Raserey und hervorragende Geisteskräfte schliessen lasse; er bitte daher das Publicum höflichst, ihn mit jenem Ehren-Titel zu verschonen." Der Vf. macht hier den sogenannten Naturphilosophen ohne Ausnahme Vorwürfe, die vielleicht Manche darunter verdienen mögen, welche aber von Allen zu beweisen, ihm kaum gelingen würde. Anfangs scheint er auch nur einen und den anderen vielschreibenden akademischen Lehrer vor Augen gehabt zu haben; nachher aber trägt er die Beschuldigungen auf die ganze Schule über, wesswegen er es nöthig hält, ausdrücklich zu erklären, er gehöre nicht zu ihnen, und sey nicht wie Andere. Wir bekennen, nicht einzusehen, wozu eine solche Erklärung hier nothwendig gewesen; vielmehr darf man glauben, die Lehren des Vfs. würden schon durch sich selbst ihn rechtfertigen; oder hat er es der Schwachen wegen gethan, welche das Wahre vom Gegentheil nicht selbst zu unterscheiden vermögen, und denen es bloss um Resultate als Glaubensartikel zu thun ist, womit sie aber zugleich einen solchen innerlichen Abscheu vor der Naturphilosophie (eine wohl verzeihliche Idiosynkrasie) verbinden, dass sie jene doch nur unter der Bedingung sich aneignen wollen, wenn sie von dem naturphilosophischen Gifte frey sind, worüber nun Hr. *B.* sich selbst ein feyerliches Zeugniss zu ihrer Beruhigung ausstellt? Denn dass er um seiner selbst willen so etwas sollte nöthig gehabt haben, dafür können wir uns keine Gründe denken. Auch kann Rec. ihm das zweckdienliche Zeugniss ertheilen, dass er in der einen Schrift, die er von ihm kennt, nämlich in der „*Kunstwissenschaft im allgemeinen Umrisse*" nichts *eigentlich Naturphilosophisches* gefunden habe, wohl aber Vieles, das seines Wissens den Principien und einzelnen Lehren der sogenannten Naturphilosophie in anderer Beziehung eigenthümlich, oder in ihrem Geiste gedacht ist. Ob aber der Vf. aus dieser Quelle geschöpft habe, getrauet Rec. sich eben nicht zu behaupten, besorgend, der Selbstständigkeit seines Geistes dadurch zu nahe zu treten.

Y. Z.

ASTRONOMIE.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Populäre Vorlesungen über die Sternkunde.* Gehalten zu Heidelberg im Winter 1811 auf 1812; von *Jakob Friedrich Fries*, Professor der Philosophie zu Heidelberg u. s. w. Mit 6 Kupfern. 436 S. 8. (3 Rthlr. 4 gr.)

Diese populäre Darstellung der Sternkunde gehört zu denjenigen Büchern, welche bey vollkommener

Deutlichkeit des Vortrags, dennoch eine Gründlichkeit besitzen, die dem Leser einen tiefen Blick in die wahre Beschaffenheit der Erscheinungen und ihren Zusammenhang gestattet. Ein ernster, kräftiger Stil zeichnet ferner diese Vorlesungen aus, und wir können sie mit Recht denen, welche eine gedrängte Übersicht unserer astronomischen Kenntnisse zu haben wünschen, empfehlen. Ob des Vfs. Vortrag nicht gar zu gedrängt und kurz sey, lässt sich zwar im Allgemeinen wegen der Mannichfaltigkeit der Leser nicht entscheiden; doch müssen wir gestehen, dass es uns geschienen hat, als werde der, welcher sich zum ersten Male von dem Zusammenhange der himmlischen Erscheinungen und ihrer Ursachen belehren will, einer grösseren Ausführlichkeit wohl an manchen Stellen bedürfen; dagegen werden diese Vorlesungen ganz dem Bedürfnisse derer angemessen seyn, welche, mit dem Einzelnen nicht unbekannt, das ganze System unserer Kenntnisse aus einem wohl gewählten Gesichtspuncte überschauen wollen.

Wir werden uns bey der Anzeige des Inhalts nicht sehr ins Einzelne einlassen, da es bekannt genug ist, was man hier zu suchen hat. Die erste Vorlesung enthält vorbereitende Betrachtungen, und stellt vorzüglich den Gedanken dar, dass das Anziehendste bey dem Studium der Astronomie doch immer das Anerkennen der Kraft des Geistes sey, die sich in Erforschung des Sternenlaufs und seiner Gesetze so gross gezeigt hat. Die vier folgenden stellen die Erscheinungen des Himmels dar, und geben eine kurze Geschichte der Hauptfortschritte, welche die Wissenschaft machte.

In der sechsten Vorlesung ist Alles zusammengedrängt, was die Beantwortung der Frage nach den wahren Bewegungen der Weltkörper und ihren Gesetzen betrifft. Hier möchten wir glauben, obgleich sehr Vieles mit wenigen Worten gesagt ist, dass der Leser dennoch wünschen wird, vollkommener unterrichtet zu werden. Angedeutet ist Alles, was die Grösse der Erde, die Parallaxe überhaupt, und besonders die Parallaxe des Mondes und der Sonne betrifft; ferner wie man dahin geleitet sey, zuerst Venus und Mercurius als um die Sonne gehend zu betrachten, dann der Erde selbst eine Bewegung um die Sonne beyzulegen und zugleich ihre Umdrehung um sich selbst anzunehmen; wie diese Kenntniss der Bewegung der Erde *Keplern* zu Ausmessung der Marsbahn leitete, deren elliptische Figur und das Gesetz der Gleichheit der Sectoren in gleichen Zeiträumen er nun bald erkannte; welches Gesetz er zwischen den Abständen der Planeten von der Sonne und ihren Umlaufszeiten fand, — das alles ist hier auf 40 Seiten, so weit diese Kürze es verstattet, sehr schön abgehandelt. Dann enthält dieselbige Vorlesung noch die Gesetze des Falles, der Wurfbewegung, die erste Hinleitung auf den Gedanken an eine in sich zurückkehrende Bahn des geworfenen Körpers, die Abnahmen der anziehenden Kraft in grösseren Entfernungen und die Gesetze der Bewegung in Ellipsen. Dass hier Manches nur historisch angegeben, nicht eigentlich als nothwendig dargestellt werden konnte, erhellt von selbst, und wir müssen gestehen, dass der Vf. uns durch diese Kürze seinem eigenen Plane etwas zuwider gehandelt zu haben scheint. Zwar giebt der Anhang zu dieser Vorlesung Vervollständigungen dieser Lehren; aber diese sind mit Buchstabenrechnung erläutert und also (zwar leicht genug, aber doch) nicht so für Alle geschrieben, wie es bey diesen Lehren möglich ist.

Die 7te Vorlesung handelt sehr schön von den Grenzen der wissenschaftlichen und religiösen Betrachtung des Himmels und der Natur überhaupt, und geht dann zu näherer Betrachtung der Erde über. Die Bedingungen des Lebens oder des Bestehens der Lebendigen auf ihr machen eigentlich den Inhalt der letzten Hälfte dieser Vorlesung aus, und uns will nicht einleuchten, warum der Vf. diess mystisch das Leben der Erde nennt? Mit schönen Betrachtungen über den Zweck des Menschenlebens auf Erden schliesst diese Vorlesung.

Die 8te Vorlesung — die Erde als Planet — enthält das, was man in der mathematischen, theils auch in der physischen Geographie vorzutragen pflegt. Die ganze Darstellung hat uns sehr gefallen; nur sind wir S. 267 nicht überzeugt worden, dass der dort erwähnte Meeresstrom durch die Erwärmung des Meeres erzeugt wird. Wegen stärkerer Erwärmung müsste ja das *obere* Wasser vom Äquator nach den Polen abfliessen, so wie gerade umgekehrt, die *untere* Luft nach dem Äquator hinströmt; und wollten wir auf die Verdunstung viel rechnen: so würde die Hypothese wenigstens nicht so gar *strenge* zu erweisen seyn. Merkwürdig hat uns dagegen das geschienen, was der Vf. über das in sehr langen Perioden (wie es scheint) wechselnde Steigen und Sinken der Meere sagt, wo er nämlich dieses aus einer fortdauernd wachsenden und nach langen Perioden wieder abnehmenden grösseren Erwärmung der einen Erdhalbkugel erklärt.

Diese Hypothese, obgleich sie immer Manches gegen sich hat, verdient wohl eine nähere Prüfung, zu der geologische Beobachtungen von der südlichen Halbkugel der Erde vielleicht am besten Gelegenheit geben könnten.

Die letzten 4 Vorlesungen theilen einen ganz kurzen Abriss von dem mit, was wir von der Beschaffenheit des Mondes, der Sonne, der Planeten, Kometen und Fixsterne wissen, wobey der Vf. auch eigene Betrachtungen und Vermuthungen eingestreut hat. Nach dem ganzen Plane konnte der Vf. hier nicht ausführlicher seyn; aber der Leser wird schwerlich den Wunsch unterdrücken können, vollständiger belehrt zu werden, als es hier geschehen konnte.

G. e. e.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Maurer: *Das Leben Friedrich Wilhelms des Grossen, Kurfürsten von Brandenburg.* Nebst Andeutungen über die Idee und die spätere Geschichte des preussischen Staats vom Jahre 1688 bis 1814, von *Franz Horn.* 1814. XVI u. 303 S. mit Einschluss des Subscribenten-Verzeichnisses, 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Der Vf. erklärt sich in der Vorrede umständlich über die Entstehung seines Werkes, über den Zweck desselben, über die Schwierigkeiten der Ausführung und über die Art, wie er die Geschichte und den Charakter Friedrich Wilhelms auffassen und wiedergeben zu müssen geglaubt hat. Wir erfahren hier, dass schon vor 10 Jahren, als Hr. *H.* zum ersten Male nach Berlin kam, der Gedanke bey ihm aufstieg, die Geschichte des grosen Kurfürsten zu schreiben, „und er will nicht verhehlen, dass unter allen Kunstwerken der schönen Königsstadt keines in so hohem Masse ihn ansprach, als jene herrliche Rossstatue auf der langen Brücke; und da er sie gar häufig betrachtete, so schien es ihm schon damals, als müsse in der Seele des Helden ein noch reicherer Geist und eine tiefere Idee gewohnt haben, als die meisten Historiker ihm beygelegt." Erst nach Jahren jedoch konnte der Vf. seinen Vorsatz ausführen. Er hat „dabey, wie es billig ist, mehrere Arbeiten seiner Vorgänger benutzt, und nennt dankbar *Puffendorf* und *König*, die ihm manche einzelne Data lieferten." — Er würde aber auch eine Geschichte Fr. Wilhelms aus eigener Erfindung haben schreiben müssen, wenn er gar keine Quellen hätte benutzen wollen. — „Doch, fährt er fort, in der Art, wie sie (*P.* und *K.*) den Geist der Zeit und des Fürsten auffassten und ihre historischen Compositionen bildeten, bin ich gänzlich von ihnen abgewichen. So ist denn mein Werk ein ganz eigenes und für sich bestehendes geworden, und jedes Lob und jeder Tadel, die ihm gebracht werden dürften, treffen dasselbe allein." — Rec. hat es bisher für eine nothwendige Eigenschaft jedes Kunstwerkes gehalten, dass es für sich allein bestehe, und jedes historischen Werkes insbesondere, dass man nicht erst nöthig habe, die Quellen nachzulesen. Auch können Lob und Tadel nicht diese, sondern nur die Art und Weise, wie sie ausgewählt und benutzt worden sind, treffen. — Bey der Berührung der Schwierigkeiten klagt der Vf., dass die Geschichte uns gleichsam nur das Exoterische von Fr. W. gebe, aber das innere Wesen und den Kern zu finden, dem Forscher überlasse, und hält es für „höchst bedeutend, dass wir fast gar keine Anekdoten oder sogenannte Bonmots von ihm aufzuweisen haben." Er meint, der Kurfürst habe dadurch allerdings die Arbeit des Historikers erschwert, aber „wer dürfte es wagen, darüber mit ihm zu rechten!" — „Was ich vermocht habe, sagt er zuletzt, gebe ich mit freundlicher Liebe und stiller Bescheidenheit. Fr. W. darzustellen, wie er lebte und wirkte, wie er die Zeit ergriff und beherrschte, wie er kämpfte und siegte, wie er, durch eine stets gehaltene grose Idee gekräftigt, jegliche Schwierigkeit überwand, und endlich das hohe Ziel erreichte, der Schöpfer eines ganz neuen Staates voll der tiefsten Bedeutung zu werden: *das* vollständig und genau, einfach und klar darzustellen, war mein Streben. Ich wünsche innig, dass es mir gelungen seyn möge, dieses Werk einigermassen würdig gemacht zu haben, ein freundliches Hausbuch der Kenner und Freunde der vaterländischen Geschichte und des wackeren Volkes zu werden, dass ich vermocht haben möge, die leitende Idee richtig wiederzugeben, durch die uns die ganze Regierung des trefflichen Fürsten deutlich wird. Haben wir über *diese* erst Klarheit gewonnen: dann erhellet sich auch noch mehr die ganze grose Gegenwart in allen ihren erfreulichen Beziehungen, und so war es natürlich, dass ich, nachdem ich die Geschichte des Kurfürsten beendigt hatte, auch noch die *Umrisse* der späteren Geschichte Preussens zu entwerfen, und des edlen Reiches Geist und Wesen in *kurzen Andeutungen* zu zeichnen versucht. — Möge diesem Werke eine freundliche Aufnahme begegnen: dann ist mir der zehnmonatliche Fleiss, den ich ihm widmete, reichlich belohnt."

Dieser Lohn wird dem Vf. gewiss nicht entgehen. Reinheit und Reichthum der Sprache, eine leichte und gefällige Schreibart, eine kräftige, an das Romantische streifende Darstellung, der schwermüthige Ton, der durch das Ganze herrscht, und das Interesse des Gegenstandes selbst, machen das Werk zu einem anziehenden Lesebuche, und versichern ihm eine günstige Aufnahme. Auch die sich stets wiederholenden Lieblingswörter und gewisse gewählte Formen des Ausdrucks, von denen die aus der Vorrede ausgehobenen Stellen Beyspiele geben, werden einer zahlreichen Classe von Lesern zusagen. Als Geschichtschreiber möchte jedoch der Vf. noch manche billige Foderung unbefriedigt gelassen haben. Es ist jetzt beynahe zur Sitte geworden, die Begebenheiten der Vorzeit stets mit Hinsicht auf die Gegenwart zu beschreiben, und allerdings gewährt eine solche Zusammenstellung, wenn

sie mit Maſs und unbeſchadet der gehörigen Kritik durchgeführt wird, manches unſere Theilnahme anſprechende Gemälde und eröffnet manchen belohnenden Geſichtspunct. Aber der Geſchichtſchreiber darf ſich durch dieſes Beſtreben nicht verleiten laſſen, die Gefühle, die Denkungsart und die Geſinnungen des neunzehnten Jahrhunderts der ſchlichten, härteren Weiſe unſerer Väter unterzulegen, ihren Handlungen unſere Bewegungsgründe zu leihen, wenn er nicht Gefahr laufen will, ihre ſchöne Eigenthümlichkeit durch dieſe fremdartigen Zuſätze zu verwiſchen. Überhaupt ſoll die Geſchichte, als ſolche, keinem übrigens auch noch ſo lobenswerthen Nebenzweck huldigen; ſie wird dadurch in das Gebiet der moraliſchen Erzählungen herabgezogen. Wenn in den verfloſſenen Jahrhunderten die hiſtoriſche Kunſt den Deutſchen fremd geweſen iſt; wenn die Schriftſteller der Vorzeit ſich mit einer nüchternen Aufzeichnung des Geſchehenen begnügten, oder, nach dem Ausdruck des Vfs., nur das Exoteriſche gaben: ſo haben ſie uns doch gute Materialien hinterlaſſen, und bieten uns oft, weniger durch das, was ſie berichten, als durch die Art, wie ſie es erzählen, einen nicht zu verſchmähenden Maſsſtab zur Beurtheilung ihres Zeitalters dar. Den Charakter des Helden in ihren Angaben zu erforſchen, und die Schilderung deſſelben aus ſeinen Handlungen hervorgehen zu laſſen und auf ſie zu begründen, iſt allerdings eine der ſchwerſten, aber auch der anziehendſten Aufgaben des Geſchichtſchreibers. Der Vf. hat das Geſchäft umgekehrt; er ſchildert zuerſt den Charakter Fr. Ws., und erklärt dann daraus ſeine Handlungsweiſe.

In dem vorausgeſchickten *einleitenden Wort* erinnert er flüchtig an die Reformation, den Religionskrieg und den dreyſsigjährigen Krieg, der durch einen Frieden beendigt wurde, „in welchem Fremdlinge in allen äuſseren Beziehungen vorſchrieben, was nimmer hätte vorgeſchrieben werden dürfen. In dieſer beyſpiellos traurigen Zeit trat Fr. W. auf; er rettete nicht nur, was noch zu retten war, ſondern er ſchuf auch das Neue." — „Er erfaſste (S. 4) die Idee, daſs der Geiſt des Proteſtantismus ein *ſichtbares* Panier haben müſſe, daſs es eines durchaus neuen mächtigen *Staates* bedürfe, um dem Proteſtantismus einen erhabenen Strebepfeiler zu geben, einer ſchützenden Säule, an die man ſich gern und vertrauend ſchlieſsen mag."

Das erſte Buch beginnt nun gleich mit der Geburt Fr. Ws. im Jahr 1620 und ſeiner früheren Erziehung, ohne den Leſer nur im Geringſten mit der Charte des Landes, auf welchem er herumgeführt werden ſoll, bekannt zu machen. Er bleibt über die Begebenheiten des dreyſsigjährigen Krieges, über die ſo wichtige Bewandtniſs der jülichſchen Erbſchaft, über die damalige Verbindung des Herzogthums Preuſſen mit Polen, über die Verhältniſſe des Kurfürſten gegen Kaiſer und Reich, gegen Schweden und gegen die Stände ſeines eigenen Landes völlig im Dunkeln, und wenn der Vf. auf die vorbereitende Lage der Dinge da, wo ſie gerade in die ſpätere Geſchichte eingreift, einen Blick wirft: ſo ſchildert er ſie doch immer nur mit einzelnen flüchtigen Zügen. Mit Recht übergeht der Lebensbeſchreiber Alles, was ſeinem Helden fremd iſt: aber eine Biographie ſoll doch auch ein vollſtändiges Ganzes ausmachen, ſie ſoll nichts auslaſſen, was auf ihren Gegenſtand Bezug hat, nicht weſentliche Umſtände als bekannt annehmen. Eine gedrängte, aber deutliche Schilderung des Zuſtandes von Europa, von Deutſchland und den brandenburgiſchen Ländern, und von den Verhältniſſen der verſchiedenen Mächte in Beziehung auf dieſen Staat, hätte der Erzählung der Begebenheiten des Kurfürſten vorausgehen ſollen. Sie würde der Einheit des Kunſtwerkes weniger, als die durch den Mangel derſelben entſtandenen Lücken, geſchadet, dem Gemälde zum Hintergrunde gedient und die Hauptfigur kräftiger haben hervortreten laſſen, die nun gar zu einſam im leeren Raume ſchwebt. Der Vf. hat dieſes gefühlt, wenn er (S. 69) meint, aus dem, „was der Kurfürſt als ſolcher und als Herrſcher für das deutſche Reich und für ſeine Länder insbeſondere gethan habe, werde der innere Menſch klar genug hervorgehen;" aber er vergiſst, daſs der Leſer die Handlungen des Helden nicht gehörig zu würdigen vermag, wenn er nicht mit den Verhältniſſen deſſelben und den Gründen, welche ihn beſtimmen muſsten, hinlänglich bekannt gemacht worden iſt.

Schon die in dem Vorwort aufgeſtellte Grundidee iſt zu unbeſchränkt angenommen. Der ſtets nach kräftiger Selbſtſtändigkeit ſtrebende Kurfürſt konnte unmöglich den neuen, von ihm geſchaffenen Staat einem auſserhalb deſſelben liegenden Zweck unterordnen wollen. Ihm muſste der Staat ſelbſt der höchſte Zweck ſeyn; in dem Proteſtantismus, dem er aufrichtig zugethan war, bildete ſich ihm ein mächtiger Beyſtand, den er ſorgfältig zu erhalten bemüht war, und ſo war denn auch die Unterſtützung wechſelſeitig, und eben darum deſto ſicherer. Fr. W. zeigt ſich in ſeinem ganzen Leben als ein weiſer und trefflicher Regent, der, auf ſeine edlen Abſichten vertrauend, keinen Augenblick das Ziel, das er ſich vorgeſteckt hatte, aus den Augen verlor. Er wollte ſeine zerrütteten Provinzen zu einem blühenden, nicht nur für Deutſchland, ſondern auch für Europa bedeutenden Staat erheben. Um aber die Übel, die an dem Inneren nagten, aus dem Grunde heilen und das Beſſere einführen zu können, muſste er vor allem Anderen Herr in ſeinem Lande ſeyn; verjährte Vorurtheile muſsten beſiegt, die gar zu groſse Gewalt der Stände muſste eingeſchränkt werden. Um ſein Beſitzthum zu behaupten und es zu erweitern, erfoderte die Politik, daſs er ſich bald an die eine, bald an die andere der vorherrſchenden Mächte Europas anſchloſs, bald an Öſterreich, bald an Frankreich, bald an das gefürchtete Schweden, bald an das durch innere Unruhen geſchwächte Polen. Indem er abwechſelnd ſich mit dieſen Staaten verband und ſie bekriegte, dem Strom der Übermacht wich, um unter günſtigeren Umſtänden ſich ihr deſto nachdrücklicher entgegen zu ſtemmen, war ſeine Politik nie ſchwankend. Er wuſste ſtets, was er wollte, und erſcheint gleich groſs als Feldherr, als Staatsmann und als Regent, am gröſsten darin, daſs er die unedlen Ränke

einer hinterlistigen Staatskunst im Äusseren verschmähete, und im Inneren seine Gewalt nie in Willkühr ausarten liess, und sie nur dazu anwendete, seine Unterthanen glücklich zu machen. Er war ganz der Mann seines Zeitalters und seines Volkes, ein Mann, der Treue und Redlichkeit übte, aber von politischer Sentimentalität eben so weit entfernt als von einer gewissen modernen Deutschheit, welche sein Jahrhundert nicht kannte.

Hätte der Vf. die Gegenwart nicht stets zu sehr im Auge gehabt, indem er die Vergangenheit schilderte: so würde er nicht so oft in Verlegenheit gerathen seyn, die Handlungsweise Fr. Ws. mit dem ihm gegebenen Charakter in Übereinstimmung zu bringen, sich nicht, um die Wirkung zu erhöhen, so oft genöthigt gesehen haben, manches Vielleicht als geschehen anzunehmen. So heisst es z. B. (S. 7) bey Gelegenheit einer Reise, welche der dreyzehnjährige Prinz nach Wollgast machte, um die Leiche Gustav Adolphs zu sehen: „Wohl schweigt die Geschichte von den Gefühlen, welche bey dem Anblick derselben in ihm rege wurden, und von den Gelübden, die er damals sich selbst that; doch sein Leben und dessen ganze Bedeutung verkündet sie desto entschiedener." — Die Gelübde wenigstens werden doch hier etwas zu romantisch vorausgesetzt. — S. 11 werden die Mordanschläge auf den aus Holland zurückkehrenden Kurprinzen, selbst eine durch die starke Natur desselben, und die Geschicklichkeit des Leibarztes unschädlich gewordene Vergiftung so erzählt, dass der Leser über die letzte zweifelhaft bleiben muss, bis nach einem durch andere Begebenheiten ausgefüllten Zwischenraum erst S. 17 die Unwahrscheinlichkeit erhellet. — In dem Streite mit den Landständen, dessen *Fortsetzung* wir (S. 52) erfahren, ehe wir den Anfang kennen gelernt haben, weiss der Vf. nicht recht die Gemüthlichkeit des Kurfürsten mit dem Streben nach der Herrschaft zu vereinigen, und sucht, ehe er darauf zurückzukommen genöthigt ist, sich bald (S. 49) mit der Ausflucht: „die Frage, auf wessen Seite das Recht war, kann nur in der Geschichte des gesammten Deutschlands beantwortet werden, denn diese Geschichte selbst ist die einzige Antwort;" bald wieder (S. 87) mit der Versicherung zu helfen, es habe dem Kurfürsten „grosse Überwindung gekostet, das zu bekämpfen, was seinem eigenen Herzen ohne Zweifel sehr theuer war." — Bey Gelegenheit des Krieges, in welchen Brandenburg im Jahre 1655 u. folg. zuerst gegen die Schweden, dann mit ihnen vereinigt gegen Polen, und zuletzt wieder im Bündniss mit Österreich und Polen gegen Schweden, verwickelt wurde, theilt der Vf. (S. 61) seine „*Vermuthungen* über das Gemisch von Empfindungen mit, das diese seltsame Zeit und die so schnell verwandelten Verhältnisse in Fr. Ws. Seele hervorbringen mussten." Sollten nicht die schwedische Übermacht und die, in dem Vertrage von Wehlau gesicherte Unabhängigkeit des Herzogthums Preussen das Betragen des Kurfürsten am leichtesten erklären? Es gereicht ihm wahrlich nicht zu geringem Ruhme, dass er selbst unter den nachtheiligsten Umständen seine politische Selbstständigkeit zu behaupten und stets einen vortheilhaften Frieden zu schliessen wusste, ohne doch jemals die Achtung und das Vertrauen der Partey, welche er zu verlassen genöthigt war, zu verscherzen. Dieser letzte, durch die Geschichte bewährte Grund spricht besser für ihn, als der doch nur vorausgesetzte Kampf der Gefühle. Er dürfte auch bey dem Frieden von Saint Germain und der nachherigen Verbindung Fr. Ws. mit Ludwig XIV am sichersten geltend gemacht werden. Ludwig wird (S. 151) einer „sogar *offenherzig* unsittlichen und atheistischen Politik" beschuldigt, weil er die Glieder des gegen ihn im Kriege begriffenen Bundes durch angebotene vortheilhafte Bedingungen zu abgesonderten Verträgen zu bewegen suchte. Für ihn war der Bund keine Verpflichtung, der Vorwurf könnte daher wohl nur diejenigen treffen, die sich auf seine Vorschläge einliessen, und da dieses die Mächtigsten unter den Verbündeten, Spanien, Holland, der Kaiser und das Reich selbst waren: so ist wenigstens hier der Satz schief gestellt und die ganze Ansicht verrückt. Der Vf. findet selbst, aber erst in dem folgenden Buche (S. 161), nöthig, die Strenge seines Urtheils zu mildern, und meint, der Kurfürst habe eher dem übermächtigen Feinde, als den schwachen Freunden verzeihen können. Er gab einen Theil seiner, in dem, von ihm allein mit Vortheil, von seinen Bundsgenossen aber unglücklich geführten Kriege gemachten Eroberungen zurück, aber nicht ohne Entschädigung an Geld und Ländern. Dennoch lässt der Vf. ihn (S. 159) nach der Unterzeichnung „voll tiefer, schmerzstillender Ahndung" ausrufen: *Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!* und schliesst das dritte Buch sehr schön mit diesem Ausruf; aber die enge Verbindung mit Ludwig, welche darauf folgte, widerlegt ihn, und überhaupt kann es nur dem Dichter erlaubt seyn, seinen Helden prophetische Worte in den Mund zu legen. — Am schwersten wird es dem Vf., die Verordnung des Kurfürsten, dass nach seinem Tode das Land zum Nachtheil des Kurprinzen getheilt werden sollte, zu erklären, und am wenigsten haltbar möchte wohl der (S. 165) hingeworfene Gedanke seyn, Fr. W. dürfte es „für Deutschlands Heil erspriesslicher gehalten haben, wenn neben der österreichischen Kaisermacht *kein* bedeutendes Nebenreich an der Ostsee sich erhöbe." Das ganze Streben der langen, ruhmvollen Regierung des grossen Kurfürsten spricht gegen diese Ansicht.

Glücklicher ist der Vf., wo er sich die Mühe gegeben hat, von der Geschichte auf den Menschen, und nicht umgekehrt, zu schliessen, und gewiss sehr richtig bemerkt er (S. 27), dass Fr. W. bey dem Gedanken an eine Verbindung mit der schwedischen Christine sich für sein Land opfern wollte, und dass diese Königin seinem Herzen fremd war. Zu den gelungensten Zügen rechnen wir die schöne und treffende Schilderung Ludwigs XIV im Anfang des dritten Buches, und meisterhaft entwickelt sind (S. 71 ff.) die Fortschritte des Einflusses, welchen der Kurfürst auf die allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands und des benachbarten Polens gewann. Mit vorzüglicher Theilnahme aber wird der Leser in der letzten Hälfte des zweyten und dem grössten Theile des vierten Buches sehen, was

Fr. W. in seinem Lande für die Aufnahme des Ackerbaues und Handels, für die Verbesserung der Finanzen, für die Armee, für Religion und Sittlichkeit, für Künste und Wissenschaften that. Über die, für die brandenburgischen Staaten so wichtige Aufnahme der aus Frankreich vertriebenen Protestanten verbreitet sich der Vf. mit Recht umständlich. Bey Gelegenheit der Schulen (S. 103) sagt er: „Religion und alte Sprachen wurden gelehrt, diese aber unter *Furcht und Zittern*, *weshalb* denn auch gar grosse Gelehrte, die eine fade und platte Folgezeit Pedanten genannt hat, daraus hervorgingen." Der Satz ist vielleicht nicht ohne Wahrheit, aber doch seltsam ausgedrückt.

Am wenigsten befriedigend sind die Begebenheiten des Krieges vorgetragen. Ohne eben eine militärische Geschichte zu schreiben, würde doch der Vf. bey einer etwas ausführlicheren Darstellung der Waffenthaten des kriegerischen Fürsten manche Gelegenheit gefunden haben, den Charakter desselben in einem neuen, gewiss vortheilhaften Lichte zu zeigen. Bey der Befreyung von Rathenow begnügt er sich, auf das Schauspiel, welches diesen Gegenstand behandelt hat, zu verweisen, und ungern vermisst man eine mehr ins Einzelne gehende Beschreibung der Feldzüge, besonders des berühmten Zuges nach Ostpreussen, und vor allem von der Art der Führung des Kriegs, durch welche Fr. W. mit so glücklichem Erfolge den Mangel der Streitkräfte gegen überlegene Heere zu ersetzen wusste.

Rec. glaubt durch die angeführten Beyspiele sein Urtheil hinlänglich belegt zu haben. Er ist überzeugt, lass der Vf. bey den Mitteln, welche ihm zu Gebote ehen, und denen jeder Leser wird Gerechtigkeit wi-rfahren lassen, eine treffliche Geschichte des grossen ırfürsten würde haben liefern können, wenn es ihm fallen hätte, sie auf die Begebenheiten, und nicht f eine Idee zu gründen. Werken der Einbildungs-aft giebt die folgerecht durchgeführte Erforschung ıd Entwickelung des inneren Gemüths der von dem ichter geschaffenen Hauptperson den höchsten Reiz; er die Freyheit, einen Charakter aufzustellen, dem s Geschehene sich anschmiegen muss, verträgt sich cht mit der Strenge der Geschichte. Dass der Vf. ne Quellen nicht nachgewiesen hat, kann ihm, bey r ihm gewählten Art der Darstellung, nicht zum rwurf gemacht werden. Die einfache Schönheit , für den Ernst des Gegenstandes fast zu sehr nach ndlichkeit strebenden Vortrages wird durchgehends ch eine sorgfältig gereinigte Schreibart glücklich terstützt; nur selten ist der Vf. aus dem sonst stets ıaltenen Ton gekommen, z. B. (S. 40) bey Gelegen- einer ausgeschriebenen Kopf- und Vieh-Steuer, er über die trauliche Gemeinschaft von Menschen Thieren scherzt, oder (S. 175) wenn er das deutsche ı sich unbeolfen gebehrden lässt. — Nur bey einem ftsteller, dessen Schreibart und Sprache in so hohem sich auszeichnen, können so leichte Schatten rkt werden. Rec. rechnet dahin auch das zu den ngsausdrücken gehörende, sonst schöne Wort: klar, häufige, mit wenigen Ausnahmen fast auf jeder vortönende Wiederholung doch am Ende auffällt.

Das ganze Werk ist in vier Bücher getheilt, die wieder in eine Reihe mit Ziffern bezeichneter Paragraphen zerfallen, eine Einrichtung, welche die Beyfügung eines Registers oder wenigstens einer Inhaltsanzeige sehr erleichtert haben würde. Die *Beylagen* enthalten mitunter interessante Notizen, die sich nicht wohl in die Geschichte selbst verweben liessen, und für deren Mittheilung man dem Vf. Dank wissen muss. Die erste A) schildert den traurigen Zustand des Landes während des dreyssigjährigen Krieges, als Fr. W. die Regierung antrat, und enthält seltsame Züge von der Theaterliebhaberey der damaligen Berliner mitten in ihren Nöthen. — B) Der aus einer Handschrift mitgetheilte ausführliche Bericht von der Sendung des Hn. *v. Blumenthal* an die Höfe von Frankreich und Spanien in dem Zeitpunct, als Ludwig XIV zum Empfang der ihm verlobten Infantin nach Bayonne gegangen war. Es sollte jedoch die Geschichte des Marquis Spinola (S. 255), welche als Nebengrund der Gesandtschaft angegeben wird, nicht so ganz mit Stillschweigen übergangen worden seyn. — C) Eine Anekdote von einem brandenburgischen Minister, dessen Name nicht ausgeschrieben ist. Auch vorher (S. 246) werden zwey Edelleute, die dem Vater des Kurfürsten ein Bittschreiben überreichten, nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet. — D), E) und F) handeln von dem bekannten *Pomarius* oder *Baumgarten*, von dem Dichter *Paul Gerhard* und von dem Probst *Frömm*, und ihren Streitigkeiten mit der Regierung; G) und H) von dem eigensinnigen Sprachlehrer *Müller*. — I) Die Anekdote von dem Menschen, der dem Kurfürsten vorschlug, den berühten *Turenne* zu vergiften. — K) Der Tod des Stallmeisters *Froben*, der bev Fehrbellin seinem Herrn das Leben rettete, und L) die Lebensumstände des Feldmarschall *Derflinger*.

Die letzten 12 Seiten sind den *kurzen Andeutungen über die Idee Preussens und dessen spätere Geschichte vom Jahre* 1688 *bis* 1814 gewidmet. Was der Vf. hier in kurzen gedrängten Sätzen vorträgt, ist sehr lesenswerth, und macht seinem Scharfsinn und seinem Herzen in gleichem Grade Ehre; aber es ist keines Auszugs fähig. Er giebt genau, was er in der Überschrift versprochen hat, Andeutungen, aber voll Gehalt. Rec. muss, da er das Ganze nicht abschreiben kann, die Leser auf das Buch selbst verweisen.

Druck und Papier sind schön, die Beylagen kleiner gedruckt; überhaupt verdient die Ersparniss des Raums, ohne Nachtheil für das Auge oder die äussere Form, rühmlich erwähnt zu werden; weniger die Correctur, und ein Verzeichniss der Druckfehler würde nicht überflüssig gewesen seyn. Wir wollen hier nur einige bemerklich machen, die auf den Sinn Einfluss haben. S. 42. Z. 3. v. u.: „noch immer in den Händen u. s. w." — wahrscheinlich soll es heissen: noch immer *nicht* in d. H. — S. 69. 1757, l. 1657. — S. 158. Z. 8. v. o.: der Minister *Pompon*, l. Pomponne. — S. 199 Anfang des §. 34: „*Wie sehr ihm am Herzen lag* u. s. w." — hier fehlt der Schlusssatz, auf den sich der Eingang bezieht, u. a. m.

Kf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

PHILOSOPHIE.

Stuttgardt, b. Hasselbrink: *Lebens-Ansichten.* Von *Fr. L. B.* 1814. 224 S. 8. (16 Gr.)

Der sehr geistreiche Vf. dieser Schrift erklärt sich in der Vorrede sehr bescheiden über seine Arbeit, macht nicht auf Originalität Anspruch, glaubt aber doch damit etwas Nützliches geleistet zu haben; und Rec. gesteht gern, dass er lange Zeit keine Schrift ähnlicher Art gelesen habe, welche ihn so freundlich angesprochen hat, als die vorliegende. Durchaus findet man, dass der Vf. seine Bemerkungen nicht Büchern abgeschrieben, sondern selbst geschaffen habe; sie tragen alle das Gepräge eines tieffühlenden, richtig und klar spürenden Geistes, und einer schönen Individualität; sie sind von *einer* Seele belebt, die von Idealen getragen wird, welche sie aus der Wirklichkeit genommen, und nach denen sie wiederum dieselbe misst und würdigt. Die aphoristische Form, welche der uns unbekannte Vf. wählte, hat Manches gegen und für sich; die schnellen Übergänge von einem Gegenstande zu anderen, die nicht in einer besonderen Verbindung unter einander stehen, missfallen gewöhnlich eben desswegen dem Verstande, sie schwächen wechselsweise ihre Eindrücke, und ihre fortgesetzte Lectüre erzeugt eine Art von Schwindel. Andererseits geben sie uns in gedrängter Kürze und vereinter Kraft die Quintessenz von Gedanken, welche in einer breiteren Rede verdünnet und oft kraftlos schwimmen, und unserer Aufmerksamkeit zum Theil entgehen; sie weisen uns unmittelbar auf den Mittelpunct einer Sache hin, sammeln um denselben die erleuchtenden Strahlen, wecken und befördern das Nachdenken, und geben Stoff zu den mannichfaltigsten Reflexionen. Zunächst der dialogischen Form, der vollkommensten, die wir bey philosophischen Gegenständen kennen, steht die aphoristische; wozu noch kömmt, dass jeder Leser gezwungen ist, die Gründe und den Zusammenhang unter den einzelnen Sätzen selbst aufzusuchen, und daher selbst zu denken.

Die Schrift ist unter folgende Rubriken gebracht: 1) *Über Leben im Allgemeinen*, 2) *Erziehung*, 3) *Geschichte und öffentliches Leben*, 4) *Kunst*, 5) *Wissenschaft, Studium u. s. w.* 6) *Religion*. Wenn der Raum uns gleich nicht gestattet, viele Auszüge zu machen: so wollen wir doch wenigstens unsere Leser auf die Stellen aufmerksam machen, die uns besonders gefallen haben.

I. Unter den Bemerkungen *über Leben im Allgemeinen* kommen mehrere vor, die eben so wahr, als sinnreich und neu sind; z. B. S. 15 die Erklärung des „*nitimur in vetitum*;" S. 19 „die verschiedene Zeitanwendung;" die S. 23 unter der Aufschrift „Vergleichung" angebrachten Reflexionen; S. 30 „über das Rauchen," und S. 33 über die Hoffnung." Es wäre unbillig, zu fodern, dass alle gleich interessant seyn sollen; es ist ja das Leben nicht in allen seinen Beziehungen und Momenten gleich bedeutend, wie sollte es dessen Schattenriss seyn? Wenn mehrere Aphorismen eine Sache bloss von Einer Seite darstellen, die man vielleicht durch Vorkehrung einer anderen widerlegen zu können glaubt: so muss man nur bedenken, dass sie auf Allseitigkeit keinen Anspruch machen, und sich begnügen, nur unter einem bestimmten Horizont dieselben wahr und sinnig auszudrücken. Noch hat uns aus dieser Abtheilung das *kleine Abentheuer auf dem Königsee in Berchtolsgaden* besonders wohlgefallen; die Erzählung ist lieblich und anschaulich, und einige beyläufig angebrachte Bemerkungen gehören zu den am tiefsten gedachten Stellen in der ganzen Schrift. — II. Die Aphorismen aus dem Gebiete der *Erziehung* hätte der Vf. gewiss ohne Mühe reichlicher ausstatten können, wenn er gewollt hätte; vielleicht that er es aus dem Grunde nicht, weil es ein von vielen Anderen fleissig und vielseitig bearbeiteter Gegenstand ist. Um so trefflicher sind die Gaben, welche er uns zum Besten giebt, durchaus wahr, meistens neu, und frisch aus dem Leben genommen. Hieher gehören S. 55 „die jüngsten Kinder meiner Laune;" S. 61 „Beschränkungen;" S. 77 „das merkwürdigste Jahr meines Lebens;" S. 65 „der Erziehungsort," und mehrere andere, wovon wir nur einige Gedanken auszugsweise mittheilen wollen. S. 63. „Man sollte dem Kinde nicht frühzeitig die *Rückseite* der Welt zeigen. Es halte seine Ältern, Lehrer, Freunde, Verwandten, Oberen, die berühmten Männer so lange als möglich für gross und gut. Es seyen ihm kolossale Gestalten, ehrwürdige Vorbilder. — Eben so richte man den Sinn des Kindes auf das Grosse, das Bleibende, das tief unter dem unwahren, lügnerischen, feindseligen Getriebe fortwebende Wahre und Gute. — Kann man das Böse nicht länger vor ihm verbergen: so lasse man es in einer gewissen symbolischen Gestalt anschauen, wozu die heiligen Schriften am Besten die Hand reichen; man halte Gutes und Schlechtes wie Himmel und Hölle aus einander, wie Reich Gottes und der Welt. Die Religion bewahre ihm so lang als möglich

diese schroffen Gegensätze; so nähre man es mit der Bibel und den Alten; die höhere Welt mache man ihm so phantasieenreich als möglich, und in der wirklichen bilde man es so fertig, geübt, emsig, häuslich, praktisch und ordnungsliebend, als man kann." S. 71. „Die meisten, gröfsten und reinsten Freuden des Kindes sind religiöse Freuden." S. 73. „Der Unterricht der Alten war thetisch; Loblieder der Voreltern, Helden, Götter u. s. w.: der unsere ist analytisch und synthetisch; wir spalten, um wieder leimen zu können." S. 76. „*Handelnd* lernt man am meisten. An das, was der Mensch will, hofft, thut, knüpfen sich die wahrsten, gediegensten, unvergeſslichsten Kenntnisse, und Jeder hat ein gutes Gedächtniſs für das, was ihn interessirt." III. Unter den Ansichten aus dem *Gebiete der Geschichte und des öffentlichen Lebens* kommen sehr viele und ganz vorzügliche Stellen vor, die wir gern alle abschreiben und unseren Lesern mittheilen möchten, wenn es der Raum uns erlaubte, und wir nicht glaubten, daſs das Werkchen ohnediess bald in den Händen Vieler seyn werde. Es ist eine köstliche Perlenschnur von tiefen Reflexionen über das Leben; es sind Wahrheiten, an die man mit Lust und Wehmuth erinnert wird. Die Ansichten über das Staatsleben sind gröſsentheils philosophische Theses, welche die nächste Beziehung auf das wirkliche Leben haben. Zu den schönsten und gediegensten zählen wir die Bemerkungen über den Einfluſs der Wissenschaften auf die Nation, und die Disputirsätze über das Sinken der Nationen. Um unter Vielen nur einiger zu erwähnen: S. 93. „Die Wissenschaften sind ursprünglich mit dem Bewuſstseyn der Nation von ihren höchsten Gütern, Kräften und Interessen *eins*; aber im Verlauf der Zeiten trennen sie sich, die Wissenschaften bilden sich als ein eigenthümliches Leben fort, und verzweigen sich in Virtuositäten, bemühen sich um Relativitäten, und helfen das einfache groſse Bewuſstseyn von dem *Selbst* der Nation noch mehr schwächen. Statt der Phantasie, der Weisheit, der Lebensfreude herrschen nun Absicht, Convention und Noth, und der edleren Wissenschaft bleibt nichts als der Gram, sich miſsverstanden, oder wohl gar von Taschenspielern zu Lug und Blendwerk miſsbraucht zu sehen." S. 98. „So wie manche Eheleute hundertmal sich zanken, hundert Unarten an einander rügen, und sich deſshalb noch nicht scheiden lassen: so sollten unsere neueren Staatskünstler auch nicht alles Unebene sogleich ganz wegschaffen, sondern gleichsam damit verehlicht es, wenn auch zankend, doch zu würdigen und zu dulden wissen." S. 103. „Man versteht und begreift auch die einfachsten Blumen nicht vollständig, darüber ist man einig. Sind aber Verfassung, Religion, Kunst und andere Anstalten und Erscheinungen im Kreis der Menschheit nicht auch Blumen, und zwar nicht bloſs gleichniſsweise, sondern wirkliche Gewächse höherer Art? Warum wollen wir denn diese ganz begreifen und durchschauen?" S. 106. „Der Verstand, wenn er da regiert, wo das Gemüth regieren sollte, führt den Tod entgegen: denn ihm ist Alles verdächtig, was er nicht beherrscht. Er glaubt nicht an den Sieg des Lebens, an die ewige Heilkraft der Natur." S. 107. „Die erwachsenen Völker leben von den Brosamen, die von der Jugendvölker Tische fallen." S. 112. „Ein Staat muſs, wie ein Mensch, ein Gemeingefühl haben, wozu jedes Organ das Seinige beyträgt, und daran Theil nimmt. Nur in so weit ein Staat dieses Gemeingefühl hat, in so weit lebt er." IV. *Aus dem Gebiete der Kunst.* Auch hier zeigt der Vf. durchaus viele und gründliche Kenntnisse, nirgends Übertreibung, überall Maſs, richtiges Urtheil, geübt an Kunstwerken, und gebildet durch richtigen Blick und lebenvolle Empfänglichkeit für alles Schöne in dem Gebiete der Natur und der Kunst. Mit groſsem Vergnügen wird jeder Gebildete des Vfs. Bemerkungen *über das Heitere* S. 143 und *Einiges über Kunsturtheile* S. 155, so wie die über *Störungen beym Kunstgenuſs* S. 163, lesen. Durchaus herrliche Naturanschauung, und inniges Gefühl für das Verhältniſs der Naturerscheinungen zu unserem Gemüthe, zur Kunst und zum Leben. Zugleich beweiset er, daſs er eben so fähig ist, bejahende als verneinende Urtheile über Kunstwerke zu fällen, und in genauen Umrissen das Mangelhafte eben so richtig zu zeichnen, als das Schöne und Erfreuliche aus störenden Umgebungen herauszuheben. Vielseitige Ansichten der verschiedenen Kunstwerke, die günstigen Standpuncte, von denen aus sie müssen betrachtet werden, und die mannichfaltigen Gemüthsstimmungen, die sie zu genieſsen, fähig oder unfähig sind, werden hier angedeutet. Was der Vf. V und VI *aus dem Gebiete der Wissenschaft und Religion* mitgetheilt hat, möchte Rec. gröſstentheils den Lesern zum Genusse geben; in den Bemerkungen über den *Zufall*, über den *Schein bey Zeit* und *Raum*, über die Begriffe *Möglichkeit, Wirklichkeit* und *Nothwendigkeit* beurkundet er sich als einen treuen Beobachter und scharfsinnigen philosophischen Denker. Das Hauptbedürfniſs des menschlichen Herzens, die Religion, stellt er nach ihrer bedeutungsvollesten Seite dar, hellt ihre Dunkeln, dem gemeinen Auge unsichtbaren Tiefen auf, und weiset ihre innigste Beziehung zum menschlichen Leben nach. So wirkt der Vf. also in der ganzen Schrift auf das Sittliche und Schöne hin, und sucht eine höhere Denk- und Lebens-Weise geltend zu machen; sein Werk ist ein wohl gelungenes Panorama, das die herrlichsten und mannichfaltigsten Lebensansichten gewährt.

M. N —

BRESLAU, b. Korn d. ält.: *Ideen zu einer philosophischen Naturkunde*, von *H. Fr. Link*, Professor zu Breslau. 1814. VI u. 203 S. 8. (20 Gr.)

Der Vf. gehört zu den nüchternen, überlegenden, kenntniſsreichen Naturphilosophen. Durch seine ruhige Betrachtung, seine gefällige Darstellung kann er Vieles zur Versöhnung zwischen den sogenannten empirischen Naturforschern und den Naturphilosophen beytragen. Vorliegendes Buch enthält zwar nur wenige philosophische Naturgegenstände; aber die wich-

tigsten, die streitigsten, und es behandelt sie so, dass sie jedem Naturfreunde verständlich, und doch dem Geiste der Naturphilosophie angemessen sind. Es giebt der Darstellungen viele; diesen Lesern sagt diese, jenen jene zu. Eine Menge von Lesern, denen bisher keine Darstellung der Naturphilosophen behagte, wird sicher hier diejenige finden, die sie sucht, und dafür dem Vf. Dank wissen, dass er sich bemüht hat, die höchsten Ansichten über die Natur in der gewöhnlichen Sprache vorzutragen. Dieses Buch hat aber nicht bloss dieses Verdienst, sondern auch das von neuen Deutungen, Vergleichungen und mehreren eigenthümlichen Lehrsätzen.

Es besteht aus neun besonderen *Abschnitten*, welche jedoch mehr als selbstständige, an einander geschobene Abhandlungen zu betrachten sind. Der erste hat zum Gegenstande die Lehre von den *Ideen*, der zweyte die *Erfahrung*, der dritte die *mathematische Physik*, der vierte die *Naturphilosophie*, der fünfte den *Chemismus*, der sechste den *Organismus*, der siebente die *Geogonie*, der achte die *Kosmogonie*, der neunte die *Weltseele*.

Der Abschnitt über die *Ideen* fängt mit Untersuchungen der logischen Thätigkeiten unseres Geistes an, und beschäftigt sich vorzüglich mit der Frage, ob das *Seyn* mit dem *Gewahrwerden* übereinstimme, welches bekanntlich der Urstreit in der Philosophie ist. Für die höchste Wahrscheinlichkeit dieser Übereinstimmung werden mehrere Gründe vorgebracht; doch glaubt zuletzt der Vf., man müsse es am Ende doch bloss auf *Glauben* annehmen. Uns dünkt es aber über allen *Glauben* erhaben, dass es keinen (materiellen) Körper gebe, der nicht völlig einem mathematischen gleich wäre, dass es keine (*physische*) Natur gebe, die nicht in die mathematische mit allen Prädicaten passte. Die Entwickelung des Sinns der Ideen, ihr Verhältniss zu den wirklichen Dingen, wie es in der Naturphilosophie ausgesprochen worden, ist hier auch dem Laien deutlich vorgetragen. „Alle besonderen Ideen deuten zuletzt nach einer höchsten Idee, oder sie *sind* nur jene höchste Idee, wie sie sich entwickelnd auf den verschiedenen Stufen ihrer Ausbildung zeigt. Wir erblicken sie nur in ihrer Besonderheit und einzeln, wenn wir *seitwärts* gestellt (sehr getroffener Ausdruck), das Ganze mit reinem Blick nicht zu fassen vermögen. Was ist denn die Materie sonst, als unaufhörliches Wiedererzeugen von Raum und Dauer, von ausdehnender und anziehender Kraft, zweckmäsig zusammenstimmend zu diesem Erfolg, Ausbildung, Hervortreten des Wesens der Idee aus ihrer dunkelen Leere? *Das Universum ist eine verkörderte Idee.*“ Nach dieser schönen Äusserung kann man nicht wohl begreifen, wie folgen kann: „Es wäre das Vermessenste, was sich je die menschliche Vernunft erlaubt hätte, wenn sie je behaupten wollte, das höchste Wesen (die höchste Idee) sey nur auf diese Äusserung, auf dieses Universum beschränkt.“

Der Werth und die Nothwendigkeit der Erfahrung neben dem Ausgang von den Ideen wird vom Vf. so anerkannt und herausgehoben, wie es sich von einem Naturforscher, der schon so viele Beobachtungen gemacht hat, erwarten lässt. Er bringt hier vorzüglich einen neuen Grund für die Nothwendigkeit der Erfahrung auch in der Philosophie vor, den wir scharfsinnig nennen müssen: es ist die *Grösse*, überhaupt das *Mass* der Dinge. Dieses, glaubt der Vf., lasse sich schlechterdings nicht anders, als durch Beobachtung finden. Es wäre wohl unsinnig, wenn Jemand im Ernst behaupten wollte, Erfahrungen, Beobachtungen, Versuche, wären in den Wissenschaften überflüssig, oder nur, nicht nothwendig; allein dass die *Philosophie* sich *ganz* ohne alle Erfahrung (natürlich nicht ohne die sogenannte Erfahrung von unserem Selbstbewusstseyn) entwickeln und vollenden könne, dass sie sogar das *Mass* der Dinge bestimmen könne, ist gewiss. Sie bedarf allerdings der Erfahrung, aber nicht mehr, als der Mathematiker des *Hinschreibens der Figuren auf die Tafel* bedarf; nämlich nur um für das *Gedächtniss*, und mithin für die *Construction* einen *Anhaltpunct* und Faden zu haben, an dem die Reihe der Probleme in gehöriger Ordnung, und ohne eines zu vergessen, *erschaffen* wird. Gäbe es einen Mathematiker von solch ungeheurem Gedächtniss und so lebhafter Phantasie, dass ihm alle Zahlansätze und Figuren und Einzeichnungen in diese Figuren deutlich vorschwebten: so bedürfte er ohne Zweifel der Kreide, des Lineals, Cirkels und der Tafel nicht. So der Philosoph. Da es nun aber keinen solchen Menschen geben wird: so wird auch nimmermehr eine Philosophie ohne Erfahrung zu Stande kommen, so wenig als eine Mathematik ohne Rechentafel. — Was nun die *Bestimmbarkeit der Masse* der Dinge betrifft: so brauchte der Philosoph nur die Grösse der Sonne und der Erde als gegeben zu begehren, um daraus die Grösse aller Krystalle, Pflanzen und Thiere zu folgern. Denn ein philosophisches Mineral-, Pflanzen- und Thier-System muss ja die *mögliche und wirkliche* (was eins ist) Zahl der *Gattungen* (*Genera*) ausmitteln, und mithin die *vorhandene Erdmasse* an sie vertheilen, also ihre Grösse bestimmen können. Denn dass ein *Urthier* nur die Grösse eines physikalischen Punctes haben könne, ist klar, mithin des ersten Thiers Grösse bestimmbar. Das ist auch möglich von den übrigen; nämlich durch Ableitung aus ihrer Bedeutung oder Stufe, auf der sie zu anderen Thieren stehen. — Der andere Grund, warum Erfahrung nöthig sey, seyen die *Stoffe* der Körper, deren vielleicht noch viele, und in Menge entdeckt werden können. Das mag seyn: aber doch gewiss nicht mehr als Ideen sind, die sich doch nach dem Vf. selbst müssen bestimmen lassen. Dass in der Medicin vorzüglich die Erfahrung unentbehrlich ist, liegt nicht im Wesen der Medicin. Haben wir ja noch nicht einmal ein natürliches Pflanzen- und Thier-System, geschweige Physiologie! An eine wissenschaftliche Medicin ist bis dahin verständiger Weise nicht zu denken, und man kann den jungen Medicinern nicht genug empfehlen, dass sie, während sie die Medicin als *Wissenschaft studiren*, dieselbe ja nicht anders als *erfahrungsmässig üben*. Jeder Verständi-

ge wird übrigens dem Vf. beystimmen, dafs er ernstlich darauf dringt, dafs jeder Gebildete beide Wege gehe, den der Wiffenfchaft und den der Erfahrung, dafs er einen nur durch den anderen finde. In der *mathematifchen Phyfik* werden die hergehörigen Eigenfchaften der Materie unterfucht, Ausdehnung, Dauer, Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit, wobey der Vf. keine ohne neue Bemerkungen übergeht. Im Abfchnitte über *Naturphilofophie* wird fehr auf das Entfprechen des Geiftes und der Materie gedrungen, und Alles nur nach diefer Vorausfetzung betrachtet, unter beftändiger Begleitung der kantifchen Lehre von dem Wefen der Materie; daher Wärme, ja felbft Elektricität, Magnetismus, und fogar Licht, als feine Materien behandelt werden. Zu fagen, die Materie fey auch nichts weiter als eine Kraft oder zwey, hilft diefer Meinung nichts: denn im Licht erfcheint nicht die Kraft als Kraft, fondern nur ein *befonderer Zuftand* der Kraft (alfo in fo weit Materie); Zuftand aber ift doch nimmermehr Materie, auch nicht Kraft zu nennen. Man würde fonft gezwungen feyn, den Geift auch eine Materie zu nennen. — Die Vergleichungen der Materien mit Naturproceffen, des Unorganifchen mit Organifchem enthalten vieles dem Vf. Eigenthümliches; auch ftimmt er der Lehre bey, dafs im organifchen Körper fich alle Beftimmungen wiederholen, welche wir im Unorganifchen antreffen, dafs er nur ein Zufammengetztes von höherem Rang, ein Mikrokosmus fey; er nennt felbft die Naturphilofophie die Lehre von der Wiederholung und Darftellung des menfchlichen (beffer göttlichen) Geiftes in der Natur, wodurch er fie fafst, — und er wünfcht, dafs die Phyfiker nicht vor folchen, wenn auch gleich keck ausgefprochenen Vergleichungen ohne Prüfung fich zurückfchrecken laffen mögen, er verfichert, dafs er fich freuen würde, wenn er durch feine Bemühung und offene Darlegung feiner Meinung hierüber zur Verföhnung zwifchen den empirifchen Phyfikern und den Naturphilofophen etwas Erkleckliches beytragen könnte. Diefer Abfchnitt verdient allerdings von jenen gelefen und beherziget zu werden.

Über Chemismus. Des Vfs. Lehre über Darftellung des Feften durch Vermehrung der *Flächen* des Flüffigen hat viel Scharffinniges, felbft Überrafchendes, fo dafs man ohne Nachdenken, gleichfam Nachprobiren, fchwer damit fertig wird. Dafs Alle, welche die Bildung des Kryftalls erklären wollen, fchon einen fymmetrifchen Körper, Kryftall, vorausfetzen, kann nicht mehr behauptet werden. Über Mifchung, Verwandtfchaft, Leitung und Nichtleitung vortrefflich. Über *Organismus* ift uns nicht fo intereffant vorgekommen. Die Rede fchwebt zu fehr im Allgemeinen, und ift mehr gefchichtlich als fchaffend. Es fehlt an Gliederung, fo auch in dem Abfchnitt über *Geogonie*. Dafs die Mitte der Erde Metall, die Berge durch Hebung entftanden feyen, ift fchwer zu glauben, obgleich es fchon oft gefagt worden. Dagegen wird mit Kraft gegen das Präformationsfyftem der Mineralogie geeifert, das, um den Kalk auf der Erde zu erklären, ihn im Primordialfluidum aufgelöft feyn läfst. Die *Kosmogonie* kurz, aber voll fchöner Anfichten. In der *Weltfeele* wird durch die ganze Natur nur Ein Princip, Ein Gedanke, Eine Idee ftatuirt, ja die Natur für nichts anderes, als für die Darftellung diefer Idee erklärt, ganz der jetzigen Naturphilofophie gemäfs; nicht aber, wenn über der Vernunft noch ein ahnendes Gefühl vermuthet wird, auf dem fie zu Gott fteigen foll. Der Naturphilofophie mufs die Vernunft allein hinreichen, Gott zu erkennen. Gott ift doch wohl Vernunft!

Das Beftreben des Vfs., durch fein Anfehen, welches er fich durch feine gründlichen Kenntniffe in allen naturhiftorifchen Fächern, durch feine vielen eigenen Unterfuchungen, durch feine Studien, Reifen, und endlich durch feine Ruhe und Parteylofigkeit allgemein, bey den empirifchen Naturforfchern wie bey den Naturphilofophen, erworben hat, die höhere Wiffenfchaft über die Natur durch eine zufammenhangende, erzählende, gewöhnliche Sprache den Gewohnheiten des bisherigen Lebens näher zu bringen, und dadurch die Abgeneigten, Gleichgültigen oder Unachtfamen (von den Gegnern oder gar Parteyfüchtigen wird Niemand Hoffnung hegen wollen) anzuregen, das ihnen Fremde, und darum Wunderbare in der Nähe zu betrachten, ift alles Lobes werth, und verdient den Dank der Wiffenfchaft. O.

K U R Z E   A N Z E I G E N.

Ausländische Sprachkunde. *St. Gallen*, b. Huber und Compagnie: *Übungsftücke über das ganze Vocabular der Sanguin'fchen und anderer franzöfifcher Sprachlehren.* Ein Hülfsmittel zu leichterer Erlangung eines gröfseren Wörtervorraths. Von *Johann Friedrich Sanguin.* 1813. 420 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Niemand wird bezweifeln, was der Vf. in der Vorrede behauptet, dafs bey Erlernung einer Sprache von Anfang an vornehmlich auf Erlangung eines fattfamen Wörtervorrathes Bedacht genommen, und zu diefem Endzwecke das Gedächtnifs mit Vocabellernen fleifsig geübt werden mufs. Diefes durch feine Trockenheit Kindern fo läftige, abfchreckende Gefchäft hofft Hr. *S.* dadurch zu erleichtern, dafs er die Lehrlinge die Wörter, welche fie auswendig lernen follen, auch fchreiben läfst, und zwar in Verbindung mit anderen Wörtern, in kleinen Sätzen, die einen vernünftigen Sinn bilden. Dazu hat er diefe Übungsftücke ausgearbeitet, die man übrigens auch ohne feine Grammatik gebrauchen kann, weil die dazu gehörigen franzöfifchen Wörter vollftändig dem Texte untergelegt find. Jeder Lehrer kann freylich ohne grofse Mühe folche Sätze felbft nach eigenem Gefchmacke erfinden; aber ein Vortheil ift es allerdings, des fo viele Zeit hinnehmenden Dictirens überhoben zu feyn. Aus diefem Grunde glaubt Rec., dafs diefes forgfältig ausgearbeitete Buch vielen Lehrern der franzöfifchen Sprache angenehm feyn wird. Billig aber hätte der Vf. die Gegenftände nach einer befferen Ordnung auf einander folgen laffen follen: denn es ift doch in der That zum mindeften unnatürlich, dem Kinde die Namen überfinnlicher Gegenftände zuerft zu nennen. *Funkens Orbis pictus* hätte hiebey einen Leitfaden abgeben können.

Rl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

SCHÖNE KÜNSTE.

Schriften auf die Tagesgeschichte in Deutschland bezüglich.

1) Berlin, b. Maurer: *Die Völkerschlacht bey Leipzig.* Ein Heldengesang von *Heinrich Schmidt*, Prediger in Teltow. Zweyte verbesserte Aufl. 1815. 52 S. gr. 8. (8 Gr.)

2) Erfurt, b. Müller: *Die Alliirten vor Leipzig am 18 Oct.* 1813. Ein kriegerisches Gemälde in 1 Akt. Zur Feyer des Tages der Erlösung von den Galliern. 1814. 27 S. 8. (3 Gr.)

3) Eisenach, b. Wittekind: *Deutschlands Fest. Am 18 Oct.* 1814. Ein Gedicht von (D. *Ch.*) *Schreiber.* 7 S. 8. (2 Gr.)

4) Berlin, b. Quien: *Le Chansonnier prussien, ou recueil de chansons d'occasion.* 1814. 59 S. 8. (6 Gr.)

5) Glogau, b. Günther: *Friedensgesang der Deutschen*, von *W. H. Pax.* 1814. 1 Bog. in 4.

6) Neustrelitz, b. Albanus: *Die Helden.* Ein Gedicht zur Feyer der Zurückkunft des verwundeten Helden, des Prinzen Karl zu Mecklenburg-Strelitz, von *Karl Hahn.* 1813. 13 S. 8. (2 Gr.)

1. Den Kampf der neuesten Tage zum Gegenstand eines epischen Gedichts zu machen, ist ein Unternehmen, dem manches auffallende Hinderniss entgegenarbeitet. Die Begebenheiten stehen einem Jeden noch so frisch vor den Augen, dass das Bedürfniss ihrer Vergegenwärtigung durch nachahmende Bilder nicht sehr gross seyn kann. Nur das eigentlich Vergangene, das in der Zeit für sich vollendet da steht, ist Stoff epischer Darstellung. Vor unseren Blicken ist das Epos dieser Tage noch selbst lebendig, und was wir zur Ergänzung etwa bedurften, erwarten wir zunächst von den fliegenden Blättern der Zeitgeschichte. Die poetischen Erwähnungen dessen, was uns noch zu nahe steht, erscheinen dem Leser leicht parodisch, ja gewisse Bilder, die mit dem modernen durchaus unpoetischen Costum contrastiren, sogar lächerlich.

Wenn der Vf. von No. 1 diesen Schwierigkeiten wohl nicht entgangen ist: so kann man ihm doch alles Verdienst deshalb nicht absprechen. Im Tone scheint er den Tasso nachahmen zu wollen, er häuft die Bilder, und setzt bey den meisten das vergleichende, aber auch höchst entkräftende *So wie* u. s. w. voran. Bey einfacherer Behandlung, und klarerer Aussparung der bisweilen recht schönen Bilder (z. B. S. 20 oben) würde das Ganze, das nach den entscheidenden Kämpfen bey Leipzig in *vier Tage* abgetheilt ist und sehr gelungene, nur in einem älteren Stil gearbeitete Stellen hat, noch mehr Wirkung thun.

No. 2 gereicht es keineswegs zum Vorwurfe, dass Wallensteins Lager als sein Vorbild erscheint; Wallensteins Lager selbst ist vor unseren Augen auferstanden gewesen. Auch hat die vor uns liegende Dichtung manches Gelungene und Gute, das eigenthümlich ist, besonders die Gestalt des Feldpredigers, der den Beschluss macht. Die Idealität mancher Ausdrücke möchte nur in sofern nicht gegen das Verhältniss des Ganzen streiten, als sie *freywilligen* Gemeinen in den Mund gelegt ist; dass aber die Schildwache mit dem Gewehre vor dem Prediger niederknieet, um sich segnen zu lassen, wird Manche veranlassen, auf einen friedlichen theologischen Vf. zu rathen. Die Figur des Adjutanten, der den gemeinen Soldaten immer getreuen Rapport bringt von dem, was geschieht, steht auch etwas possierlich da, wie der Erklärer vor einem Guckkasten.

No. 3 beschäftigt sich mit einer kurzen Vergegenwärtigung der Jahresfeyer des 18 Oct. im Umkreise des Vfs. Das Beste darin ist die passend vorgeführte Erscheinung eines alten Ritters.

Der Zusatz *prussien* bey dem *Chansonnier* No. 4 ist im ersten Augenblicke befremdlich, weil man heut zu Tage keine Preussenlieder in französischer Sprache erwartet. Man findet hier Satiren auf Napoleon u. s. w., aber auch mehrere Gedichte mit Privatbeziehungen, die dem Leser nicht alle einleuchtend sind, und der Ton der ganzen Sammlung (nur die Versification ist auffallend abgemessen) ist so ganz der eines gebornen, wenn auch wohl vielleicht bey uns naturalisirten Franzosen, dass jener Zusatz *prussien* auf dem Titel nur in der persönlichen Lage des Vfs. seinen Ursprung zu haben scheint.

No. 5 ist gewiss mit dem besten Willen gedichtet, und auch, nach der zweyten Hälfte zu besonders, nicht ohne gelungene Stellen. Der deutsche Eifer hat auch hier nicht versäumt, mit *Walhalla*, *Thuiskon*, und allen geschichtlichen Tyrannen-Namen (auf die der Vf. mit einer ganz eigenen Gewandheit Reime zu schmieden weiss) gerüstet, aufzutreten. Ob der Name *Pax*, der sich zu diesem Gedichte bekennt, ein Wortspiel des Vfs. oder des Ungefährs ist, weiss Rec. nicht anzugeben; es ist in jedem Fall kein bedeutendes.

In No. 6 ist wenig eigenthümlicher Geist. Das Ganze ist Schillers herrlichem Liede von der Glocke,

man kann wohl sagen mit veruntreuender Treue, nachgebildet. Indessen muss man sich bey den vielen Zeitgedichten dieses Augenblicks, um des Eifers und der guten Absicht willen, manche Pfuscherey ins Gebiet der Poesie gefallen lassen, wenn nur Drang des Herzens, wie wir hier bey No. 6 wirklich voraussetzen, — und nicht grosssprecherische Eitelkeit und Marktschreyerey, die da alles betasten und mit bereden muss, die Worte eingiebt. Die Worte haben aber nur so viel Kraft, als in dem wohnet, der sie spricht; und dem Nichtigen fallen sie selbst vernichtet wieder anheim; nur in den Reinen sind Worte und Thaten Eins — Flügel zur Ewigkeit. — us.

1) Petersburg, Berlin, Wien, München: *Patriotische Lieder im Erlösungsjahre* 1813 *gesungen.* Fürsten und Völkern, die zur Verklärung des göttlichen Gesetzes kämpfen und bluten, dankbar gewidmet. 94 S. 8.

2) Berlin, in Commiss. der maurerschen Buchhandl.: *Gesänge für Christen im Kriege für deutsche Freyheit und bey Beendigung desselben.* Von *J. C. Giesecke*, Prediger zu Neutempel und Diedersdorf. 1814. 264 S. 12. (16 Gr.)

Hieraus besonders abgedruckt und in derselben Buchhandlung zu haben:

a) *Heilige Gesänge bey der Wiederkehr unserer Helden aus dem Kampf für deutsche Freyheit.* Zum gottesdienstlichen Gebrauch. (Zum Besten eines Wiederkehrenden.) 1814. 20 S. 12. (2 Gr.)

b) *Friedenslieder* aus den Gesängen für Christen u. s. w. 1814. 36 S. 12. (2 Gr.)

3) Naumburg, b. Klaffenbach: *Religiöse Friedenslieder aus dem Jahre* 1814. Nach gefälligen Kirchenmelodieen. Von *M. J. K. G. Mann*, Archidiac. in Naumburg. Zum Besten der Frühverwaisten im thüringischen Kreise. 1814. 32 S. 8. (4 Gr.)

4) Ohne Druckort und Verleger: *Ergiessungen deutschen Gefühles in Gesängen und Liedern bey den Ereignissen dieser Zeit.* I. Gesänge für das im heiligen Kampfe erstandene Vaterland. 1814. 322 S. 8. (18 Gr.)

Es ist kein Volkskrieg, der nicht Sänger weckte. Was Aller Herzen erfüllt, das spricht schön und kräftig der Dichter aus, und — ergreift auch nicht seine Begeisterung die Menge — so wird doch durch ihn die Bedeutung des Kriegs manchem Sinne klärer. Auch die Liedersammlungen, die wir hier zusammenstellen, sind aus dem durch unsere begeisternde Zeit lebendiger aufgeregten Patriotismus hervorgegangen, und verdienen mindestens von dieser Seite Anerkennung, wenn auch die darin mitgetheilten Gedichte mehr ein erwärmtes Gefühl für Vaterland, Fürsten und Religion, als jene ächte Poesie aussprächen, die, ohne je den Schein zu haben, als wäre sie herbeygerufen, sich durch ihr eigenthümliches Feuer und durch ihren aus dem Inneren hervorströmenden Glanz in jeder Strophe des Gedichtes ankündigt und den Hörer hinreisst.

No. 1 rührt aus jener Periode, wo der Tyrann zwar siegreich bekämpst, aber doch so gefürchtet wurde, dass man bey patriotischen Liedern den Namen des Patrioten, der sie zu dichten wagte, verschwieg. — Die Gesinnung des Vfs. ist ohne Tadel, gerade, deutsch — jedoch etwas derb und vernehmlich. Auch würden manche seiner Gedichte, z. B. *an die Fürsten*, *an die Preussen*, *Germania und Franz* u. v. a. bey geringer Abänderung viel von dem Charakter des guten *Volksliedes* an sich tragen, wenn sie weniger breit wären. Das Volkslied muss vor allen Dingen seinen Sinn kurz, bündig und stark aus den Versen heraustönen lassen; dann mag ihm eher eine Ungefügigkeit des Versbaues hingehen, wenigstens nimmt sein unmittelbares Publicum daran kein Ärgerniss. Matte und inhaltsleere Verse, worin nur der Reim Tyrann ist, als:

„Hört, Fürsten, eurer Völker Flehn,
Verlasst die bösen Franken.
Sollt ferner ihnen nicht *beystehn*,
Wir wollens euch auch danken.
Seht unsern Muth!
Selbst unser Blut
Soll euch von diesen Bösen,
Beym wahren Gott! erlösen" —

müssen ganz ausgemerzt werden. So willkührlich, wie hier in *beystehn* die erste Sylbe kurz gebraucht wird, ist mit sehr vielen anderen Wörtern verfahren. Auch sind die kirchlichen Melodieen (wie hier die Melodie: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath" u. s. w.) bey Liedern dieses Geistes und dieser Haltung nicht passend. In den Melodieen ist nicht Mannichfaltigkeit genug. Eine, nämlich: „Auf, auf, ihr Brüder und seyd stark!" — wird sehr oft gebraucht, und doch ist sie wegen jedesmaliger Wiederholung der letzten Strophe schwierig anzuwenden, und ihr Gebrauch nur dem anzurathen, der über den Reim volle Herrschaft ausübt, und diesen Refrain zu nutzen versteht. Diese Ausstellungen hindern jedoch nicht, den braven Vf. — der nach den letzten Gedichten S. 49 und fgg. *ein Braunschweiger* ist, — aufzufodern, uns eine abgekürzte, revidirte und streng gesäuberte Ausgabe dieser patriotischen Lieder zu geben. Mehrere verdienen wegen ihres herzlichen, treuen Ausdrucks eines redlichen Vaterlandssinnes aufbehalten zu werden.

Der Vf. von No. 2 bringt eine reiche Gabe von religiös-patriotischen Liedern (zusammen sind deren 101) dar, unter gewisse Rubriken gestellt, als: „Bitten um Beystand Gottes zur Zeit des Krieges — Demüthigung vor Gott — Ermunterung zum Vertrauen — Beym Aus- und Durchmarsch vaterländischer und verbündeter Truppen — Gebete vor der Schlacht — Siegeslieder — Friedenslieder — Todtenfeier — Bey der Wiederkehr unserer Helden." Alle zeugen von dem christlichen Sinne des Vfs., von seiner Liebe zu König und Vaterland, von seinem Eifer für das, was der Bewaffnung gegen den gemeinschaftlichen Feind förderlich werden konnte, und von seinem Bemühen, dass dieser Befreyungs-Krieg mit Religion angesehen

und geführt werde. Schon darum wird sich die Sammlung, deren Abdruck überdiess einen wohlthätigen Zweck hat, denen empfohlen haben, die gewohnt sind, ihre Foderungen an Gesänge dieser Art, in Rücksicht auf die zum Theil schwere und drückende Zeit, worin sie entstanden, billig zu beschränken. Auch dieser Vf. würde, wenn er weniger gegeben hätte, etwas Besseres geliefert haben. Bey einer so grossen Zahl von Liedern, die sich sämmtlich in dem Hauptgegenstande begegnen, bringt das Festhalten und Wiederholen derselben religiösen Gedanken und Wendungen eine gewisse Einförmigkeit hervor, die desto eher ermattend und der Wirkung nachtheilig wird, wenn Reichthum an eigenthümlichen Ideen und Bildern und höherer poetischer Geist nicht das Ähnliche verschiedenartig zu gestalten weiss. Dazu fehlt es nicht an Reminiscenzen aus bekannten kirchlichen Gesängen, nicht an Wiederholungen, nicht an Versen, denen der widerspenstige Reim, oder die Vernachlässigung des Mechanischen der Prosodie, etwas Ungelenkes und Ungefälliges giebt, besonders nicht an sogenannten *Flickwörtern*, die den Eindruck stören, oder, was noch schlimmer ist, an ganzen Strophen, die völlig müssig sind, und nur dienen, den Vers nothdürftig zu Stande zu bringen. Einmal begegnet es sogar dem sonst gutmüthigen Vf., dass er in seinem Eifer den milden Sinn seiner Religion vergisst, und den gehassten Feinden ewiges Unheil anwünscht. Wir führen diesen Vers an, weil er mehreren unserer Ausstellungen zum Belege dienen kann:

„Häng' an denen *ewge Schande*,
Die nur suchen Hader, Streit;
Leg' die Stolzen du in Bande,
Gieb uns wieder Sicherheit.
Frieden send' uns du herab;
Stürz' die Zwietracht in das Grab,
Decke uns mit deinem Flügel
Auch noch unterm Aschenhügel."

No. 3 enthält zwölf Lieder, die sämmtlich näher oder entfernter in Beziehung auf den Frieden stehen, und sich durch passende Gedanken, durch eine würdige, gebildete Diction, und durch fleissigen Versbau auszeichnen. Sie verdienen von denen wohl beachtet zu werden, welche bey dem noch bevorstehenden grossen Friedensfest die Auswahl der Gesänge ihres Orts zu leiten haben. Die beiden ersten: „*Feyerlied auf den europäischen Völkerfrieden*," und „*Danklied für Freyheit und Frieden*," sind, unserem Gefühle nach, die gelungensten der Sammlung. Jenes hat die erhabene, wahrhaft tief gedachte Melodie: „Wachet auf, ruft uns die Stimme," und hebt also an:

Auf, den Thränenblick vom Staube!
Ihr Völker, auf! Es siegt der Glaube,
Dass noch ein Gott im Himmel lebt.
Fürsten auf der Väter Thronen,
Frohlockt mit euern Millionen!
Der Sieg der Menschheit ist erstrebt.
Weit über Land und Meer
Ertöne laut und hehr:
Friede! Friede!
Im Freudendrang
Bringt Lobgesang,
In freyen Zungen Preis und Dank!"

Wir machen, um mit der Kritik nur bey diesem einen Verse stehen zu bleiben, folgende Bemerkungen: Die „Fürsten *auf der Väter Thronen*," lassen den Sinn dunkel: „die ihr auf der Väter Throne zurückgekehrt seyd," und scheinen auf den ersten Blick ein müssiger Zusatz. Das „*mit euern Millionen*" giebt wegen der Elision eine Härte, die vermeidlich war. Das „*erstrebt*" erinnert an den Reim, und das „*in* freyen Zungen" ist sowohl wegen des Vorhergehenden, als weil es bedeutender wird, in *mit* zu verwandeln. Auf gleiche Weise wird die wiederholte genaue Durchsicht bey einem etwanigen neuen Abdruck den Vf. zu mancher Verbesserung führen. — Dass in einem dieser Lieder auch der grossherzigen Britten Milde gegen unglückliche Deutsche gepriesen wird, verdient rühmliche Erwähnung. Solche ächte Humanität, die ein Volk gegen das andere ausübt, sollte unsere ganze Nation dankbar verherrlichen.

Über No. 4 dürfen wir kurz seyn. Es ist eine mit Geschmack unternommene Blumenlese von Freyheits-, Kriegs-, Sieges- und Vaterlands-Liedern der neuesten Zeit, die grösstentheils anderweitig bekannt sind. Bey weitem die mehresten rühren von *E. M. Arndt* her, und über Geist und Art dieses Dichters dürfen wir um so weniger etwas hinzusetzen, da seine Lieder in dieser Zeitung bereits beurtheilt sind. An sie schliessen sich wackere Kriegslieder von *Werner, Theodor Körner, Friedr. de la Motte Fouqué, Fr. v. Kleist, Gustav Scholz, G. Feuerlein, Schenkendorf, Blumenhagen* u. A. Sie sind nicht von gleichem Werth: allein dem Sammler gebührt das Zeugniss, dass *nichts Schlechtes* aufgenommen ist. Eine Sammlung dieser Art gewährt nicht nur dem Zeitgenossen vielseitigen Genuss; auch die künftigen Geschlechter sollen daraus erkennen, wie deutsche Sänger mitwirkten, um die grosse Zeit der Befreyung und des wieder erwachenden Nationalsinnes vorzubereiten und dann zu feiern und zu verherrlichen.

g. b.

BERLIN, b. Nicolai: *Der Spanier und der Freywillige in Paris.* Eine Geschichte aus dem heiligen Kriege von *Caroline Baronin de la Motte Fouqué.* 1814. 209 S. 8. (20 Gr.)

Man hat der höchst geistreichen Vfn. in den Beurtheilungen ihrer früheren Werke häufig eine gewisse flackernde Nebelhaftigkeit ihrer Gestalten vorgeworfen; und die Wahrheit ist, dass sich die ungemeine Fülle ihrer poetisch - reflectirenden Kraft Anfangs in ihrem bunten Reichthum gefiel, oder vielmehr erst nach und nach die einzelnen Figuren aus dem überall lebendigen und geschäftigen Stoff ihrer Gebilde herauszuheben und zu sondern vermochte; die neueren scheinen eine immer meisterhaftere Zeichnung und eine immer entschiedenere Persönlichkeit der Gestalten vor den ersteren vorauszugewinnen. In den früheren war es oft, als ob eine sehr kluge und phantastische Person in allen Rollen des Buchs sich sprechen zu hören nicht ermüden könnte; in den neueren bemerkt man, dass eine gestaltende Ruhe in die

Fülle gekommen ist, das, man möchte sagen, geschlechtlos Heraussprechende ist mehr zurückgetreten, und die einzelnen Charaktere haben es als Entwickelungskraft, Bedeutung und bezeichnende Bestimmtheit gewonnen. Dass es der Frau *von F.* auch früher an charakteristischem Zeichnertalent nicht gebrach, bewiesen schon mehrere weibliche Gestalten im *Rodrich;* immer scheint Fr. *v. F.* in Darstellung des weiblichen Gemüths, Sinnes und Wesens ungleich glücklicher und mit sich einiger, als in den männlichen Charakteren, denen es häufig an Haltung und wahrer Gemüthlichkeit gebricht. Auch im gegenwärtigen kleinen Romane, der allerdings keine Novelle bleiben konnte, aber dennoch hie und da einige Breitheit zu viel in seinen höchst einfachen Verhältnissen hat, haben wir diese Bemerkung wiederholt. Den Freywilligen, *Philipp*, um dessen Portrait die Vfn. einen recht schönen und rührenden Nimbus der Kunst und feines Gemüths angelegt hat, lässt sie doch weiterhin fallen, um die Steigerungen in *Alonzo's* leidenschaftdurchglühtem Gemüthe ununterbrochen anzubringen, und Philipp, dessen letzter Brief an Alonzo dem Gefühle durch seinen klugen meisternden Ton nicht wohlthut, wird eigentlich nur noch stehen gelassen, um ein paar Mal bey Alonzo's Beängstigungen dienstbar hervorzutreten. Dagegen ist in *Blansche* ein Gemüth, man möchte lieber sagen eine Blume von einem Gemüthe aufgeschlossen, wie sie selten dieser Erde duftet, und deren Ätherglanz jeden entzücken und, ist es auch leider nur für den Augenblick des Schauens, lauterer machen muss, dem diese Dichtung sie nahe bringt. Man muss der genialen Vfn. Glück wünschen, dass ihre Phantasie und ihr Gemüth der Spiegel wurde, von welchem wir die Strahlen eines so zarten Blumenlichts empfangen. Die ganze französische Welt älterer und neuester Zeit ist mit einer Wahrheit, mit einer Frischheit und Anschaulichkeit wiedergegeben, die vor dem Leser — hier hat ja doch jeder Reminiscenzen zu feiern — ganz lebendig wird. Unter die tiefsten Blicke in diess französische Wesen ist wohl eine Stelle in Alonzo's Briefe an Philipp, S. 165 und 166, zu zählen. Auch ist die Zeichnung der Männer in dieser französischen Welt hier vorzüglich und meisterhaft gerathen: vielleicht, weil bey den Darstellungen derselben das allgemein Symbolische überwiegend war. Unerreichbar treffend ist Blansche's Mutter gemalt.

Unter allen uns bekannten Werken der Vfn. scheint uns keines mit einer einfacheren Anlage eine anschaulichere und reinere Tendenz und Zeichnung zu verbinden; und der unendlichen Sinnigkeit der Vfn. in allem Einzelnen, was sie beschreibt und ausmalt, folgt man grossentheils willig und gern. Der Sprache der Gefühle ist hier ein weiter Raum gegeben, das reflectirende Element ist dagegen mehr ausgespart, die Entwickelung ist bey aller Traurigkeit sanfter und allmählicher, als in den meisten Geschichten der Fr. *v. F.*, die nächste Gegenwart ist auf das glücklichste, und ohne im mindesten aufzudrücken, wie das wohl bey zu nahen Darstellungen zu befürchten ist, durch das Ganze durchgeflochten, und giebt ihm einen ganz eigenthümlichen Halt, der Erfindung einen entschiedenen Vorzug vor vielen Versuchen ähnlicher Art; die Sprache ist reich und klar; und um all dieser Zugänglichkeit und Eindrücklichkeit willen kann diess Werk mit Recht auf ein zahlreicheres Publicum Anspruch machen, als es bis jetzt hie und da manchem anderen Werke dieser grossen Schriftstellerin werden konnte.

Eine sonderbare Bemerkung ist es, dass eine Frau, der die Elemente der unendlichen Geistersprache unterthan sind, als wäre Salomonis Ring an ihrem Finger, der deutschen Schriftgrammatik Meisterin nicht werden kann. Man findet hier S. 43: Es war mir spasshaft genug, dass sie *mich* zu imponiren glaubten; S. 80: Was ängstet *dem* Adler; S. 86: es schwebte Wehmuth um *ihren* Lippen; S. 107: die zurückgezogene (n) Herzen (dieser Fehler ist in allen Schriften der Vfn. einheimisch); S. 109: das Barett lag auf *die* dunkeln Locken; S. 117: die Ergebung in *dem* Unabwendbar*en;* S. 118: seit Jahrzehnt*e;* S. 133: als habe ein Mensch in *sein* Inner*es* gelesen; S. 147: er verlor ein paar Stunden an *einem* Spiel; S. 164: die Nacht lag über *sein* ern*stes* Gesicht, — Beyspiele genug, auch zum Beweise, dass hier keine Entschuldigung mit Druckfehlern vorauszusetzen bleibt. Auch gefällt sich die Vfn. gar sehr in manchen seltsamen, gewaltsamen Ausdrücken, als *schnarrlend*, *wispern*, *schringend*, die immer wiederkommen. So entschlüpft ihr wohl auch manchmal ein Bild, das den zarteren Sinn unangenehm verletzt, und da eine rücksichtslose Kraft ankündigt, wo man sie nicht suchen sollte. S. 23 heisst es: die Worte schlüpften behend, wie leichtfertige Boten, über die Lippen hin, während sich der kaum hervorgelockte Bart *wie ein ernster Wolkenstreif* darüber hinzog. Ein widriges, ungeschicktes, unzartes Bild! Nur in den Novellen einiger Spanierinnen findet man ähnliche Einfälle. Der Ausdruck *ritterlich*, so wie das Gefallen an Pferden, ist in diesen Roman der Vfn. aus den Gedichten ihres Gemahls fleissig übergegangen.

Diese kleinen Rügen sind in Bezug auf diess Werk selbst unbedeutend. Es verdient ein Andenken an den Aufenthalt der Verbündeten in Paris, an jene merkwürdigen Tage zu bleiben, deren tiefster Sinn, wie alles Grosse und Edle, sich nur zu leicht aus dem Gedächtnisse der Menschen verwischt. Ohne diesen Sinn — den der Roman der Fr. *v. F.* herrlich ausspricht — hat keine Zeit und keine Erinnerung eine Bedeutung und eine Wirkung.

— ur.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Hitzig: *Repertorium des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der gesammten Naturkunde.* Eine Zeitschrift für gebildete Leser in allen Ständen. Herausgegeben von *Heinrich Gustav Flörke.* Mit schwarzen und ausgemalten Kupfern. Erster, zweyter und dritter Band. Oder Jahrgang 1811. Januar — December, Jahrgang 1812. Januar und Februar. 8. (Preis des Jahrgangs 7 Rthlr.)

Die neuesten Entdeckungen und Berichtigungen in der Naturkunde liegen zum Theil in grösseren Werken so zerstreut, sie sind überdiess in ihrer wissenschaftlichen Form für viele Leser so unzugänglich, dennoch aber so wichtig und belehrend, dass der Gedanke, sie für ein grösseres Publicum gebildeter und wissbegieriger Menschen auch annehmlicher zu machen, recht viel Aufmunterung verdient. Der Vf. dieses Repertoriums hat diesen Gedanken aufgefasst und bis hieher glücklich ausgeführt. Zu wünschen wäre vielleicht, dass das eigentlich Wissenswerthe von den Gegenständen einer bloss literarischen Neugierde sorgfältiger geschieden würde, und dadurch die Wissbegierde der Gebildeten aus *allen* Ständen glücklicher befriedigt wäre; einige Aufsätze in diesem Repertorium gehören offenbar nicht unter diese Rubrik, und werden vielleicht von manchem sehr gebildeten Leser dennoch überschlagen werden. Da eine Zeitschrift dieser Art nicht richtig beurtheilt werden kann, wenn nicht wenigstens das Wichtigste daraus dargelegt wird: so hält es Rec. für nothwendig, die interessantesten Aufsätze hier anzudeuten.

I Bandes 1stes Stück: I. *Die wahrscheinlichsten Vermuthungen über die vom Himmel fallenden Steine.* (Luftsteine, Aërolithen, Mondsteine.) Sehr vollständig ist hier Alles zusammengetragen, was über diese Materie gesagt worden ist. Die Hypothesen, dass diese Steine aus dem Monde durch Vulcane herabgeschleudert werden, oder vulcanische Producte der Erde seyn, oder dass sie durch chemische Processe in dem Luftkreise gebildet würden, werden hier gehörig gewürdigt, und endlich wird die Meinung derer als die befriedigendste hier aufgestellt, dass diese Steine durch elektrische Entladungen von den Polen zu uns herübergetrieben werden. III. *Das seltsame Schnabelthier aus Neuholland; nebst einigen Bemerkungen über die Stufenleiter der Natur, mit einer Abbildung.* Wahrscheinlich ist es allerdings, dass dieses Thier seine Jungen nicht säuget; der Mangel der Zitzen bey dem weiblichen Geschlecht, und der völlig entenartige Schnabel deutet auf diesen sonderbaren Umstand, der das Schnabelthier aus der Reihe der Säugthiere hinwegnimmt. IV. *Der grosse europäische Höhlenbär, — ein ausgestorbenes Thier der Vorzeit.* Neuere Beobachtungen bestätigen je länger je mehr die Vermuthung, dass manche Thierarten, unbeschadet der Welterhaltung, ganz ausgestorben seyn können; auch diese Mittheilungen über den Höhlenbär bestätigen jene Vermuthungen. Wenn übrigens in einer Anmerkung bey dieser Gelegenheit gesagt wird, dass in dem Bernstein nur allgemein verbreitete Insecten gefunden werden: so scheinen doch neuere Untersuchungen darzuthun, dass auch solche Insecten, die man nicht unter die allgemein verbreiteten rechnen kann, im Bernstein sich finden, z. B. mehrere aus der Gattung *Lebia, Mordella, Crioceris,* u. s. w. V. *Naturkörper, welche abwechselnd Pflanzen und Thiere sind.* Hr. *Trentepohl* hat es durch seine Beobachtungen ausser Zweifel gesetzt, dass sich aus den Wasserfäden (*Conferva*) belebte Thiere erzeugen. VII. *Ein paar Worte über Hn. D. Haberle's Wetterprophezeihungen.* Die Versuche des Hn. Dr. *Haberle,* aus den Planetenstellungen die Witterung vorher zu bestimmen, werden hier gehörig gewürdigt, und in ihrer Nichtigkeit dargestellt. VIII. *Kürzere Notizen und Bemerkungen.* Unter diesen verdient der hier erzählte Kampf der Adler mit den Ochsen vor anderen Aufmerksamkeit, indem dadurch über unsere bisherige Theorie von den Trieben der Thiere doch manche Bedenklichkeit erregt werden dürfte.

I Bandes 2 Stück. XI. *Erkenntniss des Muschelthiers aus der Schaale.* Die Organe des Athmens sind bey den Muschelthieren sehr bezeichnend, sie zu unterscheiden. Was die Kiemendeckel der Fische sind, das sind die Schaalen der Muscheln, das sind die Rippen der Säugethiere; die Muschelschaalen sind eine Reihe verwachsener Rippen. Die Bewohner der Schaalen sind sich gleich, wenn die Furchen der Rippen gleich sind; und so dienen diese Organe als sichere Eintheilungszeichen der Familien. Diese wichtigen Beobachtungen des Hn. Hofr. *Oken* verdienten eine nähere Anzeige, da sie dem bisher so unsicheren Systeme sehr zu Hülfe kommen. XIV. *Die Wünschelruthe.* Eine historische Darstellung des älteren und neueren Glaubens an die Wünschelruthe. XV. *Über den Bau des Blutigels.* Hr. *Morand* hat besonders den Bau der Saugwerkzeuge des Blutigels sorgfältig untersucht; er fand in dem Munde ein gezähneltes

Werkzeug, einer Feile ähnlich, womit das Thier beym Saugen die dreyeckige Wunde verursacht.

I Bandes 3 Stück. XX. *Entstehung der Perlen und Perlenfischerey.* Höchst wahrscheinlich wird es hier gemacht, dass die Perlen aus der Tendenz aller Muschelthiere entstehen, alles Fremdartige, was in die Muschel kommt, und was das weiche Muschelthier hart berührt und reibt, mit einer glatten Materie (Perlenhaut) zu überziehen, um es stumpf und weniger scheuernd zu machen. XXII. *Die verschiedenen Grade der Wärmeleitung einiger Stoffe, deren man sich gewöhnlich zur Kleidung bedient.* Nach den Versuchen des Hn. *Sennebier* sind Atlas und Taffet kühler als Leinwand. Grobe und lockere Tücher, deren Dicke die Feinheit ersetzt, haben in Absicht der Wärmeleitung vor den feinsten den Vorzug. Einwärts gekehrtes Pelzwerk hält die Wärme länger, als das auswärts gekehrte. Unter allen Bekleidungen des Thermometers hielten die Eyderdaunen die Wärme am längsten.

I Bandes 4 Stück. XXV. *Perlenfischerey.* Eine sehr belehrende Erzählung. XXVIII. *Von den Organen der Stimme, besonders bey den Vögeln.* Nach den angestellten Versuchen bildet sich die Stimme der Vögel am unteren Ende der Luftröhre. Das wahre Mundstück der Vögel ist eine Falte der inneren Haut des Luftröhrenastes, deren elastischer Rand nach oben gewandt ist, und durch Muskeln verkürzt und verlängert werden kann. Durch Verlängerung dieser Falte wird der Ton tiefer, und durch Verkürzung höher. XXX. *Bemerkungen über die, im Coburg-Saalfeldischen auf dem Schnee gefundenen Insecten.* Von Hn. Geh. Conferenzrathe Freyherrn *von Röpert* in Coburg. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dass die auf dem Schne im Winter gefundenen Raupen und Käferlarven aus ihren Winterlagern hervorgekommen sind. Rec. fügt noch die Bemerkung hinzu, dass der Winterschlaf der überwinternden Raupen nie so vollständig ist, als der der übrigen Insecten, z. B. der Käfer selbst; auch aus diesem Umstande läfst sich vielleicht das frühe und unzeitige Hervorkommen der Raupen aus ihren, unter dem Schnee oft warmen, Winterlagern desto natürlicher erklären.

I Bandes 5 Stück. XXXII. *Beyträge zur Naturgeschichte des Strausses.* Vom Hn. Prof. Dr. *Lichtenstein.* Eine treffliche, höchst vollständige Naturbeschreibung, mit vielen bedeutenden Zusätzen und Berichtigungen älterer Irrthümer. XXXV. *Die Raubzüge der Ameisen.* Rec. hat die Erzählung von den Raubzügen der Ameisen mit soviel grösserem Interesse gelesen, da er selbst in seinen Waldumgebungen ähnliche Streifzüge unter den Ameisen längere Zeit beobachtet hat. Neu aber ist die Erfahrung des Vfs., dass die, aus den geraubten Nymphen entstehenden Ameisen zu Arbeitsameisen gebraucht werden. — XXXVI. *Die Reizbarkeit oder Bewegungsfähigkeit der Pflanzen.* Der Vf. wagt es nicht, die Ursache der Bewegungsfähigkeit zu bestimmen, und bleibt bloss bey der Reizbarkeit der Pflanzen stehen, d. h. bey einer Eigenschaft der Pflanzentheile, wenn gewisse Reize angewandt werden, ihre Lage zu verändern. Die Sache bleibt übrigens dabey noch im Dunkeln, und künftige genauere Untersuchungen können vielleicht weiter führen.

I Bandes 6 Stück. XXXVIII. *Der bärtige Geyeradler, oder Bartgeyer.* Unrichtig war die Benennung Greifgeyer; diess ist der amerikanische *Cuntur*, — *Vultur Gryphus Lin.* Der hier beschriebene Geyeradler ist ein Bewohner der tyroler und schweizer Alpen; indess sah Rec. vor einigen Jahren in den Umgebungen des Harzwaldes einen, in einem Roggenfelde erlegten Geyeradler: ein Beweis, dass dieser Vogel auch zuweilen, besonders in sehr heissen Sommern, in anderen Gebirgsgegenden streift. XXXIX. *Die Entwickelung des Küchleins im Eye.* Enthält die neueren Beobachtungen des fleissigen *Malpighi*, die von den älteren des *Harwey* etwas abweichen: nach dem Letzteren ist das Küchlein am 7ten Tage vollkommen ausgebildet, nach dem Ersteren aber schon nach 40 Stunden; wahrscheinlich hat der grosse *Harwey* seine Beobachtungen ohne Vergrösserungsgläser angestellt, die zu seiner Zeit noch sehr unvollkommen waren. XLI. *Nimmt das Meer ab oder zu?* Die Gründe *für* und *wider* werden gehörig gewürdigt. Die Erfahrungen scheinen das Sinken des Meerwassers, also seine Verminderung, zu beweisen, die Erscheinung selbst bleibt ein Problem. XLII. *Haben die Pflanzen ein Vermögen, eigenthümliche Wärme zu erzeugen?* Alle bisherigen Untersuchungen führen zu dem Resultate, dass die Gewächse keine eigenthümliche Wärme haben.

II Bandes 1 Stück. II. *Das Gewitter.* Enthält eine Geschichte der Meinungen über die Gewittermaterie in befriedigender Vollständigkeit. V. *Etwas zur Bestimmung des Alters unserer jetzigen Erdoberfläche.* Auf einem Gipfel des Berges *Chenn-schan* in China wurde im Jahr 2278 vor Christi Geburt von *Yü* dem Grossen eine Inschrift auf einen Stein gesetzt, als er die Gewässer abgeleitet hatte, die das Land überschwemmt hatten; diese Inschrift ist in China unter dem Namen *Yü-bei* bekannt. *Bei* — bezeichnet nämlich einen viereckigen Stein mit einer Inschrift. Nach diesem Datum wäre also China schon zwey tausend und einige hundert Jahr vor Christi Geburt, also zu der Zeit, in welche die noachische Sündfluth nach der mosaischen Zeitrechnung fällt, ein grosses, wohlorganisirtes Kaiserreich gewesen. Wie weit man aber den Anfang der Bewohnung dieses Landes hinauf datiren müsse, läfst sich freylich gar nicht bestimmen, und die ganze Behauptung erfodert noch sehr sorgfältige historische Untersuchungen.

II Bandes 2 Stück. VII. *Einige Sätze aus Hn. Hofrath Okens Lehrbuch der Naturphilosophie.* Jeder Freund der Naturgeschichte wird auch ein Freund einer *gesunden* Naturphilosophie seyn; aber solche Sätze, wie sie in diesem Aufsatze vorkommen, können dem unbefangenen Naturbeobachter keineswegs zusagen, da sie gar keine klaren Ansichten gewähren, sondern dunkele und verzerrte Bilder von den schönsten Naturgemälden aufstellen. Möge doch Jeder das

Seinige dazu beytragen, den Garten der Wissenschaft vor solchen Giftpflanzen zu bewahren! — XIII. *Die neuesten Beobachtungen über den Winterschlaf einiger Thiere.* Man findet hier die sehr fleissigen Beobachtungen des Hn. *Saissy* in Lyon über den Winterschlaf besonders des Murmelthiers, der grossen Haselmaus, des Igels, der Fledermaus. Wahrscheinlich kommen wir bald durch die Zusammenstellung so vieler neuer Beobachtungen über den Winterschlaf mehrerer Thiere zu sicheren und befriedigenden Resultaten.

II Bandes 3 Stück. XXIV. *Es giebt keine Furia infernalis.* Der berühmte *Linné* beschrieb unter den Eingeweidewürmern eine sogenannte höllische Furie; sie sollte sich in den bothnischen und schonenschen Sümpfen aufhalten, oft vom Winde auf Menschen und Thiere geworfen werden, in die Haut einkriechen, dann fürchterliche Schmerzen und gemeinhin den Tod verursachen. Genaue Untersuchungen haben gelehrt, dass diess furchtbare Thier gar nicht da ist, dass jene Schmerzen aber durch den Stachel einer Pflanze verursacht werden, XXVI. *Verschiedene Meinungen über die Fähigkeiten der buchstabirenden Vögel.* Die auffallenden Thatsachen von Erinnerungsfähigkeit und einer Art der Überlegung scheinen allerdings dahin zu deuten, dass verschiedenen Thieren etwas Intellectuelles nicht abzusprechen sey. Eine Meinung, die wenigstens eben so weit führt, als die bisherige Theorie von den Trieben der Thiere.

II Bandes 4 und 5 Stück. XXVIII. *Die Ursachen der verschiedenen Temperatur der kalten Quellen.* Die angestellten neueren Untersuchungen führen zu dem befriedigenden Resultate, dass die beständigen und unbeständigen Quellen in ihrer Temperatur von dem Klima abhängig sind. XXXIII. *Die Verheerungen der kolumbaczer Mücken oder Fliegen im temeswarer Bannat.* Dieses gefährliche Insect findet sich am häufigsten im Bannate und im Mecklenburgischen. Die Gattung, zu welcher dieses Insect gehört, ist von den Entomologen noch nicht sicher bestimmt; einige stellen es in die Gattung *Culex*, andere unter *Bibio*; Fabricius brachte sie mit noch wenigerem Rechte unter die Gattung *Rhagio*. Das merkwürdige Thier verdient eine noch genauere Untersuchung, um ihm seine Stelle anweisen zu können. In grossen Schwärmen erscheint es in jenen Ländern im Frühlinge und Sommer, fällt das weidende Vieh an allen von Haaren entblössten Stellen an, kriecht in alle Öffnungen in solcher Menge ein, dass es in einigen Minuten sterben muss. Das Insect ist nicht grösser, als eine gewöhnliche Mücke. — XXXV. Hn. Dr. *Haberle's prophezeihte Witterung des Sept., verglichen mit der beobachteten.* Diese Vergleichung lehrt, dass die Natur *ganz andere* Witterung verlieh, als Hr. *H.* sie ankündigte. XXXVI. *Versuche über die Erzeugung des Kohlenstoffs in wachsenden Pflanzen.* Die hier bemerkten Versuche scheinen zu erweisen, dass der Kohlenstoff hauptsächlich durch den Beytritt des Lichts zusammengesetzt werde; indess scheinen noch mehrere Versuche nöthig zu seyn, um diesen Satz vollkommen zu bestätigen, der über die heilsamen Wirkungen der Sonnenstrahlen auf alle organischen Körper ein neues Licht verbreiten würde. — XXXIX. *Die Ersteigung des Jungfraugletschers in der Schweiz.* Die Brüder *Meyer* aus Aarau erstiegen im August 1811 das im Oberlande des Canton Bern gelegene Gebirge, welches unter dem Namen die Jungfrau bekannt ist, und wohin sich noch kein Sterblicher gewagt hatte. Die merkwürdige Erzählung gestattet keinen Auszug. Möge es den beiden Brüdern gelingen, künftig bey einem ähnlichen Unternehmen mit grösserer Musse ihre Untersuchungen fortzusetzen! XL. *Die Bildung der Krystalle nach Hn. Hauy's Grundsätzen dargestellt.* Man findet hier die bekannte Theorie des Hn. *Hauy*, die übrigens gewiss erst durch künstige Forschungen über die Hypothese erhaben werden muss. XLIV. *Einige Befruchtungsmerkwürdigkeiten aus dem Pflanzenreiche.* Unter diesen verdient allerdings das Blitzen bey der Befruchtung einiger Blumen als ein Beweis elektrischer Erscheinungen in den Momenten der Befruchtung alle Aufmerksamkeit. Am deutlichsten will man dieses Blitzen bey der indianischen Kresse, und bey den feuergelben Ringelblumen bemerkt haben.

II Bandes 6 Stück. XLIX. *Die Thermolampen, Phlogeskope und Fumivore.* Die hier beschriebenen Versuche, durch künstliche Zusammensetzungen mit geringerem Aufwand Wärme und Licht zu geben, verdienen allerdings Aufmerksamkeit; in der Anwendung aber zeigen sich noch grosse Mängel, und diese Maschinen gehören, wie sie jetzt sind, bloss in das Gebiet der Theorieen. LII. *Von dem Proteus anguinus, einem eidechsenartigen Thiere, aus dem unterirdischen Sittiger See in Krain.* Nur in den unterirdischen Gewässern dieser Gegend lebt diess geheimnissvolle Wesen; es kann das Tageslicht nicht ertragen, und doch hat es keine Augen von Aussen. Seine Grösse beträgt 7 — 15 Zoll in der Länge, und 16 — 18 Linien in der Dicke. Ausser dem Wasser kann es nicht längere Zeit leben; es nährt sich von kleinen Schnecken. Alles deutet darauf hin, dass dieses Thier ein eigentlich unterirdisches sey, dessen Natur aber noch nicht hinlänglich untersucht ist. LIII. *Frostableiter, um Obstblüthen vor dem Erfrieren zu schützen.* Die Sache hat sich durch die Erfahrung bewährt, und verdient ihrer Einfachheit wegen jedem Freunde seiner Obstbäume empfohlen zu werden. Die Strohseile werden nämlich zur Zeit der Baumblüthe um den Baum geschlungen, und von diesem einige Schritte abwärts in einen mit Brunnenwasser gefüllten Eimer geleitet. Sinnreich ist die Erklärung dieser sonst räthselhaften Erscheinung durch die Elektricität.

Unter den kürzeren Notizen, die an dem Ende jedes Stückes sich finden, kommen oft sehr bekannte Sachen vor, die man in jedem neuen Handbuche der Naturgeschichte findet, besonders aber in diesem sechsten Stücke; z. B. No. 4, 6 und 7: ein Umstand der diesem sonst sehr nützlichen Repertorium nicht gerade zur Empfehlung gereicht. Mit diesem sechsten Stücke schliesst sich der erste Jahrgang, welchem eine Inhaltsanzeige angehängt ist.

III Bandes 1 Stück. I. *Über das Daseyn eines*

grossen Landes im höchsten Norden. Die Gründe für und wider werden abgewogen; und das Daseyn eines grösseren Polarlandes im Norden scheint nicht unglaubwürdig. II. *Das steinfressende Unglückskind und die junge unvergleichliche Minerva.* In einem Repertorium, wie dieses, sollten solche bloss ausfüllende Sachen, die so sehr gemein sind, keinen Raum finden. Die Überschrift eignet sich eher zu einem Anschlagezettel an den Ecken der Strassen. III. *Die Vulcane und ihre Wirkungen.* Sehr vollständig und belehrend für Jeden, der eine richtige Ansicht dieser grossen Erscheinung zu haben wünscht. V. *Die Verschiedenheit der menschlichen Hautfarbe.* Das Bekannte gröfstentheils nach *Blumenbach.* — VI. *Ein paar naturphilosophische Leckerbissen.* Es ist hohe Zeit, diesem naturphilosophischen Unsinn, der alles Zarte und Schöne in dem grossen Naturgemälde entstellt und verzerrt, aus allen Kräften entgegen zu arbeiten. Auch dieser giftige Leckerbissen ist ein redender Beweis von der Tollheit mancher sogenannter Naturphilosophemen; und der Vf. erwirbt sich ein wahres Verdienst, auch in diesem Repertorium von Zeit zu Zeit diese lose Speise vorzuzeigen, damit jeder Naturfreund mit unverdorbenem Geschmacke sie desto mehr verabscheuen lerne.

III Bandes 2 Stück. XIX. *Bemerkungen über die Zerbrechlichkeit der Blindschleiche.* Die Zerbrechlichkeit der Wirbelbeine bey der Blindschleiche ist allerdings nicht gegründet; bloss der Schwanz reisst bey der geringsten Gewalt, wie bey den Eidechsen, ab. Die fleissigen Untersuchungen des verstorbenen Hn. *Lehmann* in Frankfurt haben die Sache aufs Reine gebracht; solche genaue Untersuchungen sind ein baarer Gewinn für die Naturgeschichte. XXII. *Die Verheerungen der Borkenkäfer.* Unrichtig, und aller Erfahrung zuwider, ist die Behauptung, dass heftiger Frost im Winter die Brut des Borkenkäfers ganz und gar zerstöre. Die neuen sorgfältigen Beobachtungen haben gelehrt, dass der Käfer sowohl als seine Larve die heftigste Kälte zu ertragen im Stande sind, ohne darunter im Geringsten zu leiden; selbst Abwechselung von Frost und nasser Witterung schaden weder der Larve noch dem Käfer. Zu der neuesten Geschichte der Verheerungen des Borkenkäfers gehört der unermessliche Verlust, welchen der Unterharz an den kräftigsten Tannen erlitten hat; die ganze Gestalt des Harzes ist in diesen Gegenden verändert, so dass man Mühe hat, sich in seinen vormals mit üppigen Wäldern bedeckten Thälern und Bergen zu finden. Das sicherste Mittel, das aber hier nicht angeführt ist, besteht wohl nach den bewährtesten Erfahrungen darin, dass man *vor* dem Käfer her arbeitet, und nicht hinter ihm her. Diese Vorsicht hat in einigen Gegenden des Harzes Wunder der Errettung gethan. Die Kupfer sind sehr belehrend.

+ d +.

Leipzig, b. Hinrichs: *Naturgeschichte für Real- und Bürger-Schulen mit besonderer Hinsicht auf Geographie,* ausgearbeitet von D. *Christian Gottfried Daniel Stein,* Prof. am berlinisch-cöllnischen Gymnasium zum grauen Kloster u. s. w. Mit 21 colorirten Kupfern. 1813. 198 S. 8. (16 Gr.)

Ein Auszug aus dem grösseren Handbuche der Naturgeschichte von demselben Vf. Er unterscheidet sich von diesem durch ausführlichere Andeutungen über die mannichfaltigen Benutzungen der Naturproducte. Die Ordnungen und Classen sind hier wie in dem Handbuche; neuere Verbesserungen des Systems hätten vielleicht hier mit Nutzen angebracht werden können. Einige Artikel sind selbst in diesem Auszuge ausführlicher bearbeitet, als in dem Handbuche, so dass man dem Ganzen die bessernde Hand ansehen kann. So findet man z. B. bey dem Affen weit ausführlicher seine Lebensweise u. s. w. beschrieben, als in dem Handbuche, bey dem Igel ist die Zahl der Zähne angegeben u. s. w. Zu bedauern ist, dass in diesem Auszuge wieder mehrere naturhistorische Unrichtigkeiten vorkommen, die man in einem Lehrbuche nicht erwarten sollte, das nur die reinen Resultate vollendeter Beobachtungen aufzunehmen hat. Rec. hält es für seine Pflicht, die bedeutendsten dieser Unrichtigkeiten hier anzudeuten. Der Hamster beginnt seinen Winterschlaf nicht immer, wie es hier heisst, im October, sondern er richtet sich dabey nach dem früheren oder späteren Eintreten der Winterkälte, wie diess wohl bey allen Winterschläfern der Fall ist. Rec. hat oft bey gelinden Wintern spät im December die Hamster noch auf freyem Felde gesehen. Dass der sogenannte Neuntödter neun Vögel oder Insecten tödte, und die letzteren an dem Schwarzdorn aufspiesse, ehe er sie fresse, ist wohl nichts anderes, als eine naturhistorische Fabel. Rec. hat lange Gelegenheit gehabt, sehr in der Nähe die Lebensart dieses Vogels zu beobachten, und niemals etwas von dieser Sitte an ihm wahrgenommen. Die aufgespiessten Käfer tödten sich oft selbst im raschen Fluge an den Spitzen des Weissdorns, wie Rec. häufig bemerkt hat; aufgespiesste Vögel hat wohl noch Niemand gesehen. Der Wendehals lebt nicht, wie hier steht, in hohlen Bäumen, sondern, wie andere Vögel, auf den Zweigen der Bäume; nicht einmal sein Nest legt er in hohlen Bäumen an. Ganz unrichtig ist es, dass der Wiedehopf sein Nest auf Grundlagen von Menschenkoth anlege; die Nester dieser Vögel sind aus ganz anderen Stoffen zusammengesetzt. Der graue Reiher wie die Rohrdommel sind nach neueren Erfahrungen keine Zugvögel, sondern nur Strichvögel; auch in sehr kalten Wintern sind sowohl die Reiher als Rohrdommeln im nördlichen Deutschlande an offenen, besonders warmen Quellen angetroffen worden. Überhaupt dürfte wohl in *Lehrbüchern* der Naturgeschichte das blosse „*soll*" gar nicht vorkommen. Diese und mehrere Unrichtigkeiten abgerechnet, ist dieser Auszug ein sehr brauchbarer Leitfaden für Schulen. Die Kupfer sind mittelmässig.

+ d +.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

MATHEMATIK.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Versuch einer rein algebraischen und dem gegenwärtigen Zustande der Mathematik angemessenen Darstellung der Rechnung mit veränderlichen Grössen, als desjenigen Theiles der Rechnung, den man gewöhnlich Differential-, Integral- und Variations-Rechnung, oder auch Functionen-Theorie zu nennen pflegt; im Umrisse.* Zum Gebrauch bey Vorlesungen, auch als Entwurf eines systematischen Lehrbuchs dieser Rechnung zu betrachten. Von *Aug. Leop. Crelle,* königl. Oberbaurathe. Erster Band, welcher die ableitenden, oder den directen Theil der Ableitungs-Rechnung enthält. 1813. XXX und 776 S. 8. (3 Rthlr.)

Ein Hauptzweck des Vfs., der sich schon früher durch eine kleine, aber recht wohl gelungene Schrift über die Theorie des Windstosses bekannt gemacht hat, war vorzüglich, den Vortrag der Differential- und Variationen-Rechnung ganz von allen dunkelen Vorstellungen frey auszuführen, und die, wie er meint, fast überall noch herrschende Unbestimmtheit in der Darstellung in das Elementare und zu einer völlig offenen, klaren Ansicht zurückzuführen. Die Darlegung seiner Bemühungen wird uns in Stand setzen, zu beurtheilen, wiefern ihm dieses gelungen sey.

Einleitung. Von der Stelle, welche die Rechnung mit veränderlichen Grössen in der Mathematik einnimmt. — Die ganze Mathematik beschäftigt sich mit der Vergleichung von Zahlgrössen und von Raumgrössen; die Vergleichung der letzteren ist abhängig von jenen, statt dass die ersteren für sich allein ganz rein betrachtet werden können. Der Calcul hat bey seiner jetzigen Vervollkommnung sehr beygetragen, auch der Geometrie fortzuhelfen, — es entstand so die analytische Geometrie, die aber, wie der Vf. ganz richtig sagt, immer als ein Theil der Geometrie, welche ihr den Stoff giebt, nicht als Analysis, betrachtet werden muss. Was Hr. *C.* über die rein arithmetische Betrachtung der trigonometrischen Functionen sagt, ist schon von Anderen bemerkt worden, und z. B. in *Thibauts* allgemeiner Arithmetik vollkommen so geleistet. Das Endresultat dieser etwas umständlichen Betrachtungen ist, dass man eine reine und angewandte Zifferrechnung, eine reine und angewandte Gleichungsrechnung (Rechnung mit unbekannten Grössen, Algebra) und eine reine und angewandte Rechnung mit veränderlichen Grössen, als das ganze Gebäude des Calculs bildend, annehmen muss; das Eingreifen dieser Theile in einander rühre nur davon her, dass unsere Kenntnisse noch keine Vollendung erlangt haben. — Im Grunde ist diess alles eben nicht unbekannt; schwieriger und verdienstlicher wäre es dagegen, jeder Lehre, ins Einzelne gehend, ihre genaue Stelle anzuweisen, was freylich hier des Vfs. Absicht nicht war.

Von der Entstehung und eigenthümlichen Bedeutung der Rechnung mit veränderlichen Grössen, nebst dem Plane zum Vortrage derselben. Man müsse wesentlich unterscheiden, sagt Hr. *C.*, die Differenzen-Rechnung, welche es mit der gesammten Änderung einer Function zu thun hat, von denjenigen Rechnungen (Differential-, Variations- und Integral-Rechnung), welche sich nur auf einen einzelnen Coefficienten der verschiedenen Potenzen des Δx (wie es uns erlaubt seyn wird, kurz zu schreiben), beziehen. Die letzteren haben einen directen Theil, welcher lehre, wie jene Coefficienten gefunden werden, 1) wenn zwar die Hauptgrössen sich ändern, aber die Form ihrer Verbindung dieselbe bleibt (Differential-Rechnung), und 2) wenn auch die Form der Verbindung geändert wird (Variations-Rechnung). Den weiteren Plan des Ganzen werden wir hier übergehen dürfen, da er sich im Buche selbst, also auch in der ferneren Anzeige desselben, entwickelt.

Bezeichnungen und Benennungen, die hier vorkommen. Der Vf. macht hier über Zeichen und Namen einige an sich ganz richtige Bemerkungen; aber eine vorzüglich wichtige hat er dennoch vergessen, nämlich die, dass die grösste Verwirrung in der Welt und in der Wissenschaft entstehen würde, wenn ein Jeder (und wer glaubte nicht allenfalls dazu berechtigt zu seyn!) eigene Worte und eigene Zeichen einführen wollte. In der Sprache muss *einige* Autorität gelten; sobald man diese ganz aufhebt, so verfällt man in eben die Thorheiten, deren die Neuerer in der Orthographie sich so oft schuldig machten. Über die Vorschläge selbst wollen wir uns kein Urtheil anmassen; aber sollte es nicht viel besser seyn, die Grösse, deren Abhängigkeit von gewissen unabhängigen Grössen der Vf. so ausdrückt: $| z u | x y t | w |||$, in Worten zu erklären? Wird nicht der Vortrag einer wirklichen Untersuchung es schon von selbst mit sich bringen, dass man sich über die Entstehung dieser Grösse erklären, also sagen muss: es sind hier z, x, y, w unabhängige Grössen, t ist abhängig von w, und u wieder von z, y und t, die Grösse aber, welche wir eben darstellen wollen, ist abhängig von

z und u. — Rec. hat hier das Wort *Function* vermieden, weil Hr. *C.* es so wünscht, und weil man allerdings mit dem Worte *abhängig* ausreicht: aber dennoch wäre es unrecht, jenes Wort ganz zu verbannen, da die Annehmlichkeit der Darstellung doch auch einen Wechsel in den Ausdrücken fodert.

Was Hr. *C.* gegen die Namen Differential- und Integral-Rechnung sagt, ist zum Theil wahr: aber ableitende Rechnung und zurückleitende Rechnung ist wenigstens auch kein Name, der gleichsam eine Definition enthielte, da es der Ableitungen viele giebt, die mit dieser ableitenden Rechnung nichts zu thun haben. Rec. gesteht, dass ihm noch immer die Herleitung der Differential-Rechnung aus der Differenzen-Rechnung die allerpassendste scheint. Allemal geht man doch von dem Begriffe aus, dass eine Änderung der Hauptgrösse x in x + k eine Änderung der f x bewirkt, die sich durch eine nach den ganzen Potenzen von k geordnete Reihe darstellen lässt. Warum will man also nicht, nachdem dieser in der Differenzen-Rechnung völlig klar entwickelte Satz da steht, sich hier anschliessen und sagen: die Differential-Rechnung (oder man nenne sie, wie man will) betrachtet nun jeden der Coefficienten von k, k^2, u. s. w. einzeln; sie lehrt unter andern, wie man den ersten Coefficienten findet; zeigt, dass dieser erste Coefficient bey jeder bestimmten Function so nothwendig mit ihr selbst, mit der Stammgrösse, zusammenhängt, dass man schon aus ihm allein diese wieder erkennen, und folglich das leisten kann, was die Integral-Rechnung fodert. Hiebey bedarf es, so lange von Anwendungen nicht die Rede ist, durchaus nicht der Erwähnung des Unendlichkleinen, sobald nämlich (welches eben etwas so höchst Wesentliches war) es einmal gelang zu beweisen, dass jener erste Coefficient den nothwendigen Schluss auf die Function, von welcher er herstammt, erlaube. Wie man bey den Anwendungen zu klaren Ansichten gelangt, darüber können wir uns hier nicht äussern.

Dass man für die partiellen Differentialen bessere Zeichen haben sollte, darin hat der Vf. ganz Recht; aber $(\frac{d}{x} z)$ statt des bisherigen $(\frac{dz}{dx})dx$, wie *Euler* schrieb, zu setzen, werden wir uns dennoch nicht entschliessen, da eine Erinnerung an Division hier durchaus unpassend ist; besser würde uns die *Karstensche* Bezeichnung $\overset{x}{d}z$, oder vielleicht noch mehr $\frac{dz}{x}$ gefallen. Völlig unbrauchbar dagegen ist des Vfs. $d(\frac{z}{u})$, welches andeuten soll, in z sollen alle Grössen, von welchen z abhängt, als veränderlich angesehen werden, nur u nicht. Dieses Zeichen bedeutet das Differential von z dividirt durch u, und ist für nichts anderes zu gebrauchen. Die Vertauschung des Integralzeichen mit $\frac{1}{d}$ können wir auch als keine Verbesserung anerkennen. Wollte man dieses einführen, und die Neuerung so wichtig finden: so müsste man auch anfangen $\frac{1}{+}$ statt $\frac{\cdot}{\cdot}$ und $\frac{1}{\cdot}$ statt : zu schreiben. Doch es ist Zeit, dass wir zu dem Haupttheile des Werkes übergehen.

Der Ableitungsrechnung erster Theil, die ableitende Rechnung. A. Principien der ableitenden Rechnung (welche diesen ganzen ersten Band füllen).

Erste Hauptabtheilung. Principien derjenigen ableitenden Rechnung, die sich auf Werthveränderungen von Grössen bezieht. Erste Abtheilung. Von den Veränderungen entwickelt gegebener Grössen, und zwar 1) die nur von *einer* unabhängigen Grösse abhängen. — Den Anfang macht mit Recht der Beweis des *Taylor*schen Lehrsatzes, der recht gut, obgleich etwas weitläuftig, dargestellt wird. Hieran schliesst sich die Betrachtung, dass und wie es möglich sey, aus den Ableitungen (Differentialen) die ursprüngliche Function herzuleiten, so, als ob diese an die Stelle der gesammten Differenz träten: — ein Satz, der allerdings ein wahrhaftes Fundament ist für den grössten Theil des ganzen Lehrgebäudes. Weniger hat uns die Erörterung der Frage, wie die vorigen Schlüsse bestehen, wenn die Function bey gewissen Werthen von x unendlich wird, befriedigt; es ist hier über die Divergenz der Reihen Einiges angedeutet, aber das keinesweges ganz ausgeführt, was man hier erwarten musste, und hier um so lieber lesen möchte, da diese Lehre wohl noch mancher Aufklärung bedarf. Auch der Inhalt des 44. Paragraphs ist nicht ganz genügend dargestellt.

2) Von den Ableitungen entwickelt gegebener Grössen, die von mehreren unabhängigen veränderlichen Grössen *unmittelbar* abhängen. — Hier kömmt unter anderen ein Beweis des Satzes vor, dass für eine homogene Function u von n Dimensionen

$$x\left(\frac{du}{dx}\right) + y\left(\frac{du}{dy}\right) + z\left(\frac{du}{dz}\right) = n \cdot u \text{ sey,}$$

wenn u bloss von x, y, z abhängt, und wir die partiellen Differentiale nach alter Art bezeichnen. Das Übrige, wie f ($x + \Delta x$, $y + \Delta y$) entwickelt wird, und was sich daran anschliesst, wird Jeder schon ohne Erinnern hier suchen, und ausführlich dargestellt finden. Die Darstellung ist etwas weitschweifig, im Übrigen aber recht gut.

3) Von den Veränderungen entwickelt gegebener Grössen, wenn diese von Grössen abhängen, welche selbst Functionen unabhängiger veränderlicher Grössen sind. Hr. *C.* hat in diesem Abschnitte eine gar zu grosse Allgemeinheit gesucht, und sich dadurch in eine Weitläuftigkeit gestürzt, die unnöthig war, indem man die Hauptsache ja sehr bald übersieht, ohne darum nöthig zu haben, eine ungeheuer lange Reihe von Grössen, wo die zweyte von der ersten, die dritte von der zweyten u. s. w., oder gar noch verwickelter abhängt, vorauszusetzen. Diese unerträgliche Weitläuftigkeit würde es Personen, die nicht schon gleich Anfangs das Ganze ziemlich übersehen, unmöglich machen, mit Geduld bis zum Ende auszuharren, selbst wenn sie

wohl anerkennten, dass sie hier etwas lernen könnten.

Zweyte Abtheilung. Von der Veränderung und den Ableitungen abhängiger Grössen, die unentwickelt durch Gleichungen gegeben sind. Diese Abtheilung behandelt zuerst die Fälle, wo die Grössen nur von einer unabhängigen Grösse abhängen, dann die, wo die Grössen von mehreren abhängen. Jeder dieser Abschnitte ist wieder in zwey Stücke getheilt, deren einer den Fall abhandelt, wo man die Veränderlichkeit der unabhängigen Grösse in ihren Werth legt, der andere den Fall, wo man die Unbestimmtheit des Unabhängigbleibenden in die Form der Zusammensetzung der unabhängigen Grössen legt. Die Sätze, die man hier erwarten kann, sind sehr umständlich und vollständig vorgetragen. Es würde hier, da der Vf. so ganz beym Allgemeinsten stehen bleibt, möglich und besser gewesen seyn, sich etwas kürzer an das Vorige anzuschliessen, und so den Vortrag, ohne der strengsten Gründlichkeit das Mindeste zu rauben, kürzer zu fassen.

Wir haben den Plan dieser beiden Abtheilungen nur kurz angegeben, da wir in einzelne Rechnungssätze hätten eingehen müssen, wenn wir umständlicher hätten seyn wollen; dagegen wird es der Mühe werth seyn, bey der dritten Abtheilung von den Ableitungsgleichungen etwas länger zu verweilen. Unter Ableitungsgleichungen versteht der Vf. solche Gleichungen, welche aus Verbindung der Differentialgleichung mit ihrer Hauptgleichung entstanden sind, und wo diese Verbindung dazu benutzt ist, um eine der Grössen, die in der Hauptgleichung vorkommen, völlig zu eliminiren. Er macht hier zuerst darauf aufmerksam, dass nichts anderes als eine Constante eliminirt werden kann, wenn nur eine unabhängige veränderliche Grösse vorkömmt, dass man hingegen eine in der Gleichung vorkommende abhängige Grösse ganz, nämlich sie selbst mit ihren Differentialen, wegschaffen kann, wenn diese von mehreren unabhängigen Grössen abhängt. Der erste Fall wird hier im ersten Abschnitte sehr umständlich und recht gut abgehandelt; das nothwendige Eintreten der Constanten bey der Integration, und das nothwendige Eintreten eines neuen Differentialgliedes, wenn man eine Constante eliminirt, wird sehr gut gezeigt. Eben so auch, dass man aus den durch die verschiedenen Ableitungsgleichungen einer höheren Ordnung sich ergebenden nächsten Integralen die Stammgleichung durch Elimination finden könne, ohne die einzelnen zwischenliegenden Differentialgleichungen niedrigerer Ordnung aufzulösen u. s. w. — Die neue Bezeichnung $\frac{u \times du}{a}$ welche anzeigen soll, durch die Verbindung der Hauptgleichung u mit der Differentialgleichung sey die Constante a weggeschafft, können wir nicht anders als tadeln: denn theils liegt in diesem Zeichen gar keine Andeutung von der beabsichtigten Operation, und theils ist ein Zeichen hiefür schwerlich in irgend einem Falle nöthig, sobald man nämlich sich nicht, wie der Vf., in der Sphäre der höchsten Allgemeinheit aufhält, sondern etwas Wirkliches und Einzelnes behandelt. Wozu aber soll uns denn diese Überfüllung mit Zeichen?

Der zweyte Abschnitt behandelt den Fall, wo mehrere unabhängige Grössen, also partielle Differentiale vorkommen, und wir brauchen wohl nicht zu bemerken, von welchem Werthe Betrachtungen der Art für die richtige Einsicht in den Theil der Differential- und vorzüglich der Integral-Rechnung seyn müssen, welcher sich mit partiellen Differentialen beschäftigt. Indess ist zu bedauern, dass der Vf. sich nur bey der Zahl der möglichen Verbindungen, und fast allein bey der Eliminirung der Constanten aufhält, da doch hier wohl der Ort gewesen wäre, von den Gründen zu reden, welche in der Integralrechnung zu einer Einführung unbestimmter Functionen berechtigen. Diesen Gegenstand scheint Hr. *C.* dem zweyten Theile vorbehalten zu haben.

Vierte Abtheilung. Vom Übertragen und von den Bedingungen der Unabhängigkeit veränderlicher Grössen in Ausdrücken mit Ableitungen. Der erste Abschnitt behandelt ähnliche Fälle, wie den, wo zuerst z als von y abhängig angenommen, und nun entweder die Unabhängigkeit auf eine neue Grösse x, von welcher y abhängen soll, übertragen wird, oder auch z als unabhängig, und y als abhängig gedacht wird. Wir müssen indess gestehen, dass der Vf. uns auch hier zu lange zu verweilen scheint, zumal da die Sache gar nicht schwer zu übersehen ist. Der zweyte Abschnitt handelt von den Bedingungen der Unabhängigkeit der veränderlichen Grössen in Ausdrücken mit Ableitungen. Der Vf. zeigt hier nicht bloss die Bedingungen der Integrabilität für Differentialgleichungen des ersten Grades, sondern auch für höhere Grade. Seine Betrachtungen, die an sich wichtig genug sind, können aber dem Anfänger unmöglich lehrreich seyn, theils weil das Streben nach einer ins Unbegrenzte gehenden Allgemeinheit des Vfs. zu allzu grosser Weitläuftigkeit führt, und theils weil er schwerlich eine Ahndung fassen kann, wie etwa diese unendlich allgemeinen Formeln sich auf bestimmte Fälle anwenden lassen.

Der fünfte Abschnitt giebt nun die Gestalt der ersten Ableitungen für Grössen von bestimmter Form, das ist, die Differentiale bestimmt ausgedrückter Grössen an.

Die zweyte Hauptabtheilung soll die Principien der Variationsrechnung angeben, oder derjenigen ableitenden Rechnung, wo die Zusammensetzungs-Form abhängiger Grössen verändert wird. Die erste Abtheilung giebt umständlich Rechenschaft über solche Verwandlungen, und wie sie sich von den Werthänderungen unterscheiden, und dann auch die Grundformeln für die Entwickelung solcher der Form nach verwandelten Grössen. Der Vf. giebt sich viele Mühe, zu zeigen, wie diese Formel mit der Formel, die der Werthänderung der Grundgrösse entspricht, übereinstimmt, und wie sie sich un-

terschieden. Die zweyte Abtheilung — wie die Form - Verwandlungs - Operation bey Grössen Statt findet, die schon der Ableitungsoperation unterworfen gewesen sind, — behandelt vorzüglich umständlich den Satz, dass $\delta d x = d \delta x$. Die beiden folgenden Abtheilungen geben Regeln für die Operation der Formverwandelung, wenn Grössen mit Ableitungen vorkommen, und nun die unabhängig veränderlichen Grössen entweder 1) selbst unwandelbar oder 2) selbst der Verwandelung fähig sind. Die 5te Abtheilung von dem Zusammenhange der Abformungen, die Ableitungen enthalten, mit den Abformungen der Stammverbindungen der nämlichen Grössen, macht den Beschluss. Hier wird nämlich die Frage beantwortet, wie δu durch δv bestimmt wird, wenn u die erste zu v gehörige Stammverbindung ist. — Der Vf. erwähnt hier zwar diejenigen Fälle, wo die Formverwandlungen zu einem Grössten oder Kleinsten führen sollen; bleibt aber immer bey dem völlig Allgemeinen stehen, so dass der Schüler wohl fragen möchte, welcher Stern ihn denn auf diesem unendlichen Meere der zahllosen Formverwandelungen leiten solle, und was für ein Ziel er erreichen könne, oder sich zu erreichen vorsetzen solle.

Wir können diese Anzeige nicht schliessen, ohne noch einige allgemeine Bemerkungen beyzufügen. Unstreitig ist das ganze Buch voll von Beweisen des Tiefsinns des Vfs., und überall zeigt es von dem rühmlichen Streben nach tief eindringenden und sicher begründeten Kenntnissen; aber sofern es Anderen zur Belehrung dienen soll, hat es wesentliche Fehler. Der Vortrag des Vfs. ist nichts weniger als klar, und sein Bestreben, durch immer grössere Weitläuftigkeit deutlich zu werden, ist ein ganz verfehltes Bestreben; ja wir sind überzeugt, dass man sich noch eher aus der Darstellung herausfinden würde, wenn weniger eine Erläuterung auf die andere gehäuft wäre, zumal wenn der Vf. statt dessen kurze und klare Überblicke zu geben gesucht hätte. Auch die neuen, selten mit Glück gewählten Zeichen machen das Lesen des Buches unangenehm. Und vor allem steht der Brauchbarkeit des Buches das entgegen, dass der Vf. durchaus keine speciellen Anwendungen von seinen höchst allgemeinen Betrachtungen macht. Alle seine Functionen hängen ganz unbestimmt von den Hauptgrössen ab, und die Anzahl dieser ist oft selbst als unbestimmt angenommen, ihre Differentiale kommen bis zu unbestimmten Graden vor u. s. w. Der Leser oder Lehrling wünscht doch, ehe er einige hundert Seiten gelesen hat, zu sehen, wohin das alles führt, und seine Geduld würde sicher viel weiter reichen, wenn er nicht immer fort mit diesen gänzlich unbestimmten, also gehaltlosen Formen unterhalten würde. Wir wünschten daher sehr, dass der Vf. sein Werk nicht in dieser Manier fortsetzte, sondern die Principien sogleich mit der Anwendung auf bestimmte Fälle in Verbindung setzte; dann würde sein Eindringen in den inneren Zusammenhang der Lehren und seine Gründlichkeit mehr Nutzen stiften.

i. e. e.

KLEINE SCHRIFTEN.

Katechetik. *Ansbach*, b. Gassert: *Fest-Fragen, oder: vollständig ausgearbeitete Katechisationen auf alle hohen Festtage des ganzen Jahres.* Ein Hülfsbuch für vielbeschäftigte Pfarrer. *Erste Lieferung*, welche die Katechisationen am Osterfeste, am Busstage, am Auffahrtstage und am Pfingstfeste enthält. 1811. IV u. 76 S. 8. (6 Gr.)

Sehr bescheiden nennt der Vf. diese Festfragen unvollkommene Versuche und Winke zur zweckmässigeren Einrichtung eines Theils unserer Gottesverehrungen, die in ihrer jetzigen Verfassung, an den meisten Orten wenig Erbauung und Nutzen gewähren. Er wollte die Erwachsenen mehr ins Interesse ziehen, ihnen die Kinderlehren anziehender und erbaulicher machen und in das Ganze dieser Gottesverehrungen mehr Haltung und Übereinstimmung bringen. Auf die vollständige Entwickelung eines oder mehrerer Begriffe kam es hiebey nicht so sehr an, als auf die erbauliche und lehrreiche Anwendung derselben.

Die Katechisationen, welche über die gewöhnlichen Festtags-Evangelien vor einer Landgemeinde gehalten sind, beginnen mit einem Gebete; dann folgt eine Erläuterung über Zweck und Bestimmung des Festtages, hierauf das Thema, und dann die Fragen und Antworten. Den Beschluss macht eine Ermahnung an die Kinder und an die Erwachsenen und das Gebet. Als Anhang sind der kleinen Schrift *Schlusscollecten* und *Segenswünsche* an den auf dem Titel genannten Festtagen beygegeben. — Rec. hat diese Katechisationen sehr zweckmässig gefunden, und kann sie wegen ihres Reichthums an Ideen und Sacherklärungen besonders angehenden Katecheten empfehlen; nur muss er gegen das Ablesen der Fragen und Ermahnungen (was der Vf. ungeübten Katecheten räth) alles Ernstes warnen. Nichts ist beym Religionsunterricht verderblicher und heilloser, als ein solcher mechanischer Schlendrian. Auch können wir dem Vf. durchaus nicht beystimmen, wenn er meint, dass die Kinderlehren bey den öffentlichen Religionsübungen unendlich wichtiger und nützlicher sind, als die Predigten. Diese machen im Gegentheil das erste und vorzüglichste Geschäft des Predigers aus, und er hat mit Recht davon seinen Namen. Das Wort des ewigen Lebens zu verkünden und das Reich Gottes durch die Lehre des Evangeliums weiter auszubreiten auf Erden, dazu ist er verordnet und berufen. Der Religionsunterricht der Kinder gehört in die Schule und in den Katechumenenunterricht des Predigers. Manche Prediger vernachlässigen sich in der Predigt des göttlichen Worts auf eine unverantwortliche Weise, weil sie von dem einseitigen Grundsatz ausgehen, *predigen* sey zwar das *öffentlichste*, aber das *geringste* ihrer Geschäfte. Dass nur dieser gefährliche Wahn in der protestantischen Kirche nicht allgemeiner werde!

L. Th.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
FEBRUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Frankfurt a. M.: *Grundideen der Politik der österreichischen Monarchie.* 1815. 100 S. 8.

2) Frankfurt a. M.: *Österreichs Politik und Kaiserhaus.* 1815. 225 S. 8.

Diese beiden Bücher, welche eines zum anderen gehören, gleichwie die Probe zum Exempel, können füglich als ein einziges betrachtet werden. Sie rühren, wie wir aus der Vorrede zu dem zweyten ersehen, auch von demselben Vf. her, der sich vielfach in diesem auf das erstere beruft. Sey er wirklich ein Bürger der ehemaligen freyen Reichsstadt Frankfurt, als welchen er sich kund giebt, oder nur angeblichermassen; allemal ist dieser Standpunct glücklich gewählt. Ein Bürger jener alten freyen Reichs- und Krönungs-Stadt fühlte sich während der neueren und neuesten Zeiten, die das übrige Deutschland allmählich ganz davon losrissen, noch stets in einem gewissen Verhältniss zu dem Kaiserhause, und zwar in einem solchen, das ihm Veranlassung wurde, dessen Wesen und Beziehungen mit Theilnahme und Unbefangenheit zu prüfen; und ist folglich geeignet, uns sowohl die Grundideen der Politik des österreichischen Kaiserreiches zu entwickeln, als den Familiencharakter des Herrscherhauses an dessen Spitze darzustellen in Rücksicht seines Einflusses auf jene Grundideen, seines Verhaltens zu denselben.

In der Vorrede zu No. 1 äussert der Vf.: „dem Forscher der politischen Geschichte, so wie dem unbefangenen Denker über die ersten Elemente aller Staatskunst, wurzelt immer fester die Überzeugung, *dass jede grössere Macht, welche durch ihre lange Dauer schon beweist, das Schicksal habe auf sie in dem Staatensystem wesentlich gerechnet, nicht nur unabweichbare Regeln ihrer Politik vorgeschrieben finde, sondern sie auch mit mehr oder weniger Verirrungen und Unterbrechungen wirklich befolge.*" Sey eine solche Macht einfach, bestimmt ausgesprochen, ein *einzelner Staat:* so wäre es leichter, die Grundideen ihrer Politik zu entdecken, als bey einem sehr zusammengesetzten *Staatenverein* von ungleichartigen Bestandtheilen, ähnlich der österreichischen Monarchie. Sofort im ersten Abschnitt finden wir darauf die Begriffe von Staat und *Staatenverein* erläutert, aus denen er die allgemeine wesentliche Ungleichartigkeit in den Grundsätzen der Politik für beide herleitet. Sobald ein Volk geworden ist, bilde sich ihm nothwendig eine *Form* an, wodurch auf das bestimmteste ausgesprochen wird, dass die Individuen der zusammengetretenen Menschenmenge sich gegenseitig als eine Gesammtheit anerkennen; und diese Form heisst ein *Staat.* Die Elementar-Aufgabe der Politik für einen solchen setzt der Vf. darein, dass er den äusseren Feind, der die Volkseigenthümlichkeit zu vernichten strebt, abwehre, und diese hindere, sich durch irgend ein inneres Übel selbst aufzulösen. Ein *Staatenverein* werde durch Staaten gebildet, welche unter einander gegenseitige Beziehungen wahrnähmen, wodurch auch sie eine Gesammtheit, jedoch nur *in bestimmten Hinsichten,* würden. Ein solcher Verein werde nie von Dauer seyn, wenn ihn nicht irgend eine Naturnothwendigkeit hervorgebracht habe, welche sich aus der geographischen und physischen Lage der Völker, die sich zusammenhielten, erkläre.

Aus der Lage und dem Verhältniss der Länder, welche den österreichischen Staatenverein bilden, zu den angrenzenden wird hierauf der Zweck desselben hergeleitet, nämlich *eine Schluss- und Schutz-Macht der europäischen Republik, das östliche, südliche und westliche Europa hindurch bis an das mittelländische Meer, zu seyn.* Mit leichten, grossen Zügen ist das Bild von Hauptmomenten der europäischen Republik seit dem Augenblicke, wo mit Rudolf von Habsburg die Grösse Österreichs aufstand, entworfen; und wenn uns dadurch diese Bestimmung Österreichs vollkommen einleuchtend wird: so eröffnen sich zugleich überraschende Ansichten für Bestimmung und Politik der übrigen europäischen Mächte, welche hier auszuführen nur zu weit von unserem Zwecke ableiten würde. Denn auch der Vf. deutet in seinem Werke hier nur zuvörderst an, nach welchem Besitz die Politik Österreichs streben musste und gestrebt hat, um dieser Bestimmung immer vollendeter zu entsprechen, wie ein günstiges Geschick ihr Trachten, so oft es diese Richtung nahm, fast wunderbar durch den Lauf von Jahrhunderten begünstigte; wie eine enge Verbindung mit dem *deutschen,* von dem österreichischen dadurch verschiedenen Staatenvereine, dass jener ein Föderativsystem gleichartiger Völker unter mehreren souveränen Oberhäuptern ist, zur Vollendung dieser Bestimmung heilsam war, wie glücklich sie für die Ruhe und Freyheit Europa's gewirkt hat, wie wünschenswerth, ja nothwendig für beide in der Zukunft ist.

Die politischen Grundsätze, welche für die Verwaltung des Inneren aus dem Begriff der österreichischen Monarchie abgeleitet sind, finden wir zunächst erörtert. Es sey dieselbe ein Verein sehr ungleicharti-

ger Völker unter einem gemeinsamen unmittelbaren Oberhaupt, zu Erreichung einer, durch die physische Natur der Länder, aus denen er gebildet ist, begründeten Absicht. Der Staat soll nach der höchsten Einheit des Volkes trachten, der Staatenverein nur, in sofern sie zu Erreichung seiner Naturbestimmung erfoderlich werde, und diess geschehe am füglichsten durch gegebene Mittelpuncte für Einsicht und Neigung der verbündeten Völker, die ihre physischen und moralischen Kräfte zu einem und demselben Ziele führten.

Der vorzüglichste Mittelpunct in einem Staatenverein wie der österreichische ist das Oberhaupt und seine Familie. Des hausväterlichen Charakters, der deutschen treuherzigen und ernsten Beharrlichkeit, und schonenden Auffassung fremder Volkseigenthümlichkeit im habsburgischen Geschlechte geschieht hier Erwähnung, mit gerechter Würdigung, wie sehr eben ein solcher geeignet sey, als vereinigender Mittelpunct für die verschiedenartigste Nationalität da zu stehen. Dass alle Glieder der herrschenden Familie, deren keines von der Möglichkeit ausgeschlossen wäre, dereinst als herrschendes Oberhaupt einzutreten, aller Sprachen der verschiedenen Völker, die den Staatenverein ausmachen, kundig seyn möchten; dass dieses Oberhaupt abwechselnd bey einem jeden derselben den Glanz der Majestät scheinen lasse, und ein Wiederschein davon durch den Aufenthalt der Theilhaber an der erblichen Würde seines Hauses ausserdem bey ihnen dauernd gemacht werde: alles diess sind Massregeln, die aus Kenntniss des menschlichen Gemüthes herrühren, und deren Wohlthätigkeit die neuesten Zeiten bestätiget haben. Nirgend zeigte sich der Patriotismus so feurig und aufopfernd, als in den Residenzstädten, welche auch durch persönliche Bekanntschaft den herrschenden Häusern anhingen; und wie die Sprache das erste, theuerste Gut der Nationen sey, dessen Mitgenossenschaft sogleich Liebe und Vertrauen begründe, ist ebenfalls in unseren Tagen von allen Seiten laut und kundbar geworden.

Der nächste Vereinigungspunct, die Hauptstadt, der feste Punct, wo das gemeinsame Oberhaupt thront, soll ein Bild von der Einheit der verbündeten Nationen geben, der Centralpunct der Gelehrsamkeit, des Geistes und Talentes, so wie aller Verwaltung bey ihnen seyn; jedoch nie darauf ausgehen, sich gleich der Hauptstadt eines Staates über die vorzüglichsten Städte der einzelnen Völker zu erheben, zu deren Haupt und Muster aufzuwerfen. Das Beyspiel von Paris, dessen Gegensatz sie in diesem Stücke seyn müsse, scheint uns besonders glücklich gewählt, um dasjenige, was sie vermeiden soll, in das gehörige Licht zu setzen, weil Paris den Erfodernissen eines einzelnen Staates, der hier in Rücksicht auf die Politik für das Innere als Gegensatz zum Staatenverein genommen wird, am vollendetsten Genüge leistet.

Des Heeres gedenkt hierauf der Vf. als des unentbehrlichsten Mittelpunctes, in welchem alle Nationen des Völkerbundes zusammentreffen, und giebt die Mittel an, wie ohne Vernichtung ihrer gegenseitigen Nationalehre und ihres Nationalgeistes die höchste Einheit desselben erreicht zu werden vermöchte. Die Nothwendigkeit, einem jeden seine Nationalwaffe zu lassen, „Sprache und Religion der Väter ausgenommen, liebt der Jüngling nichts so sehr, als die Waffe derselben," ist gewiss für Erhaltung jener beiden ersteren so wesentlich, als die letztere durch den Wechsel der Standquartiere in Friedenszeiten vorzüglich gefördert wird, den der Vf. anempfiehlt, und durch welchen der Soldat Gelegenheit erhält, mit den Localeigenthümlichkeiten der verschiedenen Länder, die er gleich wie sein Vaterland vertheidigen soll, bekannt zu werden, vaterländische Verhähnisse in ihnen anzuknüpfen. Schön und wahr ist in jener Hinsicht auch der Person des Oberhauptes als gemeinsamen Anführers gedacht, so wie der Kriegszeichen. Eine Liebe, Ehre und Gefahr knüpfen durch sie Alle an das Gleiche, und wir erinnern uns hiebey an viele Thaten des letzten Krieges, wozu die Gegenwart ihrer Herrscher unter ihnen die Heere, der grüne Busch den Österreicher, sein eisernes Kreuz den Preussen beseelte; wie die Franzosen an ihren Adlern, an der Lilie von Valois hingen.

Ein allgemeines Gesetzbuch sey gleichfalls zu Hervorbringung der nothwendigen Einheit unter den Nationen eines Staatenbundes unerlässlich und möglich, sobald es alles dasjenige zu umfassen vermeide, was in das Staatsrecht hinübergreife, indem durch den Einfluss der christlichen Religion und des römischen Rechtes auf die Gesetzgebung ihre Verschiedenartigkeit bey den neueren Völkern mehr in der Form der Processordnung, welche für jegliche verschieden seyn könne, als in den Grundsätzen beruhe.

Nächst der ungehemmten Freyheit des Handelsverkehrs erörtert endlich der Vf. die Wichtigkeit einer gemeinsamen Sprache, der Geschichte und der Religion für die Einheit von Staatenvereinen. Die Sprache des herrschenden Hauses soll als Begleiterin der Nationalsprachen bey allen seinen Völkern in der öffentlichen Verwaltung gesellt seyn. Für Österreich wäre ein besonderes Glück, dass sein regierendes Haus als ein deutsches eine Ursprache besitze, die durch ihren inneren Gehalt und durch ihre wissenschaftliche Ausbildung die anderen Sprachen der Völker übertreffe, welche seinen Länderbund ausmachen.

Die Kunde ihrer Vorzeit insgesammt, die Geschichte ihres Herrscherstammes soll bey ihnen allen vorzüglich aus dem Gesichtspunct gelehrt werden, wie nothwendig und wohlthätig ihre politische Verbindung, was dadurch für ein jedes insbesondere an Vortheil entsprossen, was für das Ganze geschehen und gelitten sey.

Die christliche Religion, welche für und unter allen Völkern Europa's obgesiegt hat, soll, gemäss der Ansicht des Vfs., in einem christlichen Staatenverein ihre Kirchen der nothwendigen Offenbarung weihen, doch ihre Hallen der menschlichen Freyheit öffnen: indessen liege in der Sache, dass die römisch-katholische Religion als herrschend angesehen werde, dass sich sein Oberhaupt zu ihr bekenne, und dass die protestantische, die gleichsam von ihr austrat, um selbst

in Angelegenheiten der Offenbarung die menschliche Freyheit unter der Gnade Gottes sehen zu lassen," sich ihr unterordne. Der Unterricht in der Religion soll dem gemäss eingerichtet, in protestantischen Schulen eine gesunde Vorstellung von dem katholischen Lehrbegriff und so wiederum in katholischen von dem protestantischen beygebracht werden.

Die Nothwendigkeit eines durchaus festen und bestimmten Erbrechtes, das keine Möglichkeit zulasse, irgend ein Stück des Ländervereines dem Gesammterbrechte zu entziehen, deducirt der Vf. aus dem Begriff der österreichischen Monarchie als eines Staatenbundes der verschiedenartigsten Völker unter einem einzigen gemeinsamen Oberhaupte, und macht damit in einem besonderen Abschnitt den Übergang zu den politischen Grundsätzen dieses *Kaiserreiches* in Beziehung auf die auswärtigen Angelegenheiten. Den Namen *Kaiser* und den Titel *Kaiserreich* legt er dem Oberhaupte eines Staatenbundes und diesem vorzugsweise im Gegensatz zu *Königreich* und *König* bey, welche Benennungen dem einfachen Staate und dessen Oberhaupt gebührten. Seine Bemerkung, wie schon die Zeiten denselben Unterschied lange gemacht, wenn gleich nicht ausgesprochen hätten, ist auch in unseren Tagen bewährt.

Als Schutzmacht der europäischen Freyheit hat Österreich vorzüglich seine Richtung wider Frankreich, in dessen Politik das Streben, die europäische Republik zu unterjochen, seit Jahrhunderten, gleichwie eine fixe Idee vererbt, sich immer wieder zeigte: als östlich-südliche Schlussmacht Europa's gegen die Türken, die sich freylich in dem letzten Jahrhundert nicht in ihrer alten Furchtbarkeit zeigten, die jedoch durch irgend eine sehr denkbare Revolution in ihrem Inneren die christliche Welt wieder wie vordem bedrohen können. In der ersten Hinsicht finden wir hier die Wichtigkeit einer wohlbegründeten Macht Österreichs in Italien dargethan, und mit der grössten Klarheit und Eindringlichkeit vorzüglich die Nothwendigkeit geschildert, dass die ungetheilte, ungeschwächte Kraft Deutschlands ihm zu Gebote stehe. Wolle man Deutschland in zwey Hälften theilen, an deren Spitze Österreich und Preussen träten: so untergrabe man seine Kraft und Einheit, „es hiesse, die Zwietracht selbst constituiren," die wohlthätige Gegenwirkung des deutschen Nordens auf den Süden und die gegenseitige wäre aufgehoben; der natürliche Argwohn Baierns gegen Österreich, der in vergangenen Zeiten so oft von der arglistigen Politik Frankreichs benutzt worden, und durch dieses so viel Unheil über Deutschland brachte, würde unter solchen Umständen zwiefach verderblich seyn. Alles dieses sey vermieden, sobald Österreich wieder die deutsche Krone trage, Österreich, das in so vielen Jahrhunderten sich nie erobernd zeigte, dessen Gewalt an der preussischen ein Gegengewicht in Deutschland hätte, dem die Hauptmassen seiner Länder die Bestimmung einer Schlussmacht gegen die Türken und bey der wachsenden Macht Russlands auch gegen Russland gäben, wenn dieses zum Nachtheil der europäischen Freyheit weiter um sich zu greifen streben sollte; das schon durch diese physische Lage von dem verderblichen Gedanken zurück gehalten wird, Deutschlands freye Fürsten zu blossen Ständen herabzuwürdigen. Dieser Abschnitt wird das Buch dem deutschen Patrioten so wichtig machen, als die früheren dem österreichischen insbesondere.

Die Richtigkeit der Ansichten in der vorhergehenden Schrift darzuthun, ist der Zweck der gegenwärtigen zweyten. Sie soll zeigen, wie wunderbar die Vorsehung Österreich in Krieg und Frieden beschirmte und begünstigte, sobald es nach Vergrösserungen trachtete, die der zwiefachen Bestimmung einer östlich-südlichen und westlichen Schluss- und Schutz-Macht Europas entsprachen, wie sie ihm entgegen war, wenn es darüber hinausging, und alle anderweitige Vergrösserung seiner Macht nur scheinbar mehrte, wahrhaft schwächte, und bald wieder von ihm losliess; dagegen „jene Landschaften sich, so wie zu einander, zu dem Kaiserhause an ihrer Spitze, gleichsam durch eine Wahlverwandtschaft immer wieder hingezogen hatten, so oft sie das Verhängniss von einander riss." Den Charakter dieses Kaiserhauses schildert der Vf. uns in der Folge seiner Individuen, den Lauf der Jahrhunderte hindurch, unter allen Wechseln der Verhängnisse immer sich gleich in den ächtdeutschen Grundzügen von Mässigung, Tapferkeit, Bescheidenheit, Gründlichkeit, Ernst und Treue. Als sein Urbild tritt uns an ihrer Spitze der Stammvater Rudolf von Habsburg entgegen; es zeigt sich, wie er die Naturbestimmung seiner Macht ahndete, wie er sie durch Deutschland zu gründen vermochte, nachdem er Deutschland selbst durch Eintracht und Recht in sich gegründet hatte. Sein Sohn Albrecht brachte des Vaters Werk zurück, weil er den Argwohn erweckte, sein Haus strebe, Deutschland zu unterjochen, den freyen Fürsten die Wahlfreyheit zu rauben, indem nur einige der Eigenschaften seines Gründers sich auf ihn vererbt hatten, und mit anderen Charakterzügen in solcher Verbindung waren, dass sie nicht mehr ganz für Tugenden gehalten wurden. „Unter Friedrich dem Schönen beginnt der *Glanz* der Kaiserkrone dem Hause Österreich zu fehlen, allein ein Beyspiel in der deutschen Geschichte, das in allen Zeiten jedem Herzen unvergesslich ist, verklärt es. Jener musste den Ruhm habsburgischer Redlichkeit bey der deutschen Nation rein erhalten, welche ihrem Sprichworte: *der hat Rudolfs Redlichkeit nicht!* nun ein anderes zufügen konnte: *der hat Friedrichs Treue!*"

Unter den Herzogen von Österreich war das Glück den Habsburgern in allen Versuchen entgegen, die sie machten, um das Ansehen ihres Hauses dort, wo es herstammte, gegen die neuerwachte Freyheit der Schweiz aufrecht zu halten, indessen Kärnthen und Tyrol und Krain ihm ungesucht ohne Blut zufielen; und bald schien es, „als habe es bisher eine dunklere Rolle, wie nach dem Beginn seines Anherrn Rudolf ihm zu geziemen schien, nur spielen müssen, damit es sich auf den Trümmern des Hauses Luxemburg, das

den Sturm damaliger Zeit bestand, sicher heben könne." Kaiser Siegmund hatte den trefflichen Herzog Albrecht zum Gemahl seiner Erbtochter erwählt. Sie brachte die Kronen von Böheim und Ungarn, von Mähren und Schlesien an Habsburg, und mit den Worten des letzten sterbenden Luxemburgers an die Stände jener Reiche, dass sie durch Österreich als durch ein dazwischen kommendes Band gleichsam zusammengeknüpft seyen, eine Wohlthat von dessen Herrscher empfangen, ihm keine erzeigen würden, wenn sie ihn zum König wählten, schliesst der Vf. diesen Abschnitt. Der nächste handelt vom Kaiser Albrecht dem Zweyten.

„Zu derselben Zeit," heisst es darin, „da unter ihm zuerst der österreichische Länderverein dastand, enthüllte das Verhängniss unverzüglich die Naturbestimmung desselben, dass er eine Schutz- und Schluss-Macht der europäischen Republik werden sollte. Unter Amurad überschwemmte eine türkische Heeresmacht Servien. Sie von den Grenzen Ungarns abzuhalten, und dieses Reich zur Vormauer der Christenheit zu erheben, bot Albrecht die Völker seines Ländervereins, auch Deutschlands Krieger auf."

In dem frühen Tode dieses Fürsten erblicken wir ein Schicksal, das durch das Haus Habsburg oft wiederkehrt, und häufig da, wo sich an ein herrliches jugendliches Leben grosse Hoffnung knüpft. Diessmal wurde der kaum geschaffene Verein dadurch sogleich wieder aufgelöst. Unter Friedrich dem Dritten entschied sich völlig der Verlust der alten stammländischen Besitzungen Habsburgs. „So offenbarte sich immer von Neuem, sagt der Vf., dass Österreich nach dem Schlusse des Schicksals nicht dort, wo sein Fürstenstamm entsprossen war, auch seine Macht gründen solle. Die Naturbestimmung, welche dem grossen Staatenverein unter seinem Scepter angewiesen war, bedurfte nicht solcher Grenzen, die Helvetien ganz oder zum Theil mit umfassten!"

Die Charaktere Friedrichs des Dritten, des kalten, nüchternen, zähen; Maximilians, des ritterlichen Kaisers, und Karls des Fünften sind vortrefflich gezeichnet. Wir heben aus der Schilderung des Letzteren einige Worte aus. „Er gehörte zu jenen tiefen Seelen, welche erst mit sich selbst vertraut werden, und ihre Vorstellungen ausarbeiten müssen, ehe sie lebhaft auf die äussere Welt einzuwirken lieben. Seinen natürlichen Hang zum beschaulichen Leben musste er überwinden, bevor er darthun konnte, welche grosse Kräfte in ihm waren." Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, die ganze schöne Stelle anzuführen.

Dass der Vf. Belgien, welches Maximilian durch seine Heirath mit Maria von Burgund an Österreich brachte, nicht zu den Besitzungen rechnet, welche der Naturbestimmung seines Staatenvereines nothwendig sind, und noch weniger Spaniens Kronen, die sein Enkel Karl der Fünfte durch seine Mutter Johanna von Castilien ererbte, versteht sich von selbst. Er zeigt die nachtheilige Wirkung dieses Besitzes die Abschnitte hindurch, welche von jenen beiden Kaisern handeln, den Schaden, welcher daraus auch für Deutschland hervorgegangen ist, und besonders für die der österreichischen Macht nothwendigen Besitzungen in Italien, indem Frankreichs Eifersucht durch Habsburgs übermässige Grösse auf das äusserste gesteigert wurde. Auch die Mässigung Karls in seinem Benehmen gegen Luther ist nicht übergangen, so wie alle wesentlichen Züge im habsburgischen Charakter dort, wo sie sowohl dazu dienen, ihn zu bezeichnen, als von Bedeutsamkeit für eine der Grundideen der österreichischen Politik sind, sich mit bewunderungswürdigem Nachdruck hervorgehoben finden. Wichtig ist besonders der Ausspruch, welchen unsere Tage gern mit dem Vf. anerkennen, nämlich, „dass die Macht Habsburgs als ein Bollwerk aller Wahrheit und Meinung des Herkommens in Staat und Kirche dasteht, an welcher, ohne dass es die allmähliche Umwandlung zum Besseren verhindern will und kann, das verderbliche Einreissen von Neuerungen sich brechen muss, bis wenigstens die Hauptgefahr von ihnen vorübergegangen ist." Das Interesse Spaniens hinderte Karl den Fünften, die Türken von einer Seite anzugreifen, wo es ihm wahrscheinlich gelungen wäre, sie gänzlich aus der europäischen Republik herauszutreiben, und eben so die Vortheile des Sieges bey Mühlberg gegen die protestantischen Fürsten und die Gährungen, welche durch den Protestantismus in Deutschland entstanden, gehörig zu benutzen.

Die Härte, mit welcher seine Nachfolger, Ferdinand der Erste und der Zweyte, Aufruhr und Protestantismus in Böhmen, wo sie eines und dasselbe waren, unterdrückten, wird einem fremdartigen Strich zugerechnet, den spanisches Blut, spanische Erziehung und Gesinnung in den habsburgischen Charakter brachten, und die gegen das Ende von dem Leben des trefflichen Bruders Karl des Fünften gänzlich der alten, angestammten deutschen Milde wich. Sein Sohn Maximilian der Zweyte widerstand dem neuen Geist der Zeit so wenig, als er die Bewegungen des Adels in Deutschland zu benutzen wusste, da die deutsche Nation unter Grumbachs Einfluss andeutete, dass sie, über die Souveränität ihrer Fürsten hinweg, sich ihrem König gern wieder unmittelbar anschliessen möchte. Dass ein *Stein* der Genosse Grumbachs war, gedenkt der Vf. nicht. Wir sähen gern, indem der sich ähnliche Geist eines alten deutschen Geschlechtes geschildert wird, auch desselben Beyspiels bey einem anderen erwähnt. Das Vertrauen, welches von der Wahrnehmung herrührt, wie derselbe Geist in den Geschlechtern so oder so vorherrschende Grundzüge nur wenig modificirt, in allen Zeiten wieder erscheint, könnte manchen alten Geschlechtern ihren Adel rauben oder bestätigen, und unter neueren mit der Zeit einen wahrhaft republicanischen Adel gründen.

Unter den Söhnen Maximilians sehen wir eine alte Periode des österreichischen Hauses zurückkehren, wie sie sich vormals unter den Herzögen von Österreich zeigte: Bruderzwist, dadurch veranlasst, dass die beiden Grundzüge des habsburgischen Charakters, Feuer und Milde, in seinen Individuen nicht vereint, sondern getrennt erschienen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Frankfurt a. M.: *Grundideen der Politik der österreichischen Monarchie*, u. s. w.

2) Frankfurt a. M.: *Österreichs Politik und Kaiserhaus*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Ferdinand des Zweyten Härte gegen die Böhmen nach dem Siege auf dem weissen Berge wird in sofern gebilligt, als der Trotz dieser Nation, die Macht ihrer Stände, welche der königlichen nicht gestattete, mehr als ein Schattenbild zu seyn, das Vorherrschen der protestantischen Religion, welche die katholische, gegen die sie sich auflehnt, so wenig dulden kann, als diese bey aufgeklärten Begriffen alle neben sich leidet, unterdrückt werden musste. Die Ausrottung böhmischer Nationalität, die Vertilgung einer nationellen böhmischen Literatur tadelt der Vf., wenn gleich die Geschichte wahrzunehmen glaubt, dass in dem Plane, nach welchem die Vorsehung die Nationalitäten und die Cultur der Völker Europas leitet, sie beschlossen habe, die ursprüngliche *slawische* Individualität der Böhmen in die *deutsche* überzuführen, und in der böhmischen Nation nicht ein ungemischtes Volk mit einem Urcharakter, sondern ein solches darzustellen, welches durch seine vollendete Umwandlung die slawische sinnreiche und phantasievolle Beweglichkeit mittelst deutscher Tiefe, Umfassung, Beständigkeit und Ehrfurcht für die sittlichen Tugenden veredelt zeige.

Die übeln Folgen der Härte Ferdinands sind weiterhin nicht vergessen, als der Vf. auf Leopold den Ersten, und seine Kämpfe gegen die Türkenmacht, auf die Heldenthaten Montecuculis kömmt, die Siebenbürgen und Ungarn dem Hause Österreich retteten. Glücklich ist die Figur Ludwigs des Vierzehnten als Gegensatz zu der Sinnesart jenes Fürsten aufgestellt, und die Politik gelobt, welche ihn bewog, mit dem König der Britten zusammenzuhalten. „Wenn England und Österreich für Europa's Freyheit vereint sind: so muss es ein europäisches Völkerrecht geben."

Wie sehr Karl der Sechste bey der Erbfolge auf den Thronen seines Bruders durch die Abneigung, der Krone Spaniens zu entsagen, fehlte, und Frankreich durch diesen Fehler gewann, zeigt der Vf., und nennt es ein Glück für Österreich, dass Karl der spanischen Krone entsagen *musste*. Sein rechtlichen habsburgischer Sinn, der ihn bewog, zuviel auf die Garantie der pragmatischen Sanction, welche seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge in seinem Reiche sicherte, zu geben, wirkte nachtheilig auf die Angelegenheiten Österreichs. Dass durch jene Maria Theresia zum Thron gelangte, „eine Frau, die nur desshalb ein Weib zu seyn schien, um alle die ruhmvollen Eigenschaften ihrer Ahnen, die sich in der spröden männlichen Natur zum Theil nicht gegenseitig ausgleichen wollten, mit versöhnender weiblicher Huld in sich zu vereinen, und unter eine blühende Nachkommenschaft reichlicher zu verbreiten," hält der Vf. gleichsam für eine Wiedergeburt Habsburgs. Durch die Personalität des grossen Kurfürsten war Brandenburg zum Haupt der protestantischen Reichsstände erhoben. Das von ihm Gewonnene genügte dem grossen Friedrich dem Zweyten von Preussen nicht; auf Kosten Österreichs musste er sein Erbthum unter die Mächte vom ersten Rang erheben. Die Klugheit, mit welcher jene Fürstin gegen ihn und Europa ihr Erbtheil behauptete und erhielt, würdigt der Vf., indem er die Allianz Österreichs mit Frankreich überhaupt nicht billigt, wenn sie gleich in einzelnen Fällen, wie damals gegen Preussen, vortheilhaft seyn möge.

Den letzten Abschnitt dieses Werkes: Kaiser Joseph der Zweyte und unsere Zeit, halten wir für den allergelungensten. Joseph der Zweyte gehört zu den Gestalten, die in der Welt unendlich viel wirken, indem all ihr Streben der Gegenwart eitel und verloren scheint, und sie es selbst dafür halten müssen, weil es der Zeit, worin sie leben, vorausgeht, eine Zukunft vorbereitet, an welche es nicht reicht. Dadurch, dass er besonders durch französische Ideen gebildet worden, war ihm der Gesichtspunct verrückt, aus welchem er sein Reich betrachtete. Er verwechselte den *Staatenverein* mit dem *Staate*, verlangte, eine Einheit unter die verschiedenen Völker desselben zu bringen, die sie nicht haben können, noch haben sollen, regte alle gegen sich auf, erweckte den Argwohn der europäischen Mächte, und sah dermassen sein herrliches, ganz im ächten Geiste der Politik Österreichs gedachtes Vorhaben, die Türken aus Europa zu verbannen, wegen innerer Unruhen, wegen auswärtig herdrohender Kriege, schon fast unmöglich werden, als ein vorzeitiger Tod ihn davon abrief. Diese Ansicht des vielfach verkannten Kaisers, die alle Widersprüche seiner Erscheinung löset, ist so neu, als befriedigend. Das Schicksal scheint demselben Menschen nicht zu vergönnen, einen grossen Gedan-

ken für die Wohlfahrt der Menschheit zu fassen und ins Werk zu setzen, ein Streben, welches darauf zielt, übereilt den Gang des Schicksals; und in der Geschichte nimmt man oft das Beyspiel wahr, welches sich auch hier zeigt, dass ein geringerer Geist, ohne Schwung, aber voll gewöhnlicher Klugheit, der die aufgeregten Kräfte niederschlägt, die hohen noch unerreichbaren Zwecke aufgeben kann, und das Erreichbare, auf welche Weise es sich geben will, dahinnimmt, nach einer solchen glänzenden, herzerhebenden Erscheinung als eine Wohlthat gepriesen werden muss. Nach unserer Meinung schlägt der Vf. Leopold dem Zweyten dieses Verdienst zu hoch an. Des langen Kampfes Österreichs gegen Frankreich, seiner grossmuthsvollen Treue an der Sache deutscher Freyheit in unseren Tagen, erwähnt er herzlich, kräftig und kurz. Durch das, was er für Deutschland war und ist, verdient Franz der Erste von den künftigen Geschlechtern wahrlich so genannt zu werden, als sein grosser Ahnherr Rudolf von den früheren.

Mit diesen Worten schliesst das Werk. Wir haben seinen Inhalt, den Gang der Ideen des Vfs. hier mit Wenigem angegeben. In unseren Tagen, wo das Schicksal des Vaterlandes unter den Auspicien des hier geschilderten Kaiserhauses entschieden wird, ist es ein Buch, das den Deutschen beruhigen muss, und ermuthigen, auf das gründlichste darüber aufklären, was er jetzt, was in Zukunft von der grössten deutschen Macht zu erwarten habe. Auffallend war uns, dass *Polens* nicht gedacht wird, welches doch in Hinsicht auf die mögliche Richtung Österreichs gegen Russland von Wichtigkeit ist: diese Beseitigung scheint uns nicht zufällig. Allerdings war Polen, so lange es als ein Wahlreich bestand, ein Nachbar, der Österreich vielfach beunruhigte, und Europa in Kriege verwickelt hat; als ein solches ist seine Fortdauer nicht wünschenswerth. Aber wenn gleich seine Theilung eine alte Schuld ist, die auf Österreich am wenigsten von den Mächten, die daran Theil haben, lastet: so scheint sie dem Geist entgegen zu seyn, durch den unsere Tage siegreich waren, und dem habsburgischen schlechterdings.

Die Sprache in beiden Büchern ist spruchhaft, und fasst und stellt mit kühnen überraschenden Wendungen die Begebenheiten in einem eben so überraschenden Lichte dar.

v. Klg.

Genf, b. Paschoud, u. Paris, rue Mazarine No. 22.: *De l'Intérêt de la France à l'égard de la traite des Nègres, par J. C. L. Sismonde de Sismondi.* 1814. 59 S. 8.

Allerdings hat es einen eigenen Eindruck gemacht, dass bey einem Frieden, welchen die ersten verbündeten europäischen Mächte dem besiegten Frankreich mit einer Grossmuth schenkten, die vielleicht selbst von dem hohen politischen Gesichtspunct, aus welchem sie handelten, kaum gebilligt werden mag, in die Abschaffung des Negerhandels einzuwilligen, dasselbe noch Bedenken trug, und sich ihn wenigstens noch auf fünf Jahre sichern wollte. Mit Beredsamkeit und heller Einsicht entwickelt hier Hr. *Sismondi* den Unverstand, welcher dabey zum Grunde liegt. Vortrefflich ist die Wendung, dass er auf die Bemerkung, wie das Wort Negerhandel nicht unmittelbar die Einbildungskraft treffe, und darthue, was man mit ihm bezwecke, das ganze Bild desselben hervorteten läst, durch Bezeichnung der Individuen, welche die Waare des Handels sind; und gleiches Lob verdient, dass er auf das Nachdrücklichste wiederholt hervorhebt, wie Frankreich keine Fortdauer, sondern eine Wiederherstellung des Negerhandels wolle, nachdem ihn England seit dem Jahre 1807 abgeschafft hatte, und Frankreich und Holland seit jener Epoche auch den Rest ihrer Kolonialbesitzungen von den Britten erobert sahen.

Die Vergleichung, unter welchen Umständen er zuerst im funfzehnten Jahrhundert eingeführt ward, und jetzt wieder hergestellt werden müsste, dringt schon die Überzeugung auf, dass diese Wiederherstellung unmöglich sey. Mit Recht bemerkt Hr. *Sismondi*, die Greuel, welche mit Versuchen solcher Art nothwendig verbunden wären, habe das Gedächtniss der französischen Negociatoren bey Verhandlung des gerügten Artikels nicht gegenwärtig gehabt; diese hätten nur das Geldinteresse Frankreichs berechnet, und demselben seinen ganzen Handel vor der Revolution wiedergeben wollen. Er thut siegend dar, dass sie aber auch nach diesem Gesichtspunct etwas so Verderbliches als Unerreichbares beabsichtigten. In den Antillen sind Martinique und Guadeloupe an Frankreich zurückgegeben. Beide Kolonieen haben sich unter der englischen Verwaltung blühend erhalten, und ihre Bevölkerung an Negern, die Brauchbarkeit dieser für die Pflanzer, ist seit Abschaffung des Sclavenhandels gestiegen. Eine Wiederherstellung desselben in Hinsicht auf diese beiden Kolonieen wäre also die ärgste Ungereimtheit. Aber vielleicht darf man hoffen, mittelst desselben Domingo reicher zu bevölkern und zu bepflanzen, nachdem der Friede den Franzosen erlaubt, diese grosse Kolonie wieder zu erobern?

Es ist schon gewagt, mit Hn. *Sismondi* anzunehmen, dass die nun schon so lange freyen Neger daselbst, gewöhnt an Waffen, und geübt für den Krieg, sich wieder der französischen Herrschaft unterwerfen würden, wenn man ihnen die Fortdauer ihrer Freyheit verspreche. Aber sie unter die Geissel zurückbringen, Sclaven von Afrika auf ihre Felder aussetzen zu wollen, wäre ein Unternehmen, das im glücklichsten Fall einen grossen Theil der französischen Kriegsmacht verschlingen müsste, um die Einwohner von Domingo ganz auszurotten, ohne welche Ausrottung auch die ausgeschifften Sclaven schleunigst in Aufruhr und Freyheit übergehen würden. Angenommen aber, die Unternehmung wäre gelungen, und die Franzosen sähen sich im Besitz der Insel: so möchte ihr ganzes National-Capital aufgehen, um durch gekaufte Sclaven die Pflanzungen wieder blühend zu machen. Frankreich war wohl ehemals reich genug,

um seine Kolonieen in Gedeihen, und zugleich seine Manufacturen in Flor zu erhalten; allein damals besass es das Capital von den Kolonieen, welches jetzt verloren ist und wieder hergestellt werden soll, und durch die Revolution, durch mehr als zwanzigjährige, und welche Kriege, ist der Nationalreichthum sehr geschwunden, das Continentalsystem giebt ihm jetzt erst den letzten Stoss: denn alle die kostbaren Etablissements, welche nothwendig waren, weil der Franzose das selbst schaffen sollte, was er sonst aus der Fremde erhielt, die ihm nun gesperrt war, sind nach Aufhebung dieser Sperre verloren, weil ihre Arbeiten und Producte sich weder an Güte noch Wohlfeilheit mit den ausländischen messen können. Die natürliche Folge wäre dann, dass für Betrieb derjenigen Manufacturen, und solcher Handelszweige, woran das französische Volk weit mehr gewinnt als an den Kolonialerzeugnissen, die es aus dem wieder blühenden Domingo ziehen würde, das Capital mangelte, und ihr Ruin unvermeidlich würde. Dazu käme noch, dass die Kolonialproducte jener Insel schlechterdings viel höher im Preise seyn müssten, als Frankreich sie anders woher bekommen könnte. Die Zeit, wo Domingos Handel mit ihnen blühte, ist aus den Verhältnissen des Welthandels geschwunden. Was Europa ehemals nur oder hauptsächlich aus den Antillen zog, konnte jenes grosse Eiland so gut und so wohlfeil wie die übrigen Kolonieen liefern. Die Concurrenz Grossindiens werden die Antillen nicht lange mehr bestehen können. Der Kaffee Arabiens, an sich so viel schöner, viel leichter zu bearbeiten, durch freye Hände rascher und wohlfeiler gesammelt, als durch Sclaven von Martinique und Domingo, wird bald, da die Eifersucht der Araber und die Hindernisse durch Fracht und Abgaben immer mehr überwunden werden, bis zu dem Grade obsiegen, dass man schwerlich auf den Antillen fortfährt, den Kaffee zu pflanzen und zu pflegen. Um die Zuckerpflanzungen auf diesen nicht zu Grunde zu richten, haben die Engländer den ostindischen Zucker mit ungeheueren Abgaben bey der Einfuhr belegt: denn er ist an sich fast um Zweydrittel wohlfeiler, als der Zucker der Antillen. Aber England kann die Amerikaner nicht verhindern, immer grössere Massen desselben einzubringen, welche sich von Neu-York über Europa verbreiten. Endlich haben auch die Kolonieen, welche Domingo umringen, von dem Unglück dieser Insel Vortheil gezogen, und die Concurrenz ist auch dort ungleich grösser geworden, wie ehemals. Gegen das holländische Guyana können selbst die englischen Inseln nicht bestehen. Ist gar die Freyheit des spanischen Amerika vollendet, seine Ruhe wieder hergestellt, und blühet es immer üppiger auf unter einer glücklichen Verfassung: wie wollen da die Antillen noch hoffen, ihre Erzeugnisse zu einem solchen Preise, und mit einem so reichen Absatze, wie zu jenen Zeiten, da sie fast ein Monopol mit den Kolonialwaaren trieben, nach Europa hinüber zu schaffen?

Alle diese hier nur angedeuteten Gründe, warum sich der französische Hof sehr verrechnet, wenn er glaubt, in Hinsicht auf Domingo, Martiniqu[e] Guadeloupe des Eigennutzes wegen die Fortdau[er] Negerhandels, gegen welchen die ganze Mens[chheit] sich empört, wünschen und bey den Nationen suchen zu müssen, hat Hr. *Sismondi* ausführlic[h] wickelt. Was sie noch sehr verstärkt, ist der Um[stand,] dass dem Friedensschlusse gemäss der Hande[l] schwarzen Sclaven nur auf fünf Jahre erlaubt is[t] wird möglich seyn, in so kurzer Zeit die Expe[dition] gegen und nach Domingo, wenn sie auch gelin[gt,] beenden und so zu benutzen, dass durch die A[rbeit] der Sclaven nur einigermassen die aufgewandte[n Ko]sten vergütigt werden? Man wird sich auf die [Hoff]nung stützen, dass nach Ablauf der fünf Jahre Verlängerung dieses Termins, oder wohl gar ein[e un]bestimmte Erlaubniss des Sclavenhandels, von de[n eu]ropäischen Mächten erlangt werden könne. Ab[er ei]ne solche Hoffnung ist unbezweifelt eitel: den[n der] Unmuth, welchen das englische Volk schon üb[er je]nen Friedensartikel geäussert hat, wird binnen Jahren so stark und laut seyn, dass kein Ministe[r] und keine Diplomatik wagen darf, denselbe[n zu] erneuen.

So gut der Vf. den Zustand der Neger un[d der] Antillen kennt: so wenig scheint er von Verfa[ssung] und Beschaffenheit der gegenwärtigen bürger[l.] Verhältnisse in der nördlichen Hälfte von Euro[pa zu] wissen. Wenn er S. 52 sagt, dass man neulic[h, als] man die Sclaverey im Norden, in *Böhmen* u. s. [w. ab]schaffen wollte, vergebens versuchte, die Leibeig[enen] zu Pachtung von Land der Grundherrn zu bewe[gen,] dass sie vor dem Gedanken erschracken, ein [Pacht]geld zahlen müssen, welches trotz der Unbestä[ndig]keit der Ernten sich immer gleich bliebe, u[nd] lieber in der Sclaverey verharren wollten, wo s[ie von] ihren Herrn sicher genährt und unterstützt wü[rden,] dass endlich einige Grundherrn in Böhmen ver[sucht] hätten, ihrem Bauer ein Stück Land zum Eigen[thum] zu geben, wofür sie sich seine Arbeit auf drey [Tage] der Woche ausbedungen: so ist nur in dieser le[tzten] Behauptung einige Wahrheit, und alles Übrige g[anz] falsch. Von blossen Privatversuchen, die Leibeig[enen] Böhmens in freye Pächter zu verwandeln, kann [aller]dings gar nicht die Rede gewesen seyn, we[il es] gar keine Leibeigenen giebt. Hr. *S.* kennt also die berühmte Verordnung aus Kaiser Josephs e[rsten] Regierungsjahre, durch welche die Leibeigen[schaft] auch in Böhmen für immer aufgehoben wurd[e,] dass an ihre Stelle eine Unterthänigkeit trat, w[elche] die bisherigen Leibeigenen zu wahrhaftigen G[rund]eigenthümern machte, ohne desshalb die grund[herr]lichen Gerechtsame aufzuheben, oder auch nur zu beeinträchtigen. Wie weise Joseph Freyheit Wohl der Bauern, und die alten wohlerworb[enen] Rechte ihrer bisherigen Herren zu mischen ver[stand,] beweiset vorzüglich sein Urbarialpatent, und ver[dien]te eine ausführlichere Darstellung, als hier zw[eck]mässig und erlaubt seyn könnte. Die Hauptsach[e ist,] dass der nun freye Bauer gleichsam zur Vergüti[gung] für das ihm geschenkte Grundeigenthum, gleic[h]

zur Zinszahlung für ein überlassenes Capital, drey Tage der Woche für seinen ehemaligen Herrn arbeiten muss, da er ehemals nach der Anordnung Kaiser Ferdinands des Zweyten, ohne frey und Grundeigenthümer zu seyn, fünf Tage der Woche für den Herrn arbeitete, was freylich schon unter Leopold dem Ersten und von Neuem unter Maria Theresia gemildert war.

Ob jene dreytägigen Frohndienste nun wirklich geleistet, oder durch ein gewisses Geld vergütigt werden, hängt in Böhmen von einer freyen Übereinkunft zwischen den Bauern und ihren ehemaligen Grundherrn ab, und es herrscht desshalb in diesem Punct die grösste Verschiedenheit. Weil jene Übereinkunft immer nur auf bestimmte Zeit geschlossen werden darf: so findet man sehr häufig, dass eben dieselben Bauern einige Jahre die Frohndienste wirklich verrichten, und in anderen dafür Geld zahlen. Wie billig gewöhnlich der Geldpreis ist, welcher für die Roboten stipulirt worden, sieht man daraus, dass in der Regel den Bauern noch einmal so viel Tagelohn bezahlt wird, als der Preis ist, für welchen ihnen der Robotentag erlassen ward. Erwägt man hiezu noch, wie der böhmische Bauer unter unmittelbarem Schutze des Kreisamtes steht, wie der Fiscus sein Advocat ist, der ihn unentgeltlich wider die Grundherren vertreten muss; wie ihn die schärfsten und bestimmtesten Gesetze gegen jede körperliche Züchtigung schützen, und er überhaupt, die nothwendigen Frohndienste abgerechnet, in der Würde des freyen Menschen lebt: so ist leicht zu ermessen, wie wenig der böhmische Bauer den Leibeigenen gleiche, womit Hr. *Sismondi* den europäischen Norden bevölkert.

Nur die Bemerkung des Vfs. ist richtig, dass unter der wirklichen Leistung der Roboten die Landescultur leide. Man hat in Böhmen Beyspiele, dass für dieselben auf einer Herrschaft etwa dreyzehntausend Gulden jährlich von den Bauern bezahlt werden, der Grundherr ihnen als Taglohn noch einmal so viel zahlt, wie sie für den erlassenen Robotentag erlegen, und dennoch im ganzen Jahr nur etwa sechstehalbtausend Gulden für Taglohn ausgiebt. Soviel träger ist der Frohnarbeiter, als der Taglöhner.

Indem wir diese Anzeige schliessen wollen, erhalten wir eine dritte Ausgabe jenes Buches, welche von S. 57 bis 100 neue Betrachtungen über den Negerhandel enthält; Hr. *Sismondi* hat einen solchen edeln Eifer für Bekämpfung desselben, dass er jeden Einwurf, welchen man ihm öffentlich macht, widerlegen will, um keine Schuld an dem Unglück und Blutvergiessen zu haben, welche von Wiederherstellung des verruchtesten Handels untrennbar wären. Man hat ihm entgegnet, dass es keine grosse Schwierigkeit haben werde, Negersclaven in Domingo einzuführen, und sie neben den freyen Negern arbeiten zu lassen: denn mit der Aussicht auf eine nahe und sichere Freyheit und auf alle Vortheile der letzteren würden sie sich ruhig und heiter der Arbeit unterziehen. Mit Recht wird hierauf geantwortet, dass eine solche Aussicht auf ihre nahe Befreyung durch nichts bewährt sey, die Pflanzer gerade das Gegentheil wollten, die eifrigsten Freunde der Schwarzen sie nicht zu hoffen wagten; denn man dürfe keinesweges den Termin der fünf Jahre, wo der Sclavenhandel ganz aufhören solle, auch für einen Termin zur Abschaffung der Sclaverey auf den französischen Kolonieen halten. Angenommen selbst, dass diese beiden Termine für gleichzeitig erklärt würden, gehöre dennoch eine unbeschreibliche Geduld der Sclaven dazu, den Zeitpunct ihrer Befreyung vergnügt und ruhig abzuwarten, zumal da ihre Herren sie so brauchen möchten, dass ihnen nicht vergönnt wäre, auch nur einen nahen Zeitpunct der Freyheit zu erleben. Um das auf sie gewandte Capital nicht zu verlieren, vielmehr mit Wucher zu benutzen, werde man, was überhaupt schon Grundsatz der besten Ökonomen unter den Pflanzern sey, die neu eingeführten Neger auf Domingo zu Urbarmachung von Ländereyen gebrauchen, wobey sie wegen der Ausdünstungen der Erde, ohne eine ganz besondere Obsorge für ihre Gesundheit, in zwey oder drey Jahren zu Grunde gingen, nachdem sie wegen des hohen Preises solcher Arbeit das Kaufgeld für ihre Person mit ihrem Leben schnell vergütigt hätten.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Nürnberg*, b. Riegel u. Wiessner: *Amaliens Stammbuch. Denkmäler der Liebe und Freundschaft. Blumenlese aus den besten Dichtern.* Ein Taschenbuch vorzüglich zum Gebrauche für Stammbuchblätter. 4te ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. 121 S. 8. (ohne Jahreszahl). (16 Gr.)

Ohne die ausdrückliche Unterschrift des Herausge*bers* unter die im gewöhnlichen Ausbietepathos zusammenbuchstabirte Vorrede, könnte man sich sehr leicht denken, dass hier eine Kostgänger*in* der Lesebibliotheken ihre mit erfoderlicher Empfindsamkeit und Bildung gemachten Excerpte dem Publico preis geben wollte. Diess zusammengestoppelte Machwerk gleicht einem weiblichen Modelltuch bey der Nähterey, und man möchte sich recht füglich die vorgedruckte Amalie als ein belesenes Putzmachermädchen, oder eine elegante Friseurstochter vorstellen. Dass unter den vielen Lappen, aus welchen diese leichte Arbeit besteht, sich mancher vornehmere Schneiderdiebstahl befindet, kann man dem Compilator kaum zu einem Verdienst anrechnen. Doch schon zu lange blieben wir vor diesem Werkchen stehen! Bezeichnend für den Charakter des Büchleins, besteht der Umschlag aus zwey Kupfern, eins einen *Aminour*block im *englischen* Garten zu München, das andere den *chinesischen* Thurm daselbst vorstellend: das abgeschmackte Titelkupfer mit der Schäferin verräth einen älteren Ursprung.

[illegible]

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Genf, b. Paschoud, u. Paris, rue Mazarine No. 22: *De l'Intérêt de la France à l'égard de la traite des Nègres, par J. C. L. Sismonde de Sismondi,* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. verläſst übrigens in dieſen neuen Betrachtungen ſowohl ſeinen erſten Geſichtspunct, nur das Geldintereſſe zu erörtern, welches Frankreich bey dem Negerhandel haben möchte, als den Vorſatz, die Einwürfe ſeiner Gegner zu entkräften. Aber dagegen ſchildert er auf das nachdrücklichſte den Zuſtand, welcher in Afrika durch die unmenſchlichen Mittel, freye Menſchen zu Sclaven zu machen und Waare für den Negerhandel zu liefern, hervorgebracht werde. Über die afrikaniſche Küſte, in einem Umfang von Land, der zehn oder zwölf Mal gröſser ſey als Frankreich, habe ſich wegen der Nachwirkungen dieſes Handels Trauer und Barbarey gelagert. Ehemals blühten daſelbſt Völker, welche durch Gerechtigkeitsliebe und Anhänglichkeit an Vaterland und Hausweſen, durch ihren Fleiſs in Ackerbau und Manufacturen merkwürdig waren, und dieſe wären jetzo ſeit dem Sclavenhandel zum Auswurf der Menſchheit geworden. Dort, wo er und die Europäer wenigſtens nicht unmittelbar hinreichten, im Inneren Afrika's, habe ſich die bürgerliche Geſellſchaft herrlich entwickelt, und überaus groſse Städte voll Handel und Manufacturen ſeyen dort Häupter mächtiger Königreiche.

Eigentlich geſchieht daher im Namen Afrika's, daſs die freyeſte Nation Europa's von derjenigen, welche ſich für die am meiſten gebildete hält, und durch eine Revolution die freyeſte werden wollte, indem ſie mit immer ärgeren Sclavenketten klirrte, die gänzliche Aufhebung des Negerhandels fodert. Was bey dieſer Gelegenheit und bey Vertheidigung des Rechtes der Engländer, in dieſer Angelegenheit zu ſprechen, über den groſsen politiſchen Zuſammenhang der Völker geſagt wird, wie jegliches das Recht habe, über alle Maſsregeln einer einzelnen Macht, die ſich nicht ganz auf die Grenze derſelben beſchränken, ihre Stimme abzulegen, iſt ſo wahr, daſs es weit mehr in der Welt gelten ſollte, als es bisher gilt. In Betreff der Bemerkungen über Haiti, über den Schwung des Lebens, welchen man da immer ſieht, wo Freyheit über Sclaverey obgeſiegt hat, wird ſie hoffentlich Niemand durch die Äuſserung ſchwächen wollen, daſs ſo Vieles, was officiell als ſchon auf Haiti vollbracht angemeldet wird, nur erſt beabſichtigt ſey. Bey lebhaften Nationen und revolutionären Regierungen wird immer der Ton ſeyn, daſs man ſchon gethan glaubt und geglaubt wiſſen will, was man eifrig bezweckt, und wegen der vorhandenen hinreichenden Mittel als ſicher thunlich anſieht. Darin nur Lug und Trug zu ſehen, hat plumpen und ſowohl der Welt als des geiſtigen Schwunges unkundigen Menſchen beliebt. Genug, daſs ſchon eine ſolche Tendenz, wie man bey der Regierung von Haiti wahrnimmt, ein glänzender Beweis iſt, wie viel die Freyheit ſchnell aus denſelben Negern macht, die der Europäer, doch nein, der Franzoſe, und auch dieſer nicht, die franzöſiſche Regierung noch als Vieh verkaufen will.

Ms.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig u. Amsterdam, im Kunſt- und Induſtrie-Comptoir: *Die Heilquellen am Taunus.* In vier Geſängen. Von *Gerning.* Mit Erläuterungen, 7 Kupfern und 1 Charte. 1814. 187 S. gr. 4. (5 Rthlr.)

Daſſelbe, ohne die Kupfer, aber mit der Charte. 282 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Der Tadel, welchen die beſchreibende Dichtart von den Rigoriſten in der Theorie ſo oft erfahren hat, rührt vielleicht bloſs von der unbequemen Benennung her. Muſik und Poeſie können allerdings das *Sichtbare* nicht füglich nachbilden (dieſe noch mehr als jene), ſo wie die Malerey das *Hörbare* nicht ausſprechen kann, weſswegen es z. B. in der Landſchaft wohl Blitze giebt, aber keinen Donner, es wäre denn, daſs es ein Maler verſtünde (was er eigentlich verſtehen müſste), einen Sinn durch den anderen zu erſetzen, und den Ton durch das Auge in die Seele zu führen. Wenn indeſs der Dichter mit dem Landſchaftsmaler nicht gut wetteifern kann, ja nicht einmal den Willen dazu haben darf: ſo bleibt ihm doch unbenommen, ſich an denſelben Gegenſtänden zu verſuchen, in wiefern er nämlich das Objective nur als Einfaſſung braucht, zunächſt und hauptſächlich aber die Wirkung der Gegenſtände auf ſein Gemüth darzuſtellen bemüht iſt, wie es unter anderen *Kleiſt* in ſeinem Frühlinge gethan hat, ein Dichter, den Rec. ſich faſt ſchämt anzuführen, da er weder alt noch jung genug iſt, um überall unter uns laut genannt werden zu dürfen. Auſserdem hat bey landſchaftlichen Gegenſtän-

den der Dichter sogar einen Vorzug vor dem Maler, in Hinsicht der *Staffage*: hier muss dieser sich auf das Idyllische beschränken, und darf selten das Historische zu Hülfe nehmen, wie Rec. an einem anderen Orte dargethan zu haben glaubt. Der Dichter aber kann sein Naturgemälde episch behandeln, und sich dem Dramatischen nähern, ja sogar sich manchmal bis zur lyrischen Vision erheben.

Durch diese Bemerkungen hat Rec. den Werth des vorliegenden Gedichts — in seinem Entwurfe — bestimmt. Der Vf. wählte nämlich zum Stoff die herrlichen Gegenden am Taunus, mit ihren Heilquellen, ihren Sagen und ihren Denkmälern aus den Zeiten, wo der Römer seine Cultur und seine Laster auch in die hercynischen Wälder zu verpflanzen suchte, ohne zu bedenken, wie wenig günstig der rauhe germanische Himmel den üppigen Treibhauspflanzen von der Tiber seyn könne. Diesen Bergen, die sich vom Main und Rhein zur Lahn, und bis gegen die Ems hin ziehen, entsprudeln die berühmten Quellen von Selters, Schwalbach, Fachingen, Wiesbaden und viele andere mineralische Wasser; hier ist der Garten Deutschlands, hier ist classischer Boden, wie der Altking, das Felsenbett der austrassischen Brunehild, die Saalburg, der Hunnenberg, Mamolshain und so viele andere Namen und Überreste römischer Castelle und deutscher Steinwälle, so manche Heldengräber beider Völker, und andere Monumente der Vorwelt bezeugen. Man sieht, der Stoff ist eben so ansprechend für die Phantasie als für das Gemüth, und darum für poetische Gestaltung äusserst empfänglich. Hr. *v. G.* hat sein Gedicht in vier Gesänge abgetheilt; Rec. will bey jedem derselben einige Augenblicke verweilen.

I *Gesang. Soden.* Der Vf. giebt zuerst einen leichten Umriss der Gegend, und ergreift diese Gelegenheit, seiner Vaterstadt Frankfurt ein verdientes Denkmal zu setzen. S. 15:

Francofordia prangt in reicher Gestalt, ein Corinthus,
Wo den Süden vom Nord trennet das heimische Land.
Fernher raget ihr gothischer Thurm, und schauet, ein Fremdling
Aus vergangener Zeit, nach den Gefährten sich um,
(Also steht vom geheiligten Hain die letzte der Eichen,
Trauernd senkt sie das Haupt in der verwandelten Flur.)
Hier, aus wimmelndem Thal, am vieldurchruderten Mönus,
Und das Ufer umweh'n Wimpel vom Panen Gestad.
Vier Warthürme, geweiht dem alten germanischen Grenzgott,
Als dem freyen Gefild eigene Sitte noch galt,
Blicken hervor aus Thälern und Höh'n voll südlicher Fülle,
Welschlands Platanus grünt hier mit der Pappel und Ulm, u. s. w.

Er geht hier auch, mit einer guten, leichten Wendung, zu dem Einzelnen über, woran fast ein zu blendender Überfluss ist; doch weiss er seinen Stoff auch meist noch zu beherrschen, und verliert sich nie in die flache Sentimentalität so mancher Naturmaler, vielmehr ist auch sein Gefühl mehr ein reflectirendes, und die Scenerey hält ihn um so weniger fest, da ihm bey jedem Schritte seiner poetischen Wanderung grosse Erinnerungen entgegen kommen.

II *Gesang.* Wanderung zum *Feldberg* und *Altkönig.* Dieser Gesang ist mehr historisch: denn hier ringsum weht Odem der Vorzeit. Der Feldberg trägt noch die Spuren des alten germanischen Steinwalls. S. 85:

Katten und freygewohnte Sigambrier, Römern so furchtbar,
Treu dem suevischen Bund, thürmten das felsige Werk.
Alle häuften es auf, und warfen es über den Feind hin,
Wenn er den drohenden Höh'n stürmend zu nahen versucht.

Auf einem Bergrücken sieht man noch die Überreste von einem Castelle des Drusus, jetzt die *Saalburg* genannt. S. 87.

Oft umschwebet es noch schrecklich ein drohender Geist,
Schatten durchziehn, in Nebel gehüllt, die nächtliche Bergflur,
Horch! es rasselt umher klirrendes Waffengetös.
Und Pomponius steht noch blitzend mit Roms Legion hier;
Her von der Nidda zieht Hadrians eiserne Schaar.

Auch das Mittelalter hat auf diesem Gebirge Monumente und Sagen zurückgelassen. Dahin gehört besonders der *Brunehildis*-Stein. S. 90:

Oft in der Nacht weh'n Flammen am Felsenbett Brunehildens,
Glühender Andacht voll flehte die Königin hier
Sündliche Neigung weg, und sah in jedem Erwachen
Ihr austrassisches Reich herrlich verbreitet umher,
Bis sie nun ausgebüsst. Der Stein bewahrt die Gestalt noch!

Der *Altking* oder Altkönig musste den Dichter auf den edlen Ariovist führen, von welchem er den Namen trägt. S. 102:

Kühnig nannt ihn das Volk, so stammt der Könige Name
Von dem Herrlichen ab, der ihn getragen mit Ruhm.
Altkühn nennet den Berg noch deutende Sage des Volkes;
Kühn und alt ist fürwahr, was der Teutone gethan.

III *Gesang. Wiesbaden* und *Schlangenbad.* Eine Reihe heiterer Landschaften, mit dem fröhlichen Gewimmel des Badelebens, aber auch hier wieder Überreste einer grossen Vergangenheit. S. 122:

Moosige Trümmer nun liegen umher vom Castell der Neronen,
Traurig deutend, wie schnell menschliche Grösse vergeht!
Doch es erhält die Natur ihr Werk mit liebender Treue,
Siehe den Panwald noch grünen im fröhlichen Wuchs.
Hier auch standen voreinst Tiberius dampfende Thermen,
Und im Hibernium war gastlich die Nymphe dem Feind.

Von den Bädern schweift der Vf. in die herrlichen Umgebungen aus, die er meist kurz und ansprechend bezeichnet. Z. B. S. 126:

Andre besuchen jetzt *Bibrichs* Flur, und die Gärten voll Anmuth,
Wo der Bäume Geschlecht herrlich die Kronen erhebt.
Sanft auch schmiegt die verschwisterte Kunst sich hier der Natur an,
Herrschen und Dienen fürwahr beiden geziemet zugleich.
Schierstein winket sodann zum heitern Sitze Pompona's,
Auf Alcinous Flur thronte sie gastlicher nicht.
Regeres Leben ist hier am alten Rhein, es bewegt sich
Leicht und behende der Mensch, wie es erfodert sein Thun.
Galliens Luft umweht die Bewohner, und römischen Anbau
Zeigt das Gefild umher, deuten die Namen noch an.

Römische Sitt' auch pflanzte sich fort, und süsser Geflüster
Tönt in stiller Nacht oft an verschwiegener Thür.

Bey *Schlangenbad* hat der Vf. den Namen schön und dichterisch gedeutet. (S. 131.) Die Schlangen

—— verjüngen sich froh mit dem wiederkehrenden Frühling,
Wie die Menschen sich hier heiter verjüngen am Quell.
Selber Apollo's Sohn ward unter Schlangengestalt einst
An Epidaurus Altar kindlich von Griechen verehrt.

IV *Gesang. Schwalbach* und *Ems*. Rec. begnügt sich, noch ein paar kurze Stellen aus dem Schlusse des Gedichts auszuheben. Die zweyte enthält, in angenehmer Wendung, das Lob des *nassauischen* Hauses, in dessen Gebiet die meisten vom Dichter besungenen Heilquellen und die köstlichsten Rheinweingärten gehören. S. 166:

Herrliche Taunushöh'n, zwar spendet ihr Silber und Gold nicht,
Aber Leben entquillt eurem *erquickenden* Schoos.
Niemals gebt ihr das Eisen zum Brudermorde dem Menschen,
Ihr vermählt es dem Quell, welcher ihm Heilung gewährt.

S. 168:

Heil dem Heldengeschlecht, auf taunischem Boden erblühet!
Freyheit danken und Ruhm rührige Bataver ihm,
Dem der Najaden Chor aus Heiligthümern der Erde
Ihre Gaben so gern spendet *mit fröhlichem Sinn*;
Welchem der falbe Main und der schilfumkränzete Rhenus
Nectarfülle zugleich bieten von sonnigen Höh'n.

Der Vf. hat, wie schon zum Theil aus den von Rec. mitgetheilten Stellen ersichtlich ist, sich durch das Studium der alten, besonders römischen Dichter gebildet, und nähert sich in freyer, leichter Bewegung, heiterer Farbengebung, in glänzenden, oft überraschenden Gegensätzen und sinnreichen Anspielungen am meisten dem *Ovid*. Sollte er einst die verbessernde Hand an sein Werk legen: so würde er demselben, ohne grosse Schwierigkeit, mehr Haltung in einzelnen Parthieen und eine strengere Fügung im Ganzen geben können.

Er hat sich der alten elegischen Versart, des wechselnden Hexameters und Pentameters, bedient, und dabey grosse Sorgfalt bewiesen, ohne sich überall an die strengeren Anfoderungen der Zeit- und Ton-Messung zu binden. Der Dichter sollte aber auch hier unabänderlich auf den gesetzlichen Rigorismus halten, zumal bey antiken Formen, die keine Art von Willkühr zulassen.

Dem Gedichte sind *historische* und *topographische* Erläuterungen angehängt, in welchen der Vf. grosse Belesenheit und vielfache Kenntnisse an den Tag legt, und wodurch das Buch für die, welche die Heilquellen am Taunus besuchen, ein besonderes Interesse erhält. Rec. will Einiges daraus anführen, was ihm einer Berichtigung bedürftig scheint, oder, worüber seine Meinung von der des Vfs. abweicht. S. 176 scheint uns die etymologische Deutung des Namens Catten (*Chassi, Hassi*), vom *Hass* dieses Stamms gegen seine Feinde, nicht glücklich. *Katte* heisst in der alten Sprache eine Hütte oder Baracke. S. 191. Über die Wohnsitze der *Ubier*, deren der Vf. hier gedenkt, und deren Nachbaren unbezweifelt die *Sueven* waren, hätten die hier entscheidenden Stellen beym *Caesar de bello Gallico* I, 8 und IV, 4 genauer berücksichtigt werden sollen. S. 201. Das oft besprochene *Solicinium* dürfte schwerlich am Taunus gesucht werden. Die Allemannen sassen unter Kaiser Valentinian vom Main aufwärts, und die Römer hätten, vom Rhein aus, nicht viele Tagemärsche nöthig gehabt, um an jenes Gebirge zu gelangen.

S. 205. Der eigentliche Name des Melibocus, *Malchen*, verdiente eine nähere Untersuchung. Ähnliche Ortsbenennungen kommen in der *Germania magna* vor, z. B. Malchin, Malchow, Malmuyens, und der fleissige Forscher *Alting*, der von dem durch *Vossens* Untersuchungen ausser Zweifel gesetzten Bernsteinhandel der Phönicier am Rhein noch keine Ahndung hatte, macht (in seiner *Descript. agri Batavi et Frisii*) die auffallende Bemerkung: „Wenn die Celten und alten Deutschen den tyrischen Hercules gekannt hätten: so würde das Malcamus, Malchus oder Malica der Ammoniter und anderer Anwohner Syriens, das Malicantha der Punier, und das Malburg der Deutschen einerley Ursprung und Bedeutung haben." S. 206. Gegen die *Riesensäule*, als ein Römerwerk, sind neuerlich so gewichtige Gründe vorgebracht worden, dass die Sache wenigstens problematisch ist. S. 122 werden die *Allemannen*, vom *Neckar abwärts*, bis an die *Lahn* gesetzt. Zu *Caracalla's* Zeit umschlossen sie wohl schon den grössten Theil der Decumaten, und schwerlich dehnten sie sich je bis an die Lahn aus. — S. 252 kommt ein *Templerkloster* auf dem *Heiligenberge* bey Heidelberg vor. Die Geschichte weiss nichts davon. — Rec. will, zum Schlusse seiner Anzeige, der typographischen Auszeichnung des Werkes noch gedenken. Die Ausgabe in Quart hat ein allegorisches Titelkupfer und *sechs* sehr schöne Landschaften, von *Schütz* gezeichnet und in Kupfer gebracht. Die Umrisse sind radirt, und die Ausführung ist in *aqua tinta*. Die genaue und zierlich gestochene Charte muss eine willkommene Zugabe für den seyn, der die Bäder und Gesundbrunnen am Taunus besucht. Die Ausgabe in Octav hat die Charte ebenfalls, aber keine Kupfer. Beide sind elegant gedruckt; doch hat Rec. in der kleineren einige Druckfehler bemerkt, welche in der grösseren nicht vorkommen.

A. S.

1) Bremen, b. Heyse: *Gedichte* von Dr. *N. Meyer*. 1814. 351 S. 8.

2) Bremen, b. Jöntzen: *Bardale. Gedichte aus der Zeit des Krieges für deutsche Freyheit*. 1813. 1814, von Dr. *Nicolaus Meyer*. 123 S. 16.

Hr. *M.* ist als Dichter nicht unbekannt, und man kann ihm poetischen Sinn, Bildung und Geschmack,

Talent und Geschick zur Abfassung eines Gedichts und eine gewisse Gewalt über die Sprache zur Wahl passender Ausdrücke nicht absprechen; doch gehört er mehr zu denen, welche die Poesie fortleiten als sie schaffen und erfinden, indem ihm jene Eingebungen fehlen, die ohne weiteres Wollen und Wirken Originalität erzeugen, sowohl in den Gedanken selbst, als in der Art und Weise, sie auszudrücken. Bey ihm steht ein Gedicht mehr als ein Aussenwerk da, wozu Andere die Materialien geliefert haben; man wird dabey an Muster und Vorgänger erinnert, die man bald in der Fügung des Ganzen, bald in den einzelnen Sätzen wieder erkennt. Daher dringt das Meiste nicht tief genug ein, so dass Herz zum Herzen spräche. Alles ist mehr äusserlich bezeichnet. Die besungenen Liebesscenen und Liebesverhältnisse sind gewöhnlicher Art, Argwohn, Eifersucht, Gunstbezeugung ohne tiefe Regung des Gemüths. Wenig ist oft mit vielen Worten gesagt, z. B. S. 54 im Gedichte: *Süsses Geheimniss:*

Eines nur will nimmer weichen,
Will nicht wechseln, nicht vergehen;
Mag der Rose Roth erbleichen,
Will es dennoch feste stehen.

Was es ist, kann ich nicht sagen,
Fest im Herzen steht's geschrieben,
Lass sie spähen, lass sie fragen!
Unentdeckt ist es geblieben.

Doch — um genau zu seyn — ein Gedicht findet sich in dieser Sammlung, das den geheimen Zauber der Innigkeit an sich trägt; es ist S. 33 *Bekanntschaft*, mit dem schönen Schlusse:

So grüss ich dich mit stillen Blicken;
Und wenn wir uns vorübergehn,
Lass schweigend mich die Hand dir drücken,
Zum Zeichen, dass wir uns verstehn.

Auch hat eine gute Gesangesweise *Liebe und Treue:*

Liebe schwärmt auf allen Wegen,
Treue wohnt für sich allein,
Liebe kömmt euch rasch entgegen,
Aufgesucht will Treue seyn.

Sonst gelingt dem Vf. im Ausdruck mehr das Erhabene, wo die Einkleidung des Gedankens am meisten wirken kann, z. B. S. 240, *Warnung*. So sagen auch vorzüglich Gelegenheitsgedichte seinen Kräften zu, und man liest hier mehrere, die nicht ohne poetische Schönheiten sind, z. B. das Gedicht: *Tiefurth*, das überhaupt viele Sorgfalt verräth. — Die Form des Sonetts ist seiner Muse ungünstig; zu den besten und kräftigsten gehört *der Freche*:

Freymüthig nennt er sich? — Nennt ihn den Frechen!
In seines Nichts durchbohrendem Gefühle
Strebt er vergebens nach dem hohen Ziele,
Drum möcht er gern sich an dem Sieger rächen.

Der Bremse gleich, will er ihn blutig stechen,
So sähe man ihn auch beym grossen Spiele;
Doch in des Cirkus staunendem Gewühle
Wird bald Verachtung ihm das Urtheil sprechen.

Dass ferne Zeiten seinen Namen nennen,
Liess Herostrat Dianens Tempel brennen;
So möcht' auch er den Namen sich erwerben.

Lasst ihn nur fort im tollen Taumel rennen!
Die eigne Wuth bereitet sein Verderben,
Am eignen Gift wird ohne Kampf er sterben.

Dagegen geht das Einfache, wo das Gewand die nöthige Hülfe versagt, leicht ins Prosaische über, z. B. S. 67 *der Besuch:*

Still schleich ich durch den Garten,
Und dunkel war die Nacht,
Die Wetterhähne knarrten. —
Ob Liebchen wohl noch wacht?

Ich schlich am Hause hin und her,
Doch fand ich keine Seele mehr.

Der *zweyten* Sammlung von Gedichten: *Bardäle*, sieht man, weil sie patriotisch mit in die Zeit eingreifen sollen, billig etwas nach. Besser als die Soldatenlieder, die nicht neu, nicht kriegerisch und volksmässig genug sind, gelingen dem Vf. die Herzenserleichterungen im erhabeneren Stil, z. B. S. 55: *den Vertriebenen aus Hamburg*, wo es unter andern sehr kräftig heisst:

Unglückselige! Des Friedens Mauern
Drückt des Krieges donnerschwangre Wehr;
Bajonette klirren, Dolche lauern,
Nachtumgeben schleicht der Tod umher.

Hekatomben blut'ger Opfer fallen;
Und er steht, ein zweyter Herostrat,
Sieht mit Lust der Feuersäule Wallen,
Und den Buben freut die That!

In einem Gedichte: *der Barde*, hat der Vf. die nordische Mythologie eingemischt. Schwerlich möchten ihm aber Viele beystimmen, wenn er zuletzt in einer Anmerkung sagt. „Die nordischen Völker, und mit ihnen wir Deutschen, besitzen in der alten scandinavischen Götterlehre einen reichen Schatz der schönsten Poesie, welche dem würdigen National-Charakter der Deutschen ganz anders zuspricht, als die griechische Mythe, *die sich weder an Anmuth noch an Kraft mit ihr messen kann.*"

C.

NEUE AUFLAGEN.

Heilbronn, b. Class: *Lehr- und Lese-Buch für die männliche Jugend, besonders auf dem Lande, zum Gebrauch in den Sonntagsschulen.* Von M. *Philipp Heinrich Haab*, Stadtpfarrer in Schweigern, königl. wirtemberg. Oberamts Heilbronn. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1814. XVI u. 419 S. 8. (1 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

SCHÖNE KÜNSTE.

Weimar, (in Commission der hoffmannischen Hofbuchhandlung): *Willkommen.* 1814. 80 S. gr. 8. (12 Gr.)

Während man die erfreuende Hoffnung hegt, dem hochverehrten Fürsten, dem diese Blumenlese geweiht ist, bald mit einem neuen, nicht minder fröhlichen *Willkommen* begrüssen; und, wie damals Seine glorreiche Rückkehr aus heiligem Kampfe, so jetzt die beglückende Wiederkunft von dem Fürstenverein in Wien, heiteres Sinnes feyern zu können: scheinet es zeitgemäss, das Andenken an jenen herrlichen Tag (1 Sept. 1814) zu erneuern, an welchem

„Von Albions reichem Gestade
Er kam gestärkt zurück,
Mit reichem Geist, im Herzen Gnade
Und Liebe für Sein Volk, damit entlade
Der Segen seine Last, und bring' ihm Glück."

Schon mehrere Wochen vorher war Alles mit erfinderischer Liebe und Sehnsucht zum Empfang dieses Fürsten, *Carl August's*, regierenden Herzogs von Sachsen-Weimar und Eisenach, in seiner Hauptstadt vorbereitet. Um die Wiederkehr würdig zu feyern, und, wie es der Stadt ziemte, die auch von Ausländern so oft und mit so vielem Rechte als das deutsche Athen gepriesen ward, mit freundlichen und bedeutsamen Symbolen dichtender und bildender Kunst zu bezeichnen, hatte sich unter der einsichtsvollen Leitung des Hn. Geheimen Raths *von Goethe* ein freyer Verein gleichgesinnter Männer gebildet. Man fand es angemessen, die Blüthen und Früchte, welche die Gunst der Muse dazu spenden wollte, nicht einzeln auszustreuen, sondern, in bestimmter Beziehung, zu Einem Festkranze zu verschlingen, der nicht unwürdig, dem zurückkehrenden Pfleger und Schützer deutscher Kunst und Wissenschaft dargeboten zu werden, zugleich bey auswärtigen Gönnern weimarischen Strebens und Wirkens geneigte Theilnahme finden und wecken möchte. So entstand, unter einfachem Titel, die hier anzuzeigende Sammlung von Gedichten, welche in einem zwiefachen Bezuge stehen. Einmal in einem *äusseren*, *reellen*, zu den Gegenständen, die sie schildern und aussprechen, indem sie die Zierden der symbolischen Bilder, welche den Weg des einziehenden Fürsten als Ehrenbahn bezeichneten, begleitend auslegen, und dadurch, gleichsam als erläuternder Festalmanach, den verschiedenen besonderen Veranstaltungen einen festen Vereinigungspunct und ein allgemeines Interesse gewährten. Die zweyte Beziehung ist eine *innere*, *ideelle*, der Verfasser unter einander und zu der Feyer des Tages.

Jenen äusseren Bezug erläutert die am Schluss angefügte, mit sinnreichen Andeutungrn des Herausgebers versehene *Übersicht*, so wie die Beschreibung des festlichen Aufzuges, welche aus dem weimarischen Wochenblatte (1814. No. 70) in mehrere öffentliche Blätter übergegangen ist; indess wird Referent, da er so glücklich war, Zeuge und Theilnehmer an der Feyerlichkeit zu seyn, zu näherem Verständniss des Einzelnen noch manche Bemerkung beyfügen können. Den inneren Bezug erkennen wir in dem glücklichen Verhältnisse, worin der ehrwürdige Veteran des weimarischen Hofes und Parnasses, der diese Sammlung veranstaltet und geordnet hat, zu den späteren Kunstgenossen, die begabtesten und verdientesten Geister zu jüngeren Talenten und frischen Bestrebungen stehen, welche sich in der Huldigung des grossen Genius, den Deutschland als seinen Cosmus dankbar verehrt, wie bey früheren Gelegenheiten so hier, mit heiterem Wetteifer vereinigten. Wenn demnach ältere Freunde unserer Literatur der Muse eines *Goethe*, *Einsiedel*, *Knebel* u. A. hier freudig begegnen: so mögen sie zugleich urtheilen, ob jüngere Theilnehmer, durch das Beyspiel der Meister geweckt und ermuthigt, sich diesem Kreise nicht unwürdig angeschlossen haben. Erfreulich und von schöner Vorbedeutung muss dabey die Wahrnehmung seyn, dass nicht bloss die eigentlichen Genossen der Wissenschaft und Kunst, die ihr Beruf solchen Arbeiten widmet, sondern, wie in den blühendsten Zeiten Athens, Männer in wichtigen Staatsämtern, zum Theil in den ersten und höchsten, durch ihre Beyträge zu dieser Sammlung ein freyeres, geistreiches Leben und Wirken entfalten. Genannt ist keiner der Dichter: ihrer Bescheidenheit genügte an der Gabe; aber nachdem diese überreicht war, konnten auch die Geber nicht lange unbekannt bleiben.

Wer möchte auch nicht (um jetzt noch etwas über das Einzelne beyzufügen) von der staatsklugen, ernst-feyerlichen Muse des 6ten Gedichts in jene Zeiten zurückgeführt werden, in welchen derselbe Vf. (Hr. Geheimer Rath *von Voigt* in Weimar) den Wielandischen Mercur mit ähnlichen Erzeugnissen eines durch die Alten genährten und gebildeten Geistes ausstattete? So alterthümlich die Form, so kräftig ist der Gedankenschwung dieser Ode:

Wundervolles Geschick trifft die erstaunte Welt,
Wenn im Meere der Zeit woget der Rache Sturm,
Königreiche versinken
In der zürnenden Völkerflut.

Wenn gerechtester Sieg zwingt die unrechtliche
Willkühr, wenn er Gewalt tapferer bändiget,
Bricht die schmächlichen Fesseln
Übermüthiger Tyranney.

Regt des Genius Kraft nicht schon die freyeren
Schwingen, lange gelähmt durch den vergiftenden
Hauch des Ottergezüchtes,
das an leidender Menschheit sog?

Wer zu solchem Erfolg zückte das Fürstenschwert,
Schlug für Rettung der Welt nimmer sein Leben an,
Der half muthig ersiegen,
Was Germaniens würdig ist.

Rosen weihen sich ihm, Kränze des Wälderschmucks,
Froher Musengesang, wenn *Er* zum heimischen
Heerde kehrt, die Geschichte
Reichet künftig den Lorbeer *Ihm*.

Von demselben Vf. ist das naiv-anmuthige 15 Gedicht, worin *das römische As* zum Worte gelangt, um anzudeuten, wie Altes und Neues sich die Hand reichen: zwiefach angenehm den Freunden, denen nicht unbekannt ist, durch welche Studien der ehrwürdige Greis in jugendlicher Lebendigkeit seine ernsteren Geschäfte erheitert. — Einen anderen Geist athmet No. 2: man erräth bald den Vertrauten der spanischen Dichtkunst (Hn. Geh. Rath *v. Einsiedel* in Weimar), welcher, wie sehr auch Er sonst einheimisch sey in den Werken der Alten, durch den trefflich für die Bühne bearbeiteten Terenz schon längst beurkundet hat. Das Gedicht selbst bahnt von dem einleitenden *Sonett*, aus welchem wir oben eine Strophe mittheilten, den Übergang zu den übrigen. Es lautet also:

Friede! holde Himmelsblume,
Gleich der Rose unter Dornen
Aufgeblühet, goldne Ärnte
Die aus rauher Saat gereifet,
Siegesflamme und Gedenkfest
Edler Thaten — dich zu krönen,
Holde Friedenskönigin,
Reicht die Erde dir den Lorbeer
Und die Palme dir der Himmel.

No. 3 und 4, jenes *die Sterne*, dieses *Blumen und Pflanzen* überschrieben, sprechen das Gemüth nicht bloss durch den natürlichen und poetischen Sinn an, den diese Zeichen haben, sondern vorzüglich auch, weil sie die lebhafte, mit Einsicht verbundene Neigung des erhabenen Musenfreundes zu diesen Gegenständen der Natur andeuten. Es war sinnvoll gedacht und ausgeführt, dass mit den Himmelszeichen und Sternbildern der Carlsplatz und das Observatorium, mit den Blumen und Pflanzen vorzüglich das römische Haus, die Sommerwohnung des Fürsten, geziert waren. Beide Gedichte scheinen übrigens Einem Verfasser anzugehören, demselben, wie wir vernehmen, welcher nicht bloss der Hellenen Sprachschätze erforscht, und in einem trefflichen Wörterbuche den jüngeren Genossen aufgethan, sondern auch den tiefen Sinn dieser Nation sich angeeignet hat. Von ihm mag auch das Sonett No. 1, und das Gedicht No. 16 seyn, welches sich bemüht, zu der unmittelbaren Anschauung der Symbole, womit die *Kunstschule* im Fürstenhause ihre Pforte sinnvoll geschmückt hatte, solche Betrachtungen und Gedanken zu fügen, welche den geistigen Zusammenhang dieser allegorischen Bildwerke andeuten. Aus diesem Gedicht hier nur einige Strophen:

Drey Kränze sind die Künste hier verschlungen,
Selbstständig, und einander doch vermählt.
Die ernste, die auf Dauerndes gedrungen,
Hat von der Eiche sich den Schmuck gewählt;
Den Lorbeer hat die Bildnerin errungen,
Die Erz und Stein zum Menschenbild beseelt;
Den stillen Fleiss, dem Gottesfrieden eigen,
Ziert wohl ein Kranz aus der Olive Zweigen.

Der Menschheit Genius rief sie zur Erde,
Der eingeborne Liebling göttlicher Natur,
Ihn lehrte sie ihr Zauberwort: Es werde!
Und offenbart' ihm ihres Wirkens Spur. —
Wo ist ein Unheil das die Welt gefährde?
Da wo er weilt, gedeiht das Schöne nur!
Zum Himmel weiss er stets sich aufzuschwingen,
Und ihn der Erde neu zurückzubringen.

Der Schluss ist:

Und diese Künste, die Du Herr gepfleget,
Indess noch fern sich das Gewitter thürmte,
Ja die Du väterlich im Schoos geheget,
Wenn nah und näher die Verheerung stürmte,
Sie fühlen sich zu ew'gem Dank erreget
Dem Helden, dessen Arm sie muthig schirmte;
Es heben Farb' und Meissel, heben Lettern
Unsterbliches Verdienst Dich zu den Göttern.

Und sieh! schon in den ersten Friedensstunden,
Der wonnevoll die frische Welt erhebt,
Hat Kunst und Muse, schwesterlich verbunden,
Von Einem Geist, von Einem Trieb belebt,
Der Heldenstirn des Kranzes Schmuck gewunden,
Der glänzend in dem reinen Aether schwebt,
Und Himmelsmächte senden voll Gewährung
Ihr Strahlenlicht zu ewiger Verklärung.

In No. 13, *Schillers Halle*, spricht sich zart und anmuthsvoll die Pietät aus, die den abgeschiedenen grossen Geist noch bey jedem festlichen Ereigniss als unsichtbar gegenwärtig und theilnehmend ahndet, und den erhabenen Fürsten nicht würdiger zu begrüssen weiss, als wenn sie die Ewigkeit jenes Ihm so nah verwandten Namens und Daseyns gleichsam in Seinen Lobeerkranz verflicht; wesshalb auch die Anspielung auf den Lorbeerkranz an Virgils heiligem Grabe, die zugleich an Augusts Verherrlichung durch die hohen Sänger jener Zeit erinnert, doppelt passend erscheint. Der Vf. dieses Gedichts, das wir hier ganz mittheilen, ist Hr. Geh. Reg. Rath *Friedr. v. Müller* in Weimar.

Wie an Virgils geweihter Ruhestätte
Der ew'ge *Lorbeer* noch zum Himmel sprosst,
Wo — theures Kleinod aus gelobtem Lande —
Zu der Erinn'rung süssem Unterpfande
Ein heilig Blatt der Wandrer mit sich nimmt:

So steigt er vor des frommen Sehers Blicken
Aus nord'schem Boden jugendlich empor,
Die stille Halle deutungsvoll zu schmücken,
Wo *Schiller* einst mit heiligem Entzücken
Dem Schwester-Gruss der Himmlischen gelauscht.

Die Leyer seht ihr festlich aufgehangen,
Des hohen Meisters Spiel und süsse Lust,
Zu deren wunderlieblichen Accorden
Er hier mit Pindars göttergleichen Worten
Der Vorzeit Ruhm und ihre Helden sang.

Vorüber zieht der Fürst im Heldenschmucke,
Dem treu des Sängers edle Brust geglüht,
Des Friedens Palmen schmücken Seinen Wagen,
Und rings umher, wo seine Blicke tagen,
Entblüht verjüngt die Lust am Vaterland.

Da hört mans sanft im Lorbeer-Wipfel rauschen,
Und Blatt an Blatt drängt sich zum heitern Kranz;
Wie Geister-Gruss aus fernen Melodieen,
Ertönen leise, sel'ge Harmonieen
Geheimnissvoll aus heil'gem Saitenspiel.

Demselben Dichter verdanken wir No. 12 *die Sphinx*, worin sich das wahre Geheimniss ächt maurischen Wirkens unter einem aufgeklärten Fürsten schön darlegt:

Wohl mag der Schicksals-Mächte dunkles Walten
Den Forschungstrieb der Sterblichen erregen;
Doch ihrer Räthsel Tiefsinn zu entfalten,
Wer darf den Stolz im kühnen Busen hegen?

Ein Höchstes soll der Mensch sich selbst gestalten,
Durch würd'ge That den Grund zum Tempel legen,
Wo Freyheit von den irdischen Gewalten
Ihm siegreich strahlt vom fernen Ziel entgegen.

Und kann sich Freyheit schöner offenbaren,
Als wo die Liebe jedes Herz umschlingt?
Wie freye Kraft das Herrlichste erringt,
Das hast Du längst, das hast Du oft erfahren,
Du, den ein Gott aus heiligen Gefahren
Im Palmenschmuck uns heute wiederbringt!

In gleichem Geiste sind auf die Sinnbilder der Freymaurer-Loge am fürstl. Witthums-Palais die übrigen *Gnomen* (No. 12), und *die Unsichtbaren* (No. 11), von Männern gedichtet, die fern von eitelm Prunke mit geheimnissvoller Lehre, vielmehr das im Stillen erkannte Gute gern in bedeutenden Symbolen nach Aussen zu wenden streben. Als Verfasser nennt man den Hn. Geh. Kammerrath *Riedel* und Hn. Legationsrath *Bertuch* in Weimar.

Patriotisches Still-Leben (No. 22), und *der Handelsmann aus Brüssel* (No. 23), contrastiren in heiterer Gemüthlichkeit mit dem Ernst und der Würde, die in No. 8 (*Worte der Zeit*), und in No. 9, welches *Wielands Pforte* überschrieben seyn sollte, in Schillerscher Weise kräftig ertönen. Verfasser ist Hr. Regierungsrath *Peucer*. Das letzte Gedicht verdankt man der glücklichen Idee der Frau Hofräthin *Schopenhauer*, an ihrer Wohnung das Bild des unsterblichen *Wieland* in zierlicher Umgebung zum Empfang auszustellen. Derselbe Umstand liegt auch dem 10 Gedicht (von Hn. Regierungsrath *Georg Friedr. Müller*) zum Grunde, „welches man (wie der Herausgeber sagt) mit Recht *gesellige Nachbarschaft* überschreiben könnte, da dasselbe sich auf jene Wohnung bezieht, welche ein geselliges Daseyn begünstigend, noch in gegenwärtigem Falle sich einer glanzreichen Nachbarschaft erfreut." Darauf beziehen sich die tiefempfundenen Strophen:

Hört! dicht bey Euch, Ihr Laren! hört Thalien,
Sie sendet ihrem Herrscher den Gesang.
So lasst auch alle Eure Blumen blühen,
Und mischt: „Glück auf!" in jenes Chores Klang!

Und ruft zu Euch der Töne ersten Meister,
Dass er von da begrüsse seinen Freund;
Er weilt ja sonst wohl hier, im Kreis der Geister,
Die oft ein Genius so freundlich eint.

Von Euren freudefarb'nen Blum-Gewinden
Komm Ihm entgegen manch geflügelt Wort.
Könnt' Er die alte Stadt nicht wiederfinden,
Kling' doch sein altes Reich der Töne fort.

Und dieses Reich umfass' die fernsten Fernen,
Selbst Heimaths-Geister aus der Sfären-Welt.
Ruft Vater *Wieland* uns von seinen Sternen,
Dass von den Lieben allen Niemand fehlt.

Auch er war einst so gern in diesem Kreise;
So mangle heute nicht sein würdig Bild. — —
Sieh, Fürst! Es grüsst Dich wirklich, selig-leise,
Von Laub aus *Tiefurths* Hainen halb verhüllt.

Nur wenig Schritte und Dir grünen Ranken
Um unsers *Schiller's* Dach von *diesem* Laub. —
So tritt selbst, freudig, in des Festes Schranken
Der Göttername, keiner Jahre Raub.

Er, dem die Harmonien alle klangen,
Willkommen! ruft er, ob er von uns schied. —
So reih't sich Ewiges, Dich zu empfangen,
Der Geister Gruss, die Kunst, der Geister Lied.

An Wärme und Zartheit steht keinem Gedichte dieser Sammlung No. 28, „*Sehnsucht*," nach: worin ein sehr delicates Motiv, das aus der Vergeblichkeit früherer Anstalten zu des Fürsten Empfang hergenommen werden konnte, fein und sinnig benutzt worden ist. Man legt dieses Gedicht dem wackern Mathematiker am weimarischen Gymnasium, Hn. Prof. *Weichardt*, bey:

Manche Stunde ging ich, sehnlichst harrend,
Durch die Strassen, auf die nächsten Höhen,
Ob nicht frohe Bothschaft gleich am Wege,
Staubgewölke nicht aus weitrer Ferne
Seines Zuges Kommen mir verriethen.

Und das Sehnen, das mein Herz bewegte,
Konnt' ich deutlich auch an andern spüren:
Alles blühte, grünte durch die Strassen,
Und aus zarter Frauen Lieb' und Sorge
War ein zweyter Frühling aufgegangen.

Länger dauerte des Fürsten Säumen,
Zweig' und Blumen fingen an zu welken,
Kranz um Kranz fing an sich zu entfärben,
Ach der Sonne festlichklare Fackel
Zehrte mit an unsrem frommen Fleisse.

Kümmerniss lag da in allen Blicken,
Aber Kränze wand man immer neue;
Und was hier den zarten Schmerz verschönte,
Was des Festes Zögern fast versüsste,
War das Sinnen, schöner sie zu schmücken.

Als ich so das Treiben sah und liebte,
Und im wohlbewusten Herzen fühlte,
Wie sich Freud' und Sorge wechselnd drängten;
War's mir doch, als wenn die allerersten
Lebenswonnen freudig wiederklängen.

Sinnend schaut' ich da in meinen Busen;
Ist Verehrung eines solchen Fürsten
Doch so hold und sorgensüfs, wie Liebe,
Die in unsers Lebens grünen Stunden
Wir voll sel'ger Bangigkeit empfinden.

Auch No. 7 ist eine ausgezeichnete Ode, von Hn. Rath *Pistorius* im Geiste der Alten gedichtet. Gern übersieht man einige metrische Härten bey sonst so gelungenen Strophen:

Herrmanns Schilde glänzen am festen Eichstamm,
Roma's Varus mächtige Legionen
Sind versunken; heilig im Rath der Götter
Waltet das Schicksal.

Bey No. 19, *Waffenglanz* (von Hn. D. *Schnaufs* in Weimar), ist für Auswärtige zu bemerken, dafs man zur Erheiterung der älteren städtischen und fürstlichen Gebäude die in Stein gehauenen Wappen mit glänzenden Farben auffrischte: ein Bestreben, das von Unkundigen leicht misgedeutet werden könnte, und hier seine ächte Auslegung erhält. — Ungern trennen wir uns von den übrigen Gedichten, unter denen sich die lateinischen *Hendecasyllabi* des Hn. Prof. *Hand* (No. 27) durch catullische Leichtigkeit empfehlen.

Das Ende krönet das Werk. So stehet auch hier das vorletzte Gedicht (No. 31) „*den Einziehenden*", ein patriotischer Zuruf, einfach und herzlich, von Hn. *von Knebel*, an seinem Platze; und wer möchte in dem letzten (No. 22), *Familien-Gemälde* überschrieben, die freye Hand des grofsen Meisters verkennen, der, wie er das Ganze begann und einleitete, so es aufs würdigste mit der fürstlichen Familien-Scene zu schliessen, und noch Höheres anzudeuten und hoffen zu lassen verstand? Wir wiederholen das ganze Gedicht:

So leitet zu des Schlosses Pforten
Die Muse festlich jeden Schritt;
Es fehlet nicht an ernsten Worten,
Und manches heitre tönet mit.

Bald blüht in diesen Lustgefilden
Ein neues Fest dem treuen Blick:
Gemahlin, Söhne, Töchter bilden
Den schönsten Kranz, ein häuslich Glück!

Der Künstler steht entzückt im Schauen,
Entwirft, mit Ruben's Hand und Kraft,
Anständ'ge Ritter, hehre Frauen,
Und aller Stoffe Farb' und Saft.

Schon hat er's emsig unter Händen,
Er sieht es wachsend vor sich stehn;
Gelingt's ihm schnell es zu vollenden,
So werdet ihr's mit Freude sehn.

Wenn, wie man hoffen darf, die bildende Kunst sich mit der dichtenden zur Vollendung dieses Entwurfs vereinigt: so wird man von Neuem wahrnehmen, dafs der Patriotismus, welcher die Rückkehr des allgeliebten Fürsten feyerte, sich am schönsten und würdigsten und, ohne alle öffentliche Veranstaltung, wie von selbst, in der Residenzstadt zeigte, welche auch durch persönliche Bekanntschaft dem herrschenden Hause am nächsten steht, und den heiligen Moment des Wiedersehens am schicklichsten weihen konnte. Indefs hat man auch auswärts die Gefühle der Freude mit Weimar getheilt. Selbst in obiger Sammlung erscheinen zwey Gedichte von Jenaischen Gelehrten, wovon das Eine (No. 29) *die Saale zur Ilm*, von Hn. Prof. *Danz*, eben diesen löblichen Wetteifer gemüthvoll ausdrückt, das zweyte (No. 17), in lateinischen Distichen von Hn. D. *Göttling* verfafst, die Empfindungen der Zeitgenossen in alterthümlicher Sprache redet.

Ausserdem ist noch einzeln, ebenfalls aus eigenem Antriebe, nicht auf öffentliche Veranlassung, ein Gedicht herausgegeben worden, das nur aus diesem Gesichtspunct beurtheilt werden mag:

1) Jena, b. Schreiber: *Serenissimo Principi, CAROLO AUGUSTO, Patriae Patri, ex bello ad suos reduci:* dicavit *Henricus Carolus Abrahamus Eichstädt*, P[illegible] Jenensis. 2 Bogen in fol.

2) Weimar, im Industrie-Comptoir: *CARL AUGUSTS, Herzogs zu Sachsen, des Vaters des Vaterlandes, glücklicher Wiederkehr aus heiligem Kriege zu den Seinen.* Von D. *Heinrich Carl Abraham Eichstädt*, H. S. Geheimen Hofrath und Professor zu Jena. *Aus dem Lateinischen.* August 1814. 2 Bog. in fol.

Von diesem Gedichte hier etwas mehr zu sagen, als dafs es erschienen ist, würde dem Ref. am wenigsten anstehen. Zu der Voreiligkeit der Herausgabe, bevor es des Verfassers glättende Feile erhalten konnte, ermuthigte der Gedanke, dafs dem fürstlichen Wohlthäter auch eine kleine Gabe, mit Dankbarkeit dargebracht, nicht misfallen könne; aber ein unerwarteter Lohn war es für den Vf., dafs derselbe hochverdiente Staatsmann, der in der Anzeige obiger Sammlung zuerst genannt worden ist, es nicht verschmähte, dem Gedicht durch Übertragung in die Muttersprache (No. 2) mehrere wohlwollende Leser zu gewinnen, und zugleich dadurch von Neuem zu bewähren, dafs Er Kunst und Wissenschaft nicht blofs durch Leitung und Aufsicht, sondern, was kräftiger für öffentliche Lehranstalten und wirkungsreicher ist, auch durch Beyspiel und unmittelbare Theilnahme befördert. Und so mögen auch von den 28 Strophen dieses Gedichts einige, im Original sowohl als in der Übersetzung, hier Platz finden.

Nach einem von dem erhabenen Gegenstande des Gedichts hergenommenen Aufruf an die *Salana Pieris: haud venale carmen altisono modulare plectro*, und nach einer darauf folgenden Schilderung der siebenjährigen Schmach, so wir von dem Tyrannen erduldet, fährt der Vf. also fort:

At non inultum tale nefas Deus
Despexit alta sede palatii,
Pensare nec gentes furoris
Supplicium finit immerentes.

En scuta terris insolitis micant
Arctoa, fulgent Thracia spicula,
Castrisque vexillum revulsum
Sarmaticis fluitat per auras.

Quis ille vindex perfidiae, nova
Formosus ira, turbinis impetu
Deproeliantis arva, fertur
Per Scythias juvenis phalanges?

Huic Fridericus, fata resarciens
Virtute, fidam jungere dexteram
Amatque Alexandri tropaeis
Consociare suos triumphos.

Quam bellicosus fulminat aeneo,
Mavortiarum gloria gentium,
Borussus igni, pro gemente
Non timidus patria perire.

Frustra tremendi morte Moravii
Laetantur hostes: armipotens adhuc
Viget Platovius senisque
Blucherii juvenile robur.

Et Austria altos, te duce, spiritus,
Francisce, sumpsit, qui diademati
Nepotis otium anteponens,
Fatiferos gladios retundis.

Magni Britannus propositi tenax
Exsultat, iras vertere Sueciam
Dum cernit atque heroa Gallum
Degeneris puduisse stirpis.

Gaudent Iberi, sanguineam retro
Cessisse divam finibus Hesperis,
Actamque in hostes nunc avito
Parcere saevitiem penati.

Tandem et refuso pro lare Teutonum
Cruore pulcri nominis eluit
Labem Bavarus, Wredianis
Vulneribus satis expiatus.

Nec Wittekindi oblitus adoreae,
Tela, in suos heu quae male jecerat,
Retorsit, et cervice foedum
Saxo jugum valida repressit.

Vom Thron des Himmels konnte den Unfug nicht
Der Gottheit Auge schauen so ungestraft,
Noch Quälungen schuldloser Völker
Dulden vom Unsinn des grossen Wüthrichs.

Aus fernen Zonen ziehet die glänzende
Rüstung des Nordens, Thracische Lanzenschaar;
Herbey und von Sarmatiens Rossen
Wehen in Lüften die muntern Fähnlein.

Wer ist der Rächer solcher Verworfenheit,
Im Zorn nur schöner, wenn er, Orkanen gleich,
Rauscht über weite Schlachtgefilde,
Jugendlich kämpfend mit seinen Scythen?

Da reicht, besiegend Unglück durch Tugenden,
Ihm Friedrich Wilhelm treulich die Rechte dar,
Will mit Triumphen Alexander's
Einigen seiner Trophäen Schimmer.

Da wachet Preussens eherner Donner auf;
Ruhmvoll vor allen pranget das Waffenglück
Der Söhne Preussens, für gequältes
Vaterland scheuen sie nicht zu sterben!

Furchtbar war Moreau, drum auch sein Unglückstod
Dem Feind erfreulich, aber vergebens nur;
Noch kämpfte Platow unerschrocken,
Blücher, der Greis, noch mit Jünglingskräften.

Durch Franz erglühet Österreichs hoher Geist,
Des Enkels Kronenhoffnung verschmähet er,
Und Wiederkehr des Friedens fördernd
Dämpft er der blutigen Schwerter Rachgier.

Wie jauchzt der Britte, grossen Entschlüssen treu,
Als er sich wenden schwedische Schwerter sah,
Den Held aus Frankenstamm hinfort sich
Seines Geschlechtes Entartung schämen.

Wie jauchzt Iberien, als sich sein Königsstamm
Aus Westen herstellt, wenn nun der Kriegesbrand,
Forthin des Vaterlandes schonend,
Lodert nur auf zu des Feinds Vernichtung.

In neuem Lichtglanz strahlt der beschattete
Kriegsruhm des Baiern, seit er für deutschen Heerd
Sein Blut vergeusst, und Wrede's Wunden
Glorreich versöhnen den alten Missklang.

Des Heldenruhmes Wittekind's eingedenk,
Kehrt auch der Sachse sein gegen Vaterland
Gezog'nes Schwert auf Deutschland's Feinde,
Reissend sich los von der Schmach des Joches.

Hierauf der Übergang zu des gefeyerten Fürsten Feldzug; endlich der Schluss:

Io triumphe! Procubuit minax
Letumque spumans hydra tyrannidis,
Ac tuta libertatis umbra
Sceptra simul recreatque gentes.

Fausto per agros Pax graditur pede
Laetos, bonarum fertilis artium,
Et Fas pium Securitasque
Cum patriae Patre nos revisit,

Qui Galliarum gratus et Angliae
Hospes reversus, Pieridum chorum,
Apollinari vate doctum,
Vimario Helicone fulcit.

Io triumphe! Mercurialium
Nutrix virorum, Jena, novum decus
Ovans renidenti capessit
Principis exhilarata vultu.

Sic atra quondam, quum Phrygias rates
Versaret Eurus, nubila lumine
Neptunus adventans fugavit,
Purpuream retulitque lucem.

Tod und Verderben sprühete um dich her —
Du bist zertreten, Hydra der Tyranney!
Im Schatten ungestörter Freyheit
Ruhen die Herrscher, die Völker wieder.

Beglückten Fusses wandelt der Friede schon
In Lustgefilden, fruchtbar an Wissenschaft
Und Kunst; Gerechtigkeit und Ruhe
Kommt mit dem Vater des Vaterlandes,

Ein Gast der Franken, Albions werther Gast,
Bey uns nun bleibend, durch Ihn der Musen Chor,
Geleitet von Apollo's Liebling,
Steigt auf Wimariens Pindus höher.

Triumph! der Muse treuliche Pflegerin,
Die alte Jena, jubelt in neuer Zier;
Gern schöpft sie auch für sich Erholung
Aus des erheiterten Fürsten Antlitz.

Wie auf den Meeren Phrygische Schiffe einst
Im Sturmwind zagten, Wolken verdunkelten
Den Horizont, Neptun vertrieb sie,
Rufte den Purpur hervor Aurorens!

St. Petersburg, in d. Druckerey der kaiserl. Akad. der Wissensch.: "Ὕμνος εἰς Νέμεσιν ἐν τῇ νίκῃ καὶ τῷ νόστῳ Ἀλεξάνδρου τοῦ Σεβαστοῦ. *Hymne à Némésis à l'occasion du Triomphe et du Retour de Sa Majesté l'Empereur.* Par le Dr. *F. Graefe*, Prof. à l'Institut-Pédagog. de St. Pétersb. et à l'Acad. de St. Alexandre-Newsky. 1814. 25 S. in 4.

Ebendaselbst: *Examen Graecum in Academia Alexandro-Nevensi habendum carmine Graeco commendat* D. C. F. *Graefe*, Prof. 1814. 8 S. in 4.

Hr. Prof. *Gräfe*, den Freunden der griechischen Literatur durch seine vortreffliche Ausgabe der Epigrammen Meleagers bekannt, hat *Alexanders* Rückkehr aus dem rühmlichen Kampfe für Deutschlands Freyheit durch diese Gedichte gefeyert. Der würdige Gegenstand und der innere Gehalt derselben, in welchen sich deutscher Sinn mit griechischem Geiste gepaart sehr kräftig ausspricht, machen es uns zur Pflicht, aus dem ersten, das sich den homerischen Hymnen in mehr als einer Hinsicht nähert, die Schilderung des gigantischen Eroberers und den Göttersprueh, den Zeus der flehenden Nemesis ertheilt, aus dem zweyten aber, das etwas früher als jenes erschien, eine nicht minder gelungene Stelle, in welcher der Dichter im Vorgefühl einer glücklichen Zukunft Alexanders Rückkehr ankündigt, als Proben auszuheben.

Καὶ γὰρ Ἀλάστωρ τις κατὰ γῆν ἐπάτησεν ἅπασαν
λάξ, δεινόν τι πέλωρ, ὀφιώδεσι ποσσὶ Γίγας ὥς·
αἵματος ἐξανέδυ, καὶ ἀφ' αἵματος ἔῤῥεεν ἴχνος
ὠμοβόρου. τοῦ δ' ἄντα Φόβος τ' Ἀπάτη τε βεβήκει,
καὶ Ψεῦδος μάλ' ἀναιδές· ὀπηδὸς δ' ἔσπετ' Ἀνάγκη,
χερσὶ σιδηρείαις ἀδαμάντινον ἧλον ἔχουσα,
Δουλοσύνη τ' ὀλοή, καὶ Ἀθυμίη μανιώδης,
καὶ Θανάτου μέλαν ὄμμα· τά τε Στυγὸς αἰνὰ πέλωρα·
τοῦ δ' ὑπὸ ποσσὶ μαραινομένης χθονός, οὐκέτι γαῖα
φρίσσεν ἐν ἀστάχυεσσιν, ἐν ἔγχεσι δ' ἀγχεμάχοισιν,
ὀγκωτοῖς τε τάφοις. μακάρων δ' ὄγε δώματα συλῶν
πάντα, θεῶν ξοάνοισιν ἑὸν κοσμήσατο θῶκον, —
ἀθανάτοισι μινυνθάδιον, καθαροῖς ἀκάθαρτον, —
συσφίγγων ἀλύτοισι πέδαις, ὡς Ἄρεα δῆσαν
παῖδες Ἀλωῆος, μάλ' ἀτάσθαλοι, αἶψ' ὀπίσω
ἄμφω κτεινομένω· Ῥώμης δ', ἔνθ' οἰκί' ἔναιον
ἔσχατον, ἣν τ' Ἄρεως θυγάτηρ ἐδέμησε δαΐφρων,
ἐξέλασ' ἀθανάτους, φυγάδας καὶ δουριαλώτους,
αἰνὸν ἄγος! σὺν δὲ θνητῶν εἴδωλα καμόντων,
οἵ ποτ' ἀμυνόμενοι περὶ πατρίδος, εἰς Ἀΐδαο
εὔψυχοι κατέβησαν, ἐκίνησεν καὶ ἀπῆγεν,
μνήματ' ἐλευθερίης καὶ ἀρίστων λῆμ' ἐπιεικὲς
κωφαῖς ἐχθαίρων καὶ ἐν εἰκόσιν ἄφρονι λύσσῃ.

„Θάρσει, τέκνον ἐμόν, καὶ τέτλαθι, κηδομένη περ,
βαιὸν ἔτ'! οἶδα δὲ πᾶν· καὶ δὴ τετελεσμένον ἔσται!
γιγνώσκεις χθόνα δῖαν ὑπ' ἐσχατίοις Βορέαο
τέρμασιν, ἔνθα θέρους ἀκαμαντοπόδεσσ' ὑπὸ πώλοις
οὐρανὸν Ἥλιος τέμνει κατὰ νύκτα καὶ ἦμαρ,
Ἠὼς δ' αὖ καινή, Ὠρειθυίης τέκος ἁγνόν,
χείματος εἶν ὥρῃσι ῥόδων στέφει αἰθέρα δῖον;
οὐκ οἶσθ'; ἀμετέρου, ταύταν χθόνα πατρίδ' ἐοῦσαν
αἰετοῦ; αἰέτι δ' ἠρεμέει! ἴθι, τέτλαθι θυμῷ
βαιὸν ἔτ'! ἀμητὸς δ' Ἄτης οὐχ ὥριος οὔπω!
ἄλλο δέ τοι ἐρέω· τὸ δὲ καὶ τετελεσμένον ἔσται·
αἰετοῦ εὖτε λέων ποτ' ἐπαΐξῃσι καλίῃ,
καὶ μαλερῷ Φοίνιξ φλέξῃ δέμας ἐν πυρὶ καλόν·
δὴ τότε ποίνιμος ἦλθε δίκη, σοὶ δ' ἔσσετ' ἀλέξων,
υἱὸς ἐμός, μακάρων τὸν ἐγείναμεθ' ἔμμεν ἀρωγὸν
αἰὲν ἐν ἀνθρώποισιν, ἐπώνυμον; ᾧ ὑπὸ μίτρην
ἵξεται οὐκ ἀέκοντα, δικαίῳ κοιρανέεσθαι,
γαίης πεῖραθ' ὅλης. διφυὴς δὲ οἱ αἰετὸς ἔσται,
δισσὸν ἐλαφρίζων πυρόεν βέλος, ἐν χθονὶ ναίων,
ᾧ φίλος υἱὸς ἐμὸς πολλοῖς λαοῖσιν ἀνάσσει.
ὃς δὴ νικήσει τὸν ἀτάσθαλον! ἔξοχα δ' ἄλλων,
ὅσσοι ἐμοὶ γεγάασι διοτρεφέες βασιλῆες,
τοῦ κλέος ἄφθιτον ἔσσετ' ἀν' Οὔλυμπον καὶ ἐπ' αἴης,
μεῖζον Ἀπόλλωνός τε καὶ Ἰνδοφόνου Διονύσου. —
ἀλλὰ σὺ μεῖνον ἐν Οὐλύμπῳ, ἕς τ' ἂν σεῦ ἀναστῇ
τιμωρός, θύγατερ, καὶ ἔχ' ἀτρέμας! οὐκ ἄνυσιν γὰρ
εὑρεῖν ἔστ' ἄλλως, ἐπειὴ πεπρωμένον οὕτως!"

Ἤδη δὴ Τυφῶνι λεοντοπροσώπῳ ἔρημος
ἔγκειται νῆσος, πῦρ τάχ' ἐρευγομένη· —
οὐ μὲν ἑκὰς Κύρνου· μητὴρ δ' ἀπανήνατο κόλπῳ
κρύπτειν, ὃν φάος οὐδ' ὤφελε πώποθ' ὁρᾶν· —
ἀλλά που ἐν νέφεσιν Διὸς αἰετός, ὀξὺ δεδορκώς,
ἕζεται, ἐκτήξων πῦρ χθόνιον στεροπῇ.
Οὐκετ' Ἔρις θνητοῖς, ἄμοτον μεμαυῖα, προσίζει,
καὶ Κράτος. ἠδὲ Βίην τῆλ' Ἀΐδης κατέχει.
Οὔ τιν' Ἄρης φοβέει κορυθαίολος, εἰ μὴ Ἔρωτα
νήπιον, ἐν κόλποις μητέρος ἑζόμενον.
Οὐκέτι λήϊα καλὰ βαρὺς στρατὸς ἐς χθόν' ἐρείπει,
οὐ δ' ἔτι τις Τυφῶν λείρια καλὰ φλέγει.
Ἤδη Ἀθηναίη δρέψαι πάλιν εὔαδ' ἐλαίης
καρπόν, καὶ φύλλοις στέψαι ἑοὺς ἑτάρους.
Εἰρήνη δ' ἐπὶ γαῖαν ἀνῆλθ'· ἐγέλασσε δὲ γαῖα·
ἑστίῃ δ' αὖτις φαιδρὸν ἵησι σέλας.
Καὶ τάχ' ἐμὸς Βασιλεὺς πάλιν ὄψεται ἤθαδα πάτρην,
νίκης τ' εἰρήνης τ' ἀγλαὸς ἡνίοχος.
Δάκρυσεν δὲ γελῶσα κύσει μιν δῖα γυναικῶν,
Μήτηρ, εὐσεβίης ὄλβον ἄγουσα μέγαν. —

Übrigens können wir am Schluss dieser Anzeige den Wunsch nicht unterdrücken, dass irgend ein Gelehrter, nach *Fischers* und *Mitscherlichs* Beyspiel, eine Sammlung griechischer und lateinischer Gedichte, die nicht in die Classe der gewöhnlichen Gelegenheitsgedichte gehören, sondern einen höheren Werth und ein allgemeineres Interesse haben, mit der nöthigen Auswahl veranstalten, und so für die Erhaltung und weitere Verbreitung derselben sorgen möge. Θ.

1) Bremen, b. Heyse: *Töne der Zeit*, von *Gerhard Anton von Halem*, herzogl. holstein-oldenburgischem Justizrathe. I. 1814. XVI u. 239 S. 8.

2) Hamburg, b. Bohn: *Spott- und Jubel-Almanach für Deutsche* von *Johann Friedrich Schink*. 1815. XXIV u. 192 S. 8.

No. 1. Ein edler Dichter redet hier Worte zu uns,

mit deren Klang jetzt so Mancher sich behängt und von der Gasse herauf beschwerlich fällt, und die nur da erfreuen können, wo sie mehr als Schellen oder Scherben sind. Die vorderen Blätter dieser poetischen Sammlung enthalten Lobgedichte auf mehrere Männer der Zeit, und patriotische Lieder, unter welchen das: *Trara! Kosak!* (nach dem Russischen), die anderen weit übertrifft. Was aber den eigenthümlichen Werth dieses Werks bezeichnet, sind die darauf folgenden, und, nur durch wenige andere Gedichte unterbrochen, bis zu Ende reichenden, meistens in Distichen abgefassten Sinngedichte oder Sinn- und Sitten-Sprüche. Mit freyer Stirn und klarem Herzen redet hier der Vf. die Wahrheit, und statt der taumelnden Begeisterung oder des nur wie fader Essig beissenden Nachgespötts der lieben neuesten Teutonisken, findet man hier Lehren, Warnungen, zu diesem Zwecke sinnreich gemachte Zusammenstellungen, treffende Worte für die Mängel der Zeit und die noch vielfach waltenden, willkührlichen und unwillkührlichen, Verblendungen. Wer Augen hat zu lesen, der lese! wer Ohren hat zu hören, der höre! Diese zum steten Ringen gegen den Schein aufrufenden Gedichte reden mehr die Sprache des Verstandes, als der Poesie; sie sehen aber auch nicht anspruchsvoll aus, und sie mögen uns als Fragmente einer geistreichen Reflexion, unter eine gedrungene, eindrückliche Form gebracht, erscheinen. In Bezug auf die Art, wie die Sprüche der alten prophetischen Weisheit ertheilt wurden, verdienen sie allerdings *Töne der Zeit* zu heissen; wir nennten sie aber noch lieber und bezeichnender Lehren der Zeit, Fürsten- und Männer-Spiegel, und möchten sie gern zu diesem Gebrauch als heilsam empfehlen können.

In Hinsicht der Form sind diese Distichen manchem Tadel unterworfen; oft hat aber auch der Blitz des Gedankens die Vollendung des Äusseren mit sich herbeygeführt. Die vielen, in dem Werke vorkommenden Paraphrasen bemerkenswerther Worte Anderer sind hier, wo sich die Zeit selbst im Spiegel der Wahrheit sehen soll, an ihrem Platze.

Die der Sammlung angehängte Schilderung des Märtyrerthums der beiden deutschen Männer, *von Fink* und *von Berger*, wird den Vaterlandsfreunden werth seyn, und ist ein Seitenstück zu den herzbewegenden Blättern, welche die Geschichten von *Beckers* Gefangenschaft und von *Palms* Tod einer freyeren Nachwelt überliefern.

No. 2, wie der Titel besagt, will spotten und jubeln; oder vielmehr, wie der Inhalt ausweist, seinen Jubel in Spottgedichten aussprechen, die „dem Corsen" (wie der Vf. den Weltfeind zu nennen affectirt) und seinen Heeren nachgepfiffen werden. Ob eine solche Auslassung unserer Freude der heiligen Zeit angemessen, ob solcher Spott als angenommener Stil überhaupt deutsch sey, bleibt dahin gestellt. Die Menge läuft dem Verurtheilten nach und spottet, wenn er gerichtet wird; den edleren Menschen macht jedes Gericht Gottes feyerlich still und in sich selbst gekehrt; der Lärm ist überhaupt nicht der Messer des Gefühls. Wir wollen dem Vf. im Geringsten nicht absprechen, dass er in seinem vollen Eifer gedichtet hat; dass er aber etwas Vortreffliches oder sehr Merkwürdiges geleistet — was er nach dem zur Vorrede dienenden Gespräche wohl glauben möchte — sprechen wir ihm unbedenklich ab. Er betrachtet mehrere dieser Gedichte, zur Zeit des Kriegs in Polen und Russland entstanden, als Weissagungen, deren Erfüllung ihm für seine Gesänge ein grosses Wort zu sprechen scheint; wer aber hat in jener Zeit nicht Ahnungen einer wunderbaren, alles Vorherige an Neuheit übertreffenden Entscheidung gehabt? Die Zeit selbst stand als ein Gesicht vor uns da. „Mehr als einmal," sagt Hr. *Schink* in dem einleitenden Gespräch (*Ein Freund und ich*) S. VII, „empfand ich mich in einer Art visionären Zustandes, und es bewegte mich, wie prophetische Weihe." Von der grossen Geistigkeit dieser Visionen sehen wir hier eben keine Probe.

Noch mehr auf das Einzelne einzugehen, halten wir für überflüssig. Das Beste scheint uns die *Herzenserleichterung bey Aufhebung des Congresses zu Chatillon* zu seyn. In dem Gedichte *Huldigung* hat der Vf. das elegische Mass mit Reimen angewendet; diese bey den ältesten deutschen Nachbildnern des Hexameters anzutreffende Weise könnte sich auch für manche Art von Gedichten recht gut eignen. Von der Kraftsprache des Vfs. mag Folgendes aus einem Gedicht *„an den Corsen"* zur Probe dienen:

Stirb', und verfaul', und fahre fort zu stinken;
Denn lange schon stankst durch dein Leben du! (S. 135.)

Rec. ist bey dem Abschreiben ganz widerwärtig zu Muthe. — Der Gedanke, im vorgedruckten Kalender jeden Tag mit merkwürdigen Begebenheiten der letzten Jahre zu bezeichnen, verdient, bey einem patriotischen Taschenbuche, Billigung und Lob, und der Vf. Entschuldigung, wenn dieser Kalender noch nicht völlig geordnet erscheint. Ziererey aber ist es, in diesen sehr ernsthaften Denkwürdigkeiten Napoleon nicht anders als *„den Corsen"* zu nennen. Es hat viele Corsaren gegeben, aber — wohl der Menschheit! — Napoleon wird einzig bleiben. — us.

NÜRNBERG, b. Riegel u. Wiessner: *Gustav Feuerleins Gedichte.* 1815. 147 S. 8. (14 Gr.)

Unter so manchen Ausströmungen des nationalen Gefühls, welche die Zeit veranlasst, verdienen diese Gedichte eine ganz besondere Auszeichnung. Wenn in einigen, und besonders den ersteren Blättern der Sammlung, die Sprache und ganze Behandlung der Gegenstände nicht unmittelbar poetisch, sondern mehr im Prisma der Rhetorik gebrochen erscheint: so sind viele andere so ganz dem innerst angeregten Gefühl entsprossen, und so voll der edelsten Andeutungen und Beziehungen der Zeit und des Volksthums, dass man sie recht liebgewinnt, und nicht wieder von sich lassen mag. Unter den bekannteren jugendlichen Erscheinungen, in welchen der gleiche Geist des deutschen Strebens sich ausspricht, wüssten wir keine passender mit diesen trefflichen Gesängen zusammen zu stellen, als die (in diesen

Blättern 1814. No. 171 beurtheilten) Gedichte von *Freimund Raimar*, die hoffentlich keinem unserer Leser ungekannt geblieben sind. In *Feuerleins* Gedichten weht mehr antiker Geist, antike Lyrik, es ist hier nicht die geringste Spur vom Tone deutscher Romantik, wie ihn *Freimund Raimars* Lieder vernehmen lassen; und das Mimische und komische Element in manchen der letzteren wird in *Feuerleins* Sammlung nirgends angetroffen: aber es ist Rec. eben höchst interessant gewesen, diese entschiedenen Gegensätze der Darstellung beider zu betrachten, und in beiden die höhere Einheit ihrer Feuergeister zu erkennen. In *Freimund Raimars* „geharnischten Sonetten" ist die Form der unseres Dichters mehr genähert. Eine vorzügliche Stärke hat dieser, die grossen Namen und Muster der alten Geschichten mit den Bildern unserer Gegenwart zusammen zu stellen, und man möchte seine Gedichte in dieser Hinsicht einen wohlgeordneten Bildersaal oder *Heldenspiegel* nennen, wie eins derselben überschrieben ist.

Fast jedes dieser Gedichte verdient Lob und Liebe, und wird gewiss beides finden; um so weniger wollen wir mit einer vereinzelnden, vollständigen Aufzählung des Lobenswürdigsten dem Leser vorgreifen. Nichts aber unter dem Vielen, was Rec. angesprochen hat, ergriff ihn mehr, als das Gedicht an *Wellington*, und Graf *Bülow-Dennewitz*. Beides sind meisterhafte, ächte Heldengesänge; Bilder und Sprache in beiden folgen dem Dichter wie ein königlicher Strom. Das Gedicht: *Preussens Pilot*, obgleich in reimlosen Jamben gefertigt, hat etwas vom Stil und der Würde der politischen Canzonen Petrarca's. In dem Gedicht *Entthronung*, einem treffenden Bilde des entthronten Entthroners, heisst es:

Noch bekleidet mit dem Fürstenflitter
  Scheint er, sich zur Folter, gut gelaunt,
Wie ein Tiger, der im Eisengitter
  Dumpf sein buntgeflecktes Fell bestaunt.

In dem Gedicht: *Preussens Wiedergeburt*, stellt der Vf., wie in einem anderen *den Niemen und die Beresina*, und dann *Tyrus* und *Hamburg*, so die Jahre 1806/7 und 1813 einander im Wechselgespräch entgegen. Wir heben eine Stelle aus:

1807.

Verloren seyd ihr, weil ihr euch verloret,
Euch und den Glauben an das Vaterland,
Ihr, die ihr gegen Fesseln euch verschworet,
Reicht jetzt aus Noth dem Schergen selbst die Hand,
Und schliesst zu Tilsit einen ew'gen Frieden,
Euch ewig ins Tyrannenjoch zu schmieden.

1813.

Gerettet seyd ihr — weil ihr sterben lerntet
Für Kind und Kindeskind, für euern Staat,
Das Leben wird nur aus dem Tod geärndtet,
Erst stirbt das Korn, dann sprosst die junge Saat,
Bald kehrt im Ährenkranz der Frieden wieder,
Sanft zu umketten alle deutschen Brüder!

Völlig unbefriedigt liess uns nur das Gedicht: *Die Providenz und die Welteroberer*. (S. 4.) Die darin entfaltete Ansicht von der Geschichte und mancher ausserordentlichen Erscheinung derselben, wie z. B. Attila gewesen ist, erscheint den weiterhin folgenden unähnlich; die Darstellung ist in's Schwarze übertrieben; die Ansicht unpoetisch. Eine poetische Ansicht von der Geschichte nennen wir diejenige, welche nicht bey meteor-gleichen Bildern des Todes in derselben stehen bleibt, sondern das unerschöpfliche Leben betrachtet, in dem auch die Zerstörung eine Geburtsstunde ist. — In dem glühenden Gedichte *Moskau*, das nur etwas zu lang ist, bemerkten wir einen entstellenden Vers in der Strophe:

Bald geht aus diesem schwarzen Aschenhaufen
Ein seltner Phönix himmlischschön hervor,
Den deutsche Schwerter gern mit Blut erkaufen,
Wenn sie sich *voll* im Blut der Franken *saufen* —

Solche Versehen, und Reime wie *Schwerter* und *Mörder* S. 7, und *Phalangen* und *Franken* S. 51, wären zu vermeiden gewesen. So bemerkt man auch hie und da Provincialismen, wie *stosst* für *stösst*, *die* Früchte*n*, welche in der Drucksprache kein Bürgerrecht haben und hier nur zu billigen wären, wenn wir Volkslieder vor uns hätten, zu denen der Provincialismus oft recht angeboren und unnachlässlich gehört. Überhaupt, um kürzlich noch einmal auf die Parallele dieser Gedichte mit denen *Freimund Raimars* zurückzukommen, wird der Vf. der ersteren von Letzterem an poetischer Kraft, Rundung und Vollendung allerdings weit übertroffen, und hat es in der *Kunstnatur*, seine Poesieen zu einem runden Ganzen zu gestalten, noch nicht dahin gebracht, wo jener mit seinen Liedern steht; sein Geist giebt aber von einer anderen Seite an classischem Gehalte und flammender Kraft nichts nach.

Im Anhange will der Vf., nach den Äusserungen der sehr ansprechenden Eingangsstanzen, auch Kleinigkeiten zu beseelen streben, nachdem er kühnere Flüge gewagt hat; wir sehen ihn aber hier nicht recht glücklich. Vielleicht liegt die Schuld daran, dass er für diese leichten Spiele dieselben schwerfälligen Masse wählte, worin er sich in den grösseren Gesängen seiner Natur angemessener bewegt. Ganz wunderlich ist die von ihm angenommene Gewohnheit, zwischen jeder Stanze eine vier- bis fünfzeilige Strophe einzuschieben. Sie verdient keine Nachahmung, und keine Fortsetzung von Seiten des Dichters. Die *Stanzen* in diesem Anhang enthalten viel Zartes, Weiches und Dichterisches, und um so störender, als würde man immer wieder aus einem Strome gerissen, den man sanft hinuntergleiten wollte, sind diese Einschiebsel. Das vollendetste Gedicht ist das letzte: *Loos der Dichter*, im elegischen Masse. *Finis coronat opus!*

— us.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

BOTANIK.

Carlsruhe u. Heidelberg, in Commiss. b. Braun: *Franz Joseph Schelver's*, ordentl. Prof. der Medic. und Botanik zu Heidelberg, *Erste Fortsetzung seiner Kritik der Lehre von den Geschlechtern der Pflanze.* 1814. 118 S. 8.

Nachdem der Vf. in seiner ersten Schrift (J. A. L. Z. 1813. No. 41) die Gründe, auf welchen die eingewurzelte Lehre von der Befruchtung der Gewächse beruht, geprüft hat: so kommt er nun in dieser Fortsetzung zu dem wissenschaftlichen Beweise, dass das Geschlecht der Pflanzen-Natur widerspreche. Wir wollen ihm in seinem Raisonnement Schritt für Schritt folgen, um weder der Unterbrechung noch wo möglich falscher Auslegung Raum zu geben. I. *Von den Geschlechtern und der Erzeugung in der Natur.* Ein Ganzes muss, wenn es geschlechtsfähig seyn soll, einer Theilung fähig seyn; die Theilung des Ganzen aber besteht darin, dass das Seyn einmal seinem Inhalt nach da ist, aber im Mangel der Form steht (weibliches Geschlecht), das andere Mal aber seiner Form nach da ist beym Mangel des Inhalts (männliches Geschlecht). In dieser ursprünglichen Theilung liegt der Fortschritt des Lebens; sobald die beiden Geschlechter ihre Ausgleichung erhalten haben, ist das Leben über den zeitlichen Mangel und Wandel erhaben, es nähert sich um so mehr seinem Ende, als die Geschechter ihre Differenz tilgen; die vollendete Liebe ist auch die Ewigkeit. Umgekehrt dauert die Erzeugung fort, und erneuert sich aus jedem Act der Vermählung, je mehr die unendliche Mitte von dem einen oder anderen Geschlecht überwältigt ist; die vollkommene nicht wieder auflösliche Vermählung der Geschlechter aber, der Übergang in die ewige Liebe, ist der Tod des zeitlichen Lebens.

II. *Von der Erscheinung der Geschlechter und der Erzeugung.* Das Geschlecht und die Erscheinung der Geschlechter ist eben so verschieden als Leben und Lebens-Erscheinung. Wenn daher hier von den Geschlechtern der Erde, der Pflanze, des Thieres die Rede ist: so ist nur die Rede von diesen Erscheinungs-Weisen, und nicht von dem allgemeinen Begriff der Geschlechter; wenn also von der Erde und dem Gewächse gesagt wird, dass sie das Geschlecht nicht haben, dass es aber dem Thiere eigne: so kann diess nicht von der inneren übersinnlichen Beschaffenheit ihres Lebens gemeint seyn, sondern heisst nur, dass das Geschlecht in der Erde, dem Gewächse nicht zur sinnlich wahren Erscheinung gelangt sey. Dem Mangel dieser Unterscheidung des Übersinnlichen und Sinnlichen in der Natur ist die tolldreiste Schematisirung einiger und der Eigensinn einer dürftigen Analogisirung anderer Naturforscher älterer und neuerer Zeit zuzuschreiben: beide gehen zu weit, indem sie das Geschlecht in die Natur der Gewächse auf verschiedenem Wege hineinlegen; nur aus den nothwendigen Erscheinungsweisen des Lebens lässt sich das Gesetz der Geschlechtsdifferenz erkennen und einsehen, worin der Unterschied des Thiergeschlechts vom Pflanzengeschlecht liege. „Denn," sagt der Vf., „das Wesentliche in der Erscheinung ist die wesentliche Erscheinung des Seyns; das Unwesentliche in der Natur ist der in allem Natürlichen gleich vorhandene übersinnliche Geist, weil nicht dieses, sondern allein die sinnliche Form die Natur zur Natur macht. Der Geist der Natur ist nicht der in der inneren Gottheit schaffende, sondern der des sprechenden Wortes. — Da der Geist bisher nur durch den Tod und die Abstraction der Welt zum ewigen Vater eilte: so soll er jetzt aus diesem in den Sinn der Werke dringen, und die für ihn abgestorbene Natur soll ihm neu geboren auferstehen, als der ewigen Wahrheit offenbares Wort und gegenwärtiges Wirken."

III. *Von der Erhaltung und Fortpflanzung.* Das gegenwärtige Leben dieser Erde, dieser Pflanze, dieses Thiers ist eine fortbestehende Erzeugung ihres Lebens; sie haben also für und in sich selbst die Geschlechts-Differenz, die Vermählung und fortdauernde Gebärung desselben Lebens innerhalb dem Kreise ihrer Einzelnheit. Die Fortpflanzung ist aber die über den Kreis der Individualität hinausgehende Erzeugung desselben Individuums, man muss daher das äussere (Fortpflanzungs-) und das innere (Erhaltungs-) Geschlecht unterscheiden; die fortpflanzende Erzeugung aber kann nur erst dann erwachen, wenn die erhaltende vollendet ist. Dieses Erwachen geht aus dem Triebe der Selbstergänzung hervor, weil der Mann mit dem überwiegenden Formtriebe geboren die Materie — das Weib aber in der überwiegenden Materialität geboren die Form ihrer selbst suchen muss; der Mann setzt seine eingeborene Männlichkeit ausser sich selbst, und das Weib, die Form suchend, wird dadurch von der eingeborenen Weiblichkeit gelöst; das Mann-Individuum ist Mann-Weib seiner selbst, und das Weib-Individuum Weib-Mann ihrer selbst. Die Individuen folgen dem geheimen Liebeszuge, welcher über sie bestimmt wird, sie vermählen sich nicht selbst, sondern von den, aus ihrer Selbstergän-

zung durchbrechenden Zeugungskräften überwältigt, wird der ihnen eingeborene und wieder sprechende Ruf des Schöpfers gegen ihren Willen lebendig. Die fortpflanzenden Geschlechter, Mann, Weib, sind nothwendig jedes für sich ein vollendetes Individuum.

IV. *Von den Stufen der Erzeugung und den Erscheinungen des Geschlechts.* Das bewegte Ganze (sonst *das Leben* genannt) entsteht auf dreyerley Art: es ist 1) ein *Gemachtes, Gewordenes*; 2) ein *Werdendes*; 3) ein *Sich-selbst-machendes.* In dem ersten Fall wirken Obergewalten und höhere Mächte zum Vermähltwerden, welches in der sinnlichen Erscheinung die Erde heisst, das Reich der strengen Gewalt und inneren Gleichgültigkeit des Lebens. Im zweyten Fall ist des Schöpfers Gesetz nicht mehr ausser dem Geschöpfe, sondern in demselben; des Schöpfers Wille in ihm ist nicht der sein Wollen schaffende Wille, sondern ein bestimmtes Wollen; es ist nicht des Schöpfers Willen-Macht, sondern eine Entscheidung und Äusserung dieser Macht: dieses nennen wir in der sinnlichen Erscheinung: Pflanzen-Natur. Die Erde hat demnach die Geschlechter nur *an sich*, das Gewächs aber *in sich*, jedoch nicht durch sich. Die Pflanze ist ferner nur erregbar, hat keinen inneren Lebenstrieb, erhält und vermehrt sich nur auf äusseren Antrieb, und hat also die Zeugungskräfte und Vermählungstriebe nicht selbst, sondern folgt den allgemeinen Zeugungskräften und Trieben der Natur. Im dritten Fall ist die Seele zugleich mit dem Leibe und das Leben ist sich selbst gehorsam, d. i., nicht mehr des Schöpfers Wille, sondern des Schöpfers Willen-Erzeugung ist in dem Geschöpf: ein solches Leben ist das (beseelte) thierische Leben. Ein vierter Fall stellt die Menschennatur auf, welche hier nicht betrachtet wird.

V. *Von der vegetativen Erzeugung.* Der Zufall erweckt das Saamenkorn; die Dauer, Grösse, Schnelligkeit seiner Entwicklung ist es ebenfalls der Beschaffenheit des Zufalls schuldig. Ist diese Gleichgültigkeit gehoben: so sehnt sich das Sonnenkind ein Kind der Erde zu werden, und umgekehrt; in diesem Wechselspiele steigt die Verwandlung und Gestaltung. Von der Erde geht der Trieb aufwärts zur Erzeugung der Keime, von der Spitze geht der Zug abwärts zur Entwickelung der Keime; von der Wurzel sehnt sich das Leben zur Fruchtbarkeit, und von der Frucht sehnt es sich zum Wurzeln. Der thierische Leib unterscheidet sich demnach darin von der Pflanze, dass er die Auflösung nicht von aussen empfängt, sondern das verzehrende Feuer in sich hat, und in das Excrement seiner Selbst geht: die Pflanze aber muss im Tode wurzeln und den Chemismus empfangen. Auf gleiche Weise empfängt das Thier nicht die gestaltende Kraft, sondern es hat das Licht in sich, und ist die Herstellung aus seinem eigenen Brande. Die vegetative Substanz ist also zweyseitig, eine Vermählung von irrdischen und himmlischen „Eigenschaften" (Erde und Sonne); jene geben das formlose, diese die Form der Zeugung. Durch den *Sonnen-Einfluss* wird das Gewächs zur Entwicklung und Gestaltung genöthigt; es sucht um so mehr die Erdnähe, geht in die Leiblichkeit und innerste Vermischung, je mehr es vom Lichte getroffen ist und gestaltet ist. Das Licht fodert nach seiner *Gewalt* Farbenlosigkeit und Helle. Aber die Vegetation setzt ihm gleichsam Selbstbeschattung in der Farbe entgegen, und wird umgekehrt im Licht-Mangel farbenlos. Im *Einfluss der Erdmacht* aber und der daraus folgenden Zustände strebt die Pflanze die Enthüllung, Entleibung, Destillation und Gestaltung zu erreichen. Die Sonne lockt den Erdsaft heran, und dieser greift den geformten Keim auflösend, dehnend, füllend, vergrössernd an. Indem nun das Wachsthum anfängt und die Sehnsucht auf Erde, den Keim in äusserer Leiblichkeit darzustellen, lebendig wird: so geschieht die Entfaltung.

VI. *Von der besonderen Erscheinung des Pflanzengeschlechts.* Zwischen Erde und Sonne, Rohheit und Gestaltung, schwebt die vegetative Gestaltung nach diesen zwey Seiten beunruhigt, bedroht und zur Wendung ins Gegentheil gelockt, und nur in sofern das Eine oder das Andere (Sonne oder Erde) in der ganzen Pflanze überwiegt, *erscheint* die Vegetation (im ersten Fall) im männlichen die Erde suchenden, oder (im zweyten Fall) im weiblichen das Licht suchenden Charakter. Diese Geschlechter stehen also nicht in thätiger Beziehung auf einander, weil nicht in ihnen, sondern ausser ihnen die Kraft ihrer Differenz ist; daher sich die weibliche und männliche Pflanze nicht unter einander vermählen, sondern Sonne und Erde vermählen sich in der Pflanze: diese ist nur das männliche oder weibliche Kind des Vermählungsacts der Sonne und Erde; die Differenz, welche das Kind hat, ist auch nicht diesem eigen, sondern der Sonne oder der Erde. Nach dieser Ansicht heisst auch schon bey Dioscorides und allen Alten bis auf Tournefort mit eingeschlossen die saamentragende — die Erde suchende, durch ihre formlose Leiblichkeit und Wildheit ausgezeichnete — Pflanze des Bingelkrauts u. s. w. die männliche, und die unfruchtbare — zartere, kleinere, lichtere, durch Bezähmung und schöne Gestaltung ausgezeichnete — die weibliche Pflanze; wahrscheinlich weil jene in den Früchten die Keime verkörpernd das Leben in die Erde zurückführt, da im Gegentheile an der unfruchtbaren Pflanze nur das unvollkommene Rudiment, nur die Rohheit des Germens ist, welche noch der Befruchtung durchs Licht bedürfen; auch ist der ganze Habitus der saamentragenden Pflanze durch den Trieb, die Leiblichkeit aufzunehmen und dem Erdsaft die himmlische Tinctur einzuprägen, ausgezeichnet.

VII. *Erzeugungs-Geschichte der Pflanzenspecies.* Über den Ursprung der Pflanzenspecies kann man nur aus der Geschichte ihres Geschicks, aus den Verhältnissen zwischen Erde und Sonne, aus dem Wandel dieser Verhältnisse Einsicht erlangen. Man denke sich eine Species in das entgegengesetzte Geschick fallend, wie sie hier von der Erdgewalt übertrieben das Licht suchen muss, und einen Fortschritt in der Gestaltung macht, oder wie sie dort von der Sonnenkraft bedroht die Erde suchen muss, und einen

Fortschritt in Leiblichkeit, Unbestimmtheit und Lösung der Form macht: so werden diese zwey Gegensätze von einander als weibliche und männliche Species unterschieden werden. Man denke sich umgekehrt, dass jede dieser zwey Species in die Gegend falle, welche das relative Gleichgewicht jener zwey Differenzen der Erde und Sonne hat, oder wo jede dieser Species wieder das umgekehrte Geschick antrifft: so wird sie in eine mittlere Species umgewandelt werden, und das Kind der Geschlechter aus Vermählung ihres Geschicks genannt werden. Aus der Differenz dieser dritten zu ihren Erzeugern entstehen wieder neue Verhältnisse u. s. w. Die Gestalt der Blätter von mehreren Gewächsen, deren diagnostische Kennzeichen von diesen Organen hergenommen sind, geben Beweise hievon. So ist z. B. die *Sorbus aucuparia* in den mehrgetheilten Blättern nur eine fortgesetzte Evolutions-Geschichte der *Sorb. hybrida*, so dass beide nur durch das Geschick unterschieden sind, welches die *S. hybrida* in eine *stärkere Innigkeit* des Gewebes, die *S. aucuparia* in eine *grössere Freyheit des Sprossens* zu streben antrieb, und mit diesen Trieben auch die Frucht durchdringt. Auf gleiche Weise geht die *Arctotis hypochondriaca* in die *A. calendulacea*, diese in die *paleacea*, und aus dieser wird jeder sowohl die vorhandenen als die möglichen Mittelglieder erkennen, welche endlich zur *A. anthemoides* führen. Ein ähnliches Beyspiel liefern die Blätter der *Morus nigra*, *alba* und *papyrifera*. So wird es auch nicht schwer werden, unter den Arten der Gattungen *Ranunculus*, *Pelargonium*, *Quercus*, *Acer*, *Platanus* u. s. w. Übergänge zu finden. Der Vf. verspricht hier zugleich, bey einer anderen Gelegenheit auch die Grenzen dieser Metamorphose und die Gesetze, nach welchen das Spiel äusserlicher quantitativer Differenzen in innere qualitative generische Umbildungen erhoben wird, anschaulich darzulegen. Der Vf. macht sich nun selbst folgende vier Haupteinwürfe, welche man dieser Theorie entgegen setzen könnte. Der erste ist: „dass wir doch von jener Macht der Erde und Sonne in Erzeugung der Species keine sinnlichen Beyspiele haben, dass vielmehr die Species, aus einem Klima in ein anderes verpflanzt und ausgesäet, unverändert bleibe; dass diess sogar die eigentliche Prüfung des specifischen Charakters sey." Diesen Einwurf sucht nun der Vf. theils durch Beyspiele der *Peloria* und *Sambucus laciniata* und *nigra*, theils durch Raisonnement über das Geheimniss des Einflusses der Localität auf die Vegetation zu schwächen oder zu widerlegen. Zweyter Einwurf: „Wenn die Pflanzen-Species die Kinder des Geschicks sind: so kann das Gewächsreich weder eine Grenze und einen geschlossenen Kreis der Formen, noch eine innere Beständigkeit haben. Es würde eine Sammlung von Zufällen seyn, welche alle der Veränderlichkeit hingegeben, einst anders waren und einst anders seyn werden. Eine solche Vorstellung ist mit dem Leben unvereinbar, welches im zeitlichen Wandel zugleich ewig und unveränderlich ist." Da aber nach des Vfs. Theorie nur diejenigen Erzeugnisse unwandelbar sind, welche ihre Erzeuger in sich selbst haben: so sind und bleiben die Pflanzen-Species wandelbar und vergänglich; denn ihr Bildungsgesetz, das besondere Verhältniss von Erde und Sonne, ist allein ewig. Ein dritter Einwurf ist: „dass die Zeugungsgeschichte der Species von der Fortpflanzung ihrer Individuen verschieden sey. Die Fortpflanzung sey die Vermehrung der Species in ihren Individuen und Erhaltung der Species; — die beschriebene Zeugungsgeschichte sey aber eine Vermehrung des Genus in seiner Species und eine Veränderung der Species." Es herrscht aber von der Verschiedenheit der Individuen bis zur Varietät und von dieser bis zur Eigenheit der Species nur ein allmählicher gradueller Fortgang, und es ist zwischen individuellen Abweichungen, Varietäten und Species nur der Unterschied einer schwächeren oder stärkeren Spannung der Geschlechtsdifferenz und des Geschicks. Die Fortpflanzung der Species geschieht durch dieselben Mächte, welche die Umbildung der Species erzeugen, und *die Vermehrung der Individuen einer Species ist nicht die Erhaltung einer Species*, *sondern vielmehr der Anfang ihrer Umbildung*. Der vierte Einwurf endlich: „dass die Fortpflanzung nicht darin bestehe, was das Geschick aus der Pflanze mache, sondern darin, dass sie in jedem Geschicke, welches sie erleiden könnte, vermehrt wird. Möge aus dem Saamen der Pflanze werden, was Himmel und Erde entscheiden: so werde doch immer in der Saamen-Erzeugung die Vermehrung dieses Beschlusses erzeugt." Aber der Saamen wird auch nur durch den Einfluss der Sonne und Erde erzeugt, antwortet der Vf., und ist die Beendigung der Pflanzengeschichte, weil die zwey Erregungen des Lebens hier aus der höchsten Spannung die Indifferenz erreichen. Da die übrigen Fortpflanzungs- (Vermehrungs-) Weisen der Gewächse der Geschlechter nicht bedürfen: so sehe man nicht ein, warum solches auf den Spitzen der Gewächse seyn solle; dass ihre Fortpflanzung durch Geschlechter und auch ohne Geschlechter geschehen könne, bleibe so lange eine vernunftlose Rede, bis ihre Verfasser dergleichen *begreiflich* gemacht hätten. Der ganze Irrthum rühre daher, dass man das Saamenkorn mit dem befruchteten thierischen Ey verglichen habe, da es vielmehr mit dem unbefruchteten, aber reifen Keime des mütterlichen Eyerstocks zu vergleichen sey; es hat noch nicht die Entwicklungsgeschichte des Lebens, vielmehr geschieht erst im Keimen die Befruchtung. Die ganze Lebensgeschichte der Pflanze ist nur Entwickelung, und kommt nicht weiter als der Foetus in Mutterleibe.

VIII. *Pflanzen- und Thier-Erzeugung.* Die vegetative und animalische Natur sind wie Freundschaft und Liebe unterschieden. Die Gewächse stehen wie in naher und entfernter Freundschaft: denn Freundschaft ist unter Individuen, welche, weil derselbe Schöpfer in ihnen wirkt, in der *empfangenen* Beziehung einander anschauen. Liebe ist dagegen unter den Individuen, welche in sich selbst den Schöpfer empfinden, und aus seiner ihnen freygegebenen

Macht in die Erzeugung gehen. Wie nun der Seligkeit des gemeinsamen Wollens und Wirkens die Freundschaft vorangehen muss: so ist auch die Zeugung der beseelten Wesen ein Übergang aus der vegetativen Natur, und die Thiere stehen noch mehr oder weniger unter vegetativen Zeugungsgesetzen, je nachdem die Seele in ihnen stärker oder schwächer ist; die Zeugungskraft und ihre Stärke hängt noch zum Theil vom äusseren Geschick ab; es überfällt endlich jedes in seiner Zeit das Gesetz; sogar der Mensch empfindet und erkennt in den Geheimnissen der Liebe das tiefe unergründliche Geschick der Constellation, welche seine Neigungen regierend in den Wundern des Suchens und Findens unsichtbar die sichtbare Verwandlung und Vermischung der Gemüther und Leiber gestaltet. Die thierische Vermischung ist nicht die Erhaltung der Species, sondern vielmehr der Weg zur Umbildung derselben; wie die Species im Pflanzenreiche dadurch, dass sie in das entgegengesetzte Geschick fällt, umgebildet wird. Je reger daher bey den Thieren die Zeugungskraft und Vermehrungslust ist: um so mehr geht der specifische Charakter in das Spiel neuer Formen über, um so mehr löset der Schöpfer die Urgewalten zur neuen Weltgestaltung. Bey den Pflanzen ist es ebenso. Je mehr sie das Glück des Saamen-Reichthums haben: desto mehr werden sie über ihren Standort hinaus fortgesetzt, desto mehr fallen sie in ein anderes Geschick, woraus dann der nothwendige Erfolg der Umbildung der Pflanze aus dem Übermass des Glücks ihrer Vermehrung. Die Thierspecies bestehen aber nur dadurch, dass das Geschlecht immer wieder gleichgültig, und selbstsüchtig gegen die verwandelnden Triebe wird; so bestehen auch die Pflanzenspecies nur dadurch, dass in der langsamen Bewegung des höheren Geschicks die Saamen noch unzählige Mal in dasselbe Geschick fallen, ehe der Wandel sie trifft.

IX. *Übergang der Pflanze zum Thier.* Die Pflanze geht von der Erde aus, und endet in der Thierheit; diese geht von der Pflanze aus, und endet in der Menschheit. Die Pflanze hat die mit dem Schöpfer versöhnte Erde, welche wieder entzündlich, brennlich und jeder Bildung fähig geworden ist; aber den zündenden Funken schöpferischer Kraft erwartet sie noch von aussen her: sie steht da in ihrem Verwandlungsprocesse still, wo das Brennliche aus sich selbst brennt. Die selbstentzündliche Substanz ist der Anfang des seligen Leibes. Je mehr eine Pflanzenart, und wie sie die freyeren Seelen durch Freundlichkeit und Lieblichkeit der Genüsse an sich zieht, und deren Beruhigung an sie verkettet ist: um desto mehr ist die Pflanzensubstanz dem thierischen Leben verwandt. Aber keine Pflanze kann aus sich selbst den Leib verzehren, und in dieser Entzweyung die Seele lösen. Diese Selbstentzündung, welche die eigenen Geschlechter entfaltet, und aus diesem Brande wieder in die unendliche Zeugung geht, gehört dem thierischen Leibe. — Im Thiere ist die Seele am Gewächse des Leibes beschäftigt, wie das Gewächs an der Erde beschäftigt ist. Das Fortschreiten der thierischen Bildungen ist zugleich die Steigerung der den thierischen Leib bedrohenden und wieder bezwungenen Vegetation. Die Seele wagt gleichsam mit einem immer neuen und gewaltigeren Ungeheuer der Leiblichkeit den Kampf; der Leib geht in alle möglichen wilden Ausschweifungen, aber jede wird wieder ein dienendes Organ der Seele. Das allseitig und ganz bezwungene Gewächs, die überwundene Selbstlosigkeit, die allauflösende, über sich selbst wachende, selbstbewusste Seele, das Resultat und Ende der Thierheit ist der Mensch. Dieser geht, da er überwunden hat, in ein freyes Spiel der Liebe zwischen Seele und Leib, und je mehr er sich als den Herrscher empfindet, um so mehr strebt er das leibliche Leben in die Gegenwart zu erziehen und den bewusstlosen Abgrund zu erschöpfen, da das Licht des Erwachens immer durch die Tiefe des Schlafes gemessen wird. — Die Pflanze geht in die Thierheit über (im Gewürm); aber nicht umgekehrt: denn dieser Übergang in den erstarrenden Leib wäre ein Rückgang des Lebens, ein Weg der Entseelung und Bindung des Feuers, welches den Leib verzehrend, die Neigungen entzweyend, Form und Materie scheidend, die erste Geschlechtstheilung entfaltete. Der Wendepunct der Pflanze zum Thiere ist auf diesem Übergange der Geschlechts-Entfaltung; er ist die Umwendung des ruhenden von aussen erregten Lebens zu dem aus sich selbst erzitternden und seine Indifferenz immer wieder verzehrenden Leben.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Aschaffenburg*, b. Wailandt: *Die Berechnung der Dreyecks-Ebene aus ihren gegebenen drey Seiten.* Nach früheren Methoden fasslich dargestellt und neu bewiesen, von *Joh. Jos. Ign. Hoffmann*, Director des Lehrinstituts zu Aschaffenburg u. s. w. 1813. 24 S. 4 und 1 Kupfer. (8 Gr.)

Der bekannte Satz, dass jedes geradlinigten ebenen Dreyeckes Inhalt $= \sqrt{[s.(s-a).(s-b)(s-c)]}$ sey, wenn s die halbe Summe der Seiten und a, b, c die einzelnen Seiten sind, macht den Gegenstand dieser Schrift aus. Hr. *H.* theilt hier zuerst den Beweis des *Frater Lucas de Burgo*, welcher 1494 bekannt gemacht ist, mit; dann den Beweis von *Pfleiderer* und *Euler*, und bemerkt dabey die Schriften, wo man diesen Satz auf ähnliche Weise bewiesen findet. Die Darstellung dieser rein geometrischen Beweise hätte gewiss sehr gewonnen, wenn Hr. *H.* die zur Vorbereitung dienenden Sätze als eigene Lehrsätze abgesondert hätte; dadurch wäre der Schein, als ob der Beweis so überaus weitläuftig sey, weggefallen. Die Zusammenstellung dieser Beweise ist, da sie sich in unseren gewöhnlichen Lehrbüchern fast nirgends finden, sehr angenehm. Weniger interessant ist die Durchführung einiger analytisch-geometrischer und analytisch-trigonometrischer Beweise, die mit einer, selbst für Ungeübte vollkommen zureichenden Ausführlichkeit dargestellt sind, aber dem Wesentlichen nach sich auch in den Lehrbüchern finden. Die ganze kleine Schrift ist gut geschrieben, aber ein wenig durch Druckfehler entstellt.

i. e. e.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

BOTANIK.

Carlsruhe u. Heidelberg, in Commiss. b. Braun: *Franz Joseph Schelver's*, ordentl. Professor der Medicin und Botanik zu Heidelberg, *Erste Fortsetzung seiner Kritik der Lehre von den Geschlechtern der Pflanzen*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Diess ist nun die wissenschaftliche Auseinandersetzung des Vfs. von der Geschlechtsdifferenz. Wir haben, theils um Missdeutungen zu verhüten, theils die Sprache und die Tendenz des Vfs. unsere Leser kennen zu lehren, meist mit seinen eigenen Worten geredet; wir enthalten uns daher des Urtheils darüber, weil nun Jeder nach seiner eigenen Ansicht über den Werth oder Unwerth dieser Theorie leicht wird urtheilen können. Wir sagen nur noch einige Worte über den zweyten *kritischen Theil* dieser Schrift, welcher I) *unsere Recension* über des Vfs. Kritik d. L. v. d. G. d. P. abgedruckt und mit commentirenden Noten begleitet enthält, und 32 Seiten einnimmt. Wir überlassen es unseren Lesern, über die Beschuldigungen des Vfs. gegen den Rec. zu urtheilen, indem daraus mehr die Empfindlichkeit des Vfs. gegen Widerspruch, als Liebe zur Wahrheit, hervorleuchtet. Unsere Recension ist in 42 Sätze abgetheilt, wozu jedesmal eine Replik gefügt ist, im Tone eines beleidigten Schriftstellers. Wir übergehen diese daher, und berühren nur einige derselben, weil solche unmittelbar zur Sache gehören. Der Vf. beschuldigt in No. 17 den Rec. ebenfalls, dass er *Spallanzani's* Versuche über die Befruchtung des Hanfs nicht gelesen habe. Nach *Spallanzani's* eigener Erzählung wurde dieser durch *Bonnet's* Bemerkung zu grösserer Vorsicht bewogen, nachdem die Pflanzen schon versetzt waren. Denn er sagt *Opusc. Tom. III, (ed. Sennebier) p.* 359: „*Je devois donc être très attentif pour voir si quelques fleurs mâles ne se mêleroient point aux femelles*", und bald darauf heisst es ferner: „*Afin que l'examen fut plus vigoureux je coupai tous les rameaux à l'exception cet.*" Warum sollen nun hier keine Blüthen amputirt worden seyn? Zu No. 18 des Vfs. dient Folgendes: *Spallanzani* sagt a. a. O. S. 556: „*Car ils furent assez-grands pour distinguer les individus mâles des femelles.*" Ist diess aber bestimmt genug gesagt, in welchem Zustande der Entwickelung die zum Versuch genommenen Pflanzen sich befunden haben? Mussten sich nach dieser Äusserung die beiderley Blüthen nicht schon entwickelt haben? und geschieht nicht sehr häufig die Befruchtung schon vor der Entfaltung der Blumen? Dass dieser letztere Umstand (welcher so höchst wichtig bey diesem Streit und bey Versuchen über diesen Gegenstand ist) dem Vf. unbekannt sey, erhellt aus dem Geständniss in seiner Kritik S. 51, wo er sagt: „*mir und Anderen ist bisher bey aller Sorgfalt, Mühe und Wiederholung noch kein einziger Versuch* (der Bastard-Erzeugung) *gelungen*," welche unzweydeutige Äusserung der Vf. aber in der *Fortsetzung* S. 92 in der Note zu leugnen scheint; woraus sich deutlich ergiebt, dass der Vf. der Natur leichter etwas andichten, als sie über ihren Gang durch sinnige Versuche befragen kann; anderen Theils aber auch oft nicht mehr zu wissen scheint, was er geschrieben hat, und damit den Schein der boshaften Verläumdung auf den Rec. zu werfen sucht. — II. *Von den getrennten Blüthen.* Da die Trennung der Geschlechter bey den Pflanzen in verschiedene Individuen sowohl als in einem Individuum in verschiedenen Blumen bey Schwachsinnigen und zum Nachdenken trägen Menschen ein Haupteinwurf gegen die vorgetragene Theorie des Vfs. werden könnte: so sucht er denselben in diesem Aufsatz folgendermassen zu heben: Weil nach dem Gang der Metamorphose der Pflanzen auf die Krone die Staubfäden, und auf diese der Fruchtknoten folgt: so muss man, wenn einer Blume der Fruchtknoten fehlt, dieses als eine gehemmte Entwickelung ansehen, und also die männliche Blume eine unvollendete nennen; bey denen Blumen aber, welche nur den Fruchtknoten enthalten, muss man die Entwickelung als einen Grad übersprungen betrachten. Von denen Gewächsen aber, welche an verschiedenen Stellen männliche und weibliche Blumen haben, muss man sagen, dass ihre Entwickelungsgeschichte in der Spannung solcher Extreme ist, dass sie einmal aus Trägheit und Hemmung unvollkommen wird, und das andere Mal aus Beschleunigung ein Mittelglied der Erscheinung überspringt. Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht mehr, die Gründe des Vfs. anzugeben, geschweige sie zu prüfen; wir müssen daher unsere Leser auf die Schrift selbst verweisen, wenn sie nähere Belehrung verlangen.

Ae.

Eisenberg, b. Schöne: *Handbuch der pharmaceutisch-medicinischen Botanik, zum Selbstunterricht für angehende Ärzte, Veterinär-Ärzte, Apotheker, Droguisten* u. s. w. Von *Joh. Chr. Fr. Grammüller*, der Weltweisheit Doctor und Pri-

vatlehrer zu Jena u. f. w. Erster Band. 1813. XXIV u. 496 S. Zweyter Band. 1814. XIV u. 466 S. 8. (4 Rthlr. 16 Gr.)

Der Hauptzweck des Vfs., bey der Ausarbeitung dieses Handbuchs, geht zunächst dahin, den Ärzten, Apothekern und Specereyhändlern über jede pharmaceutisch-medicinische Pflanze genügende Auskunft zu geben, und diesen Theil der angewandten Botanik gleichsam auf eine höhere Stufe der wissenschaftlichen Cultur zu erheben. In dieser Absicht hat er nicht allein alles, was die Botanik der Pharmacie und der Medicin darbietet, unter einen Gesichtspunct gebracht, nach dem jetzigen Zeitgeiste geregelt und sorgfältig geordnet, sondern die meisten Materialien, die für seinen Zweck sich eignen, und in früheren Schriften der Art zerstreut sind, selbst geprüft, verglichen und durch eigene Erfahrungen die Richtigkeit der Analogie zu bestätigen oder zu modificiren gesucht, also in dieser Hinsicht und in Beziehung auf eine deutliche Darstellung der abgehandelten Gegenstände ein recht brauchbares Werk geliefert.

Der erste Band enthält die fünf ersten Classen des linnéischen Systems, welches der Vf. zum Grunde gelegt hat. Einer jeden Ordnung ist eine kurze Charakteristik, sowohl der ihr zugehörenden Gattungen, als der natürlichen Familie, nach *Batsch* und *Jussieu's* Methode vorausgeschickt. Um unsere Leser von der Eintheilung und Anordnung der gesammelten Materialien näher zu unterrichten, wollen wir gleich bey der ersten Gattung *Amomum* stehen bleiben, und die Beschreibung der ersten Art zum Beyspiel aufstellen.

I) *Amomum Zingiber Linn.* Der gemeine Ingwer. 1) Kennzeichen: „Wurzel kriechend, knollig, handförmig, zusammengedrückt, fleischig; Schaft nackt, dick, rund; Ähre und Schuppen eyförmig; Blätter gleichbreit-lanzettförmig, abwechselnd, umfassend, am Rande fein gewimpert. 2) Wohnort: Ostindien. 3) Blühzeit: September.“ Bey Pflanzen, deren Früchte im Gebrauche sind, ist auch die Zeit der Fruchtreife angegeben, 4) Officinell: Wurzel. 5) Einsammeln: Im Winter, z. B. im Januar. 6) Geruch: „Dieser ist durchdringend angenehm und kampherartig.“ 7) Geschmack: „Gewürzhaft, scharf und feurig.“ 8) Chemische Bestandtheile: „Wesentliches Öl und ein scharfes mit gummigen Theilen vermischtes Harz u. f. w.“ 9) Arzeneyliche Kräfte: „Er ist permanent reizend und erwärmend.“ 10) Anwendung: „Bey den höheren Graden des Typhus mit grosser Reizlosigkeit.“ 11) Präparate: „Ausser dem Pulver (*Pulvis*) das destillirte Öl, der gebackene Ingwer u. f. w.“ 12) Abbildung: *Jacq. Vint.* Ferner in den Werken von *Rumph, Reede, Zorn* u. A.

Auf dieselbe Art und Weise hat Hr. *G.* alle in diesem Werke vorkommenden Pflanzen abgehandelt, und seinen Vorsatz, etwas Vollständigeres zu liefern als seine Vorgänger, consequent durchgeführt. Manchen Artikeln sind noch andere sehr schätzbare Bemerkungen und Notizen hinzugefügt. Z. B. ob die ganze Pflanze, von der eben die Rede ist, gebraucht wird, oder ob nur einzelne Theile derselben officinell sind, wie diess wirklich bey Vielen der Fall ist; ob sie vor oder nach der Blühzeit eingesammelt werden müssen, ob sie gleich nach dem Aufnehmen eine besondere pharmaceutische Zubereitung fodern, und endlich was man beym Trocknen und Aufbewahren zu berücksichtigen nöthig habe. Trefflich wird gelehrt, in welcher Lebensperiode die einzusammelnden Theile einer officinellen Pflanze im kräftigen Wachsthum stehen und ihre besten Arzneykräfte besitzen. Wer darauf achtet, wird sich von der Wichtigkeit dieser Kenntniss vollkommen überzeugen: denn sehr oft liegt die Schuld keinesweges an der Pflanze selbst, wenn die aus derselben bereitete Arzney die gewünschte Wirkung nicht hervorbringt, und der Arzt in seiner Erwartung getäuscht wird, sondern vielmehr daran, dass sie entweder nicht zur rechten Zeit eingesammelt, oder beym Trocknen u. f. w. vernachlässiget wurde. Hiebey kommt aber auch sehr viel auf den Ort an, wo sie stand; in einem fetten und kräftigen Boden, z. B. in Gartenbeeten, haben die Pflanzen allerdings einen üppigern Wuchs, sind aber bey weitem nicht so wirksam als an ihren natürlichen Standörtern. Aus diesem Grunde muss man bey der Cultur solcher ausländischen Gewächse, die in unserem Klima im Freyen fortkommen, und zum medicinischen Gebrauche in Menge gebaut werden, hauptsächlich die Lage und Beschaffenheit des Bodens in Betrachtung ziehen; man muss sich durch wiederholte Versuche überzeugen, in welchen Erdarten sie am besten gedeihen, ohne von ihren eigenthümlichen Kräften etwas zu verlieren. Gleich wichtig ist die Kenntniss, alle Pflanzen und ihre Theile, welche wir aus anderen Welttheilen erhalten, in getrocknetem Zustande von anderen, mit ihnen zunächst verwandten Arten zu unterscheiden, um die Verwechselung und die daraus hervorgehenden schädlichen Folgen zu verhüten. Demnach ist es nicht genug, wenn man dergleichen trockene Theile nur nach ihrem äusseren Ansehen vermittelst des Auges kennt; es müssen auch andere Merkmale, z. B. der Geruch und Geschmack u. f. w., zu Hülfe genommen werden, wodurch man sie von ähnlich aussehenden Körpern mit Sicherheit unterscheiden kann. Auch diese Kennzeichen genau zu bestimmen, hat Hr. *G.* keine Mühe gespart, besonders bey solchen Pflanzen, die durch keine Surrogate entbehrlich gemacht werden können. Sehr vollständig sind folgende Artikel abgehandelt: Ölbaum, Pfeffer, China oder Fieberrinde, Kaffee, Zimmtlorbeer, Kampferbaum u. f. w. S. 241 wird richtig bemerkt, dass wir die wahre Angustura-Rinde, *Cortex Angusturae* (*Angosturae*), nicht von *Brucea ferruginea l'Herit.*, noch weniger von *Magnolia Plumierii* und *glauca* erhalten, sondern von einem Baume, *Bonplandia trifoliata Willdenow*, welchen Hr. *v. Humboldt* in den Tropenländern entdeckt hat, und der seinen Namen zu Ehren des Hn. Dr. *A. Bonpland* führt. Bis jetzt ist nur diese Art bekannt. *Bonplandia Cavan. ic. b.* ist eine andere Gattung, die *Willdenow* späterhin unter dem Namen, *Caldasia* aufgeführt und im *Hort. Berol.* abgebildet hat, wovon aber hier nichts erwähnt

wird. Von unserer *Bonpl. trifol.* finden wir eine der Natur getreue Abbildung in *Tratinnick's* Archiv der Gewächskunde 2 Lief. No. 90, und im berlinischen Jahrbuch der Pharmacie 1804.

Auch der zweyte Band, welcher sich mit der dritten Ordnung der fünften Classe (*Pentandria trigynia*) anfängt und mit *Dodecandria* endiget, beurkundet das Streben nach Vollständigkeit und gründlichen Belehrungen. In der Vorrede erklärt Hr. *G.*, dass dieses Werk anfänglich nur auf zwey Bände berechnet war, weil es bloss die bis jetzt noch gebräuchlichen Arzneypflanzen enthalten sollte. Allein da viele seiner Freunde schriftlich und mündlich gegen ihn den Wunsch äusserten, alle Pflanzen, die für Ärzte und Apotheker merkwürdig seyen, mit aufzunehmen: so habe er, um den Foderungen der ihm Wohlwollenden zu entsprechen, seinen Plan erweitert, und neben den kräftig wirkenden Pflanzen auch alle diejenigen aufgestellt, denen die Alten grosse Heilkräfte zuschrieben, die sie aber nach genauer Untersuchung und Prüfung nicht besitzen, und doch auch wegen der Geschichte der Arzneywissenschaft nicht gänzlich übergangen werden dürfen. Ungern vermissen wir: *Verbena triphylla, Salvia Horminum, Galium Aparine, Lobelia Tupa.* Dagegen sind im zweyten Bande aus Versehen einige Pflanzen aufgezählt worden, von denen uns bis jetzt kein medicinischer Nutzen bekannt ist, und die nur Garten- und Blumen-Freunde interessiren, z. B. *Rhododendrum maximum, Dionaea muscipula,* 12 Arten von der reichen Gattung *Melastoma* u. s. w. Hr. *G.* verspricht noch einen Band zu liefern, der bald erscheinen soll. Aber Rec. zweifelt, dass das Ganze in drey Bände gefasst werden könne, zumal da die höheren Classen, besonders *Didynamia* und *Syngenesia*, viele officinelle enthalten, und daher reichen Stoff zu mancherley Beobachtungen darbieten. Indessen wird man gern einen Band mehr kaufen, um ein Werk zu besitzen, welches eine lange Reihe von Jahren eine sehr lehrreiche Unterhaltung gewährt.

Och.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Essen, b. Bädecker: *Buchstabir- Sylla-bir- und Lese-Übungen, in eine natürliche Stufenfolge gebracht.* 1812. 60 S. 8. (3 Gr.)

2) Leipzig, b. Engelmann: *Erstes elementarisches Lesebuch für Kinder zum Lesenlernen, nach der Stephanischen Lautirmethode,* von *Gottlob Kunath*, Lehrer an der Armenschule in Leipzig. Nebst zwey Blättern elementarischer Vorschriften (und 10 Bogen Lautirtafeln). 1813. 64 S. 8. (18 Gr.)

3) Elberfeld, b. Eyrich: *Elementarbüchlein zur leichten und gründlichen Erlernung des Lesens,* von *C. L. T. Lieth*, Lehrer in Bonsdorf. Erste Lieferung. 1813. 32 S. Zweyte Lieferung 1813. 32 S. 8. (6 Gr.)

4) Berlin, in der maurerschen Buchhandl.: *Die Lautung, oder naturgemässe und gründliche Leselehre.* Ein methodischer Lehrgang für die erste Sprachbildung der Unmündigen in der häuslichen Unterweisung und in den Elementarschulen des Volks, herausgegeben von *C. Heinecke*, Prediger in Eichstädt bey Berlin. 1813. XLIV u. 72 S. 8. (10 Gr.)

5) Halle und Berlin, in der Waisenhaus-Buchhandlung: *Versuch einer verbesserten Lesemethode, oder die Kunst, das Lesen ohne das Marter-ABC und sinnlose A, b, ab, in kurzer Zeit zu lehren.* Ein Anleitung zum zweckmässigen Gebrauche des vom Leichten zum Schweren fortschreitenden Kinderbuchs, von *Gustav Friedrich Neumann*, Prediger zu Jädickendorf unweit Königsberg i. d. Neumark. 1813. 64 S. 8. (2 Gr.)

6) Ebendaselbst, i. d. Waisenh.-Buchhandl.: *Neues, vom Leichten zum Schweren fortschreitendes Kinderbuch zur ersten Übung im Lesen und Denken.* Nach dem Elementarunterricht, ohne das Marter-ABC und sinnlose A, b, ab, mit Hülfe einer Lesemaschine, Wandfibel und Wandtafel. Nach den besten Schriften dieser Art in einem zweckmässigen Auszuge bearbeitet von *Gustav Friedrich Neumann*, Prediger zu Jädickendorf unweit Königsberg i. d. Neumark. Zwey Theile. 1813. 342 S. 8. (9 Gr.) 15 Tafeln Wandfibel. (8 Gr.)

No. 1. Diese Fibel setzt die Buchstabenkenntniss schon voraus, und hat als Buchstabir- und Lese-Buch keine besonderen Vorzüge.

No. 2. Der Titel von No. 2, bey welchem das Wort elementarisch überflüssig ist, giebt den Inhalt des Büchleins an, das aber keine besondere Auszeichnung verdient. Die beygefügten Blätter zu elementarischen Vorschriften geben zwar die Buchstaben nach ihrer Ableitung von einander an; aber ganz instructiv für Anfänger im Schreiben sind sie nicht, da sie nicht die richtige Länge der Striche dem ersten Anfänger im Schreiben durch mehrere paralellaufende Linien bemerkbar machen.

No. 3. Rec. sieht nicht ein, wie dieses Büchlein die *leichte* und *gründliche* Erlernung des Lesens befördern soll. Es ist nur eine einzige Seite, nämlich in der zweyten Lieferung S. 29, wo auf eine Übung im gründlichen Lesen aufmerksam gemacht wird, die man in Lesebüchern gewöhnlich nicht findet. Ein Satz mit fünf Worten ist hier fünfmal abgedruckt, und jedesmal ist das Wort, welches den sogenannten rednerischen Accent hat, mit grösserer Schrift bezeichnet, und in einer Parenthese der verschiedene Sinn des Satzes bemerkt, der durch die Versetzung des rednerischen Accents auf ein anderes Wort hervorgebracht wird, auf folgende Art:

„*Sind* hier alle Kinder gut? (oder werden sie es erst.)
Sind *hier* alle Kinder gut? (oder dort.)
Sind hier *alle* Kinder gut? (oder nur einige.)

Sind hier alle *Kinder gut*? (oder die Erwachsenen.)
Sind hier alle Kinder *gut?* (oder böse.)"

Hätte Hr. *L.* diese Übung, die nicht bloss das gründliche Lesen, sondern auch das richtige Denken befördert, in seiner zweyten Lieferung vervielfältiget: so würde sie dadurch einen grossen Vorzug vor vielen Lesebüchern erhalten haben. Vielleicht kann diess bey einer dritten Lieferung geschehen.

No. 4. Der Verfasser dieser Lautung ist, wie man in der langwierigen nicht zur Sache gehörigen Vorrede sieht, Vorsteher einer Unterrichtsanstalt für Schullehrer in der spandauer Dióces, und will den zum Unterricht ihm anvertrauten Schullehrern eine Anweisung geben, wie sie die Lautirmethode bey Kindern oder Unmündigen, wie er sie unrichtig auf dem weitschweifigen Titel nennt, in Anwendung bringen sollen. Aber nur der kleinste Theil von diesem Buche beschäftiget sich mit dem, was auf dem Titel steht. Die Einleitung, welche „allgemeine Vorkenntnisse" (wozu? doch nicht zur Lautung?) enthalten soll, hebt mit einer Zergliederung der zwey geistigen Hauptkräfte des Menschen, des Verstandes und der Vernunft, an, und macht aufmerksam auf die blossen Anlagen und Fähigkeiten im Menschen, die erst durch die Erziehung entwickelt werden müssten, und dergleichen bekannte Sachen mehr. Eine „nähere Einleitung zur Lautung oder Lautlehre" beschäftigt sich mit Parteyen, die für und gegen die Lautung streiten, mit der Geschichte derselben, und mit Polemik gegen die Lautmethode von *Olivier*. Endlich am Ende des Buchs kömmt es zur Hauptsache, zur Lautmethode selbst, nach *Stephani*. Und diese Hauptsache ist schon in mehreren Fibeln abgehandelt worden, die Hr. *H.* zu seinem Zwecke hätte brauchen können, ohne diese neue Lautung zu schreiben.

Der Vf. von No. 5, wo eine Anweisung zu einem zweckmässigen Gebrauche von No. 6 enthalten seyn soll, fängt also an: „Wieder eine Fibel, da doch schon die Zahl der bereits erschienenen Legion ist! So wird vielleicht Mancher beym Anblick dieser Schrift ausrufen. Obgleich diess Urtheil völlig gegründet ist: so getraue ich mir doch darauf antworten zu können, dass nach dem Zuschnitte dieses Werkes bis jetzt noch nicht etwas Ähnliches ans Licht getreten ist, wenigstens ist mir nichts davon, aller Bemühungen ungeachtet, bekannt geworden." Nach dieser Äusserung erwartet man eine neue, bis jetzt ganz unbekannt gebliebene Art des ersten Elementarunterrichts; aber es ist die lange bekannte, und in vielen ABC-Büchern schon enthaltene Lautirmethode, welche hier gelehrt wird. Wenn daher Hr. *N.* die Herausgabe der gegenwärtigen Schriften damit rechtfertiget, „dass bis jetzt noch nicht etwas Ähnliches ans Licht getreten sey:" so dürfte wohl diese Rechtfertigung bey einer Aufzählung der Schriften, in welchen die Lautirmethode enthalten ist, nicht Stich halten. Auch das Aushängeschild „vom Leichten zum Schweren" ist nicht neu, da jedes A B C-Buch eine solche Stufenfolge beobachtet. Und mehrere einzelne Beobachtungen, die Hr. *N.* als Verbesserungen bey dem Unterrichte in der Lautirmethode anbringt, z. B. dass man, um den Laut eines Consonanten genau zu finden, beliebige kurze Wörter, besonders solche nehme, deren vorletzter Buchstabe ein Vocal ist, und sie alsdann so ausspreche, dass jeder Buchstab, besonders der vorletzte, recht gedehnt werde, sind zu unbedeutend, als dass sie eine gerechte Veranlassung zur Herausgabe dieser beiden Schriften seyn könnten. Eine Bemerkung indessen, die Hr. *N.* in Rücksicht eines Fehlers macht, den mehrere Lehrer der Lautirmethode nicht vermeiden, verdient Beyfall. Er sagt nämlich S. 9: „Der gesammte Leseunterricht muss aber ja so ausfallen, dass die Kinder es kaum merken, dass man ihnen diese oder andere Regeln giebt; nur auf eine entfernte Art muss man darauf hindeuten, weil sie sonst dadurch verwirrt werden, oder ihnen das Lesenlernen zu schwer vorkommen könnte. Je einfacher und ungekünstelter man diess Geschäft treibt: desto besser geht es, wie ich aus eigener, vieljähriger Erfahrung weiss. Eben daher hat die von *Olivier* mit aller philosophischen Genauigkeit entworfene Methode nicht vielen Eingang gefunden, und dass diess auch künftig der Fall seyn möchte, getraue ich mir prophezeyhen zu können." — Die richtigste Art, die Lautirmethode zu lehren, ist, wenn man die Buchstabirmethode nachahmt. Da sagt der Lehrer dem Schüler den Buchstaben vor, und dieser spricht ihn nach. Bey der Lautirmethode mache der Lehrer den Laut des Buchstabens vor, und lasse das Kind ihn nachahmen. Die Regeln zur Erfindung des richtigen Lauts eines Buchstabens sind nicht für Kinder, sondern nur für den Lehrer. Und wenn *Olivier* und *Stephani* mit aller philosophischen Genauigkeit, wie unser Vf. sagt, die Regeln angeben, wie der Laut eines jeden Buchstabens in jedem besonderen Falle hervorzubringen sey: so wird dadurch gar nicht die Methode bestimmt, mit welcher der Lehrer dem Kinde die Kenntniss des Lauts beybringen soll. Diese muss dem Lehrer selbst überlassen bleiben, wie er sie nach der Individualität seiner Schüler für zweckmässig findet.

No. 6. Dieses Kinderbuch ist zwar zur ersten Übung im Lesen brauchbar, aber zur Übung im Denken bietet es nur in sofern eine Gelegenheit, in wie ferne jede Übung im Lesen von einem geschickten Lehrer zu einer Übung im Denken benutzt werden kann. Die 15 Tafeln Wandfibel können in einer zahlreichen Schule gute Dienste leisten.

B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1815.

MATHEMATIK.

1) München, b. Fleischmann in Commiss.: *Neue Methode beobachtete Azimuthe zu reduciren* von *J. Soldner*. Aus den Denkschriften der münchner Akademie der Wissenschaften für 1813. 4.

2) *Beyträge zur Berechnung beobachteter Azimuthe* von *Anton von Stefenelli*. 1814. 4.

Beide Abhandlungen sind ganz verwandten Inhalts, und wenn deren gemeinschaftliche Beurtheilung deshalb passend ist: so machen andere weiterhin beyzubringende Gründe, deren Nebeneinanderstellung nothwendig, um ein richtiges Urtheil über beide fällen zu können. Der Gegenstand ist für praktische Astronomie und namentlich für höhere Geodaesie von wesentlichem Interesse und Alles, was seither von *Delambre*, *Suanberg*, *Zach* u. A. darüber beygebracht wurde, ist noch bey weitem nicht so erschöpfend oder so befriedigend, als dass nicht neuere Untersuchungen dem Mathematiker und Rechner willkommen seyn müssten.

So lange Azimuthe nur mit Quadranten oder Sextanten gemessen wurden, wo jeder gemessene Abstand einem bestimmten Zeit-Moment entsprach, hatte deren Berechnung keine besondere Schwierigkeit; allein das Princip des Multiplicirens und die dadurch nothwendig werdende Correction, wegen der nicht ganz gleichförmigen Änderung zwischen Zeit und Azimuth oder Abstand des terrestrischen Objects von einem Himmelskörper, führte Verwickelung herbey. *Delambre* gab zuerst in seinem früheren hieher gehörigen Werk „*Méthodes analytiques pour la détermination d'un arc du Méridien*" eine Anweisung zu Berechnung der mit bordaischen Kreisen beobachteten Abstände; erst unter der Voraussetzung, dass 4—6—8—10 Beobachtungen vereinigt und das arithmetische Mittel daraus genommen werde, und dann eine etwas strengere, allein sehr mühsame Methode zu Berechnung aller einzelnen Bestimmungen. Schärfer verfuhr *Suanberg*, der in seiner „*Exposition des opérations faites en Lapponie...* Stockholm 1805" zum ersten Mal den analytischen Ausdruck, für die Correction des aus sämmtlichen Beobachtungen genommenen arithmetischen Mittels, in ausreichender Allgemeinheit entwickelte. *Puissant*, in dessen weitläuftigen Werken über Geodäsie man wohl Erläuterungen hierüber hätte erwarten sollen, schweigt über das Schwierige dieser Berechnung ganz, und *Delambre*, der in seinem grossen Werk über die französische Gradmessung (*Base du système métrique Tom. II.* p. 117 f.) noch einmal darauf zurückkommt, schlägt zwar verschiedene Wege zur scharfen Berechnung solcher Beobachtungen vor, die aber alle gleich mühsam und weitläuftig sind. Freyherr *von Zach*, dem bey seinen neueren so zahlreichen astronomisch geodätischen Arbeiten, das Langwierige dieser Methoden besonders fühlbar werden musste, schlug einen ganz neuen Weg ein, und bestimmte (*Monatl. Corr.* B. 25. S. 544 f.), mittelst der reichenbachschen Repetitions-Theodoliten, Azimuthe durch Circummeridian-Abstände des terrestrischen Objects von Sonne oder Sternen: ein Verfahren, das eine Menge von Vortheilen in sich vereinigt, und das wir das vorzüglichste nennen möchten, wenn nicht die dabey vorausgesetzten Bedingungen einer sehr genauen Zeitbestimmung und der genau verticalen Bewegung des Fernrohrs in der praktischen Ausübung grossen Schwierigkeiten unterworfen wären. Die schon vom General *Roy* zu diesen Bestimmungen gebrauchten Abstände des Polaris in den grössten Digressionen verdienen in vieler Hinsicht eine besondere Empfehlung, und die neuerlich hiefür gegebene Entwickelung von *Soldner* (Bestimmung des Azimuthes von Altomünster u. s. w.) ist ein schätzbarer Beytrag zu den Bemühungen, Azimuthal-Bestimmungen genauer und minder mühsam zu machen.

So weit war man im Wesentlichen hierin gekommen, als die oben genannten Abhandlungen erschienen, mit deren Inhalt wir unsere Leser nun bekannt machen wollen. Die von *Soldner* erschien zuerst, und wir machen daher auch mit dieser den Anfang. Der Vf. zeigt im Eingang, was die zeitherige Berechnung multiplicirter Abstände so weitläuftig mache, giebt dann die Gründe an, warum er die *zachsche* Methode der, Abstände bey auf- und untergehender Sonne zu beobachten, nachsetzt, und geht nun auf die Darstellung der Mittel über, die Anwendung dieses Verfahrens zu erleichtern. Seine Methode besteht im Wesentlichen darin, dass er einen bestimmten Zeit-Moment als Normalpunct annimmt, und dann den analytischen Ausdruck aufsucht, mittelst dessen die ausser diesem Moment gemessenen Abstände auf den reducirt werden, der im Normalpunct Statt fand. Eine gelungene Entwickelung giebt für diesen Ausdruck

$$\Delta\alpha = \frac{\Delta t}{2.\sin.z} \cdot \left\{(\sin.\phi + \sin.\delta).\ \text{tang}.\tfrac{1}{2}.z. + (\sin.\phi - \sin.\delta).\ \text{cotg}.\tfrac{1}{2}.z.\right\} + \frac{\Delta.t^2}{4} \cdot M + \frac{\Delta.t^3}{6}$$

wo $\Delta\alpha$, Δt, relative Änderungen von Azimuth und

Stundenwinkel, φ, δ, z, Polhöhe, Abweichung und Zenithdistanz des Gestirns, M, N, Functionen von φ, δ, z, t, bedeuten. Wird nun für jenen Normalpunct das arithmetische Mittel aus den beobachteten Zeit-Momenten genommen: so sind offenbar die positiven und negativen Δt einander gleich, und es werden vermöge der von *Soldner* dieser Reihe gegebenen *Form* alle ersten Glieder darin sich gegenseitig aufheben. Sind auch, wie es in der Ausübung fast immer der Fall ist, die Zwischenzeiten der Beobachtungen nahe gleich: so heben sich auch die Δt^3 auf, und die ganze Reduction besteht in

$$\Delta\alpha = \frac{2.\sin.^2 \tfrac{1}{2} t.}{\sin.1''}.M$$

wo M durch einen einfachen Ausdruck gegeben wird, der sogar die vorläufige Berechnung der Zenithdistanz erspart.

Ein numerisches Beyspiel erläutert den Gebrauch der gegebenen Formeln, und eine am Schluss beygefügte Untersuchung über den Einfluss der Declinations-Änderung begründet deren rechtmäsige Vernachlässigung. Das ganze Verfahren ist nun, abgerechnet den Factor M, der ein paar Logarithmen mehr erfodert, fast dasselbe wie für Reduction von Zenithdistanzen, da auch hier, wie bey jenen, das variable Glied aus schon vorhandenen Tafeln genommen wird. Die Berechnung gemachter Azimuthal-Beobachtungen hat durch diese gelungene Behandlung eine Kürze und Leichtigkeit erhalten, die bey der früheren Weitläuftigkeit dieser Reduction kaum zu erwarten war. Und doch ist *Soldners* Idee ausserst einfach, allein neu, und eben ihrer Einfachheit wegen verdienstlich; Niemand vor ihm hatte der Reihe für $\Delta\alpha$ *die Gestalt* gegeben, vermöge der bey Reduction der Beobachtungen auf das mittlere Zeit-Moment das erste Glied, und *eben dadurch* der mühsamste Theil der früher nach *Suanbergs* Methode erfoderlichen Operationen, verschwindet.

Nur eine Bemerkung fügen wir dieser Anzeige noch hinzu. Der Einwurf, den *Soldner* gegen die Circummeridian-Abstände aus dem Grunde macht, dass hier gewöhnlich die Sonne beobachtet werden müsse, ist nicht ganz begründet, da Sirius, wie Rec. aus eigener Erfahrung behauptet, schon drey Uhr Nachmittags sehr schön im Fernrohr eines reichenbachschen Theodoliten sichtbar ist.

Wir wenden uns nun zu No. II.

Da *Stefenelli's* Abhandlung über denselben Gegenstand nach der soldnerschen erschien: so konnten wir im Voraus neue Zusätze und Bereicherungen darin erwarten. In wiefern diese Hoffnungen gerechtfertigt wurden, wird sich aus dem Nachstehenden ergeben. Der Vf. sagt im Eingang, dass er durch Lesung von *Suanbergs* Exposition auf eine neue Methode Azimuthalbeobachtungen zu reduciren geleitet worden sey, und bey dieser Gelegenheit zwey Reihen entdeckt habe, die er hier nebst deren mannichfaltiger Anwendung bekannt macht. Da die ganze Abhandlung auf diesen beiden Reihen beruht: so wollen wir solche mit des Vfs. eigener Bezeichnung hier ausheben.

In einem sphärischen Dreyeck PSO sey PS $= \delta$, PO $= p$ unveränderlich, SO $= d$, SPO $= u$, veränderlich, und zwar so, dass d in d + y sich verwandelt, wenn u in u + x übergeht.

Erste Reihe:

$$y = a.\mathrm{tg}.d.x + \tfrac{1}{2}(b - a^2)\,\mathrm{tg}.d.\sin.1''.x^2 - \tfrac{1}{2}a.(b - a^2).\mathrm{tg}.d.\sin^2.1''.x^3 + \tfrac{1}{8}.(b - a^2)(5.a^2 - b).\mathrm{tg}.d.\sin^3.1''.x^4 \ldots$$

Es ist hier

$$a = \frac{\sin.p.\sin.\delta.\sin.u}{\cos.d.\mathrm{tg}.^2 d}; \quad b = a.\mathrm{cotg}.u$$

Sey nun ferner

$$D = (\beta - \alpha); \quad S = (\beta + \alpha)$$

β, α, die Winkel bey S und O: so ist.

Zweyte Reihe:

$$\upsilon = -y.\frac{\sin.\alpha.\cos.\beta}{\sin.u}$$
$$-\tfrac{1}{4}.y^2.\left\{\tfrac{1}{2}\sin.\delta.\sin.p\left(\frac{\sin.S}{\cos^2.\tfrac{1}{2}d} + \frac{\sin.D}{\sin^2.\tfrac{1}{2}d}\right)\right\}.\sin.1''$$
$$-\tfrac{1}{8}.y^3.\left\{(\tfrac{1}{2}.\sin.\delta.\sin.p)^2.\sin.u.\left(\frac{\sin.D}{\sin.^4\tfrac{1}{2}d} - \frac{\sin.S}{\cos^4\tfrac{1}{2}.d}\right)\right\}.\sin^2 1''$$

welche (S. 6) *die Änderung* υ *des Winkels* β *durch Potenzen der Änderung* y *des Winkels* u *ausdrückt.* Der Vf. zeigt nun in den folgenden §§. die Anwendung dieser Reihen auf Berechnung von Azimuthen und bemerkt S. 8, dass, wenn man nach *Suanberg* das Mittel aller Beobachtungszeiten als Vergleichungspunct annehme, das erste Glied verschwinde, so dass man nur die von x^2 und x^3 abhängigen zu berechnen habe, denen er dieselbe Gestalt wie oben *Soldner* zu geben versucht. Die gefundene Formel wird auf eine Beobachtung von *Delambre* zu Watten angewandt. Delambre fand hieraus das Azimuth von Gravelines $= 20° 21' 23''.9$; der Vf. erhält das genäherte Azimuth $= 20° 21' 26''.35$, die Correction $= -6''.5$, addirt diese zu letzteren, und setzt nun das *endliche* Azimuth von Gravelines $= 20° 21' 33''.8$. Im folgenden §phen wird die suanbergische Formel auf die Berechnung desselben Beyspiels angewandt, deren Beschwerlichkeit getadelt und Jenem der Vorwurf gemacht, dass er bey seiner Rechnung nicht scheinbaren Stundenwinkel und scheinbare Declination gebraucht habe. Der Vf. beschäftigt sich dann mit dem möglichen Einfluss der Declinations-Änderung, und zeigt, wie ferner seine zwey allgemeinen Reihen auf andere Probleme, Reduction von Zenith-Distanzen, Abstände vom Polaris in den grössten Digressionen...... anzuwenden sind. Der letzte §ph der vorliegenden Schrift ist polemischen Inhalts, indem hier *Soldners* Methode für identisch mit der früher von *Suanberg* gegebenen erklärt wird. Suanberg, heisst es hier S. 29, sey der Erste gewesen, der einen leichten Weg gefunden, eine ganze Reihe von Azimuthalbeobachtungen auf einmal in Rechnung zu nehmen; er nehme das Mittel der Zeiten als Vergleichungspunct an, weil dadurch die Correction ein Kleinstes werde, und eben deshalb weniger Glieder der allgemeinen Reihe berechnet werden dürften, und es sey hieraus ersichtlich, dass die

neue Methode, beobachtete Azimuthe zu reduciren, von Soldner im Grunde nichts als die suanbergische Methode vom Jahr 1805 sey.

Da die vorliegende Schrift das erste literarische Product des Vfs. zu seyn scheint: so halten wir es doppelt für unsere Pflicht, ihn auf seine Fehler und auf das Misslungene seiner Arbeit aufmerksam zu machen. Jene zwey, die ganze Abhandlung begründenden Reihen, die mit so vielem Prunk angekündigt werden, und schon in einem anderen literarischen Blatte als *neue Entdeckung* bekannt gemacht wurden, sind *beide falsch.* Die erstere ist bis zu Grössen 4ter Ordnung entwickelt, die zweyte bis zu denen der 3ten, und beide sind schon in den dritten Gliedern irrig. Bey der Entwickelung der ersteren wird zur Abkürzung angenommen

$$\sin^2 \tfrac{1}{2}x = \tfrac{1}{4}.\sin^2 x;\ \sin.y = y;\ \sin.x = x,$$

also Vernachlässigung der Grössen 3ter und 4ter Ordnung!

Bey der zweyten Reihe wird

$$tg.\tfrac{1}{2}x = \tfrac{1}{2}x;\ tg.\tfrac{1}{2}y = \tfrac{1}{2}y$$

gesetzt, und also abermals Grössen 3ter Ordnung vernachlässigt. Offenbar sind also auch die dritten und vierten Glieder beider Reihen falsch.

In der Entwickelung der zweyten Reihe herrscht übrigens eine Verwirrung, die Rec. nicht verfolgen mochte. Der Vf. sagt zweymal ausdrücklich, dass er die Änderung des Winkels β suche, was der Winkel am Sterne ist, findet aber zuletzt doch die Änderung des Azimuths.

Geht man von der Gleichung

$$\cos.d - \cos(d+y) = \sin.p.\sin.\delta\,[\cos.u - \cos.(u+x)]$$

aus: so findet sich mit Zuziehung einiger von *Mollweide* gegebenen Relationen (Mon. Cor. B. XV. S. 445) ohne grosse Weitläuftigkeit der Ausdruck für die erste Reihe

$$y = a.tg.d.x + \tfrac{1}{2}(b - a^2).tg.d.x^2 + \frac{a.tg.d}{2.3}.\left\{a^2.tg^2.d + 3.a^2 - 3b - 1\right\}.x^3$$
$$+ \frac{tg.d}{2.3.4}\left\{b.a^2b.tg^2.d + 18.a^2b - 9.a^4.tg^2.d - 15.a^4 + 4.a^2 - 3b^2 - b\right\}.x^4$$

und durch successive Differentiationen für den Ausdruck der zweyten Reihe:

$$v = -y.\frac{\sin.\alpha.\cos.\beta}{\sin.u}$$
$$- \frac{y^2}{8}.\sin.\delta.\sin.p\left(\frac{\sin.S}{\cos^2.\frac{1}{2}d} + \frac{\sin.D}{\sin.^2\frac{1}{2}d}\right)$$
$$- \frac{y^3}{48}\left\{\sin^2.\delta.\sin^2.p.\sin.u.\left(\frac{\sin.S}{\cos^4.\frac{1}{2}d} - \frac{\sin.D}{\sin^4.\frac{1}{2}d}\right) - \frac{\sin.\delta.\sin.p}{\sin.u}.\left(\frac{\sin.2S}{\cos^2\frac{1}{2}.d} + \frac{\sin.2D}{\sin^2.\frac{1}{2}d}\right)\right\}$$

Ausdrücke, die denn freylich, wie es nicht anders zu erwarten war, im dritten und vierten Gliede stark von denen des Vfs. abweichen.

Die Art, wie (S. 10 f.) die numerische Berechnung geführt wird, ist ziemlich unbeholfen, und die Anbringung der gefundenen Correction abermals falsch; die erhaltenen 6″.5 müssen zum genäherten Azimuth nicht addirt, sondern davon abgezogen werden, und das wahre Azimuth ist nicht, wie der Vf. sagt, 20° 21′ 35″.3, sondern 20° 21′ 20″.3.

Die *geschickte* Substitution, vermöge deren, wie es S. 21 heisst, die delambresche Formel erhalten wird, besteht in einem neuen *Fehler*, indem hier irrig

$$x^2 = 4.\sin^2 \tfrac{1}{2}x$$

statt

$$x^2 = 4.\sin^2.\tfrac{1}{2}x + \tfrac{4}{3}.\sin.^4\tfrac{1}{2}x$$

substituirt wird; allein zufällig gelingt hier, durch diese Anhäufung von Fehlern, deren Aufhebung, und das Erhalten eines richtigen Ausdrucks.

Irrig ist es ferner, wenn der Vf. es *Suanberg* als einen Fehler vorwirft, bey seinen Rechnungen nicht scheinbaren Stundenwinkel und Declination gebraucht zu haben, da es hier ganz gleichgültig ist, ob wahre oder scheinbare Positionen eingeführt werden, wenn die Rechnung nur übrigens mit der gehörigen *Consequenz* gemacht wird.

Was endlich vom Vf. über Einfluss der Declinations-Änderung und über Azimuthalbestimmungen durch die grössten Digressionen der Polaris beygebracht wird, ist richtig, aber völlig schon anderwärts bekannt.

Rec., dem es eben kein angenehmes Geschäft war, ein so langes Sündenregister zu excerpiren, würde hier gern seine Recension beschliessen, und die unbrauchbare Schrift für immer bey Seite legen; allein die Bestimmtheit, mit der *Stefenelli* am Schlusse seiner Arbeit behauptet, dass die soldnersche Methode die suanbergsche vom Jahre 1805 sey, und somit Jenen eines Plagiats beschuldigt, macht es zur unerlasslichen Pflicht, noch etwas länger dabey zu verweilen, und das Wahre oder Unwahre dieses Angebens näher zu beleuchten.

Wer *Soldners* Abhandlung, die hieher gehörigen §§. 36, 38 des suanbergschen Werkes und endlich §. 18 der vorliegenden Schrift gelesen hat, der wird sich wahrhaftig in grosser Verlegenheit befinden, ob er Hn. *Stefenelli* eines grossen Mangels an Beurtheilungskraft, oder eines sehr bösen Willens beschuldigen soll. Eine andere Alternative bleibt für den unbefangen Beurtheilenden durchaus nicht übrig. Die Sache ist im Wesentlichen folgende:

Suanberg schlägt am a. O. vor, aus allen beobachteten Zeiten und Abständen das arithmetische Mittel zu nehmen, und giebt dann den analytischen Ausdruck, um die ganze Correction aller einzelnen Beobachtungen und daraus die dieses arithmetischen Mittels zu berechnen. Dadurch wurde nur die Möglichkeit einer scharfen, allein durchaus nicht die einer leichten Rechnung gewährt. *Suanberg* selbst hält diese Berechnung für so mühsam, dass er sie nur einmal macht, seine übrigen Azimuthalbeobachtungen unbenutzt lässt, und S. XX der Vorrede als Entschuldigung desshalb sagt: *„en effet ces sortes de calculs, lorsqu'on les veut pousser jusqu'à la dernière exactitude, sont extrêmement longs et ennuyeux, et tous ceux qui savent ce que sont de semblables opérations numériques, m'avoueront qu'elles sont capables d'effrayer même les calculateurs les plus indéfatigables."*

Delambre, das Beschwerliche dieser Methode wohl fühlend, machte bey seinen späteren Untersuchungen keinen Gebrauch davon, äussert sogar Zweifel (*Connaiss. d. tems* 1808. p. 475) dagegen, und sucht durch Umwege zu demselben Zweck zu gelangen.

Soldner ist es, der *zuerst* in der oben angeführten Abhandlung der Reihe die *Gestalt* gab, dass darin für das Moment des arithmetischen Mittels alle Glieder erster Ordnung verschwinden, und nur Glieder 2ter und 3ter Ordnung zu berechnen sind. *Dadurch*, nicht durch das längst bekannte und gebrauchte arithmetische Mittel aus einer Reihe von Abständen, ist es gelungen, dieser Rechnung alles Schwierige zu benehmen; und so einfach die dabey zum Grunde liegende Idee ist: so bleibt sie darum nicht minder schätzbar, da Alle, die sich früher mit diesem Problem beschäftigten, nicht darauf verfielen, dem Reductionsausdruck diese Form zu geben. *Stefenelli* führt S. 15 die suanbergsche Reihe selbst an, bemerkt das Mühsame ihrer Berechnung, rechnet danach, sieht dass vier Glieder mitgenommen werden müssen, und dass die daraus erhaltenen einzelnen Werthe das Dreyssigfache der nach der anderen Methode sich ergebenden sind, sagt endlich S. 29 ganz richtig, dass *Suanberg* die *ganze* Änderung des Abstandes für die Zeit berechne, die von jeder einzelnen Beobachtung bis zum Mittel aus allen verfliesse, und kann dann doch auf derselben Seite behaupten, „dass *Suanberg* einen leichten Weg gefunden habe, eine ganze Reihe von Azimuthalbeobachtungen auf einmal in Rechnung zu nehmen, dass bey dessen Methode nur weniger Glieder der allgemeinen Reihe berechnet zu werden brauchten, und dass die neue Methode, beobachtete Azimuthe zu reduciren, von *Soldner*, im Grunde nichts als die suanbergsche Methode vom Jahre 1805 sey."

Ist es wohl möglich, irriger und widersprechender zu urtheilen?

Dass *Soldner* das Eigenthümliche seiner Methode nicht von *Suanberg* entlehnt hat, darüber kann nach dem Gesagten bey jedem Unbefangenen, auch wenn er Nicht-Mathematiker ist, wohl kein Zweifel übrig bleiben, und Hn. *Stefenelli's* dessfallsiger Vorwurf ist um so merkwürdiger, da ein solcher viel richtiger ihn selbst trifft, indem er S. 8 von dem Verschwinden der ersten Glieder spricht, und so seine Rechnung führt, ohne es da nur mit einer Sylbe zu erwähnen, dass nicht *Suanberg* und noch weniger *Stefenelli*, sondern *Soldner* zuerst darauf verfiel, der Reihe die *Form* zu geben, dass darin das erste Glied verschwinden musste. Nach einer Schluss-Anmerkung wurde schon im Junius 1814 ein Theil dieser Abhandlung der physisch-mathematischen Classe der münchner Akademie übergeben, und also zu deren Kenntniss gebracht; warum wurde denn, möchte Rec. wohl fragen, von deren Druck nicht abgerathen, und dem jungen Manne das Unangenehme erspart, mit einer *solchen* Arbeit in die literarische Welt eingetreten zu seyn?

Ψ (S.)

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. *Berlin*, b. Hitzig: *Kleine Schriften zur populären Medicin.* Für gebildete Leser, die der Arzneywissenschaft unkundig sind. Von D. *S. G. Vogel*, herzogl. meckl.-schwerinschem Leibarzte, Hofr. u. Prof. der Medicin in Rostock, Mitglied d. kaiserl. Akademie der Naturforscher u. s. w. Erstes Bändchen. Von Kopf- u. Zahn-Schmerzen. Nebst einer kurzen Geschichte der Badezeit am Seebade zu Doberan im Sommer 1813, und einigen Beobachtungen, welche den Nutzen des Seebades in mannichfaltigen Krankheiten bestätigen. 1814. IV u. 122 S. 8. (12 Gr.)

Auch unter dem zweyten Titel:

Über Kopf- und Zahn-Schmerzen. Für gebildete Leser, die der Arzneywissenschaft unkundig sind. Von D. *S. G. Vogel* u. s. w.

Die beiden hier behandelten Krankheiten haben bey unserem weichlichen Geschlechte, besonders in den höheren Ständen, eine so allgemeine Verbreitung erhalten, dass sie es vor allen anderen verdienen, in einer populären Schrift zugleich mit den Mitteln zu ihrer Verhütung und Heilung, in sofern nämlich die Möglichkeit dazu in der Hand des Nichtarztes liegt, abgehandelt zu werden. Auch ist dieses hier auf eine Weise geschehen, wie sich solches von einem so anerkannt guten praktischen Arzte, als der Vf. ist, erwarten liess; und obgleich die Schrift zunächst nur für den Nichtarzt Interesse haben kann, und auch von dem Vf. nur für ihn bestimmt ist; so enthält sie doch gewiss auch manches Nützliche für Ärzte von Profession, und verdient daher auch in ihrem Kreise eine weitere Verbreitung. Überhaupt wäre zu wünschen, dass nur Meister ihrer Kunst die Bearbeitung populär-medicinischer Gegenstände übernähmen, um nach und nach das viele leere Stroh, das auf dieser Tenne von dazu unfähigen und unberufenen Menschen gedroschen wird, zu vertilgen. Daher kann auch eine Fortsetzung dieser Schrift, worin der Vf. das nicht ärztliche Publicum über allerley sich auf das physische Wohl beziehende Gegenstände zu belehren verspricht, nicht anders als erwünscht seyn. — Angehängt ist diesem Bändchen eine kurze Geschichte der Badezeit am Seebade zu Doberan im Sommer 1813, nebst einigen Beobachtungen von dem Nutzen dieses Mittels in mannichfaltigen Krankheiten.

Hbm.

Kulmbach, b. Spindler: *Skizze meiner medicinisch-praktischen und literarischen Laufbahn*, zu meiner Rechtfertigung vor dem unparteyischen Publicum und zur Beruhigung meiner theilnehmenden Freunde in Hinsicht auf einen höchst ungesitteten Ausfall des Medicinal-Assessors und Apothekers *Braun* zu Baireuth in den fränkischen Provincialblättern, entworfen von D. *Johann Christian Voigt*, Hofrath und ausübendem Arzte zu Schwarzach bey Kulmbach. 1803. 30 S. 8. (3 Gr.)

Der Vf. verfertigte und dispensirte seit vielen Jahren sein sogenanntes graues boerhavisches Digestiv- und Temperir-Pulver. Darüber setzte ihn *Br.* öffentlich in eine Classe, in der Keiner gern stehen will, sagte demnach etwas mehr, als, wie Rec. dünkt, seine blosse Meinung. Auf die von *V.* dagegen bey der königl. Regierung zu Baireuth erhobene Injurienklage wurde *Br.* zu Abbitte, vierzehntägigem Gefängnisse oder 50 Thlr. Geldbusse, und Bezahlung aller Kosten verurtheilt. Letzterer appellirte dagegen an die königl. Regierung zu Ansbach, und diese annullirte obiges Erkenntniss ganz und gar, wies *V.* mit seiner Klage ab, und erkannte auf Compensation der Kosten. Es würde vielleicht sehr interessant gewesen seyn, wenn beide Urtheilssprüche nebst den Rechtsgründen hier *in extenso* abgedruckt worden wären. — Das Übrige dieser kleinen Schrift ist zu individuell, als dass Rec. hier weiter Notiz davon nehmen dürfte.

I. v. g.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

BIOGRAPHIE.

Tübingen, in der cottaischen Buchhandlung: *Aus meinem Leben.* Dichtung und Wahrheit. Von *Goethe.* Erster Theil. 1811. XII u. 515 S. Zweyter Theil. 1812. 573 S. Dritter Theil. 1813. 538 S. 8.

(*Beschluss der in No. 6 abgebrochenen Recension.*)

Es ist eine kluge Einrichtung, dass der zweyte Theil mit Schilderung des Idyllenlebens zu Sesenheim da schliesst, wo es den höchsten Punct seiner Lieblichkeit und arkadischen Unschuld erreicht hatte. Mit einer heitereren Stimmung kann man kein Buch beenden, und man beginnt den dritten Band mit Erwartung einer neuen und steigenden Fülle von anmuthigen Eindrücken, welche der Biograph und Dichter doch unmöglich erfüllen kann, weil das Geschick der Menschen ein Verhältniss so reicher Naturen, wie er und Friderike, nicht lange in so ungemischter Holdseligkeit fortblühen lässt. Der Tritt zur Geliebten bis in die Nacht, deren Mond das leidenschaftliche Unternehmen beleuchtete,

Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor:
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welch ein Feuer,
In meinem Herzen welche Gluth;

der Spatziergang in der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande an der Seite des lieben Mädchens stimmen jene Erwartung zu einer noch zuverlässigeren Hoffnung: aber der Nachmittag, als die bunte Gesellschaft nach Sesenheim kommt, mildert schon sehr den idyllischen Zauber. Wie wahr: „Bemerkt man in solchen Cirkeln eine angehende Neigung junger Personen: so sucht man sie verlegen zu machen oder näher zusammen zu bringen, eben so wie man in der Folge, wenn sich eine Leidenschaft erklärt hat, bemüht ist, sie wieder aus einander zu ziehen; wie es denn dem geselligen Menschen ganz gleichgültig ist, ob er nutzt oder schadet, wenn er nur unterhalten wird." Eben die Angst vor einem solchen Geist unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, und die Frage, wie wird eine solche Liebe für das schöne unschuldige Kind enden, sind Ursache, warum der Zauber, die idyllische Heiterkeit uns nicht mehr beglücken, selbst noch ehe der Biograph seine Reue ausspricht, in die liebenswürdigste Seele Gram gebracht zu haben. Indessen blickt seine Reflexion über seine Leidenschaft und sein Verhältniss zu Frideriken immer schon durch die weitere Darstellung desselben, und man freut sich innigst des zarten sittlichen Gefühls, das ihm und uns die Freude an seiner Liebe trübt. Gesagt ist hier nicht, dass im Inneren der Pfarrerstochter der geheime Wunsch, die Hoffnung einer künftigen dauernden Verbindung mit dem Geliebten herrschte; und dieser war sich wohl bewusst, dass er nach äusseren Umständen, noch mehr nach Gang und Eigenheit seiner inneren Natur, einer solchen Hoffnung nicht Raum lassen sollte. Bey der ersten Regung dieses Bewusstseyns hätte er sofort sich von der Jungfrau trennen müssen, sagt der strenge Sittenrichter. Wir antworten darauf nicht, und verweisen diesen auf den Glanz der reichen Erde, die lauen Abende, die warmen Nächte, die der Dichter an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe genoss. „Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Thau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, thürmten sich oft Wolken über die entfernten Berge, bald in dieser, bald in jener Gegend: sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben." Wir verweisen auf das Bild der Geliebten, das in der Darstellung uns so leicht und flüchtig, wie sie in der Wirklichkeit war, hin und her vor Augen schwebt, ohne dass uns irgend ein Zug dieser so eigenthümlichen Natur unenthüllt bliebe: man sieht zugleich den Liebenden in der Gegenwart, dem sich nun dieser, nun jener Reiz Friderikens offenbart, und vernimmt die spätere Reflexion, womit er die ganze Liebenswürdigkeit derselben sich erklärt, das zu ersetzen, was die Erinnerung im Vergleich mit der Gegenwart verliert. Zuletzt müssen wir doch auch bedenken, dass Dichtkunst und Historie eine so meisterhafte Darstellung wie diese Liebesgeschichte nicht erhalten hätten, wenn *Goethe* zu gewissenhaft gewesen wäre; und gewiss hat Friderike, wenn irgend etwas in ihrem nachherigen Geschicke ihr eine verdriessliche Empfindung über jene schöne Zeit zuzog, mit den Worten gefragt, die in diesem Buche in einem anderen Zusammenhang stehen: „ist denn das bürgerliche Leben soviel werth, dass man jede schöne Foderung von sich ablehnen soll?"

Wie neben der Schilderung der Liebe zu Gretchen die Beschreibung einer solchen Staatsaction als

die Krönung Josephs zum römischen König, so führt uns auch neben dieser elsassischen Liebeshistorie die Betrachtung auf die grossen Weltverhältnisse. *Schöpflins* Beyspiel, in dessen Gemälde hieselbst man wiederum ein vollendeteres Urtheil, als in dem Bilde Ölenschlägers u. s. w. wahrnimmt, konnte den Vf. für den Wunsch seiner Freunde *Koch* und *Oberlin* stimmen, dass er sich ganz der Historie, Politik, dem Staatsrechte weihen, und eine ähnliche Rolle, wie jener hochberühmte Mann, in der französischen Monarchie spielen solle. Was ihm den Entschluss, jenem Wunsch zu folgen, verleidete, nämlich französische Literatur und Sprache gegen die deutsche und den Deutschen gehalten, der sich jener befleissigen wollte, das politische Wesen des damaligen Frankreichs, verglichen mit dem deutschen und insonderheit mit dem Schwunge Preussens unter Friedrich dem Zweyten, veranlasst so reiche Bemerkungen als umfassende Blicke über die Welt. Dass er trotz der vielfachsten Übungen von Jugend auf in der französischen Sprache sie wunderlich genug redete, um vor das Ohr des gebildeten Franzosen eine chaotische Bewegung verschiedenartiger Elemente zu bringen, war eine Ungeschicklichkeit, die alle kräftigen geist- und gemüthvollen Deutschen mit ihm theilen, und die er schwerlich auch durch einen hartnäckigen Gehorsam gegen das Herkommen der französischen Zunge überwunden hätte. Am meisten verdross ihn zu bemerken, dass auch bey der glücklichsten Anstrengung der Fremde nach dem Urtheil der Franzosen nie dahin gelangte, französisch zu reden, und dass man ihnen nie durch die Sache genug thun werde, da sie an die äusseren Bedingungen, unter welchen alles erscheinen solle, allzu genau gebunden sind. Diese Verdriesslichkeit hatte an sich freylich keinen zu rechtfertigenden Grund, da jeder bey seinem Volke bleiben soll, und nur von diesem ganz gekannt und empfunden seyn kann; sie ist aber zu preisen, weil sie Anlass wurde, dass *Goethe* sich von dem französischen Wesen weg, und ganz zu dem deutschen wandte. Er ward darin befestigt durch die Anhänglichkeit, welche der Elsass noch an Sprache und Sitte der Deutschen hegte. „Wer die Hälfte seines Daseyns nothgedrungen verliert, rechnet sich's zur Schmach, die andere Hälfte freywillig aufzugeben, und hält an allem fest, was die Hoffnung der Wiederkehr der vergangenen guten Zeit nährt." Unsere Tage sahen den Moment, wo eine solche Hoffnung der Elsasser ganz hätte erfüllt werden mögen. Dass er wiederkehre, und bald vollende was wir schon gehofft, wünschen wir innigst. Auch *Goethe* sollte noch erleben, dass das schöne Land, wo er umschwirrt vom Franzosenthum sich als kräftiger Jüngling die Deutschheit anbildete, um sie auszubilden, ihr als Eigenthum zurückgegeben werde. Über die damalige französische und deutsche Verfassung wird witzig bemerkt, dass diese aus lauter gesetzlichen Missbräuchen, jene aus lauter gesetzlosen Missbräuchen bestand, warum ihr auch eine gänzliche Veränderung der Dinge schon in schwarzen Aussichten öffentlich und allgemein prophezeiht worden sey. Wir sehen also, welche Bewandniss es mit der Bewunderung eines Historikers über *Johann von Müllers* ausserordentliches Divinationsvermögen habe, der nämlich jenes Stadt- und Strassen-Gespräch in einem seiner Briefe zu derselben Zeit aufzeichnete. Dass die *bejahrte* und *vornehme* französische Literatur einer nach Lebensgenuss und Freyheit umschauenden deutschen Jugend nicht zusagen konnte, ist eben so begreiflich, als der Ärger des Dichters und seiner Gesellen über die damalige literarische Gährung in Frankreich, wo nur die gröbste Parteylichkeit und Unreife ohne alle Wahrheitsliebe die Urtheile sprach, so dass selbst *Voltaire* sich schwer über dem Strome der allgemeinen Nichtachtung emporhielt, wie sein jüngster Mitbewerber nach neuer Gunst hasohen, seinen Freunden zu viel Gutes, seinen Feinden zu viel Übles erzeigen musste, sehr nachdrücklich und traurig an den gegenwärtigen Zustand der deutschen literarischen Welt erinnert, wo es einer solchen Fülle von Genius auch in den späteren Jahren unseres grössten Dichters, eines solchen Wechsels in der Art seiner Producte und einer so reichen Aufstellung seiner wissenschaftlichen, gelehrten und Künstler-Arbeiten bedarf, um seinen Ruhm gegen Parteysucht, Mäckeley und Dummheit zu behaupten, und wo Alles diess selbst dazu noch nicht einmal hinreichen würde, wenn die deutsche Gesellschaft und Literatur sich schon so in einander verschmolzen hätte, wie die damalige französische.

Was über die französische Bühne, *Diderots* Naturkinder, *Aufresne*, der die alte strenge, rythmische kunstreiche Tragödie mit einer Revolution bedrohte, über *Rousseaus* Pygmalion, „der das Höchste, was Geist und That hervorgebracht, durch den gemeinsten Act der Sinnlichkeit zerstören will," über das *Systeme de la Nature*, wo die Natur den deutschen Jünglingen gar zu cimmerisch und todtenhaft vorkam, und sie von der Metaphysik auf das lebendige Wissen, Thun und Dichten zurückschreckte, endlich über die Einwirkung *Shakespeare's* auf eine so gestimmte und von Frankreich abgewandte deutsche Jugend gesagt ist, hat seine Beziehung auf Vorbereitung jener deutschen literarischen Revolution, „von der wir Zeugen waren, und wozu wir, bewusst und unbewusst, willig oder unwillig unaufhaltsam mitwirkten." S. 103.

Um dieser Revolution, nachdem sie zu einer Periode geworden war, die spätere vollendete Gestalt zu geben, hat *Goethe* eben so viel beygetragen, als sie zuerst herbeyzuführen; und vorzüglich ward er dazu durch sein vielfältiges, frühzeitiges, und bey ihm durchs ganze Leben wirksames Schauen antiker Kunstwerke geeignet. Auf seiner Heimreise von Elsass nach Frankfurt sah er zu Mannheim den berühmten Antikensaal. Hier entschied er sich bereits die Frage, warum Laokoon nicht schreye, weil er nämlich nicht schreyen könne. Diesen Gedanken, der wenig Eingang fand, wo er ihn äusserte, hielt er gleichwohl fest, und hatte ihn eine Reihe von Jahren bey sich ruhen lassen, bis er ihn, seinen sämmtlichen Erfahrungen und Überzeugungen angeschlossen, in den Propyläen meisterhaft begründet und dargestellt hat. Kritik, wie wir von

ihm in seinen reiferen Jahren empfangen haben, ist aus der stillen Fruchtbarkeit der Eindrücke, die er von seinem Schauen behielt, allmählich erwachsen, und wäre gewiss nicht so gediehen, wenn er schon seiner Jugend durch zersplitterndes Urtheil die Reinheit des Kunstgenusses verdorben hätte. Wie wahr und warnend für unsere Zeit ist der Schluss des eilften Buches, dass die Jugend nicht kritisch seyn, sondern das Vortreffliche und Gute ohne Untersuchung und Sonderung auf sich wirken lassen solle.

Aus der Zeit, die der Biograph wieder im väterlichen Hause verlebte, ist seine Bekanntschaft mit *Merk*, der auf sein Leben den grössten Einfluss gehabt, das Denkwürdigste. In der Schilderung desselben wird man einige Züge entdecken, welche uns der Dichter schon an seinem Mephistopheles gezeigt hat. Dass er sie nicht fürchtete, die Ahndung von Zuversicht hatte, dessen verletzende Kraft werde sich nicht gegen ihn kehren, war schon die überwiegende Gewalt, womit sein hoher Geist sich immer gegen fremde Naturen behauptet hat, weil er sie in ihrer Art begriff, walten liess, und gleichwohl als einen Stoff für sich nahm. Auch übersehe man nicht den dilettantischen Productionstrieb, welchen *Merk* fühlte, und woraus kein Dichterruhm für ihn aufblühte. Er ging bey allen Arbeiten verneinend und zerstörend zu Werke, und die Kunst will die unschuldige Freude an der Darstellung selbst. In einer mephistophilesschen Natur kann das producirende Talent nur Unruhe und Gram hervorbringen: die Ruhe des Genius und der Kunst ist nur bey der Liebe. Im Verkehr mit jenem Mann, rückte der Dichter mit der Idee seines *Faust* vor; und wenn dieser uns viel verräth von *Goethe's* Schmerz um Frideriken, von seinem Verhältniss gegen *Merk*: so muss man, indem *Götz von Berlichingen* sich um dieselbe Zeit in seinem Geiste zusammenbauete, sich sein Bild von dem Münstergebäude gegenwärtig erhalten, um zu wissen, welchen Hintergrund diese Dichtung in seiner Seele hatte.

Seine Studien zu dergleichen Dichtungen über das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert führten ihn auf Luther und wieder auf die Bibel. Er suchte bey dieser durch Prüfung herauszufinden, welche Stelle den Sinn der Sache am meisten ausspräche, und hielt eine solche für die ächte, die andere für untergeschoben. Er versichert, dass sich schon damals bey ihm, entweder durch eigenes Nachdenken, oder durch fremde Einflössung, die Grundmeinung festgesetzt habe, bey aller schriftlichen Überlieferung komme es auf den inneren Sinn des Werkes an, dessen Körper bloss die Sprache sey, die immer wandelbar, mancherley und ungewissen Deutungen unterworfen, nicht verführen dürfe, die Unantastbarkeit des inneren Urwesens zu verletzen. Nach dieser Überzeugung wurde ihm die Bibel ein Ganzes; und da er jene nicht nur seinen übrigen literarischen Ansichten, sondern auch seinem sittlichen Lebensbau zum Grunde legte: so sieht man, wie er auch das gegenwärtige Buch beurtheilt haben will. Seine Gesinnungen und Handlungen in den verschiedenen Zeiten seines Lebens soll man wie Variationen der Sprache und Schrift ansehen; welche von ihnen sein inneres Urwesen am besten ausspreche, die müsse man als die ächte betrachten, und auch seinen sittlichen Werth nach der Richtung seines Lebens, und nicht nach einzelnen Stellen interpretiren. Ehe wir diese wunderschönen Seiten lasen, glauben wir diesem gerechten Verlangen bey unserer Beurtheilung seiner Biographie entgegen gekommen zu seyn.

An das Princip, welches ihn bey Erforschung der heiligen Schriften leitete, schliesst sich vortrefflich, und aus gleicher Tiefe entsprungen, was über *Haman* gesagt wird, der fast wie ein Buch verschiedener Zeitalter war, und nur durch sein eigenes Urwesen in seinen Variationen erklärt werden kann. Schön ist daher die Hoffnung, die *Goethe* hegt, eine Ausgabe der *Hamanschen* Werke zu besorgen. Was er über ihren Urheber, dessen Natur und Wesen sagen will, wird sie als ein Ganzes vor das Publicum bringen, dem sie vielleicht sonst immerfort nur Trümmer blieben.

Die historischen Studien für Götz von Berlichingen hatten den Dichter auch für den Aufenthalt bey dem Kammergerichte zu Wetzlar geschichtlich vorbereitet. Seinem Bedürfniss zufolge, sich und seinen jedesmaligen Zustand in den weitesten Beziehungen zu Welt und Vergangenheit zu denken, giebt er uns in dieser Biographie einen Umriss der Geschichte des Kammergerichts, dessen Grundmangel er in dem allgemeinen Fehler der Menschen findet, dass sie zu einem grossen Zweck unzulängliche Mittel anwenden. Eben so richtig ist bemerkt, dass dieser Fehler um so mehr bey Gründung des Kammergerichts obwaltete, weil der Kaiser es einigermassen als eine Anstalt der Reichsstände wider ihn nehmen musste, und jene wiederum zufrieden waren, wenn nur dem Blutvergiessen durch Fehden ein Ende gemacht worden, und eine Reichsjustiz in sofern bestand, dass der Landfriede Gültigkeit behielt. Wenn sich ungeheuere Rückstände in Rechtshändeln einzelner Familien anhäuften: so war der Staat oder das politische Ganze dabey beruhigt, dass irgend Jemand im sicheren Besitz war: ob auch im rechtlichen, die Ungewissheit konnte nur den Einzelnen drücken. Wie indess ob der Unmöglichkeit, alle Rückstände abzuthun, ob der Nothwendigkeit, die wichtigeren von ihnen zur Entscheidung auszuwählen, der Gunstbewerbung die Thür geöffnet wurde, hat der Biograph fein dargethan. Er kam nach Wetzlar, als die berühmte Visitation Josephs des Zweyten im Gange war.

Seine Bekanntschaft daselbst mit *Gotter*, „dessen Sinn zart, klar und heiter war, dessen Talent geübt und geregelt," brachte ihn in einige Berührung mit dem Musenalmanach von Göttingen, und den dort versammelten jungen Dichtern. Über das Bedürfniss der Unabhängigkeit, welches sich in einem deutschen Dichterkreise entwickelt, über die Elemente der Bardenperiode, die durch *Klopstocks* Darstellungen der Befreyung Deutschlands von dem Drucke der Römer aus dem Innern der Menschen zum Daseyn gerufen wurde, über die Nothwendigkeit, dass das Barden- und Vaterlands-Gefühl, da es keinen würdigen äu-

sseren Anlass zu Thaten vorfand, sich die deutschen Fürsten und ihre Diener zu Tyrannen stempelte, hören wir hier Bemerkungen, deren Gehalt durch den Zusatz sich mehrt, dass *Goethe* einer solchen Bardenwuth, die sich selbst in die Rechtspflege einmischte, durch seinen Götz von Berlichingen einigermassen entgegenarbeiten, wenigstens in derselben sich ganz von ihr lossagen wollte. Er schilderte nach seinem Ausdruck in ihm einen braven Mann, der sich in wüsten Zeiten allenfalls entschliesst, an die Stelle der ausübenden Gewalt zu treten, aber in Verzweiflung geräth, wenn er dem anerkannten Oberhaupt zweydeutig, ja abtrünnig erscheint. Gewiss trug zu einer solchen Ansicht der Verhältnisse und der bürgerlichen Ordnung, mitten unter dem Brausen des Bardenlärms und einer einseitig begeisterten Jugend, viel bey, dass *Goethe* in einer freyen Reichsstadt, wo vielfache Erinnerung umging, wie freyes Ungestüm sich unter Reichsgesetz und Kaiser geschmiegt hatte, in einer Familie geboren und erzogen war, die an Handhabung der Gesetze über freye, doch gehorsame Bürger grossen Theil besass.

In Zusammenhang mit dem Bardenton stand die scheinbare Wiedererweckung der nordischen Mythologie. Über das Gestaltlose, für die Phantasie Unbrauchbare in ihr, wie in der indischen, wird gesagt, was jetzt vorzügliche Beherzigung verdient. „Götter liess ich überhaupt nicht viel auftreten, weil sie mir noch ausserhalb der Natur, die ich nachzubilden verstand, ihren Wohnsitz hatten." Aber die Götter der Griechen und Römer leben doch nun einmal, und sind von einem wahrhaftigen Leben unter dem Volk unmittelbar der Kunst übergeben. Nordische und indische Gottheiten müssen wir von den Todten erwecken, um sie der Poesie einzuverleiben, und noch ist nicht gelungen, den Dunst der Gruft von ihnen zu bannen.

Was unseren Dichter, ausser seinem glücklichen Naturell und der vielfachen Berührung seines Wesens durch eine reiche Wirklichkeit, vor den nordischen Nebelbildern bewahrte, die fast nur für Namen gelten konnten, war die herrlichste, eben damals wieder auflebende Kraft, die vor allen sich eignete, um ihn gegen jene kunstwidrigen Gespenster zu schützen. „Glücklich ist immer die Epoche einer Literatur, wenn grosse Werke der Vergangenheit wieder einmal aufthauen, und an die Tagesordnung kommen, weil sie alsdann eine vollkommen frische Wirkung hervorbringen." Durch *Wood* geschah, dass man in den homerischen Gedichten nicht mehr ein aufgedunsenes Heldenwesen, sondern eine uralte Wirklichkeit erblickte. Der Eindruck, welchen sie machten, schirmte auch gegen eine Theorie, die damals aufleben wollte mit ihrer Foderung moralischer Zwecke vom Künstler, die ihm sein Handwerk verderben, wenn gleich ein gutes Kunstwerk auch moralische Folgen haben wird. So ward *Goethe* in dem guten Vorsatz bestärkt, die innere und äussere Natur zu erforschen, und sie selbst in seiner liebevollen Nachahmung walten zu lassen. Und indem ein solcher Vorsatz ihn durch und durch erfrischte, erfüllten ihn die ältere Zeit des berlichingischen Ritters, und die ihm gegenwärtige. Ein tiefer und gehaltvoller Jüngling wird die Gegenwart, die Momente ausgenommen, wo sie zu rascher That und Hoffnung weckt, immer wehmüthig und tragisch nehmen. Die unglückliche Blüthe jener Gegenwart ist in *Werthers Leiden* geschildert. *Lotte* („denn so wird sie denn doch wohl heissen"), die uns dort im Zusammenhange mit den schmerzhaftesten Vorstellungen und dem traurigsten Ereigniss geschildert ist, erscheint hier nur heiter und ruhig, und ist mit der heitersten Ruhe gezeichnet. Was den Dichter ehemals im Verhältniss zu ihr ängstigen, zu allgemeinen nicht trostreichen Betrachtungen drängen mochte, ist hier ganz abgefallen. So entladet sich ein grosses und reiches und künstlerisches Gemüth zuletzt aller Trübe, und fühlt also die selige Unsterblichkeit, von welcher wir Sagen haben, die kein Wiedergekehrter verbürgt. Das Glück Werthers im Verhältniss zu Lotten hat der Biograph so wirklich empfunden, als es in dem berühmten Roman beschrieben ist, und wie dessen Leiden, die auch seine Seele behaftet haben müssen, auf Figur und Ende des jungen Jerusalem übertragen, welcher die Gattin eines seiner Freunde mit entschiedener Leidenschaft liebte. Unser Dichter dagegen entfernte sich, als die Verbindung Lottens mit dem Bräutigam nahe trat, „ehe er durch das Unerträgliche vertrieben wurde." Zu diesem Entschluss hatte *Merk* sehr mitgeholfen. Durch ihn selbst mit der Geliebten bekannt gemacht, fand dieser, dem schlanke, zierliche Frauen, die ohne weitere Ansprüche eine lebendige Heiterkeit um sich verbreiten, eben nicht gefielen, gar kein Behagen an ihr, und schalt ihn bitter aus, dass er die junonische Gestalt einer ihrer Freundinnen, die ohne Verhältniss war, nicht vorgezogen, und so die Zeit wieder mit einer besonderen Liebhaberey verdorben hätte. An Mephistopheles und Faust wird man freylich hier erinnert; doch handelte hier jener bittere Mann, da er ihn zu einer Rheinreise bewog, als sein Freund: denn sein Verhältniss zu Lotten war nach seinem eigenen Geständniss leidenschaftlicher als billig von seiner Seite geworden. Dass sie dagegen und ihr Bräutigam sich mit Heiterkeit in einem Masse hielten, das nicht schöner und liebenswürdiger seyn konnte, führte ihn bey der Gefahr vorbey, Lotte mit einem schuldigen Gewissen wie Friederike, und vielleicht noch schuldigerem, verlassen zu müssen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

BIOGRAPHIE.

Tübingen, in der cottaischen Buchhandlung: *Aus meinem Leben.* Dichtung und Wahrheit. Von *Goethe*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die wirkliche Entstehung der *Leiden Werthers* sehen wir erst späterhin; aber jetzt, da der Hauptstoff des Buches gewonnen ward, das diese Zeit festgehalten hat, macht der Biograph die Bemerkung, er sey nun zu einer Stufe seines gegenwärtigen Unternehmens gelangt, wo er sich zum ersten Mal leicht ums Herz fühle. Von nun an werde dieses Werk erst, was es eigentlich seyn solle. Es habe sich nicht als selbständig angekündigt, sondern sey bestimmt, die Lücken eines Autorlebens auszufüllen. Mit Götz von Berlichingen und Werthers Leiden beginnt aber eigentlich erst das Autorleben *Goethe's*. Wenn er hinzufügt, dass das, was schon gethan sey, nicht wiederholt werden könne und solle, er daher auch sein Leben im Lahnthale, dessen Glück Werther beschreibt, nicht ausführlich wieder in dieser Biographie schildert: so muss man freylich sich auch diesen Gesichtspunct dankbar gefallen lassen. Indessen dürfen wir wohl äussern, dass es doch ein grosser Genuss, und in biographischer Hinsicht selbst erfoderlich wäre, wenn nach so viel wie möglich historischen Erinnerungen eben dasselbe von ihm beschrieben würde, was sein Dichterwerk, mit wieviel verwebter Wirklichkeit es sey, doch immer bloss zu poetischen Zwecken dargestellt hat. Er führt freylich für sich an, dass er jetzt die verdüsterten Seelenkräfte vergebens aufrufen würde, jene lieblichen Verhältnisse wieder zu vergegenwärtigen, die ihm den Aufenthalt im Lahnthale so hoch verschönten; allein wir glauben ihm diess nicht: wenigstens haben diese verdüsterten Seelenkräfte vermocht, die noch entfernteren Verhältnisse, und gewiss eben so lieblichen, eben so leidenschaftlichen, die ihm das Leben im Elsass verschönten, so im Einzelnen und mit solcher lebendigen Kraft zu schildern, wie er im Werther ein kaum vergangenes Glück im Vermögen der Jugendzeit beschrieb.

Wir eilen nun, dem angegebenen Zwecke dieses Buchs zufolge, zum Daseyn der beiden genannten Autorwerke des Dichters; und wollen daher nicht der feinen und beweglich charakterisirten Gesellschaft im Hause der Frau *von Laroche* erwähnen, wo sich eine neue Leidenschaft in ihm regte, ehe noch die alte ganz verklungen war: „so sieht man bey untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten den Mond aufgehen, und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter." Auch über seine Beschäftigung mit der Advocatur, die Bemerkungen über den damaligen Zustand des deutschen Theaters, insonderheit wie *Schröder* die englischen Schauspiele, „eine derbe und dabey gefährliche Speise, die bloss einer grossen und halbverdorbenen Volksmasse zu einer gewissen Zeit geniessbar und verdaulich gewesen seyn mag," von Grund aus veränderte und dem deutschen Sinn anähnlichte, oder wie *Thümmel* durch seine Wilhelmine, „eine kleine geistreiche, so angenehme als kühne Composition, worin er, ein Edelmann und Hofgenosse, die eigene Classe nicht schonend behandelte," und *Lessing* durch seine Emilia Galotti, wo er die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höheren Stände schneidend schilderte, den Ton angaben, dass man in Deutschland die theatralischen Bösewichter immer aus den höheren Regionen wählte, alles diess, und manchen anderen Reichthum dieses Werkes lassen wir bey Seite liegen, um zunächst *Götz von Berlichingen* in das Leben eintreten zu sehen.

Ohne das Antreiben seiner Schwester, welcher er in Gesprächen den alten Ritter, dessen Leben ihm die dramatische Form über alle Theatergrenzen hinübertrieb, darzustellen pflegte, wäre der Dichter vielleicht nie dahin gekommen, auf das Papier fest zu bannen, was seine Einbildungskraft nach Shakespeares Weise gegenwärtig hielt. Als er schriftlich begonnen hatte, wusste sie ihn durch entschiedenen Unglauben an seine Beharrlichkeit so zu spornen, dass in sechs Wochen das Schauspiel beendet war. Merkwürdig ist, dass sein Freund *Mephistopheles* wohlwollend und verständig über dasselbe sprach, und *Herder*, welcher der Humanität so sehr oblag, sich unfreundlich und hart dagegen äusserte, und den Dichter wegen dieses Productes mit Schmähgedichten wenigstens neckte. Die Opposition, in welcher diese beiden vortrefflichen Geister einmal standen, erklärt diess nicht genug, und Einseitigkeit des Geschmacks lässt sich bey *Herdern* auch nicht annehmen. Uns scheint er durch das geheime Gefühl, dass bey seinen herrlichen Geistesgaben doch die darstellende Kraft in ihm ungemein schwächer, als in *Goethe*, war, hier missgeleitet zu seyn. Indessen war Götz von Berlichingen in dem mitgetheilten Manuscript noch nicht, was er bald darauf wurde. Der Dichter hatte sich unter dem Bemühen, Adelheid liebenswürdig zu schildern, selbst in sie verliebt, und von da an war seine Feder ihr,

und nicht mehr dem Ritter geweiht. Das Überwiegende ihrer Gestalt in der Dichtung, die dadurch verletzte Einheit derselben, entging ihm nicht. Vielleicht hätte er ohne Trotz gegen *Herders* Unart nicht das Ganze umgeschrieben, und zu jener Vollkommenheit erhoben, in welcher es dann erschien. Das erste Manuscript in seiner Urgestalt ist noch in seinen Händen; wir hoffen, dass er es der Welt nicht vorenthalten werde. Auch die Umarbeitung wäre durch die Vorstellung, wie Manches noch umgearbeitet werden könnte, vielleicht ungedruckt geblieben, wenn nicht *Merk* gerufen hätte: „bey Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!"

Wir brauchen hier nicht zu erwähnen, wie sehr auch der darstellende Genius in jenem Drama die deutsche Welt hingerissen hat; aber gewiss ist, dass nichts auf dieselbe lebhaft wirkt, als was durch seinen Stoff ein Zeitbedürfniss gewaltig in Anspruch nimmt. *Goethe* überlässt Anderen zu entwickeln, in wiefern sein Genius durch seinen Götz die Welt aufregte, und begnügt sich mit der bescheidenen Bemerkung, dass die ungeheuere Theilnahme junger Männer an diesem, wie an anderen seiner Stücke, meistens *stoffartig* war.

Was wir oben die unglückliche Blüthe der damaligen Gegenwart in Werthers Leiden nannten, wird von dem Vf. ausführlich und auf das Vortrefflichste entwickelt, als Einleitung zu der Entstehungsgeschichte jenes Büchleins. Ein Überdruss am Leben, welcher empfunden wird, ohne dass Noth die Menschen drängt, und leicht entsteht, wenn im Wechsel und Einerley der Natur und des menschlichen Schicksals nicht ein Gefühl vom Unendlichen und Ewigen uns oft über den Wirbel erhebt, hatte sich in den deutschen Jünglingen jener Zeit durch das Überhandnehmen der brittischen Literatur unter ihnen eingefunden. Ernster Trübsinn begleitet die Poesie der Engländer. Das Aufreiben seiner Kraft durch eine bedeutende Welt von Jugend auf, selbst schon das Anschauen des Ganges ihrer Angelegenheiten, führt allerdings den Britten früh zu Überzeugung von der Eitelkeit aller irdischen Dinge, zum Überdruss am Leben, zur trüben Poesie; und wie schön und wahr ist: „die ächte Poesie kündet sich dadurch an, dass sie als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äusseres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreyen weiss, die uns drücken." Aber fragen möchte man doch, warum die bedeutende Welt, worin der Britte von Jugend an lebt, da sie etwas Grosses vorzüglich durch die Nationalfreyheit hat, nicht seiner Poesie eine solche Elasticität gäbe, dass sie ihn in der heiteren Region der Idee der irdischen Bürde entlade. Es giebt doch Beyspiele, dass eine bedeutende Wirklichkeit die Poesie erhellte. Abgesehn von allen physischen Ursachen, von Klima und Nahrung, erinnern wir nur, dass der Welthandel das englische Gemüth, wo auch das politische Treiben es nicht beunruhigt, theils zu sehr auf das Irdische spannt, theils durch den Wechsel in den ungeheuren Glücksgütern erschlaffen, trübe werden, verzweifeln läst. Dazu kommt, dass das Gefühl der Nationalfreyheit, verschwistert mit dem Bemühen um Reichthum, mehr einen halb edeln, halb kaufmännischen und satten Stolz, als ein heiteres Ideenspiel veranlasst; und beruht überdiess jene Freyheit nicht auf einer ewigen, constitutionellen Opposition? Auch *Goethe* bemerkt so schön als richtig, dass das beste schriftstellerische Talent in England für den Hass der Parteyen geworben und verbraucht werde, und durch die satirischen Waffen, welche die entschiedensten Talente von beiden Seiten gegen einander richteten, die dazwischen liegende Welt zerstört und rein aufgehoben würde.

Er vergisst nicht, zu erwähnen, wie selbst *Shakespeare*, der die reinste Heiterkeit zu verbreiten weiss, indem er zu einer Zeit Englands lebte, wo der Welthandel noch nicht lastend war, der politische Parteygeist weniger alt, noch angethan mit ritterlicher Frische, noch geistiger durch den religiösen Zusatz, doch auch beytrug, in den deutschen Jünglingen einen trüben, die menschliche Natur untergrabenden Sinn zu stiften. „Hamlet und seine Monologen blieben Gespenster, die durch alle jungen Gemüther ihren Spuk trieben." *Ossian* verlockte sie nun gar bis an das letzte Thule. Die vortreffliche Stelle über ihn schildert seine geisterhafte Nebelwelt auf grauer unendlicher Haide mit Ausdrücken, von welchen jeglicher ein Strich von Friedrichs Pinsel zu seyn scheint. Mit solcher Stimmung der jungen Deutschen hing der Selbstmord natürlich zusammen. Dem Gedanken von *Montesquieu*, dass Helden und grosse Männer sich nach Befinden den Tod geben dürften, ist hier die Bemerkung zur Seite gestellt, dass jenen Jünglingen eigentlich Mangel von Thaten und übertriebene Foderungen an sich das Leben verleideten. Auch unser Biograph spielte mit dem Gedanken von Selbstmord ernstlich und wohlbedächtig. Er überlegte, wie unnatürlich es sey, dass der Mensch sich selbst vernichte, und er darum gewöhnlich zu mechanischen Mitteln greife, um den Vorsatz des Selbstmordes auszuführen. Nur Kaiser Otho habe diese That mit Grossheit und Freyheit des Geistes verrichtet, indem er mit eigener Hand sich einen scharfen Dolch in das Herz gestossen. Ihm zu gleichen, nahm er einen wohlgeschliffenen Dolch jederzeit neben das Bette, konnte sich aber nie überwinden, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Er griff lieber zu seinem alten Mittel, sich von Gram und Schwermuth zu befreyen, zur Poesie, die heilt, anstatt zu verwunden. Der Trübsinn, welchen der Wandel der Liebe macht, lag ihm am nächsten, eignete sich am meisten zur dichterischen Darstellung, und war in ihm schon der Mittelpunct der übrigen Elemente geworden, aus welchen der Entschluss zum Selbstmorde entstehen konnte. Auf einmal vernimmt er *Jerusalems* unglücklichen Tod, den er gekannt und geschätzt hatte, und nun war Alles zu der Dichtung bereit.

Dass Werthers Leiden eine so ungeheure Wirkung hervorbrachten, erklärt er wiederum durch das stoffartige Interesse, welches die junge Welt an dem-

selben nahm. Diese hatte sich schon selbst so untergraben, dass es nur eines geringen Zündkrautes bedurfte, um jene gewaltige Explosion im Publicum zu bewirken. Er hatte durch das Buch seine Heiterkeit wieder gewonnen, und seinen Bewunderern mehrte es den Trübsinn, wenigstens den Beyspielen zufolge, die am Tage lagen. Was der poetische Genius in Werthers Leiden einigermaßen empfänglichen Seelen Heiteres, Beruhigendes, und den Schmerz der Liebe in eine freyere Geistigkeit an Milderung verlieh, blieb im Verborgenen. Dieses poetischen Genius Würdigung überläßt *Goethe* wiederum Anderen. Wir unterschreiben mit voller Seele, was der Freyherr *von S — a* neulich in der *Minerva* darüber gesagt hat.

Aus der geistreichen Schilderung der Drangsale, die der Dichter jenes Büchleins wegen erlitt, mögen sich das Publicum, und besonders die Recensenten folgende goldene Worte tief einprägen: „Mit einer Eigenheit der Leser, die uns besonders bey denen, welche ihr Urtheil drucken lassen, ganz komisch auffällt, ward ich früh bekannt. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man Etwas leistet, ihr Schuldner, und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem, was sie eigentlich wollten und wünschten, *ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsere Arbeit gesehen, noch gar keinen Begriff hatten, dass so etwas vorhanden oder irgend möglich seyn könne.*" Wer ist mehr berechtigt als er, an dessen Werken sich die Kunst erzog, indem die Kunstrichter sie tadelten, solche Beschwer zu führen? als er, der noch am Ende dieses dreyzehnten Buchs in der Beschreibung, wie *Justus Möser* ihm damals erschien und noch erscheint, eine Probe seiner schönen Kritik giebt, die das Eigenthümliche achtungswerther Geister in ein Bild zusammenzufassen weiss und liebt?

Das vierzehnte Buch denkt zunächst der Bewegung, welche sich ob der beiden vom Publicum angestaunten Producte *Göthe's* in seiner nächsten Umgebung und unter solchen Freunden ereignete, die selbst eine productive Kraft in sich spürten. *Lenz* that sich unter diesen am lebhaftesten und sonderbarsten hervor. Die Zeichnung von ihm, die schon bey Beschreibung des strasburger Lebens begann, ist auch hier noch nicht beendet. Wir sind ungewiss, ob dieses der Grund ist, dass uns jener talentvolle, doch wahrscheinlich nur durch Kränkeley auch genial erscheinende Geist nicht recht anschaulich wird, oder ob überhaupt ein Mann der Art nicht ganz anschaulich gemacht werden kann. Der Zeichnung möchten wir keine Schuld beymessen: ihr fehlt nur, was der Biograph selbst ihr nicht geben konnte, dass nämlich eine Zeichnung von ihm selber ihr gegenüber stünde. Das irre, und eben darum an's Geniale streifende Talent, und die Unnatur, wohin es ein Geniedrang treibt, werden nur verständlich in dem Beyspiele von *Lenz* werden, wenn das sich selbst gründende, festbestimmte und klare Genie, jenes gewaltige Ergreifen der Natur, welches manche Krankheit und Unnatur der Zeiten geheilt hat, ihm so gegenüber stünde, wie es nicht sich selber, nur ein Dritter es zeichnen kann. Über das reiche Leben eines grossen Menschen kann freylich nur er selbst uns mit hinreichender Wahrheit und Ausführlichkeit belehren; ist diess aber geschehen: dann muss ein Dritter, ein anderer Meister, der ihn genau studirte, und sein biographisches Werk zu handhaben weiss, das eigentliche Porträt von ihm aufstellen. Wir haben diess oft auch bey dem gegenwärtigen Werke gefunden, das Niemand inniger liebt und bewundert, als wir. Übrigens werden wir auf *Lenz* zurückkommen, wenn seiner in den Fortsetzungen dieser Biographie weiter gedacht wird. Bey *Goethe's* mächtig aufblühendem Ruhm benahm jener sich so, wie sich von seinem irren und reichen Talent erwarten liess; denn ein solches verwirrt nothwendig auch die sittliche Natur.

Ausgebildet, fest wie der Gezeichnete selber, ist das Bild von *Klinger*. Seine Charakterstärke und reine Würde bey so viel Drang der Phantasie ist vortrefflich hervorgehoben, und man sieht sein Inneres so bestimmt, wie sein schönes und gehaltvolles Äusseres, das nach glücklicher Anordnung zuerst beschrieben wird. Zu einer frohen und freudigen Ausbildung gelangte er nicht, weil er sich durch äussere Hindernisse durchströmen, durchdrängen musste; aber sollte darin allein, nicht in seiner ursprünglichen Natur vorzüglich, der Grund liegen, dass Gemüth, Verstand und Einbildungskraft sich einander in ihm Abbruch thun, und weil die Stärke seines Willens keiner dieser streitigen Mächte einen entscheidenden Sieg verschaffen konnte, er weder zum entschiedenen Dichter, noch Philosophen, noch Geschäftsmann, wenn gleich in dieser dreyfachen Eigenschaft achtungswerth wurde?

In dem Bilde *Lavaters* ist die Verschiedenheit zwischen dem Gezeichneten und dem Zeichner weit mehr hervorgehoben, als in den vorhergehenden Bildern. Der Grund mag seyn, dass jener viel besprochene Mann gar nicht darauf ausging, Künstler und Dichter zu seyn, und praktisch so reich und vielwirkend war, wie *Goethe* künstlerisch. Der Biograph konnte, ohne den Anstand zu verletzen, sich hier mehr als Gegensatz nehmen, wie bey *Lenz* und *Klinger*. „Nun fühlt' ich den Abstand zwischen meiner und der *lavater*'schen Wirksamkeit nur allzu sehr: die seine galt in der Gegenwart, die meine in der Abwesenheit; wer mit ihm in der Ferne unzufrieden war, befreundete sich ihm in der Nähe; und wer mich nach meinen Werken für liebenswürdig hielt, fand sich sehr getäuscht, wenn er an einen starren ablehnenden Menschen anstiess." Überaus schön wird in Beziehung dieses Unterschiedes auch bemerkt, dass derjenige, der sittlich wirke, kaum eine seiner Bemühungen verliere, denn es gedeihe davon weit mehr, als das Evangelium vom Säemanne allzu bescheiden eingestehe; wer aber künstlerisch verfahre, der habe in jedem Werke Alles verloren, wenn es nicht als ein Kunstwerk anerkannt werde. Zur näheren Bestimmung müssen wir indess hinzufügen, dass ein solches, unerkannt als ein solches, freylich in dieser Eigenschaft verloren sey, und dennoch in sittlicher Wirkung dem Bemühen um dieselbe gleichkommen möge. Wären Werthers Lei-

den nie von künstlerischen Gemüthern als ein ihnen zusagendes Werk anerkannt: so hätten sie doch sittlich auf das Gemüth der Liebenden gewirkt, wie *Lavaters* Reden über die christliche Liebe.

Über dessen Physiognomik, die damals Deutschland in Bewegung setzte, hätten wir eine weitläuftigere Darlegung der Ansicht, der Ideen des Vfs. gewünscht; im Grunde berührt er ihr Wesen gar nicht. Wenn er sagte, um das religiöse Andringen von *Lavater* abzuwehren: beym Glauben komme alles darauf an, *dass* man glaube; *was* man glaube, sey völlig gleichgültig: beym Wissen dagegen gar nichts darauf, *dass* man wisse, sondern *was* man wisse: so ist darin nach bestimmter Hinsicht eine eben so grosse Wahrheit, als es ein vortrefflicher Fechterstreich war, um den zurückzuschlagen, der behauptete, man müsse Christ nach *seinem* Begriff seyn, oder ein Atheist. *Goethe* erklärte, dass er, wenn man ihm sein Christenthum nicht lassen wolle, sich auch wohl zum Atheismus entschliessen könne, zumal da er sähe, dass Niemand recht wisse, was beides eigentlich heissen solle.

Die Gegensätze sind in der Welt so häufig, dass ein eindringender Geist, der historisch zu Werke geht, fast ununterbrochen auf sie stösst. So finden wir hier *Basedow* wieder gegen Lavater aufgestellt, jener mit den tiefen, kleinen, schwarzen, scharfen, unter struppigen Augenbraunen hervorblinkenden Augen, gegen diesen mit dem klaren und frommen Blick unter sehr breiten Augenliedern, den Stirnknochen von dem sanftesten braunen Haarbogen eingefasst. Lavater wandte gegen den, der ihn bestritt, unerwartet eine grosse, liebevolle Ansicht strahlend vor: Basedow sprach mit schnellen und scharfen Äusserungen, mit einem gewissen höhnischen Lachen, einem schnellen Herumwerfen des Gesprächs. Ungemein belehrend und anmuthig ist der Contrast zwischen beiden in vielfachen Scenen geschildert, und man verlangt noch immer mehrere, worin *Goethe*, der mit beiden im Bade zu Ems und auf mancher Fahrt zusammen war, als ein junger Genius erscheint, der die beiden verschiedensten Naturen begreift, zwar nicht in sich vereinigt, aber doch Lavaters allgemeine und himmlische Liebe durch Beflügelung einer reichen irdischen versteht, und Basedows Verwegenheit durch Verwegenheit eben so überflügelt, als er sein gar zu arges Erdenleben neckt.

Auf der Heimreise von Ems trafen sie zu Köln mit den Gebrüdern *Jakobi* zusammen, wo bey dem Dichter durch die Beschaffenheit des Ortes, die bey ihm überhandnehmende Sitte, Vergangenheit und Gegenwart in Eins zu empfinden, und so etwas Gespenstermässiges in die Gegenwart zu bringen, sich mächtig kund that. Einer der Anwesenden sollte nicht unterlassen zu beschreiben, wie *Goethe* in Jappachs Wohnung war. Eine Ahndung davon giebt uns Faust, wie er zum ersten Mal in Gretchens Wohnung eintritt und den grossälterlichen Lehnstuhl sieht, wiewohl in Köln die Erschütterung über die Vergangenheit in der Gegenwart ganz rein und ohne eine andere leidenschaftliche Beymischung war. Wie gemüthlich ihm die Richtung gegen das Unerforschliche bey *Friedrich Jakobi*, wo ihn kein christlicher Widerstreit wie mit Lavater, kein didaktischer wie mit Basedow hemmte, ist vortrefflich erläutert durch die Wirkung, die *Spinoza* auf ihn gethan hatte. Dass die grenzenlose Uneigennützigkeit in allen Sätzen dieses Denkers, in seinem Worte: wer Gott recht liebt, muss nicht verlangen, dass Gott ihn wieder liebe; seine ganze Seele erfüllte, dass seine höchste Lust war, uneigennützig zu seyn in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, dass ihm die Frage aus dem Herzen quoll: wenn ich dich liebe, was gehts dich an? wahrlich, wir müssen bekennen, dass diese Äusserung so die liebenswürdigste als die stärkste ist, die wir je von einem menschlichen Herzen vernahmen.

In diesem überschwenglichem Geiste war auch seine Idee zu einem Trauerspiel *Mahomed* gefasst. Die Hymne, womit es begann, die wirklich gedichtet wurde und verloren ging, die sich aber zum Zweck einer Cantate wohl wieder herstellen liesse, ist sie noch von keinem unserer besten Componisten dringend verlangt? Leider ist das Drama selbst eben so wenig ausgeführt, als das epische Gedicht, die *Geschichte des ewigen Juden*, in welcher die hervorstehenden Puncte der Religions- und Kirchen-Geschichte dargestellt werden sollten. Über Fabel und Gang desselben sey uns vergönnt zu reden, wann die Wanderung des Schusters Ahasverus von Jerusalem und das Ereigniss, wodurch das Gedicht zwar geendigt, aber nicht abgeschlossen werden sollte, in den weiteren Theilen des vorliegenden Werks beschrieben sind. Der Plan zu diesem epischen Gedicht war zu riesenmässig, und erfoderte für einen Dichter, der gern so gründlich zu Werke geht, wie der beste Gelehrte, eine zu ungeheuere Gelehrsamkeit, als dass er zu Stande gekommen wäre, wenn *Prometheus*, der auf eigene Hand Menschen bildet, dem Zeus und den neuen Göttern trotzend, auch nicht den Hans Sachs von Jerusalem bey dem Dichter verdrängt hätte.

Die productive Naturgabe, welche dieser in sich wahrnahm und als sein eigenstes Eigenthum betrachtete, das nicht von fremder Gunst noch Missgunst abhing, und nur in der Einsamkeit ihre Schöpfungen vollenden konnte, brachte ihn auf die Idee, jene alte mythologische Figur darzustellen, die, abgesondert von den Göttern, von ihrer Werkstätte aus eine Welt bevölkerte.

In diese Lebensepoche *Goethe's* voll unermesslicher erzeugender Kraft fiel auch das Ereigniss, welches seinem äusseren Schicksal die dauerndste Richtung gegeben, und es auf einen Standpunct gestellt hat, welchen er vorzüglich zum Mittelpunct der höheren Kunst der Deutschen machte. Brauchen wir zu erwähnen, dass wir den Anlass meinen, der ihn nach *Weimar* brachte? und wäre es nicht Übereilung darüber schon sprechen zu wollen, ehe wir ihn selbst weiter vernommen haben? Der dritte Band schliesst so, als wenn dieser *prometheische* Geist an den väterlichen Heerd durch gewöhnliche Ehefesseln gebunden werden sollte, und darum erquickt, schon vorher die Aussicht auf Weimar eröffnet zu sehen. G. u. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

THEOLOGIE.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Versuch einer historisch-philosophischen Darstellung der Offenbarung, als Einleitung in die Theologie* von *Friederich Brenner*, Dr. der Philos. u. Theol. und Kaplan an der Stadtpfarrkirche zum heiligen Martin im Bamberg. Zweyte Auflage. 1812. Erster Theil. 174 S. Zweyter Theil. 160 S. Dritter Theil. 50 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mit besonderem Interesse begann Rec. die Lectüre dieser Schrift, da sie in der Vorrede die Darstellung und Ausführung einer Idee ankündigt, welche auch nach Rec. Urtheil, wenn sie richtig und allseitig aufgefasst wird, für die Würdigung des Christenthums und seiner einzelnen Lehren, Anstalten und Vorschriften in ihrer vollen Bedeutung von der grössten Wichtigkeit ist. Es ist die heilige Idee vom Reiche Gottes, um welche sich die ganze Offenbarung, namentlich die christliche, wie um ihren Mittelpunct bewegt. Auch Hr. *B.* hat sie von dieser Seite aufgefasst, und will in dem vorliegenden Werke (laut der Vorrede S. 4) die Offenbarung vom Anfange an bis auf die letzten Zeiten verfolgen, um zu zeigen, ob und wie sich die Idee vom Reiche Gottes in den verschiedenen Perioden ausprägt und an die Menschen kommt, und wie unverkennbar alles, was die heiligen Bücher der Juden und Christen Göttliches enthalten, nach einem einzigen Plane angelegt ist, und eine herrliche Erziehungsanstalt, ein grosses Ganzes ausmacht, welches nach der Idee vom Himmelreich angeordnet, durchgeführt, und vollendet ist. Indem aber Rec. die Idee selbst, welche diesem Werke zum Grunde liegt, vollkommen billigt, und in mehreren einzelnen Ansichten des Vfs. über Mosaismus und Christenthum das Wahre und Treffende erkennt, muss er doch auf der anderen Seite gestehen, dass ihm die Art, wie der Vf. seinen Endzweck zu erreichen sucht, im Ganzen nicht Genüge geleistet hat. Wir vermissen hauptsächlich die Gründlichkeit, Bestimmtheit und Bündigkeit, welche in jeder ächt wissenschaftlichen Untersuchung herrschen sollte. Der Vf. begnügt sich sehr oft gerade da, wo man ein tieferes Eindringen in das Wesen der Sache und eine genaue Entwickelung der Begriffe am meisten erwartet, mit allgemeinen oberflächlichen Bemerkungen und Declamationen. Wir können diess um so weniger billigen, da der Vf. seine Darstellung der Offenbarung als Einleitung in die Theologie betrachtet wissen will, in sofern namentlich die Exegese, Dogmatik, Geschichte nach jener Ansicht behandelt werden soll. Eine genauere Darlegung des Inhalts und Ideenganges dieser Schrift wird unsere Behauptung am besten rechtfertigen.

Die ganze Untersuchung wird im *ersten Theil* mit einer Einleitung eröffnet, wo sich der Vf. über die Offenbarung erklärt. Er fühlte selbst, wie nothwendig das Ganze an eine genaue Bestimmung dieses Begriffs geknüpft werden müsse. Der bekannte Unterschied, den man zwischen der natürlichen und ausserordentlichen Offenbarung zu machen pflegt, wird auch hier festgehalten. Die Idee von Gott wird mit Recht als eine Idee betrachtet, welche im menschlichen Geiste liegt (wenn sie auch Anfangs schlummert), und die Moral als etwas mit Religion innig und genau Verbundenes. Wie aber die Religion in das klare Bewusstseyn trifft, und wie das Anerkennen und Empfinden der heiligen Nothwendigkeit, welche im religiösen Glauben liegt, mit wahrer und ächter Menschlichkeit in unzertrennlicher Verbindung steht, darüber eilt die Untersuchung schnell hinweg, ohne den wissenschaftlichen Forscher zu befriedigen. Eben so wird über den Unterschied und die Verwandtschaft der Religion und Poesie S. 7 fg. zwar in poetischen, nicht aber in bestimmten Ausdrücken geredet. Vorzüglich aber vermissen wir S. 18 fg. (wo allerdings wichtige Ansichten über den Zweck der eigentlichen Offenbarung geäussert werden) eine genaue Erklärung des Begriffs, den der Vf. mit dem Ausdruck: *besondere ausserordentliche Offenbarung*, verbindet, und der Art, wie er diese von der natürlichen unterscheidet. Auch hätte die (vorzüglich durch *Nitzsch* in ein helleres Licht gesetzte) Verschiedenheit einer äusseren und einer inneren Offenbarung in dieser Einleitung beachtet werden müssen. Was über den ursprünglichen Zustand der ersten Menschen S. 25 folgg. nach Anleitung der ältesten mosaischen Urkunden gesagt wird, ist ebenfalls zu oberflächlich entworfen, und ohne alle Berücksichtigung der neueren exegetischen Forschungen, welche sich auf jene Urkunden beziehen, aufgestellt. Die Einleitung schliesst übrigens mit dem richtigen Resultate: Der Mensch ging ursprünglich vollkommen (Rec. möchte lieber sagen *unschuldig*) aus der Hand des Schöpfers hervor; er wendete sich aber selbst von Gott, und zerstörte sein ursprüngliches glückliches Verhältniss zu dem Schöpfer; er kann nichts inniger wünschen, als Wiederherstellung dieses ursprünglichen Verhältnisses; es

läſst ſich aber auch von Gott erwarten, und Gott berechtigt ſelbſt den Menſchen zu der Hoffnung, daſs er jenes Verhältniſs erneuere, und einen Zuſtand des Menſchen auf Erden analog mit jenem im Paradieſe ſchaffen werde. Wie nun alle Offenbarungen und Anſtalten Gottes dahin gingen, das zerſtörte Himmelreich auf der Erde wieder herzuſtellen, ſoll im Folgenden gezeigt werden. Der Vf. unterſcheidet daher *die alte Welt*, oder *die reale Darſtellung des Himmelreichs*, womit ſich der erſte Theil des vorliegenden Werkes beſchäftigt, und die *neue Welt*, oder die *ideale Darſtellung* des Himmelreichs, welcher der zweyte Theil gewidmet iſt, und läſst darauf im dritten Theile die Betrachtung *der Welt jenſeits*, des Himmelreichs im Himmel, folgen. In der alten Welt werden (nach einer ſchon früher gewöhnlichen Eintheilung) die patriarchaliſche Zeit, die moſaiſche, die prophetiſche unterſchieden. Die *patriarchaliſche Zeit* betrachtet der Vf. als die durch die erſten Offenbarungen Gottes geſchehenen Vorbereitungen der realen Darſtellung des Himmelreichs. Es wird daher von S. 33—48 ein kurzer Auszug aus der im erſten Buch Moſis befindlichen Geſchichte gegeben, und dann etwas Allgemeines über den religiöſen Zuſtand der patriarchaliſchen Welt und ihr Verhältniſs zu Gott bemerkt. Rec. erwartete vielmehr, daſs der Vf. ſeine Leſer auf die Keime der Vorſtellung von einem Gottesreiche, welche ſich im Buche der Geneſis finden, aufmerkſam machen, und ſich darüber erklären werde, wie die heilige Idee einer *Familie Gottes*, welche ſchon in den älteſten Zeiten der hebräiſchen Nation fromme Gemüther beſeelte und durchdrang, bald (unter höherer Leitung) in die Vorſtellung von einem *Volke Gottes* überging, und ſo die weitere Entwickelung der Idee: *Reich Gottes*, *Himmelreich*, vorbereitet wurde. Von S. 48—88 wird *die moſaiſche Zeit* geſchildert, welche der Vf. als die erſte Darſtellung des Himmelreichs im Judenthume als ſeiner unvollkommenen Form charakteriſirt. Der Vf. führt einige Hauptſtellen aus den moſaiſchen Büchern an, ſucht zu beweiſen, daſs in der moſaiſchen Theokratie die Grundlinien einer Kirche lagen, und zeigt, wie die poſitiven Anordnungen des moſaiſchen Geſetzes zur Beförderung des kirchlichen Vereins dienen ſollten, und zur Heiligung des Volks, und, wie die moſaiſche Anſtalt ganz dazu geeignet geweſen ſey, die Iſraeliten zur wahren Moralität, zum Streben nach Gottähnlichkeit empor zu heben. Rec. billigt es vollkommen, daſs der Vf. S. 73 folgg. auf den (in neueren Zeiten oft zu ſehr verkannten) moraliſchen Geiſt der moſaiſchen Geſetze aufmerkſam macht. Nur iſt dieſs freylich mehr aus einzelnen Stellen als aus dem ganzen Geiſte der moſaiſchen Geſetzgebung dargethan; und wenn der Vf. in dieſem ganzen Abſchnitt zu beweiſen ſucht, daſs die moſaiſche Anſtalt eine reale Darſtellung des Himmelreichs ſey (in ſofern es hier, wie es S. 76 heiſst, nur durch äuſsere Anſchauung von der rohen materialen Menge der Iſraeliten aufgefaſst werden konnte): ſo vermiſst man eine genaue Erklärung des Begriffs, den der Vf. an den Ausdruck: *Himmelreich, Reich Gottes*, knüpft. Wäre die ganze Unterſuchung von dieſer Erklärung ausgegangen: ſo würde unfehlbar die ganze Darſtellung ſowohl in dieſem als in den übrigen Abſchnitten bündiger, befriedigender und zuſammenhängender geworden ſeyn. Eben ſo wünſchte Rec., daſs der Vf. in die S. 70 berührte Idee der Verſöhnung, welche bey den jüdiſchen Sühnopfern zum Grunde lag, tiefer eingegangen wäre, und gezeigt hätte, in welcher nothwendigen Verbindung ſie mit dem Reiche Gottes ſtehe. Nach einigen (zum Theil allerdings treffenden) Bemerkungen über den Zuſammenhang, in welchem die göttlichen Führungen des iſraelitiſchen Volkes mit der Abſicht ſtehen, es für ein Gottes-Reich zu bilden, folgt S. 88—133 die Schilderung der *prophetiſchen Zeit*. Der Vf. charakteriſirt ſie als die beginnende Umformung des materialen Himmelreichs in ſeine wahre letzte Geſtalt. Auch dieſer Abſchnitt beginnt mit einem fortgeſetzten kurzen Abriſs der Geſchichte der Juden. Hier befremdete es Rec. in der That, daſs der Vf. den Einfluſs, den der Übergang der bisherigen Verfaſſung der Juden in eine königliche Regierung auf die Entwickelung der Idee vom Reiche Gottes äuſsern muſste, ſo wie das, was Davids und Salomos glückliche Regierung ſelbſt in dieſer Hinſicht gewirkt hat, die erſte Bildung und Geſtaltung der Meſſiashoffnungen der Juden, und den Eindruck, welchen das babyloniſche Exil in Anſehung der Vorſtellungen vom Meſſias und von dem Gottes-Reiche auf die Juden gemacht hat, mit Stillſchweigen übergeht. Der Begriff der Propheten, über den ſich der Vf. S. 94 folgg. genauer erklärt, iſt wohl im Ganzen richtig aufgefaſst. Nur hätte auch gezeigt werden ſollen, wie ſich der Stand der Propheten von dem prieſterlichen unterſchied. Die Darſtellung der religiöſen Ideen der Hebräer dieſes Zeitraums S. 99—112 iſt ziemlich mangelhaft und ungeordnet: denn der Vf. begnügt ſich damit, eine Reihe von Stellen aus den Pſalmen und Propheten anzuführen und zu überſetzen. Sehr richtig findet Rec. die Bemerkung S. 112 f., es ſey ein eigenes Geſchäft der ſpäteren Propheten geweſen, zu zeigen, daſs die bildliche Darſtellung des Reichs Gottes durch Moſes die letzte und vollendete nicht ſey, ſondern daſs das Materielle verſchwinden, und dem Ideellen weichen müſſe. Welche Ausſichten in die neue Welt von den Propheten geöffnet wurden, wird S. 116—131 dargethan. Möchte nur der Vf. hier, anſtatt eine Reihe von Stellen aus den hebräiſchen Propheten in der Überſetzung mitzutheilen, die auf das Gottes-Reich und ſeine Erwartung ſich beziehenden Reſultate, welche ſich aus der Vergleichung prophetiſcher Stellen ergeben, beſtimmt dargelegt, und nach der Verſchiedenheit der Zeiten und der Propheten geordnet haben! Befriedigender ſind die S. 133 folgg. befindlichen Reflexionen über die Schickſale der Juden während der prophetiſchen Zeit. Daran knüpft der Vf. S. 143 fgg. Bemerkungen, die das Verhältniſs betreffen, in welchem das Judenthum zu den religiö-

sen Zustande anderer Völker der alten Welt steht, den er als ein dunkles Abbild von jenem göttlichen Urbilde betrachtet, das wir bey den Hebräern finden. Warum verweilt er aber bloss bey der griechischen und römischen Mythologie, ohne das, was hier vorzüglich in Betrachtung kommt, die *indische* Religionslehre und ihr Verhältniss zur hebräischen, zu berücksichtigen? Rec. theilt mit dem Vf. die am Schluss des ersten Theils noch einmal ausgesprochene Überzeugung von dem höheren Ansehen, welches die hebräischen religiösen Schriften als *Offenbarungsurkunden* behaupten. Aber die dafür gegebenen Beweise (S. 169 folgg.) werden zu kurz abgefertigt, und mit zu weniger Berücksichtigung der Verschiedenheit theologischer Ansichten, als dass die Ausführung dieses wichtigen Punctes genügen könnte. Übrigens gehörte zur Vollendung der Untersuchungen, welche der erste Theil umfasst, nothwendig eine Darstellung der Art und Weise, wie sich die Vorstellungen vom Messias und vom Gottes-Reich in der *späteren jüdischen Theologie* (welche der Vf. gar nicht berührt) in den letzten Jahrhunderten vor Christo gestalteten.

In der *neuen Welt* (oder der idealen Darstellung des Himmelreichs), mit welcher sich der zweyte Theil beschäftigt, werden zwey Perioden unterschieden, die *christliche* und die *apostolische*. Das Eigenthümliche der christlichen Zeit charakterisirt der Vf. durch den Ausdruck: zweyte Darstellung des Himmelreichs im Christenthume als seiner vollendeten Form. An einen kurzen Abriss der Geschichte Jesu knüpft er S. 3 folgg. nähere Bestimmungen über das Amt Johannis des Täufers und die Person Jesu, und zeigt (durch Anführung einiger Stellen), wie sich die Verkündigungen Johannis, Jesu und der Apostel sämmtlich in der Idee des Himmelreichs, welches, durch Jesum vom Himmel auf die Erde gebracht, das menschliche Geschlecht erneuerte, vereinigen. Über die Natur des Himmelreichs selbst, wie es im Christenthum erscheint, erklärt sich der Vf. S. 17, 18 so: „Das Himmelreich ist selbst nichts anderes, als *die Anstalt Gottes, in welcher der Mensch entsündigt und geheiligt wird, so, dass er nicht nur ohne Makel vor Gott dasteht, sondern an der göttlichen Natur gewissermaßen Antheil nimmt, und sich daher in einem Zustande befindet, dessen sich die Himmlischen freuen, und in dem sich die ersten Menschen vor dem Falle befanden; es ist also keine blosse Lehranstalt, keine blosse Bildungsschule für Religion und Tugend, kein bloss ethischer Staat, sondern ein Reich der Gnaden und Erbarmniss Gottes, ein Reich der Wunder, in welchem Gott zum Heil der Menschen ausserordentlich wirkt; ein Reich, das den Himmel zur Erde bringt; ein heiliges überirdisches, gleichwohl auf der Erde existirendes Reich; ein Reich, das die Menschen aus sich selbst nicht constituiren können, weil ihrer ganzen Weisheit im Heiligthume die Erdschlacke anklebt; weil ihre ganze Tugend des Abfalls wegen die reine Gottgefälligkeit nicht hat.*" So weitläufig auch diese Erklärung ist: so gewährt sie doch weder einen hinlänglich deutlichen noch einen vollständigen Begriff von dem, was die neutestamentlichen Urkunden *βασιλεία τοῦ θεοῦ* oder *τῶν οὐρανῶν* nennen. Zuvörderst thut der Vf. nicht wohl, sich bey der Erörterung eines Ausdrucks, der schon an sich etwas Tropisches hat (*Reich* Gottes, oder der Himmel), mehrerer Ausdrücke, die wiederum an sich vieldeutig sind, und einer genaueren Bestimmung bedürfen (z. B. Reich der Gnade, Reich der Wunder), zu bedienen, ohne sie zu erklären. (Was dachte sich der Vf. namentlich bey den Worten, dass der Weisheit der Menschen im Heiligthume die Erdschlacke anklebt?) Zweytens ist die Idee Himmelreich oder Gottesreich hier offenbar einseitig aufgefasst worden. Denn der Vf. bezieht jenen Ausdruck immer (wie sich auch aus vielen Stellen des ersten Theils, z. B. S. 32, ergiebt) auf das Gottes-Reich, in sofern es schon in der Gegenwart auf Erden existirt, von Jesu verkündet und gestiftet. Die Vergleichung der Aussprüche Jesu und der Apostel, in welchen die *βασιλεία τοῦ θεοῦ* oder *τῶν οὐρανῶν* erwähnt wird, führt nothwendig auf die Unterscheidung des Gottes-Reichs, in sofern es schon *gegenwärtig* ist (vergl. z. B. Matth. 11, 12. 12, 29. 13, 52. 1 Corinth. 4, 20. Hebräer 12, 28 u. a. m.), und des *künftigen* (z. B. Matth. 8, 11. 19, 28. 29. 1 Corinth. 6, 9. 2 Petri 1, 11.). Von diesem künftigen Reiche Gottes spricht zwar der Vf. im dritten Theil. Da aber beide Bedeutungen des Ausdrucks *βασ. θεοῦ* oder *οὐρ.* in den Vorträgen Jesu und der Apostel in einer so genauen Verbindung stehen, dass er sich an sehr vielen Stellen eben sowohl auf das Gegenwärtige als auf das Kommende bezieht, und die Natur der Sache selbst lehrt, wie innig und genau das Eine mit dem Anderen zusammenhängt: so hätte auch hier, wo die christliche Idee vom Reiche Gottes überhaupt dargestellt werden sollte, beides zugleich beachtet werden müssen. Endlich hat sich der Vf. selbst in Beziehung auf das gegenwärtige Reich Gottes nicht bestimmt erklärt, *in wiefern* die Gesellschaft wahrer Verehrer Gottes, die sich zum Evangelio Jesu bekennen, ein *Reich* Gottes genannt wird. Rec. erwartete nun, dass der Vf. die Aussprüche Jesu, welche sich im Allgemeinen auf das Himmelreich beziehen, zusammenstellen, die Frage, warum Jesus die *βασιλεία τοῦ θεοῦ* bisweilen mit Ausdrücken schildert, welche von jüdischen Staatsverfassungen entlehnt sind, und wie diese Ausdrücke gefasst und beurtheilt werden müssen, beantworten, und auf die Beziehung aufmerksam machen werde, in welcher alle Lehren, Thatsachen, Anstalten des Christenthums zu jener höchsten leitenden Idee vom Reiche Gottes stehen. Statt dessen folgen S. 21—103 allgemeine von einigen Stellen neutestamentlicher Urkunden begleitete Bemerkungen über die höchste religiöse durch das Christenthum gewirkte Aufklärung, über die Auffoderung des Christenthums zur sittlichen Vollkommenheit, über Universalismus des Christenthums, über christliche Kirche, über das Verhältniss des Himmelreichs zu den Reichen dieser Erde, über die Er-

füllung, welche der mit Abraham und David geschlossene Gottesbund, das mosaische Gesetz, die Propheten im Christenthume fanden, über das Verhältniss zwischen Judenthum und Christenthum, und den Übergang des Ersteren in das Letztere, über die durch heilige Thatsachen, welche sich mit Jesu, seinen Schülern, seiner Lehre ereigneten, geschehene Abbildung gewisser Wahrheiten des Christenthums, über das Eigenthümliche des wahren Christen (des Bürgers im Himmelreich), über die allgemeine Ahndung von einem Himmelreich, welche sich schon in der Urwelt bey allen Völkern angekündigt habe, über die Ewigkeit des Christenthums. Ohne leugnen zu wollen, dass im Einzelnen so manches Wahre und Treffende bemerkt worden ist (besonders über das Symbolische im Christenthum S. 79—86), vermisst doch Rec. in mehreren dieser Untersuchungen, z. B. in dem Abschnitte vom Universalismus des Christenthums, die erwartete Gründlichkeit; andere Materien dagegen, z. B. über das Verhältniss des Judenthums zum Christenthum, sind zu weitschweifig behandelt (wozu hier die Citationen langer Stellen aus den Kirchenvätern?); und dem ganzen Ideengange fehlt es an strengem Zusammenhange, an jener systematischen Ordnung, welche in einem wissenschaftlichen Werke unentbehrlich ist. Von S. 104—136 betrachtet der Vf. die apostolische Zeit, welche er als die Ausdehnung und Erhaltung des Himmelreichs durch die Apostel und ihre Nachfolger charakterisirt. Es wird hier gezeigt, wie die Einwirkung Gottes auf seine Kirche noch immer fortdauere, wie und warum das Wundervolle in dieser Periode successiv verschwinde, wie die Religionslehre formal ausgebildet worden sey, warum von gar keiner Perfectibilität des Christenthums die Rede seyn könne (ein Punct, der, wie manche andere in diesem Werke vorkommende Untersuchungen, ganz flüchtig berührt worden ist, ohne alle Berücksichtigung dessen, was man in neueren Zeiten in der protestantischen Kirche *pro* und *contra* gesagt hat). Vergebens erwartete Rec., dass der Vf. in diesem Abschnitte besonders darauf aufmerksam machen werde, wie die Idee *Himmelreich* oder *Gottesreich* im Ganzen namentlich vom Johannes, Paulus, Petrus aufgefasst und dargestellt worden sey, und wie sie das gegenwärtige und künftige unterscheiden. Mit dem Ausdruck *apostolische Zeit* wird übrigens hier nicht bloss, was man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche *aevum apostolicum* zu nennen pflegt, sondern der ganze Zeitraum umfasst, der seit der Entfernung Jesu von der Erde verflossen ist. Auf diesen Zeitraum im Ganzen bezieht sich auch der S. 138 folgg. befindliche Abschnitt: Mögliche Verwirrungen im Reiche Gottes, eine kurze, nicht eben tief eindringende Übersicht der mannichfaltigen Entfernungen der Menschen von dem wahren Geiste des Christenthums, welche theils durch die irreleitende Speculation, theils durch Oberherrschaft der Phantasie veranlasst worden sind. Zuletzt deducirt der Vf. S. 155—160 unseren Glauben an die Schriften und Offenbarungen des neuen Bundes hauptsächlich aus der moralischen Harmonie unseres inneren Wesens mit dem, was uns im Christenthum anspricht. Befriedigender wäre diese Deduction, wenn der Vf. vor allen Dingen den Satz, dass Jesus selbst seine Lehre für eine göttliche im engeren Sinne (d. h. für eine aus Offenbarung empfangene) erklärt, exegetisch dargethan, und dann aus dem heiligen Charakter, aus dem göttlichen Sinne und Geiste Jesu, der sich in seinem Leben wie in seiner Lehre ausspricht, bewiesen hätte, dass das eigene Zeugniss Jesu uns allerdings berechtige und verpflichte, seine Lehre als eine geoffenbarte zu verehren.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Hamburg*, b. Perthes: *Unterhaltungen über Religion überhaupt, und besonders über die christliche; für gebildete Leser aus allerley Ständen.* Von dem Schulcollegen *Johann Niklas Bandelin.* Zweyte, verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1812. 186 S. 8. (16 Gr.).

Die erste Ausgabe erschien im J. 1809, und betrug 144 S. 8. Als Zweck seiner Schrift giebt der Vf. an: „Freunde und Verehrer des Christenthums in ihrem, schon hinlänglich begründeten Glauben an Göttlichkeit und Wahrheit der edelsten aller Religionen noch mehr zu befestigen." Genau genommen ist also die Schrift des Vfs. ein überflüssiges Werk: denn ein hinlänglich begründeter Glaube ist ein solcher, der fest steht, und nicht über den Haufen geworfen werden kann. Ein solcher bedarf in keiner Hinsicht neuer Stützen; diese könnten leicht dazu dienen, die Festigkeit des Gebäudes selbst in übeln Ruf zu bringen. — Der Vf. hat sich besonders bemüht, die Beweiskraft der Wunder und Weissagungen Jesu für die Göttlichkeit und Wahrheit der christlichen Religion darzuthun. Er hofft, christliche Leser, die noch keinem der neueren Philosopheme gehuldigt haben, durch dasjenige zu befriedigen, was hier von Jesu Wundern und Weissagungen beygebracht worden ist. „Jene wurden überall mit der edelsten Freymüthigkeit verrichtet, nicht etwa bloss vor gutmüthigen Jüngern, sondern auch unter den Augen auflauernder Feinde; und haben schon dadurch (wie selbst der Gegner des Christenthums zugestehen muss) *ein vorzüglich reines und scharfes Gepräge der Ächtheit* erhalten: diese aber werden, auch noch in unseren Tagen, und durch ihre fortdauernde Erfüllung, hinlänglich genug bestätigt." Wie Gelehrten gut predigen ist, so ist auch Gläubigen gut beweisen. Wahrhaft unbefangene Leser werden an den Schlüssen des Vfs. und ihren Prämissen Manches auszusetzen finden. Der beste Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit der Religion Jesu, und der einzig zulässliche, bleibt immer der von Jesu selbst angegebene Joh. 7, 17. Er macht alle anderen überflüssig, indem er keiner weiteren bedarf. Die Zusätze dieser neuen Ausgabe betreffen die eigenthümlichen Tugendmittel des Christenthums, zu denen die Abendmahlsfeyer und das Gebet gekommen, und die Lehre von den Wundern, als äusseren Beweisen für den göttlichen Ursprung des Christenthums.

Cd.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

THEOLOGIE.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Versuch einer historisch-philosophischen Darstellung der Offenbarung, als Einleitung in die Theologie* von *Friederich Brenner.* I—III Theil u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *dritte* Theil wendet sich zur Darstellung der *Welt jenseits*, oder *des Himmelreichs im Himmel.* Es soll hier gezeigt werden, wie sich das Himmelreich rein von allem Irdischen bey Gott in seiner Unendlichkeit finde, oder, wie das Christenthum im Himmel entledigt von allen Schranken und frey von jedem sichtbaren Ausdrucke in seinem Wesen dastehe. Nach einigen Bemerkungen, die Vorstellung von einem tausendjährigen Reiche betreffend, welches der Vf. in einem höheren Sinne, als die *vollendete* Kirche auf Erden, nimmt, ohne jedoch über diesen streitigen Punct mit Gewissheit entscheiden zu wollen, folgen in mehreren einzelnen Abschnitten weitere zum Theil von Stellen des neuen Testaments begleitete Erörterungen über die Beschaffenheit des wahren Himmelreichs (im Himmel), über die anschauliche Religionskenntniss, den vollkommenen Gottesdienst, die ewige Heiligung, die völlige Getrenntheit der Unheiligen von den Heiligen, die Unmöglichkeit einer Verirrung, die Erfüllung aller Weissagungen, die vollkommene Beobachtung aller Foderungen Gottes an die Menschen, welche jenseits Statt finden wird u. s. w. So wenig auch Rec. die Schriftmäsigkeit und Vernunftmäsigkeit der einzelnen in diesen Abschnitten aufgestellten Lehren in Anspruch nimmt: so sehr ist er doch auf der anderen Seite überzeugt, dass diess alles zum Theil mit grösserer Präcision, zum Theil in einem strengeren, mehr systematischen Zusammenhange vorgetragen werden musste. Interessant, ob gleich mehr angedeutet als ausgeführt, ist S. 36 fgg. die Analogie zwischen dem Himmelreiche und dem Reiche der Natur in ihren Darstellungen, und S. 42 fgg. die Anwendung der ganzen Idee, mit welcher sich dieses Werk beschäftigt, auf das Studium der Theologie und die Classification der theologischen Wissenschaften.

Dass der Vf. von einer sehr wahren und schönen Idee, deren Richtigkeit und Fruchtbarkeit bey der Behandlung und Auffassung des Christenthums auch andere Theologen anerkannt haben, ausgegangen, und durch diese Idee zu mehreren einzelnen eben so wahren Bemerkungen und Ansichten veranlasst worden ist, kann man gewiss nicht leugnen. Dass dessen ungeachtet in der Art und Weise der Ausführung so mancherley zu wünschen übrig geblieben ist, liegt in der für wissenschaftliche Untersuchungen nicht immer vortheilhaften Herrschaft, welche der Vf. seiner Phantasie eingeräumt hat (daher in den einzelnen Abschnitten so wenig Zusammenhang — und so oft poetische Stellen statt bestimmter Begriffe), in dem Mangel *exegetischer* Gründlichkeit, der besonders da fühlbar wird, wo man eine genaue Darstellung der reinen biblischen Lehre, und Absonderung der verschiedenen Zeiten und verschiedenen biblischen Schriftsteller erwartet hätte, und zum Theil auch in gewissen vorgefassten Meinungen, von welchen der Vf., als Mitglied der römisch-katholischen Kirche, nicht selten ausgegangen ist. Was den zweyten, auf die Exegese des Vfs. sich beziehenden Punct betrifft: so begnügt sich Rec., ihn nur darauf aufmerksam zu machen, dass im ersten Theil S. 27 fg. S. 31 der Zustand des ersten Menschen etwas *willkührlich* idealisirt wird; dass die neueren Ansichten von dem Baume der Erkenntniss (in der Genesis), dem Baume des Lebens, den Ursachen des göttlichen Verbots S. 29 fg. gar nicht berührt und benutzt worden sind; dass der Vf. S. 117 fg. die Stelle Deuteron. 18 von Christo erklärt, ohne genauer zu bestimmen, ob Moses das Bild von Jesu dem Messias bestimmt vor Augen gehabt habe, und ohne alle Berücksichtigung der Einwürfe, welche gegen diese Erklärung erhoben worden sind; dass eben so wenig die bedeutende Verschiedenheit der Meinungen über mehrere S. 117 folgg. angeführte Stellen beachtet worden ist; dass die auf einige Aussprüche der Kirchenväter gegründete Erklärung des Ausdrucks λόγος bey dem Johannes: Sprecher Gottes, (im zweyten Theil S. 7, 8) wenig befriedigt; dass man die in neueren Zeiten angestellten Untersuchungen über die Versuchungsgeschichte Jesu nicht mit dem Vf. (S. 81) darum für *unnütz* erklären kann, weil jene Geschichte ein sinnlicher Ausdruck unseres Kampfes mit dem Bösen sey, und der jedesmaligen Überwindung desselben durch die Waffen des Christenthums u. s. w. Zu den vorgefassten Meinungen, welche den Vf. irre leiten, gehört z. B. die Behauptung (im zweyten Theil S. 69), das N. T. dürfe nicht aus dem A. T. erklärt werden, weil das A. nur den Schatten, das N. die Wahrheit selbst enthalte; der Satz (S. 110): „alle Decisionen der allgemeinen Kirche müssen frey vom Irrthume gewesen seyn, und auch für die Folge noch immerfort seyn;" die Überzeugung (S. 129 fg.), dass die katholische Kirche die Schriften der ältesten Kirchen-

väter mit Recht als eine *Quelle* der Religion benutze u. dergl. Druck und Papier empfehlen sich bey diesem Werke sehr. Nur ist die Bogenzahl durch allzu sehr gehäufte Absätze unnöthiger Weise vergrössert und dadurch das Ganze vertheuert worden.

St.

Breslau, b. Korn d. Ä.: *Erinnerungen aus der deutschen Reformations-Geschichte, zur Beherzigung unserer Tage*, von D. *Joh. Christian Wilh. Augusti*, k. preuss. Cons. u. Reg. Rathe u. Prof. der Theol. zu Breslau. 1814. Erstes Heft. VIII u. 150 S. gr. 8. (16 Gr.)

Die häufigen Anklagen gegen die Reformation selbst von Protestanten und das immer fühlbarer werdende Bedürfniss einer Reform der kirchlichen Angelegenheiten machen Erinnerungen, wie die anzuzeigenden, sehr nothwendig. Hr. *A.* will, dass gleichzeitig mit der neuen politischen Gestaltung Deutschlands, der wir voll Vertrauen und Hoffnung entgegen sehen, auch eine neue Organisation der Kirche beginnen müsse, und diese Erinnerungen, für deren Fortsetzung Betrachtungen über Kirchen-Versammlungen, Consistorien, öffentlichen Gottesdienst, Kirchen-Agenden u. s. w. bestimmt sind, sollen auf das Bedürfniss einer solchen Reform aufmerksam machen, und dieselbe befördern. Daher nimmt der Vf. das Wort Reformation in einer bisher ungewöhnlichen Bedeutung, und versteht darunter wahrscheinlich (denn genau hat er sich nicht erklärt) alle Ideen und Anstalten, welche von Luther an im Geiste des Protestantismus zur weiteren Bildung und Befestigung der Kirche gedacht, eingeleitet und ausgeführt worden sind. Der Inhalt dieses Heftes, in welchem der Vf. bloss die Fürsten berücksichtiget hat, wird diess beweisen. Die Einleitung S. 1—81 weiss Rec. nicht treffender zu bezeichnen, als mit Hn. *A's.* eigenem Ausdrucke S. 80: es sind Expectorationen über politische und kirchliche Gegenstände, welche durch die grossen Begebenheiten der Zeit unwillkührlich angeregt und hervorgetrieben werden. Ausserdem finden sich noch zwey Aufsätze in diesem Hefte. Der erste schildert von S. 82—125 den Herzog von Gotha, *Ernst den Frommen*, und stellt sein Streben und Wirken als einen Spiegel für die Fürsten unserer Zeit auf. Es ist sehr gut herausgehoben, was dieser wahrhaft fromme Fürst zur Beförderung der Religiosität im Familienkreise gethan, für die allgemeine Sache des Protestantismus unternommen und in seinem eigenen Lande ausgeführt hat, und was ihm die Bewunderung und Ehrfurcht aller Zeiten sichert. — Der zweyte Aufsatz S. 126—150 steht mit dem vorhergehenden in genauer Verbindung, und enthält eine *Andeutung* der Verdienste, welche sich die Herzöge von Sachsen um den Protestantismus erworben haben. Es setzt wirklich in Erstaunen, welche Anstalten zum Besten der Kirchen und Schulen fast alle Linien des ernestinischen Fürstenstammes, vorzüglich Weimar und Gotha, getroffen und ausgeführt haben. Sehr gefreut hat Rec., welcher der Universität *Jena* weder jetzt angehört, noch ehedem angehöret hat, auch die treue Schilderung der Verdienste, welche diese Universität von ihrer Stiftung an bis auf diesen Augenblick sich nicht nur um die theologischen, sondern um sämmtliche Wissenschaften erworben hat. Mit Recht nennt Hr. *A.* die Gründung und Erhaltung derselben das Hauptverdienst dieses Fürsten-Hauses. Indem Rec. in die Wünsche des Vfs. für diesen hochverdienten und ehrwürdigen Fürsten-Stamm von Herzen einstimmt, und lebhafter fühlt, wie das Glück der Völker nur dann fest begründet stehen kann, wenn in den protestantischen Ländern, wo die Kirche fast nur noch dem Namen nach da ist, dieselbe wieder in ein wohlgeordnetes Ganzes verbunden, und zu einer wohlthätig wirkenden Anstalt umgeschaffen wird: so kann er doch nicht bergen, dass er nach den Zeichen der Zeit die grösste Behutsamkeit bey der Reorganisation der protestantischen Kirche für höchst nothwendig hält. Die Form der wieder herzustellenden Kirche kann nicht, wie ehedem, aus dem gemeinschaftlich gefühlten Bedürfniss Aller hervorgehen, weil sich noch kein öffentlicher Geist der Religiosität wieder gebildet hat. Daher dürfte das Werk der Wiederherstellung der Kirche auch nicht gelingen, wenn der Fürst in jedem Lande nur einigen, durch Amt oder Celebrität dazu geeignet scheinenden, Männern Auftrag ertheilen wollte, eine Kirchenverfassung zu entwerfen und einzuführen, weil es unvermeidlich wäre, dass einseitige Ansichten der Kirche aufgedrungen würden.

O. P. B.

München, b. Lindauer: *Kritische Geschichte der ältesten Zeugen und Lehrer des Christenthums nach den Aposteln, oder Patrologie.* Von Dr. *Vitus Anton Winter*, königl. baier. und regensb. erzbisch. wirkl. geistl. Rathe u. s. w. 1814. VIII u. 303 S. 8. (20 Gr.)

Bald nach der Herausgabe dieser Schrift hat Hr. *W.* sein, der Wissenschaft und der Beförderung jedes Guten gewidmetes, Leben beschlossen; die Kritik hat daher nur das Bedürfniss der Leser unserer A. L. Z. zu berücksichtigen. Der Vf. verstehet unter Patrologie (S. 9) die Wissenschaft, die Schriften der Väter recht zu benutzen, um die Religion Christi daraus abzuleiten, zu beleuchten und zu befestigen, und unterscheidet sie von der Geschichte der Väter und der Patristik auf die Art, dass jene sich bloss mit der Bio- und Bibliographie der Väter befasse, ohne zu lehren, wie man die Früchte davon in sein Gebiet verpflanzen solle, und diese, um die Bio- und Bibliographie der VV. unbekümmert, die Zeugnisse derselben aufsammele und zusammenreihe, um Dogmen oder Sittengesetze zu begründen. Nachdem in der Einleitung S. 1—28 der Begriff und die Methode dieser Wissenschaft bestimmt, und die Nothwendigkeit derselben gezeigt worden ist, wird in zwey, dem inneren Umfange nach sehr ungleichen, Abtheilungen das, was der Vf. zur Patrologie rechnet, abgehandelt. In der ersten Abtheilung von S. 29—156, allgemeine Patrologie überschrieben, wird als leitendes Princip die-

ser Wissenschaft die Einheit aufgestellt, und auf die dahin einschlagenden Gegenstände in dreyfacher Beziehung angewendet. Es kommt nämlich in der allgemeinen Patrologie nach Hn. *W.* an a) auf die Einheit der Schrift oder des Zeugnisses mit dem Vf., b) auf die Einheit der bezeugten Thatsache mit dem Zeugen, und c) auf die Einheit des Sinnes des Lesers mit dem des Vfs. Daher zerfällt die erste Abtheilung wieder in drey Theile, den geschichtlichen S. 29 — 95, dogmatischen S. 96 — 148, und hermeneutischen S. 149 — 156. Der erste handelt die Grundsätze ab, welche sich auf die Kritik der patristischen Schriften beziehen, und die Geschichte der Kirchenväter selbst; der zweyte giebt die Beweise an für das Ansehen und die Glaubwürdigkeit derselben aus ihrem Charakter und ihren Kenntnissen, und vertheidigt sie als Quelle der Tradition; der dritte endlich stellt summarisch die vorzüglichsten Regeln auf, nach welchen die Kirchenväter ausgelegt werden sollen. — Die zweyte Abtheilung, mit der Überschrift: besondere Patrologie, enthält weit weniger, als die Leser zu erwarten berechtigt sind. Es wird nur das Leben, die ächten und untergeschobenen Schriften nebst der Lehre der apostolischen Väter, und aus dem zweyten Jahrhunderte des Papias, Justin und Irenäus abgehandelt, und dann mit der Bemerkung abgebrochen, dass die Bio- und Bibliographie der übrigen Väter den Collegien vorbehalten werden müsse, um den Preis des Buches nicht ohne Noth zu erhöhen. — Aus der gegebenen Übersicht können die Leser unserer A. L. Z. selbst sehen, was sie in der vorliegenden Schrift zu finden hoffen dürfen. Rec. will nur noch im Allgemeinen hinzufügen, was ihm gefallen, und was er vermisst hat. Lobenswürdig ist der milde Sinn gegen die anderen Confessionen, indem der Vf. nicht nur erklärt, dass er die Protestanten nicht Ketzer nennen könne, sondern auch die Schriften mehrerer namentlich anführt; auch ist Alles mit grosser Klarheit, hie und da nur zu weitläuftig dargestellt und zusammengefasst, was von Hn. *W.* über die Kirchenväter gesagt worden ist. Vermisst hat Rec. durchaus die Literatur der Ausgaben, die wohl mit Recht von einem, zu akademischem Gebrauche bestimmten, Compendio gefodert wird. Auch nicht eine einzige Ausgabe von den Schriften der behandelten Väter wird angeführt oder gewürdigt. Diese gänzliche Übergehung der Literatur scheint eine Folge davon zu seyn, dass die von Hn. *W.* zusammengestellten Grundsätze und Resultate nicht aus einem sorgfältigen und kritischen Studio der Kirchenväter hervorgegangen, vielmehr von Anderen entlehnt sind. Ein Beyspiel mag hinreichen, um diess zu beweisen. Den ersten Brief des *Clemens R.* an die Korinther vertheidigt der Vf. aus inneren und äusseren Gründen als ächt; allein er erwähnt nicht mit einer Sylbe die Schwierigkeit eines sicheren Urtheiles, die schon daraus entspringt, dass die Handschrift, aus welcher *Patr. Junius* denselben herausgegeben hat, die einzige ist, und weil sie an vielen Stellen unleserlich war, der Text kritisch noch nicht hat berichtigt werden können. Wenn schon dieser Umstand die grösste Behutsamkeit im Urtheile nöthig macht: so wird der prüfende Forscher noch bedenklicher durch die Untersuchung der äusseren Gründe. Es ist nicht zu leugnen, dass durch eine lange Reihe von Zeugnissen aus den frühesten Jahrhunderten an das Daseyn eines ersten Briefes des Clemens an die Korinther bestätigt wird; allein die Identität dieses Briefes mit dem, den wir noch besitzen, wird durch den Umstand sehr zweifelhaft, dass die Zeugen für denselben fast alle von einer grossen Ähnlichkeit desselben mit dem Briefe an die Hebräer sprechen, welche auch Hr. *W.* S. 195 erwähnt. Rec. beruhigte sich, um diese Ähnlichkeit zu finden, nicht bloss bey dem Verzeichnisse von ähnlichen Stellen, welches *Grabe* (*Spicil.*), und aus ihm *Semler* (hist. Einleit. zu *Baumgarten's* Unters. theol. Streit. II. S. 16 f.) gegeben hat, sondern hat zwischen beiden Briefen selbst die genaueste Vergleichung in Ansehung der einzelnen Worte, der Redensarten und der ganzen Vorstellungsweise angestellt. Das Resultat war: der Brief des Clem., welchen Eusebius, Hieronymus u. A. gelesen haben, müsse ein anderer gewesen seyn, als der jetzt noch unter dieser Aufschrift in unseren Händen sich befindet. — Nach dem bisher Gesagten glaubt Rec. über diese Schrift das Urtheil fällen zu dürfen, dass sie als Leitfaden zu Vorlesungen wegen der Weitläuftigkeit und dem Mangel an Literatur und Behandlung aller KVV. nicht zu gebrauchen sey, dass sie aber denen als Lesebuch sehr nützlich werden könne, welche, ohne tief in das Gebiet der Patrologie eindringen zu wollen, sich mit den hier behandelten Gegenständen bekannt zu machen wünschen. O. P. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. 1) *Berlin* (ohne Angabe der Buchhandlung): *Antwort auf die unter dem Titel: „Glückwünschungsschreiben an die Mitglieder der zur Aufstellung neuer liturgischer Formen ernannte(n) Commission" erschienenen Schrift.* 1814. 14 S. kl. 8. (Unterzeichnet von *Sack*, *Ribbeck*, *Hanstein*, *Hecker*, *Offelsmeyer*, *Eylert.*)

2) *Berlin*, in Commission der maurerschen Buchhandl.: *Erwiederung auf die Antwort der allerhöchst ernannten Commissarien zur Aufstellung neuer liturgischer Formen auf Veranlassung des an sie erlassenen Glückwünschungsschreibens.* 55 S. in kl. 8. (6 Gr.) (Unterzeichnet hat sich *Grävell.*)

No. 1. Eine in sehr bescheidenem anspruchslosem Tone abgefasste Antwort. Die Mitglieder der Commission haben die Schwierigkeiten ihres Auftrags, auf welche das Glückwünschungsschreiben hindeutet, wohl erkannt, wie sie versichern. Es sey Niemand unter ihnen, sagen sie, der, wenn es ohne *Pflichtverletzung* hätte geschehen können, das ihnen befohlne Geschäft nicht gern kraftvolleren Händen überlassen haben würde. Dennoch haben sie im Vertrauen auf Gott und unter dem gegenseitigen Angeloben, treu zu bleiben dem, was ihnen als wahr und recht erscheint, getrost das heilsame Werk begonnen. Sie glauben sogar, ungeachtet dieser Schwierigkeiten, und obschon vielleicht der Erfolg ihren eigenen Wünschen und den Erwartungen Anderer nicht ganz entsprechen werde, Ursache genug zu ha-

den, sich zu dem erhaltenen Berufe Glück zu wünschen, vornehmlich darum, dass sie zu Werkzeugen erwählt worden, die grosse Sache, auf die es hier ankommt, so viel mehr zur Sprache zu bringen, dass sie es vor dem Throne selbst sagen dürfen und sagen müssen, was ihnen zur allgemeinen Wiederbelebung und Befriedigung des religiösen und kirchlichen Sinnes als nothwendig erscheint. Sie hoffen, dass durch sie ein besserer Zustand der protestantischen Kirche, wenn auch nicht *bewirkt*, doch *veranlasst* werde. (Wir gestehen, dass uns dieses nicht bescheiden, sondern umgehend geredet zu seyn scheint. Hat der König von Preussen nicht die Absicht, auf die Vorschläge dieser Commission, also *mittelst derselben*, einen bessern Zustand der protestantischen Kirche in seinem Lande herbeyzuführen? Wird von ihr nicht weit mehr erwartet, als sie hier selbst zugestehen will?)

Was die in Umlauf gekommenen Vermuthungen und Sagen über den Auftrag der Commission betrifft: so wird in dieser Antwort gewünscht, dass nur das geglaubt werden möge, was dieserhalb als ganz zuverlässig und factisch bekannt sey. Ein Weissagen des Zukünftigen und ein Tadeln und Verwerfen dessen, was noch nicht da sey, erscheine eben so ungeziemend, als die Besorgniss eitel und thöricht sey, es könne oder werde die an sich unerschütterliche und mächtig beschützte Sache des Protestantismus durch absichtliche oder unvorsichtige Massregeln in Gefahr gerathen. (Es wird hiemit das Publicum sehr sanft zur Ruhe verwiesen; uns scheint aber, dass, selbst übertriebene Besorgnisse da nicht ganz thöricht sind, wo in einer Sache, die Alle so lebhaft interessiren muss, und wo *Jeder* eine Stimme hat, eine höhere Macht, auf den Vorschlag von sechs Geistlichen, allgemein geltende Verfügungen treffen will.)

Mit den Grundsätzen des Glückwünschungsschreibens ist die Commission ihrer Erklärung nach fast überall einverstanden. Sie ist ebenfalls der Meinung, dass der Predigt im Gottesdienst kein untergeordneter Rang anzuweisen sey; sie erkennt die Nothwendigkeit der vorsichtigsten Behutsamkeit bey Einführung solcher kirchlichen Formen, welche der Sinnlichkeit ein Übergewicht geben möchten; sie hält dafür, dass dem kirchlichen Leben nicht etwas Äusserliches aufhelfen könne, sondern dass die wahre Reform von Innen heraus kommen müsse; es erscheint ihr nothwendig, dass auf die Verschiedenheit der beiden protestantischen Kirchen eine sehr bedachtsame Rücksicht zu nehmen sey; auch stimmt sie mit dem Vf. des Glückwünschungsschreibens darin überein, dass die aufzustellenden liturgischen Formen nicht zu einer unabänderlichen Norm für alle Zeiten gemacht werden könnten, und dass sie von Zeit zu Zeit einer Durchsicht und Erneuerung unterworfen werden müssten — nur in Einem Punct, der uns hochwichtig zu seyn scheint, wird diese Übereinstimmung nicht erklärt, und also wohl stillschweigend verneint, in der Nothwendigkeit einer *freyen Verfassung der Kirche*. Vielleicht schien diese Übereinstimmung der Commission „Pflichtverletzung" zu seyn?

No. 2. Der freymüthige Vf., welcher kein Theolog ist, giebt der Commission über ihre Antwort seine Zufriedenheit zu erkennen, bemerkt aber, dass sie einen Punct des Glückwünschungsschreibens zu leicht genommen habe. Er glaubt nämlich, dass die Mitglieder, bey all ihren Verdiensten, doch nicht die nöthige kirchen- und dogmenhistorische Kenntniss besässen, und fodert sie daher auf, das Ministerium zu veranlassen, ihnen ein paar Kenner dieser Fächer beyzugeben. Aber er verlangt noch mehr! Die Commission soll sich selbst freywillig bescheiden, dem ihr gemachten Auftrage in seinem ganzen Umfange nicht genügen zu dürfen, und soll höheren Orts Veranlassung machen, denselben in so weit zu modificiren, dass sie die Pflicht der Staatsbeamten und Unterthanen mit denen des religiösen Menschen leicht und froh vereinigen könnten, und beide nicht in Collision geriethen. Der Staat hat nach dem Vf. das Recht nicht, der Kirche befehlende Vorschriften zu geben; auf Rath und Unterstützung sey dessen positive Thätigkeit in Beziehung auf die Kirche beschränkt; er könne nur die Kirche veranlassen und es ihr erleichtern, ihren inneren Zustand zu verbessern: und so seyen auch in der Geschichte grosse Kirchenreformen immer von freyen Beschlüssen der vereinigten Kirchengesellschaft oder von der stillschweigenden Zustimmung der Kirche abhängig gewesen. „Wie wäre es auch möglich, in einer Sache, deren Verwirklichung lediglich aus dem Inneren sämmtlicher Kirchenglieder hervorgeht, zu bewirken, dass sie Gebote einer fremden Einsicht und Gewalt für verbindend achten, und mit Liebe und Ergebung befolgen sollten?" Die Meinung des Vfs. geht nun dahin, dass die Commission eine *Kirchenversammlung* veranlassen soll, welche allein die von jener gemachten Vorschläge billigen und annehmen könne. Diese Kirchenversammlung müsste aus den Repräsentanten aller Gemeinen, d. h. den Geistlichen derselben, zusammengesetzt seyn, und der Regent würde sie zu berufen, auch ihre Beschlüsse zu sanctioniren oder zu verwerfen haben u. s. w. Der Vf. hofft von dieser Versammlung sehr viel, besonders auch eine allgemeine Belebung des religiösen Interesse. Uns aber stellen sich manche Bedenklichkeiten entgegen, welche sich auf die gar nicht erfreuliche Geschichte aller Kirchenversammlungen gründen. Doch stimmen wir mit dem Vf. vollkommen in der Foderung *einer freyen Verfassung der Kirche* und also auch einer Repräsentation derselben überein, und wir wünschten nur, dass recht Viele diese Foderung aussprächen, damit die wohlwollende und freysinnige preussische Regierung sich von dem Vorhandenseyn des kirchlichen Freyheitssinnes überzeugte, und sich veranlasst sähe, ihn zu achten und zu schonen.

Übrigens enthält diese kleine Schrift noch manche gute Bemerkungen. Der Gang, den der religiöse Geist in der neueren Zeit genommen hat, ist im Ganzen richtig bezeichnet. „Durch fortgesetzte Vergleichungen überzeugte sich die Vernunft nach und nach, wie in so manchen Puncten der Verstand zu weit gegangen sey. Es wurde eingesehen, dass der Verstand des Menschen, als eine endliche, an formelle Denkgesetze gebundene Kraft, nicht vermöge, und mithin auch nicht berechtigt sey, Alles erkennen zu wollen, dass es über sein Forum hinaus noch Dinge gebe, welche die Vernunft selber nur ahnden und gläubig annehmen könne." In Ansehung der liturgischen Formen sind wir mit dem Vf. sehr darin einverstanden, dass er die meiste Wirkung von der Musik erwartet und von der Verbesserung des Kirchengesanges. Richtig bemerkt er auch, dass die erhabene Bauart einer Kirche im gothischen Stil sehr dazu geeignet sey, das Gemüth zur Andacht zu erheben.

A. S.

Berlin, b. Saalfeld: *Dritter Unterricht in der Religions- und Tugend-Lehre*, von *Johann Karl Friedrich Witting*, Pastor an der Magnuskirche in Braunschweig. Erster Theil. 1812. 113 S. 8. (8 Gr.)

Wie weit wird dieser Unterricht noch ausgesponnen werden? Nun erscheinen auch Fragen über den schon in zwey Theilen herausgegebenen Unterricht, die dem Lehrer, wie sich der Vf. ausdrückt, eine Hülfe schaffen, und dem Lehrling ein Mittel seyn sollen, sich auf den Unterricht vorzubereiten und ihn selbst zu wiederholen; vorzüglich sollen sie (vermuthlich die Lehrer und Lehrlinge) dadurch in Stand gesetzt werden, die ihnen erklärten Fragen schriftlich im Hause zu wiederholen. Allein der Lehrer, der diese Fragen zu benutzen geschickt ist, kann auch wohl selbst Fragen entwerfen, und der Lehrling wird sich schwerlich die Mühe geben, die Fragen mit dem Unterrichte zu vergleichen, oder darüber selbst nachzudenken und sich die Fragen zu beantworten suchen. Gegen die Fragen selbst wäre Manches zu erinnern, auch gegen die Verbindung der Materien unter einander, wenn, unter anderen, zu dem rechten Verhalten in Ansehung des Todes die Keuschheit gerechnet wird. Dass übrigens die Fragen einen Reichthum von Sachen enthalten, und einem geschickten Lehrer ein Leitfaden zu einem zusammenhängenden Unterrichte seyn können, daran zweifeln wir nicht.

(D.)

klärt hierauf die noch vorhandenen Rechtsbücher, wie die ruprechtsche Femgerichtsordnung, die alte arensbergische Reformation, die Gesetze und Gebräuche des Freystuhls zu Dortmund u. a. m., für die besten und reichhaltigsten Quellen. Im dritten Capitel kommt der Vf. auf die verschiedenen Benennungen der Femgerichte, erzählt die verschiedene Etymologie des Worts *Fem*, und tritt der von *Leibnitz*, *Haltaus*, *Spittler* und *von Halem* adoptirten Ableitung des Worts von dem Worte *fama*, Ruf oder Leumund, bey, so dass man Femgerichte diejenigen genannt hätte, welchen, gegen die altdeutsche Regel, die Gewalt verliehen war, Leute ohne strengen Beweis, wegen des blossen Leumunds, zu verurtheilen. (Recens. glaubt bey den mannichfaltigen Hypothesen über das Wort Fem bemerken zu dürfen, dass dasselbe dem gemeinen Sprachgebrauche nach in den lüneburgischen Provinzen soviel als Mahl, Zeichen, bedeute, wie denn z. B. gefemte Schweine und Schaafe gezeichnete Schweine und Schaafe sind, und man vielleicht annehmen kann, dass auch die von dem heimlichen Gerichte bezeichneten Verbrecher desshalb verfemt genannt, und die Gerichte, die dieselben bezeichneten, desshalb mit dem Namen Femgerichte belegt seyn können.) — Das vierte Capitel beschäftigt sich mit der Grenzbestimmung Westphalens, als des Gerichtssprengels der Femgerichte, und beweist, dass in dieser Hinsicht Westphalen, oder die rothe Erde, den ganzen Winkel zwischen Weser und Rhein begriffen habe, so dass die Grenze gegen Morgen durch die Weser, von dem Flüschen Ochum bey Bremen bis zu dem Ursprung derselben, nämlich den Zusammenfluss der Werra und Fulde bey Münden, gegen Mittag durch eine Linie aus der Gegend der Grafschaft Sayn, um die Südseite der Grafschaft Gimborn-Neustadt, bis zu dem bergischen Orte Wipperfurth, und hierauf zwischen Werden und Essen durch bis nach dem weselschen Districte, gegen Abend durch Geldern, Ober-Yssel, zwischen Münster und Holland bis an die ostfrisische Grenze, und gegen Mitternacht durch Friesland bestimmt sey. — Im fünften Capitel beweist der Vf., dass die Femgerichte nur in Westphalen gewesen, und dass die entgegenstehende Meinung anderer Schriftsteller nur durch die Verwechselung der westphälischen Femgerichte mit ähnlichen Instituten entstanden sey; und erzählt im sechsten Capitel die Ausbreitung der Femgerichte über ganz Westphalen, so wie er dann auch die Zahl und Sitzungsörter der damaligen Freystühle angiebt; berührt hierauf im siebenten Capitel andere fälschlich für westphälische Femgerichte ausgegebene Justizanstalten ausserhalb Westphalen, namentlich bey Zelle, in der Grafschaft Wölpe, zu Braunschweig, in Ostfriesland und in Tyrol; und geht sodann im achten Capitel zu dem Ursprunge der Femgerichte über. Er zeigt in demselben, dass es falsch sey, wenn man diesen Ursprung in einer Anordnung Karls des Grossen, in den Sendgerichten, in einer Verfügung des heiligen Engelbert, Erzbischofs von Cölln, in den Küchegerichten, carolingischen Grafengerichten, und der Achtserklärung Heinrichs des Löwen finden wolle, und beweist im neunten Capitel, dass sich die erste sichere Spur in einer Urkunde des Grafen Engelbert von der Mark im Jahre 1267 finde; kommt sodann auf Ruprechts Reformation der Femgerichte von dem Jahre 1404 oder 1405, als die erste, unter öffentlicher Autorität für dieselben verfasste Rechtsquelle, und schliesst mit der Statthalterschaft des Erzbischofs von Cölln, welche ihren Einfluss über alle Freystühle in Westphalen verbreitete, und eine Art Oberaufsicht über dieselben veranlasste. — Hiemit schliesst der erste Band dieses gehaltreichen Werkes. Der zweyte wird noch interessanter seyn, da er die innere Verfassung der Femgerichte, von der man bisher noch so unvollkommene Begriffe hatte, und ihren Einfluss auf die Rechtspflege der damaligen Zeit, erläutern wird. Rec. erwartet ihn mit Sehnsucht, da er selten auf ein Werk gestossen ist, welches, wie dieses, auf jeder Seite von einem tiefen Quellenstudium und einer sorgfältigen Prüfung der geschichtlichen Data die überzeugendsten Beweise ablegt; er möchte es wohl eine mit Geist und Umsicht verfasste, und in jeder Hinsicht vollendete musivische Arbeit nennen; besonders da sich der Vf. von jeder Sucht, Hypothesen aufzustellen, frey erhalten, und nur historische Facta, durch scharfsinnige Combinationen verbunden, gegeben hat, was allein den *wahren* Historiker auszeichnet. M. E.

STATISTIK.

ERLANGEN, b. Palm: *Handbuch der Statistik des Königreichs Baiern*, von *G. H. Keyser*, Profess. der Philologie und geschichtlichen Studien am k. Gymnasium. Mit königlicher Censur. I Bd. 1814. 452 S. 8. (2 Rthlr.)

Dem Fleisse des Vfs. und seiner Umsicht muss Rec. vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber zufrieden kann er weder mit dem Plane im Ganzen, noch mit der Ausführung im Einzelnen, noch mit der Angabe der Materialien seyn, doch gegen letztere hat er weniger als gegen die beiden ersteren einzuwenden. Der Vf. bediente sich *Aug. Niemann's* Abriss der Statistik und der Staatenkunde, Altona 1807, als Leitfaden, ohne sich daran sclavisch zu binden. Hierin pflichten wir ihm bey; aber er verlässt nicht nur den Begriff der Staatenkunde und Statistik, wie ihn *Niemann* aufgestellt hat, wodurch also die ganze *Niemannische* Anordnung gewissermassen zusammenfällt, sondern er beengt auch den Begriff, den er davon hat (reine und vollständige Darstellung des organischen Lebens des Staats in seiner Gegenwart), so sehr, dass ein wichtiger Theil, den *Niemann* die Nationalkunde nennt, nicht darin aufgenommen ist. Der Inhalt des vorliegenden zerfällt in zwey Theile, 1) in eine rein geographisch-physische Darstellung des Landes, 2) in die Darstellung der Verfassung und Verwaltung des Reichs. In die erste nimmt er auf Grösse und Gestalt, Naturgrenzen, Gebirge, Wasserscheiden, Abdachungsflächen, Gletscher, Schneelawinen, Erdfälle, Höhlen, Gewässer, Strom-

gebiete, Weiher, Moräste, Boden, sofern er tragbar, Klima, Witterung, Erzeugnisse der drey Reiche, Bewohner des Landes in Ansehung ihrer physischen Beschaffenheit und ihrer Krankheitsübel; er schliesst also zuerst eine historische Darstellung des Staatsgebiets aus, die hier an sich, und in politischer, ethnographischer und statistischer Hinsicht wohl besonders nöthig gewesen wäre; er schliesst aus, um nur einige wenige Rubriken anzugeben, genaue Angabe der Grösse und des Flächeninhalts des ganzen Gebiets, mehrere Theile der physischen Flächenkunde, die Volksmenge und Bevölkerung, und ihre Vergleichung mit dem Flächeninhalt, Angabe der Zahl der Wohnörter und ihres Verhältnisses zum Flächeninhalt, verschiedene Theile der physischen Volkskunde. Soll dieses in einem anderen Theile, oder in den Excursen zu diesem Handbuche, wie es der Vf. nennt, abgehandelt werden: so hat er die Verbindung zerrissen, und wenn er die Nationalkunde noch zum Gegenstand eines besonderen Theils machen sollte, die Berührungen derselben mit der Staatskunde im engeren Sinne aus den Augen gesetzt. Wir wünschen, dass der Vf. diese Einwürfe bey der Herausgabe des zweyten Bandes widerlege. Was die Materialien anlangt: so stehen viele in einem grossen Missverhältniss zum Ganzen; z. B. der Orteler und der Grossglockner zu den übrigen Bergen; und wie weitläufig (von S. 104—112) ist die Erscheinung einer Landwasserhose gerathen! Wie sehr sticht die fast poetische Darstellung von dem Werthe der Gebirge (z. B. die Kinder der Flora sind in ihrer Anmuth auf die Berge verpflanzt, wo sie ihren Freund begrüssen, und für die Anstrengung, womit er sich ihnen naht, belohnen u. s. w.) mit der inhaltsleeren, alphabetisch geordneten Nomenclatur von Mineralien, Pflanzen, Thieren ab, wobey nichts als der Name, fast kein Land, wo sie, und wie sie vorkommen, ohne Unterschied, ob sie natürliche, vom Boden besonders begünstigte, ob naturalisirte sind, ohne wissenschaftliche Eintheilung, und der alphabetische deutsche Name erwähnt ist! Und wie soll man z. B. Alben, eine besondere Erdart, wie gelbe Erde ohne Charakter, wie Marmor ohne Unterscheidung verstehen? Unter Hund ist bloss der gemeine angeführt, und von dem Bologneser, der unter *b* vorkommt, getrennt. Die Schwalbe ist übergangen, die Wasserschwalbe genannt, die Steinschwalbe verschwiegen, eben so Insecten, Würmer, die ganze Entomologie unerwähnt. In Ernst kann es der Vf. wohl nicht gemeint haben, dass auf den höchsten Gebirgen die Pflanzen- und Thier-Welt ganz verschwunden ist, S. 29; und dass das tiefe Räthsel der Schöpfung, der Cyklus, in dem die ursprünglichen Kräfte sich geäussert haben, nur auf den Höhen zu lösen sey, S. 37: denn sonst würde er ausser der Behauptung von zwey unwahren, oder nicht richtig ausgedrückten Sätzen, sich noch widersprechen. Warum fertigt er S. 179 den Cretinismus mit den wenigen Worten (er sey eine Entartung des Organismus, und der Grund desselben beruhe nicht auf dem Wasser allein, sondern auf mehreren Ursachen) ab, da doch hierüber noch im Jahre 1813 (s. Miscellen für die neueste Weltkunde von 1813) vortreffliche Winke zur Beachtung gegeben sind. Gegen die Anordnung des II Theils lässt sich weniger einwenden; doch ist sie auch nicht vorwurfsfrey. In Ansehung der Materialien erinnert Rec. bloss, dass S. 181 die Beschränkung der k. Gewalt bey anhängigen Rechtssachen und angefangenen Untersuchungen, und neben der alleinigen Ertheilung der Gnadenbriefe und Privilegien die Ernennung aller Staatsdiener, und der Präsidenten und Secretäre der Nationalrepräsentation aus den freygewählten Mitgliedern des Reichs hätte erwähnt; die Reichsverweserschaft S. 184, das Costum der Kronbeamten S. 189 und der Ordenszeichen S. 196 hätte gedrängter vorgetragen, bey der Stiftung des Hubertus-Orden der Stifter und die Zeit der Stiftung, und S. 195 die den Rittern des Georgsordens gehörigen 8 Pflegegerichte hätten angeführt werden sollen. Die Genealogie S. 205 bedarf einer Berichtigung und Ergänzung. Z. B. bey 4 Kindern erster Ehe heisst Karl Theodor auch Maximilian August; die Wittwe des Kurfürsten Karl Theodor, Maria Anna Leopoldina von Österreich, gehört nicht zu der herzogl. bairischen Linie, und Maria Elisab. Francisca war nicht den 9 May 1788, sondern den 5 May 1784 geboren (allg. genealogisches Staatshandbuch v. 1811). Warum hat der Vf. in dem genealogischen Schema nicht auch die Ordensdecorationen des Königs, des Kronprinzen u. s. w. angegeben? Ehe von den 5 Ministern bey der Verwaltung des Reichs S. 207 gesprochen wird, durfte wohl der *geheime Rath* um so mehr vorhergehen, da er nicht aus Staatsministern allein besteht. Die weitläufige Auseinandersetzung der Competenz des geheimen Raths in 17 Artikeln S. 210 konnte durch wenige Worte deutlich gemacht werden. Warum ist S. 212 der Bestand der Lehn- und Hoheits-Section, die Verbindung der Kronfiscale, S. 214 der Bestand der Generalpostdirection, warum S. 217 die unter dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten stehenden Archive, warum in dem Ressort des Finanzministers S. 217 die Verausgabung der Staatseinkünfte, die Aufsicht und Unterordnung der Staatsschulden, das ganze Rechnungswesen der Hof-, Staats und Militär-Ökonomie, die Anfertigung der Etats weggelassen, und warum S. 223 die Rubriken, die zur Berathung kommen, nicht lieber in dem Ressort entwickelt? Warum steht S. 238 das, was von der K. g. Kreis- und Städte-Commission gesagt wird, unter dem Titel *verwaltende Behörden*, da die Commission sich auch auf die Untergerichte, also auf *Justizbehörden*, erstreckt, welche letztern der Vf. von der verwaltenden Behörde trennt? Die gesetzlichen Quellen S. 353 sind ohne vorhergegangene Geschichte unverständlich. — Rec. hat eine Menge anderer Bemerkungen seitwärts liegen lassen, bekennt aber gern, dass sie alle das Verdienst des Vfs. um so weniger schmälern sollen, als er selbst weiss, mit welchen Schwierigkeiten die Anfertigung einer solchen genauen Statistik verbunden ist; desswegen hat er ihnen auch meistens das Gewand bescheidener Fragen gegeben.

Dk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
MÄRZ 1815.

MEDICIN.

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *Johann Herrmann Beckers*, Doctors der Arzneywissenschaft und ausübenden Arztes zu Parchim in Mecklenburg., *Versuch einer allgemeinen und besonderen Nahrungsmittelkunde.* Mit einer Vorrede von Dr. *S. G. Vogel*, herzogl. mecklenburg-schwerinischem Leibarzte, Hofrathe und erstem Prof. der Medicin in Rostock u. s. w. *Erster Theil.* Die Einleitung in die Nahrungsmittelkunde. Literatur und Geschichte derselben. *Erste Abtheilung.* 1810. *Zweyte Abtheilung.* 1811. *Dritte Abtheilung.* 1812. XXXII u. 1744 S. 8. (6 Rthlr.)

Auch untem dem Titel:

D. *J. H. Becker's Versuch einer Literatur und Geschichte der Nahrungsmittelkunde* u. s. w.

Es ist erfreulich in unseren Tagen, in welchen die Sucht, sich in neuen Theorieen, Meinungen und Hypothesen zu zeigen, noch immer die Oberhand behält, und bey manchem Arzte und Naturforscher das Streben nach dem, was man sonst unter dem ehrwürdigen Namen der wahren Gelehrsamkeit begriff, beynahe ganz in den Hintergrund zurückgedrängt zu haben scheint, auf ein Werk zu stossen, welches sich gerade in dieser letzteren Hinsicht auf eine ganz besondere Weise auszeichnet; ein Werk, welches den unserer Nation eigenen Ruhm des Fleisses und der Beharrlichkeit aufs vollkommenste beurkundet, und ein um so verdienstvolleres Unternehmen ist, als der Stoff, den es behandelt, bisher bey weitem nicht mit derjenigen Aufmerksamkeit betrachtet wurde, den er verdiente. Schon die drey vor uns liegenden, die Literatur und Geschichte der Nahrungsmittelkunde enthaltenden Abtheilungen desselben füllen nach dem Urtheile des würdigen Vorredners, dem wir vollkommen beyzutreten kein Bedenken tragen, eine beträchtliche Lücke in der Literatur aus, und gewähren ein überaus schätzbares Repertorium der wissenswerthesten Gegenstände, und von einem solchen unermüdeten Fleisse, wie er sich bis hieher ausgesprochen hat, läfst sich auch für die Fortsetzung nur Gutes erwarten. Hoffentlich stellen sich derselben unter den jetzigen Verhältnissen, wo auch der deutsche Buchhandel sich wieder mit neuen Schwingen erhebt, nun keine Hindernisse mehr in den Weg, und das Werk erreicht auch äusserlich diejenige Vollendung, die ihm innerlich, und von Seiten des Vfs., in sofern nämlich die Kräfte eines einzelnen Menschen überhaupt etwas Vollendetes zu geben hinreichen, wohl nicht fehlen wird.

Der Plan, welchen der Vf. bey der Abfassung desselben wählte, ist folgender: Er stellt alle Substanzen, die als Nahrungsmittel für Menschen benutzt worden sind, und unter verschiedenen Himmelsstrichen noch benutzt werden, in alphabetischer Ordnung auf, und läfst die aus der speciellen Kenntniss der einzelnen Nahrungsmittel hervorgehenden Resultate sowohl, als die übrigen, zur Nahrungsmittelkunde gehörenden Betrachtungen, in systematischer Ordnung folgen. Voran geht eine vollständige, gleichfalls systematisch geordnete Literatur der von den Nahrungsmitteln der Menschen überhaupt sowohl, als insbesondere, handelnden Schriften, an welche sich eine Geschichte der Nahrungsmittelkunde anschliesst. Jene fassen mit Einschluss der Einleitung die ersten beiden Abtheilungen, diese die dritte Abtheilung des Buches. Sollten wir uns hier eine kleine Ausstellung erlauben: so wäre es die, dass es dem Vf. gefallen haben möchte, die Literatur der einzelnen Nahrungsmittel der folgenden Beschreibung dieser selbst unmittelbar anzuhängen, theils um dadurch der Mühe des Nachschlagens, die bey einem so voluminösen Werke allerdings in Anschlag kommen muss, überhoben zu seyn, theils weil der Vf. dort genöthigt seyn wird, sich auf einzelne, den besonderen Gegenstand angehende Schriften zu beziehen, was ohne weitläuftigere Citate nicht wohl geschehen dürfte.

In der Einleitung beschäftigt sich der Vf. zunächst mit denjenigen allgemeinen Begriffen, welche voraus gehen müssen, um daran die allgemeine sowohl als die besondere Lehre von den Nahrungsmitteln anzuknüpfen. Er handelt demnach von den Gefühlen des Hungers und des Durstes, und dem hiebey obwaltenden Unterschiede dieser Gefühle bey dem Menschen und Thiere, so wie bey dem verfeinerten und ungebildeten Menschen; ferner von dem Unterschiede zwischen Leckerey und Nahrungsmittel, von den näheren und entfernteren Bestandtheilen der Nahrungskörper, von den beiden Hauptclassen derselben, nämlich der animalischen und vegetabilischen, bey welcher Gelegenheit auch die Frage in Untersuchung genommen wird, in wiefern anorganische Körper, besonders Wasser und manche Erdarten, zu den Nahrungsmitteln gezählt werden können, oder nicht; ferner von der Eintheilung derselben in Speisen, Getränke und Gewürze. Der Vf. untersucht hierauf den

Grund der verschiedenen Urtheile in Ansehung des Eindruckes, den dieser oder jener Stoff, diese oder jene geniessbare Substanz auf das Geschmacksorgan der Menschen macht, und findet ihn besonders in 1) dem allgemeinen Nationalgeschmack, der wieder von der Stufe der allgemeinen Cultur, worauf die verschiedenen Nationen stehen, so wie von vielen anderen Nebenumständen, z. B. politischen Ideen, religiösen Gebräuchen, Vorurtheilen u. s. w., abhängig ist; 2) der Eziehung, und 3) der Gewöhnung. Ausser diesen allgemeinen Ursachen der Differenz der Urtheile über die durch die Eindrücke der Geniessbarkeiten erweckten Empfindungen, hängt diese Differenz noch von folgenden individuellen Ursachen ab: 1) von der individuellen Beschaffenheit des Geschmacksorgans selbst, und 2) von Idiosynkrasie.

In Bezug auf das Organ des Geschmackes werden die Geniessbarkeiten eingetheilt in solche, welche ganz unangenehm und widerlich sind, oder doch nur von wenigen Personen, und zwar meistens nur als Folge der Gewöhnung, und in solche, welche fast allgemein, bis auf wenige Ausnahmen, angenehm gefunden werden. Zu jenen gehören der fade, der bittere, der laugenhafte, der faule, der herbe, der scharfe u. s. w. Geschmack, zu diesen der süsse, der fette, der aromatische, und der geistige, weinigte.

Um endlich unsere Leser vorläufig noch in Kenntniss zu setzen, welchen Plan der Vf. noch besonders bey der Ausarbeitung dieses Werkes befolgt hat, theilen wir ihnen noch dasjenige, was hierüber diese Einleitung enthält, kürzlich mit. Unter dem Namen *Nahrungmittelkunde* umfasst derselbe die geordnete Aneinanderreihung der empirischen Kenntnisse von der Beschaffenheit und den Eigenschaften der als menschliche Nahrungsmittel angewandten Substanzen, sowohl an sich, oder objectiv, als auch insbesondere nach ihrem Verhältnisse zu ihrem Subjecte, dem Menschen, subjectiv betrachtet. Es zerfällt demnach die gesammte Nahrungsmittelkunde in zwey Haupttheile: in den objectiven oder historischen, und in den subjectiven oder den angewandten. Jener enthält, was dem Vf. sowohl eigene, als fremde Erfahrung aller Zeiten von den menschlichen Nahrungsmitteln an sich betrachtet gelehrt hat, und zerfällt in den allgemeinen und besonderen, wovon sich jener mit Betrachtung derjenigen Substanzen, die wir Nahrungsmittel nennen, überhaupt beschäftigt, dieser aber alle als menschliche Nahrungsmittel bekannten Substanzen einzeln aufzählt, und, was zu ihrer Kunde gehört, angiebt. Der specielle Theil der historischen Nahrungsmittelkunde betrachtet 1) die natürlichen Körper, welche entweder roh, so wie sie die Natur producirt, oder nach vorhergegangener, mehr oder weniger künstlicher Vor- und Zubereitung genossen werden; 2) die aus diesen natürlichen Körpern durch die Anwendung gewisser Künste verfertigten Zubereitungen und Zusammensetzungen selbst, sowohl in fester, als in flüssiger Form. Der Zweck dieser historischen Kenntnisse der einzelnen Nahrungsmittel ist: aus diesen einzelnen Facten allgemeine Schlüsse und Resultate über die Natur und Eigenschaften der Nahrungsmittel selbst zu ziehen, welche als die Basis des zweyten Haupttheils, der subjectiven oder angewandten Nahrungsmittelkunde, angesehen werden müssen. Daher gehören denn auch hieher diejenigen Geniessbarkeiten, welche man nur in besonderen individuellen Lagen, z. B. aus Noth, geniesst; diejenigen, welche von auswärtigen Nationen genossen werden; so wie endlich diejenigen, welche bey der Vorwelt gebräuchlich waren. Zur Kenntniss der rohen Naturproducte, als Nahrungsmittel, gehören: 1) Kenntniss der Namen; 2) genaue Angabe der Stelle im Natursystem, die sie einnehmen; 3) natürliche Geschichte derselben; 4) physiographische Beschreibung der Theile derselben; 5) chemische Analyse; 6) Kennzeichen der Güte derselben und ihrer Verfälschungsarten; 7) Angabe der Vor- und Zubereitung zum Genuss; 8) Betrachtung in ökonomischer Hinsicht; 9) Angabe dessen, was wir von den absoluten Eigenschaften und Wirkungen derselben wissen; endlich 10) die Geschichte dieser Körper selbst. Bey den Zubereitungen und Zusammensetzungen derselben werden betrachtet: 1) ihre verschiedenen Namen; 2) das Technische der Zubereitung und Zusammensetzung selbst; 3) das Nöthigste von der Geschichte der Zubereitung. Derjenige Theil des Werks, welcher die *allgemeine historische Nahrungsmittelkunde* enthält, beschäftigt sich 1) mit dem Begriff: Nahrungsmittel, ihrem allgemeinen Charakter und ihrem Unterschied von den Arzneymitteln; 2) mit den einzelnen Bestandtheilen der Nahrungsmittel und mit den nährenden Stoffen; 3) mit den verschiedenen Classificationsmethoden derselben und den einzelnen, nach verschiedenen Entheilungsgründen festgesetzten Classen und Ordnungen; 4) mit der Zubereitung der Nahrungsmittel überhaupt, der dazu gehörigen Feuermaterialien, Gefäfse u. s. w. Endlich handelt der subjective oder angewandte Theil der Nahrungsmittelkunde von den Wirkungen und dem Einfluss der Nahrungsmittel und der Leckereyen auf den menschlichen Organismus im Allgemeinen, in sofern diese Körper sowohl zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, als auch zur Erzeugung der Krankheiten beytragen; und 2) von den Wirkungen der Nahrungsmittel und Leckereyen auf den menschlichen Organismus insbesondere, oder unter gewissen Umständen, Verhältnissen und Rücksichten. Hier wird die Einwirkung des Genusses der Nahrungsmittel und Leckereyen auf den gesunden und kranken Zustand des Menschen betrachtet, und erwogen, wie durch regelmäfsige Anwendung dieser Substanzen der kranke Zustand des menschlichen Organismus umgeändert werden könne; der Einfluss der Nahrungsmittel auf die Seele des Menschen, als Mittel zum Lebensgenuss, und endlich ihr Einfluss auf ganze Nationen sowohl in Ansehung der Ausbildung des National-Charakters, als auch in Hinsicht der durch sie erzeugten Krankheiten, der endemischen sowohl als der epidemischen, untersucht.

Der erste, zweyte und zum Theil auch der dritte Abschnitt des Werkes besteht aus einem ziemlich

vollständigen Verzeichnifs der hieher gehörigen Schriften, bey deren Angabe der Vf. folgenden Plan befolgt hat. 1) Sind alle Schriften weggeblieben, die nicht ausschliesslich von den Nahrungsmitteln handeln, sondern diese nur beyläufig betrachten. Auch die Schriften über Diätetik fehlen, ob mit Recht, bezweifeln wir, da ja das Werk, selbst dem angegebenen Plan zufolge, diätetische Betrachtungen nicht ausschliesst, ja da vielmehr diese mit zu dem Zweck desselben gehören. Demnach sind 2) nur die Schriften aufgeführt, welche sich ausschliesslich mit Beschreibungen und Untersuchungen über einzelne Nahrungsmittel beschäftigen, so wie auch die in anderen Werken, besonders in den Schriften der verschiedenen gelehrten Gesellschaften, in den Sammlungen, Magazinen und Zeitschriften befindlichen Abhandlungen, die ausschliesslich Bezug auf die Kenntniss der Nahrungsmittel haben. 3) Bey der Angabe dieser Schriften selbst ist eine möglichst strenge systematische Ordnung gewählt, und 4) die einzelnen über einen Gegenstand handelnden Schriften, nach chronologischer Ordnung aufgeführt; 5) ist bey den meisten derselben eine kurze Nachricht von ihrem Inhalt und ein kurzes Urtheil über ihren Werth beygefügt.

Wir nannten vorhin das Verzeichniss der angegebenen Schriften *vollständig*, und wirklich verdient es diesen Beynamen, wenn man anders billig urtheilen, und erwägen will, dass der Vf. nur wenige Vorarbeiten zu benutzen fand, und entfernt von grösseren Bibliotheken lebte, demnach sich nur mit grossen Schwierigkeiten die nöthigen Materialien verschaffen konnte. Daher denn auch der aufmerksame Literator hie und da noch manche Lücke auszufüllen finden möchte. Wir unseres Theils geben hier als einen kleinen Beytrag zur Ergänzung, was wir beym Durchlesen des Buches vorfanden, damit es zu seiner Zeit von dem Vf. benutzt werde. Bey S. 129 Art. *Satzmehl*, fehlt: *Jo. Fr. Cartheuser de amylo.* Francof. 1763. 8; bey S. 168 Art. *Kochöfen*: Unterricht zur Bereitung der *Rumford*'schen ökonomischen Suppen von L. S. Leipzig 1802, und *Hildebrandts* Encyklopädie der gesammten Chemie, 2ter Theil. 8 Hft. Erlangen b. Walther; bey S. 205 Art. *Töpfergeschirre*: *Heyer* über die Kochgeschirre in der braunschweigischen Gegend, im braunschweigischen Magazin. 1795. 1—4 Stück; bey S. 216 Art. *Papins Topf*: *Wilkens* Verbesserung desselben in *Crells* neuen Entdeckungen in der Chemie. I. S. 88; bey S. 412 Art. *Malzdarre*: *Neuenhahn* über die Helme der Brantweinblasen. Erfurt 1795, wo eine von dem Vf. angelegte Rauchmalzdarre beschrieben wird; bey S. 416 Art. *Krankheiten des Getreides*: *Osservazioni sopra il Lolium femulentum L. di Vinc. Landau, Benedetto Mojon et Franc. Silvano* in *Memorie della Soc. med. di emulazione di Genova.* Tom. I. 1801. Zu S. 443 Art. *Kriebelkrankheit* gehört noch eine Schrift von *Tissot* unter dem Titel: „Nachricht von der Kriebelkrankheit mit Anmerkungen, nebst Abhandlung vom Honigthau, von verfälschten Weinen, ingleichen vom Brode, das man statt des gewöhnlichen zubereiten kann.“ Lpzg. Müller 1771; von der wir jedoch nicht wissen, ob sie nicht mit der von dem Vf. unter einem anderen Titel aufgeführten eine und dieselbe ist. Unter eben diesem Artikel werden von dem Vf. mehrere Schriften mit falscher Jahreszahl angeführt. *Leidenfrosts Opusc.* sind nicht 1796, sondern 1797 — 98; *Wichmanns* kleine medicinische Schriften, nicht 1794, sondern 1799, und *Marcards* medicinische Versuche, nicht 1788, sondern 1777, erschienen. Bey S. 484 Art. *Schwämme*, fehlt zu *Zevianis* Abhandlung die Übersetzung in *Kühns* ital. Bibliothek I Bd. 1 St. Bey S. 549 Art. *Zuckerahorn*, fehlt: *Peter Kalms* Beschreibung, wie Zucker in Nordamerika, von verschiedenen Arten Bäumen gemacht wird, in den schwedischen Abhandlungen, 1751. XV S. 149, und in *Crells* chemischem Archiv V. S. 89, so wie *Hermbstädt* in den Schriften naturforschender Freunde zu Berlin, 1799. N. XVIII; bey S. 658 Art. *Solanum tuberosum*: *Pfaff, C. H.*, über unreife, frühreife und spätreife Kartoffeln und die Varietäten der letzteren, vorzüglich in chemischer, medicinisch-polizeylicher Hinsicht, und *C. Viborg* von der Unschädlichkeit der unreifen und der rothen Kartoffeln. gr. 8. 1807. Kiel, akademische Buchhandlung; bey S. 764 Art. *Menschenmilch*: *Parmentier* und *Deyeux* Analyse in den *Ann. de Chem.* T. VI. p. 195 und *Mém. de la Soc. de méd. à Paris.* 1786. p. 415—524; bey S. 799 Art. *Brodverfälschung*: Nachrichten von den londoner Brodverfälschungen in der Zeitschrift: London und Paris, 5 Jahrg. N. I. S. 25; bey S. 841 Art. *Bierbrauen*: Praktische Anleitung zu der physikalisch-chemischen Kunst, das Malz und die Biere zu verfertigen, von *Odo Staab*, Frankfurt a. M. 1802. 8. und *Siegm. Fr. Hermbstädt* Sammlung praktischer Erfahrungen für den Bierbrauer, Berlin 1802. 8; endlich *C. L. Müller* geprüfte Anweisung zu der Kunst, mit weit weniger Aufwand als bisher ein weit vorzüglicheres Bier zu brauen. Giessen 1807. 8; bey S. 869 Art. *Brantweinbrennen*: *Just. Wilh. Christ. Fischer* Beschreibung einer zur Sparung des Holzes abzweckenden, verbesserten Destillationsanstalt, nebst einigen wichtigen Handgriffen zur Verbesserung der Brantweinbrennerey, im Journal für Fabriken, Manufacturen u. s. w. XVII. S. 473; bey S. 900 Art. Verfälschung des Brantweins (mit Pfeffer) eine kurhannöversche Verordnung d. d. 5ten Decemb. 1736. Art. 4; bey S. 992 Art. *Weinbau*: *Pickel*, die Witterung des Jahres 1805 mit ihrem Einfluss auf die Pflanzenproducte, besonders jenes des Weinbaues, nebst manchen über den schlechten Most angestellten Versuchen. Würzburg 1806. 8. Bey S. 1016 findet sich eine *Diss.* von *Fried. Hoffmann* unter dem Titel: *Naturae et usus vini Rhenani.* Halae 1703, und Leid. 1708. Uns ist eine unter dem Titel bekannt: *de vini Rhenani praestantia*, 1703. Es fragt sich, ob sie mit jener eine und dieselbe ist. — Bey S. 1033 Art. *Verfälschung des Weins* fehlt: *Hartlebens* deutsche Justiz- und Polizey-Fama. Jul. 1802. — Bey S. 1038 heisst der Vf. der *Diss. de vinis lythargyrio mango-*

nisatis nicht *Wöllin*, sondern *Wollin*. Bey S. 1049 Art. *Butter* fehlt: *Fourcroy* über die Butter und den Milchrahm der Kuh in den *Annales de Chimie*. VII. p. 166, übersetzt in *Crells* chemischen Annalen 1793. II. S. 435; bey S. 1091 Art. *Zucker*: *Précis sur la canne et sur les moyens d'en extraire un sel essentiel* par *M. du Trône de la Couture* in den *Annales de Chimie* VI. 51, und *Cruikshank* über die Natur des Zuckers in *Crells* chemischem Journal I. 6. S. 636. Bey S. 1093 heifst der Vf. der *Diss. de salibus saccharinis etc.* nicht *Schritzel*, sondern *Schrickel*.

Die dritte Abtheilung des Werkes enthält die Geschichte der Nahrungsmittelkunde von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Sie ist mit besonderem Fleifse und mit grofser Einsicht in alle Fächer des medicinischen Wissens abgefafst; und obwohl unseres *Sprengels* classisches Werk vielfältig benutzt ist: so geht doch aus dem Ganzen unwidersprechlich hervor, dafs der Vf. überall aus der Quelle selbst geschöpft hat, und seinem eigenen Urtheile gefolgt ist. Was Vollständigkeit anlangt: so bleibt dem Leser nichts zu wünschen übrig; vielmehr könnte es dem Vf. zum Vorwurfe gemacht werden, dafs er sich hie und da, besonders was die geschichtliche Darstellung der verschiedenen medicinischen Theorieen und Systeme, z. B. des brownschen und der nachfolgenden Erregungstheorie, worüber ohnehin die Acten noch frisch vor Aller Augen daliegen, etwas zu weit ausgedehnt, und so sein Werk ohne Noth vergröfsert habe. Indessen wird die Nachwelt auch dieses zu schätzen wissen, so wie denn überhaupt dieses Werk als Denkmal deutschen Fleifses und deutscher Gelehrsamkeit noch lange in Ehren bleiben wird.

Den Beschlufs dieser drey Abtheilungen macht eine vollständige Inhaltsanzeige. Hbm.

Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Darstellung der Medicinal-Verfassung Sachsens, nebst Vorschlägen zu ihrer Verbesserung*, von Dr. *Anton Friedrich Fischer*, Arzt zu Dresden. 1814. 64 S. 8. (8 Gr.)

Ungeachtet über die gebrechliche Medicinal-Verfassung Sachsens schon eine ähnliche kleine Schrift erschienen, und von den Physicis, so wie von den Medicinal-Behörden selbst, bereits viele Vorschläge zu Verbesserungen gethan worden sind: so konnte doch alles nichts helfen, weil die Regierung nicht executiv genug die todten Befehle vollzog. Dieses Schriftchen bringt das Alles wieder in Anregung, eifert gegen alle Aftermedicin, gegen die Königfeer, Ungarn und andere herumziehende Afterärzte. Die halleschen Waisenhaus-Medicamente, Behmen's Medicin, Kaiserpillen, Lebenspillen und andere Arcana werden mit Recht verworfen. Eben so klagt er über den Mangel an medicinischer Polizey, so wie über den eines allgemeinen Apothekerbuchs und einer Apothekertaxe, wodurch das Publicum doch sehr leiden mufs. Sehr schön ist das, was der Vf. S. 30 so wahr als treffend sagt: „derjenige Staat steht auf der niedrigsten Stufe der Bildung und Humanität, der auf diese Art (nämlich durch schlechte Medicinal-Verfassung) eine öffentliche Geringschätzung der so dringend erfoderlichen Sanitätsbeamten an den Tag legt." Das Loos der praktischen Ärzte hat sich wirklich seit einigen Jahren in Sachsen verschlimmert; man glaubt nicht, wie weit die Unverschämtheit der Wohlhabenden bey Bezahlung ihrer Ärzte geht. Für eine elende Summe von 20 bis 30 Thalern verlangen sie Wunderdinge. Daher die zunehmende Charlatanerie in diesem edeln Stande. Oben an stehen die, welche bey jeder Gelegenheit anbringen: *Mir ist während dieser oder jener Epidemie keiner gestorben!* Was bezweckt diefs anders, als Herabsetzung ihrer Collegen? Dann kommen die, welche durch Erzählung von magnetischen Curen die Damenwelt in Anspruch nehmen. Ewig Schade, dafs diese wichtigste Entdeckung in der organischen Physik von solchen Charlatans so gemifsbraucht und profan, ja wirklich gottlos gemacht wird. Endlich hat sich neuerlich eine sonderbare Secte aufgethan, welche durch herrnhuthische Betstunden Nebenzwecke zu erreichen sucht. Also auch die Religion wird zur Habsucht der Menschen gemifsbraucht. Wenn der Staat nicht künftig den Erwerb des praktischen Arztes besser sichert; so wird es noch schlimmer werden.

Sehr gut sagt der Vf. ferner S. 36: „Die Epidemieen sind der Zeitpunct, welcher den Staatsbehörden zeigt, wie grofs der Nachtheil einer vernachlässigten Medicinalverfassung sey."

Nun gelangen wir auch zur Schattenseite dieser kleinen Schrift: Erstens wimmelt sie von französischen, und sonst unächten Wörtern, welche sich der Vf. ja abgewöhnen möge. Zweytens empfiehlt er namentlich mehrere Personen zu Ober-Medicinalräthen, welches persönliche Verhältnifs anzugeben, in einer solchen Schrift höchst unschicklich, und für viele geachtete Männer beleidigend ist. Wie kann Hr. *F.* der Richter und Beurtheiler sämmtlicher sächsischer Ärzte seyn wollen! Drittens fehlt ihm, um Vorschläge zu Verbesserungen angeben zu können, aller *philosophische Sinn*, welchen er S. 39 zu verachten scheint; denn S. 50 soll das von ihm vorgeschlagene Ober-Medicinalcollegium alle *neuentstandenen medicinischen Systeme, Heilmanieren und empfohlenen Mittel* untersuchen, bevor selbige von den *prakticirenden Ärzten in Ausübung* gebracht werden dürfen. Also dürften wir nächstens eine medicinische Inquisition erhalten. Wenn nun Hr. *F.*, als Beysitzer dieses Fehmgerichts, *Reil's* frühere Werke zur Untersuchung bekäme, und weder er noch seine Collegen ein Wort von *Kants Philosophie* verständen: so könnte das Ganze nur mit einem *Auto da fe à la Hufs* sich endigen. — Nein! so kann und darf der menschliche Geist nicht eingezwängt werden; es wäre dadurch der Mittelmäfsigkeit, der Trägheit, und allen flachen Köpfen Thür und Thor zu Äskulaps Heiligthume geöffnet. Der Mittelmäfsige ist ohnediefs zu einer gewissen Trägheit geneigt; würde er nun noch durch beschränkende Gesetze geschützt: so versänken wir, wo nicht in eine irokesische, doch gewifs chinesische Geistesarmuth. Die Geifsel der wahren und kräftigen Kritik schwinge sich über medicinische Aftergeburten — aber sie *achte* auch das wahrhaft *Geniale* einzelner Männer, da es ohnediefs von der Gemeinheit der Wohlerfahrnen nicht *erkannt*, mithin auch nicht geachtet werden kann. Bd.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

PHYSIK.

Nürnberg, b. Stein: *Statik und Dynamik der Physik. Erste Abhandlung, welche die wesentlichsten Eigenschaften mineralischer Körper behandelt*; nach eigenen Ansichten bearbeitet von *Joh. Leonh. Späth*, königl. baierischem Hofrath und Prof. der höheren Mathematik zu München. 1812. IV u. 120 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. bemerkte bey seinen physikalischen Vorlesungen, dass wir von dem eigentlichen Gegenstande der Physik, dem mineralischen Körper, eigentlich nichts wissen; und er nahm daher Veranlassung, über die Natur dieses Körpers nachzudenken. Es ergab sich ihm hieraus ein System, das sich auf das einfachste Princip gründete, und sich durch alle Phänomene, soweit sie Gegenstand der Physik sind, verbreitet. Dieses System will er in seiner Stufenfolge in Abhandlungen oder Abschnitten nach und nach erläutern. Es giebt Grundstoffe, lehrt der Vf., oder elementarische Stoffe, der Grösse nach verschieden, und zwar so, dass die Grundstoffe der ersten Ordnung als ein Ganzes zu betrachten sind, zerlegbar in mehrere Stoffe der höheren Ordnung und so fort; auch ist ein Grundstoff der höchsten Ordnung, oder der feinste in der Natur bestehende, ein erschaffenes Ganzes, eine Einheit für sich. Diese Grundstoffe haben eine gewisse ihnen angestammte Härte und Form, als rund, elliptisch, cylindrisch, fadenartig, prismatisch eckig oder auch blätterförmig. Alle diese Grundstoffe sind von Natur mit einem Stoffe getränkt, der in seiner Art der feinste unter allen erschaffenen Stoffen ist; es ist dabey dieser Stoff das Vehikel oder Fortleitungsmittel eines anderen im Raum allgemein verbreiteten Princips, welches Agens heisst, und giebt, mit diesem verbunden, ein allgemeines Verbindungsmittel der Grundstoffe ab, weswegen der Vf. jenen Stoff das Gluten nennt. Das Gluten ist also angestammtes Attribut der Grundstoffe, und es constituirt sich durch ihre Tränkung mit demselben, und dem ihm beywohnenden Agens, die angestammte oder Urkraft eines Grundstoffes. Nach seiner Urkraft wirkt nun der mineralische Grundstoff rings um sich herum einzig durch Anziehung, welche in der Nähe stärker ist, in der Ferne schwächer wird. Verliert der Grundstoff unter gewissen Umständen an seiner Tränkung: so verliert er auch an seiner Attractionsweite, und er wird ganz unthätig, wenn er seine Tränkung ganz verliert. Er strebt aber dann, seine natürliche ihm angestammte Tränkung wieder zu erhalten. Der Lichtstoff scheint fadenartig gestaltet zu seyn; in seinem weissen, hellen Zustande ist er ganz ohne Tränkung, und daher auch ohne Anziehung, er zeigt sich im rothen Lichte, wenn er überaus getränkt wird, bey grösserer Tränkung von dunklerer Farbe, bey noch grösserer Wärmestoff, und endlich latent. Die Elasticität des Lichtstoffs rührt von dem Bestreben her, fadenartig zu bleiben. Vom Anfang an war jeder Grundstoff seinem Wesen nach thätig, äusserte diese Thätigkeit zuerst mit dem fadenartigen Lichtstoffe, umwickelte sich damit, und diese Umwickelung ging desto besser von Statten, je mehr sich die Lichtstoffe in das Gluten der Grundstoffe eintauchten, und dadurch von ihrer Elasticität verloren. Die fadenartigen Stoffe äussern nun ein beständiges Bestreben, sich los zu reissen, und ihre geradlinige Figur wiederum herzustellen; es äussert vermöge dieser Eigenschaft jede Schicht der Hülle eine Expansivkraft, die eine Function der Menge der Lichtstoffe der Schicht im gegebenen Raum oder ihrer Dichte, und der specifischen Elasticität ihrer Lichtstoffe ist. Elastisch flüssig sind die Stoffe, wenn sie so viel von jener Hülle um sich haben, dass sie merklich zusammengedrückt werden; tropfbar flüssig, wenn ihre Grundstoffe von ihren Hüllen so viel Schichten verlieren, dass sie nur die dichteren, weniger zusammendrückbaren Schichten übrig behalten, und sich deswegen in eine Cohärenz setzen, die beynahe ihrer Gravität gleich ist; Bastarden, wenn die Grundstoffe einander so nahe kommen, dass ihre Cohärenz ihrer Gravitation gleich werden musste; erstarrt oder fest, wenn die Cohärenz stärker ist, als die Gravitation. Erstrecken sich die Kräfte eines Grundstoffs A in die Hüllen eines anderen B so stark, dass sie die Hüllen stärker ziehen, als sie von B gezogen werden: so verflüchtigen sich die Hüllen durch ihre Fliehkräfte nach allen Seiten, und die Grundstoffe kommen einander näher. Dieser Vorgang heisst das Hüllenspiel. Hieraus erklärt nun der Vf. mehrere Erscheinungen der Wärme, des specifischen Gewichts u. s. w.; auch folgert er daraus, dass ein wärmerer Körper leichter sey als ein kalter. Ferner Anwendung auf das Wasser; Gestalt seiner Grundstoffe und Form, Gestalt anderer Körper; Härte einer mineralischen Substanz; Zähigkeit und Sprödigkeit, Elasticität. Auch die Farbe wird daraus erklärt; die rothe rührt von dem am wenigsten getränkten, mit der grössten Schnelligkeit fortbewegten Lichtstoffe her und so fort, nach der Reihe der prismatischen Strahlen, und mit der schwarzen Farbe sind sie so stark getränkt, dass sie sich in Wärme ver-

wandeln. Endlich werden die übrigen Eigenschaften des Lichts nach dieser Theorie erklärt. — Der Vf. kann nicht erwarten, dass seine Theorie bey der jetzigen Stimmung in Deutschland viel Beyfall finden werde. Sie ist so atomistisch, ja man möchte sagen, so grob atomistisch, dass man sich davon zurückgeschreckt fühlt, wenn man sich nicht an solche Vorstellungsarten gewöhnt hat. Nicht allein Grundstoffe von ursprünglich mannichfaltigen Formen fallen hier, wie in jeder atomistischen Lehre, auf, sondern noch mehr die fadenartigen Lichtstoffe, welche sich um jene Grundstoffe wickeln, und von ihrer Grundkraft getränkt sind. Die ganze Natur wird dadurch ein höchst trockenes Gewebe. Es heisst auch wirklich alle Schwierigkeiten der Erklärung aus den Augen schieben, und in eine Vorzeit versetzen, wo durch eine Kraft willkührlich diese mannichfaltigen Fäden und Formen geschaffen wurden. Und wenn man hier auch sagen möchte, es komme nicht darauf an, ob man etwas mehr oder weniger willkührlich geschaffen annehme: so bleibt doch eine solche Theorie nur ein mathematisches Spiel, welches man bloss dadurch rechtfertigt, dass man alle Erscheinungen daraus erklären kann. Aber dasselbe rühmten nicht mit Unrecht *Euler* von seiner verbesserten cartesianischen Theorie, so wie *Le Sage* von der seinigen, und so werden es Alle thun können, welche sich die Erlaubniss nehmen, das Erklären dahin zu deuten, dass man nach den Erscheinungen die Grundgestalten der Urstoffe so erdichtet, wie man ihrer bedarf. Darin sieht Rec. keinen grossen Vortheil für die Wissenschaft. Nimmt man die fadenartige Gestalt der Lichtstoffe aus, ohne welche diese Theorie wohl bestehen könnte: so hat sie viel Ähnlichkeit mit den Vorstellungen, welche sich *Lavoisier* und sein Nachfolger von der Construction der Materie machen. Kleine Körper (*molecules*) von ursprünglicher Festigkeit, ursprünglich verschiedener Gestalt und Grösse, mit einer anziehenden Kraft begabt, berühren sich nicht, sondern schwimmen im Wärmestoff, der von ihnen mehr oder weniger verdichtet wird. Durch die Wirkung der Grundstoffe auf einander wird mehr Wärmestoff zugelassen oder gesondert. Die Entfernung der Grundstoffe von einander giebt dem Wärmestoff Freyheit herbeyzuströmen, die Näherung presst ihn aus. Auch nimmt man an, dass der Wärmestoff ursprünglich ausdehnsam sey. Diese Lehre, mathematisch ausgeführt, würde noch mehr Beyfall haben, als die des Vfs., welche man mit den sinnreichen Dichtungen eines *Le Sage* in eine Classe stellen kann.

P. V.

GIESSEN, b. Heyer: *Über den Ursprung und die Bedeutung der Bewegung auf Erden* in Vorlesungen von *J. B. Wilbrand*, ordentl. Lehrer der Anatomie u. s. w. zu Giessen. 1813. XVI u. 166 S. 8. (16 Gr.)

Das Leben ist nicht zu begreifen, sagt der Vf., wenn es betrachtet wird als etwas, was den vergänglichen Dingen inhärirt, es ist vielmehr eher als alle diese einzelnen Geschöpfe. Es offenbart sich nur in den Geschöpfen, wird aber in keinem derselben gefasst, sondern geht über das lebende Ding hinaus. Im Leben erkennen wir die innere Beseelung dessen, was Daseyn hat; das Leben, in seiner Ursprünglichkeit betrachtet, ist daher das Absolute in seiner Selbstaffirmation; es ist die absolute Aufnahme des Realen in das Ideale. Die anorganische Natur ist von dem allgemeinen Leben nicht ausgeschlossen, nur verhält sie sich vorherrschend leiblich. Die äussere Erscheinung des Lebens ist gegeben in der Bewegung. Wie es nur Ein Leben giebt: so giebt es auch nur Einen inneren Grund der Bewegung; dasselbe, was da macht, dass sich im Universum die Weltkörper gegenseitig zu einander bewegen, dasselbe zeugt auch alle Bewegung auf Erden. Im Weltall bewegen sich die Gestirne, welche den Ausdruck der inneren Bewegung weniger in sich haben, gegen jene, welche dasselbe in einem höheren Masse haben; die an sich dunkeln bewegen sich gegen die leuchtenden. Alle Augen sind von Seiten ihres leiblichen Daseyns zu einem harmonischen Ganzen verknüpft, welches uns am lebendigsten anspricht in der Schwere. In ihr erkennen wir das wahrhaft Reale, und verehren in ihr die Identität der Natur überhaupt, die sich absolut real aussprechende Natur. Die äusserlich erscheinende Schwere nennen wir Materie. Die Stoffe in der Chemie beziehen sich nie auf das Wesen der Materie selbst, die Materie ist nicht wirklich in sie zerlegt; sondern sie bezeichnen nur einige Haupterscheinungen des Wesens der Materie. Durch die neuesten Entdeckungen in der Chemie ist die Meinung, dass Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff die vier Elementarstoffe machen, sehr erschüttert worden. – Die allgemeine Beseelung der Natur tritt im Lichte hervor: das Leben ist in der Natur zu schauen als die actuell unendliche Aufnahme der Schwere in das Wesen des Lichts. Nun giebt der Vf. den Ausdruck des Lebens in der Bewegung der Weltkörper und der Bewegung unserer Erde insbesondere, wo die elliptische Bewegung unter der Potenz der Schwere, die Rotation unter der Potenz des Lichts steht. Die Duplicität der Bewegung durch Licht und Schwere lässt sich auch in allen Erscheinungen auf der Erde nachweisen. Weil die elliptische Bewegung der Erde unter der Potenz der Schwere steht: so muss dieser Gegensatz in der stets einen Natur der Erde gleichfalls unter der Potenz der Schwere, und eben so auch in der Nordsüdrichtung sich darstellen. Wir erkennen dieses in den Erscheinungen des Magnetismus. Nicht nur in der Nordsüdrichtung zeigt sich der Magnetismus, sondern er weicht von dieser Linie an beiden Polen ab, und zwar desswegen, weil im Magnetstein in der atmosphärischen Luft der magnetische Gegensatz schon unter der Ostwestrichtung aufgenommen ist. In der Mittheilung des Magnetismus sieht man das rein geistige Verhalten desselben: denn er wird geweckt, wie im Geiste des Menschen durch Mittheilung Ideen geweckt werden. Der elektrische Gegensatz steht unter der Potenz des Lichts; das Hervortreten der Einheit der Natur in

der lebendigen Metamorphose unter der Potenz der Schwere ist der chemische Process, dasselbe Hervortreten unter der Potenz des Lichts ist die Organisation. In dieser zeigt sich, wie in dem chemischen Process, eine stete Evolution in der Auflösung der Gebilde, so wie eine Involution in der Wiederherstellung derselben. Verhalten der Organisation im Winter und im Sommer. Repräsentation des Magnetismus im Stamme und in den länglichen Theilen der Pflanzen, der Elektricität in den Blättern. Der ganze Bildungsprocess ist im thierischen Körper im Kreislaufe der Säfte befangen, und macht hiemit ein Ganzes. Die Bewegung, worin die Metamorphose (die Bildung und Secretion, Excretion) gegeben ist, verhält sich zur Bewegung in den Säften, wie die elliptische Bewegung der Erde zur Rotation: in jener drückt sich die Leiblichkeit aus, sie steht also unter der Potenz der Schwere, in dieser die Beseelung, sie steht also unter der Potenz des Lichts. So steht ferner der grosse Kreislauf unter der Herrschaft des kleinen; die Bewegung des Blutes in den Pulsadern ist centrifugal und drückt Beseelung, in den Blutadern centripetal und drückt die Leiblichkeit aus. Genauere Vergleichung des grossen und kleinen Kreislaufs mit der elliptischen Bewegung. Gegen Newtons Theorie von der Ebbe und Fluth. Bewegungen in der atmosphärischen Luft, worin ebenfalls Ebbe und Fluth Statt finden. — Aus dieser kurzen Darstellung erhellet der Gang, den der Vf. nimmt. Die Leser, welche mit naturphilosophischen Schriften vertraut sind, werden die Schrift lichtvoll und leicht, aber nicht viel neue Resultate darin finden. Auch hat diese ganze Ansicht der Natur ihren Werth; nur glaubt Rec., dass sie sich viel kürzer mittheilen liesse, und die meisten Schriften dieser Art scheinen ihm durch unnöthige Weitläuftigkeit ermüdend zu werden. Es bedarf nur einiger Andeutungen, um das Übrige bald selbst zu finden. Das Besondere und Einzelne wird doch von einer solchen Darstellung nicht erreicht, welche weit mehr den Namen eines Skelets der Wissenschaft verdient, als die besondere, und durch die genaue Bestimmung erst Fleisch erhält, so wie nur das Mechanische des Pinsels dem Gemälde Fleisch und Wärme giebt. Die Erregung des Magnetismus wird nicht unrecht mit der Erregung der Ideen verglichen; aber ein wichtiges Problem ist noch, die organischen Veränderungen zu finden, welche mit den Ideen zugleich vorgehen, und so wollen wir auch im Magnetismus die körperliche Veränderung wissen. Was der Vf. gegen Newtons Theorie der Ebbe und Fluth erinnert, trifft nicht ganz, da der Vf. auf die Schwungkraft der Erde keine Rücksicht nimmt.

P. V.

SCHÖNE KÜNSTE.

Erfurt, b. Müller: *Granatblüthen.* Herausgegeben von *Gustav Often.* Erster Band. 1815. 263 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir würden dieses Product mit dem ganz kurzen Worte: *fruchtlos*, abfertigen, wenn nicht der Titel, der vermuthlich auf einer Selbsttäuschung der Vff. beruht, auch manchem Leser eine Täuschung bereiten könnte. Diese Granatblüthen bestehen aus folgenden Beyträgen: I. *Romanzen und Balladen* von *Schier.* Wahrscheinlich sind Thränen, Gespenster, Mord und Tod, Mitternacht, und Ritter — gleichsam wie die sechs Endungen in einer Sestine — nach des Vfs. Ästhetik die Ingredienzen einer Romanze. An Grässlichkeiten, ja man kann lieber sagen Abscheulichkeiten, ist hier allerdings ein reicher Apparat. Verunglücktere Poesieen sind Rec. lange nicht vorgekommen; Alles zerhackt in einen Topf geworfen und durch einander gerüttelt, scheint des Vfs. poetisches Recept zu seyn. Als Probe der auf jeder Seite zu findenden ungereimten Ausdrücke, folgendes:

S. 4:

Der Bart *umschwärmt* sein kaltes Herz,
In der Rechten schwankt der *Freund der Bahre*,

S. 10:

Und er entstürmt, von Helden umschaart,
Wie eine *Heerde von Ebern entflieht.*

Ebendaselbst:

Leichen *beröcheln* das finstere Gebiet.

Am Schlusse dieses Gedichts bleibt es gar unverständlich, wer von zweyen der Ermordete und wer der Ermordende ist (S. 15). In dem folgenden „*bebaut* ein *Schäfer* das heimische Land, und gräbt die Erde mit treuer Hand." Weiter heisst es:

Wo lag die Insel der Liebe? *Holla!*
Kein Wandrer die Insel mehr sah!

und S. 26. — — — — Da schlug
Die Glocke von einsamen Thurmes Dach,
Zwölf Schläge der Westwind *vertrug.*

Die Versification ist des Gehaltes vollkommen würdig! II. *Die Alliirten vor Leipzig.* Ein kleines dramatisches Gedicht, das auch einzeln gedruckt ist, und auch einzeln in diesen Blättern beurtheilt vorkommt; hier das Beste in der ganzen Sammlung. III. *Gustav und Elise,* von *Theodor Heyne.* Eine alltägliche Geschichte, auch als solche nichts weniger als Neugier erregend; die Liebe und das weibliche Gemüth wird hier mit aller möglichen Unzartheit behandelt, und von charakteristischer Feststellung ist nicht die Rede; der Eingang ist noch das Einladendste daran. IV. *Kriegslieder eines preussischen Freywilligen.* Ohne alle Poesie. V. *Der gute Roger*, eine Schweizeranekdote. Hat eben so wenig wahren Gehalt, und überdiess keinen Schluss, wie ihn eine Darstellung erfodert. VI. *Lieder der Liebe* von *Schier.* In den Gedichten No. 2 lässt sich doch noch hie und da etwas wie Phantasie und Erfindung verspüren; diese Lieder der Liebe aber übertreiben ihre Anfoderungen an die Geduld des Lesers. S. 208 heisst es:

Jüngling und Mädchen umarmen sich,
Auch mir pocht's im Busen, und — *fürchterlich!*

Endlich eben so gänzlich unbedeutend und uninteressant, aus dem Allergewöhnlichsten recht gewöhnlich

zusammengestrickt ist: VII. *Der Bruderzwist.* Vom *Herausgeber.* Im 2ten Bande soll die Fortsetzung dieser letzten Erzählung folgen. Ist dieses Ernst: so werden der Herausgeber und seine Mitarbeiter gebeten, das nächste Mal, wo möglich, in hochzeitlicheren Kleidern zu erscheinen. — us.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Jena,* b. Schreiber: *Friedrich Siegmund Voigt,* Prof. in Jena, *von der Wichtigkeit des Naturstudiums und einer noch zu wenig beachteten Seite desselben.* 1814. 21 S. 8. (2 Gr.)

Im alten Griechenland, sagt der Vf., waren physikalische Kenntnisse ein Hauptgegenstand des Strebens der Philosophen; nachher trennten sich die Philosophen von den Physikern, die Sonderung der Wissenschaften bewirkte eine zuerst nicht beabsichtigte Trennung, der man indess selbst im Mittelalter dadurch Einhalt zu thun suchte, dass man den praktischen Facultäten eine philosophische gegenüberstellte, und einen Cursus in dieser foderte, ehe man den Eintritt in jene erlaubte. Späterhin schlich sich die blosse Rücksicht auf das *Brauchbare* ein, und so entstand ein Geringschätzen des Universalen, ein blosses Hängen am Einzelnen, und eben dadurch ein Mangel an Selbständigkeit, blindes Hingeben in den Strom der Zeit und blindes Kleben an herrschenden Systemen.

Unser Leben (so ungefähr fährt der Vf. dann fort) ist ein Capital, das wir würdig nutzen sollen; der Mensch kehrt zwar zum Staube zurück, aber er erhält sich, wenn er die von Gott Allen dargebotene Lebensquelle — die Natur — nützt. Und dennoch widersetzen wir uns so oft der Natur, moralische und unmoralische Gebäude führen wir ihr entgegen auf, und wähnen, es sey immer noch Zeit genug, zu ihr zurückzukehren. Ehemals war es anders! Da ging Entwickelung und Weisheit aus der Betrachtung der Natur hervor. Sollen wir nun das Herrlichste, was uns die Vorwelt aufbewahrt hat, uns aneignen können: so muss es uns zugänglich werden, durch die Verbindung mit jener Urkraft.

Bisher haben wir es zwar am Studium des Speciellen nicht fehlen lassen, aber Wenige besitzen oder erstreben Einsicht ins Ganze. Viele, ihrer vermeinten höheren Bildung ungeachtet, wissen fast nichts von der Natur und ihren Kräften, nehmen keine Notiz von der in uns hinein wirkenden Schöpferkraft, haben keine Ahndung von dem unaufhörlichen Wirken der Erde, das der Chemiker uns offenbart u. s. w.

Der Mensch hängt an so mannichfaltigen Fäden mit der Natur zusammen, hängt von ihr ab, kennt in körperlicher Beziehung so gut seine Abhängigkeit: warum erwägen wir denn so selten, dass auch das Geistige derselben, die blosse Einwirkung ihrer Thätigkeits - Erscheinungen, ihrer Bilder und Formen unserem Geiste Kraft und Nahrung geben können?

Der Vf. verweilt hiebey, als bey einem Hauptgedanken, länger, und sagt unter anderen: Nicht aus blossen Körpern besteht die Natur; nein, schon der blosse Ausdruck, die Physionomie der Wesen, das Erscheinen des Wachsens, Umwandelns, Vorschreitens und Zerfallens ist ein Theil des Ganzen, und der ächte Naturforscher hat an ihr so viel zu thun, als an der Anschauung und Kenntniss der Körper. — Dann fährt er fort: Ich fodere daher zu einem besseren Naturstudium in doppelter Absicht auf, einmal um zu dem, was wir, uns unbewusst, schon erkannt haben, das Vollständigere hinzuzufügen, dann aber auch in dem, was uns nahe liegt, das Tiefere, Geistigere mehr heraufzuholen, es uns immer mehr offenbar werden zu lassen, und uns zu stärken und zu bilden auf eine neu belebende Weise. Denn nur die innige Vertraulichkeit mit diesem Naturleben, nur eine klare Bekanntschaft mit den Gesetzen des ewigen Webens und Wirkens kann jene Fülle des Gemüths, jenen Reichthum an frischen Ideen wiedergeben, den einseitige Bildung den Meisten geraubt hat. — Soll Originalität, soll höheres Eigenleben mehr wieder hervortreten: so ist eine genaue, allumfassende Verbindung mit der Realwelt das, was jetzt vor Allem gesucht werden muss.

So weit unser Vf., dessen Abhandlung sich mit diesen Betrachtungen ungefähr endigt. Aber fragen wir nun, wie soll dann die Naturlehre studirt, wie soll sie gelehrt werden? Der Vf. giebt uns einen richtigen Wink, indem er zwey Abwege, die Manchen irre geführt haben, andeutet: das blosse sich Verlieren im Einzelnen, und dann im Gegentheil das stolze Einherschweben auf den Flügeln einer idealen Naturphilosophie: aber den richtigen Weg bezeichnet er uns nicht näher, und seine dunkelen Hindeutungen könnten leicht zu der Vermuthung hinleiten, dass auch er dem Dunkelen, Mystischen, mehr als gut ist, ergeben sey; — jedoch glauben wir, dass ihm mit einem solchen Vermuthen Unrecht geschehe. Um aber unsere Leser über den Zweck des Vfs. möglichst klar zu belehren, müssen wir noch einige Bemerkungen beyfügen. Wir haben zwar in dem obigen Auszuge das Wesentlichste dieser kleinen Schrift ziemlich vollständig dargestellt; aber über *einen* Punct scheint uns die Schrift selbst, und daher auch unser Auszug einige Dunkelheit übrig zu lassen. Was Hr. *V.* beabsichtiget, scheint nicht bloss zu seyn, ein klares Erkennen, ein tiefes, gründliches Eindringen in die Gesetze der Natur, sondern (wo möglich) das Hervorbringen jener Einwirkung auf das ganze Gemüth, welche man dem heiteren Leben in der freyen Natur zuschreibt, durch welche die frühesten Dichter fähig wurden, so klar und einfach wieder darzustellen, was sie mit kindlichem Geiste aufgefasst hatten. Aber wie, möchte man fragen, kann ein Unterricht hier hoffen, der Natur selbst nacheifern zu dürfen? Sollte diess ja möglich seyn: so müsste es freylich wohl geschehen durch die allereinfachste Darstellung, durch eine so treffend gewählte Aneinanderreihung der Erscheinungen, dass diese ohne Systemszwang selbst zu einem Systeme sich zu ordnen schienen; es müsste geschehen durch die gänzliche Entfernung aller dunkelen Worte, durch die Entfernung aller kunstvollen Hypothesen, aller phantasievollen Combinationen, die oft mehr bestimmt scheinen, das Genie ihres Urhebers verherrlichen, als die einfache Würde der Natur darstellen zu sollen. Es würde nöthig seyn, nur die einfachen Fragen aufzuwerfen, wodurch der hellsehende Beobachter zu neuen Beobachtungen geleitet wird, und die weniger der Beobachtung vorgreifen, als vielmehr das Auge zu dem Puncte hinlenken, wo noch etwas zu beobachten ist; es würde nöthig seyn, so fort und fort, indem man von Punct zu Punct fortschreitet, das Gebäude unserer physikalischen Kenntnisse vor den Augen des Schülers entstehen zu lassen, damit es, sofern Worte so viel vermögen, sein Gemüth mit der Freude und Bewunderung erfülle, die dem eifrigen Forscher sein Streben nach tieferen Kenntnissen zum höchsten Genuss gemacht.

Wenn es Hn. *Voigt* gelingt, dieses zu leisten: so wird Jeder ihm, seinen Schülern und der Wissenschaft Glück wünschen. Aber schwer wird dieses halten bey dem noch so unvollkommenen Zustande unserer physikalischen Kenntnisse! — In der Astronomie haben wohl einige Schriftsteller diesem Ziele nachgestrebt; und es da zu erreichen, wenigstens sich ihm zu nähern, war minder schwer wegen der grossen Vollendung, zu welcher diese Wissenschaft sich schon erhoben hat: aber wie wenige Abschnitte in der Physik können sich einer gleichen Vollendung rühmen!

L. e. s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. J.: *Sophoclis Tragoediae septem ac deperditarum fragmenta* emendavit, varietatem lectionis, scholia notasque tum aliorum tum suas adjecit *Carolus Gottlob Augustus Erfurdt*. Accedit Lexicon Sophocleum et index verborum locupletissimus. Vol. VI. *Ajax.* 1811. XII u. 664 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Auch unter besonderem Titel verkäuflich.

2) Ebendaselbst: *Sophoclis Tragoediae*, ad optimorum librorum fidem iterum recensuit et brevibus notis instruxit *Carol. Gottlob Aug. Erfurdt.* Vol. II. *Oedipus rex.* 1811. 202 S. kl. 8. (21 Gr.)

Auch unter besonderem Titel zu haben.

Über den Werth dieser Ausgaben im Allgemeinen, und über die besondere Einrichtung derselben haben wir im Jahrgange 1810. No. 83 — 85 so ausführlich geredet, dass wir uns ganz auf das dort Gesagte berufen können; und wir thun diess um so lieber, da eines Theils der Mann, der sie uns lieferte, die dankbare Stimme seiner Zeitgenossen nicht mehr vernimmt, anderen Theils sein Werk zu allgemein verbreitet ist, um noch erst einer anpreisenden Verkündigung zu bedürfen. Es erregt wehmüthige Empfindungen, diesen Mann, den Talent und Eifer so fest an das Studium der Tragiker knüpften, mitten im Lauf seiner glücklichen Thätigkeit auf immer gehemmt zu sehen; und nicht ohne Schmerz geht Rec. an die Beurtheilung seines letzten literarischen Erzeugnisses, die ihm ein freundlicher Zuruf des Verewigten, kurz vor seinem Hingange, um so mehr zur Pflicht zu machen scheint. Wir wollen uns dieser Pflicht nach bester Einsicht zu entledigen suchen, eingedenk der ewig waltenden Gerechtigkeit, die Todte wie Lebende mit ihrem mächtigen Schutz umfängt.

Eine Vergleichung der *Erfurdtschen* Ausgabe des Ajas mit der zwey Jahre früher erschienenen Lobeckschen liegt sehr nahe, und wohl kein Unbefangener möchte Lobecks überlegenen Scharfsinn und umfassendere Gelehrsamkeit verkennen. Zur Ehre *Erfurdts* sey gesagt, dass er selbst diese mit Wärme anerkannte, wie seine nun zu beurtheilende Ausgabe beweist, worin er Lobeck, seinen geliebten Freund, so gern zum Führer wählt. Gleichwohl ist *Erfurdts* Ausgabe nach der Lobeckschen keineswegs als überflüssig anzusehen: denn erstlich bietet sie in den Anmerkungen viel Ergänzendes oder Berichtigendes, und überhaupt viel Neues oder dort Ausgeschlossenes, wie die Noten von Wesseling, Brunck und Musgrave; zweytens hat die Erfurdtsche Ausgabe in Rücksicht der vollständigen Varianten und Scholien einen bedeutenden Vorzug vor der Lobeckschen, welche bloss die alten römischen Scholien und die sogenannten Paralipomena vollständig abgedruckt hat, von den triclinschen aber nur solche, die auf eine genauere Textesrecension sich beziehen, oder Reste verloren gegangener Scholien enthalten, und fast gar nichts aus den von Purgold bekannt gemachten Scholien der jenaer Handschrift. — Nach dieser allgemeinen Vorbemerkung gehen wir sogleich an die Beurtheilung der vorzüglichsten Einzelheiten.

Ajax 7:

εὖ δέ σ' ἐκφέρει
κυνὸς Λακαίνης ὥς τις εὔρινος βάσις.

ἐκφέρειν in neutraler Bedeutung aufzufassen, ist hier kein Grund. Die Construction läuft: *βάσις* εὖ σε ἐκφέρει. — V. 9. Dass *τυγχάνειν* absolut statt *εἶναι* stehen könne, wird gut gegen Porson und Fischer dargethan. Schon Heindorf zeigt das, ad Platon. Phaedr. p. 306. — 15. *ἄποπτος* für *ἄνοπτος*, eine Bedeutung, die Lobeck bey guten Schriftstellern leugnet, ist genügend gerechtfertiget. — 22. *εἴργασται* nimmt *Erfurdt* nach Lobeck mit Recht in activem Sinne. Die Behauptung aber, dass bloss diese Bedeutung im Sophokles Statt finde, ist falsch, sobald sie, was das Citat Antig. 428 fodert, auf das Particip soll ausgedehnt werden. Sowohl Aj. 315 als 377 steht *ἐξειργασμένον* in passivem Sinne, wie Aesch. Ag. 1390. Pers. 523. 756. Cho. 295; und *εἴργασται* Ag. 364. 1357. Prom. 242. In activem Sinne braucht Aeschylos *εἴργασται* nur ein einziges Mal, Theb. 848. — 27. Vortrefflich wird der Unterschied zwischen *χειρὶ* und ἐκ *χερὸς* von Hermann aus einander gesetzt. „Ἐξ ἀσιδήρου χειρὸς ἐπισκάπτει (aus der Anthologie), i. e. *non simpliciter sine rastro vel ligone, sed quod nulla hujusmodi instrumenta habebat: aliis verbis, pro conditione sua et statu, in quo erat, qui, ut piscator, carebat istis instrumentis.*" So kann auch *Phil.* 92 ins gehörige Licht gestellt werden. Dass aber ἐκ χειρὸς an unserer Stelle *cominus* bedeuten solle, können wir Hn. H. nur einräumen, wenn er mit Jäger *) *pecudes non e longinquo telis jaculisve interfectas, sed cominus gladio concisas* versteht: denn die mordende

*) *Annotationes ad Sophoclis Ajacem vulgavit Jo. Gottlob Jaeger.* Altona b. Hammerich 1811. Von einem anderen Rec. in unserer A. L. Zeit. beurtheilt. 1812. No. 84.

Hand des Menschen (im Gegensatze von Zähnen und Klauen reissender Thiere) steht hier gar zu bedeutend. Da Hr. H. selber sagt, *interdum nihil referre, utrum dativo an praepositione ἐξ utare:* so sind wir überzeugt, dass hier ein solcher Fall eintrete, und würden selbst den Dativ nicht „frostig" finden. S. Lob. Ajax S. 268, wo eine Menge solcher Dative gesammelt sind, die für den Begriff überflüssig scheinen, und doch alle geeignet sind, der Phantasie ein volleres Bild zu geben. — 51. γνώμας δυςφόρους, wofür Musgrave γλήμας lieset, welches man zum Scherz aus Aristoph. Plut. 581 vertheidigen könnte, versteht *Erfurdt* nach Solger παραφόρους. Richtiger scheint uns Bothe, dem Lobeck folgt, mit Hinweisung auf V. 59 zu übersetzen: *Falsas imagines objectas, adeo tristes et horribiles, ut iis deterreretur Ajax.* — Und diess mag auch Ast gewollt haben. — 54. Schäfers Lesart λείας ἄδαστα, die sich schon bey Bothe findet, hätte eine Aufnahme im Text verdient. — V. 61. Die schöne Lesart πόνου ist nach Schäfer und Lobeck eingerückt; dagegen wird die Meinung dieser beiden Gelehrten, μηδὲ συμφορὰν δέχου seyen *verba διὰ μέσου posita*, mit Bezug auf Musgrave und Wesseling als unstatthaft verworfen. — 75:

οὐ σῖγ' ἀνέξει, μηδὲ δειλίαν ἀρεῖς;

Dass δειλίαν αἴρειν *sumere timiditatem* bedeute, hat *Erfurdt* ausser Zweifel gesetzt. Zur Erläuterung dieser oft missverstandenen Stelle verweist Rec. auf Öd. Tyr. 637. 638:

οὐκ εἶ σύ τ' οἴκους, σύ τε, Κρέων, κατὰ στέγας,
καὶ μὴ τὸ μηδὲν ἄλγος εἰς μέγ' οἴσετε;

— 80: ἐς δόμους. — 122. Die Vulg. ἐποικτείρω δέ νιν, δύστηνον ἔμπας, in der Bothe und Schäfer das Komma tilgten, und ἐποικτ. mit ἔμπας verbanden, veranlasst Herm. zu der schönen Bemerkung: *Recte juncta sunt, ut in familiari sermone, δύστηνον ἔμπας. Hoc dicit: miseret me Ajacis, qui, ut sit inimicus, at miser tamen, ideoque miseratione dignus est.* — 130. βάθει zieht Rec. mit Herm. auch vor. S. Jäger, der diese Lesart geschickt vertheidigt. — 132:

Τελαμώνιε παῖ, τῆς ἀμφιρύτου
Σαλαμῖνος ἔχων βάθρον ἀγχιάλου.

Ast's und Bothe's ἀγχίαλον (vergl. V. 860) bleibt immer eine sinnreiche Emendation, wenn sie gleich unnöthig ist, da Salamis, wie Lobeck und Jäger zeigen, wegen der Nähe am festen Lande füglich ἀγχίαλος heissen kann. Hermanns gewiss nicht unpoetische Vermuthung, der Dichter habe Insel und Stadt zugleich gedacht, und auf diese das letzte Beywort bezogen, mag auf sich beruhen; sie wird durch Lobecks Bemerkung: *sed hoc de Lemno et aliis quibusdam Insulis, quas Aeschylus ἀγχιάλους (Pers. 885: καὶ τὰς ἀγχιάλους ἐκράτυνε μεσάκτους, Λῆμνον etc.) vocat, dici nequit,* nicht widerlegt, wenn des Rec. Annahme, dass hier εἰναλίους zu lesen und μεσάκτους auf die Uferfelsen der Inseln selber zu beziehen sey, gegründet seyn sollte. — 167:

ἡμεῖς οὐδὲν σθένομεν πρὸς ταῦτ'
ἀπαλέξασθαι, σοῦ χωρίς, ἄναξ.
ἀλλ' ὅτε γὰρ δὴ τὸ σὸν ὄμμ' ἀπέδραν,
παταγοῦσιν, ἅτε πτηνῶν ἀγέλαι
μέγαν αἰγυπιὸν ὑποδείσαντες.
τάχ' ἄν, ἐξαίφνης εἰ σὺ φανείης,
σιγῇ πτήξειαν ἄφωνοι.

So in der Ausgabe des Paulus Stephanus. Bruncks Lesart ἀγέλαι· μέγαν αἰγυπιὸν δ', die Porson bloss wegen der ungewöhnlichen Stellung des δὲ verwarf, wird in diesem Stücke geschickt vertheidigt, sonst aber, nach Lobecks Vorgange, jedoch ohne Angabe irgend eines Grundes, als eine unstatthafte verwiesen. Uns dünkt in ihr weniger, was Lobeck rügt, anstössig, als im 167 Verse das völlig müssige γάρ, das auch Bruncken, wie seinen Nachfolgern, weiter keine Unruhe machte. Der Toupischen, von Porson gepriesenen Emendation

παταγοῦσιν, ἅτε πτηνῶν ἀγέλαι
μέγαν αἰγυπιόν, σ' ὑποδείσαντες —

wird mit Recht vorgeworfen, dass sie einen dem Dichter fremden Gedanken enthalte: denn nicht *vor Angst* lärmen sie, sondern im trotzigen Gefühl der Freyheit, wann Ajas den Rücken gewandt. *Erfurdt* liest:

ἀλλ' (ὅτε γὰρ δὴ τὸ σὸν ὄμμ' ἀπέδραν,
παταγοῦσιν, ἅτε πτηνῶν ἀγέλαι)
μέγαν αἰγυπιὸν σ' ὑποδείσαντες
τάχ' ἄν, ἐξαίφνης κ. τ. λ.:

in der Hauptsache, wie Jäger, der die Interpunction hinter ἀγέλαι aufhebt, und die Parenthese bis αἰγυπιὸν fortgehen lässt, Toups σε gleichfalls für ächt erkennend. Die Unterscheidung nach ἀλλὰ — gleichviel, ob Parenthesenzeichen oder Komma — billigen wir durchaus: denn hier findet keiner von den Fällen Statt, wo ἀλλὰ γάρ, wie unser *aber ja*, eng verbunden ist (S. Schäfers *melet.* p. 76), sondern γὰρ gehört, wegen des ὅτε, einem Zwischensatz an, der *causam continet eorum, quae sequuntur*, gerade wie Oed. Tyr. 1078. El. 577. 783. Aj. 328. Col. 755. Phil. 874. Aeschyl. Agam. 1077: ἐγὼ δ', ἐποικτείρω γάρ, οὐ θυμώσομαι. S. Thiersch im *specimen ed. Sympos. Platonis* p. 37. Gleichwohl dünkt uns in der *Erf.* Anordnung die Periode etwas verschroben, die offenbar besser so fortliefe:

τάχ' ἄν, ἐξαίφνης εἰ σὺ φανείης,
μέγαν αἰγυπιόν σ', ὑποδείσαντες —,

und deshalb Jägers Anordnung vorzüglicher, die doch nur zwey Worte dem τάχ ἂν voraufgehen lässt. Aber befriedigend ist auch diese nicht. Das von Toup eingeschaltete σε ist unnöthig, weil nach Seidlers Untersuchungen (*de dochm.* p. 80, wozu wir Aesch. Agam. 809 fügen: Ἑλένης ἕνεκ', οὐ γὰρ ἐπικεύσω) im anapästischen Sylbenmass eine kurze Sylbe durch die Macht der Arsis verlängt werden darf, und möchte an dieser Stelle leicht den Gesichtspunct verrücken. Wir würden ohne Bedenken lesen:

ἅτε πτηνῶν ἀγέλαι
μέγαν αἰγυπιὸν ὑποδείσαντες),

da ja die *Synesis generum* gerade hier einen guten Grund hat, wenn wir nur ὑποδείσαντες als dem Sinne nach passend zu rechtfertigen wüssten. Da wir diess nicht vermögen, bleibt uns ein dreyfacher Ausweg. Entweder, wir verwandeln ὑποδείσαντες in ἀποδράσαντες, wodurch wir eine Periode erhielten, wie bey Apollon. Rhod. 1, 1049, den Brunck anführt; oder wir stellen es hinter Φανείης; oder endlich, wir werfen es als eine unnütze Glosse ganz aus dem Text. Diess Letztere dünkt uns das Vorzüglichste, und demnach könnte die Periode also zu Ende gehen:

ἀλλ' (ὅτε γὰρ δὴ τὸ σὸν ὄμμ' ἀπέδραν,
παταγοῦσιν, ἅτε πτηνῶν ἀγέλαι
μέγαν αἰγυπιὸν) τάχ' ἄν, ἐξαίφνης
εἰ σὺ φανείης,
σιγῇ πτήξειαν ἄφωνοι.

— 176. Die Fügung, welche *Erf.* der Vulg. zumuthet: ἦ ῥα κλυτῶν ἐνάρων δώροις (*propter dona*) ψευσθεῖσα αὐτῶν, dünkt uns härter, als die Annahme, Sophokles habe ψευσθεῖσα δώροις, anstatt ψευσθεῖσα δώρων gesagt, an die wir uns immer noch lieber halten, als an Musgrave's von Lobeck und Hermann überschätzte Änderung ψευσθεῖσ' ἀδώροις. Gleich darauf liest *Erf.* sehr gut mit dem Scholiasten des jen. Codex: ἢ χαλκοθώραξ ἤ τιν' Ἐνυάλιος, und behält S. 181 die gewöhnliche Interpunction bey. — 189. βασιλῆς wird als attisch erwiesen, gegen Lobecks Schreibart βασιλῇς. — 191: μὴ μή μ', ἄναξ, —. Um der Elision des μοι zu entgehen, liest *Erf.*, nach zwey Stellen des Aristophanes, μὴ μοιγ', ἄναξ, wodurch die Bitte an inniger Heftigkeit verliert, und ein viel zu grosser Nachdruck auf die Persönlichkeit des Bittenden gelegt wird. Nicht bloss diese Elision verwirft der Herausgeber, wiewohl er sie im οἴμ' für οἴμοι anerkennt; sondern überhaupt die Elision des Diphthongen αι *in primis ac tertiis personis et in infinitivo*, und die zahlreichen, für die entgegengesetzte Meinung von Lobeck angeführten Stellen sucht er sämmtlich durch Emendation zu heilen. Unter diesen sind einige sinnreiche, wie zu Aesch. Theb. 475, aber auch viele höchst verwerfliche. Wir bekennen, dass uns die Abhandlung, ungeachtet des Fleisses, der überall hervorblickt, durchaus nicht befriediget, zumal da wir nicht sehen, ob irgend ein philosophischer Grund, oder bloss die unsichere Foderung des Gehörs den Untersucher geleitet hat. — 196. ἄταν οὐρανίαν φλέγων. Wie diese Stelle zu deuten sey, lehrt das Citat aus dem Aelian nicht. Nach unserer Meinung enthält das Scholion εἰς οὐράνιον ὕψος ἀνάπτων τὴν βλάβην mehr Wahres, als was *Wunderlich* will (*obs. crit.* p. 128), οὐράνιος sey bloss *immensus*, eine Annahme, die dem Ausdruck Alles entzieht, was er für die Phantasie ist, und ihn auf einen Verstandesbegriff beschränkt. Das ewige und ängstliche Zögern des Ajas facht das unselige Gerücht zu einer himmelhohen Flamme empor. — 205. Der Artikel vor μέγας getilgt. — 208:

τί δ' ἐνήλλακται τῆς ἁμερίας
νὺξ ἥδε βάρος;

Statt Hermanns schöner Conjectur εὐμαρίας, *quod tandem onus haec nox permutavit cum hesterna tranquillitate? i. e. pro ea invexit*, lesen wir den ziemlich unklaren Vorschlag τόδ' ἀμμερίας. Die Lesart εὐμαρίας, da θολερῷ κεῖται χειμῶνι voraufgeht, lässt in Ansehung des Sinnes kaum einen Wunsch übrig; wir gewinnen das Bild einer Meeresstille vor einem über Nacht einbrechenden Sturm. Vielleicht jedoch lässt sich die Vulg. eben dahin erklären: *welche schwere Umwandlung hat diese Nacht gebracht nach dem vorigen Tage.* Νὺξ τῆς ἡμερίης (ὥρας) ist die Nacht des gestrigen Tages, und der Begriff, dass es gestern noch so ganz anders war, wie heute, liegt in ἐνήλλακται, und überhaupt im ganzen Zusammenhange. — 225: ὑποκληζομέναν, nach Brunck, statt ὑπο κληζομέναν. Dagegen scheint Aeschyl. Prom. 66 zu seyn:

Heph. Αἶ αἶ Προμηθεῦ, σῶν ὕπερ στένω πόνων.
Kr. Σὺ δ' αὖ κατοκνεῖς, τῶν Διός τ' ἐχθρῶν ὕπερ
Στένεις;

Soll das erste ὑπερστένω, welches Brunck herbeyruft, Ein Wort seyn: so muss es auch das zweyte; dann aber entsteht eine Brechung, die im jambischen Senar wohl kaum zu dulden wäre. Andere hieher gehörige Stellen hat Markland gesammelt zu Eurip. Suppl. 988. — 251: τοίας ἐρέσσουσιν ἀπειλὰς halten wir mit *Erfurdt* für ächt. Sollte geändert werden: so dürfte Jägers Vorschlag τοιάσδε ῥήσσουσιν ἀπειλὰς leicht der vorzüglichste seyn. — 279: ἥκη. — 307:

καὶ πλῆρες ἄτης ὡς διοπτεύει στέγος,
παίσας κάρα 'θώϋξεν. ἐν δ' ἐρειπίοις
νεκρῶν ἐρειφθεὶς ἕζετ' ἀρνείου φόνου,
κόμην ἀπρὶξ ὄνυξι συλλαβὼν χερί.

Ἐρειφθεὶς wird gegen ἐρεισθεὶς wacker vertheidigt. In dem letzten Verse hat *Erfurdt*, dem ὄνυξι-χερὶ fehlerhaft dünkte, aus einer *moskauer* Handschrift χεροῖν aufgenommen. Uns scheint der Tadel der Vulg. sehr gegründet: denn überall, wo das sogenannte ὅλον καὶ μέρος eintritt, wird das Ganze zuerst genannt, und der Theil des Ganzen zur näheren Bestimmung in dem selbigen Casus nachgeschickt. Wollte man sagen, die Nägel als der thätige Theil der Hand mussten zuerst genannt werden: so fällt wenigstens das ὅλον καὶ μέρος weg, und mit ihm alle aus dieser Figur hergenommenen Beweise für die Ächtheit unserer Stelle. Die Lesart χεροῖν enthält nun zwar keinen müssigen Zusatz, indem man sie fassen kann: „mit den Nägeln *beider* Hände"; doch bleibt die Verwandlung eines so leichten Wortes in das schwerere immer unbegreiflich. Rec. wagt kein Urtheil, kann aber nicht umhin, auf den sinnreichen Vorschlag des Herrn Jäger aufmerksam zu machen, der also liest:

καὶ πλῆρες ἄτης ὡς διοπτεύει στέγος,
κόμην ἀπρὶξ ὄνυξι, συλλαβὼν, χερὶ
παίσας κάρα 'θώϋξεν.

Hoc remedio adhibito (sagt der würdige Mann) *totus versus meliorem faciem induit, liberatusque onere, quo impediebatur, ita perspicuus redditur, ut non casu fortuito hanc in sedem concedere, sed ab ipso Sophocle scriptus, quo ordine suasi, existimari possit. Conjunguntur etiam quae antea distracta divisaque locis legebantur, a poetis autem in luctu describendo arcte colligari solent, capillorum laceratio cum capitis, pectoris aut lacertorum percussione, v. g. Eurip. Hel. 377. Ovid. Met.* 4, 139. — 313: φανείην. — 349: μόνοι τ' ἐμμένοντες wird gut gegen Schäfer und Hermann geschützt. Die folgenden zwey Verse sind so abgetheilt:

ἴδεσθέ μ' οἷον ἄρτι κῦ-
μα φοινίας ὑπὸ ζάλης,

eine Anordnung, die sich von selbst widerlegt, wie V. 374 die Abtheilung:

ἐν δ' ἑλίκεσσι βουσὶ καὶ κλυ-
τοῖς πεσὼν αἰπολίοις,

wofür frühere Ausgaben richtig Choriamb. Dim. lesen. V. 397:

— — οὔτε γὰρ θεῶν
γένος, οὔθ' ἁμερίων
ἔτ' ἄξιος βλέπειν, τιν' εἰς
ὄνασιν ἀνθρώπων.

Erfurdts (oder vielmehr Lobecks) Erklärung: οὐ γὰρ (εἰς) θεῶν γένος ἄξιός εἰμι βλέπειν, οὔτε εἰς ὄνησιν ἀνθρώπων: *neque a deorum genere, neque ab hominibus auxilium expectare debeo*, dünkt uns mit der Anlage der Periode nicht verträglich; denn wäre im ersten Gliede eine Partikel ausgelassen: so musste sie im zweyten viel früher eintreten, wie Aeschyl. Ag. 540: Πάρις γὰρ οὔτε συντέλης πόλις. Wir verbinden daher lieber: οὔτε θεῶν γένος οὔτε ἀνθρώπων ἄξ. εἰμ. βλέπειν, εἴς τινα ὄνασιν. Gleich darauf liest *Erfurdt* mit Wahrscheinlichkeit:

ἄγε τὰ μὲν φθίνει, φίλοι, τοῖσδ' ὁμοῦ πέλας,
μωραῖς δ' ἄγραις προσκείμεθα, —

und in der Gegenstrophe:

ἐξερῶ μέγ', οἷον οὔτινα Τροία στρατοῦ (*dochm. c. jamb.*).

Das Schwankende in der Strophe stimmt vortrefflich zur Gemüthsverfassung des Helden. Rec. versteht: „wohin soll ich fliehen, wo Ruhe finden, da mein Ruhm geschwunden ist, zugleich mit diesen da, die um mich liegen, und ich in den thörichten Fang mich eingelassen." Verlust des vorigen Ruhms ist sein erster Gedanke, Schande für die Zukunft sein zweyter. So scheint auch *Erfurdt* die Stelle verstanden zu haben, die nicht mehr Dunkelheit hat, als es die Natur der Sache fodert. — V. 475:

τί γὰρ παρ' ἦμαρ ἡμέρα τέρπειν ἔχει
προσθεῖσα κἀναθεῖσα τοῦ γε κατθανεῖν;

Über diese schwierige Stelle sucht Hermann folgendes Licht zu verbreiten. *Quae difficultas visa est esse in hoc loco, ea in eo est posita, quod pro vita mors nominatur. At hoc recte factum est. Sensus enim hic est: quid delectare potest dies diei accedens, qui quidquid vitae addat vel demat, id tamen non nisi tempori, quo moriendum est, addat dematque.* Die *Erfurdtsche* Auslegung ist keiner Mittheilung werth. Aber gut wird darin bemerkt, dass κἀναθεῖσα (welches gleichwohl nicht in den Text gerückt wurde) schon wegen προσθεῖσα den Vorzug verdiene. — V. 485. ἀναγκαία τύχη wird zu eng durch *captivitas* erklärt. Das *harte Verhängniss* ist gemeint, welches die Tekmessa ereilt hat, Verlust der Freyheit, der Ältern und Angehörigen, des Vaterlandes u. s. w. So V. 803, und Electr. 48. Übrigens wird richtig gegen Lobeck bemerkt, dass Tekmessa nicht trösten wolle, sondern den Ajas bloss bitten, ihr herbes Schicksal nicht noch durch seinen Tod zu vergrössern. — V. 511. διοίσεται (ὑπ' ὀρφανιστῶν μὴ φίλων), welches der Scholiast durch βιώσεσται erklärt, soll διασπασθήσεται seyn, nach einer Stelle aus dem Dio Chrysostomus. — V. 515. Statt:

— — — σὺ γάρ μοι πατρίδ' ἤστωσας δορί,
καὶ μητέρ'. ἀλλ' ἡ μοῖρα τὸν φύσαντά με
καθεῖλεν Ἅιδου θανασίμους οἰκήτορας —

liest Hermann, und mit ihm der Herausgeber, καὶ μητέρ' ἄλλη μοῖρα τὸν φύσαντά τε, eine Änderung, der es an Härte des Gedankens und der rhythmischen Bewegung nicht fehlt. Uns scheint die Vulg. durchaus gesund, und ἡ μοῖρα wie ἡ πεπρωμένη gesagt zu seyn.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt a. M., in der herrmannschen Buchhandlung: *Sammlung der neuesten Übersetzungen der römischen Prosaiker, mit erläuternden Anmerkungen.* Dritter Theil. *Cornelius Nepos Biographieen.* Dritte verbesserte Ausgabe. 1815. XXIII u. 600 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Biographieen des Cornelius Nepos übersetzt von *Joh. Andr. Benign. Bergsträsser.* Dritte Ausgabe. Durchaus umgearbeitet von Dr. *Nicol. Gottfr. Eichhoff*, Prorector des herzogl. nassauischen Gymnasiums zu Weilburg.

Neustadt a. d. Orla, bey Wagner: *Schulverbesserungsplan, zunächst für Landschulen in Sachsen.* Zweyte vermehrte Auflage. XIV u. 108 S. 8. nebst 5 Tabellen in Folio. (9 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Gerh. Fleischer d. J.: *Sophoclis Tragoediae septem ac deperditarum fragmenta* emendavit — — *Car. Gottl. Aug. Erfurdt* etc. Vol. VI. *Ajax.*

2) Ebendaselbst: *Sophoclis Tragoediae* — iterum recensuit *Car. Gottl. Aug. Erfurdt.* Vol. II. *Oedipus rex.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

V. 519: οὐκ ἂν γένοιτ' ἔθ' οὗτος. — V. 534: πρέπον γέ τ' ἂν ἦν mit Porson. Rec. vermuthete πρέπον γὰρ ἦν ἄν. — V. 537: τί δῆτ' ἂν ὡς ἐκ τῶνδ' ἂν ὠφελοίμι σε; ist gut hergestellt und vertheidiget. — V. 554:

ἐν τῷ φρονεῖν γὰρ μηδὲν ἥδιστος βίος·
τὸ μὴ φρονεῖν γὰρ κάρτ' ἀνώδυνον κακόν,
ἕως τὸ χαίρειν καὶ τὸ λυπεῖσθαι μάθῃς.

Den zweyten Vers hat der Herausgeber nach Bruncks Vorgange verstossen, wodurch dem Dichter nach unserem Gefühl eine wesentliche Schönheit geraubt ist. *Videtur non inutilis* (sagt Jäger), *quin necessarius, ne Ajax aut Sophocles brutam illam infantiae indolentiam et stuporem a cogitando alienum simpliciter laudare et commendare sine circumscriptione videatur: quod facere sine veri transgressione neuter posset. Arctioris talis constrictionis fines designantur his verbis, quae Brunckius tanquam civitate expulit.* In der Verweilung bey dem bewusstlosen Zustande liegt etwas Rührendes, hier um so rührender, da ein Mann spricht, der so eben aus dem verwandten Zustande des Wahnsinnes zum Gefühl unsäglicher Seelenleiden erwacht ist. Einen ähnlichen Fall bieten die Choephoren V. 505:

ἄκου'· ὑπέρ σου τοιάδ' ἔστ' ὀδύρματα·
αὐτὸς δὲ σώζει, τόνδε τιμήσας λόγον.
καὶ μὴν ἀμόμφητον δὲ τίμια τὸν λόγον,
τίμημα τύμβου, τῆς ἀνοιμώκτου τύχης.

Wie herzlich betet hier Elektra zum geliebten Vater! und wie erhöht wird die Herzlichkeit durch Wiederholung des Hauptgedankens:

O hör', um dich ja tönet hier der Jammerton.
Dir selbst Erhaltung schaffst du, ehrend dieses Wort.
Ja wahrlich ehr' es dieses unschuldvolle Wort,
Des Grabs Verehrung, welches unbeweinet blieb!

τῆς ἀνοιμώκτου τύχης ist Apposition zu τύμβου, dem Grabe, welchem die Ehre der Todten, die Klage, nicht zu Theile ward. Den dritten dieser Verse mit Herm. und Schütz aus dem Texte zu werfen, wird Rec. nie über sich vermögen. — V. 596. In der ersten Strophe und Antistrophe ist *Erf.* Bothe's trefflicher Abtheilung gefolgt, ausser dass V. 605 und 606, was auch schicklicher dünkt, als zwey Verse gesondert bleiben. V. 602 u. 615 werden durch die Lesarten λειμωνίδι und φρενὸς οἰοβώτας in Einklang gebracht, welchen letzteren Ausdruck Herm. durch αὐτόγνωστος, *qui suo arbitrio pervicax utitur*, trefflich erläutert. Wie aber V. 601 Ἰδαίᾳ μίμνω und V. 614: κρατοῦντ' ἐν Ἄρει sich entsprechen sollen, ist nicht abzusehen. Da Ἄρει die erste Sylbe häufig lang hat, durfte ohne Bedenken das von Lobeck als ächt erwiesene εἰν aufgenommen werden. Im 597 V. ist für das unpassende ἀλίπλαγκτος aus einigen Handschriften ἀλίπλακτος, worauf schon Lobeck verfiel, mit Recht hergestellt, und V. 604 εὐνώμα. In der zweyten Strophe, die ebenfalls gut abgetheilt ist, haben Lobecks Änderungen, V. 633 ἄμογμα u. V. 635 ὁ νοσῶν, Aufnahme gefunden. V. 627 f. wird gut erklärt: *lugubre carmen occinet, neque (i. e. et quidem non) molles questus edet, ut luscinia, sed clamosos ejulatus.* — V. 649. καὶ περισκελεῖς wird gut vertheidigt. — V. 674:

δεινῶν τ' ἄημα πνευμάτων ἐκοίμισε
στένοντα πόντον· ἐν δ' ὁ παγκρατὴς ὕπνος
λύει πεδήσας, οὐδ' ἀεὶ λαβὼν ἔχει.
ἡμεῖς δὲ πῶς οὐ γνωσόμεσθα σωφρονεῖν;

Aus dem vielen, zum Theil von Rec. veranlassten Hin- und Hersprechen über diese Stelle, ist endlich der Vortheil erwachsen, dass sowohl die Erklärung στένοντα ὑπὸ δεινῶν ἀνέμων, als die Änderung λείων auf immer verbannt scheinen. Zu den früher von uns angeführten Stellen fügen wir Theokr. XI, 22:

φοιτῇς δ' αὖθ' οὕτως, ὅκκα γλυκὺς ὕπνος ἔχῃ με,
οἴχῃ δ' εὐθὺς ἰοῖσα, ὅκα γλυκὺς ὕπνος ἀνῇ με,

wo das Binden und Lösen vereint ist, wie das Aufregen und Besänftigen in Aeschyl. Ag. 645:

πῶς γὰρ λέγεις χειμῶνα ναυτικῷ στρατῷ
ἐλθεῖν, τελευτῆσαί τε δαιμόνων κότῳ;

Und diess finden wir häufig, dass einer Gottheit oder Naturgewalt beides, das Bringen und das Nehmen, gleichsam um die Grenzen ihrer Macht anzudeuten, zugleich beygelegt wird, z. B. Hor. Sat. 2, 3, 288: *Jupiter, ingentes qui das adimisque dolores,* Soph. Aj. ὡς ἡμέρα κλίνει τε κἀνάγει ἅπαντα τἀνθρώπεια u. s. w. Erfreulich ist es, auch hier mit einem Manne wie Jäger zusammen zu treffen. Dieser ehrwürdige Schüler Ernesti's, der ausser Bruncks und seiner Vorgänger Ausgaben nichts Neueres über den Sophokles kennt, aber den Mangel an Hülfsmitteln durch Scharfsinn und Gründlichkeit ersetzt, sagt Fol-

gendes: *Saeva ventorum rabies cum turbidum mare non tranquillum reddat, removenda huius difficultatis species est observatione, quae quis fieri patiatur, ea ipsi ut auctori attribui. Ad hanc normam* κοιμίζειν *non erit* sedare, *sed* quietem esse sinere u. s. w. Die Richtigkeit der letzten Bemerkung läfst sich auch in anderen Fällen nachweisen. Odyss. 4, 114: δάκρυ δ' ἀπὸ βλεφάρων χαμάδις βάλε, sie entstürzte ihm; 5, 315: τῆλε δ' ἀπὸ σχεδίης αὐτὸς πέσε· πηδάλιον δὲ ἐκ χειρῶν προέηκε, das Steuer entfuhr ihm (er entsandte, weil er wohl mufste); Aristoph. Av. 88: δείσας ἀφῆκας τὸν κολοιόν, *amisisti.* Soph. Aj. 373: ὃς χερὶ μεθῆκα τοὺς ἀλάστορας, gleich als wenn Ajas sie schon in Händen gehabt hätte u. s. w. — Im 675 V. liest *Erf.* ἐκ δ', für ἐν δ', mit der etwas wunderlichen Bemerkung: „ἐν δὲ *non ponitur, nisi quum conjunguntur res, quae eodem temporis spatio vel sunt vel fiunt.*" Richtiger Jäger: „ἐν *per tmesin distractum est ab integro* ἐμπεδήσας." So Aj. 374: ἐν δ' ἑλίκεσσι βουσὶ καὶ κλυτοῖς πεσὼν αἰπολίοις, und Oed. Tyr. 27. Das vorangestellte ἐν deutet der Phantasie an, dafs der Schlaf zuerst gebunden habe, ehe er wieder löst. Lesen wir mit Bothe ἐκλύει: so wird der Begriff des Lösens zuerst ausgesprochen, was gegen die anschauliche Begriffsstellung ist. — V. 678: ἐγὼ δ', und dann ἐχθαρτέος. — In dem Chorliede V. 693—718 that *Erf.* sehr Recht, sich an die Herm. Abtheilung von V. 702 und 703 zu halten; die übrige Anordnung möchte noch manchem Zweifel unterworfen seyn. V. 714 lautet nun wieder, wie in früheren Ausgaben:

πάνθ' ὁ μέγας χρόνος μαραίνει τε καὶ φλέγει·

und der entsprechende Vers der Strophe:

νῦν γὰρ ἐμοὶ μέλει χορεῦσαι***.

wobey wir die Möglichkeit nicht einsehen, den Vers, der so rund dasteht, auf eine Weise auszufüllen, die den Gedanken nicht schwächt. *Erfurdts* Vorschlag, χαρᾶς ὕπαι einzuschalten, ist gar zu matt. Dafs der Gegenvers überladen sey, sagt uns aufser Lob. und Br. das eigene Gefühl, und Bruncks Weise, die drey letzten Worte zu tilgen, dünkt uns die einfachste und beste. Lobeck liest:

πάνθ' ὁ μέγας χρόνος φλέγει τε,

und erklärt φλέγει, das auch ganz anders gefafst werden kann, durch προφαίνει. *Non enim ideo*, sagt er, *nihil quidquam desperandum est, quod tempus cuncta conficit, sed quod nihil, non aliquando futurum est*, vielleicht an Phil. 306 denkend:

πολλὰ γὰρ τάδε
ἐν τῷ μακρῷ γένοιτ' ἂν ἀνθρώπων χρόνῳ.

Wie schön aber auch der Gedanke ist, gerade hier scheint er den Zusammenhang zu stören. Μαραίνει, welches *Erf.* mit Recht auf den Wahnsinn des Aj. bezieht, ist unentbehrlich, und weiset auf V. 647 zurück. — V. 717: Die Lesarten μετανεγνώσθη und θυμοῦ scheinen keinen Wunsch übrig zu lassen. — V. 719: φίλον, Musgrave's nutzlose Conjectur wird nicht aufgenommen; eben so wenig V. 726 Schäfers στρατῷ. — V. 731: τοῦ πρόσωτάτω. — V. 756: τῇδε θἠμέρᾳ, hier und weiter unten noch einige Mal, ist mit Lobeck in τῇδ' ἐν ἡμέρᾳ verwandelt; nicht so Oed. Tyr. 1283. Ob jenes durchaus verwerflich sey, ist noch unerwiesen. — V. 758 κἀνόνητα ist unstreitig vorzüglicher als Vauvilliers Änderung κἀνόητα. — V. 839:

καί σφας κακοὺς κάκιστα καὶ πανωλέθρους
ξυναρπάσειαν· ὥσπερ εἰσορῶσ' ἐμὲ,
αὐτοσφαγῆ πίπτοντα, τὼς αὐτοσφαγεῖς
πρὸς τῶν φιλίστων ἐκγόνων ὀλοίατο.

Die leichtsinnig verstofsenen Verse hat *Erf.* mit Recht beybehalten; ob aber die hinzugefügte Erklärung ihr Glück machen wird? *„Ac miror neminem fuisse interpretum, quin verbum* εἰσορῶσιν *de Atridis acciperet, quasi vero hi eo tempore praesentes affuissent: quum Furias debere intelligi et versus* 836 *et res ipsa ostendat. Post* πίπτοντα *itaque non comma, sed semicolon ponendum est, ita ut quae sequuntur, ad augendam imprecationis gravitatem superadjici putemus.* Rec. kann sich noch nicht überzeugen, dafs ὥσπερ und τὼς anders als in Beziehung zu einander stehen sollten; und der Grund, warum die Atreiden verworfen werden, scheint durchaus spitzfindig. Ferner heifst es: *Praedictionis nullum deprehendo vestigium, eoque minus, quod divinantes futuris, non optativis uti solent.* Diefs sagt auch wenig, da ja hier die Ahndung von dem bevorstehenden Tode des Agamemnon in den bitteren Wunsch eingekleidet ist, dafs er noch schrecklicher ausfallen möge, als ihn das Schicksal beschlossen hat. Überhaupt dünkt uns auf Lobecks gedankenreiche Anmerkung zu oberflächliche Rücksicht genommen. — V. 877:

ἀλλ' οὐδ' ἐμοὶ δὴ, τὴν ἀφ' ἡλίου βολῶν
κέλευθον, ἀνὴρ οὐδαμοῦ δηλοῖ φανείς.

In den Anmerkungen wird Wunderlichs Verbindung: φανεὶς τὴν κέλευθον, wonach die beiden Komma wegfallen, als richtig anerkannt, und ἡ ἀφ' ἡλίου βολῶν κέλευθος durch *via, quae ab oriente ad occidentem ducit*, erklärt. In Rücksicht der Fügung δηλοῖ φανεὶς darf Ant. 20: δηλοῖς καλχαίνουσά τι, *patet occulte te quoddam facinus meditari*, nicht übersehen werden. — V. 885. Die Vulgata:

τίς ἂν θητά μοι — —
τὸν ὠμόθυμον, εἴ ποθι,
πλαζόμενον λεύσσων
ἀπύοι;

wird durch glückliche Interpunction vor unnöthigen Änderungen geschützt. „Εἴ ποθι sc. πλάζεται, *quod ex sequente* πλαζόμενον *subaudiendum. Sic Phil.* 1182: ξίφος, εἴ ποθεν, προπέμψατε." — V. 1004:

ὦ δυσθέατον ὄμμα, καὶ τόλμης πικρᾶς.

Dafs τόλμης von ὄμμα abhange, wird überzeugend gegen Lob. und Musgr. dargethan. — V. 1047: οὗτος σὺ φωνῶ μὴ ξυγκομίζειν, Schäfers Lesart, wird in den Anmerkungen anerkannt. — V. 1056. Des Scholiasten ὡς ἐλοιδόρει st. ὡς ἕλοι δορὶ dünkt dem Herausgeber eine *praeclara lectio*, mit welchem Rechte, vermag Rec. mit Jäger und Lobeck nicht einzusehen. — V. 1105. Für ὅλων στρατηγὸς wird vorgeschlagen ὅπλων στρατηγός, was als Phrase sich vertheidigen

läſst, aber durchaus keinen ſtatthaften Sinn gewährt. — V. 1117. Herm. lieſt: ὡς ἀνῆς, *ſcil.* αὐτοῦ. *Iſto tuo ſtrepitu nihil moveor, ut te eum omittere velim, quum talis homo ſis.* — V. 1120. Aus σμικρὰ Φρονεῖν wird gegen Lobecks Bemerkung σμικρὸν Φρονεῖν gemacht, der Regel zu Liebe, daſs *muta cum liquida* in Jamben und Trochäen keine Poſition hervorbringen. Die zahlreichen Stellen, welche der Regel widerſtreiten, ſind vom Herausgeber, und nicht allemal glücklich, wie z. B. Aeſch. Perſ. 779, wo zwey Worte durch Umſtellung eine ſchlechte Stellung gewinnen, emendirt worden. Die Sache iſt vom Herausgeber um ſo weniger zur Entſcheidung gebracht, da er in den daktyliſchen und anapäſtiſchen Verſen, auch den dochmiſchen, wie es ſcheint, dergleichen Poſitionsverlängungen zuläſst, und gar keinen Grund angiebt, weſshalb ſie hier und nicht auch dort zu dulden ſeyn ſollten. — S. 1134. ἐμίσουν iſt ſchön vertheidigt. — V. 1190. Wie man auch über die hermannſche Abtheilung, die uns nicht ſehr metriſch dünkt, urtheilen möge, gewiſs iſt die Vertheidigung von εὐρώδη dankenswerth, *quod vocabulum ſi de regione ad Trojam humidis pratis plena intelligatur, conſentit V.* 1208 ἀεὶ πυκιναῖς δρόσοις τεγγόμενος κόμας, *et Aeſch. Agam.* 569. Rec. wird über dieſe ſchwierige Stelle ſeine Meinung anderswo ſagen. — V. 1312: ἦ τοῦ σοῦ γ' — V. 1366: ὁμοῖα ἑαυτῷ hat Lobeck, wie auch *Erf.* anerkennt, trefflich erläutert. Nach unſerer Meinung muſs auf eine ähnliche Weiſe Trachin. 145 erklärt werden:

τὸ γὰρ νέαζον ἐν τοιοῖςδε βόσκεται
χώροισιν αὑτοῦ.

Die Jugend weidet auf eigenen Fluren, auf Fluren, die lieblich ſind, wie die Jugend ſelbſt.

Da der zweyte Theil der kleineren Ausgabe, den König Ödipus enthaltend, vor der Erſcheinung unſerer Anzeige dieſes Stückes in der gröſseren Ausgabe, ausgearbeitet und zum Theil abgedruckt war: ſo ſind wir einer neuen Anzeige überhoben. Bloſs in der letzten Hälfte des Stückes fanden wir eine in der Recenſion vorgeſchlagene Interpunctionsveränderung vom Herausgeber in den Text gerückt. Die *Addenda* enthalten eine durch jene Recenſion veranlaſste Prüfung von Oed. Tyr. 377 u. 378, die zu Gunſten der brunckiſchen Emendation ausfällt. Wir verkennen nicht den Scharfſinn des berühmten Vfs., ſind aber von ihm nicht überzeugt worden. — Die voreilige Beſchuldigung S. 28, *Ahlwardt* ſey nicht der *erſte*, der das Chorlied von V. 177 an in Strophen und Gegenſtrophen vertheilt habe, iſt bereits in dem Intelligenzblatte unſerer Zeitung widerlegt worden. Von Ahlwardt unabhängig hat Hermann dieſelbige Abtheilung gefunden, und von beiden unabhängig Solger; und dieſs iſt kein Wunder, da ſie ſich, wie Solger zeigt, durch die kennbaren Strophen-Anfänge und -Ausgänge gleichſam von ſelbſt darbietet.

Einem Gerüchte zufolge, dem wir gerne Gehör gaben, wird ein trefflicher Gelehrter und Schüler Hermanns die gröſsere Ausgabe, und Hermann ſelbſt die kleinere Ausgabe fortſetzen. Möge es ſich beſtätigen!

D. A. E.

STATISTIK.

KARLSRUHE, b. Müller: *Statiſtiſches Handbuch für das Herzogthum Baden*, enthaltend den Perſonalſtand der Hof- und Civil-Staatsdiener nach dem Beſtand im November 1814. 1815. 130 S. 8.

Der letzte badiſche Staatskalender erſchien im J. 1805. In dieſem Zeitraume muſsten in dem Perſonalbeſtand der angeſtellten Staatsdiener bedeutende Veränderungen vorgehen, zumal da das badiſche Gebiet ſich inzwiſchen ſo ſehr erweitert hat, und die Bevölkerung von 437,162 Seelen auf mehr als eine Million geſtiegen iſt. Dieſs veranlaſste den Verleger zur Abfaſſung des vorliegenden Verzeichniſſes, welches mit Unrecht ein ſtatiſtiſches Handbuch heiſst, obgleich die geographiſch-ſtatiſtiſche Überſicht des Groſsherzogthums aus *Büchlers* Topographie hier, als Einleitung, wieder abgedruckt iſt. An ein ſtatiſtiſches Handbuch würde der Leſer Anfoderungen machen, welchen zu genügen nicht einmal in der Abſicht des Vfs. liegen konnte. Auch will er ſeine Arbeit lediglich nur als ein *Privatunternehmen* angeſehen wiſſen, wozu er jedoch die höchſte Genehmigung erhalten. Die Anordnung iſt nicht ſtreng ſyſtematiſch. Die Hauptrubriken ſind folgende: *Hofſtaat.* Man findet hier nur 7 Oberhofchargen und 6 Hofchargen, und die Männer, welche ſie bekleiden, ſtehen gröſstentheils noch in anderen Ämtern. Die Zahl der Kammerherrn iſt 74, die meiſten haben Civil- oder Militär-Stellen. Dieſs iſt auch der Fall mit den 10 Kammerjunkern und 16 Hofjunkern. Das Hoftheater in Karlsruhe umfaſst ein Perſonale von 88 Perſonen, worunter 16 Schauſpieler, 17 Schauſpielerinnen, 14 Choriſten, und 12 Choriſtinnen. Die Muſik wird vom Hoforcheſter beſorgt. Unter der Rubrik: *Schloſsverwaltung*, fehlen die Schlöſſer in Baden, Raſtatt, Waghäuſel, die Favorite u. a. Befremdend iſt es, daſs S. 73 der *Hofbildhauer*, der Hofbäcker und der Hofbürſtenmacher neben einander gereiht ſind, da doch der erſte ſeinen Platz bey dem Hofmaler hätte finden müſſen. Nicht minder fällt ebendaſelbſt die Zuſammenſtellung des *Hofjuweliers* mit dem Hofkaminſeger auf. Der Hofſtaat der Frau Groſsherzogin und der Frau Markgräfin geben Beweiſe von Simplicität und Anſpruchloſigkeit. Jener beſchränkt ſich auf einen Cavalier und vier Damen, dieſer auf zwey Cavalier und zwey Damen. S. 79 kommt noch ein *Hofſtaat* der vor 30 Jahren verſtorbenen, um das badiſche Haus vielfach verdienten Markgräfin *Karoline* vor. S. 83, 84 und 85 ſteht die Aufſchrift *Hofſtaat* ſehr unpaſſend. Es iſt daſelbſt nur von *Dienerſchaft* die Rede. Das *geheime Cabinet* beſteht aus drey Staats- und Cabinets-Räthen, zwey Legationsräthen, einem geheimen Secretär und einem geheimen Kanzliſten. Den *Staatsrath* bilden drey Staats- und Cabinets-Räthe, zwey Legationsräthe, ein geheimer Secretät und ein geheimer Kanzliſt. Fünf *Miniſter* beſorgen die inneren Angelegenheiten, die äuſseren, die Juſtiz, die Finanzen und das Kriegsweſen. *Hofgerichte* ſind in Mannheim, Raſtatt und Freyburg. Ein *Oberhofgericht* hat ſeinen Sitz in Mannheim. *Generalvicariate* ſind in Konſtanz und Bruchſal. Auf

diese folgen: die *Forstämter*, die *Bezirksämter*, 91 an der Zahl, mit eben so vielen *Physicaten*, die *Domänenverwaltungen* und *Einnehmereyen*, die *Posten*, die *Decanate* der drey Confessionen, und die zwey *Universitäten*, Freyburg und Heidelberg. Der *Militäretat* fehlt, so auch die *Lyceen*, *Gymnasien* und *Pädagogien*. Unbedeutende Titularen sind angegeben, wie Hofseisensieder, Hofschieferdecker u. dergl. Das könnte da, wo man mit dem eigentlichen Verhältnisse nicht bekannt ist, auf den Wahn bringen, als ob solche Prädicate mit Besoldungen verbunden wären, was nicht der Fall ist. Zweckmässiger für den Gebrauch des Geschäftsmannes wären die Namen der Ortsvorgesetzten beygefügt worden, wie diess auch in den früheren Staatskalendern geschehen.

S. R.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Sprachlehre. *Wittenberg*, b. Gräsler: *De productione brevium syllabarum caesurae vi effecta in versu Graeco heroico, maxime Homerico.* Commentatio philol. — auct. *Franc. Spitzner*, Act. LL. M. et Lyc. Viteb. Conrect. (nunc Rectore). 1812. 48 S. 4.

Angeregt durch *Hermanns* Beobachtungen über den griechischen Hexameter und durch die Wichtigkeit der Sache selbst, versucht ein geistvoller und gelehrter junger Philolog in der vorliegenden Schrift, die Verlängerung kurzer Sylben durch die Cäsur, wenigstens im Hexameter, unter gewisse Gesetze zu bringen, und so die ältesten Epiker von dem Verdacht regelloser Willkühr hierin zu befreyen. Was sich aus genauer Zusammenordnung und Prüfung aller vorhandenen Fälle ergiebt, bietet dann zugleich eine feste Norm für die späteren Hexametriker, und so erstreckt sich der aus dieser Forschung erwachsende Gewinn über einen bedeutenden Zweig der hellenischen Literatur: er besteht theils in neuen Aufschlüssen über den inneren Bau einer der wichtigsten Versarten, theils in grösserer Sicherheit und Consequenz, wo es darauf ankommt, für die in diesen Kreis fallenden Dichter einen haltbaren Text aufzustellen.

Der erste Paragraph beschäftigt sich mit der dreyfachen Gestalt, in der sich die Verlängerung durch die Cäsur zeigen kann, bey einem kurzen Endvocal, dem ein einfacher Consonant folgt, bey einem einfachen Consonanten mit vorhergehendem kurzem Vocal, dem ein Vocal folgt, und, was der seltenste Fall ist, wo ein Vocal das erste Wort schliesst und das zweyte anfängt, wie Iliad. E, 576. Zugleich wird das Recht des paragogischen N nach *Wolfs*, *Hermanns* u. A. Vorgang gegen *Brunck* und *Northmore* geltend gemacht; selbst da, wo ein folgender Doppelconsonant es als metrische Krücke entbehrlich machen würde: es erscheint also hier keineswegs als Nothbehelf, um verswidrige Kürzen zu beseitigen, sondern als selbstständiges Beförderungsmittel des Wohlklanges. — Über das Digamma (§. 2) sind keine neuen Ansichten mitgetheilt: bey den grossen Widersprüchen, die das Schweigen der Alten und das Schwanken der Neueren über diesen Gegenstand gebracht hat, dünkte es dem Vf. das Beste, die durch ein angenommenes Digamma vertheidigten Kürzen und Hiatus nicht anders als die so nicht entschuldigten zu behandeln. Der dritte §. beginnt die Untersuchung selbst, und fragt zunächst, ob die Alten die Freyheit der Verlängerung durch die Cäsur nach gewissen Gesetzen beschränkten. Da keine ausgesprochene Regel hierüber auf uns gekommen ist, vielleicht nicht einmal vorhanden war: so kann nur eine möglichst genaue Zusammenstellung und Vergleichung aller hieher gehörigen Stellen zu einem Resultat leiten. *Hermann* ist mit einem guten Beyspiel vorangegangen, und unser Vf. ihm mit beharrlichem Ernst gefolgt. Auf Zweyerley hat schon *Eustathius* aufmerksam gemacht, auf den Einfluss, den hie und da die Aspiration und der Accent bey Verlängerung ursprünglich kurzer Sylben ausübt. Der Vf. fügt als Gleiches bewirkend folgende Fälle hinzu, für welche die folgenden Paragraphen eine reiche Beyspielsammlung und einfache Anwendungen enthalten: 1) Die flüssigen Consonanten bey voraufgehendem kurzem Schlussvocal, N am seltensten, P am häufigsten mit verlängernder Kraft, doch auch diess nicht bey allen beliebigen Wörtern, sondern meist nur da, wo sich das Wort auf keine andere Weise dem Vers fügen würde, welches freylich auf ein ganz abweichendes Princip zu deuten scheint. 2) Wörter von so beträchtlicher Sylbenzahl, dass der Ton nothwendig an einer Stelle schwerer niederfallen, und dadurch einen künstlichen Ictus bilden muss: diess vorzüglich dann, wenn wieder ein langes Wort folgt, wie Iliad. Φ, 365. Od. ζ, 262. 3) Jede kleinere oder grössere Interpunction. 4) Einsylbige Wörter mit entschiedener Rückbeziehung auf das Vorhergehende, wie ὥς in θεὸς ὥς. 5) Erhebung des Tons beym Vortrage, namentlich in Vocativendungen häufig. Unter diese Rubriken ordnet der Vf. fast alle Fälle, die ihm ein genaues Studium seiner Epiker bis zu einem hohen Grad von Vollständigkeit an die Hand gegeben hat. Der leichteren Übersicht und auch einzelner wesentlicher Unterschiede im Gebrauch wegen mustert er in den §§. 4 bis 13 alle kurzen Vocale einzeln, in ihrer Reinheit und mit nachfolgenden Consonanten zusammengesetzt, nach den verschiedenen grammatischen Formen, in denen sie sich zeigen, genau beachtend, welche Fälle die seltenen, welche die häufigeren, und diess alles mit zahlreichen, wir dürfen wohl sagen, erschöpfenden Beyspielen belegend. Es ist diess der mühsamste Theil der Abhandlung, und des Vfs. Fleiss nicht genug anzuerkennen. Möchte es ihm selbst weder an Neigung noch an Musse gebrechen, diesen Stoff zu seiner Zeit mehr zu verarbeiten, zu beleben, ihm noch einfachere Resultate abzugewinnen. Denn, wir gestehen es, anjetzt nöthigen ihn einzelne widerstrebende Stellen noch so oft zur Aufnahme neuer Entschuldigungsgründe, dass man doch am Ende sich dem Reich der Willkühr wieder näher sieht, als es zu Anfang das Aussehen hatte.

In den noch übrigen §§. 14 bis 20 wird nun, gleichfalls nach *Hermanns* Muster, von dem bis hieher Ausgemittelten die Anwendung auf die späteren Epiker, auf den Aratos, Apollonios von Rhodos, Nikandros, Oppian, Maximus, Manethon, den *Poeta de viribus herbarum*, den Nonnos und seinen Nachfolger Tryphiodor, Koluthos und Johannes von Gaza gemacht. Den Beschluss machen die Batrachomyomachie und die Überbleibsel des Empedokles, welche beide *Hermann* nicht berücksichtigte. Weil dieser treffliche Gelehrte aus den übrigen Dichtern schon das meiste hieher Gehörige gegeben, und nur eine geringe Nachlese übrig gelassen hatte: so bewog diess Hn. *Spitzner*, zu reicherer Ausstattung dieses Abschnittes zuweilen seinen eigentlichen Plan zu verlassen, und auch andere Stellen dieser Dichter kritisch zu behandeln. Dadurch gewinnt diese zweyte Hälfte einen eigenen Reiz; und zeigte uns die erste den Vf. nur als grammatischen Berichtiger: so beurkundet er sich hier vielfach an sinnverdorbenen Stellen als gewandter, glücklicher und besonnener Verbesserer. So scheint uns vortrefflich hergestellt: Oppian. Hal. 1, 637 *μόγῳ στονόεντι τετρυμμένοι ἄψεα πάντα, ἐξ ἁλὸς ἀΐσσουσι* statt des verworrenen: *μ. στ. τετρυγμένοι, αἶψά γε πάντες ἐξ ἁ. ἀ.* So Maneth. 6, 137 *μῦθον — ἄῤῥητον ἐάσω* statt des sinnlosen *βάσω*. S. Nonnos. 5, 194, wo von einer Schwangeren die Rede ist, *ἔννεα κύκλα Σελήνης* statt *ἔνθεα*; 22, 85 *γαμήλιον ἔστεφεν εὐνὴν* statt *ἔτρεφεν*, und vorzüglich glücklich: 27, 18. *Ἠελίου σελάγιζε βολαῖς ἀντίῤῥοπος αἴγλη* statt des ganz unverständlichen *σελάγ. βέλος*.

Die elegischen Dichter hat Hr. *Spitzner* für diessmal nicht mit berücksichtiget. Möge ihn seine gelehrte Thätigkeit bald auch zu diesen führen! Wir sind durch die eben angezeigte Schrift berechtiget, für die Zukunft noch manches Bedeutende über die Metrik der Epiker von ihm zu erwarten.

V. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

ÖKONOMIE.

Berlin, in der nicolaischen Buchhandlung: *Elemente der Agricultur-Chemie in einer Reihe von Vorlesungen, gehalten vor der Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues* von *Sir Humphry Davy*. Aus dem Englischen übersetzt von *Friedrich Wolff*, Prof. am joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, und *mit Bemerkungen und einer Vorrede begleitet* von dem königl. preuss. Staatsrathe *Albrecht Thaer*. Mit 1 Kupfer. 1814. 535 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Wenn dieses Werk die Erwartung, die man von den Schriften des berühmten Vfs. hat, dass sie nämlich die Wissenschaft fördern werden, nicht befriedigt: so kann es doch zur Vorbereitung derselben, besonders unter der achtbaren Classe der Landwirthe, Viel beytragen, und verdiente desshalb allerdings durch eine Übersetzung in Deutschland bekannter zu werden. Diess ist auch offenbar nur sein Zweck, und es muss also nicht aus dem Gesichtspuncte des Naturforschers, sondern des Landwirths, beurtheilt werden.

Die erste Vorlesung, worin eine allgemeine Übersicht der abzuhandelnden Gegenstände gegeben wird, ist wegen der Reichhaltigkeit und der Gedrängtheit der Ideen besonders anziehend, und in Ansehung des Vortrages die schönste.

Die zweyte Vorlesung hebt mit einem Versuche von *Knight* an, welcher erweisen soll, dass die eigenthümliche Richtung der Wurzeln und Äste von der Schwerkraft abhänge. Ohnerachtet dieser Versuch im Originale durch eine Figur erläutert ist, so gesteht Rec. dennoch, dass er jenen Beweis nicht darin finden könne. Was übrigens in dieser Vorlesung über die allgemeinen Potenzen und Stoffe gesagt ist, scheint für den Anfänger zu dunkel, und enthält nur einige Winke für den Kenner. Auch möchte sich der Übersetzer in dem Zusatze S. 69 wohl vergeblich bemüht haben, die Gründe, nach welchen die neueste Chemie die chemisch einfachen Körper durch Zahlen ausdrückt, demjenigen einleuchtend zu machen, der diese Lehre nicht schon kennt.

Dritte Vorlesung. Über die *Organisation der Pflanzen*. Der Vf. folgt hier grösstentheils *Mirbel*, und scheint unsere neueren deutschen Pflanzen-Physiologen wenig zu kennen. Dann von den näheren Bestandtheilen der Pflanzen. Beym Zucker sagt er, man ertheile ihm die Weisse dadurch, dass man Wasser durch ihn filtriren lasse, und setzt hinzu: „Da die den Zucker färbende Substanz in einer gesättigten Auflösung des Zuckers, oder in Syrup auflöslich ist: so kann man diese Operation weit schneller und ökonomischer verrichten, wenn man Syrup auf den gefärbten Zucker wirken lässt." Aber das sich durchziehende Wasser wird ja von selbst zu Syrup! Von dem *rein* dargestellten Zucker aus den Bete-Wurzeln scheint er noch nichts zu wissen, und sagt, dass er mit dem Trauben-Zucker übereinkomme. Die *Kirchhoffschen* Versuche mit der Umwandlung der Stärke in Zuckerstoff sind auch in England wiederholt, und der dadurch erhaltene Zucker komme zwischen den Trauben-Zucker und Rohr-Zucker zu stehen. In älteren Zeiten wurden die Erfindungen von blossen Empirikern durch Zufall gemacht, und dann durch Chemiker vervollkommnet; jetzt scheint es umgekehrt zu gehen: Chemiker erfinden und Fabrikanten vervollkommnen. So hat beym Bete-Zucker Hr. *Nathusius* auf Alt-Haldensleben endlich den wahren Punct getroffen, und hoffentlich wird dasselbe auch einmal mit dem Stärke- oder Kartoffel-Zucker erreicht; wenn auch nicht in völlig gleicher Gestalt, so wird er doch in gleicher Reinheit des Geschmacks mit dem Rohrzucker wahrscheinlich dargestellt werden können. Es wird S. 152 eine Tabelle über den Alcohol-Gehalt der bekanntesten Weine nach *Brandi* mitgetheilt. Die Analyse der Bestandtheile der Getreidearten und anderer vegetabilischer Nahrungsmittel nach *Einhof*; dann S. 167 eine andere Tabelle über die Menge der auflöslichen und nährenden Bestandtheile verschiedener vegetabilischer Substanzen, besonders Gräser, nach des Vfs. eigener Untersuchung, die in mancher Hinsicht merkwürdig ist.

Die vierte Vorlesung, über den *Boden und die Bestandtheile desselben*. Der Vf. macht, wenn er es gleich nicht ausdrücklich sagt, einen Unterschied zwischen den chemisch-elementarischen und den näheren Bestandtheilen des Bodens, und lehrt diese genauer beachten, als es bisher von den chemischen Agronomen geschehen ist. „Der unfühlbare Theil des Bodens, sagt er S. 178, welcher gewöhnlich Thon oder Lehm genannt wird, besteht aus Kieselerde, Alaunerde, Kalkerde und Talkerde, und ist in der That auf ähnliche Art, wie der harte Sand, zusammengesetzt, nur ungleich feiner zertheilt." Er lehrt also bey der Analyse des Bodens die fein zertheilte Erde erst durch Abschwemmen von dem Sande sondern. Letzterer bedarf keiner genaueren Untersuchung, als in sofern er beträchtlich Kalk enthielte. Ersterer aber wird einer

genaueren Analyse unterworfen, die der Vf. anzustellen lehrt, aber sehr richtig bemerkt, dass man sich erst Übung in solchen Arbeiten verschafft haben müsse, bevor man grosse Genauigkeit in den Resultaten erwarten könne. Er geht aber bey dieser Untersuchung — wie alle Chemiker, ausser *Hermbstädt*, *Saussure* und die Agronomen der *Mögelinschen* Schule — zu leicht über die wesentlichste Substanz der Ackererde, welche die eigentliche Nahrung der Pflanzen, in sofern sie solche aus dem Boden ziehen, ausmacht, die *animalisch-vegetabilische Materie* (*Humus*) weg, und ohne sie in den mannichfaltigen Modificationen, die sie annimmt, zu verfolgen. Und diese Modificationen haben doch ohne Zweifel den wesentlichsten Einfluss auf die Fruchtbarkeit des Bodens, und folglich auf die physische Theorie des Ackerbaues.

Was der Vf. über die Wärme der Temperatur des Bodens sagt, ist nicht klar. Wir müssen unterscheiden: die eigenthümliche Wärme oder Wärme-Entwickelung des Bodens; die von der Sonne oder Atmosphäre ihm mitgetheilte Wärme, und das wärmeleitende Vermögen des Bodens. Letzteres ist wohl das wichtigste, und es kann vielleicht abgemessen werden durch die Verdampfung der Feuchtigkeit, welche ein Boden vor dem anderen bey gleicher atmosphärischer Temperatur und Luft-Exposition in derselben Zeit bewirkt. Die Anziehung des Wassers unterscheidet der Vf. in die chemische und in die cohäsive; nicht das Erstere, sondern nur das Letztere kann von den Pflanzenwurzeln angezogen werden. Die cohäsive Anziehung des Wassers hänge grossentheils von dem Zustande der Zertheilung der Erdpartikeln ab; je feiner zertheilt, desto grösser ihr absorbirendes Vermögen: doch fügt er gleich hinzu, dass auch ihre besondere Natur mitzuwirken scheine. Das Vermögen des Erdreichs, Wasser aus der Luft zu absorbiren, hänge so innig mit der Fruchtbarkeit desselben zusammen, dass es ein Kennzeichen der Fruchtbarkeit des Bodens abgiebt. Er führt verschiedene, mit Ackererde gemachte Versuche an, welche fortgesetzt zu werden verdienen. S. 209. Über die Verbindung, welche zwischen dem Erdreich und der organischen Materie vorgeht, und die als chemisch betrachtet werden könne. Reine Kieselerde und Kieselsand haben wenig Wirkung darauf; aber derjenige Boden, welcher die weisse Alaunerde und kohlensaure Kalkerde enthält, ist der, welcher die grosse chemische Energie in Erhaltung des Düngers zeigt. Daher ist der Sandboden gewöhnlich arm, der letztere aber reich an vegetabilischer Nahrung.

Wie die Bodenmengungen aus Zersetzung der Felsenmassen und Vermoderung der darauf erzeugten organischen Körper entstanden, ist recht anschaulich erklärt S. 215.

Die fünfte Vorlesung handelt von der *Vegetation*. Von der Anziehung atmosphärischer Stoffe. Das kohlensaure Gas sey zwar in den niederen Regionen der Atmosphäre nicht häufiger, wie in den oberen, halte sich aber doch wohl unmittelbar an der Erde, wenn es daselbst durch irgend einen chemischen Process erzeugt werde. Was hier gesagt wird, enthält zwar nichts Neues für den Naturforscher, und möchte einem ganz ununterrichteten Landwirthe nicht verständlich seyn; indessen wird jenem die Anwendung auf den Ackerbau, und diesem die Erklärung einiger Erscheinungen, die er aus der Praxis kennt, falls er nur einige allgemeine Kenntniss der Naturlehre besitzt, interessant seyn.

Die sechste Vorlesung, über den *vegetabilischen* und *animalischen* Dünger. Erst über die Frage, ob unzersetzte Substanzen in die Pflanzen übergehen, bejahend. Von den verschiedenen in England gebräuchlichen vegetabilischen Düngungsmitteln. Der Vf. hält das Unterpflügen des unzergangenen Strohes für nützlich, und, wie uns scheint, für vortheilhafter, als wenn es in Gährung gegangen. Nur Holzfaser und Torf müsse erst in Gährung gesetzt werden. Die Holzkohle löse sich doch allmählich im Boden auf. Dann von den thierischen Düngungsmitteln. Über die neuerlich viel verhandelte Frage, ob es rathsamer sey, den Stallmist erst gähren zu lassen, oder ihn unzersetzt auf den Acker zu bringen. Der Vf. glaubt nach Theorie und Erfahrung für Letzteres entscheiden zu müssen.

Die siebente Vorlesung, von den *mineralischen* Düngerarten (*animalischen*, wie in der Überschrift steht, ist ein Schreibfehler). Der Vf. erklärt sich gegen die Meinung derer, welche dem Organismus die Kraft zuschreiben, Substanzen, welche die Chemie als Elemente betrachtet, zerlegen und zusammensetzen zu können, und giebt die aus *Schraders* und *Braconnots* Versuchen gezogenen Folgerungen nicht zu. Vom Kalk und seinem Gebrauch zur Düngung. Über die *Tennantsche* Erfahrung, dass Talkerde im gebrannten Kalk der Vegetation nachtheilig sey: es lasse sich höchstens nur von der gebrannten Talkerde, die eine weit geringere Anziehung der Kohlensäure hat, wie der Kalk, und also mit diesem vermischt, sich erst spät damit sättigt, behaupten; kohlensaure Talkerde im Boden sey vielmehr gut. Was der Vf. über Kalkdüngung sagt, ist wenig befriedigend. Er glaubt übrigens, dass der gebrannte Kalk ganz verschieden von dem kohlensauren wirke: letzterer verbessere bloss das Gefüge des Bodens oder sein Verhältniss zur Absorption; ersterer dagegen wirke zersetzend auf unauflösliche Pflanzen-Nahrung, nachtheilig auf auflösliche, wesswegen er nie mit gewöhnlichem Dünger zu verbinden sey. (Der Mergel wirkt aber ohne Zweifel anders, als auf die Verbesserung der Consistenz oder Wasseranziehung des Bodens. Denn aus dieser lässt sich die schnelle Fruchtbarmachung, die er auch auf ausgesogenem Boden bewirkt, nicht erklären.) Dann auch über den Gebrauch des Kalks zum Mörtel.

Über den *Gyps*, als Düngungsmittel. Der Gyps mache einen integrirenden Bestandtheil des Klees und anderer Gewächse aus, auf deren Wachsthum er wirkt; fänden diese Pflanzen keinen zureichenden Gyps im Boden, so würden sie unvollkommen. Daraus erkläre sich, warum der Gyps zuweilen grosse

Wirkung thäte, zuweilen keine. Letzteres, wenn ohnehin Gyps genug im Boden sey, und da diess in England der Fall wäre, so habe man daselbst nur selten Nutzen von der Gypsdüngung verspürt. — Da alle bisherigen Erklärungen der bald zusagenden bald versagenden Wirkung des Gypses unbefriedigend sind: so verdient diese eine nähere Untersuchung, ob nämlich der Gyps nur da *nicht* wirke, wo er sich ohnehin im Boden findet, und dagegen *immer* mit Erfolg gebraucht werde, wo er von Natur nicht ist. Es scheint etwas unwahrscheinlich, weil gerade da Gyps am meisten gebraucht und gerühmt wird, wo Gypsfelsen sind, und wir immer finden, dass die umliegende Ackererde an der Gebirgserde Theil nimmt.

Die achte Vorlesung. Von der *Verbesserung des Bodens durch das Brennen.* Der Vf. erklärt die Wirkung dieser Operation auf thonigten, nasskalten Boden durch die Verbesserung seiner Consistenz und Verminderung seiner Wasseranziehung; dann, dass dadurch unauflösliche vegetabilische Stoffe auflöslich gemacht würden, und endlich aus der entstehenden Asche, und unterscheidet danach die Fälle, wo sie wohlthätig, und wo sie nachtheilig sey. Er giebt die Resultate der Untersuchung verschiedener solcher Aschen.

Vom *Bewässern.* Wasser, welches eine eisenhaltige Inprägnation hat, sey für jeden Boden nachtheilig, der nicht mit Säure braust; kalkhaltige Wasser bringen aber eine sehr gute Wirkung auf kieselerdigen und anderen Boden hervor, der keine merkliche Menge kohlensaurer Kalkerde enthält.

Das *Brachen* (Sommerpflügen) könne zuweilen des Unkrauts wegen nützlich seyn, weiter aber nicht. Eine Befeuchtung des Bodens durch Anziehung aus der Atmosphäre sey eine Chimäre; der Boden verliere eher durch Verflüchtigung des Kohlenstoffs mit dem Sauerstoff. Der Acker müsse immer mit Pflanzen besetzt seyn. Die Drillwirthschaft erhalte den Boden rein, und der Fruchtwechsel mit seinen grünen Ernten erhalte ihn in Kraft. „Die Ausfuhr des Getreides aus einem Lande, sagt der Vf. S. 414, wofern nicht andere Gegenstände, welche als Dünger dienen können, zum Ersatz dagegen eingeführt werden, muss endlich den Boden erschöpfen. Einige Gegenden im nördlichen Afrika und in Klein-Asien, welche ehemals fruchtbar waren, sind jetzt Sandwüsten. Sicilien war die Kornkammer Italiens, und die Menge Korn, welche von den Römern ausgeführt wurde, ist wahrscheinlich die Hauptursache seiner gegenwärtigen Unfruchtbarkeit" (!!).

Der Anhang enthält eine *Nachricht von den Resultaten der Versuche über den Ertrag und die nährenden Eigenschaften verschiedener Gräser und anderer Pflanzen, welche den Thieren zur Nahrung dienen, angestellt von John Herzog von Bedford.* Diese Versuche scheinen mit vieler Genauigkeit, aber in einem zu kleinen Massstabe, um Trüglichkeit zu vermeiden, angestellt zu seyn. Die nährende Kraft der Pflanzen ward bestimmt durch die Quantität des Extractivstoffs, den man erhielt, wenn sie getrocknet mit heissem Wasser infundirt wurden. *Davy* glaubt, dass dieses Verfahren in ökonomischer Hinsicht hinreichend genau sey (?). Die *Agrostis stolonifera* spielt unter den Gräsern, ihrer Nahrhaftigkeit wegen, einegrosse Rolle, und wird zum Anbau sehr empfohlen.

Die Übersetzung ist treu und verständlich, auch in Ansehung der technischen Ausdrücke richtiger, wie in den meisten Übersetzungen landwirthschaftlicher Schriften aus dem Englischen. Jedoch erscheint der im Original lebhafte und zierliche Vortrag des Vfs. hier etwas schleppend. Die Anmerkungen von Hn. *Thaer* scheinen nur sehr flüchtig hingeworfen zu seyn; auch hat er die Correctur wohl nicht nachgesehen, da Einiges sich, ohne einen Druckfehler anzunehmen, nicht wohl erklären lässt. Auf dem Titel ist *Board of agriculture* durch *Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues* übersetzt. Jener aber ist eine Staatsbehörde, wie der *Board of trade,* grossentheils aus Ministern und Parlamentsgliedern bestehend, mithin von grossem Einfluss auf die Gesetzgebung über landwirthschaftliche Gegenstände.

M.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

1) Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Sprache mit Aufgaben zur häuslichen Beschäftigung.* Zum besonderen Gebrauche für Töchter- und Elementar-Schulen entworfen, von *W. Kuhn,* Vorst. einer weibl. Lehr- und Erziehungs-Anstalt zu Posen. 1810. 248 S. 8. (16 Gr.)

2) Darmstadt, b. Leske: *Systematische deutsche Sprachlehre für Anfänger, nebst einer Anleitung, sie den Kindern praktisch einzuüben.* Von *M. Desaga,* Schullehrer in Darmstadt. 1811. 168 S. 8. (10 Gr.)

3) Salzburg, b. Duyle: *Deutsche Sprech- und Rechtschreib-Lehre für die deutsche Schuljugend.* Von *A. Maier,* Lehrer an der deutschen Hauptsch. zu Salzburg. 1810. 127 S. 8. (5 Gr.)

4) Duisburg, b. Bädecker u. Kürzel: *Kleine deutsche Sprachlehre nebst Aufgaben zur Übung der im Brief- und Lese-Buche für Schulen enthaltenen Regeln zur Orthographie und zum Briefschreiben, als Anhang zu demselben,* von *J. Th. Vogel,* Schullehrer zu Langerfeld in der Grafschaft Mark. 1810. 80 S. 8. (4 Gr.)

5) Altona, b. Hammerich: *Kurzer Abriss des Wissenswürdigsten aus der deutschen Sprachlehre für das Volk und für Volksschulen,* in 4 Tafeln, von *C. F. Callisen.* 1810. fol. (4 Gr.)

Obige Bücher haben einerley Zielpunct, und schlagen auch grösstentheils einerley Weg ein, um zu jenem Puncte zu gelangen. Sie gehen nicht darauf aus, die Gesetze der deutschen Sprache in irgend einem Theile näher zu begründen, sondern wollen nur

das längst Begründete, wenigstens für begründet Erachtete, der Jugend vorführen und auf eine leichte und sichere Art einprägen. Nur No. 2 macht auch auf das Erste Anspruch. Wir wollen den Gang eines jeden Buches einzeln angeben.

No. 1 besteht aus zwey Theilen. Der erste enthält die Sprachlehre, und zeichnet sich dadurch aus, dass hinter jedem Redetheile, auch an anderen schicklichen Stellen, Aufgaben zu mündlichen und schriftlichen Ausarbeitungen geliefert und in denselben die Wörter, auf welche eine Regel angewandt werden soll, weggelassen und mit einem Gedankenstriche bezeichnet worden sind. Der zweyte Theil enthält eine theoretisch - praktische Anleitung zum schriftlichen Gedankenvortrage, und zwar im ersten Abschnitte leichte Aufgaben zur Ausbildung des Denk-, Sprach - und Schreibe - Vermögens, als Vorübungen zum schriftlichen Gedankenvortrage, im zweyten die allgemeinen sowohl, als auch die besonderen Regeln zu den verschiedenen Gattungen schriftlicher Aufsätze nebst Mustern und mehreren Aufgaben zu schriftlichen Ausarbeitungen. In der Anweisung zum Briefschreiben wird der Anfang mit den Antwortschreiben gemacht. Der Leser sieht aus dieser Inhaltsanzeige, was er in dem Buche zu suchen habe. Das Buch verdient für den praktischen Unterricht alle Empfehlung.

No. 2 enthält ebenfalls ausser der Grammatik in einem Anhange Aufgaben zu Schreibübungen. Hr. *D.* beurkundet sich überall als einen denkenden Lehrer und Grammatiker, wenn auch nicht Alles, was er aufstellt, als begründet erscheinen möchte. Der verst. *Eberhard* würde bey manchen Wörtern, die als schlecht oder veraltet aufgestellt und mit vermeintlich besseren vertauscht werden, den Kopf geschüttelt haben. *Abermals* kann keineswegs durch *Wieder* ersetzt werden: jenes drückt die Wiederkehr der ganzen Gleichheit, dieses die Wiederkehr der theilweisen Gleichheit aus; wer *abermal* ausmärzen will, geht darauf aus, der Sprache für eine begrenzte Vorstellung ein begrenztes Zeichen zu nehmen. Und wie kann nun gar *durchkommen*, *einstecken*, *übergehen*, *doch* u. s. w. für besser erklärt werden, als *hindurchkommen*, *hineinstecken*, *hinübergehen*, *dennoch? Rechtwinklicht* wird getadelt, weil *licht* keine Nachsylbe sey!

No. 3. Der Titel gäbe zu mehreren Bemerkungen gegründete Veranlassung. In dem Buche selbst sind alle aus fremder Sprache entlehnten Kunstausdrücke sorgfältig vermieden. Übrigens zeichnet sich dasselbe durch nichts Besonderes aus; zu einem höheren Unterrichte kann es füglich die erste Stufe werden, zu welcher es der Vf. bestimmt hat.

No. 4 setzt ein Brief - und Lese - Buch, in welchem die vornehmsten Regeln zur Recht - und Gut-Schreibung vorgetragen seyen, voraus; die Aufgaben, die zur Übung der Regeln für nöthig erachtet werden, sind in diesem Anhange besonders abgedruckt worden. Alle Wörter sind in diesem Anhange mit kleinen Buchstaben gedruckt, die Beystriche weggelassen, auch Vieles absichtlich falsch buchstabirt und gestellt worden.

Was gegen diese Methode der Einübung erinnert zu werden pflegt, wollen wir im Ganzen dahingestellt seyn lassen; indessen scheint sie uns wenigstens in so weit tadellos, als auch die Regeln und Vorschriften der Grammatik zu dem Übungsmaterial gewählt worden sind. Da dieser Theil des Buchs nicht allein mit dem Verstande gefasst, sondern auch mit dem Gedächtnisse aufgefasst werden soll: so möchte oft die fehlerhafte Form, von dem Auge zuerst ergriffen, früher sich dem Gedächtnisse eindrücken, als die verbesserte an Ort und Stelle ankommen kann. Das Bild der gedruckten Unrichtigkeit erhält gewiss leicht das Übergewicht über die geschriebene Richtigkeit. Dieses etwa abgerechnet, ist das Büchelchen durchaus als eine nützliche, mit vieler Umsicht und Kenntniss verfasste Arbeit zu empfehlen.

Für No. 5 sprechen schon der Name des berühmten Vfs. und die früheren tabellarischen Arbeiten in anderen Fächern. Man findet in diesen vier Tabellen das Nothwendigste aus der Grammatik zusammengedrängt; wem die Anordnung des Ganzen nicht gefällt, hat, da es getrennte Tabellen sind, freye Hand, das Letzte das Erste seyn zu lassen. Solche Tabellen eignen sich allerdings zum gemeinschaftlichen Gebrauch in solchen Schulen, in welchen nicht jedem Kinde der Ankauf einer, obgleich noch so kleinen, Grammatik zugemuthet werden darf.

A.

NEUE AUFLAGEN.

Erfurt, b. Keyser: *Auswahl der wirksamsten einfachen und zusammengesetzten Arzneymittel, oder praktische Materia medica, nach den besten medicinischen Schriftstellern aus eigener Erfahrung bearbeitet* von Friedrich Jahn, der Arzneywissenschaft Doctor u. s. w. Zweyter Band. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1814. von S. 531 bis S. 1178. 8. (Beide Theile 3 Rthlr. 12 gr.) Das Buch verdient seiner Brauchbarkeit halber die dritte Auflage.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

LATEINISCHE SPRACHLEHRE.

1) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Sohn: *Helfr. Bernhard Wenck's lateinische Grammatik für Schulen.* Erster Band, welcher die Etymologie und Syntaxe nebst Vorerinnerungen enthält. Siebente Auflage, durchaus umgearbeitet von *Georg Friedrich Grotefend*, Dr. u. Prof. 1814. VI u. 352 S. 8. (12 Gr.)

2) Berlin, b. Hitzig: *Regeln der lateinischen Syntax, mit zwey Anhängen.* Von *C. G. Zumpt*, Collaborator an dem Friedrichswerderschen Gymnasio zu Berlin. 1814. VIII u. 76 S. 8. (6 Gr.)

3) Berlin, b. Schöne: *Compendium Grammaticae Latinae nach Anleitung der grösseren lateinischen Grammatica Marchica*, für Schulen herausgegeben von *Carl Friedrich August Brohm*, königl. Prof. und Lehrer am berlinisch-kölnischen Gymnasium zu Berlin.

Mit dem Nebentitel:

Lateinische Grammatik für Schulen, herausgegeben von *C. F. A. Brohm.* 1813. VIII u. 402 S. 8. (12 Gr.)

Die nächste Auflage der *Wenck'schen* Grammatik wird unter den Händen des verdienten Herausgebers ein sehr brauchbares Schulbuch werden, wozu die vorliegende gegründete Hoffnung giebt. Hr. *G.* berichtet in der Vorrede, dass er auf Bitten des Verlegers die Besorgung einer nöthig gewordenen neuen Auflage von gegenwärtiger Sprachlehre übernommen habe, dass er aber durch die Kürze der Zeit, in welcher das Buch, besonders in Rücksicht auf das Gymnasium zu Frankfurt a. M., fertig werden musste, und andere Geschäfte verhindert worden wäre, seiner Arbeit die gewünschte Vollkommenheit zu geben, und verweist daher auf die demnächst nochmals vorzunehmende Umarbeitung. (Zugleich verspricht er „ein ihm ganz eigenthümliches Werk über die Art, wie die lateinische Sprache sich aus ihren Elementen bildete.") Hienach hält es Rec. nicht für nöthig, auf die in dem Buche befindlichen Mängel und Unbestimmtheiten (besonders in den Regeln über den Gebrauch des Conjunct., und in der Darstellung der *oratio obliqua* — deren eigentlich nur im Vorbeygehen Erwähnung geschieht —, des Accusat. c. Infinit. und der Ablat. Consequent.) aufmerksam zu machen, weil die nächste Auflage frey davon seyn soll; er hat vielmehr sein Augenmerk auf die Abänderungen zu richten, welche der Herausgeber getroffen hat, in wiefern sie „Verbesserungen genannt zu werden verdienen." Von diesen Veränderungen sagt Hr. *G.* in der Vorrede: „Meiner Aufgabe gemäss, Plan und Methode im Ganzen beyzubehalten, und nur das Einzelne nach besseren Ansichten zu berichtigen, blieb ich wider meine Überzeugung, soviel nur möglich, bey der gewöhnlichen Anordnung der Grammatiken, und liess alles unverändert, was noch einigermassen haltbar, und auf irgend eine Weise zu vertheidigen schien. Da dessen ungeachtet eine gänzliche Umarbeitung des Buchs nicht zu vermeiden war, wodurch alle früheren Ausgaben neben dieser unbrauchbar gemacht wurden: so wird man es mir nicht verargen, wenn ich mir auch hin und wieder eine veränderte Anordnung der Materialien erlaubte, Manches strich, und Anderes dagegen aufnahm." Die *Wenck'sche* Grammatik mag an Brauchbarkeit andere Schulbücher dieser Art (aber immer doch nur in gewisser Rücksicht) übertreffen: „für alle Classen gleich brauchbar" ist sie indess nicht, und wird es noch weniger auf dem von dem Herausgeber gewählten Wege werden. Man kann diese Grammatik nicht so gebrauchen, wie der Vf. bey ihrer Erscheinung vorschlägt: „für den ersten Anfänger gehören eigentlich die Paradigmata, und ich habe es daran am wenigsten fehlen lassen. So wie er darin geübt ist: wählt der Lehrer nach und nach die allgemeinsten und fasslichsten Regeln, lässt den Schüler die Exempel wie eine Art von Chrestomathie erklären. In den höheren Classen werden nach eben dieser Methode stufenweis ganze Capitel mit Inbegriff der Anmerkungen vorgenommen." Denn um nur einen Umstand zu berühren, so werden die „fasslichsten Regeln" doch offenbar schwereren entgegengesetzt; da nun aber der Vf. über jeden Gegenstand nur *eine* allgomeine Regel hat: so müssen die schweren dem Anfänger immer schwer bleiben, weil er auf sie durch die mit ihnen in keiner Verbindung stehenden fasslichen nicht vorbereitet werden kann. Gesetzt, die allgemeine Regel über die Ablativos absolutos wird dem Anfänger, als eine nicht zu den fasslichsten gehörende, nicht vorgelegt: wann soll sie für ihn fasslich werden, da die, welche man vor ihr durchgeht, nicht den Weg dazu bahnen? Ohne eine Abtheilung in besondere Cursus erreicht man ein zweckmässiges Übergehen vom Leichten zum Schweren nicht wohl, wozu besonders auch nöthig ist, dass man mehr auf inneren Zusammenhang der einzelnen Regeln sieht, als gewöhnlich geschieht. Dieser neuesten Auflage kann man noch weniger eine gleiche

Brauchbarkeit für alle Classen zugestehen, weil der Herausgeber seine Regeln gewöhnlich nach einer etwas höheren Ansicht darstellt (z. B. wenn von Correlation die Rede ist), und besonders sind mehrere seiner Beyspiele nicht von der Art, dass sie mit Anfängern gelesen werden können, z. B. gleich zu Anfange der Syntax kommen Verse aus *Lucretius* vor.

Zu den Verbesserungen rechnet Rec. 1) die Bemerkung bey den Pronominibus, dass sie nicht bloss, „um Missklang, sondern um Missverstand zu vermeiden," dienten. Denn z. B. in: „Cicero hält es für Cicero's Pflicht", könne von zwey verschiedenen Männern, die Cicero heissen, geredet werden, was in: „Cicero hielt es für *seine* Pflicht", nicht der Fall sey. 2) Die Aufzählung der Verba bey jeder Conjugation, die in ihrer Formation etwas Abweichendes haben. 3) Die Behandlung der Adverbia. 4) Die Bemerkung, dass die Römer in Briefen nicht *immer* ein Praeteritum statt des Praesens haben. 5) Die, dass das *nomen appellativum* dem *nomen proprium* vorstehe, wenn es eher gedacht werden muss; so wie überhaupt 6) die lobenswerthe Ausführlichkeit in Berücksichtigung der Fälle, die in Bezug auf eine Regel vorkommen können.

Für keine Verbesserung hält Rec. 1) die Eintheilung der Pronomina in drey Classen, wodurch die Übersicht derselben nicht allein nicht erleichtert, sondern erschwert wird. (Bey dem, was Hr. *G.* über den Grund zu dieser Eintheilung sagt, scheint er ganz vergessen zu haben, dass er für Lernende, und nicht für die schreibt, welche die Pronomina schon nach allen ihren Beziehungen auf sich selbst und auf andere Wörter kennen.) 2) Folgende Anmerkung: „Irrig glaubt man in den angeführten Fällen, der Genitivus komme bloss vom ausgelassenen oder wirklich gesetzten Substantivo *homo*, *res* und dergl., der Ablativus vom ausgelassenen *praeditus*. Wäre dieses: so müsste man im Lateinischen eben so gut sagen können *vir religionis et auctoritatis*, oder *religione et auctoritate*, wie man im Deutschen zu sagen pflegt, *ein Mann von Religion und Ansehen*. Im Lateinischen wird aber immer ein Substantivum zugleich erfodert, weil die Construction das Genitivi oder Ablativi aus einem attributiven Adjectivo und adverbialischen Beysatze hervorgeht. Denn man sagt *vir ingentis animi et corporis*, oder *ingenti animo et corpore*, für das Virgilische *ingens animi*, *ingens corpore*." Wir können im Deutschen zwar sagen: *ein Mann von Ansehen*, müssen aber das Adjectivum *gross* oder dgl. darunter verstehen, so wie jedes andere Beywort durchaus hinzusetzen, wie im Lateinischen, in welcher Sprache, wenn der Gebrauch es sonst erlaubte, *vir auctoritate*, eben so gut verständlich wäre, als das Deutsche *ein Mann von Ansehen*. Was Hr. *G.* aber ganz besonders übersehen hat, ist erstlich der Umstand, dass das Adjectivum sich selbst regierte: denn woher stände es sonst im Genitivo oder Ablativo (die; „aus dem attributiven Adjectivo hervorgehen"); und zweytens, dass z. B. in: *vir plenus venustatis*, das Adjectivum in einem ganz anderen Verhältnisse zu dem Substantivo stehe, als in: *vir ingens corpore*, was dadurch in die Augen fällt, dass man statt *vir ingens corpore* sagen kann: *vir ingenti corpore*, statt *vir plenus venustatis* aber nicht: *vir plenae venustatis*; *ingens corpore* heisst nicht sowohl gross von Körper, als vielmehr: von Körper gross, d. h. der Ablativ rührt von etwas anderem als dem Adjectiv her. 3) Die Eintheilung der doppelten Accusativi bey einem Verbo, weil sie unnöthig ist. Denn braucht einem Lehrlinge, dem der Gebrauch des Nom. und Accus. schon bekannt ist, noch besonders gesagt zu werden, dass z. B. *Thebani Philippum, Macedoniae regem, ducem eligunt*, passiv ausgedrückt werden müsse: *A Thebanis Philippus, Macedoniae rex, dux eligitur*; dass aber nicht beide Accusativi in den Nom. zu stehen kämen, wenn Sätze wie: *Marcellus legiones Baetim transducit*, passiv gegeben würden? Übrigens ist hier noch zu bemerken, dass Fälle, wo ein Adjectivum bey einem Substantivo im Accus. steht, nicht wohl mit zu denen gerechnet werden können, in welchen ein doppelter Accus. bey einem Verbo vorkommt, und ferner, dass kein logischer Grund da ist, *creare* und *eligere* von *sumere* und *accire* durch besondere Numern in einer Unterabtheilung zu trennen, und *habere*, *haben*, zu einer anderen Unterabtheilung zu rechnen, als *habere*, *halten*. 4) Die Behauptung, dass *amem* zugleich Conjunctiv von *amabo* sey, und nicht *amaturus sim*. Hr. *G.* hat ganz Recht, wenn er z. B. *implores*, in dem Beyspiele: *Ubi socordiae te atque ignaviae tradideris, nequicquam deos implores*, für gleichbedeutend mit *implorabis* hält, irrt sich aber, wenn er *implores* zugleich *Conj.* von *implorabis* seyn lässt. Die Übereinstimmung des Conjunct. mit dem Futuro in manchen Fällen leugnet Keiner; es kann jedoch gar nicht darüber gestritten werden, auf welche Weise die Lateiner das (eigentliche) Futur. im Conjunct. ausdrücken, eben so wenig als darüber, wie sie es in der Construction des Accusat. c. Infinit. bezeichnen. Ohne das Futur. Periphrast. wären sie es nicht im Stande, ob sie dabey freylich den Unterschied nicht berücksichtigen, der z. B. zwischen *amabo* und *amaturus sum* ist. Die Zweydeutigkeit ist übrigens nicht so gross, als wenn der Conj. des Praesens zugleich der des Futur. wäre: *cum nobiscum faciant*, und *cum nobiscum sint facturi*, versteht ein Jeder, da man das Futur. zum Unterschiede vom Praes. in diesem Falle gar nicht bezeichnen könnte, wenn man *facturi sint* nicht gebrauchen dürfte. 5) Die Darstellung der Tempora. Hr. *G.* ist auf einem bey weitem besseren Wege, als seine Vorgänger, lässt aber doch noch sehr Viel zu wünschen übrig. Am wenigsten dürfte es zu billigen seyn, dass er zu den „historischen Tempor." nicht das Perf., sondern das Imperf. rechnet, d. h. in der Conjugationstabelle *S.* 80; in der Syntax erscheint das Perfect. als „Erzählungs-Tempus". Bey der Regel über dieses Tempus, nach welcher es eine „momentane Begebenheit oder Thatsache" ausdrücken soll, so wie zur Bezeichnung eines „fortdauernden Zustandes" das Imperf. diene, fragt Rec. den Vf., ob er

sich nicht recht sehr wundern würde, wenn ihm Jemand sagte, z. B. in: *per triginta annos bellum gesserunt*, werde eine momentane Begebenheit angedeutet, und ob er es seinen Schülern übelnehmen könne, wenn sie in diesem Falle *gerebant* setzten. In der nächsten Auflage wird diese Regel nicht wieder vorkommen, weil Hr. *G.* sich bloss an seine, S. 77 befindliche Ansicht von den beiden genannten Tempor. zu halten hat, um den Gebrauch derselben recht anschaulich zu machen, zumal wenn er *recht genau* Handlung (oder Zustand) und Zeit unterscheidet; dann wird er auch nicht nöthig haben, z. B. dem Perf. den, einen Widerspruch enthaltenden Namen: (*tempus*) *praeteritum in* (*tempore*) *praesente*, zu geben.

Noch über einige andere Bemerkungen des Herausgebers, die nicht gerade zu den Änderungen gehören, sagt Rec. seine Meinung. Von den drey folgenden Behauptungen wünscht Rec., dass sie nicht etwa aus dem Buche genommen sind, welches in der Vorrede über die lateinische Sprache versprochen wird, in dem er, als dem Werke eines rühmlichst bekannten Sprachforschers, nicht allein etwas sehr Durchdachtes und Gründliches, sondern auch eine besondere Berücksichtigung des Griechischen, erwartet: 1) Dass die drey ersten Declinationen älter wären, als die beiden letzten, weil weder Eigennamen noch griechische Wörter, noch Adjectiva, noch Numeralia, noch Pronomina, nach der vierten und fünften gingen. Die lateinischen Declinationen sind aus dem Griechischen entstanden; und so wenig die Endungen der drey ersten griechischer sind, als die der beiden letzten: eben so wenig sind sie älter. 2) Dass die dritte Conjugation *die älteste von allen sey*. Hierüber gilt das so eben von den Declinationen Gesagte auch. 3) Dass in allen Verbis auf *no*, das *n* als eingeschaltet anzusehen sey. Als Beyspiel wird unter anderen *gigno* angeführt, was nicht allein vermuthen lässt, sondern geradezu anzeigt, dass Hr. *G.* an das Griechische (γίγνομαι) nicht gedacht hat, eben so wenig wie bey der Elision des *n* im Perfect. von *ponere* (*posui* statt *ponsui*, wie z. B. der Dat. Plur. αἰῶσι, statt αἰωνσι). — Wenn Hr. *G.* es in der Darstellung des Verbi für nöthig hielt, bis zu seinem Entstehen bey der Spracherfindung zurückzugehen: so musste er weitläuftiger davon handeln. Überhaupt kann man zu den Zeiten der Spracherfinder nicht wohl die Eintheilung dessen machen, was *ist* (*nomen*), und dessen, was *geschieht* (*verbum*): denn damals unterschied sich Nomen und Verbum noch nicht von einander, weil eigentlich nur das bezeichnet wurde, was *geschah* (z. B. bey dem Löwen das Brüllen, bey dem Schaafe das Blöken u. d. gl.). Der Vf. berührt diesen Umstand auch, aber nicht aus dem richtigen Gesichtspuncte, indem er sagt, dass Nomen und Verbum, „weil sie beide gleich alt wären, in den Ursprachen, z. B. in der deutschen, durch dieselben Laute bezeichnet würden, z. B. *Pfeifen* und *pfeifen*." In diesen beiden Wörtern ist nämlich Nomen und Verbum schon geschieden, und ferner findet sich ganz dasselbe auch in recht sehr abgeleiteten Sprachen, z. B. *le pouvoir* und *pouvoir*, *il* (*divino*) *far* (*niente*), und *fare*, *el hablar* und *hablar*. — Der Infinitiv kann freylich als ein Substant. gebraucht werden; der Vf. geht aber zu weit, wenn er ihn kein Verbum, sondern ein von dem Verbo abgeleitetes Substantivum verbale seyn lässt. (In den frühesten Sprachen ist der Infinitiv der Stamm, und im Lateinischen ist z. B. der Infinitiv *am-are* nicht mehr von der Wurzel *am* abgeleitet, als jede andere Form, z. B. *am-o*, *am-em*, *am-abam*.) — Dass *quod* (als Conjunction gebraucht) aus *quod* (dem Pronomen) hervorgegangen seyn soll, ist eine auffallende Behauptung, (zumal da Hr. *G.* kurz vorher beweist, dass *quod* Pronom. relativ. ist, indem es sich immer auf *id*, *hoc*, *illud* u. dgl. beziehe).

Diess mag genug seyn, die Aufmerksamkeit des Herausgebers auf die minder gerathenen Stellen seiner Arbeit für die nächste Auflage noch zu vermehren.

Der Vf. von No. 2 hält die lateinischen Sprachlehren von *Scheller*, *Bröder*, *Wenck*, *Seyfert* und Anderen zwar für schätzbare Bücher, aber für unpassend zum Schulgebrauch: denn sie seyen „für den Schüler ein dunkeles Chaos, worin nur der Abschnitt etwas Licht bekommt, der ihm vielleicht erklärt wird." Dagegen werden „kurze, von dem Einfachen zum Zusammengesetzten aufsteigende Regeln, durch ein oder zwey leichte Beyspiele erläutert," als das empfohlen, was der Schüler bedürfe; alles Übrige müsse ihm der Lehrer geben, und er sich selbst unter dessen Anleitung bey dem Lesen der Schriftsteller sammeln. Hr. *Z.* hat seinen Leitfaden freylich zunächst für die ihm anvertraute Classe herausgegeben; indessen sagt er, dass im Allgemeinen eine Schul-Grammatik so eingerichtet seyn müsse, und da er die bis jetzt eingeführten Lehrbücher, als nur für die Lehrer brauchbar, aus den Schulen ganz verweist: so giebt er zu verstehen, dass sein Buch für den Schulunterricht hinreichend sey. Rec. stimmt zwar sehr für das Stufenweise im Unterrichte, aber eben so wenig findet er es gerathen, bloss eine der vorliegenden ähnliche Anleitung in Schulen zu gebrauchen, und den Schülern die weitere Ausführung der Grammatik zu überlassen: denn in diesem Falle würde des von dem Vf. mit Recht verworfenen Dictirens kein Ende werden, und die Lernenden bekämen nichts Zusammenhängendes, und somit keine gehörige Übersicht dessen, was sie wissen sollen. Übrigens für eine der unteren Classen gelehrter Schulen hält Rec. gegenwärtiges Buch für brauchbarer, als eine der vorerwähnten Grammatiken, und zwar aus dem Grunde, weil den Schülern gerade nur so viel (in einer, im Ganzen gut gegebenen Übersicht) vorgelegt wird, als sie vorläufig von der Syntax aufzufassen haben.

Was Rec. an dem Buche nicht billigt, ist *im Allgemeinen*, dass der Vf. es häufig an Beyspielen fehlen lässt, besonders bey den Anmerkungen, und selbst solchen, die ohne Beyspiel von den Lernenden nicht wohl verstanden werden können. Z. B. S. 4, Anmerk. a, wo von den Wörtern *bitten*, *fodern* u. s. w. die Rede ist, in sofern sie einen doppelten Accusativ bey sich

haben. S. 11 bedurfte bey der Regel, nach welcher man sagen muss: *Doctoris intelligentis est*, die Anmerk.: „für *mei*, *tui* u. s. w. gebraucht man mit derselben Ellipse: *meum*, *tuum* u. s. w.", wenigstens eines Beyspiels, oder es hätte müssen *mei*, *tui* gar nicht erwähnt, sondern gesagt werden: die Pronomina der ersten und zweyten Person, so wie in der dritten auch *suus*, stehen als Neutrum (auf *negotium* bezogen) im Nom., weil man nicht sage: *negotium mei*, sondern *meum*. Sehr auffallend ist der gänzliche Mangel an Beyspielen bey dem, den Lernenden so viele Schwierigkeit machenden Gebrauche des Imperfect. zum Unterschiede vom Perfect. Hr. Z. stellt zwar die Tempora auf eine sehr anschauliche Weise dar (worin ihn die künftigen Grammatiker nachahmen mögen); aber ohne Beyspiele kann sie dem Anfänger nicht gerade viel nützen. S. 22 sieht der Schüler den Unterschied zwischen *qui*, *quae*, *quod*, als blosses Relativum, und als Conjunction gebraucht, ohne Beyspiele von beiden Fällen, gegen einander gestellt, und analysirt, nicht recht deutlich ein. Was soll S. 26, Anmerk. 1: „Das Subject im Accusativus, darf nie ausgelassen werden. Das deutsche *er* oder *sie* wird, wenn in beiden Sätzen dasselbe Subject ist, durch *se*, wenn aber zwey verschiedene sind, durch *eum*, *illum*, oder *eos*, *illos* gegeben," ohne Beyspiel? Dasselbe muss Rec. bey der Anmerk. S. 28 fragen, nach welcher es heisst: „Wenn das Gerund. ein Adjectivum oder Pronomen Adjectivum bey sich hat: so wird es, um Zweydeutigkeit zu vermeiden, nicht verwandelt." — Zuweilen lässt Hr. Z. Etwas unberührt, was ungeachtet der Kürze, welcher er sich, seinem Plane gemäss, befleissigen musste, nicht unbemerkt bleiben durfte. Z. B. S. 4 mussten bey *sequor* die Composita, mit einer Bemerkung über das von der Regel abweichende *obsequi*, stehen. Beym Genit. durfte die Regel über z. B. *vir summae potestatis* nicht fehlen. Wo vom Conjunctiv bey Fragen die Rede ist, musste bemerkt werden, dass er auch da stehen könne, wo die Frage nicht von einem Verbum abhängig ist, z. B. *quis hoc credat*, zumal da hernach *zweifelnde Fragen* erwähnt werden. Bey *quin* hätte darüber Etwas gesagt werden müssen, dass es nicht gebraucht werden könne, wenn *qui* im Nomin. steht. In der Regel über die Ablativos absolut. durften die Fälle nicht übergangen werden, in welchen nicht der Ablat. gebraucht wird, wenn auch im Deutschen *da* oder *nachdem* vorkommt. Die erste Anmerk. S. 21: „Diejenigen eingeschalteten oder hinzugefügten Sätze, welche eine *blosse Erklärung* oder *Umschreibung eines Wortes* enthalten, stehen jedoch im Indicativ," musste nicht allein bey einem vorhergehenden Conj., sondern auch bey einem vorhergehenden Accus. c. Inf. gemacht werden. In der zweyten Anmerkung auf dieser Seite durften die anderen Fälle, in welchen nach *cum* der Indicativ steht, nicht fehlen. Dergleichen Auslassungen kann der Vf., wie gesagt, nicht mit seiner beabsichtigten Kürze entschuldigen: denn er hat zuweilen Bemerkungen, die mit der Regel, wozu sie angeführt werden, nicht in näherer Verbindung stehen, als die ausgelassenen zu der ihrigen. Bey *quo* erinnert er z. B., dass der Conj. nicht darauf folge, wenn es *desto* heisse, und bey dem Dat. erwähnt er den nicht gerade häufigen Gebrauch desselben" für *ab* mit dem Ablat.," z. B. *Uxor Darii semel tantum Alexandro visa est*.

Das *Einzelne* betreffend, wünschte Rec. Manches anders dargestellt. Z. B. „der Genit. wird im Latein. *subjective* und *objective* gebraucht," ist für Anfänger zu hoch. Die Pronom. adjectiva *müssen* nicht als Substantiva angesehen werden, sondern *weil* sie so angesehen werden, haben sie den Genit. bey sich. Die Regel, nach welcher das Perf. eine ehemalige Handlung, „ohne Rücksicht darauf, ob sie damals schon vollendet, oder noch in der Vollendung begriffen war," bezeichnen, ist unrichtig: denn eine Handlung, die *damals schon vollendet war*, wird durch das Plusquamp. ausgedrückt, und eine, die *damals noch* in der Vollendung *begriffen war*, durch das Imperf. Hr. Z. hat sich bey sonst sehr richtiger Ansicht von den Tempor. dadurch irre leiten lassen, dass er das Perf. mit dem griechischen Aorist (*tempus indefinitum*) vergleicht, wesswegen er auch von dem Perfect. conj. sagt, dass es „diese Unbestimmtheit" nicht habe. Dass ein Unterschied Statt finde zwischen *Puer de tecto decidit, ut crus sibi fregerit*, und *Mulier tam vehementer lapidem de tecto dejecit, ut regis caput et galeam perfringeret*, ist richtig angegeben; die daraus gezogene Regel aber, dass „das unbestimmte erzählende Tempus der Vergangenheit im Conjunct. das Imperf. Conj. sey," ist falsch: denn wie will der Vf. beweisen, dass *fregerit* etwas Bestimmteres bezeichne, als *perfringeret*? Beym Conjunct. ist die Rede vom Accusat. c. Infinit., von dem die Schüler indess noch nichts gehört haben, und also nicht wissen können, dass er ein „abhängiger Satz" ist; vom Accusat. c. Infinit. muss *vor* dem Conj. gehandelt werden, und zwar beym Accusat.; wenn Hr. Z. diess gethan hätte: so würde er das Objectivische in dem Accusat. c. Infinitiv (worauf er ganz mit Recht aufmerksam macht) anschaulicher gemacht haben können, und hätte die Regel No. 4. S. 26 mit ihren Unterabtheilungen nicht gebraucht, weil in den daselbst angeführten Fällen nichts Objectivisches enthalten ist. In dem zu No. 4, S. 21 angeführten Beyspiele steht *possimus* nicht im Conj., weil ein Acc. c. Inf. in dem Satze ist. Denn auch wenn man sagt: *nihil injuste faciendum est*: so muss es doch heissen: *si omnes deos hominesque celare possimus*. Die Regel, womit die Lehre vom Acc. c. Inf. eröffnet wird: „Wenn der Infin. sein eigenes Subject bey sich hat: so steht diess im Accus.", ist für Lernende nicht wohl verständlich; wie kann daher, dass man z. B. nach dieser Regel sagt: *Victorem parcere hostibus aequum est*, „die Construction des Acc. c. Inf. *entstehen*"? Das Beyspiel enthält schon den Acc. c. Inf.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

MÄRZ 1815.

LATEINISCHE SPRACHLEHRE.

1) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Sohn: *Helfr. Bernh. Wenck's lateinische Grammatik für Schulen.* I B. Siebente Aufl., durchaus umgearbeitet von *G. Friedr. Grotefend* u. s. w.

2) Berlin, b. Hitzig: *Regeln der lateinischen Syntax.* Von *C. G. Zumpt* u. s. w.

3) Berlin, b. Schöne: *Compendium Grammaticae Latinae*, herausgegeben von *C. F. A. Brohm* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Von den beiden Anhängen ist der ein nützlicher, in welchem die Deponentia nebst den Verbis, die in ihrer Formation abweichen, zusammen gestellt sind, um den Schülern das Lernen, oder auch das Nachschlagen zu erleichtern; der aber, welcher in Versen die Regeln über das Genus der Substant. enthält, hätte unbeschadet der Brauchbarkeit des Buches wegbleiben können. Rec. ist im Ganzen nicht gerade gegen dergleichen Verse eingenommen; er setzt indess voraus, dass sie wirklich Verse sind, d. h. dass das Sylbenmass dem Gedächtnisse zu Hülfe komme. Was ist aber dem Schüler damit gedient, wenn ihm z. B. die Masculina der dritten Declination auf *is*, nicht hinter einander, sondern in mehreren Abtheilungen vorgelegt werden? Zuweilen machen die Verse die Regel bloss weitläuftiger; z. B. bey der ersten Declination heisst es statt: *as* und *es* mascul., *a* und *e* fem., hier:

Bey *a* und *e* in *prima* hat
Das Femininum allzeit Statt;
Die Übrigen in *as* und *es*,
Bedeuten etwas Männliches.

Dann folgen in vielen Versen die Ausnahmen auf *a*, über die sich sehr kurz die Regel geben lässt, dass die Wörter auf *a* nach der ersten Declination, die etwas Männliches bedeuten, generis mascul. sind. Blosse Spielerey ist z. B.

Dritte Hauptregel.
Die *a*, *e*, *c*,
die *l*, *n*, *t*,
die *ar*, *ur*, *us*
sind *neutrius*.

Unverständlich, ohne die prosaische Regel, sind folgende Verse:

Brauch' *männlich o*, *or*, *os* und *er*
Und *es*, dabey der Sylben mehr.

Die Herausgabe der Schulgrammatik No. 3 ist „nach dem Wunsche des Verlegers" unternommen, und „nach dem Muster der bekannten kleinen märkischen ausgearbeitet." Hr. *B.* sagt, dass die lateinische märkische Grammatik (so wie auch die griechische) sich vor vielen anderen durch Gründlichkeit und Methode auszeichne, und dass es daher nicht unzweckmässig sey, sie wieder in Erinnerung zu bringen; „diess konnte aber nicht bloss durch einen neuen Abdruck geschehen, wenn das Buch auch fernerhin seinen wohlerworbenen Ruhm behaupten sollte, vielmehr bedurfte es einer völligen Umarbeitung;" es werde ihn freuen, wenn das, was er gethan habe, so wie das ganze Unternehmen überhaupt, der Billigung und Empfehlung nicht unwerth erschiene. Das Buch sey nicht gerade für Zöglinge bestimmt, „welche schon reif sind, die lateinische Sprache und Grammatik nach ihrer ganzen Würde und Feinheit zu studiren;" dennoch würden auch solche darin „die Grundzüge und die Anleitung zu einem tieferen Studium der Grammatik nicht vermissen."

Rec. macht der märkischen Grammatik keinesweges den Ruhm streitig, zu *ihrer* Zeit, unter den besseren Schulbüchern einen wohlverdienten Platz eingenommen zu haben, kann sich aber eben so wenig davon überzeugen, dass sie sich, zumal *jetzt*, noch durch „Gründlichkeit und Methode" auszeichne. Die Wiedererscheinung derselben dürfte daher nicht gerade zu der Hoffnung berechtigen, dass etwas gethan sey, dem sich immer noch sehr fühlbar äussernden Mangel einer recht zweckmässigen Schulgrammatik abzuhelfen. Das „Unternehmen überhaupt" ist aus diesem Grunde jetzt, wo wir, wie der Herausgeber nicht leugnen wird, weit über die märkische Grammatik hinaus sind, nicht wohl „der Billigung und Empfehlung werth." Hr. *B.* sagt selbst, dass das Buch, bey einem „bloss neuen Abdrucke, seinen wohlerworbenen Ruhm nicht behaupten" würde; was ihm diesen erhalten soll, ist einzig die „Umarbeitung," die übrigens nicht „völlig" genannt zu werden verdient; es könnte ja auch sonst von einer „märkischen" Grammatik nicht mehr die Rede seyn.

Die „fast überall nöthigen Erweiterungen" sind nicht überall zu billigen, weil sie sich zuweilen da finden, wo man „Weglassungen" erwartet hätte. So enthält die gegenwärtige Auflage z. B. nicht allein die Paradigmen mit derselben unnöthigen Weitläuftigkeit, wie die Original-Ausgabe (neben *mensa* wird *penna* ganz durchdeclinirt dargestellt, selbst *divitiae* nach allen seinen Casibus, und *me oportet*, *libet mihi* durch alle Personen des Singul. und Plur., selbst durch verschiedene Tempora, aufgeführt), sondern sie ist hie und da noch weitläuftiger, z. B. in der Aufzählung

wisser Rücksicht, logisch unrichtig genannt, und auch von *Kolbe* (*über den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache*) bestritten wird. Wer mit *Adelung* annimmt, dass z. B. in: „der Wald ist grün" (*Umständliches Lehrgebäude d. deutsch. Spr.* I Th. S. 608), „grün" ein Adverb. sey, der muss auch zugestehen, dass wir keine Adjectiva der Form nach haben (S. *Kolbe* l. c.). Denn wenn die Hauptsache in der Form besteht: so ist z. B. „der reiche (Mann)," seiner Form und Flexion nach vom Substant., z. B. „der Löwe," in nichts verschieden, und also kein Adj. Wann wird man doch anfangen, in dergleichen Dingen den schon so alten Ausspruch *Priscian's* vor Augen zu haben: *Non similitudo declinationis omnimodo conjungit vel discernit partes orationis inter se, sed vis ipsius significationis.*" — Die Ableitung der Nachsylben: *icht*, von *achten*, und *ig*, von *eigen*, ist eben so unrichtig, als die daraus geflossene Bemerkung: „*icht* zeigt an, dass man ein Ding wohl für etwas achten, aber nicht wirklich dafür nehmen soll; — — *ig* zeigt an, was dem Dinge eigen ist;" *icht* ist vielmehr wohl nichts weiter, als verschiedene Aussprache von *ig* (so wie in manchen Gegenden gesagt wird: *nurt* st. nur, *mant* st. man, daher *Niemand*), und zwischen einer *steinichten*, und einer *steinigen* Birn nimmt der Vf. bloss desswegen einen Unterschied an, weil er ein Beyspiel nöthig hatte. Was die Ableitung der Sylbe *ig* betrifft: so möchte sie Rec. von dem im alten Deutschen häufig am Ende der Wörter sich findenden *i* (z. B. *unti*, und, *sini*, sein) herleiten, aus welchem sich, wenn noch eine Sylbe hinzugesetzt wurde, leicht ein g bilden konnte, z. B. *hilli* (heilig), in einem anderen Casus *hillien*, schnell ausgesprochen, *hilljen*, *hillgen*, woraus nachher, bey der Gewohnheit, zwischen zwey Consonanten ein (mit dem Schwa Ähnlichkeit habendes) *i*, z. B. *Helide*, st. Helden, zu setzen, *hilligen* entstand. (In dem Gelübde der Sachsen an ihren Wodan, gegen Karl den Grossen, steht zu Anfange: „*Hilli* kroti Woudana," und am Ende: „up tinen *illiken* Antisberka.") — S. 322 heisst es von der Vergangenheit des Imperf.: „sie drückt einen Zustand, oder eine Handlung in dem Augenblicke des Vergehens aus, in welchem etwas geschah, oder Statt fand, z. B. als ich schrieb, kam mein Freund zu mir (die Handlung des Schreibens war also noch nicht beendigt, als der Freund kam, der sie unterbrach)." Nach dieser (so ganz allgemein aufgestellten) Regel würde folgendes Beyspiel: „Als er darauf ungehindert weiter fortseegelte, entstand (noch dazu) ein günstiger Wind," das Gegentheil von dem ausdrücken, was es aussagt. — Eine Unrichtigkeit ganz geradezu ist es, wenn S. 326 „der gelobt werdende" als Partic. Fut. aufgeführt wird. — Was soll man zu folgender Stelle sagen: „So wenig die Conjunctionen an und für sich bedeuten, wo sie grösstentheils als Adverbia stehen: so wichtig werden sie als Bindewörter, in Ansehung ihres Sinnes, und ihres Einflusses auf den ganzen Zusammenhang der Rede, daher es auch nicht gleichgültig ist, ob man diese oder jene Conjunction gebraucht." — Wenn Hr. *H.* einen anderen Weg als manche seiner Vorgänger wählte, um sich *unvermeidliche* Wiederholungen zu ersparen (Vorbericht S. VI): so sind ihm *unnöthige* nicht wohl zu verzeihen; als Beyspiel führt Rec. nur die Wiederholung theils der, bey den Casibus üblichen Fragen, und theils der Pronomina dabey, durch alle Casus, an (S. 382). — Dass es sich der Vf. gewiss sehr angelegen seyn lässt, seinen Unterricht, bey dem diese Grammatik entstanden ist, so nützlich als möglich zu machen, beweist die lobenswerthe Genauigkeit in Angabe einzelner Spracherscheinungen, wovon sich häufige Beyspiele finden; nur geht er nicht selten zu weit darin. Denn wenn er z. B. lehrt, dass man im Inf. das *n* nicht weglassen, und z. B. nicht *lerne* st. *lernen* sagen müsse: so überschreitet er die Grenzen *der* Sprache, über welche sich die Grammatik erstreckt.

Ök.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Erlangen*, b. Vf.: *Kurzer Unterricht in der christlichen Sittenlehre in gereimten Fragen und Antworten, mit beygefügten Bibel-Sprüchen und Sprichwörtern für die Jugend in Volksschulen.* Herausgegeben von D. J. P. Pöhlmann. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. 1815. XVI u. 76 S. in 8. (4 Gr. — Wenn 5 Exemplare zusammen genommen werden: so wird das Exemplar schon gebunden um 2 Gr. 8 Pf. abgegeben. 50 Exempl. kosten 5 Thlr.)

Dieses von einem unserer verdienstvollesten Pädagogen verfasste Büchlein hat sich so schnell vergriffen, dass schon die zweyte Auflage vorliegt. Dass diejenigen Maximen, welche dem Menschen, wenn er die Schule längst verlassen hat, gleichsam als leitende Sterne auf dem Lebenswege dienen sollen, schon in früher Jugend dem Gedächtnisse eingeprägt werden müssen; dass ein bestimmtes Sylbenmass und der Reim dieses Auswendiglernen und Behalten nicht nur erleichtern, sondern auch den zu lernenden Wahrheiten einen gewissen Reiz geben; dass kernhafte biblische Sprüche und gehaltvolle Sprichwörter und Sentenzen neben den auswendig gelernten Reimen am leichtesten behalten werden, und einst am meisten den reinen Geist religiöser, christlicher Tugend zu erhalten im Stande sind, das wird wohl Jeder dem würdigen Vf. zugestehen. Rec. glaubt auch, dass dieser edle Zweck durch das vorliegende Büchlein erreicht werden könne, und dass es zur Erörterung der weiteren Erklärungen, Beweise u. s. w. beym Unterrichte sehr zweckmässig sey. Einige Sittenlehren sind auch darin mit kurzen Erzählungen begleitet, welches auf alle Lehren ausgedehnt das Werkchen zu theuer gemacht hätte. Es werden die Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst, gegen unsere Nebenmenschen, im Allgemeinen und in besonderen Verhältnissen, und gegen Thiere und Kunstgebilde zweckmässig ausgeführt; und obgleich diese Auflage um einen Bogen vermehrt ist: so ist doch der Preis nicht erhöht worden. Möge diese kleine Schrift noch immer weiter verbreitet, und auch in den Sonntagsschulen besonders eingeführt werden!

Kp.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

KIRCHENGESCHICHTE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Der heilige Bernhard und sein Zeitalter.* Dargestellt von *August Neander*, ordentl. Prof. der Theologie an der königl. preuss. Universität zu Berlin. 1813. 338 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Wir müssen bedauern, dass diess Werk vor der gänzlichen Vollendung dem Druck übergeben wurde, da der gelehrte und gründlich forschende Vf. dem wichtigen Gegenstande sonst allerdings gewachsen ist. So wie das Buch vor uns liegt, sind es nur schätzbare Bruchstücke und Originalstellen, *Bernhard* und die kirchlichen Angelegenheiten seiner Zeit betreffend. Es ist thöricht, mit einem Vf. über die Form zu rechten, die ihm die passendste schien, oder ihm vorzuschreiben, wie er einen Gegenstand behandeln soll; allein der Titel, den er seinem Buche giebt, berechtigt zu gewissen Foderungen, die man befriedigt zu sehen wünscht. Auch Hr. Prof. *Wilken* im 3ten Theil seiner Kreuzzüge beleuchtet das Leben des heiligen Bernhard aus den Quellen; das Buch des Hn. *N.* erscheint fast zu derselben Zeit: bey einer Vergleichung beider wird es um so mehr auffallen, dass Hr. *N.* da, wo wir am meisten Licht durch seine Forschungen erwartet hätten, keines angezündet hat. Er hat durchaus vergessen, dass Bernhard überall als Hauptperson erscheinen sollte: denn in der letzten Hälfte des Buches verschwindet er fast ganz, und statt einer Schilderung Bernhards wird eine, freylich interessante, aber doch auch unvollständige Geschichte der Petrobrusianer und Henricianer gegeben, über die nach so manchen Vorarbeiten jetzt viel mehr zu sagen wäre. Die grossen Unbestimmtheiten des Ausdrucks abgerechnet, ist übrigens das, was der Vf. giebt, gut und gründlich, nur sollte es mehr verarbeitet, gesichtet, und die Vorgänger strenger benutzt worden seyn. Freylich reicht es zur Bearbeitung eines Gegenstandes hin, die Quellen zu kennen und zu benutzen; aber es ist nicht möglich, dass dem Geiste zu jeder Zeit jede Stelle ohne Hülfsmittel gegenwärtig sey, und diess ist doch durchaus nothwendig, theils um vollständig zu seyn, noch mehr aber, um dem Neuen eine solche Stelle zu geben, dass es hervorspringe, und auch auf das Alte ein Licht werfe. Mit dem Schöpfen aus abgeleiteten Bächen ist aller Seichtigkeit Thür und Thor geöffnet: aber auch mit dem blossen Zusammenstellen und Übersetzen von Stellen ist zu wenig geschehen, besonders wenn man sich nicht darauf verlassen kann, dass durchaus nur treffende Stellen gewählt sind. Überdiess musste der Vf., sobald er die Sache nicht vollständig bearbeiten wollte, sich Ein Publicum wählen, entweder die Gelehrten, dann konnte alles kürzer seyn, und das Meiste ganz wegfallen, oder die Ungelehrten, dann konnten die Noten wegbleiben, und die übersetzten Stellen in Einen Vortrag verarbeitet werden. So wie es jetzt vor uns liegt, sind die Stellen nur einseitig gewählt, und die Schattenseite des Helden ist durchaus nicht angedeutet. Da, wo er als Hauptperson im Handeln erschien, und das Übermass seines Eifers als Warnung für die Frommen dastehen sollte, ist er auf einmal wie durch magische Kunst aus unseren Augen verschwunden, und andere Figuren, die ebenfalls nicht bestimmt genug gezeichnet sind, erscheinen dagegen. Hat die Geschichte irgend einen Nutzen: so ist es der, dass sie auch den Guten zeigt, *wie* sie das Gute thun müssen, damit es nicht Böses werde. Ist Indifferenz tadelnswerth: so ist auch übertriebener Eifer nicht lobenswürdig; und wie wenig lernt man vom heiligen Bernhard, wenn man nicht sieht, *wohin* ihn eigentlich sein Eifer führte, wenn man nicht erkennt, wie der contemplativ scheinende Sinn gerade durch seinen Eifer in eine Menge von weltlichen Händeln hineingerissen wurde, die ihn nie zu der Ruhe kommen liessen, welche er zu suchen schien! Der Vf. hätte um so mehr Gelegenheit gehabt, diess zu zeigen, da der ruhige, wenn gleich weniger hervorleuchtende Petrus Venerabilis von Clugny ihm als Punct der Vergleichung nahe lag, um Bernhards Verirrung zu zeigen, ohne sie anzuklagen. So hat er S. 299 No. 3 zu S. 222 ganz richtig die Mässigung und vernünftige Toleranz des heiligen Bernhard gegen die Juden dem blinden Eifer Peters gegenüber gestellt; nur hätte er hinzufügen sollen, dass der weltkluge, vielgereisete Bernhard die Wichtigkeit der Juden in einer Zeit, wo der gewerbtreibende christliche Bürgerstand noch sehr gering war, recht gut erkannte. An derselben Stelle S. 300 ist auch über die heilige Hildegardis manches Anziehende, was im Texte mehr Wirkung gethan haben würde. Doch wir wollen dem Vf. lieber nach seiner Ordnung folgen.

Das Buch zerfällt in drey durch kein Band verknüpfte, durch dazwischen gestellte Noten getrennte Abschnitte. I. *Bernhards Leben bis zum päpstlichen Schisma im Jahre* 1130. II. *Von dem Schisma nach dem Tode des Papstes Honorius II bis auf Eugenius III.* 1130 — 1145. a) Bernhards Wirksamkeit für den Kirchenfrieden, b) sein Kampf mit Peter Abä-

lard und Arnold von Brescia. III. *Letzte Epoche von Bernhards Leben unter der Regierung Papst Eugen III. v.* 1143 — 1153. Dann folgt noch eine Beylage zur Geschichte der occidentalischen Secten in diesem Zeitalter, über die Paulicianer. Über den ersten Abschnitt müssen wir schweigen, da uns der Vf. hinter *Wilken*, dessen 3tes Buch der Kreuzzüge uns ein Zufall in die Hände brachte, als es noch nicht öffentlich ausgegeben war, weit zurückzubleiben scheint: nur dass beide Schriftsteller hie und da in den vertheidigenden oder lobpreisenden Ton übergehen, welches beides nicht historisch, bey *Wilken* aber als eigentlich politischem Schriftsteller doch mehr zu tadeln ist, als bey dem Vf., der als Theolog spricht. Deutlich erkennt man, wie verschieden die Wirkung ist, wenn man die Urkunden wie *Wilken* verarbeitet, nur bisweilen selbst reden läst, und in den Noten anführt, oder wenn man sie, wie Hr. *N.*, nur durch eigene Rede an einander knüpft. Auch in der II Abtheilung, wo natürlich *Wilken* kürzer ist, sind die Noten besser als der Text. Dass der Cardinalbischof Lambert von Ostia, als Honorius II, nicht auf kanonische Weise gewählt worden sey (S. 68), ist unrichtig. Wir verweisen den Vf. nur auf *Baronius* und *Wilhelm von Tyrus*. Auch im Leben dieses Papstes bey *Murator. rerum Italic. script. Tom. III, p.* 422 heisst es ja: *post septem dies in conspectu fratrum sponte mitram et mantum refutavit atque deposuit*, und die *fratres, videntes ipsius humilitatem*, hätten ihn neu gewählt; diese *fratres* aber werden ausdrücklich bezeichnet, *tam episcopi quam presbyteri et diaconi cardinales:* was will der Vf. mehr? Bey der Geschichte des Zwistes zwischen Anaclet und Innocenz, wo der Vf., um uns schneller zu Bernhard zurückzuführen, hätte kürzer seyn können, hat er gerade den Hauptpunct, den Zusammenhang Rogers mit den Händeln in Rom, übergangen, oder doch viel zu spät berührt, da nach dem Verhältniss Rogers zu Honorius II eine der ersten Angelegenheiten der beiden Päpste war, sich mit ihm zu verständigen, welches dann auch aus der Zusammenkunft in Avellino und ihren Folgen mehr als deutlich ist. Ferner erscheint hier Bernhard schon von so grossem Einfluss bey Kaiser und König, dass man nicht begreift, wie er eigentlich dazu komme. Eine Erklärung darüber war um so nöthiger, je weniger wir von unseren Zeitgenossen voraussetzen können, dass sie das Leben und Treiben der damaligen Zeit kennen. Auch wäre es dem Vf. sehr leicht gewesen, diess ins Licht zu setzen, wenn er nur die Geschichte des Abts Pontius, dessen er hernach gedenkt, eingeschoben, wenn er erwähnt hätte, wie nach dem damaligen Kirchenrecht Bernhard so viele Stellen zu vergeben hatte; ferner dass damals die Zeit der Orden war, und dass der heil. Norbert, der Stifter des Prämonstratenser-Ordens, in den Ländern deutscher Zunge fast denselben Einfluss hatte, den Bernhard in den Ländern romanischer Sprache ausübte, obgleich er weder Bernhards Beredsamkeit noch sein unruhiges Gemüth besass. Noch deutlicher wäre diess geworden, wenn der Vf. die angesehenen Herren, welche in den Orden des heil. Bernhard traten, oder Prämonstratenser wurden, und dabey (späterhin erwähnt er es einmal) die Geistlichen, welche sowohl in Frankreich und England als in Deutschland die Geschäfte leiteten, genannt, und darauf aufmerksam gemacht hätte, dass sie bey Berathschlagungen allein gehört wurden, und gehört werden mussten; wenn er bemerkt hätte, dass die Regel, die bekanntlich noch zu Honorius Zeit der h. Bernhard den Tempelherren für ihren Orden gab, die auch hernach von den deutschen Rittern zum Grunde ihrer Ordensregel gelegt wurde, ihm eine Wichtigkeit gegeben hatte, die selbst seine Streitigkeiten mit dem König Ludwig, als diesen sein eigener Erzbischof in den Bann gethan hatte, und der Papst ihn wider Bernhards Willen absolvirte, ihm nicht geben konnten. Diese Umstände hätte der Vf. leicht zusammenstellen können, wenn er auch nicht an den Einfluss, den *Rousseau* und *Voltaire* in unseren Tagen von Sibirien bis nach Nordamerika hatten, noch an die Gesetze, welche die Corsikaner von dem genfer Sophisten verlangten, hätte erinnern wollen. Die Menschen bleiben immer dieselben, wenn auch die äusseren Umstände wechseln; und so wie der Barbar seinen Bären- oder Schaaf-Pelz ablegt, und ihn nicht bloss äussere Beweggründe antreiben, wird das, was ihn treibt, so zusammengesetzt, dass man sich wohl hüten muss, zu glauben, die Wahrheit allein sey in irgend einer Zeit für das Ganze der Menschheit wichtig, oder auf sie wirkend: wer *nur* diese will, wird sicher nicht gehört, und kann sich glücklich schätzen, wenn er nicht gesteinigt wird, wie Stephanus, oder verkannt, wie Arnold von Brescia. Dass ferner in den Zeiten, wo die Macht der Könige durch die Macht der Grossen noch sehr beschränkt war, an bedeutende Geistlichen Äbte und Bischöfe sich gern anschlossen, und eine politische Partey bildeten, hätte aus dem 49 Briefe des heil. Bernhard, verbunden mit dem 51sten und 89sten, recht gut gezeigt werden können. S. 79 ist es falsch, wenn bey Gelegenheit des Zugs von Lothar II nach Rom, und der Einsetzung des Papstes gesagt wird: „denn Anaclet hatte eine mächtige Stütze an dem normännischen König Roger von Sicilien, und an der Partey Conrads." Solche Bemerkungen müssen ganz zuverlässig seyn, oder sie verwirren Alles. Diess aber ist aus einem doppelten Grunde falsch: erstlich hatte Lothar nur 2000 Mann bey sich, und wenn nicht die Genueser acht Galeeren gegeben, die Pisaner noch einige dazu gefügt, und man Civitavecchia eingenommen hätte: so wäre er gar nicht nach Rom gekommen. Da ein grosser Theil des römischen Adels auf der Seite Anaclets war: was konnte Lothar mit 2000 Mann ausrichten? Was bedarf es eines anderen Grundes? Gerade der angegebene Grund aber passt nicht auf die Zeit, von der hier die Rede ist: denn im Jahr 1132 schickte der Papst zwey Legaten nach Benevent, dass die Einwohner dieser Stadt, die ihm gehuldigt, zugleich auch dem König Roger von Sicilien huldigen sollten; die hierüber erbitterten Beneventaner jagten die Legaten fort, wandten sich an

den Schwager Rogers, den Grafen Rainulf von Alifa, und an Robert von Capua, und diese gewannen das Treffen am Sarno, was die Baronen, die Roger drückte, zum Aufstande brachte. Gerade als Lothar in Rom war, hatte Roger genug zu thun, die Empörung zu stillen und zu bestrafen, und Rainulf und Robert gingen ja sogar zu Lothar nach Rom, ihn um Hülfe zu bitten: wie konnte Roger eine Partey oder eine Macht in Rom haben? Aus der Erzählung des Vfs. S. 90 ff. wird man durchaus nicht klug, ob er meint, dass der heil. Bernhard bey seiner dritten Reise nach Italien mit dem Kaiser gegangen sey, oder allein. Wie dem auch sey: so wird eine Darlegung der Verhältnisse sogleich zeigen, dass zur Kenntniss der Zeit eine bestimmte Nachricht darüber durchaus nöthig war. Der Vf. sagt S. 91: „Darauf versuchte er seine Unterhandlungen bey Anaclets mächtigstem Anhänger, dem Könige Roger, gegen welchen der Kaiser seine Truppen führte." Die Sache verhält sich so: Nach dem Abzuge Lothars im Jahre 1137 ward Herzog Sergius von Neapel und andere kleine Herren von Roger heftig bedrängt; nur der wackere Rainulf von Alifa verlor den Muth nicht, obgleich seine Güter von Roger verheert wurden; er zog Alles, was er aus Bari, Troja, Melfi zusammenbringen konnte, zusammen, die wenigen Deutschen, welche zurückgeblieben waren, schlossen sich an ihn an, und er war gerade im Begriff, bey Regnano ein Treffen zu liefern, als der heil. Bernhard anlangte, und sich zum Könige begab. Dieser verlangte eine Commission von sechs Cardinälen, drey von Anaclets Partey, drey von der des Innocentius. Ehe aber diese sich versammeln konnten, griff am Tage, wo der heil. Bernhard abreisete (den 30 October), sein Sohn die Feinde an. Es ist also unrichtig, wenn der Vf. S. 91 sagt: „Geneigter zeigte sich der König zu einem Vergleiche, nachdem er in einer Schlacht durch die kaiserlichen Truppen war besiegt worden." Diese achttägige Conferenz in Salerno war nur der Erfolg der vorigen Unterhandlungen, und der Vf. hätte wohl den Ausgang angeben dürfen, da Roger darauf bestand, dass ihm die Gründe schriftlich übergeben würden, und so sehr auch der Cardinal Gerhard, der nebst dem Kanzler Almerich Bernhard begleitete, sich dagegensetzte, doch ein Cardinal von der Partey eines jeden Papstes mit ihm nach Sicilien gehen musste. So hätten wir auch S. 98 nicht die Ausrufung über den Nutzen der Männer, welche sich des prophetischen Amts annehmen, sondern den Grund erwartet, warum, so lange Innocenz lebte, König Ludwig nicht mit der Kirche ausgesöhnt ward, wozu ihm schon der 178 Brief des heil. Bernhard Licht gegeben hätte. — In dem Streite Bernhards gegen Abälard und Arnold von Brescia scheint uns die Einleitung S. 112—115 verworren und mit den Worten spielend. Den Mysticismus des h. Bernhard wird wohl der, welcher Kaiser Julians Geschichte behandelt hat, der weiss, welchen Einfluss die Schriften des sogenannten Areopagiten in der mittleren Zeit hatten, der weiss, wieviel seit Origenes in die Kirchenceremonieen absichtlich Symbolisches gelegt war, aus anderen Quellen ableiten, als aus den hier angegebenen, besonders da man in den Chroniken der Zeit Spuren genug antrifft, wie sehr die Menschen durch die damalige Lebensweise, die entweder roher Sinnengenuss war, oder auch Abgeschiedenheit von aller Welt, und innere Selbstbetrachtung, zu diesem Mysticismus geführt wurden. Aus ihm allein können die in Niederdeutschland späterhin so häufigen Ketzereyen erklärt werden. Die Darstellung von Abälards System hat uns sehr gefallen, obgleich der Vf. nach seinem Plan, die speculative Theologie der rhetorischen (denn so, und nicht *praktische*, muss man wohl des heil. Bernhards Theologie nennen) gegenüber zu stellen, etwas weiter hätte zurückgehen sollen. Nur das bemerken wir, dass, da er einmal den verfehlten Ausdruck vom Streit zweyer Professoren gewählt hatte, er auch hätte sagen sollen, *wie* denn dieser das ganze Reich in Bewegung brachte, und selbst Italien und Deutschland interessirte. Diess hätte gerade den Charakter jener Zeit im Contrast mit dem unserigen gezeigt. Von den äusseren Schicksalen Abälards, die theils sehr bekannt sind, theils hieher gar nicht gehören, ist der Vf. zu ausführlich, und spricht oft sonderbar, z. B. S. 88, wo Bernhard sich in eine Laube von Erbsenblättern zurückzieht, und S. 138 Abälard sich eine Hütte von Rohr und Halmen baut. Man sieht, der Fehler liegt nur darin, dass der Vf. das rhetorische oder poetische Latein nicht in gemeine Prosa, sondern wörtlich übersetzte. Hier hat er denn auch, wie oft geschehen ist, den speculativen Abälard ganz genau mit dem rein praktischen Arnold von Brescia als Lehrer und Schüler verbunden, ohne auch nur anzudeuten, dass diess eine der Schattenseiten des auf seinen Ruhm und sein Ansehen eifersüchtigen Bernhard war, dass wahrscheinlich dadurch die Geistlichkeit, die Arnold offenbar angriff, gegen Abälard gereizt werden sollte: was Abälard und Arnold gemein haben, sehen wir wenig. Hier hätte der Vf. am besten zeigen können, wie alle drey trefflich, alle drey in einem Punct irre waren: Bernhard, der das bestehende Pfaffenwesen, wie es war, erhalten wollte, Arnold, der nur die evangelische Reinheit suchte, und selbst danach strebte, ohne an die Zeit, in der er lebte, zu denken, und Abälard, der den Verstand in Dingen zum Richter machen wollte, in denen er nicht richten kann, ohne immer mehr verlegen zu werden. Unverantwortlich aber ist es, in Zeiten, wo man die Mühe des Lesens und Forschens scheut, und Jeder gern die Seite ergreift, die mit seinen vorgefassten Meinungen, oder mit dem Modeton am meisten übereinstimmt, dass der Vf. nicht die Stelle Bernhards anführt, aus der seine Eifersucht über Abälards Ruhm, seine Ketzermacherey, da er ihn mit dem anerkannt ketzerischen Arnold von Brescia verbindet, und das blos Declamatorische seiner Anklage gegen ihn, am besten erhellt. Es ist der 89 Brief des heil. Bernhard, in welchem es heisst: „Wir sind einem Löwen (dem Arnold) entgangen; aber ein Drache bedroht uns, und dieser schadet uns gewiss nicht weniger aus seinem Schlupfwinkel, als jener, wie er auf der Höhe brüllte." Nach vielen Declamationen über die Verbreitung der Schriften Abälards, über sein

steigendes Ansehen, fährt er fort: „Man schmiedet Völkern und Nationen ein neues Evangelium, einen neuen Glauben trägt man ihnen vor, ein Grund wird gelegt, verschieden von dem, der gelegt ist. Über Tugend und Laster wird nicht moralisch, über die Sacramente der Kirche nicht gläubig, über das Geheimniss der heil. Dreyeinigkeit nicht einfach und bescheiden gehandelt; Alles wird uns verkehrt, Alles anders als Gebrauch ist, und als man uns gelehrt hat, behandelt. Es schreitet ein Goliath mit riesenhaftem Körper, mit seiner furchtbaren Rüstung angethan, einher, und siehe vor ihm geht sein Waffenträger Arnold von Brescia! — — — Denn es summte die Biene in Frankreich der Biene in Italien, und sie kamen zusammen gegen den Herrn und gegen seinen Gesalbten." Heisst das nicht in die Trompete blasen und richten, ehe man noch untersucht hat? Man vergleiche auch den 187 Brief und das Circularschreiben im 188 Briefe, so wie die übrigen. Was Arnold von Brescia selbst angeht: so bedauern wir, dass er keine Notiz von dem genommen, was *Joh. v. Müller* kurz und schön über ihn gesagt hat, und nicht den Spuren gefolgt ist, die jener in seinen Noten angegeben, und die schon *Füsslin* (der hier fast allein im Stande war, etwas Eigenthümliches zu leisten) in der Kirchengeschichte der mittleren Zeiten nachgewiesen hat. Denn hier ist nicht von Ideen der Männer, die der Vf. nicht zu kennen brauchte, sondern von Spuren, die sich in dem Lande finden, wo Arnold lange lebte, und von Forschungen die Rede. Wir sind davon so fest überzeugt, dass wir glauben, wenn dem Vf. die Stelle bey *Müller*, Geschichte der Schweiz, I Buch, Cap. 14, S. 383 — 387, gegenwärtig gewesen wäre, so würde er die ganze Erzählung von Arnold anders gefasst haben. Wer hätte aber von dem Lebensbeschreiber des heil. Bernhard gerade hier nicht die Bemerkung erwartet, wie der blosse Eifer für die Orthodoxie des Glaubens den frommen Mann blind machte. Wer hiess ihn den unglücklichen Arnold zur Verzweifelung treiben, und ihm den Aufenthalt bey dem Bischofe von Costnitz verleiden, wo er Ruhe gefunden, und sich vielleicht ruhig verhalten hätte? Der Bischof und selbst der päpstliche Legat fanden keine Schuld an Arnold, sie freuten sich seines frommen Lebens, sie gewährten ihm Zuflucht. Was thut Bernhard? Er schreibt an den Bischof (*epist.* 195, *ed. Colon.* 1641. *Fol. Tom.* 1, *p.* 83 *b.*): „Wollt ihr es recht wissen, es ist ein Mensch, der nicht isst noch trinkt: denn ihn, wie den Teufel, hungert und durstet nur nach dem Blute der Seelen. Er ist einer von denen, welche der wachsame Apostel auszeichnet, die den Schein der Frömmigkeit haben, denen man aber die wahre Tugend ganz absprechen muss." In demselben Briefe sagt er, was wir nicht einmal für erwiesen halten, dass Arnold, wie er aus Italien vertrieben worden, sich an Abälard gehängt habe; er giebt zu verstehen, dass der Bischof ihn fortjagen solle, dass es aber doch noch besser sey, ihn festzunehmen, obgleich man nichts auf ihn bringen könne, und schliesst den Brief auf eine wahrlich nicht erbauliche Weise, mit den Worten: „Auch der Papst, während er noch bey uns war, weil er so viel Böses von dem Manne *hörte*, wollte, dass man ihn lieber einsteckte; aber da war Keiner, *qui faceret bonum*; und doch da die heil. Schrift gebietet, dass man die kleinen Füchslein, welche die Trauben fressen (aus dem Hohenlied), fange, wie viel mehr muss man den grossen und reissenden Wolf fesseln, der in Christi Schaafstall bricht, und die Schaafe tödtet und vernichtet." Liegt nicht hier der Keim und die Rechtfertigung der Maassregeln, welche die Pfaffen ergreifen, um durch ihr Unwesen den wahren Gottesdienst niederzudrücken? nicht der Anfang zu dem System, das die Reformation als gewaltsame Explosion und als eine politische Bewegung unvermeidlich machte, und Christen von Christen auf immer trennte? War nicht der heil. Bernhard ein Kirchenvater, seine Worte Orakel? Wie gebietend und heftig spricht er im 196 Briefe an den Cardinal Guido, der als Pisaner aus mancherley Ursachen den Arnold vor sich liess, ihn anhörte, mit ihm umging, über diess Betragen! Und was war der Erfolg? Der überall verfolgte, nie gehörte, bis in die stillste Ruhestätte verfolgte Arnold brach ganz mit der Kirche, ging über jede Grenze, streute Saamen der Ketzerey in der Schweiz, und erschien als Reformator in Italien, wo er verbrannt wurde, aus seiner Asche aber viele Unruhestifter aufstanden. Diess heftige unruhige Wesen des h. Bernhard entzweyte ihn ja sogar mit Innocenz, für den er so viel gethan hatte, und wir wundern uns um so mehr, dass der Vf. davon nichts sagt, da er der sonderbaren Verlegenheit hätte erwähnen sollen, in welche damals der Cardinal Baronius gerieth, da er zwischen dem Papst und einem Heiligen ins Gedränge kam. Er weiss sich nicht anders zu helfen, als dass er Papst und Fürsten zusammenwirft, und die weise Lehre daraus zieht: *sic discant homines non sperare in principibus neque in filiis hominum, in quibus non est salus.* Dass der h. Bernhard diese Wahrheit, man müsse nicht auf Menschen bauen, vergessen hatte, beweiset sein eigener Brief (*ep.* 218. *Opp. T. I. p.* 89 *a*). Er fühlt, dass er zu oft geschrieben, sich zuviel gewusst habe wegen seines Einflusses am päpstlichen Hofe, und hier ist die Demuth, mit der er es eingesteht, so charakteristisch, so ehrenvoll, und fast eben so deutlich die reine erhabene Seele, als zu gleicher Zeit seine Besorgniss wegen des Bannfluchs, der noch immer das französische Reich drückte, und König und Papst entzweyte. Wir verwundern uns ausserordentlich, wie diess dem Lebensbeschreiber des h. Bernhard entgehen konnte. Wir setzen nur den Anfang eines Briefes an den Papst hieher: „Was das betrifft, dass ich erfahren habe, ich hätte durch meine vielen Schreibereyen (*scriptitationibus*) Unzufriedenheit veranlasst: so darf ich das nicht fürchten, denn dem will ich schon abhelfen. Ich weiss es, ich weiss es, ich habe mir mehr herausgenommen, als ich sollte, ich habe vergessen, wer ich war, und wem ich schrieb, aber Eure Güte, Ihr werdet es selbst nicht leugnen, hatte mich so dreist gemacht." Diess ist auch in der That der letzte Brief an Innocentius.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

KIRCHENGESCHICHTE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Der heilige Bernhard und sein Zeitalter.* Dargestellt von *August Neander*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wenn der Vf. S. 171 den Glaber Radulphus als Zeugen über Wilgard gebraucht, und das Studium der Alten in irgend eine auch noch so entfernte Verbindung mit den italiänischen Ketzereyen bringt: so scheint uns das ein groser Irrthum. Glaber nach dem Pragmatismus seiner Zeit, in welchen mehr oder weniger alle pragmatischen Schriftsteller verfallen, musste, wie das selbst die elendesten Chroniken thun, bey jedem Vorfall eine Ursula haben, treffend oder nicht, das war ihm gleich. Was weiss *der* von Wilgard? Die Geschichte der Ketzer dieser Zeit, besonders in Italien, ihr Zusammenhang mit den Ketzern in Niederdeutschland, der Mysticismus dieser Leute, ihr Gebrauch der Vulgarsprache, in Italien, Languedoc, der Schweiz sowohl, als in Niederdeutschland, ist noch immer nicht aufgeklärt, und muss durchaus aus handschriftl. Denkmalen, die leicht untergehen können, oder schon untergegangen sind, aufgeklärt werden. Diess aber ist für die Geschichte der Menschheit von der grösten Wichtigkeit, wenn anders das innere Leben bedeutender als das äussere ist, und an sich nur selten verfolgt werden kann. In dem oben angeführten Buche von *Füsslin* ist wenig geschehen; wenn wir aber nicht irren, da uns das Buch den Augenblick nicht zur Hand ist: so sagt *Mosheim* in seinem Versuch einer unparteyischen und gründlichen Ketzergeschichte, Helmstädt 1746. 4, dass er eine bedeutende Sammlung von handschriftlichen Nachrichten zu der Ketzergeschichte zusammengebracht habe. Diess betrifft freylich nur die Ketzer, besonders auch Beguinen am Ende des 13 Jahrhunderts; ist aber ein Punct recht im Klaren: so leitet dieses ganz natürlich weiter, da es auf den Ursprung der Beguinen und Begharden führt. Die 1065, 1129 u. 1151 zu Vilvorden ausgestellten Urkunden sind wohl nicht zu bezweifeln; und gerade die Beguinage zu Vilvorden in Brabant, wenn sie auch die Einzige wäre, was wir nicht bestreiten wollen, mit den Tanchelin um 1124, also nicht sogar lange vor Arnold von Brescia, in Verbindung gebracht, würde eine Kette geben, die nicht schöner seyn könnte. Die Papiere sind vielleicht noch auf der göttinger Bibliothek; auch über die Sprache und Cultur liesse sich Vieles daraus ziehen.

Der dritte Abschnitt, von dem Antheil des heil. Bernhard an dem Kreuzzuge, trägt überall Spuren der Eile an sich, und giebt zuviel, was in allen Geschichtbüchern enthalten ist. Man vgl. z. B. S. 207 mit dem, was *Wilken* Geschichte der Kreuzzüge I, Einleitung, S. 7 sagt. S. 209—10 finden sich allgemeine Bemerkungen, die Jeder leicht selbst macht, ohne Kraft; statt deren hätten wir erwartet, was in Bernhards Reden so eindringend, so ergreifend war. Diess herauszuheben, wäre leichter gewesen, da wir ja seine Reden noch haben, über Peter den Eremiten und seine Beredsamkeit aber völlige Dunkelheit herrscht, und Urbans Rede in Clermont so nicht gehalten seyn kann, wie wir sie lesen, noch viel weniger wie sie neulich *Michaud* in seiner *histoire des croisades* p. 96—100 übersetzt oder bearbeitet hat. Warum hat uns Hr. N. nicht wenigstens im letzten Theile den heil. Bernhard als Redner gezeichnet? Warum schweigt er von jenen Reden über das Hohelied Salomonis, mit denen er kurz vor seinem Ende die Mönche seines Klosters begeisterte, und in deren Anfang er selbst sagt *T. II, p.* 1: „*Ante carnem disciplinae studiis edomitam et mancipatam spiritui, ante speratam et abjectam seculi pompam et sarcinam, indigne ab impuris lectio sancta praesumitur.* Gewiss würde der Vf., wenn er ihn als Redner recht gefasst hätte, sich die Mühe nicht gegeben haben, S. 250 f. ein System des heil. Bernhard aufzustellen: denn daran dachte der tieffühlende, und jeden Augenblick das, was zur Bewegung des Gemüths am meisten diente, ergreifende, kräftige Mann nicht, und es wäre recht gut, wenn man oft wie er gedacht hätte. Hätte uns der Vf. nur die eine Predigt *de septem gradibus confessionis* übersetzt: wir würden ihm dafür mehr Dank gewusst haben, als für vieles Andere. Man kann sie nicht lesen, ohne zu fühlen, dass der Mann von solcher Bildung, mit solchem Verstande, solchem Gefühle, die Verständigen, und durch sie die Unverständigen leiten musste, wohin er wollte; man würde einsehen, wie er den Kreuzzug angeben, und eine so grosse Anzahl von Klöstern stiften konnte. Es ist die 40 Predigt Tom. II, p. 228 b. Die letzte Abtheilung, die Geschichte der Petrobrusianer und Henricianer, wo der heil. Bernhard nur als Nebenperson vorkommt, hätte unter der Hand eines so gelehrten Vfs. sehr belehrend und anziehend werden können; jetzt ist sie unvollständig, und enthält sehr wenig Neues. Auch hat der Vf. sich zu sehr vom Lebensbeschrei-

ber des heil. Bernhard leiten lassen. Der 240 und 241 Brief des Abts zeigen aber deutlich, wie die Lehre der Leute, so wenig man sie unter die verständigeren Reformatoren rechnen kann, doch in den südlichen Gegenden von Frankreich, wo der Hass gegen die Klerisey besonders gross war, einen unglaublichen Anhang fand. Dass sich Bernhard, was seinem Alter zu verzeihen war, in der ganzen Sache sehr unvorsichtig benahm, hätte nicht unbemerkt bleiben sollen. Es musste auf die Leute einen besonderen Eindruck machen, dass grade die Männer, deren Religiosität sie falsch und unchristlich nannten, Petrus Venerabilis und Bernhard, der Eine durch seine heftigen Briefe, der Andere durch seine Predigten, so gegen sie eiferten. Unter den Anekdoten, die vom heil. Bernhard auf seiner Reise nach Toulouse erzählt werden, ist die aus einer Chronik des 12 Jahrhunderts auch in der *Histoire de Languedoc Tom. II, p.* 445 angeführte, gerade die merkwürdigste, dem Vf. entgangen; sonst würde er (S. 264 f.) die Sache *von dem Toulouse benachbarten Schloss* ganz anders berichtet haben. Dieses Schloss ist Verfeil (*viridefolium*), ein kleines, vier Stunden von Toulouse nach Westen gelegenes Städtchen, das aber nach der Sitte der Zeit aus bekanten Gründen Schloss (*castrum*) genannt wird. Dort waren hundert ritterliche Häuser, welche alle die Ketzerey beförderten; der heil. Bernhard begab sich dahin, und predigte in der Kirche. So wie er anfing, verliessen zuerst die Vornehmsten, dann alle Zuhörer die Kirche. Der Abt ging auf den Marktplatz und predigte: auch hier blieb bald nur das gemeine Volk. Als er fortfuhr zu predigen, kamen die Angesehenen wieder, und machten so viel Lärm, dass man nichts verstehen konnte, und Bernhard sich entfernen musste. Er schüttelte dann, als man von ihm und seinen Mönchen und Geistlichen durchaus nichts wissen wollte, den Staub von seinen Füssen, und — was nicht so apostolisch war — ergab dem Orte seinen Fluch. Ob nun wahr sey, was der Chronikschreiber hinzusetzt, lassen wir dahingestellt. „Der Fluch hatte seine Wirkung: denn alle diese Ritter, die vorher sehr reich waren, starben durch verschiedene Zufälle in grosser Armuth, und in Toulouse habe ich einen von ihnen gesehen, der hundert Jahr alt war, und vorher der vornehmste Junker in Verfeil, damals aber ganz elend arm." Da Hr. *N.* über Heinrich, den Freund des Peter von Brus, so weitläuftig war: so hätte er auch diesen nicht so kurz abfertigen sollen. Dass (S. 267) Heinrich auf das Concil zu Rheims geführt worden sey, ist, wie wir glauben, durchaus nicht erwiesen. Die gelinde Behandlung eines so gefährlichen Mannes wird Jedem auffallen; aber es sind auch historische Zweifel dagegen. Ein gründlicher Forscher, wie der Vf., sollte so etwas nicht erzählen. Bekanntlich wurde der Ketzer Eudo oder Eon auf diesem Concil verurtheilt. Ein späterer Schriftsteller, *Alberic. chron. ad ann.* 1149, erzählt, dass auch Heinrich dahin gebracht worden sey; aber er hat Eins mit dem Anderen verwechselt: denn diess wäre ein viel zu wichtiges Ereigniss gewesen, als dass man es hätte übergehen sollen. Wollte der Vf. unsicheren Nachrichten trauen: so hätte er lieber der Nachricht des Mönchs Heinrich, des Lebensbeschreibers des heil. Bernhard, aus dem er ja die Geschichte der Reise entlehnte, folgen sollen. Dieser erzählt, und er als Mönch von Clairvaux konnte diess wissen, dass der Bischof den Heinrich gefangen, dass dieser ihn auf seine Bitte zum heil. Bernhard geschickt habe, weil er in Clairvaux habe Busse thun wollen, dass er aber, wie ihn Bernhard mit Empfehlungen versehen dahingeschickt, doch sein Wort nicht gehalten habe, sondern im Irrthum beharrt sey. Das Letzte ist auch uns wahrscheinlich; seine Anhänger scheinen ihn geschützt, und er den Saamen zu späteren Unruhen sorgfältig ausgestreut zu haben, obgleich ganz in der Stille. Über den nachtheiligen Einfluss, den die zu sicheren Voraussagungen eines glücklichen Erfolgs des Kreuzzuges auf den Ruf des heil. Bernhard hatten, hätte der Vf. mehr beybringen sollen. Wenn er aber das nicht wollte: so hätte er doch uns hier aus der Geschichte zeigen sollen, wie schwer der Mensch zur inneren Ruhe auf Erden komme. Diess konnte am heil. Bernhard klar und schön gezeigt werden; ein Gelehrter, ein Frommer, ein Heiliger bey Lebzeiten, ein Kirchenvater, und doch wirft ihn die Meinung der Menschen und der Zweifel an diese und an Gottes weiser Leitung danieder!! Hätte der Vf. zu dieser Absicht nur den an Bernhard gerichteten Trostbrief (*Ep.* 333. *Tom. I. S.* 134 *b.* unten) erläutert und übersetzt: man hätte seine Stimmung erkannt. Endlich giebt es für das Leben und den Charakter des heil. Bernhard nichts Wichtigeres, als, was der Vf. nicht einmal berührt hat, seinen Streit mit dem Mönche, von dem auch viele seiner Briefe sind, der ihn aber verliess. Diess und seinen Streit mit dem Nachfolger des heil. Norbert, dem Haupt der Prämonstratenser, hätte der Vf. nicht vernachlässigen sollen. Der Streit mit den Prämonstratensern zeigt wieder eine der schönsten Seiten des frommen Mannes. Zum Schlusse redet der Vf. über die letzte Schrift des heil. Bernhard: allein statt der Bruchstücke aus derselben wäre eine Zusammenstellung dessen, was Bernhard an den bestehenden Einrichtungen der Kirche seiner Zeit wirklich tadelte und tadeln durfte, und was er billigte, erwünschter gewesen, da er auf der einen Seite als Eiferer für die reinere praktische Religion dasteht, auf der anderen aber auch als ein hartnäckiger Vertheidiger des Papstwesens, das die wahren ächten Geistlichen um ihr Ansehen brachte und die Kirche verwirrte. In dieser Hinsicht ist allerdings richtig, was Hr. *N.* S. 283 über die Appellationen aus Bernhard gezogen; aber es waren noch viele Dinge zurück, in denen wir, durch Darlegung der Ideen und Wünsche des heil. Bernhard, den Zustand der Kirche jener Zeit viel besser hätten erkennen können, als aus den einseitigen Lobreden und Anklagen unserer Zeit. Wie trefflich hätte diess aus dem 8, 9, und 10 Cap. der Schrift *de vita et moribus clericorum* geschehen können! Schon die Überschriften: *Funiculus triplex, trahens in perditionem clericos, si male intrent, male ministrent, et male utantur*

bonis ecclesiae, dann *de horrenda impietate clericorum, qui — tam indigna gerunt*, endlich *periculosum esse in hac vita, bona recipere*, werden diess zeigen. Mit diesen konnten die Predigten verbunden werden, die sich gewöhnlich unter den Werken des heil. Bernhard (im 5 Theil) finden, die, wenn auch nicht ihn selbst, gewiss einen gleichzeitigen Vf. haben, und vor einem Concilium gehalten, oder doch als gehalten geschrieben sind. Diese enthalten sehr schöne Stellen; wir verweisen nur *Tom. V. p.* 295 auf die Reden *ad clerum in concilio Rhemensi congregatum, ad pastores in synodo congregatos* und *ad praelatos*. Der Vf. beschliesst sein Buch mit einer kurzen Bemerkung über die Paulicianer. Zu wünschen wäre, dass er sich die Mühe gäbe, diesen so viel besprochenen, nie vollständig behandelten Gegenstand ins Licht zu setzen, da er gewiss die Quellen sorgfältig benutzen würde, was noch nie geschehen ist. So viel wir urtheilen können, bleibt der Zusammenhang der italiänischen Ketzer mit den Paulicianern immer noch Hypothese, obgleich ausgemacht ist, dass beide etwas Manichäisches hatten. Der Vf. wird sich ein grosses Verdienst erwerben, wenn er diesen Gegenstand nicht, wie hier geschehen ist, nur im Vorbeygehen, sondern absichtlich erläutert. Freylich aber müsste er seine Sammlungen nicht so schnell bekannt machen, sondern sie auch verarbeiten, sichten, mit anderen vergleichen, das Neue vom längst Bekannten oder Ungewissen scheiden, und ein bestimmtes Publicum wählen, am besten die Gelehrten, zu denen Männer von des Vfs. Ernst in wissenschaftlichen Dingen allein reden sollten.

D. u. A.

STATISTIK.

Altona, b. Hammerich: *Fragmente über Ostindien*, vom Kriegscanzley - Secretär *Gloyer*. 1813. 310 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wahrscheinlich hat der Zug Napoleons nach Moskau, den selbst Franzosen für einen Zug nach Indien deuteten, die Entstehung dieses Werks zunächst veranlasst oder beschleunigt. Denn warum sollte der Vf. jetzt mit einem Werke auftreten, dem er aus Mangel an actenmäfsigen, und aus Mangel an hinlänglichen Nachrichten keine Vollendung geben konnte? Er, ein Schriftsteller, der, wenn er auch mit diesem Geisteswerke zuerst öffentlich auftrat, zu denjenigen gehört, die die meisten vorhandenen literärischen Quellen und Hülfsmittel in ihren Kreis zu ziehen und zu benutzen, manche verworrene Thatsache zu entwirren, manche dunkele aufzuklären wussten! In dieser Vermuthung wird Rec. noch durch andere Gründe bestärkt. Der Vf. ist einer der vorzüglichsten Lobredner der französischen Nation; er sieht sie nicht bloss als diejenige an, welche die geschickteste sey, sich fremdem Klima, fremden Sitten und Gewohnheiten anzuschmiegen, und die sich mit Grund viel Glück für ihre Unternehmungen in Indien versprechen dürfe, sondern er behauptet sogar, dass sie siegend über alle Hindernisse wegschreite, und dass das Schicksal sich ihr *staunend* unterwerfe, ja sogar dass sie überall (den Handel ausgenommen) den richtigen Weg zum Ziele zu finden wisse. — Dann leitet er die von den Stürmen der Zeit ermüdete Aufmerksamkeit des Beobachters von der colossalen Macht Frankreichs als der ersten der Welt, wie er sie nennt, die Napoleons Riesengeist geschaffen habe, ganz ab, um den Blick allein auf das von ihm sogenannte despotische und eiserne Zwitterreich, das halb europäisch halb orientalisch organisirt sey, zu leiten, und während er in Frankreich nur die schaffende Thatkraft der ausserordentlichsten Talente sieht, erblickt er hier nichts als höchstens eine Maschinerie des Staats- und Kriegs-Wesens, die, wenn gleich glänzend durch Übermacht, doch in den ersten und wahren Grundpfeilern reeller Staatskräfte, Freyheit, Sicherheit, Wohlstand und Bürgerglück der Einwohner sich wenig über seine Nachbaren — die alle Despotieen in der gröbsten Form wären — erhebe. — So lobenswürdig es ist, dass der Vf. die meisten, bisher erschienenen Hülfsmittel, worunter sogar einige nicht sehr bekannt sind, als Belege seiner Behauptungen anführt (zuverlässig hat ihm der Hr. Etatsrath und Landschreiber *Niebuhr*, mit dem er seit drey Jahren Wohnung und Amtsführung theilt, und dem er auch das Werk dedicirt hat, den meisten Vorschub hierin geleistet); dass ihn sein Hass wider die Engländer, die er als Feinde des ganzen Continents betrachtete, und seine Erbitterung als dänischen Unterthans wegen des angeblich heimtückischen Angriffs der Engländer auf Dänemark im Jahre 1807 nicht so weit verführt, um das Gehässige noch greller aufzutragen: so ist es doch, das Hauptthema seines Werks angesehen, das über die wenig bearbeiteten Theile der Statistik Ostindiens, besonders die militärische Lage des englischen Ostindiens, über die Finanzen der englisch - ostindischen Compagnie und ihres Reichs und über die Civilverwaltung desselben neue Aufschlüsse geben soll, viel zu früh, etwas Befriedigendes hierüber zu erwarten, und es wird auch immer zu früh bleiben, so lange nämlich nicht diejenigen, die in dem alleinigen Besitze authentischer Quellen sind, z. B. das *India House*, das Parlament, die Gouverneurs u. s. w., freygebiger mit diesen Nachrichten werden. Der Inhalt des vorliegenden Werks ist: 1) Historische Skizze des englisch - ostindischen Reichs in den Hauptperioden seiner Vergrösserung, hauptsächlich in Bezug auf die neueren Zeiten. Dieser historischen Darstellung fehlt es an Deutlichkeit, wozu nicht sowohl die Menge französischer Worte und die nach der deutschen Aussprache gewählte Orthographie und manche chronologische Irrungen (z. B. die zweyte ostindische Compagnie entstand nicht 1689, sondern 1698, sie wurden nicht 1708, sondern 1702 in Eine verschmolzen, die Errichtung der Compagnie zu Madras datirt sich nicht von 1641, sondern 1620, die Erwerbung von Bombay nicht von 1688, sondern früher), als vielmehr das Übergehen der Chronologie da, wo sie nöthig ist, das Untereinanderwerfen der Geschichte und Statistik, der Geschichte der Kriege und der Darstellung der Verfas-

fung, und der Mangel an einem festen vom Anfange bis zum Schlusse durchgreifenden Gesichtspuncte Schuld ist. 2) Allgemeine Vorbemerkungen und Reflexionen. Sie betreffen den Vergleich zwischen der Entstehung der colossalen Macht Frankreichs und Indiens, die Vorzüge des brittisch - indischen Reichs vor seinen Nachbaren, den Zustand im Inneren des Reichs und die schwarzen Schatten desselben, und den Zustand des vorigen Glücks gegen den jetzigen. 3) Nach einer kurzen Schilderung der Hauptmächte Ostindiens (des ehemaligen Reichs von Mysore, des afganischen oder patanischen, des persischen Reichs, und der Maratten, deren letzten Macht, obschon sie vor dem letzten Kriege 274000 Mann und darunter 64000 Mann Infanterie betrug, am wenigsten furchtbar ist) geht er 4) zur Darstellung der militärischen Lage des englischen Ostindiens; 5) zu der der Finanzen der englisch - ostindischen Compagnie und ihres Reichs, und 6) zur Civilverwaltung über, und schliesst mit den Erinnerungen an die Unternehmung der Franzosen in Ostindien. Das Resultat läfst sich leicht ziehen.

H. P. E.

Altona, b. Hammerich: *Reise durch einen Theil von Sachsen und Dänemark in den letztverflossenen Jahren.* 1813. 314 S. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Grösser ist die Reisestrecke, als der angegebene Titel; denn sie geht noch durch einen Theil von Schlesien, Böhmen, dem Brandenburgischen und dem Mecklenburgischen. Das Riesengebirge, Bunzlau, Görlitz, Landeskrone, Königshayn, Niesky, Friedland, Liebwerda, Zittau, Grottau, der Oybin, Gabel, Herrenhut, Bauzen, Dresden, Berlin, Rostock, Dobberan, Kopenhagen, Christiansfeld, Hadersleben, Apenrade, Tondren, Husum, Rensburg, Glücksburg, Sonderburg, Schleswig, Ekernförde, Kiel, Dithmarsen, sind die Hauptpuncte, worauf sie sich erstreckt. Der Vf. — derselbe, der die Winterreise durch einen Theil Norwegens (seines Vaterlandes), Schwedens u. s. w. 1807 herausgab, will zwar gar keine Zeitschrift, sie möge heissen wie sie wolle, benutzt, sondern Alles an Ort und Stelle untersucht und aufgezeichnet haben; allein diese Eigenthümlichkeit, so lobenswerth sie an sich ist, wenn sie sich von Abschreiben und Nachsprechen entfernt hält, hört dann auf, Vorzug eines Werks zu seyn, wenn der Vf. sich nicht Zeit und Gelegenheit genug nimmt, um allseitig, und wenn er selbst nicht Unterricht genug besitzt, um gründlich zu seyn. Daher darf man ihn nicht von Seiten der Erweiterung geographischer, historischer, statistischer und politischer Kenntnisse, wo meistens Alles der mündlichen Mittheilung der Nachrichten ohne tiefe Untersuchung entlehnt ist, sondern mehr von Seiten des Gesehenen, und von Seiten des Mediums, wodurch er sah, wie von Seiten seines Vortrags beurtheilen. Wie wenig seine Reise zur gründlichen Belehrung beytrage, erhellet schon daraus, dass es ihm bey der Bevölkerung von Ortschaften nicht um genaue, nicht einmal um wahrscheinliche Angabe derselben zu thun ist; dass er von dem ausgezeichneten Schulmann *Bauer* zu Hirschberg sagt, er wisse alle Classiker und die abweichenden Lesarten auswendig, er habe sein vortreffliches Wörterbuch ganz aus dem Kopfe geschrieben; dass Grossschönau die besten Damastwebereyen in ganz Europa habe; dass man sich keine gerade dauerhafte und besser unterhaltene Kunststrasse als die Kaiserstrasse über Rumburg denken könne. Eben dieser Eigenthümlichkeitsliebe, die oft Eigenthümlichkeitssucht wird, muss man es zuschreiben, dass er in Görlitz, wie überall, wo schöne Kirchen und Gebäude sind, den erwachenden Kunstsinn wahrnehmen will; dass Ebenen Korn und Ökonomie, Berge hingegen Trauben und Dichter erzeugen; dass in Zittau ein Mädchen, weswegen sich zwey Romanenhelden tödteten, eingemauert worden, dass Kittlitz mit einem Schlosse vor einem halben Jahrhundert der Sitz des Baron Hunds gewesen sey, der aus *Unglück in der Liebe* den Entschluss fasste, der Letzte seines Namens zu seyn, und als *Freymaurer* starb; dass die Wenden ausser dem Gott Flins noch den Zornebock und Praschiza (zwey Berge bey Bauzen) gewesen, und durch ein steinernes Herz Rinnen gegangen wären, um Menschenblut dadurch laufen zu lassen; dass, so wie in Wien der Sinn für Musik geschärft, und in Berlin viel Bildung durch Lectüre und Schauspiel sey, man Dresden als den Sitz der Malerey ansehen könne, wo das Schöne, das in Natur und Kunst sich darstelle, durch das Auge lebhaft wahrgenommen würde; dass ein Fürst viel machen könne, berühmte Generale, weise Staatsmänner, aber keine ehrlichen Menschen; dass die Landschaft auf der südlichen Seite der *Schley* Schwansee heisse, weil sie wie ein Schwanz in die Ostsee hinausrage; dass er an einem böhmischen Glashändler gemerkt habe, wie viel das Reisen zur Bildung des Geistes und Herzens beytrage. — Das Gesehene knüpft er meistens an seine Reminiscenzen, z. B. eine Jägerin, die ihm mit einem Hunde an einem Leitseile begegnet, erinnert ihn an mehrere Stellen aus Virgil; aber bey Rumburg, wo Friedrich der Grosse im *böhmischen* Erbfolgekrieg, wie er sagt, in die Staaten Josephs II eindrang, weiss er sich nicht zu erinnern, warum dieser Krieg der Kartoffelkrieg genannt werde. — Das Medium, wodurch er sah, ist oft eigener Art, z. B. S. 261, wo er in die Geschichte Nordstrands über das achte Jahrhundert zurücksteigt, um zu erklären, wie Neptun an der Zerstörung des Landes gearbeitet habe. — In der Darstellung ist er oft süsslich, und alle alten Göttermythen müssen dann herhalten.

D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

CHEMIE.

Berlin, in der vossischen Buchhandlung: *Elemente des chemischen Theils der Naturwissenschaft*, von *Humphry Davy*. Aus dem Englischen übersetzt von *Fr. Wolff*. Erster Bd. Erste Abtheilung. 1814. XX u. 472 S. 8. (2 Thlr. 18 Gr.)

Dem verdienstvollen Übersetzer müssen wir zuvörderst unseren Dank abstatten, dass er das Werk jenes geistreichen Engländers, dem es gelang, so tiefe Blicke in die Natur einfacher Körper zu thun, gemeinnütziger gemacht hat. Die einfachen Körper, welche *Davy* zerlegt, oder mit deren Untersuchung sich derselbe einen Ruf als Chemiker und Denker verschafft hat, sind es gerade, welche den Hauptgegenstand dieses Bandes ausmachen. Da man hier zu einem System vereinigt findet, was früher zerstreut in Journalen und Zeitschriften geliefert wurde: so ist die Erscheinung dieses Werks gewiss ein köstliches Geschenk, sowohl für den Chemiker, als den Naturforscher überhaupt. Nicht allein die speculativen Ansichten des Vfs. über die wahrscheinliche Zusammensetzung der meisten, in den Lehrbüchern der Chemie als einfach aufgeführten Körper, sondern vorzüglich auch seine Ansichten von der Natur der oxydirten Salzsäure, machen dieses Werk zu einem ganz eigenthümlichen. Überall spielt die Chlorine hier die Rolle eines dem Oxygengas ähnlichen Körpers. Der Vf. betrachtet die Verbindungen, welche jene mit den Körpern darstellt, aus einem ganz anderen Gesichtspuncte, als die Chemiker bisher, und dieses, so wie das Verhältniss der Verbindungen, gab ihm Anlass zu einer ganz anderen Anordnung der Gegenstände und zu einer neuen Nomenclatur, die auch auf andere Verbindungen ausgedehnt sind. So schlägt *Davy* vor, die Verbindungen der Chlorine und anderer Körper mit der Endigung der Basis in *ane* zu bezeichnen, wenn sie ein Verhältniss Chlorine enthält, z. B. Phosphorane, hingegen der Basis die Endigung *ana* anzuhängen, wenn zwey oder mehrere Verhältnisse der Chlorine darin enthalten sind, z. B. Phosphorana. Im Verfolge des Werkes werden wir öfter Gelegenheit finden, die Nomenclatur anzuzeigen. Übrigens hat bekanntlich Hr. *Schweigger* in dem Journ. für Chemie und Physik diese neue Nomenclatur bereits mitgetheilt, und wirklich ganz vortrefflich verbessert. Ist des Vfs. Ansicht von der Natur der oxydirten Salzsäure der Wahrheit gemäss: so wird gewiss Jeder demselben beypflichten; widersteht sie aber den Gründen einer strengen Kritik nicht: so wird man nur seinen Scharfsinn bewundern müssen, eine Hypothese entdeckt zu haben, welche mit der bisherigen Theorie von der Natur der oxydirten Salzsäure, ungeachtet beide als zwey starke Gegensätze erscheinen, so gleichen Schritt hält, dass die scharfsinnigsten Köpfe der älteren Theorie nicht mehr zu erklären vermochten, als *Davy* mit der seinigen zu erklären sich bemüht, ja dass die eifrigsten Vertheidiger der Lehre von der Zusammengesetztheit der oxydirten Salzsäure zu Davy's Fahne übergingen, und selbst der scharfsinnige Übersetzer dieser neuen Hypothese in einer demselben angehängten Vorrede, worin auch eine Übersicht der Eigenschaften, welche die Jöde darbietet, enthalten ist, das Wort redet. Wir werden nachher auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Die 1 Abtheilung des I Bandes besteht aus 6 Abschnitten. In der Einleitung giebt *Davy* eine *historische Übersicht von den Fortschritten der Chemie*. In dieser vortrefflichen Darstellung übertrifft er bey weitem seine Vorgänger, und es bleibt nur zu wünschen, dass auch die neueren Entdeckungen mehr berücksichtiget wären: denn es ist nicht einzusehen, wie es für den gleichzeitigen Geschichtschreiber unzart seyn könne (so drückt sich der Vf. aus), die Verdienste jetzt lebender Chemiker herauszuheben. Hat doch Hr. *D.* nicht verfehlt, viele Entdeckungen jetzt lebender Chemiker von Autorität anzuführen. Die Fortschritte der Pflanzenchemie sind höchst unvollständig, oder gar nicht entwickelt, und in der thierischen Chemie bezieht er sich fast einzig auf *Berzelius*. Der wahre, richtige Gesichtspunct, den der Geschichtschreiber nie verfehlen darf, ist: *suum cuique*; allein damit hat der Vf. es nicht immer streng genommen.

I Abschn. *Von den Kräften und Eigenschaften der Materie und den allgemeinen Gesetzen der chemischen Veränderungen*. 1. Form der Materie. 2. Gravitation. 3. Cohäsion. 4. Wärme, oder durch Wärme bewirkte Repulsion. Hier hätte *Dalton's* Theorie von der ungleichförmigen Ausdehnung der Körper durch Wärme und die darauf sich gründende Einrichtung normaler Thermometer etwas mehr entwickelt werden können. Übrigens verräth dieser Abschnitt überall einen tiefdenkenden Kopf. Der Vf. sucht die Ursache der durch Wärme bewirkten Repulsion nicht unbedingt in Wärmestoff, sondern er sucht sie durch die Annahme zu erklären, dass in den festen Körpern die Theilchen sich in einem beständigen Zustande einer schwingenden Bewegung befinden. Dieser Hypothese dürften indess viel mehr Hindernisse in den Weg treten, als der ersteren. 5. Von der chemischen Anzie-

diese werde durch einen Überschuss des Wassers zerlegt, indem sich Schwefelsäure und Salpetergas bilden, u. s. w. Die gasförmige, salpetrichte Säure aber kann ohne Wasser durch schweflige Säure nicht zerlegt werden. Diejenige Schwefelsäure, welche bey jeder Temperatur unter 46° F. gefriert, enthalte zweymal so viel Wasser, als die concentrirte von 1,85 spec. Gew., und jene sey zusammengesetzt aus 30 Schwefel, 45 Sauerstoff, 34 Wasser. — Schwefelhaltiges Wasserstoffgas. Auch *D.* betrachtet dasselbe sehr unschicklich als eine Säure; allein dieses läst sich erwarten, weil es seiner Hypothese über die Mischung der Salzsäure zu Gunsten ist. — *Lampadius* Schwefel-Alkohol. *Thomsons* Schwefel-Salzsäure. — Den Schwefel betrachtet er als einen einfachen Stoff; jedoch fügt er hinzu, dass der reine natürliche Schwefel bey der Einwirkung der galvanischen Elektricität, so wie bey der Verbindung des Schwefels mit Kupferfeile, Schwefelwasserstoffgas erzeuge, welches für einen Hydrogengehalt des Schwefels zu sprechen scheine; allein da es möglich sey, dass der Schwefel etwas Wasser enthalte: so könne aus anderen Gründen dieses für die Zusammengesetztheit des Schwefels nichts beweisen. — 4. Phosphor. 20 Th. Phosphor verbinden sich mit 15 Th. Sauerstoff, um phosphorige Säure zu bilden, und sie nehmen mehr als 30 Th. des letzteren auf, um Phosphorsäure darzustellen. Die Chlorine verbindet sich nach *D.* in verschiedenen Verhältnissen mit dem Phosphor. 1 Th. Phosphor, 6, 8 Th. Chlorine dem Gewichte nach, bilden eine schneeweisse, flüchtige Substanz, die in Prismen krystallisirt. Das Wasser zersetzt diese Substanz sehr leicht, wie *D.* fand, und der Sauerstoff des Wassers verbindet sich mit dem Phosphor zur Phosphorsäure, der Wasserstoff aber mit der Chlorine zu Salzsäure. Eine andere Verbindung der Chlorine mit Phosphor wird erhalten, wenn man Phosphor mit ätzendem Sublimat behandelt. *D.* fand, dass sie weniger Chlorine enthalte, und eine saure, durchsichtige, klare Flüssigkeit bilde. *Gay-Lussac* und *Thenard* erhielten dieselbe schon 1808, und sie glauben, dass sie eine Verbindung von Phosphor, Sauerstoff und Salzsäure sey. Sie löst Phosphor auf. — Gephosphortes Wasserstoffgas. Wird nach *D.* festes Hydrat der phosphorigen Säure in eine Retorte, geschützt gegen den Zutritt des Lichts, erhitzt: so wird Phosphorsäure und eine elastische Flüssigkeit erzeugt, welche *D.* wasserstoffphosphorhaltiges Gas (Hydrophosphorigas) nennt, und als aus 1 Verhältniss Phosphor und 4 Verhältnissen Wasserstoff zusammengesetzt betrachtet. Die galvanische Batterie entwickelt, wie aus dem Schwefel, Wasserstoffgas; allein *D.* bemerkt ebenfalls, dass dieses von mit dem Phosphor verbundenem Wasser herrühren könne. Angehängt sind hier von dem Übersetzer die Versuche *Thenard's*, *Vogels* und *Böckmanns*. — 5. Kohlenstoff, Kohle und Diamant. Als *D.* Kohle im luftleeren Raume den Wirkungen einer Batterie von 2000 Doppelplatten aussetzte, erhielt dieselbe einen stärkeren Glanz und einen so hohen Grad der Härte, dass sie Glas ritzte. Schmelzung erlitt sie nicht. Dieser Versuch spricht ebenfalls dafür, dass der Diamant reine Kohle sey, und auch *D.* ist der Meinung, dass er keinen Sauerstoff enthalte, ungeachtet er anführt, dass in einem Versuche, in welchem er Kalium und Diamant den Wirkungen der galvanischen Batterie aussetzte, sich Spuren Sauerstoffs zu zeigen schienen. — Dieses kann aber wohl von Wasser herrühren; wir haben bereits früher in der Recension des *daltonschen* Werks (J. A. L. Z. 1813. No. 173) über diesen Gegenstand gesprochen. Kohlensaures Gas. Kohlenoxydgas. Kohlenstoffhaltiges Wasserstoffgas. Ölmachendes Gas. — 5. Von der Basis der Boraxsäure. Der Vf. nannte diese Substanz Anfangs *Boracium*, weil er sie für metallischer Natur hielt, jetzt schlägt er den Namen *Boron* vor, und betrachtet sie als eine der Kohle sich nähernde Materie. Dieser Abschnitt enthält die bis jetzt bekannten Eigenschaften dieses Körpers, den *Davy* selbst entdeckt hat.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

Botanik. *Wien u. Triest*, b. Geistinger: *Systematische Beschreibung der vorzüglichsten in Österreich wildwachsenden oder in Gärten gewöhnlichen Arzney-Gewächse, mit besonderer Rücksicht auf die neue österreichische Provincial-Pharmacopöe*, von D. *Emanuel Veith.* 1813. 143 S. 8. u. ½ Bog. Register. (12 Gr.)

Aus der kurzen Vorrede ersehen wir, dass diese kleine Schrift eine Inaugural-Dissertation ist, an deren Entstehung Hr. Prof. *v. Jacquin* und Hr. Hofgärtner *Schott* vielen Antheil haben. Der Vf. nennt sie selbst eine Compilation grösstentheils nach *Schreber's Genera*, *Smith's Flora britannica* und *Willdenow Species plantarum*, womit er demnach den Werth seiner Schrift selbst bestimmt, und zu verstehen giebt, dass wir nichts Neues darin zu erwarten haben, sondern sein Zweck vorzüglich dahin gehe, die in der *österreichischen Provincial-Pharmacopöe* genannten Gewächse nach dem Sexual-System mit ihren generischen und specifischen Charakteren, in lateinischer und deutscher Sprache, mit Bemerkung der Fundörter, der in der Arzneykunde gebrauchten Gewächstheile und Präparate und ihrer Wirkung in kurzen Phrasen für solche Arzte und Pharmaceuten, welche in der Botanik weniger geübt sind, zusammen zu fassen, und somit einen Commentar zu jener Pharmacopöe zu liefern. Überall ist die Farbe der Blumen angegeben, welches wir in einer Schrift dieser Art für sehr zweckmäfsig halten, wenn gleich zufällige Umstände hin und wieder auf die Farben der Blumen wirken, und ihre ursprüngliche Mischung selbst im Freyen verändern. Citate sind überall hinweggelassen, welches ebenfalls sehr zu billigen ist, da sie häufig mehr zum Aufblähen solcher Schriften dienen, als dass sie, mit gehöriger Kritik und Auswahl benutzt, dem Ungeübten die Gegenstände genauer bestimmen könnten. Ausser den in der öster. *Prov. Pharmac.* aufgeführten Arzney-Gewächsen sind auch noch mehrere andere, vorzüglich ehemals im Gebrauch gewesene Pflanzen vom Vf. eingeschaltet und zur Unterscheidung mit *) bezeichnet worden: so dass die Summe der hier aufgezählten meist einheimischen Arzneygewächse sich auf 196 beläuft. Einige kräftige deutsche Arzneygewächse haben wir in dieser Zusammenstellung vergeblich gesucht, z. B. *Avena sativa*, *Apium Petroselinum*, *Juncus conglomeratus*, *Salix fragilis*, *Boletus suaveolens*. Zu mehrerer Bequemlichkeit im Nachschlagen hätten die deutschen Namen in dem Register ebenfalls aufgenommen werden können. Dem von dem Vf. bestimmten doppelten Zwecke mag diese Schrift immer entsprechen. Druck und Papier sind gut.

Ae.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

CHEMIE.

Berlin, in der vossischen Buchhandlung: *Elemente des chemischen Theils der Naturwissenschaft von Humphry Davy.* Aus dem Englischen übersetzt von *Fr. Wolff*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Fünfter Abschnitt. *Von den Metallen, ihren primären Verbindungen mit anderen unzersetzten Körpern und mit einander.* Folgende 39 Metalle werden hier aufgeführt: 1. Metalle, welche Alkalien hervorbringen: Potassium, Sodium. 2. Metalle, aus welchen die alkalischen Erden gebildet werden: Barium, Strontium, Kalcium, Magnesium (Talcium oder Talkium, richtiger nach Hn. *Wolff's* Anmerkung). 3. Metalle, von denen man annimmt, dass sie in den gemeinen Erden enthalten sind: Silicium, Alumnium, Circonium, Yttrium, Glycium. 4. Metalle, welche Oxyde darstellen: Mangan, Zink, Zinn, Eisen, Bley, Antimonium, Wismuth, Tellur, Kobalt, Kupfer, Nickel, Uran, Osmium, Scheelium, Titan, Columbium, Cerium, Palladium, Iridium, Rhodium, Quecksilber, Silber, Gold, Platin. 5. Metalle, welche Säuren hervorbringen: Arsenik, Molybdän, Chrom. Hier vermissen wir noch mehrere neuentdeckte Substanzen, welche metallischer Natur zu seyn scheinen, und des Ammoniums hätte der Vollständigkeit halber Erwähnung geschehen müssen. Letzteres ist, *Davy's* Eintheilungsart gemäss, bereits in einem anderen Abschnitte abgehandelt worden. Wir sehen hieraus, dass, wenn man die Körper, welche Gegenstände der Chemie sind, nach irgend einem Grundsatze ordnet und abhandelt, dadurch Materien zerrissen werden, die doch im innigsten Zusammenhange stehen. Diess ist besonders mit den Säuren der Fall, wovon wir auch hier Beyspiele finden. 1. Potassium. Hier heisst es fälschlich: Pottasche, oder Pflanzenalkali nennt man den Körper, welchen man vermittelst Kalk aus Holzaschenlauge zieht, und darauf mit Weingeist u. s. w. reinigt. Aus dem so bereiteten trockenen Kali stellte bekanntlich *Davy* 1807 zuerst die metallische Substanz mittelst galvanischer Elektricität dar, und bald darauf bereiteten *Thenard* und *Gay-Lussac* dasselbe auf trockenem Wege mittelst Glühen des Kali mit Kohle, und *Curaudeau* mittelst Kohle und Kali. Die Eigenschaften dieses Körpers, und die Verbindungen, welche dasselbe *Davy's* Versuchen zufolge eingeht, sind hier vortrefflich beschrieben. Er führt zwey Oxyde derselben auf: das oranienfarbige, mit dem Maximum von Sauerstoff, und das graue, mit dem Minimum, welches seiner Nomenclatur gemäss Potassa heisst. Der Vf. hält es ferner für wahrscheinlich, dass es noch ein drittes Oxyd giebt, welches eigentlich das Protoxyd ist; allein er glaubt zugleich, es könne eine Verbindung von Potassa mit Potassium seyn. — Verbindungen der Chlorine mit dem Potassium (Potassane). *Davy* bemerkt, dass die Chlorine das oranienfarbige Oxyd zersetze, dass Sauerstoff entwickelt, und salzsaures Kali (oder nach *D.* Potassane) gebildet werde. Diese angebliche Thatsache scheint wenig einleuchtend, weil sich erwarten läst, dass, wenn es ein Peroxyd des Kalium giebt, überoxydirt salzsaures Kali gebildet werde. Von dieser Verbindung ist hier gar nicht die Rede. Dann folgen die Verbindungen des Potassium mit Wasserstoffgas, mit Schwefel, Phosphor, Kohle, und eine Widerlegung der älteren Meinungen *Gay-Lussac's, Thenards, Ritters, Daltons*, über die Natur dieses Potassiums. Eben so sind die Abschnitte 2—7 vom Sodium, Barium, Strontium, Kalcium, Talcium, Aluminum (oben hiess es Alumnium) abgehandelt, und diese Metalle sind theils auf oben angezeigte Weise, theils auch nur in sehr kleiner Quantität durch die Einwirkung des Potassium auf die Oxyde, wodurch Potassa gebildet wird, dargestellt. Mit den drey letzteren Metallen hat also *D.* nur sehr wenig Versuche gemacht. S. 327, wo von der Alaunerde gehandelt wird, heisst es: Man kennt keine Substanz, welche man als eine Verbindung der Chlorine mit dem Ammonium betrachten könnte. Hier muss ein Irrthum obwalten, weil nach *Davy's* Ansicht der Salmiak jene Verbindung ist. — 8. Glycium. Zu den mancherley Irrthümern in diesem Werke gehört auch derjenige, welchen die Vorschrift, die Glycinerde zu bereiten, veranlasst. Man soll nämlich den Smaragd mit Kalihydrat glühen, die salzsaure Auflösung bis zur Trockniss verdunsten, und dann wieder in Wasser auflösen; die Auflösung mit Kali versetzen, den Niederschlag mit Vitriolöl neutralisiren, etwas vitriolisirten Weinstein hinzufügen, und das Ganze verdunsten, um dann die Alaunverbindung zu krystallisiren. Wenn keine Krystalle mehr anschiessen: so soll man die Auflösung mit kohlensaurem Ammonium versetzen, und den gefällten Niederschlag roth glühen, um ihn als Glycinerde mit Gesundheit zu verbrauchen. Wenn man auf solche Analysen in einem Elementarbuche stösst: so geräth man wahrlich in Verlegenheit, ein Urtheil zu fällen. Befolgt man jene

Vorschrift genau: so wird man keine Spur Glycinerde erhalten, da diese in kohlensaurem Ammonium auflöslich ist, und doch hat *D.* das so bereitete Oxyd zu Glycium, oder, wie es hier immer heisst, Glucium, reducirt!!! 9. Circonium. 10. Silicium. 11. Yttrium. Alles, was die Reduction dieser Erden betrifft, die *D.* unternommen hat, beschränkt sich auf die Behandlung derselben mit Potassium, oder Eisen. 12. Manganesium oder Mangan. Der Vf. bereitete sich reines Mangan dadurch, dass er eine Auflösung des salzsauren Mangans lange Zeit mit gepülvertem Manganerz behandelte, die Auflösung dann fällte, und den Niederschlag reducirte. Schwerlich aber kann man sich auf die Reinheit eines solchen Mangans verlassen. Es ist höchst auffallend, dass der Vf. *John's* Abhandlung über das Mangan gar nicht zu kennen die Miene annimmt, wiewohl er sich des Worts Mangan bedient, welches bekanntlich von *John* auf *Buttmanns* Vorschlag zuerst eingeführt ist. Eben so spricht hier *Davy* von einem olivenfarbigen Oxyd des Mangans, welches das wahre Protoxyd seyn soll, aber dennoch nicht weniger als 21. p. C. Sauerstoff enthält. Ein grünes Oxyd giebt es nach ihm nicht, und doch hat *John* bewiesen, dass das grüne Oxyd ein Protoxyd des Mangans sey. Was man sich aber unter einem olivenfarbigen Oxyd eigentlich zu denken habe, ist mehr zu errathen, als zu behaupten. In der ganzen gelehrten Welt versteht man sonst unter olivenfarbig doch ebenfalls eine grüne Nuançe; indess findet *D.*, dass es kein grünes Oxyd giebt. Man würde hier wirklich in Verlegenheit kommen, wenn *D.* nicht jene Farbe bald darauf olivenbraun nennte, woraus denn geradezu folgt, dass *D.* entweder Thatsachen aus der Luft aufgreift, oder dass er auch das Mangan nach seiner Methode gereinigt, und folglich ein recht schön mit Eisenoxyd verunreinigtes Metall und Oxyd, vielleicht gar im Zustande des Deutoxyds, zu seinen Versuchen angewandt hat. Auch die Behauptungen *Davy's* sind falsch, dass das Wasserstoffgas sich nicht mit Mangan verbinde, und das Mangan keine Kohle aufnehme. *John* hat bewiesen, dass im letzten Fall ein Graphit gebildet werde, und dass das Mangan-Wasserstoffgas sich durch einen höchst eigenthümlich stinkenden Geruch auszeichnet. 13. Zink. Der Vf. nimmt nur ein Zinkoxyd an, nämlich das weisse; das grüne betrachtet er als eine Verbindung von Metall mit jenem Oxyd, und das gelbe hält er mit dem weissen für identisch. Unseren Erfahrungen zufolge giebt es eigentlich kein gelbes Zinkoxyd, sondern die gelbe Farbe rührt gewöhnlich vom Eisen her. 14. Zinn. Er führt zwey Oxyde an, ein graues, welches 3,5 Sauerstoff, und ein weisses, welches 24 Sauerstoff enthält. Hierin entfernt sich der Vf. wieder sehr von *Proust*. Das Musivgold hält *John* nach *Davy's* Versuchen für eine Zusammensetzung aus Metall und Schwefel. 15. Eisen. Auch *D.* behauptet, dass das Eisen und andere Metalle, von denen er das Gegentheil behaupten sollte, das Wasser in der gewöhnlichen Temperatur zersetzen, was, wie *Parrot* zuerst dargethan hat, nicht der Fall ist. S. 356 liest man wieder die unverständlichen und falschen Worte: Man kennt keine Verbindung des Eisens mit Wasserstoff und Sauerstoff. Im Gusseisen sollen Alumnium, Kalcium und Kiesel im Zustande eines Gemisches vorkommen; die Gründe aber, welche dieses beweisen sollen, sind höchst unzureichend. 16. Bley. 17. Antimonium. *D.* nimmt nur 2 Oxyde des Antimoniums an, und dieser Meinung ist bekanntlich auch *Proust*. *H. D.* und *J. D.* finden aber, dass das schmelzbare Oyd ⅔ soviel Sauerstoff, als das flüchtige oder Peroxyd enthalte, und hier stimmt der Calcül in Rücksicht des regelmässigen Mischungsverhältnisses; legt man aber das *proust*sche Resultat zum Grunde: so findet man das Gegentheil. 18. Wismuth. 19. Tellur. 20. Kobalt. Die Bereitung eines reinen Kobalts, so wie sie hier beschrieben ist, kann keine Normalvorschrift abgeben; besonders bleibt die Absonderung des Arseniks misslich. Es werden nur 2 Oxyde beschrieben, das schwarzblaue und das schwarze. Der Sauerstoff des ersteren verhält sich zu dem des letzteren = 2:3, nicht aber umgekehrt, wie man hier liest, denn nach *D.* ist das schwarze Oxyd ein Peroxyd. Ungeachtet die Berechnung auch hier zu Gunsten des bestimmten Mischungsverhältnisses ausfällt: so weicht sie doch sehr von dem Resultate Anderer, besonders *Thenard's*, ab. Ein Mangel im ganzen Werke entsteht auch daraus, dass die verschiedenen Metalllegirungen nur sehr unvollkommen beschrieben, die Scheidungsmethode eines Metalles aus irgend einem bestimmten Erze oft auf viele ausgedehnt ist, die danach gar nicht zerlegt werden können, und dass sehr oft wieder nur eine einzige Erzart genannt ist, in welcher dieses oder jenes Metall enthalten sey. 21. Kupfer. 2 Oxyde des Kupfers, das rothe und das schwarze, und zwey Verbindungen des Kupfers mit Chlorine werden beschrieben. 22. Nickel. Von *Richters* Arbeiten findet man nichts. Die Verdienste *Buchholz's* sind vom Übersetzer gewürdigt. Ungern vermissen wir die Eigenschaft des Nickels, sich zu Magnetnadeln anwenden zu lassen. Auch hier sieht man, dass *D.* mit der deutschen Literatur nicht bekannt ist. Zwey Oxyde werden aufgeführt: das aschgraue, welches nach *Tupputi* 21, 2 Sauerstoff enthält, nnd das schwarze, welches *Thenard* durch Behandlung des Nickelhydrats mit oxydirt-salzsaurem Kali dargestellt hat. 23. Uran. 24. Osmium. In dem Verfahren, das Osmium darzustellen, weicht der Vf. von Anderen sehr ab. Übrigens ist das Osmium nicht allein in dem schwarzen Pulver enthalten, welches bey der Auflösung des Platins zurückbleibt, sondern diese enthält ebenfalls einen kleinen Theil. Der Fällung des Osmium durch Zink geschieht gar nicht Erwähnung, und die Bemerkung, dass die Gallustinctur die Osmiumauflösung purpurroth färbe, entspricht nicht den Erfahrungen anderer Chemiker, welche eine blaue Farbe nennen. 25. Scheelium. Man soll das mit Salzsäure digerirte Wolframpulver in Ammonium auflösen u. s. w., um das Oxyd rein darzustellen. Um dieses zu bewirken, ist aber oft eine abwechselnde Behandlung des Erzes mit Salzsäure und Ammonium erfoderlich. So wie hier, fasst sich der Vf. öfter viel zu kurz. 26. Ti-

tan. Höchst unvollkommen. 27. Columbium. *D.* glaubt dasselbe, durch Behandlung des rothglühenden Oxyds mit Potassium in Dunstgestalt, reducirt zu haben. Er erhielt ein dunkelgefärbtes, dem Graphit ähnliches Pulver. Versuche sind jedoch mit demselben nicht angestellt. 28. Cerium. *Klaproth's* Entdeckung geschieht gar nicht Erwähnung. Der Vf. glaubt, dass er zuerst das Cerium reducirt habe; allein andere Chemiker haben die Reduction eben so früh, und eben so weit bewirkt: denn Alles, was *D.* von dem Metalle anführt, ist, dass es ein graues Pulver bildete. — 29. Palladium. Man fället nach des Vfs. Vorschrift eine gesättigte Auflösung des rohen Platins in Königswasser mittelst blausauren Kali's. Der ausgewaschene Niederschlag wird reducirt, und ist Palladium. In einem chemischen Lehrbuche auf solche Stellen zu stossen, erregt in der That Erstaunen. Mit einem solchen Palladium nun hat der Vf. auch selbst Versuche angestellt, wie er S. 403 angiebt. — 30. Iridium. 31. Rhodium. Von beiden Metallen erfährt man kaum das bereits Bekannte. — 32. Quecksilber. Hier wird angeführt, dass es 3 Oxyde desselben gebe, von denen der Vf. das schwarze in 380 Quecksilber und 15 Sauerstoff, und das rothe in 380 Quecksilber und 30 Sauerstoff zerlegte. Wenn diese Angaben für das regelmässige Mischungsverhältniss sprechen: so geben sie auch zugleich einen Beweis von den fehlerhaftesten Analysen ab: denn wer wird wohl glauben, dass das rothe Oxyd noch nicht 8 p. C. Sauerstoff enthalte? Obgleich der Vf. seine Nomenclatur sonst stets sehr zweckmässig findet: so glaubt er doch bey den Verbindungen der Chlorine mit Quecksilber eine Ausnahme machen zu müssen, und zwar weil der ätzende Sublimat ein heftiges Gift, das Calomel aber ein Heilmittel sey. Doch dergleichen Raisonnements findet man öfter. — 33. Silber. Das Silber, heisst es hier, wird durch Glühen in einem offenen Gefässe oxydirt und in ein olivenfarbiges Glas verwandelt. Diesen Versuch stellte, wie uns dünkt, zuerst *Junker* an, und er wurde von anderen Chemikern wiederholt und bestätigt. Nach unserem Bedünken dürfte der Versuch aber wohl einer Wiederholung verdienen: denn wenn man Silbertiegel auch noch so lange glühet: so bleibt das Silber stets unverändert. Anders mag es sich indess verhalten, wenn das Silber in einem irdenen Gefässe eingeschlossen ist. In diesem Oxyde setzt *D.* 7,3 p. C. Sauerstoff an, womit die Angabe von *Berzelius* stimmt. 35. Gold. Von *Proust's* Arbeiten findet man kein Wort. 36. Platin. Von dem Vorkommen des Platins bey St. Domingo scheint Hr. *D.* gar nichts zu wissen, und die Darstellung des reinen Platins ist sehr unvollkommen beschrieben. Die Verbindungen des Platins mit Schwefel und Phosphor sind von *E. Davy* dargestellt und analysirt worden. 37. Arsenik. Es ist wahrscheinlich, dass das Gas, welches arsenikhaltiges Wasserstoffgas genannt wird, stets ein Gemenge aus einer wirklichen gasförmigen Zusammensetzung des Arseniks und Wasserstoffs mit gewöhnlichem Wasserstoffgas sey (S. 423). Diess klingt etwas sonderbar. 38. Molybdän. Die Bereitung des Metalls ist wieder höchst mangelhaft beschrieben: denn er lässt dasselbe aus dem molybdänsauren Bley und dem Molybdänerz auf eine und dieselbe Art darstellen. — 39. Chromium. Nur zwey Chromerze, das chromsaure Bley und das chromsaure Eisen, werden angeführt. Um das Chrom darzustellen, empfiehlt *D.*, das rothe Bleyerz mit Salzsäure zu digeriren, die Auflösung mit Silberoxyd zu versetzen, bis sie völlig roth geworden ist, und die rubinrothen Krystalle, welche sich absetzen, mit Kohle zu reduciren. Man sollte glauben, dass es möglich sey, eher Silber in Chrom durch Transmutation zu verwandeln, als nach diesem Verfahren das Metall aus dem Erze darzustellen. Das Chromium gehört überhaupt zu den Metallen, welche *D.* der Aufmerksamkeit nicht sonderlich werth zu halten scheint.

6 Abschn. *Von einigen Substanzen, deren Natur noch nicht mit Sicherheit bekannt ist.* 1. Princip der Flussäure. Dieser Abschnitt enthält zwar einige schöne Thatsachen, jedoch gemengt mit wunderlichem Räsonnement und falschen Behauptungen; ein eigentliches Resultat erhält man nicht. — 2. Von dem Amalgam, welches aus ammonischen Zusammensetzungen erhalten wird. Es gelang *D.* nicht, das Amalgam, welches man nach *Seebeck's*, *Berzelius* und *Hisingers* Entdeckung durch die Wirkung der voltaischen Batterie auf Salmiak und Quecksilber, oder nach seinem eigenen Verfahren durch Einwirkung des Potassiumamalgams auf ammonische Salze erhält, in Quecksilber und ein eigenthümliches Metall zu zerlegen. Dessen ungeachtet ist er der Meinung, dass das Ammoniumamalgam aus zwey Metallen bestehe. Wenn er durch Hitze das Quecksilber abtreiben wollte, erhielt er stets Ammonium und Wasserstoffgas. Es werden dann die verschiedenen Hypothesen über die Natur dieses Amalgams zusammengestellt, wodurch diese schöne Abhandlung viel Interesse erlangt. Die von dem Übersetzer hinzugefügten Noten von *Berzelius* (aus *Gilberts* Annalen) über die Natur des Stickgases und Wasserstoffgases geben derselben noch mehr Werth. Nach *Berzelius* ist der Stickstoff aus einem eigenthümlichen metallischen Radical (Nitricum) und Sauerstoff zusammengesetzt; der Wasserstoff aber ein Element, und das Ammoniummetall besteht demnach aus Nitricum und Wasserstoff. Eine analoge Meinung äussert auch *Davy* in dem folgenden Abschnitte.

7 Abschnitt. *Über die Analogie zwischen den unzersetzten Substanzen; Speculationen, ihre Natur betreffend, über die Arten, dieselben abzuscheiden, und über die Verhältnisse ihrer Zusammensetzung.* Nachdem der Vf. zuerst von der Ähnlichkeit zwischen verschiedenen Metallen gesprochen hat, geht er zu der Hypothese von der möglichen Zusammengesetztheit der Metalle über. Seine Ansicht von der Natur des Ammoniummetalls und die Erfahrung, welche er gemacht hat, dass sich bey der Vereinigung des Schwefels mit Phosphor, oder eines jener Inflammabilien mit einigen Metallen stets Wasserstoff entwickele, welches nicht von beygemischtem Wasser hergeleitet werden kann, macht es wahrscheinlich, dass alle Metalle Wasserstoff, eine Materie, die sich unter allen

Körpern am meisten der Idee nähert, welche man sich von einem Elemente zu machen pflegt, enthalten, und dass dieser es sey, welcher den Metallen vorzüglich die Eigenschaft ertheilt, mit so grosser Begierde den Sauerstoff anzuziehen. Gegen diese Hypothese möchte sich indess Manches einwenden lassen. Fürs Erste ist die Natur des Amalgams mit Ammonium noch gar nicht hinlänglich begründet, fürs Andere kann das Wasserstoffgas, von welchem oben die Rede war, dennoch sehr wohl von zersetztem und mit dem Schwefel oder dem Phosphor innig verbundenem Wasser (selbst wenn der Schwefel in Stickgas sublimirt wurde) herrühren. Überhaupt ist nicht einzusehen, wie die Sublimation des Schwefels in Stickgas, von welcher *Davy* spricht, dem Schwefel den Wassergehalt nehmen müsste; und wie diese Sublimation eigentlich gut von Statten gehen könne, ist *Davy* zu beschreiben schuldig geblieben. Endlich würden die Versuche mehr für den Wasserstoffgehalt des Phosphors und Schwefels, als den der Metalle sprechen. Wäre *Davy's* Hypothese gegründet: so würde man, streng genommen, gar kein reines Oxyd haben, sondern diese erhielten das Ansehen der Hydrate. — An einem anderen Orte bemerkt der Vf.: Es ist viel wahrscheinlicher, dass die festen brennbaren Körper Wasserstoff, als dass die Chlorine Sauerstoff enthalte, und ein zusammengesetzter Körper sey. Wäre dieses auch der Fall: so würde, fährt er fort, die Chlorine nicht aus wasserfreyer Salzsäure und Sauerstoff bestehen, denn die Salzsäure ist eine Verbindung der Chlorine mit Wasserstoff. Eine andere Hypothese, welche mit der vorhergehenden in engem Zusammenhange steht, ist diejenige, welche unter gewissen Modificationen schon die alten Physiker und Naturphilosophen aufgefasst hatten, nämlich, dass die Formen der Naturkörper von der verschiedenen Anordnung derselben Theilchen der Materie abhängen, dass selbst das Wasser ein Element sey, und dass Sauerstoff und Wasserstoff vielleicht dieselbe Materie in einem verschiedenen Zustande der Elektricität sey. Diess war bekanntlich einst auch *Ritters* Idee. — Hierauf folgen: 1) einige Ansichten von den Analogieen unter den Eigenschaften der Zusammensetzungen der ersten Ordnung und ihren chemischen Verhältnissen; 2) über die relative Anziehung der unzersetzten Körper, mit Anmerkungen des Übersetzers über das Verhältniss des Sauerstoffs und der Chlorine in den Verbindungen mit brennbaren, nicht metallischen Körpern; 3) über die Art, die unzersetzten Körper von einander zu trennen. Den Schluss des Werkes machen einige Zusätze über die Art, die Zahlen, welche die Elemente ausdrücken, zu berechnen, und über einige Bestimmungen des Sauerstoffgehaltes verschiedener Metalloxyde von *Berzelius*. Letztere sollen einen Beweis von der Richtigkeit der Lehre von den bestimmten Mischungsverhältnissen geben; sie weichen aber von den Resultaten, die *Davy's* Untersuchungen geben, durchaus ab, und sprechen mehr gegen, als für jene Lehre.

Aus dieser Kritik nun lässt sich geradezu das Urtheil fällen, dass dieses Werk als Elementarbuch der Chemie zum Unterrichte gar nicht brauchbar sey. Es würde ohne Zweifel dem Chemie-Studirenden viele falsche Begriffe beybringen. Da es aber viele neue Beobachtungen und Versuche der Hnn. *H. Davy*, *J. Davy*, *E. Davy* und *Moore* enthält, und die originellen Ansichten, Hypothesen und wichtigen Entdeckungen des Vfs. umfasst: so bleibt es für den gebildeten Chemiker ein wichtiges Werk, welches von allen Physikern gelesen zu werden verdient.

Wir kommen jetzt auf unser Versprechen zurück, *Davy's* Hypothese über die Natur der oxydirten Salzsäure und der gemeinen Salzsäure näher zu betrachten. Wir beschränken uns jedoch bloss auf dieses Werk, ohne das besonders zu berücksichtigen, was *Davy* in verschiedenen Journalen darüber bekannt gemacht hat. Dieses ist um so nothwendiger, als jene Hypothese auf das ganze System der Chemie von sehr grossem Einflusse ist, und viele deutsche Gelehrte theils Anhänger derselben geworden, theils unentschieden bleiben, diese anzunehmen oder die älteren Ansichten zu behalten.

Schon 1809 beobachteten die Hn. *Gay-Lussac* und *Thenard* die Eigenschaft des trockenen oxydirtsalzsauren Gases, dass es Substanzen, welche eine sehr starke Anziehung haben, nicht zersetze, es sey denn, dass es letzteren Wasserstoff entziehen könne. Sie fanden z. B., dass das Gas, durch glühendes Kohlenpulver getrieben, nur so lange in Salzsäure verwandelt wurde, als die Kohle Wasserstoff darbot, und dass, wenn dieses verschwunden war, das Gas keine Wirkung auf die Kohle äusserte. Hieraus schlossen sie, dass die oxydirte Salzsäure vielleicht ein einfacher Körper sey. Diese Hypothese, welche viele Ähnlichkeit mit *Scheele's* Hypothese, des Endeckers (1774) der oxydirten Salzsäure, hat, der sie als eine vom Phlogiston befreyte (dephlogistisirte) Salzsäure betrachtete, gaben sie bald wieder auf. — *Davy* glaubte aber darauf gleichfalls gefunden zu haben, dass sie unzerlegbar sey, dass keine ihrer Zusammensetzungen mit brennbaren Materien Sauerstoff enthalte, dass die stärkste elektrische Kraft sie nicht zersetze, und dass bey der Annahme von der Zusammengesetztheit der Säure die Berechnungen nicht stimmen, wenn sie durch Körper zersetzt werde. Mengt man z. B. gleiche Volumina Hydrogengas und Chlorin, und setzt das Gemenge dem Tageslichte aus: so bildet sich ein gleiches Volumen Salzsäure, und es besteht demnach diese aus gleichen Theilen Chlorine und Wasserstoffgas dem Volumen nach. Diese Gründe gaben ihm vorzüglich Veranlassung zu der Hypothese, dass die oxydirte Salzsäure ein einfacher Körper sey (dem Oxygengas verwandt), und er nannte sie nach ihrer gelblich grünen Farbe Chlorine (χλωρος).

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

MÄRZ 1815.

CHEMIE.

Berlin, in der vossischen Buchhandlung: *Elemente des chemischen Theils der Naturwissenschaft* von *Humphry Davy*. Aus dem Englischen übersetzt von *Fr. Wolff*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wenn man demnach Mangan - oder Bley - Oxyd mit Salzsäure und Wasser in dem gehörigen Verhältnisse behandelt: so verbindet sich der Wasserstoff der Salzsäure mit dem Sauerstoff des Oxyds, und die Chlorine wird frey. Wenn man aber statt der Salzsäure Kochsalz und Schwefelsäure anwendet: so wird hier zuerst Wasser zersetzt, der Wasserstoff verbindet sich mit der Chlorine, und der Sauerstoff mit dem Sodium, um mit der Schwefelsäure Glaubersalz zu bilden. Diese gebildete Säure erleidet nun dieselbe Veränderung, wie oben bemerkt wurde, um Chlorine zu bilden. Wäre diese Ansicht nicht richtig: so würde man bey der Zerlegung des Kochsalzes durch blosse Schwefelsäure Chlorin erhalten müssen. Bey der Anwendung der Chlorine zum Bleichen ist es nun nicht der Sauerstoff der oxydirten Salzsäure, sondern der des Wassers, welcher das Zeug entfärbt. Vermöge einer doppelten Verwandtschaft, einmal durch die Verwandtschaft des Wasserstoffs zur Chlorine, und dann durch die der färbenden Substanz zum Sauerstoff, wird Wasser zerlegt und Salzsäure gebildet. Diese beiden Hypothesen stehen aber offenbar in Widerspruch, da dieselben Verwandtschaftskräfte in Rücksicht kommen. Es läst sich z. B. doch wohl annehmen, dass der Sauerstoff eine eben so grosse Verwandtschaft zum Manganoxyde habe, als zu dem gefärbten Zeuge (auch entzieht letzteres Ersterem keinen Sauerstoff), und dass die Kräfte, mit welchen der Wasserstoff an die Salzsäure gebunden ist (bey Bereitung der Chlorine) dieselben seyen, mit welchen die Chlorine in dem Bleichprocesse den Wasserstoff des Wassers anzieht, um Salzsäure zu bilden. Ist diess der Fall: so kann beym Bleichen kein Wasser zerlegt werden, weil bey der Bildung der Chlorine Wasser gebildet wird. Diese höchst gezwungenen Hypothesen der Erzeugung der oxydirten Salzsäure und deren Zersetzung, oder die oft ganz willkührliche Annahme von Zusammensetzung und Zerlegung des Wassers sind *Davy's* Ansichten sehr nachtheilig, und Alles wird durch die ältere Theorie leichter, einfacher und besser erklärt.

Davy behauptet ferner, dass die Chlorine keine Säure sey, sondern dass sie mit den Körpern ähnliche Verbindungen eingehe, wie der Sauerstoff, und dass es keine salzsauren Salze gebe, weil die Verbindungen, die diesen Namen führen, Zusammensetzungen aus Chlorine und sauerstofffreyer Basis seyen. Bleiben wir nun bey dem Kochsalze stehen, welches aus Natrum und Chlorine besteht: so läst es sich kaum denken, dass diese Verbindung mit Wasser könnte in Berührung kommen, ohne dasselbe zu zersetzen. Die Fähigkeit des Sodium's, den Sauerstoff des Wassers anzuziehen, ist ungeheuer, und nach *D.* hat die Chlorine eine sehr grosse Verwandtschaft zum Wasserstoff. Wollte man nun auch annehmen, dass nur das trockene Salz aus Chlorine und Metall bestehe: so läst sich wieder nicht einsehen, dass bey der Bereitung der Salzsäure Wasser zerlegt werde, was nach *Davy's* Ansicht der Fall ist und seyn muss, da er unmöglich behaupten kann, dass das aufgelöste Kochsalz ein anderes Salz, als das krystallisirte sey. *D.* sagt zwar, dass diess wirklich der Fall sey, allein dadurch entstehen Widersprüche. Läst man, so spricht er S. 300, Salzsäure und eine Auflösung von Kali auf einander wirken, und erhitzt die Mischung bis zum Glühen: so werden sich der Sauerstoff des Alkali und der Wasserstoff der Säure zu Wasser abscheiden, und das Metall des Alkali und die Chlorine der Salzsäure bilden Potassane. Wenn aber das geglühte Salz nur Potassane ist, und nicht das aufgelöste: so folgt, dass bey der Auflösung des ersteren wieder Wasser zerlegt werden müsse, denn diese Auflösung ist einer neutralen Verbindung, wie *D.* sie eben angab, vollkommen gleich. Welche Zersetzung erleidet nun aber die Potassane? Man kann weder annehmen, dass die Chlorine Wasserstoff anzieht, und dass Sauerstoffgas entweicht, noch dass Wasserstoffgas entweicht und Sauerstoff von dem Potassium angezogen werde: denn jeder dieser Behauptungen widerspricht die Erfahrung. Wollte man nun aber behaupten, dass das Potassium Sauerstoff, die Chlorine Wasserstoff anziehe: dann müsten sich beide Substanzen bey dem Krystallisationsprocess ebenfalls, wie beym Glühen, abscheiden, denn das krystallisirte salzsaure Kali oder Natrum ist dem geglüheten vollkommen gleich. Dass aber bey der Krystallisation nicht dasselbe, wie beym Glühen, vor sich gehen könne, wird durch die Thatsache widerlegt, dass viele salzsaure Salze Wasser enthalten.

Es ist ferner eine anerkannte Thatsache, dass keine Säure sich mit einer metallischen Basis verbinden

könne, wenn diese nicht Sauerstoff enthalte; folglich enthält z. B. das Silber im salpetersauren Silber Sauerstoff. Fügt man nun demselben eine Auflösung des Kochsalzes hinzu: so bildet sich salzsaures Silber, welches mit dem geschmolzenen Hornsilber identisch ist, ausser dass der Zusammenhang der Theilchen sich in beiden unterscheidet, etwa wie im Wasser und Eise. Nimmt man aber mit *D.* an, dass das salzsaure Silber ein Argentane sey, und dass die Kochsalzauflösung aus Natrumoxyd und Salzsäure (d. i. aus Chlorine und Wasserstoff) bestehe: so lässt sich weder begreifen, wodurch das Silber in der salpetersauren Auflösung entsauerstofft, noch die Salzsäure in Chlorine verwandelt sey, es sey denn, dass man sagen wollte, der Wasserstoff in der Salzsäure des Kochsalzes habe sich mit dem Sauerstoffe des Silberoxyds verbunden. Von dieser Seite betrachtet, müsste aber dasselbe mit dem Kochsalze der Fall seyn, das sich in der Auflösung als Sodane befinden würde; auch müsste bey der Bildung des Hornsilbers Wasserstoffgas entweichen, weil die Salpetersäure mit dem Sodium nur im oxydirten Zustande salpetersaures Natrum darstellen kann. Räumt man dieses nicht ein: so bildet sich jede salzsaure Verbindung nach einer anderen Theorie. — Das Unhaltbare von *Davy's* Hypothese fällt bey den Zersetzungen der salzsauren Salze durch Hitze noch mehr in die Augen.

Davy führt ferner an, dass, wenn man reine Metalle mit gasförmiger Salzsäure verbindet, sich Wasserstoffgas in dem mit der Rechnung übereinstimmenden Verhältnisse entwickele, welches nur in Folge der Zersetzung der Salzsäure, aus Chlorine und Wasserstoff, geschehen könnte. Diesem Argumente aber steht die Erfahrung entgegen, dass kein Metall sich mit einer Säure vereinigen könne, ausser wenn dasselbe Sauerstoff aufnimmt, und dass kein Gas gänzlich vom hygroskopischen Wasser befreyt werden kann. Demnach würden diese Verbindungen ein Mittel abgeben, die Menge des in einem Gase enthaltenen Wassers etwas genauer zu bestimmen, als es bisher der Fall war. Dass aber einige Metalle das Wasser der trockensten Luft zersetzen können, beweisen die Metalle aus den Alkalien, selbst ohne Mitwirkung einer Säure. Das Potassium z. B. verwandelt sich in Potassa und Kalihydrat, wenn es der trockenen atmosphärischen Luft ausgesetzt wird.

Mehrere Chemiker glauben gefunden zu haben, dass die oxydirte Salzsäure weder mittelst galvanischer Kräfte noch der Glühhitze die Kohle und das Kohlenoxydgas zersetze. Enthielt, sagt nun *Davy*, die Chlorine Sauerstoff: so würde sich Kohlensäure bilden. — Diese Versuche haben sich aber in der Folge nicht bestätigt, und *H. Davy* führt selbst an, dass sein Bruder *John Davy* eine Zersetzung des Kohlenoxydgases bewirkt habe. Dasselbe lässt sich in der Folge auch von der Kohle erwarten. Fände man aber auch Körper, die, ungeachtet ihrer grossen Verwandtschaft zum Sauerstoff, das oxydirtsalzsaure Gas nicht zersetzen, was mit dem Stickgas der Fall ist: so giebt diess bloss einen Beweis, dass nicht alle Körper, von denen man das Gegentheil voraussetzen könnte, das oxydirtsalzsaure Gas zersetzen. Wir besitzen gleichfalls Substanzen, die mit dem Stickstoffe leicht Verbindungen eingehen; allein bis jetzt ist es noch nicht gelungen, dieses der atmosphärischen Luft zu entziehen. Es wird stets das Oxygengas absorbirt. Umgekehrt könnte man aber auch fragen, woher es komme, dass ein Körper, wie die Chlorine, welche alle Analogie mit dem Oxygengase (nach *D.*) hat, nicht vermögend ist, mit der Kohle und mit dem Stickgase sich zu vereinigen, da sie doch mit dem Schwefel, dem Phosphor u. s. w. sehr leicht Verbindungen eingeht.

Unter allen Säuren hat keine Säure mehr den Charakter einer Säure, als die Salzsäure. Sie hat einen ungemein sauren Geschmack, sie verbindet sich mit Basen unter allen nur möglichen Bedingungen zu Körpern, welche die grösste Analogie mit den Salzen haben, hingegen gar keine mit denen, welche der Sauerstoff darstellt; sie löset sich in allen Verhältnissen in Wasser auf; sie röthet blaue Pflanzenfarben. Diese und andere Umstände mehr lassen keinen Zweifel, dass sie eine Säure sey, welche mit den Säuren, die der Stickstoff darstellt, viele Ähnlichkeit hat. Alles dieses ist auch der Fall mit der Chlorine. — Wenn *D.* behauptet, dass kein Chemiker Sauerstoff im isolirten Zustande aus der Chlorine abgeschieden habe: so lässt sich theils darauf antworten, dass es ihm unmöglich geworden sey, die absolute Negativität des Oxygens in der Chlorine darzuthun, theils kann man andere Verbindungen anführen, die ebenfalls der Zersetzung widerstanden, obgleich ihre Mischung bekannt ist. Dass die Salzsäure den Charakter einer Säure besitze, kann *D.* nicht bestreiten; allein er führt das geschwefelte Wasserstoffgas als ein Beyspiel einer Verbindung an, die, aus Schwefel und Wasserstoff bestehend, ebenfalls eine Säure darstellt. Ausflüchte dieser Art werden schwerlich bey einem vorurtheilsfreyen Praktiker lange Glauben erhalten; denn die Verbindungen des Wasserstoffs mit anderen Körpern haben weder einen sauren Geschmack, noch andere Eigenschaften einer Säure. Auf den einzigen Charakter dieses Gases, Verbindungen mit Alkalien einzugehen, sich stützen, würde dem Beyspiele gleichen, wenn Jemand behaupten wollte, der Tannenbaum wäre eine Palme, weil diese Früchte trägt, die man auf jenem ebenfalls bemerkt. Das geschwefelte Wasserstoffgas wird durch eine Menge metallischer Auflösungen zersetzt, und es entstehen Niederschläge, die mit einem Salze gar keine Ähnlichkeit haben. Diese nur oberflächliche Kritik über *Davy's* Hypothese von der Natur der Salzsäure ist, dünkt uns, schon mehr als hinreichend, um das ganze Lehrgebäude in sein Nichts einstürzen zu sehen.

J. A.

LATEINISCHE SPRACHLEHRE.

1) Dortmund u. Leipzig, b. Mallinckrodt: *Elementarbuch der lateinischen Sprache.* Von Dr. *J. H. P. Seidenstücker,* Rector des Archigymna-

fiums zu Soest. Erste Abtheilung, oder No I. 1814. 211 S. kl. 8. (10 Gr.)

2) Leipzig, b. Dürr: *Erster Unterricht in der lateinischen Sprache* für die untersten Classen höherer und niederer Stadtschulen von M. *Johann Friedrich Märker*, Rector der Stadtschule zu Borna. 1814. VIII u. 127 S. kl. 8. (4 Gr.)

Zwey Bücher für einen gleichen Zweck nach ganz verschiedenen Methoden. Die Vff. von beiden suchen das erste Erlernen der lateinischen Sprache durch eine Methode zu erleichtern, welche man bey dem Unterrichte in neueren Sprachen befolgt. Aber der Vf. von No. 1 hat dabey die Einrichtung seines Elementarbuches der französischen Sprache, der Vf. von No. 2 das Verfahren in seinem deutschen A B C-und Lese-Buch zum Grunde gelegt. Der Vf. von No. 1 folgt dem Gange der Natur, und theilt dem Knaben, wie die Mutter dem Kinde, das Material der Sprache ohne Regeln mit, wiewohl er selbst die Regeln berücksichtigt, und das Abstrahiren der Regeln zu befördern strebt. Der Vf. von No. 2 will aber nur die Anfangsgründe der lateinischen Sprache so leicht und fasslich vortragen, wie es in den deutschen Elementarbüchern zu geschehen pflegt. Man sieht, dass der Vf. von No. 1 seinen Plan vorher durchdachte, während der Vf. von No. 2 nur der Gewohnheit huldigte. Jener weicht daher von den gewöhnlichen Methoden ab, weil ihm die lexikalische, welche mit Erlernung des ungeregelten Materials oder der Vocabeln anfängt, und die grammatikalische, welche die Regeln vorausschickt, gleich trocken, von der Spracherlernung zurückschreckend, und nur langsam fördernd dünken. Dieser behandelt sein elementarisches Elementarbuch wie ein deutsches A B C-und Lese-Buch vom gewöhnlichen Schlage, und lässt die Jugend, nachdem sie die Buchstaben kennen gelernt hat, zuerst einen lauten und stummen Buchstaben aussprechen, und dann Wörter von einer, von zwey, drey und mehreren Sylben lesen, weil er den Anfang mit leichten Sätzen oder Fabeln zum Übersetzen zu schwer und verdriesslich findet. Erst, nachdem er mehrsylbige Wörter guter und schlechter Art durch einander lesen gelehrt, und die Eigenthümlichkeiten der Diphthonge, des c und dergleichen an unabgewandelten Wörtern, welche der Lehrer nach Gutbefinden zu Vorübungen im Nachschlagen, weshalb ein Verzeichniss aller im Buche vorkommenden Wörter am Ende beygefügt ist, benutzen soll, nothdürftig gezeigt hat, lässt er kleine und leichte Sätze zur Anwendung der vorgetragenen Declinationen und Conjugationen mit Erklärung der nothwendigsten grammatikalischen Begriffe, und zur Vorbereitung für ein schwereres Lesebuch folgen. Auf diese Weise lehrt er das, was der Vf. von No. 1 bey seinem Lehrlinge voraussetzt, und schliesst mit dem, womit jener sogleich anfängt, um auf praktischem Wege durch Übertragung des Lateinischen ins Deutsche und umgekehrt planmässig beyzubringen, was der Vf. von No. 2 auf theoretischem Wege mit Aushebung der nothwendigsten grammatikalischen Kenntnisse nach dem gewöhnlichen Schlendrian lehrt. Wie die Methode beider Bücher, so unterscheidet sich auch die Sprache beider Vf. und die Vortragsweise, indem der eine durchaus eine philosophische Ansicht der grammatischen Terminologie verräth, der andere aber bey der herkömmlichen Ansicht stehen bleibt. Gleichen Schritt mit der Sprache und Ansicht der Vff. hält Druck und Papier; doch scheint No. 2 reiner von Druckfehlern zu seyn, welche das andere Buch noch allzusehr entstellen.

VI — VII.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Berlin, bey Hitzig: *Verdeutschungs-Vorlegeblätter, um die in der deutschen Sprache am häufigsten vorkommenden Wörter aus fremden Sprachen verstehen und statt derselben deutsche Ausdrücke gebrauchen zu lernen.* Zum Gebrauche für Schulen und solcher Personen, die nicht Gelegenheit gehabt haben, sich mit diesen fremden Wörtern bekannt zu machen. Von *J. C. F. Baumgarten*, Lehrer der Erwerbsch. zu Magdeburg. 1812. 20 Bl. in Fol. (20 Gr.)

Des Vfs. Vorlegeblätter für die Orthographie und den Stil sind bekannt, und gut aufgenommen worden; wir dürfen diesen Verdeutschungs-Vorlegeblättern ein gleich günstiges Prognostikon stellen. Die Blätter sind nur auf der einen Seite bedruckt, daher zum Unterklebtwerden geeignet; jeder Bogen ist in acht Vorlegeblätter zerschneidbar. Die innere Einrichtung ist folgende: Auf jedem Vorlegeblatte sind etwa 30 fremde Wörter verdeutscht; darunter stehen nun einzelne Sätze, in welchen, aber in abgeänderter Folge, jene Fremdlinge vorkommen. Der Schüler, dem diese Blätter vorgelegt werden, hat nun die fremden Wörter mit deutschen zu vertauschen. Der Vf. ist nach dem Alphabete gegangen, so dass das erste Blatt lauter Wörter mit a anfangend, das letzte lauter Wörter aus dem Buchstaben v oder t enthält. Das Geschäft des Schülers kann bey diesen Verdeutschungen bloss mechanisch seyn; er hat nichts zu thun, als die Verdeutschung aus des Vfs. Angabe herauszusuchen und niederzuschreiben. Beschäftigt kann freylich der Knabe hiedurch werden, ohne dass die Bemühung des Lehrers dabey weiter in Anspruch genommen wird. Nützlicher wären die Übungen schon dadurch geworden, wenn sich der Vf. nicht bloss auf die Wörter jedes Blattes beschränkt, sondern in die vorigen Blätter zurückgegriffen hätte; auch wäre hiedurch das Gedächtniss der Schüler mehr in Anspruch genommen worden. Jetzt kann ein Schüler alle Blätter durcharbeiten, und doch am Ende keine einzige Verdeutschung behalten haben. Wollte der Vf. sagen, dass der Lehrer für das Auswendiglernen der Verdeutschungen Sorge tragen müsse: so lässt sich wenigstens erwiedern, dass es in diesem Falle an den blossen Verdeutschungen genügt, und der Übungen gar nicht bedurft hätte. Bey der vorgeschlagenen Einrichtung hätten auch vielleicht die einzelnen trockenen Sätze

zu anziehenden und belehrenden Geschichtchen verarbeitet werden können. Übrigens sieht man auch aus dieser Arbeit, wie schwer es hält, einen Fremdling, der so lange volles Bürgerrecht genossen, und Bürgerpflichten geübt hat, durch einen eingebornen Bürger zu ersetzen. Der Vf. verdeutscht z. B. auf dem Titelbogen *Veteran* durch: *ein alter, lang gedienter Staatsdiener, ein erfahrner Soldat, ein alter, ehrwürdiger Mann.* In dem Übungsstücke steht nun: *Er ist ein Veteran unter den jetzt lebenden Dichtern.* Man sieht leicht, dass keine der angegebenen Verdeutschungen das Veteran adäquat ausdrückt. Da die beiden ersten Verdeutschungen gar keine Anwendungen leiden: so wird der Schüler verdeutschen müssen: *Er ist ein alter, ehrwürdiger Mann unter den jetzt lebenden Dichtern;* ist diese Verdeutschung entsprechend? Vielleicht besser, wenn der Ausdruck nicht für zu niedrig erachtet wird: Er ist ein *Altmeister* unter den jetzt lebenden Dichtern. Zur Schärfung der Urtheilskraft würde es gedient haben, wenn der fremde Ausdruck vollständig, nach allen seinen Schattirungen, in den Verdeutschungen erklärt, und dann in den Übungsstücken nach allen diesen Schattirungen in Verbindung gesetzt worden wäre. Es leidet gar keinen Zweifel, dass wir jeden fremden Ausdruck, die Kunstausdrücke etwa ausgenommen, entbehren und ganz entsprechend deutsch geben können; allein wir fehlen wohl darin, dass wir meinen, jedes Substantiv durch Substantiv, jedes Adjectiv durch Adjectiv, und jedes Verbum durch Verbum wiedergeben zu müssen. So genau entsprechen sich die Sprachen weder im Allgemeinen, noch im Besonderen. Was die eine Sprache durch ein einzelnes Substantiv. ausdrückt, dazu braucht die andere oft einen ganzen Satz, und umgekehrt. Doch — der Vf. hat eine nützliche Arbeit geliefert, und so wird denn der Schulmann mit Dank annehmen, was, und wie es der Vf. gegeben hat. Das Buch sey hiemit allen denen zum Gebrauch bestens empfohlen, welche der Titel als Lehrlinge bezeichnet.

R.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Göttingen*, b. Dieterich: *Jo. Ernesti Woltersdorf*, Wratislaviensis, *commentatio vitam Mithridatis M. per annos digestam sistens.* In certamine literario civium academiae Georgiae Augustae d. 15 Nov. 1812. praemio a rege Westphaliae clem. constituto ab illustri philosophorum ordine ornata. 1813. 59 S. gr. 4. (12 Gr.)

Der Vf. hat sein Augenmerk vorzüglich, wir können sagen ausschliessend, auf die Berichtigung der Chronologie gerichtet; und nicht allein in den ihr eigends gewidmeten Abschnitten, sondern auch in der Erzählung der Geschichte des Mithridates ist er nur um die Zeitrechnung, nicht um die Gewährung einer richtigeren Einsicht in den Geist und die Regierungsweise des Staats von Pontus, noch in die politischen Verhältnisse zwischen Rom und jenem Staate, noch in die Geschichte des Kriegs bemüht. Wir erwähnen diess hier nur anzeigend, nicht tadelnd, da diese Behandlungsart wohl nicht aus Verkennung der Möglichkeit anderer Gesichtspuncte, sondern aus Absicht gewählt und wahrscheinlich aus des Vfs. Deutung der Preisaufgabe erwachsen ist. So wie übrigens das Verhältniss eines noch in dem akademischen Studium begriffenen jungen Mannes und die Bescheidenheit des Tones in der vorliegenden Schrift den Leser zur Billigkeit im Urtheile auffodern; so bedarf es nach unserer Meinung nicht der Nachsicht, um anzuerkennen, dass unser Vf. bey seinen historischen Bestrebungen gründliche Vorarbeit in Erörterung der Thatsachen, und genaue, sorgsame Betrachtung seines Gegenstandes sich zum Gesetz gemacht habe.

Die Schrift zerfällt in vier Haupttheile: *I) de scriptoribus historiae Mithridatis. II) Subsidia numaria.* Der Hauptgegenstand hiebey sind Untersuchungen über die Ära auf bithynischen Münzen der Könige Nikomedes II und III (wobey *Spanheim's* Annahme des J. 466 nach E. R. bestätigt wird) und über die verschiedenen Könige Ariarathes und Ariobarzanes von Kappadocien. *III) De anno Mithridatis natali, primo regni, emortuali.* Besonders und genau abgehandelt, theils als Basis des Ganzen, theils wegen der Widersprüche in den Nachrichten. Der Vf. setzt den Tod des Mithridates in das Jahr Roms 691, seine Geburt 622 und den Antritt der Regierung in das dreyzehnte Lebensjahr. Eingeschaltet ist eine sorgfältige Untersuchung über die pontische Zeitrechnung, welche den Vf. auf den Satz führt, dass die Münzen des Mithridates zur Aufhellung der Chronologie in seiner Geschichte wenig dienen können. *IV) Mithridatis vita per annos digesta,* wobey wieder, wie schon gesagt worden, die Zeitrechnung vorzugsweise Gegenstand der Untersuchung ist. Die Thatsachen selbst haben sonst kein neues Licht durch Kritik erhalten. Dass aber der Vf. die Nachrichten fleissig aufzusuchen bemüht gewesen ist, bewährt er auch hier.

T. T.

Pädagogik. *Leipzig*, b. Steinacker: *Die gesunde Schulstube.* Ein Unterricht zur sicheren Beförderung der Gesundheit der Lehrer und Schuljugend. 1814. VIII und 45 S. gr. 8. (6 Gr.)

Der Vf. dieser kleinen Schrift ist der Prediger *Klinghart* zu Halbau in Sachsen. Er spricht zuerst von dem Bau und den Umgebungen eines Schulhauses, dann von der inneren Einrichtung einer Schulstube, von den Beförderungsmitteln der Gesundheit der Kinder, von dem Anzuge und den gewöhnlichen Krankheiten der Kinder, giebt hierauf einige Gesundheitsregeln für die Lehrer, und schliesst mit einigen Worten über das faulige Nervenfieber. Man sieht schon aus dem engen Raum, in welchem alle diese Gegenstände zusammengedrängt sind, dass sie nur sehr kurz und oberflächlich abgehandelt worden. Die gute Absicht des Vfs. wollen wir dabey nicht verkennen, hätten aber nach den Vorarbeiten von *Felbiger*, *Zückert*, *Borkeck* und *Käferstein* wohl etwas Gediegeneres erwartet. Wer die Schriften jener Männer kennt, findet in vorliegenden Bogen durchaus nichts Neues, wird aber viel Wesentliches vermissen. Übrigens ist die Klage des Vfs. über die unglaublich schlechten Schulgebäude in den verschiedenen Theilen unseres lieben deutschen Vaterlandes sehr gegründet. Nicht ohne Wehmuth hat sie Rec. auf seinen Reisen durch Deutschland betreten. Aber in Frankreich sind sie noch viel schlechter — anderer Länder nicht zu gedenken.

L. Th.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *De versione Pentateuchi Persica Commentatio.* Scripsit atque ad orationem, qua Professoris linguarum orientalium ordinarii munus adibit d. IV Sept. a. c. MDCCXIII — audiendam — invitat *Ern. Frid. Car. Rosenmüller.* 54 S. gr. 4. (12 Gr.)

Von allen den Hülfsmitteln zur Erläuterung der mosaischen Urkunden, welche der Orient in den verflossenen Jahrhunderten geliefert hatte, war keins so lange von christlichen Gelehrten unbenutzt geblieben, als die *persische Übersetzung*, ob sie gleich schon zweymal gedruckt worden war. Vor fast 270 Jahren, im Todesjahre Luthers, 1546, erschien sie zuerst in jüdischen Schriftzügen, und war ein Theil des zu Constantinopel in der Druckerey des Eliezer, des Sohnes Rabbi Gerschon von Soncino, edirten Polyglottenpentateuchs. (*Pentateuchi hebraeo-chaldaeo-persico-arabico-rabbinici.* — Wenn Lelong, Wolf, Masch und andere Literatoren den Verleger *Eliezer Berab Gerson* nennen: so ist das ein unbegreiflicher Missverstand der rabbinischen Abbreviatur בר״ב d. i. *Sohn des Rabbi.*) Diese Ausgabe war aber eigentlich nur für reiche Juden im türkischen Staate berechnet, kam deswegen in die Hände weniger Christen in anderen Ländern, und gehört jetzt zu den grössten Druckseltenheiten in Europa. Um die persische Übersetzung mehr in Umlauf zu bringen, liess der Engländer Brian Walton sie von seinem Landsmann, dem damals noch nicht 20jährigen Thomas Hyde, in neupersische Schriftzüge übertragen und lateinisch übersetzen, und so erschien sie 1657, vor 158 Jahren, im 4ten Bande der londoner Polyglotte zum zweyten Male. Allein auch diese neuere Ausgabe ist bisher äusserst wenig gebraucht worden, und hat, so zu reden, wie ein todtes Capital da gelegen, weil die meisten Theologen Reland's wohlgemeinten Rath, den er in seiner *Oratio pro lingua Persica, Traj. ad Rhenum* 1701, ausgesprochen hatte, nicht hatten befolgen wollen oder können. — Desto verdienstlicher ist Hn. *R's.* Bemühung, jene merkliche Lücke in der biblischen Literatur endlich auszufüllen, womit ein guter Anfang in diesem Programm gemacht ist; und wir können ihm unseren Dank dafür nicht besser bezeugen, als durch eine ausführlichere Recension, worin wir seine fleissigen und gründlichen Forschungen, bald erläuternd, bald auch, wenn wir nicht irren, berichtigend, begleiten.

Nachdem er in der Vorerinnerung auf die eben erwähnte Lücke hingedeutet, und den Inhalt seiner Abhandlung kurz angegeben hatte, wendet er sich sogleich zur Sache, ohne über *ältere persische Bibelversionen* ein Wort zu verlieren. Niemand wird ihm diess verdenken, weil es ausser seinem Kreise lag, und weil man in Deutschland nicht gut hierüber absprechen kann; aber wünschen darf man wohl, dass irgend ein Gelehrter, der in der erfoderlichen Lage ist, eine sorgfältige Untersuchung darüber anstellen möge. Denn da die jüdische sowohl als die christliche Religionspartey früh im persischen Kaiserthum ansässig und blühend gewesen ist, — jene schon länger als ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt und diese bald nach ihrer Entstehung —; da bey beiden das Bibelstudium der Grund aller anderen Studien war, und weder die eine noch die andere die Übersetzung ihrer biblischen Bücher in die Landessprache für ihre Ungelehrten entbehren konnte; da überdiess die syrischen, besonders die nestorianischen Christen in Persien fleissige Übersetzer unter sich gehabt haben (*Assemani biblioth. orient. T. II. p.* 104. *T. III. P. I. p.* 376 etc.): so lässt es sich vermuthen, dass ältere Bibelversionen in persischer Sprache existirt haben; und diese Vermuthung wird durch Theodoret's Versicherung (*de curandis Graecorum affectibus libr.* 5) zur Gewissheit. — Allein auf allem diesem ruht noch eine dicke Finsterniss, die vielleicht nur zu Rom, vielleicht aber da nicht einmal, vertrieben werden kann. — Im ersten Paragraphen handelt Hr. *R.* von dem Urheber der persischen Übersetzung des Pentateuchs, als auf welche er sich beschränkt; und da finden wir ungefähr dasselbe wieder, was man seit Walton's Zeit in vielen Büchern und fast allen Einleitungen in das A. T. gelesen hatte: „Er sey nämlich ein Jude, Namens *Jacob, Josephs* Sohn, aus *Tus*, طوس, einer grossen und unter andern wegen ihrer jüdischen Akademie berühmten Stadt in der persischen Provinz Chorasan, gewesen, und habe von dieser Stadt, seinem Geburts- oder Wohn-Orte, *Tawus* [طاووس, hebr. טאווס, und nicht, wie p. 4 steht, חאווט] geheissen." Man muss sich wundern, dass es ihm nicht einfiel, das Nomen gentile von *Tus* könne nicht *Tawus* oder *Taus* (طاوس), sondern müsse *Tusi* طوسي seyn; *Tawus* bedeute ursprünglich *einen Pfau*, und dann figürlich *einen schönen Mann*, *einen Stutzer* u. s. w., es sey aber auch ein Nomen proprium, und so heisse

z. B. ein angesehener mohammedanischer Lehrer des 2ten Ranges, s. *Anthologia sententiarum arabicarum, ed. H. A. Schultens* No. 134 und *Ibn Chalicani vitae illustrium virorum, ed. Tydeman* No. 305, wie überhaupt dergleichen Thiernamen bey den Morgenländern oft Menschennamen werden, und bey unseren deutschen Juden die Zunamen *Löw*, *Bär*, *Wolf*, *Hirsch*, *Amsel* u. s. w. sehr gewöhnlich sind. — Wenn der persische Übersetzer gelebt und geschrieben habe, diess will Hr. *R.* nicht bestimmen; nur schliesst er daraus, weil derselbe Gen. 10, 16 für *Babel* den Namen *Bagdad* setzt, welche letzte Stadt erst im J. Chr. 762 gegründet worden ist, er könne nicht wohl vor dem Anfange unseres 9ten Jahrhunderts geschrieben haben, — worin wir ihm um so viel lieber beypflichten, da sonst sein Buch gerade das allerälteste noch vorhandene neupersische Buch wäre, so wie es wirklich das erste in dieser Sprache gedruckte Buch ist — nur würde es alsdann gewiss in einer ganz anderen Gestalt, als es jetzt hat, erscheinen. — — Es ist zu bedauern, dass Hn. *R.* die *kurze Übersicht einer biblisch-kritischen Reise nach Rom von Hn. Adler*, Altona 1783, nicht nachschlug; er würde darin S. 221 f. den weitläuftigen Titel des constantinopolitanischen Polyglottenpentateuchs, welcher die Stelle einer Vorrede vertritt, gelesen, und in den folgenden Zeilen noch besseren Aufschluss über seinen Gegenstand gefunden haben. Der Vorredner sagt daselbst: „Hier wird Mosis Gesetzbuch geliefert nebst der Auslegung des grossen R. Salomo Jarchi und einer dreyfachen Übersetzung, der chaldäischen des Onkelos, der arabischen des R. Saadia Gaon, und der persischen, welche uns ein weiser und gelehrter Mann, der Sohn des Rabbi Jacob, der Enkel des vortrefflichen R. Joseph, Tawus, der im Paradiese ruhe, verfertiget hat." הנה כתובה מפורשת מהרם הגדול מאור הגולה רש"י זלה"ה מתורגמת בשלש לשונות תרגום אנקלוס ערבי לרב סעדיה גאון זלה"ה ופרסי אשר באר לנו איש נבון וחכם ב"ר יעקב בכ"ר יוסף טאווס נ"ע. Aus diesen Zeilen lässt sich, wenn sie anders nicht durch Druck- oder Schreibefehler verdorben sind, Einiges folgern: 1) Der persische Übersetzer hiess nicht, wie man gewöhnlich annimmt, *Jacob*, *Josephs Sohn*, sondern entweder a) fehlt sein eigener Name ganz, und nur der Name seines Vaters, *Jacob*, und seines Grossvaters, *Joseph Tawus*, wird angegeben, oder aber b) sein Name *Tawus* (*Pfau* s. oben) wird zu hinterst gesetzt. Das Letzte wäre freylich etwas äusserst Seltenes, das Erste hingegen würde bey Morgenländern viel weniger, als bey uns Abend- und Nord-Ländern, auffallen. Man stösst in der arabischen Literatur auf sehr viele hochberühmte Männer, die unter ihren Patronymicis weit bekannter sind, als unter ihren eigentlichen Namen; so der Arzt *Ibn Sina* (Avicenna), der Philosoph *Ebn Roschd* (Averrhoës), der Biograph *Ebn Chalican*, der Dichter *Ebn Doreid*, der Grammatiker *Ibn Malic* u. s. w. Unter den Juden findet man ähnliche Beyspiele: die zwey berühmtesten spanischen Israeliten im 12ten Jahrhundert werden öfterer *Aben Ezra*, d. i. *Ezras Enkel*, und *Ben Maimon* oder *Maimonides*, d. i. *Maimons Sohn*, als mit ihren Beschneidungsnamen *Abraham* und *Mosche* benannt. Selbst unter den Aposteln Jesu heisst einer *Bartholomäus*, d. i. *Tolmai's Sohn*, und sein wirklicher Name ist ganz vergessen, wenn er nicht, wie Einige wollen, im *Nathanaël*, Joh. 1, 45, zu suchen ist. — 2) Der persische Übersetzer und seine Arbeit ist sehr jung, und aus dem 16ten Jahrhunderte, denn es steht ja ausdrücklich hier: אשר באר לנו „welche *uns* verfertiget hat." 3) Er war im J. Chr. 1546 schon verstorben: denn hinter seinem Namen liest man: נ"ע, d. i. נוחו עדן „der im Paradiese ruhe!" eine Formel, die gemeiniglich nur bey schon Verstorbenen gebraucht wird. — Doch fällt diese dritte Folgerung weg, wenn sie hier zum Namen seines Grossvaters zu ziehen, und sein eigener Name nicht genannt seyn sollte. — — — Was in diesem Paragraphen ferner von den beiden Ausgaben der persischen Version gesagt wird, haben wir schon oben angezeigt. Zu den Anmerkungen No. 4, 6 u. 7 geben wir noch einen kleinen Nachtrag: a) Wolf führt in seiner *Biblioth. hebr.* T. IV. p. 102 einen Abdruck des 2ten Buches Mosis zu Constantinopel vom jüdischen Jahr 305 (Chr. 1545) an, der entweder ein Theil des grösseren Werkes oder eine Probe davon seyn wird. b) Lud. de Dieu's Abschrift geht in Kleinigkeiten zuweilen von der hydischen ab, und alsdann scheint die letzte richtiger zu seyn. c) De Dieu's Schüler, der nachherige Professor zu Gröningen, Anton Deusing, hatte auch den persischen Pentateuch aus der hebräischen Schrift in die neupersische übergetragen und zum Drucke bereitet. S. *Vitae Professorum Groningae et Omlandiae* p. 214. 219. d) Wolf gedenkt T. II. p. 335 noch einer hieher gehörigen Schrift: „*Geneseos capita V priora, cum aliis dictis biblicis hebraice, chaldaice, syriace, arabice, aethiopice et persice, per J. Frid. Krebsium, Jenae* 1692." — — Im 2ten Paragraphen wird umständlicher dargethan, dass die Übersetzung unmittelbar aus dem hebräischen Grundtexte gemacht sey, und das Persische in derselben, weil es sich dem Original zu sehr anschmiegt, oft unerträglich barbarisch klinge. Viel günstiger hatte einst der Bischof Huetius geurtheilt; aber Hn. *R's.* Urtheil ist der Wahrheit gemässer. — Der dritte §. nimmt den grössten Theil der Abhandlung, S. 10—45, ein, und ist vorzüglich wichtig, indem die merkwürdigeren Erklärungen des ersten Buchs Mosis darin ausgezogen sind. Hr. *R.* setzt unter die Proben, die er aus dem persischen Übersetzer nimmt, die Parallelen anderer jüdischer Übersetzer in chaldäischer, arabischer und griechischer Sprache, auch zuweilen aus rabbinischen Commentarien, und Manches, was wir hier lesen, ist so beschaffen, dass man es als einen ergänzenden Beytrag zu seinen *Scholiis in Genesin* nützlich gebrauchen kann. Über einige von seinen Anmerkungen wollen wir etwas beyfügen. — C. 4, 1. Der Euphemismus für ידע wird von unserem Übersetzer nicht überall beobachtet, bisweilen schreibt er ganz unverblümt, wie c. 19, 8. 24, 16. 38, 27. — Eine ähnliche Verblümung möchte es auch scheinen, wenn er für זונה *Scortum* c. 34, 31. 38, 15.

خارجيه *devia*, gleichsam *eine Extragehende*, setzt; doch an anderen Orten — c. 38, 21 u. s. w. — bedient er sich des harten arabischen Wortes قحبة *Kachba*. — C. 14, 14 *Arastah kerd mar dschakeran u* er *rüstete oder ordnete seine Knechte*, das letzte Wort in dem Sinne, den es im alten Deutschen hatte, *Krieger*. Damit stimmt die arabische Version eines nordafrikanischen Juden, die Erpenius herausgegeben hat, überein, علي صبيانة — Das syrische حلمومي *elaimau* (denn so muss es heissen) kann auch *seine Krieger* bedeuten. — C. 30, 14. Hier ist dem frühgelehrten Hyde offenbar Unrecht geschehen. *Destanbuiha* kann in dieser Stelle, wo es für das hebr. *Dudaim* gesetzt wird, keine *Riechküchelchen* oder *Riechzeltchen*, sondern muss etwas, das man auf dem Felde finden kann, eine Frucht oder ein Gewächs, bedeuten. Dasselbe Wort kommt auch beym Avicenna (Opp. arab. T. II. p. 19. vers. lat. ed. Venet. 1544. f. 434) als ein Nahrungsmittel vor, das im Tertianfieber nicht undienlich sey. Plempius erklärt es durch *Pepones*, und Andreas Bellunensis schreibt in seiner *Interpretatio nominum arabicorum in Avicennae libris*: „*Abdestembujat sunt species melonis, et sunt rotundi, parvi, dulces, et color corticis eorum similatur cortici coloquinthidae viridis maturae, et est juxta magnitudinem ejus. Et vulgares Damasci appellant hanc speciem melonis Seman*," welches das arabische, von den Persern auch angenommene *Schemam* شمام, *etwas Wohlriechendes*, ist. Richardson in seinem persisch-englischen Wörterbuche stimmt Sp. 846 ebenfalls damit überein: „*Dest embuyé, Any thing odoriferous, particularly a species of small melon or apple, which is carried in the hand on account of its delightful perfume.*" Hyde hat also ganz Recht, wenn er *Melones odoratos* übersetzt. Damit sprechen wir aber dem persischen Worte eine allgemeinere Bedeutung nicht ab; nach der Ableitung von *Dest*, *die Hand*, und *Enbuje*, *der Geruch*, begreift es Alles unter sich, was man des Wohlgeruchs wegen in der Hand trägt. — C. 35, 17. Das Citatum aus Kämpfer über *Fersenk* hätte verbessert werden sollen: denn nicht *zwey und zwanzig und eine halbe Parasange*, sondern 22 *und zwey Neuntel* gehen auf einen Grad des Aequators. Das *Mil* (ميل) des Saadias ist nur ein Drittel der Fersenk oder ein Sieben- und Sechzigtel des Grades. — C. 37, 3. In der anderen Stelle (44, 20) wird *jeled zekunim* von dem Perser gut übersetzt كودكي بيرپسكين, *natus in senectute*. — C. 41, 8. Die *Moabberan* sind specieller *Traumdeuter*, vergl. 40, 5. 8. 22. — C. 41, 40. Wir bezweifeln die p. 29 ausgesprochene Behauptung, dass die arab. Übersetzung des ersten Buchs der Könige aus der griechischen gemacht sey; sie nähert sich in dem Capitel wenigstens, das Hr. R. hier anführt, eher der syrischen. Doch freylich ist diess nur Nebensache. Wegen der Hauptsache, warum نفقة خورن für נשק gesetzt werde, haben wir auch noch einiges Bedenken, dessen Darlegung uns aber zu weit führen würde. — C. 41, 43. Dem Sultan Abulfeda, der von seiner Jugend an mit und unter Türken gelebt hat, ist es gewiss zuzutrauen, dass er die Bedeutung der türkischen ganz gemeinen Wörter *Ata*, *Vater*, und *Bec*, *Fürst*, gekannt, mithin gewusst habe, dass *Atabec ein Vater des Fürsten* sey. Man schreibe nur in seinem Geschichtbuche (Annal. Moslem. T. III. p. 227) *Alwaled alemir* (الامير) für *Alwaled alamin* (الامين), so hat man, was man haben will. — C. 41, 46. مهتر, *der Grössere*, *der Fürst*, (der Comparativus von *Meh*, *gross*) wird c. 25, 16. 36, 15—18. 21. 29. 30. 40—43 für das hebr. *Nasi* und *Alluf* gesetzt. Das Citatum aus Kämpfer hätte entbehrt werden können. — C. 45, 18. להחנפל Das chaldäische Wort des Onkelos לאסתפקא ist in der Bedeutung zu nehmen, die das chald. und samaritanische סכף und das syrische סגף hat, *afflixit*; das arabische عنى des Saadias bedeutet ebenfalls *injuria affecit*: der Perser stimmt also auch hier mit beiden überein. — C. 49, 22. Was p. 40 stehet: *Risum movrat* — — — *veheretur*, ist freylich richtig, es nähert sich aber doch demjenigen, was die Perser und andere Morgenländer von Joseph fabeln. — C. 49, 26. Die Übersetzung von תַּאֲוַת durch *Grenze*, nach Raschi, ist nicht unannehmlich. — Es ist nicht gerade nöthig, das syrische כְּלִילָא durch *Krone* zu übersetzen, es kann auch der *Gekronte* seyn. Durch das im vorigen §. Enthaltene hatte Hr. *R.* seine Leser in den Stand gesetzt, selbst über den persischen Übersetzer zu urtheilen; im nächsten giebt er noch einige Resultate: 1) „Der Perser folgt vornehmlich dem Onkelos." Diess hätte noch durch Beyspiele, wo jener dieselben chaldäischen Worte, die in diesem vorkommen, und die weder persisch noch arabisch sind, beybehält, verstärkt werden sollen, z. B. احسنتا אחסנתא, *der Besitz*, Gen. 31, 14. شكينة, שְׁכִינָא, *die Majestät Gottes*, Ex. 33, 14. 15. 20. Num. 6, 25. 26. Es giebt aber auch manche Stellen, wo der Perser von Onkelos weit abgeht, wie Deut. 32. 2) „Ob derselbe, wenn er mit der arabischen Übersetzung des Saadias übereinstimmt, aus dieser geborgt habe, wagt er nicht zu entscheiden." Wir würden es doch thun, wenn die Übereinkunft gross und ihnen eigen ist — wie, wenn beide Deut. 32, 4. 18. צור durch خالق *der Schöpfer*, erklären, worin nur ein anderer Jude, der *Arabs Erpenii*, mit ihnen eins ist. 3) „Merkwür-

dig sey es, daſs der Perser alte Sitten und Gebräuche aus solchen, die zu seiner Zeit Statt fanden, erläutere." Von den 5—7 Beyspielen, die in Not. 5 angezeigt werden, fallen 2 (c. 30, 14, 41, 45) weg. Auch das, was p. 46—48 über die Übersetzung von Lev. 26, 30 — obgleich zweifelnd — geschrieben wird, können wir nicht billigen. *Afitab chaneh*, آفتاب خانة, eigentlich *Sonnenhaus*, ist nach Richardson *ein Sommerhaus*, und so hat der Perser vermuthlich חמן deſswegen ausgedrückt, weil dieſs Wort von חמה, *Sonne, Wärme*, hergeleitet zu werden pflegte. Das ihm zur Seite stehende *Serdi chaneh*, سردخانة, eigentlich *Haus der Kälte*, muſs demnach ein *Winterhaus* seyn, obschon wir nicht einsehen, wie das hebr. בָּמָה also übersetzt werden konnte. — Wir würden (um doch ein Weniges vom hebr. Texte dieser Stelle zu sagen) **Bama** vom persischen **Bam**, *supremum cujusque rei, e. c. tectum domus*, und **Chammun** vom persischen **Chamanai**, *similitudo, imago* (s. Castell. lex. heptagl. P. II. col. 89. 243), ableiten. Zwar wissen wir wohl, daſs die hebräische und persische Sprache nicht von *einem* Stamm sind, aber ganz gewiſs ist Mehreres, als man gewöhnlich glaubt, aus dieser in jene aufgenommen und so dem fremden Baume eingeimpft worden. Von der Art ist אַבְנֵט *ein Gürtel*, persisch بند *Bend*; מִסְפָּר oder טִפְסָר *ein Kriegsbedienter*, persisch تپسر; תֹּפֶת *eine Brandstätte* von تافتن *brennen*; נְכֹת *etwas Aufbewahrtes* von نگاهيدن *verwahren* u. s. w. — Vergessen dürfen wir übrigens nicht, noch anzumerken, daſs Hr. *R.* immer das persische Original, und nicht, wie man das von mehreren Gelehrten, die für Orientalisten gelten, sagen kann, bloſs die lateinische Afterübersetzung nachgesehen habe. Wäre dieſs nicht sein Fall: so hätte er sicherlich diesen §. durch ein sehr scheinbares Exempel aus Gen. 32, 15 vermehrt. Da erblickt man in Hydes Übersetzung: „*equas* 20 *et equuleos* 10," unter den Geschenken, die Jacob seinem Bruder Esau bestimmte, obgleich im Hebräischen 20 *Eselinnen und* 10 *junge Esel* erscheinen, und wird dadurch zu glauben gereizt, der Perser habe eine Thierart, die zu seiner Zeit in seinem pferdereichen Vaterlande zu Hause war, in die Lager der alten Patriarchen versetzt. Allein, da **Madian** eben so gut *eine Eselin* als *eine Stute*, und **Kurra** *einen jungen Esel* eben sowohl als *ein Pferdefüllen* bedeuten kann (s. *Richardson's dictionnary*): so wird man das verwerfen und eingestehen müssen, daſs Hyde und nicht der Perser geirrt habe. Vielleicht könnte man es aber hieher rechnen, wenn Exod. 11, 5 *Asiab*, اسياب, und Deut. 24, 6 *Asia*, آسيا, *mola*, für רֵחַיִם gesetzt wird, wo in der ersten Stelle das hinten stehende *Ab* auf das *Wasser* hinweiset, und in der 2ten *Asia* von *Dest-as*, دستاس, *der Handmühle*, unterschieden wird. Man möchte also denken, der pers. Übers. habe geglaubt, es habe schon zu Mosis Zeit *Wassermühlen* gegeben. Indessen dieser Gedanke fällt weg, weil jene pers. Worte für *jede Mühle* gesetzt werden können. Sehr viel kürzer als der Paragraph, worin von dem *exegetischen Gebrauche* der persischen Übersetzung gehandelt wurde, muſste der 9te oder letzte, der sich mit dem Nutzen, den man etwa daraus für die *Kritik* des Pentateuchus ziehen könnte, beschäftiget, ausfallen. Denn da dieselbe sich so nahe als möglich an den herkömmlichen masorethischen Text hält: so erfährt man durch die Vergleichung von jener mit diesem fast weiter nichts, als das, was man ohnedieſs von einer Arbeit eines Juden zu erwarten hatte, daſs die hebräischen Handschriften in Persien von denen in Europa ungemein selten abgehen. Hr. *R.* giebt uns dennoch eine Probe von den abweichenden Lesearten, die er im ersten Buche Mosis bemerkt hat, welche meistens nicht sonderlich wichtig sind. (Das Wort קברנו c. 23, 6 darf nicht (s. p. 50) קְבָרְנוּ, sondern muſs קִבְרֵנוּ punctirt werden.) Wir legen hier noch eine kleine Ausbeute zur Prüfung nieder. — Cap. 15, 9. Wenn die hebräischen Zeilen עגלה משלשת ועז משלשת ואיל משלש nicht wie gewöhnlich: *eine dreyjährige Kuh*, *eine dreyjährige Ziege und ein dreyjähriger Widder*, sondern: *drey Kühe*, *drey Ziegen und drey Widder* übersetzt werden: so möchte man denken, der Übersetzer gehe vom masorethischen Texte ab. Auch Onkelos hat: עֶגְלִין תְּלָתָא וְעִזִּין תְּלָת וְדִכְרִין תְּלָתָא und die Versio Veneta: δαμαλιν τριπλην, αιγα τε τριπλην και κριον τριπλουν. — C. 28, 12 پس كهنكي من بون بمن ارايش, *nach meinem Alter* (nachdem ich alt geworden bin) *soll ich mich noch schmücken*, אחרי בלותי היתה לי עדנה. Scheint es nicht, er habe statt des letzten Wortes, עדנה, gelesen oder angenommen עדיה, und dieses für einerley mit עֲדִי, *ornatus*, gehalten? Er übersetzt עדי auch Exod. 33, 4 durch ارايش. — C. 25, 20 steht für לבן הארמי, *Labanis Aramaei*, لبن ابن ارمني, *Labanis Armenii*, als wäre im Hebräischen הארמני. Nur ist *Armeni* vermuthlich ein Schreibfehler: beide Worte sind in arabischer und persischer flüchtiger Schrift ungemein leicht zu verwechseln, und das eine unterscheidet sich von dem anderen oft bloſs durch ein darüber gesetztes oder ausgelassenes Pünctchen. (Im Saadias stehet ebenfalls Gen. 31, 20. 24 und im *Ar. Erpenii* c. 25, 20. 28, 5. 31, 20. 24 *Armeni* für *Arami*.)

(*Der Beschluſs folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *De versione Pentateuchi persica Commentatio.* Scripsit atque ad orationem, qua Professoris linguarum orientalium ordinarii munus adibit d. IV Sept. a. c. MDCCCXIII — audiendam — invitat *E. Fr. Car. Rosenmüller* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. 34, 30. עֲכַרְתֶּם אֹתִי, *ihr habt mich betrübet.* Der Perser: بيخ كنديد مرا, *radicitus effodistis me, ihr habt mich zu Grunde gerichtet.* Es scheint beynahe, er habe עֲקַרְתֶּם mit einem Koph gelesen, wie schon Castellus, *Lex. pers. col.* 157, bemerkt hat. Man vergleiche C. 49, 6. Nahe verwandt ist es, wenn der Arabs Erpenii فسدتم حالي hieher setzt. — Cap. 36, 39. מֵי זָהָב. Diesen Namen eines Mannes sieht der Perser wie ein Nom. appellativum an, denn er hat: مرد زرگر, *ein Goldschmied.* Eben so Onkelos מְצָרֵף דַּהֲבָא und Arabs Erpenii صايغ الذهب. Sollten sie nicht מֻזְהָב oder מַזְהִיב — so könnte *ein Goldarbeiter* oder *Vergolder* heissen — im Grundtext angenommen haben? Castellus hat im syrischen Wörterbuch ܡܕܗܒܐ, *aurifex*, aber diess ist nur durch das Zeugniss des Ferrarius, worauf sich wenig bauen lässt, begründet. — Cap. 37, 36. מְדָנִים *Medaniten.* Der Perser: مدينان, drückt also מִדְיָנִים *Midianiten*, wie es auch V. 28 in den masorethischen Handschriften und Ausgaben heisst, aus. Mit ihm sind hier fast alle alten Übersetzer, LXX, Vulg., Syr. Onkelos, Jonathan, Saadias, Arabs Erpen., die Versio Veneta, so wie der samaritanische Text einverstanden. — Cap. 42, 1. לָמָּה תִּתְרָאוּ, *warum sehet ihr euch unter einander an?* — Der Perser: چرا همي ترسيد *warum fürchtet ihr euch?* also לָמָּה תִּירָאוּ. Eben so Jonathan: לְמָא דֵין אַתּוּן דַּחֲלִין. — Nahe kommt die Lesart des samaritanischen Textes למה תתיראו, wobey uns nur das anstössig ist, dass sonst ירא nicht in Hithpaël gefunden wird. Die samaritanische Übersetzung hat auch למה תדחלון. — Cap. 45, 4. מצרימה *nach Ägypten.* Der Perser بمصريان, als hätte er לְמִצְרִים, *den Ägyptern*, gelesen. So auch der Syrer לְמִצְרָיֵא. — Cap. 48, 19. וְזַרְעוֹ יִהְיֶה מְלֹא עַמִּים „seine Nachkommenschaft wird eine Menge von Völkern ausmachen." Der Perser: ونسلي اوباشد مسلم در قومها „seine Nachkommen werden unverletzt unter den Völkern seyn." Man sieht nicht, wie מְלֹא, *die Menge*, dem مسلم, *unverletzt*, entsprechen könne, und wird dadurch geneigt, für jenes hebräische Wort eine andere Leseart zu errathen. Aber was für eine? — Vielleicht liegt der Fehler in Hydens Abschrift, und im persisch-jüdischen Original stand מסלט, *herrschend*, welches gar leicht in מסלם übergehen konnte. ملأ bedeutet nämlich im Arabischen *edel, geehrt, mächtig seyn*, und Onkelos übersetzt hier auch: וּבְנוֹהִי יְהוֹן שַׁלִּיטִין בְּעַמְמַיָּא „und seine Söhne werden mächtig unter den Völkern seyn." — Cap. 49, 9. כָּרַע „er hat sich gekrümmt." Der Perser: بخنبيد, d. i. nach Hyde's Erklärung: *celebris evasit*, wobey man an כרם, كرم *generosus, honoratus fuit*, denken möchte. Allein خنبيدن bedeutet auch *sich krümmen*, also ist keine Änderung nöthig, wenn man nur *incurvavit* in das Lateinische aufnimmt. — Cap. 50, 19. Die hebräischen Worte: כִּי הֲתַחַת אֱלֹהִים אָנִי sind allerdings, wenn man sie nicht aus dem rechten Standpunct ansieht, etwas dunkel, und desswegen von manchen Auslegern nicht gut aufgefasst und ausgedrückt: sie können aber doch den Sinn haben: „denn — bin ich wohl an Gottes Stelle? oder bin ich Gott?" Joseph lehnte also den Kniefall seiner Brüder ungefähr eben so ab, wie Friedrich der Grosse, als er erklärte, seine Unterthanen möchten vor Gott die Knie beugen, aber nicht vor ihm. — Das mag auch in der Übersetzung des Aquila: ὅτι μη αντι Θεου εγω; und des Symmachus: μη γαρ αντι Θεου εγω; — liegen, so wie es ebenfalls der Samaritaner החליפה אלהים אנה, und andere Neuere (s. *Poli synopsis criticorum ad h. l.*) verstanden haben. Die Parallelstelle c. 30, 2 führte sie auf den richtigen Weg. — Unser Perser hat dagegen hier: ترسيد كاري خدا من, *ich bin gottesfürchtig, oder fürchte Gott*, und kommt darin mit Onkelos: ארום דחלא דיהוה אנא, Jonathan: ארום דחיל ומחכר מן יי אנא, Saadias: انني اخاف الله und dem Ar. Erpen. لان اخاف من الله انا überein. Sollten diese nicht חתת oder חחתת, von חתת *sich fürchten*, خت *sich scheuen*

oder *ſchämen*, geleſen haben? Wenn *J. D. Michaelis* in ſeiner orient. und exeg. Bibl. Theil XXI. S. 181 berichtet, der ſamaritaniſche Text habe [illegible]: ſo iſt das ein Verſehen; denn dieſer geht von dem maſorethiſchen nur darin ab, daſs er [illegible] ausläſst.

Doch wir müſſen abbrechen; wir können es aber nicht thun, ohne einen Wunſch beyzufügen. Deutſche Profeſſores LL. OO. geben ſich äuſserſt ſelten mit dem Perſiſchen ab, weil es auſser ihrer Sphäre iſt, und Kenner der perſiſchen ſchönen Literatur werden ſchwerlich Luſt bekommen, den Überſetzer des Pentateuchs, der ihnen geſchmacklos und barbariſch ſcheinen muſs, zu ſtudiren. Hr. *R.* ſetze alſo, wir bitten darum, das Angefangene fort, und erſtrecke es über die übrigen moſaiſchen Bücher, damit wir etwas Ganzes erhalten.

Intereſſant war uns dieſs Programm, und deſswegen haben wir uns länger, als gewöhnlich, damit beſchäftigt; noch intereſſanter und gemeinnützlicher würde die darin angekündigte Antrittsrede: *De mythis Orientalium recte dijudicandis*, ſeyn, und wir hoffen mit Sicherheit, daſs Hr. *R.* ſie bald, weiter ausgeführt und mit den nöthigen Belegen verſehen, dem theologiſchen Publicum ſchenken werde. ..ŋ..

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Sulzbach, b. Seidel: *Zwey Predigten am Siegesfeſte, und dem darauf eingefallenen allgemeinen Bus - und Bet - Tage in der Univerſitäts - Kirche gehalten* von D. *Leonhard Bertholdt*, drittem ordentl. Prof. der Theol. u. ſ. w. Zum Beſten gebrechlich gewordener vaterländiſcher Krieger. 1814. 52 S. 8.

2) Aachen, b. Weiſs: *Predigt an dem verordneten allgemeinen Dankfeſte wegen der letzten Siege der verbündeten Heere und ihres am 31 März 1814 erfolgten Einzuges in Paris. Am Sonntage Quaſimodogeniti den 17 April gehalten*, von *Max. Friedr. Scheibler*, evangel. luther. Prediger zu Montjoie. 1814. 35 S. 8.

3) Leipzig, b. Bruder: *Denkſchrift auf die Einnahme von Paris und den Sturz Napoleons. Eine für den Druck erweiterte Predigt*, von *Joh. Zachar. Herm. Hahn*, Superintendenten u. ſ. w. Als Seitenſtück zu des Verfaſſers Siegespredigt zu Ehre des bey Leipzig erfochtenen denkwürdigen Sieges. (S. d. Rec. J. A. L. Z. 1814. No. 61.) 1814. 78 S. 8. (6 Gr.)

4) Ohne Druckort: *Die Gerechtigkeit Gottes geht durch die Weltgeſchichte. Predigt bey dem* am 17ten April 1814 zu Bamberg gefeyerten *Dank- und Sieges - Feſt* von *Ernſt Anton Clarus*, Dekan und Stadtpfarrer bey der proteſt. Kirche zu Bamberg. Ein Beytrag für rückkehrende vaterländiſche Krieger. 16 S. 8. (2 Gr.)

5) Zittau, b. Schöps: *Siegespredigt nach glorreich errungener Einnahme der Stadt Paris* durch die tapferen Heere der hohen Verbündeten, am allgemeinen *Dankfeſte* den 17 April 1814 zu Zittau unter freyem Himmel bey dem Gottesdienſte des dritten Bataillons Landwehrmänner im Marggrafthum Oberlauſitz gehalten und auf Verlangen dem Drucke übergeben, von M. *Karl Heinr. Gottfr. Lommatzſch*, Diakon. *Zweyte Auflage.* Zur Unterſtützung der gänzlich zu Grunde gerichteten Bewohner von Eckartsberga, Mallendorf, Liebſtädt und Goldbach in Thüringen. 19 S. 8.

6) Zittau, b. Schöps: *Einige Worte der religiöſen Erbauung bey der Fahnenweihe des dritten Bataillons Landwehrmänner*, im Markgrafthum Oberlauſitz den 21 May 1814 zu Zittau unter freyem Himmel geſprochen von M. *K. H. G. Lommatzſch.* 8 S. 8.

7) Jena, b. Frommann: *Zwey Predigten veranlaſst durch die entſcheidenden Siege* der hohen verbündeten Mächte Europa's *zur Befreyung des Vaterlandes*, gehalten in den Kirchen zu Hummelshayn und Schmölla von *Abraham Worms*, Pfarrer daſelbſt. Zum Beſten der verunglückten Dorfſchaften bey Leipzig. 1814. 31 S. 8. (4 Gr.)

Der Hauptgedanke, ſo wie das Eine Gefühl, welches bey der Nachricht von dem glorreichen Einzuge unſerer Heere in die Hauptſtadt des franzöſiſchen Reichs Aller Sinn und Herzen erfüllen muſsten — in jenen unvergeſslichen Tagen, die ſo ſchnell verſchwanden, daſs man ihre Eindrücke um ſo weniger zu bewahren gelernt hat —, ſpricht natürlich, obwohl in verſchiedenen Abſtufungen, mehr oder minder ſtark und energiſch, eigenthümlicher oder fremder, das innere Feuer entweder ſelbſtthätig ausſtrömend, oder kälter wiedergebend — in ſeiner Art jedoch den verwandten Sinn gewiſs erfreulich berührend, — aus dieſen ſämmtlichen Predigten. Wir dürfen deſshalb über den beſonderen Charakter jeder einzelnen nur Weniges hinzuſetzen.

Hn. *Bertholdts* erſte Rede (No. 1) hat das Thema: „*wie wir die ſiegreichen Ereigniſſe der letzten Zeit zu betrachten haben, um ſie nach allen ihren groſsen und wohlthätigen Folgen zu überſchauen, und uns zum höchſten und reinſten Danke gegen Gott zu ermuntern?* — Die Breite, welche die Form des Thema drückt, läſst ſich auch ſonſt in dieſer und der anderen Predigt, hie und da bemerken. Die Diſpoſition legt fruchtbare Geſichtspuncte in Beziehung auf jene Frage dar; die ſiegreichen Ereigniſſe erſcheinen „1) als Siege der *Wahrheit* und Vernunft über die Gefahren, welche die Welt mit einem neuen Zeitalter der Barbarey bedrohten; 2) der *Gerechtigkeit* über ſtolze Anmaſsung und widerrechtliche Gewalt; 3) der *Menſchheit* über die ſchändlichſte Erniedrigung, die ihr zugedacht war; 4) des *Glaubens* an Gott und ſeine Vorſehung über die Zweifel des kleinmüthigen menſchlichen Herzens." Nach dem bey dieſen Abtheilungen gewählten Ausdruck ſondert ſich 2) nicht genug von 1) ab; auch iſt bey 3) der Begriff der

Menschheit nicht wohl zu coordiniren mit dem der *Wahrheit* und *Gerechtigkeit* bey 1) und 2). Überdiess fällt wiederum 3) nach dem angenommenen Sinn mit 2) in dem Wesen zusammen. Übrigens hat der Vf. die Kehrseite des Bildes — das, *was wir waren* — mit treffender Wahrheit aufgefasst. Nur die 4te Abtheilung, der in einer religiösen Betrachtung mit Recht am meisten gründliche und eindringende Ausführung zu wünschen war, bricht unerwartet schnell ab. Es scheint, dass beide Vorträge durch zu gesuchte Kürze, die sie erstreben wollen, sich geschadet haben.

Hr. *Scheibler* (No. 2) läst in seinem beredten Vortrage vornehmlich den Hass gegen den „frechen und nur allzu lange mächtigen und glücklichen Bösewicht, der den Thron, den er durch List bestiegen, mit seinen Lastern besudelte, — jetzt ein Abscheu und Fluch Aller ist, die je seinen Namen nennen hörten" u. s. w., — freyen Lauf. Der weisungsvolle Text Jes. 3, 13 — 14 ist nicht durchgehend benutzt worden. Doch blickt aus der ganzen Predigt, worin „*das Wichtige der Nachricht, die das Siegesfest verkündigt: Der Herr ist aufgetreten und hat den Verderber der Völker gerichtet*," — dargethan wird, ein warmer patriotischer Sinn hervor. Die starken Apostrophen gegen den gestürzten Unterdrücker mögen in der wohl etwas französisch gewordenen Umgebung des Vfs. hinlängliche Rechtfertigung finden. Bey der Disposition scheint der 4te Theil wegen seiner speciell moralischen Beziehung mit den übrigen, welche unmittelbar das grosse Moment der Zeit angehen, nicht zu harmoniren. Das *Schlussgebet* kann am wenigsten in den Stellen, wo „*der grosse Verbrecher* erwähnt wird, *den du gerichtet hast, — Lass ihn sich bessern, wenn es möglich ist*", u. s. w., der christlichen Andacht förderlich seyn. Auch an anderen Orten ist der Ton verfehlt.

Die Schrift No. 3 läst sich nicht genau unter die Kategorie der übrigen stellen. Sie ist nur aus einer Predigt entstanden, und handelt sehr ausführlich „*von der Würde, die wir Christen bey unserer gerechten Freude über das grosse Weltereigniss, das wir heut feyern, behaupten sollen.*" Auf richtige Ansichten von beiden auf dem Titel bezeichneten Ereignissen aus dem politischen, geschichtlichen und religiösen Gesichtspunct — trifft man durchaus; auch sind sie klar, fasslich und mit Gemüth entwickelt. In Rücksicht der Form scheint die Schrift durch die Erweiterung nicht gewonnen zu haben; sie ist an vielen Orten zu wortreich.

In No. 4 zeigt der Redner, dass *Gottes Gerechtigkeit mit strafender Kraft, mit weisem Plan, mit väterlicher Schonung und Güte, durch die Weltgeschichte gehe.* Der viel verglichene prophetische Text Dan. 11, 5. 6. 11 — 14 liegt zum Grunde. Das Wahre und Interessante, das auf so wenigen Blättern über ein solches Thema freylich nur angedeutet werden kann, ist hier in kräftiger Sprache vorgetragen. In der Ausführung der Theile ist kein richtiges Verhältniss.

Der Vf. von No. 5 wendet den Lobgesang der Maria (Luc. 1, 46 fgg.) auf den Gegenstand des Tages an, und will zeigen, — „*wie bedeutungsvoll die Stimme der neuesten Zeitereignisse sey, welche in den Worten unseres Textes uns anspricht.*" Das *Gesuchte* in der Composition dieses Hauptsatzes ist Charakter mehrerer Stellen dieser Rede, worin wir übrigens, wie in der *Fahnenweihe* (No. 6), einen Vf. hören, der die gegebene Veranlassung, nicht ohne ihr Bedeutendes nach den allgemeinen Beziehungen glücklich aufzufassen, mit rednerischer Gabe benutzt. Wenn dem gestürzten Tyrannen nachgesagt wird, „er habe *die Millionen* Menschen wie blosse *Spielmarken* betrachtet": so ist diess an sich etwas stark, und das gebrauchte gemeine Bild in einer religiösen Rede unzulässig.

Auch bey No. 7 verdient die gute, deutsche Meinung des Vfs. gewiss Anerkennung. In der ersten Predigt am vierten Advent - Sonntage gehalten, wird „*die ernste Frage des Vaterlandes an einen Jeden unter uns: wer bist du?*" — in der anderen, am ersten Weihnachtstage, werden „*die Siege der verbündeten Mächte als feyerliche Auffoderung zur Lobpreisung Gottes, vorzüglich am Gedächtnissfeste der Menschwerdung Jesu*" — betrachtet. Die Disposition ist der schwächste Theil beider Predigten, weil sie der *Dürftigkeit* an eigenthümlichen Gedanken und Ansichten, wovon diese Arbeiten nicht freyzusprechen sind, Vorschub thut. Die Popularität, und das Andringende des Vortrags verdient Lob. In dem Stil muss der Vf. vornehmlich Monotonie vermeiden. FP.

1) Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Zwey Predigten auf Veranlassung seiner Amtsveränderung* gehalten von *Valentin Karl Veillodter*, Dekan und Hauptprediger an der Kirche zu St. Sebald. 1814. 32 S. 8. (4 Gr.)

2) Erlangen, b. Breuning: *Über die Verpflichtung der Christen, nach dem Reiche Gottes zu ringen und zu streben*, in einer Predigt abgelegt (?) von *Carl Georg Friedrich Goes*, bey dem Antritt seines Amtes als Stadtpfarrer in Baiersdorf im Rezatkreise und Inspector der beiden Schulen daselbst. 1814. 40 S. 8. (3 Gr.)

3) Sulzbach, b. Seidel: *Predigt am Kirchweihfeste, und bey seinem fünf und zwanzigjährigen Amtsjubiläo* am 10 Sonntag nach Trinitatis gehalten, und seiner Gemeinde als ein Denkmal der Liebe — übergeben, von *Max. Friedr. Scheibler*, evangel. luther. Prediger zu Montjoie. 1814. 32 S. 8. (3 Gr.)

4) Sulzbach, b. Seidel: *Ein Wort für Schullehrer*, gesprochen bey der Einführung eines ihrer

Amtsgenossen, von *Max. Friedr. Scheibler*, u. s. w. 1814. 24 S. 8. (2 Gr.)

Es ist nach unserer Meinung bey Abschieds- und Antritts-Predigten ein wesentliches Verdienst, wenn das Individuelle des Redners darin nicht allzu sehr, am wenigsten mit einem Schein von Selbstgefälligkeit, hervorspringt, sondern nur das reine Verhältniss des Seelsorgers und der Gemeinde in seiner innersten Beziehung, wobey das Persönliche verschwindet, und nur das Heilige und Wichtige des Amtes geltend gemacht wird.

No. 1, eine Abschieds- und eine Antritts-Predigt enthaltend — ist des Vfs. würdig. Die erste beantwortet nach Apost. Gesch. 20, 32 die Frage: *Was haben wir zu beobachten, um aus theuern Verbindungen mit gefasster Ruhe zu treten?* (Durch die ganze Predigt ist das unangenehme provincielle tre*tt*en gedruckt.) Die andere redet (Text: 2 Cor. 7, 16) *über ehrwürdige Verbindungen im Leben.* In beiden zeigt sich die achtungswerthe Gesinnung des Vfs. unverkennbar, und gewiss haben beide wohlthätige Eindrücke bey den Zuhörern zurückgelassen. Was die zweyte insonderheit betrifft: so ist sie bey der Allgemeinheit, worin das Thema gefasst und ausgeführt ist, von einer gewissen Flachheit der Behandlung nicht frey geblieben. Nach Rec. Dafürhalten sollte an diesem Tage *ganz allein* die ehrwürdige Verbindung des Pfarrers und der Gemeinde in Frage gekommen seyn. Die erste muss als ein Erguss des redlichen und innigen Gefühls angesehen werden, und ist in sofern schätzbar. Es wäre unbillig, bey solchen Gelegenheitsreden die strengste Feile zu erwarten. Sonst würden dem Vf. einige unangenehm auffallende Wiederholungen, als S. 5 die *selige* Verbindung, der *selige* Genuss, das *selige* Gefühl, das *selige* Verhältniss u. s. w., oder die sprachwidrige Wortfügung: „Du liessest *meinem Sehnen* (anstatt: mein Sehnen) *selige* Befriedigung finden," — nicht entgangen seyn.

No. 2. Da, der Vorrede zufolge, diese Predigt „vor mehreren gebildeten Personen, wohl gar mit unter (*sic*) gelehrten Männern gehalten wurde": so scheint diess dem Vf. den Gesichtspunct, woraus er sie zu bearbeiten hatte, verrückt zu haben. Wie gleichfalls die Vorrede versichert, hielt er sich nun für *berechtigt*, „seine Ideen in solche Sprach*formen* zu *giessen* (?) oder in ein Gewand zu kleiden, wie diess dem höheren Bildungsgrade und veredelten Geschmack *jenes* Publicums am besten zusagen möchte;" — und darum hat er auf das weit grössere Publicum *seiner Pfarrgemeinde*, die doch ihres Orts an diesem Tage vornehmlich berechtigt war, einen herzlichen, fasslichen, Vertrauen weckenden Vortrag von ihrem Pfarrer zu erwarten, leider ganz vergessen Rücksicht zu nehmen. Man merkt es der Predigt viel zu sehr an, dass sie Anspruch macht auf gelehrte Erläuterungen, und dadurch ist sie um den schönsten Charakter, den der Einfalt und Natürlichkeit, gekommen. Überdiess ist der Stil des Vfs. ungelenk und weitschweifig, durch wunderlich angewöhnte Redensarten, als: „*leicht abzusehn, leicht begreiflich,*" — gedehnt, und dadurch musste die Predigt zu einer so auffallenden Länge anwachsen. Wir leugnen damit nicht die guten und passenden Zergliederungen des gewählten Textes Röm. 14, 17, die darin vorkommen. Allein die Form der Predigt, zumal als Antrittspredigt gedacht, spricht nicht an.

No. 3 ist auch *als erneuerte Antrittspredigt* zu betrachten. Nach 25jähriger Amtsführung legt der Vf. seiner Gemeinde, in Beziehung auf das gewöhnliche Sonntagsevangelium, die *Empfindungen* dar, die sich in ihm regen; die *Vorsätze*, die er gefasst; die *Wünsche und Bitten*, die ihm wichtig sind in Beziehung auf sein Amt. Was er dabey *von sich selbst* sagt, sagt er mit so viel Bescheidenheit und Demuth, und in so ernster Rücksicht auf seinen Beruf, dass wir diese Art für musterhaft erklären. Mit väterlichem Nachdruck und mit hörbarem Wohlmeinen giebt er auf der anderen Seite der Gemeinde zu bedenken, was nach den von dem Redner gemachten Erfahrungen zu ihrem Frieden dient. Die Ablegung solcher Rechenschaften des Pfarrers an die Gemeinden bey merkwürdigen Zeitabschnitten mag vielleicht selten geschehen, aber sie kommt uns besonders wirksam vor, um die Wichtigkeit ihres gegenseitigen Verhältnisses beiden im lebendigen Bewusstseyn zu erhalten. Es ist viel geschehen, wenn diess erreicht wird.

Wir verbinden damit die Anzeige von No. 4, wo derselbe wackere Vf. auf die unerkannten, aber wichtigen *Verdienste eines würdigen Schullehrers* die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer richtet. Es geschieht mit Fasslichkeit und Würde. Wir hätten an dieser Gelegenheitsrede gar nichts auszusetzen, wenn die Verdienste des Schullehrers selbst eine richtigere und consequentere Stellung erhalten hätten.

g. b.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Züllichau u. Freystadt*, b. Darnmann: *Der Katechismus Lutheri, mit leitenden, erklärenden und beweisenden Sprüchen und Versen aus alten und neuen Liedern.* Bearbeitet von *Christian Gottlieb Schwarzer*, königl. preuss. Superintendenten und Pastor primarius zu Grünberg. Zweyte Auflage. 1814. 62 S. 8. (4 Gr.)

Zuerst sind die Hauptstücke des lutherischen Katechismus theilweise abgedruckt, und darunter biblische Sprüche und Liederverse mit kleineren Lettern gesetzt. Die Auswahl derselben ist gut und zweckmässig. Dann folgt ein christliches Glaubensbekenntniss, eine doppelte Umschreibung des Vaterunsers, und 31 Lehren der Tugend und Klugheit. L. Th.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1815.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Kummer: *Blicke in die Natur der praktischen Vernunft.* Von *Joh. Aug. Brückner*, königl. sächs. Hofrath u. s. w. 1813. XXVIII und 178 S. gr. 8. (16 Gr.)

Im Jahre 1810 hat Hr. *B.* eine Schrift über die Natur und den Ursprung der Rechte herausgegeben. (Vrgl. Jen. A. L. Z. 1810. No. 70.) Weil er nun aus öffentlichen Beurtheilungen und Zuschriften seiner Freunde geschlossen hat, dass sie in manchen Puncten missverstanden worden sey: so wollte er zur Berichtigung einiger dieser Beurtheilungen und auf Veranlassung derselben die in der ersten Schrift aufgestellte Theorie des Rechts fester begründen, welchen Zweck er nun durch die vorliegende Abhandlung zu erreichen gedenkt. Bey seinem Versuche, eine Theorie des Rechts aufzustellen, wollte er die Klippe vermeiden, an welcher nach seiner Meinung alle vorherigen Rechtslehren gescheitert waren, diese nämlich, dass man das oberste Princip des Rechts in der *moralischen* Gesetzgebung der Vernunft aufsuchte, und diesem zufolge das Recht aus der Moral ableitete. Da er nun glaubt, dass es noch an einer festen und vollkommenen Begründung der Rechtswissenschaft fehle: so setzt er voraus, jedes auf diesen Punct hinarbeitende Unternehmen dürfe sich im Allgemeinen eine günstige Aufnahme versprechen. Man hat seinen Versuch vorzüglich aus dem Grunde misslungen erklärt, weil er das Recht von der Moral trennte, und zu diesem Behufe eine zweyfache Gesetzgebung der praktischen Vernunft annahm. An diesem Urtheil, meint er aber, haben vorgefasste Meinungen Antheil gehabt; er fodert also, man solle seine Theorie in ihrem Grunde, nicht nach den aus ihr zu ziehenden Folgerungen prüfen; auch glaubt er, man missbillige sie aus dem Grunde, weil sie von der *Kantischen* abweiche. Daher hat er es zweckmässig erachtet, die Hauptmomente seiner Ansichten vom Rechte nebst einigen daraus sich ergebenden Resultaten in gedrängter Kürze darzustellen. Ob nungleich Rec. kein Anhänger der *Kantischen* Rechtstheorie ist: so konnte ihm doch auch die des Vfs. keinen Beyfall abgewinnen. Er ehrt zwar dessen Scharfsinn und das viele in dieser Schrift enthaltene Gute, ist aber überzeugt von der Unhaltbarkeit der Grundbestimmungen, welche theils sehr willkührlich, theils mit anderen unbezweifelbaren philosophischen Wahrheiten unvereinbar sind. Hr. *B.* wollte seine Theorie ganz scharf von der Moral trennen, ohne dass er doch die hieher gehörigen Begriffe sowohl an sich als nach ihrem Verhältnisse zu einander bestimmte. Er polemisirt gegen diejenigen, welche das Recht aus der Moral ableiten, und erklärt sich doch nicht deutlich darüber, wie er das versteht; und wenn man den Satz: „das Recht aus der Moral ableiten," genauer untersucht: so lässt sich nichts Vernünftiges gegen seine Gültigkeit einwenden. Denn versteht man unter der Moral die Wissenschaft von dem sittlich Guten, objectiv genommen: so macht die Rechtslehre ohne allen Zweifel einen ergänzenden Theil von ihr aus, indem sie auch das Gute oder Vernunftmässige in Ansehung der Wechselwirkung der Menschen unter einander bestimmen soll, und in sofern hat sie nur eine besondere Sphäre des Guten zum Gegenstande, und ist also ein Theil der allgemeinen Wissenschaft vom Guten überhaupt. Allein das Handeln nach den Vorschriften dieser Wissenschaft ist noch nicht zugleich Moralität und Tugend, sondern wird dieses erst, wenn der Handelnde das gemäss der Moral mögliche Gute als solches, um seiner Selbst willen, in seine Gesinnung aufnimmt; dadurch wird jedes mögliche Gute, alles für die Vernunft Begehrenswerthe, es gehöre zum Umfange des Rechts oder nicht, auch eine Tugend. Die Moral als Wissenschaft hat zwar im Allgemeinen anzugeben, dass dadurch eine Handlung erst tugendhaft werde; aber auf die Bestimmung des objectiv Guten hat dieses keinen weiteren Einfluss: denn dieses ist jederzeit bedingt durch die Natur der Sache selbst ohne Rücksicht auf die Gesinnungen und Motive. Die Rechtslehre ist also ein besonderer Theil oder Abschnitt von der allgemeinen objectiven Sittenlehre, dergleichen man mehrere herausheben und zu besonderen Wissenschaften ausbilden kann, z. B. das Capitel vom Ehestande, von der Erziehung u. s. f. Die Rechtslehre lässt sich daher auch nicht gründlich behandeln, wenn man nicht über die Principien der allgemeinen Sittenlehre im Reinen ist, oder die Ideen noch nicht aufgefunden hat, nach welchen das ganze auf Freyheit gegründete menschliche Leben geregelt werden muss. Ist man aber darüber einig: so ist auch weiter kein Gegensatz oder Widerstreit unter den untergeordneten Theilen möglich. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir uns zu der Schrift des Vfs. selbst wenden.

Der Vf. macht, um seine Rechtstheorie zu begründen, die praktische Vernunft zum Gegenstande seiner Untersuchung, von welcher er überhaupt glaubt, dass man über sie noch nicht zu genügenden Resulta-

ten gekommen sey. §. 11 bestimmt er die Vernunft als ein Vermögen der Ideen überhaupt, d. h. als ein Vermögen, gewisse allgemeine Principien aus und für sich selbst hervorzubringen, und sich zu vergegenwärtigen; den Verstand aber beschränkt er auf die Sinnenwelt, während doch die Ideen der Vernunft eben so in der Form der Begriffe und Urtheile nach ihrem Zusammenhange vom Verstande müssen bearbeitet werden, wie die Anschauungen der Sinnlichkeit. Überhaupt scheint es, er erkenne die Thätigkeit der Vernunft in der Erfahrungswelt nicht an, sondern bloss in dem höheren Geistesstreben, besonders in dem praktischen Gebiete. Nach der Erörterung des Freyheitsbegriffes, des Begehrungsvermögens und Willens von §. 21—32 wird §. 33 u. folgg. der Begriff des *Gesetzlichen* angegeben. Das von der praktischen Vernunft ausgehende Gesetzliche ist ihm ein solches, das entweder als Antrieb oder als Richtschnur für die freye Selbstbestimmung eines vernünftigen Wesens gilt. Es wird entweder als *Bestimmungs-* oder *Entscheidungs-Grund* in die Selbstbestimmung aufgenommen, durch jenen wird die Selbstbestimmung zur Thätigkeit aufgefodert, durch diesen bey demselben geleitet. Daraus folgert der Vf., dass die Gesetze der praktischen Vernunft zweyerley Art seyen, entweder *nöthigend*, oder bloss *leitend*; durch jene wird die Willensbestimmung als *gesetzlich nothwendig*, durch diese als *beliebig und willkührlich* angekündigt. Aus diesem Grunde werden nun §. 37 der praktischen Vernunft zwey verschiedene gesetzgebende Functionen zugeschrieben, wovon jede ihr eigenes Princip des Gesetzlichen habe, welches mit dem des anderen gar nicht verwechselt noch aus demselben hergeleitet werden könne; die Gesetze des einen verkündigen ein gesetzlich Nothwendiges, die des anderen ein gesetzlich Willkührliches. Der Vf. hat diese Behauptungen ohne alle weitere Begründung hergesetzt, und darauf die Trennung des Rechts von dem Sittlichen gebaut; allein um Letzteres thun zu können, hätte er die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer so wichtigen und folgenreichen Trennung gründlicher nachweisen sollen. Rec. ist der ganz entgegengesetzten Überzeugung, und kann lediglich *Eine* Gesetzgebung der praktischen Vernunft gelten lassen, die auch mit der sogenannten theoretischen übereinstimmt. Die Vernunft ist nur *Eine*; was für sie eine Wahrheit ist, ist zu üben auch ein sittliches Gut, und für besondere Fälle ein Recht; dadurch, dass es in die Gesinnung als Motiv aufgenommen wird, ist es auch eine Tugend. Der Begriff „Recht“ ist unter dem Gattungsbegriff des objectiv sittlichen Guten enthalten, und die Vernunft, sofern sie für besondere reale und persönliche Verhältnisse das sittlich Gute bestimmt, heisst praktische Vernunft, und umfasst als solche das ganze sittliche Leben der Menschheit im Allgemeinen und Besonderen, und sohin auch die besondere Sphäre des menschlichen Lebens, welche man die rechtliche zu nennen pflegt. Was nun der Vf. in den folgg. §§ weiter über das gesetzlich Nothwendige und über das Erlaubte nach ihren verschiedenen Beziehungen vorbringt, zeigt von dem grossen Scharfsinne, mit welchem er von seinem Standpuncte aus die Begriffe zu sondern und zu bestimmen weiss, ob wir gleich dieses Verfahren an und für sich nicht billigen können. Sein Bestreben, das Rechtliche und Moralische nach der Objectivität der Handlungen zu trennen, wird ihm nie gelingen, und der Zwang, den er seinem Stoffe dabey anthut, mag auch Ursache seyn an der unvollkommenen und einseitigen Bestimmung mancher anderer sonst eben nicht schwieriger Begriffe, dergleichen z. B. die des Erlaubten und Gleichgültigen. Er glaubt, die anderen philosophischen Rechtslehrer hätten es alle darin versehen, dass sie das Recht des Einen von der Verbindlichkeit des Anderen, etwas zu unterlassen, abhängig gemacht hätten. Es mag dieses wohl zum Theil gegründet seyn, rechtfertigt aber nicht die Ansichten des Vfs., dass nämlich das Recht ein Gesetzliches eigener Art sey, und einer besonderen Function der praktischen Vernunft zukomme, welches nach §. 53 sogar moralischen Gesetzen zuwider seyn könne. §. 52 heisst es, es sey eine allgemein anerkannte Wahrheit, dass das Recht an und für sich nicht nach moralischen Gesetzen beurtheilt werden könne. Allein daraus, dass der Staat oder ein anderer Mensch den subjectiv sittlichen Werth fremder Handlungen nicht beurtheilen kann, sondern nur auf das Äussere und Objective daran sehen muss, ob dieses vernünftig und gut sey, abgesehen davon, ob der Handelnde die Realisirung dieses Guten sich zum Zwecke gesetzt habe, folgt noch nicht, dass das Rechtliche nicht auch nach Vernunftbegriffen müsse bestimmt werden.

§. 68 wird das Recht so definirt: „Das Recht oder ein Recht ist eine auf ausdrückliche Vollmacht gegründete subjective Befugniss zu einem bestimmten Wollen und Handeln, mit freyer Wahl zwischen Thun und Lassen,“ und dieser Begriff wird abgeleitet aus der ursprünglichen Selbstthätigkeit der praktischen Vernunft, kraft welcher sie die Herrschaft sowohl über sich selbst als auch über die äussere Natur hat, weil sie in einem sinnlich vernünftigen Wesen wohnt, das nicht bloss auf sich selbst, sondern auch nach Aussen thätig zu seyn bestimmt ist. Daher ertheilt sie sich selbst die Vollmacht zur Behauptung der äusseren Freyheit durch Herrschaft über die äussere Natur, als Bedingung der freyen Selbstbestimmung bey ihrem Wirken nach Aussen. Dieses ist der Ursprung des Rechts überhaupt, welches also in zwey von einander untrennbare Urrechte zerfällt, nämlich in das Urrecht der Herrschaft über sich selbst, als ein Naturgemässes der Bestimmung, und in das Urrecht der Herrschaft über die äussere Natur, als ein Gesetzliches der Vollmacht von Seiten der prakt. Vernunft. Allein Rec. glaubt nicht, dass man von einem Rechte sprechen könne, so lange man nicht in Verhältniss und Berührung mit anderen Menschen gekommen ist, obgleich die Rechte selbst nicht erst aus diesem Wechselverkehr abgeleitet werden; sie sind vielmehr bloss die Veranlassung, dass sie in Wirkung und Anwendung gebracht werden. Das allen Menschen gemeinsame persönliche Recht auf Existenz und Selbsterhaltung durch

Selbstbeherrschung und Erwerbung eines Eigenthums ist etwas so Allgemeines, dass man damit nicht von der Stelle kommt; es ist ein Gemeingut, woran Alle Theil nehmen, und welches nichts Ausschliessendes begründet. §. 85 wird der oberste Rechtsgrundsatz so ausgesprochen: „Jedes Vernunftwesen als praktische Intelligenz besitzt naturgemäss und gesetzlich eine absolute Herrschaft über sich selbst, und vermöge dieser, und um dieser willen die Herrschaft über die äussere Natur, *soweit sie ihm erreichbar ist.*" Dieser Zusatz liegt nicht in den Prämissen, vielmehr könnte es nur heissen: „*soweit sie ihm zu seiner Selbstständigkeit nothwendig ist.*" Was in dem folgenden §. und in der Anmerkung über den Begriff „Selbstzweck," und in wiefern er dem Menschen zukomme, erinnert wird, ist eine Verdrehung der Begriffe. Denn der Vf. meint, der Mensch sey als moralisches Wesen nicht Selbstzweck, weil er in dieser Eigenschaft unter nöthigen den Gesetzen stehe; wohl aber als Rechtssubject, weil er als solches von Pflichten und Verbindlichkeiten befreyt sey, und daher aus eigener Macht sich selbst Zwecke setzen und frey sich bestimmen dürfe. Allein „der Mensch ist Selbstzweck" heisst nichts anderes, als sein vernünftiges Wollen dient nicht als Mittel für etwas Anderes, sondern es hat in sich selbst seine Würde, und diesem gemäss ist die ganze Persönlichkeit des Menschen Selbstzweck, und der §. 87 gegebene Unterschied einer moralischen und rechtlichen Persönlichkeit ist willkührlich und unhaltbar. §. 100 u. folgg. wird das *Zwangsbefugniss* auf eine eben nicht befriedigende Art deducirt. Es ist weder ein zureichender Grund angegeben, noch lässt sich ein solcher denken, warum ein Mensch den anderen zu zwingen berechtigt seyn soll, sich entweder zu einem blossen Leiden, oder auch zu einem Thun zu bestimmen. Es haben alle Menschen dieselben Urrechte; jeder kann also an Alle dieselben Foderungen machen, wodurch nothwendig ein *bellum omnium in omnes* entstehen müsste. Der Vf. gedenkt selbst dieses Einwurfs im Vorübergehen, ohne ein besonderes Gewicht darauf zu legen. Jeder Mensch soll vermöge seines Urrechts auf die äussere Natur, zu welcher hier auch die Menschen gerechnet werden, eine unbegrenzte Gewalt haben: wenn nun dieses auf alle Rechtssubjecte, wie billig, ausgedehnt wird: so kommt eine Unendlichkeit von unbegrenzten Urrechten zum Vorschein, welches aber jedes Subject nur für sich, nicht aber in Beziehung auf Andere anerkennt. „Denn, heisst es S. 70, ursprünglich gehört jedes individuelle Vernunftwesen als praktische Intelligenz sich ausschliesslich selbst an, und es ist nicht rechtlich verbunden, die gleichen ursprünglichen Rechte in Anderen anzuerkennen, ob es gleich weiss, dass sie vorhanden sind; dieses Wissen erzeugt keine Verbindlichkeit, irgend eines seiner Rechte zu Gunsten Anderer aufzuopfern." Eine Rechtslehre, die von einem solchen Egoismus ausgeht, kann nur freylich neben keiner vernünftigen Moral bestehen! Hier bestätigt es sich aufs Neue, wie eine auf blosse Abstraction gegründete Lehre vom Wege der Wahrheit abführe, wie man dann widernatürlich trenne, und nur künstlich wieder binde, weil man das wirkliche Leben und die menschliche Natur nicht dabey zu Rathe zieht. Dass bey dergleichen Erörterungen die Consequenz öfters leiden müsse, bestätigt sich auch in dieser Schrift. S. 72 wird die rechtliche Verbindlichkeit eine von aussenher gesetzlich auferlegte, und gleichsam aufgedrungene, genannt; und §. 108 lesen wir wieder: weil jedes Vernunftwesen unbeschränkter Herr seiner selbst sey: so könne auch in diesem Zustande kein Wesen ausser ihm, ohne seinen Willen, gesetzliche Herrschaft über dasselbe erlangen. Wo bleibt nun hier die im vorigen Paragraph erwähnte Nöthigung und Aufdringung? Wenn nun Einer sich nicht verbindlich machen will: wie ist es dann? §. 155 wird ganz gegen die seither angeführten Principien behauptet, dass ein Mensch gegen andere auch gegen ihren Willen Zwang gebrauchen dürfe, wenn sie auch dadurch in ihrer eigenen Thätigkeit beschränkt, oder an der Verfolgung ihrer rechtlichen Zwecke gehindert würden. Was in den 112 u. folgg. §§. vom Eigenthum und Eigenthumsrecht, und späterhin von der Collision zwischen gegenseitigen und ursprünglichen gleichen Rechten, von der natürlichen Politik, und von der Errichtung eines rechtlich conventionellen Zustandes gesagt wird, sind nothwendige Folgerungen aus den Vordersätzen, und stimmen mit wenigen Abweichungen überein mit den Lehren derer, welche die Rechtslehre von der Moral trennen. Dabey ist der Vf. von seiner Ansicht so eingenommen, dass er nach §. 117 glaubt, auf keinem anderen, als diesem Wege könne ein rechtlicher Zustand begründet werden.

§. 126 und folgg. vergleicht der Vf. *den rechtlichen und moralischen* Charakter in einem Vernunftwesen, und §. 136 giebt er zu, dass auch die rechtlich begründeten Handlungen unter der inneren Verantwortlichkeit des moralischen Gewissens stehen, dass also die Moralität höher als die äussere Rechtlichkeit stehe. §. 138 u. folg. will er auch zeigen, wie beide Gesetzgebungen zu vereinigen seyen; §. 142 aber protestirt er wieder gegen die Unterordnung des Rechts unter das Sittliche. Aus Allem geht so viel hervor, dass er nicht zugiebt, die Sittlichkeit sey der einzige und höchste Zweck des menschlichen Daseyns; vielmehr fodert er, dass der Mensch auch ausser der Sittlichkeit noch eine andere Wirksamkeit in der Aussenwelt sich zum Zwecke machen dürfe. Den höchsten und allgemeinsten Zweck des menschlichen Daseyns setzt er in *selbstbestimmende Thätigkeit in seinem Inneren und nach Aussen unter der Leitung der Vernunft überhaupt zum mannichfaltigen Wirken, Schaffen und Geniessen sowohl, als zum Moralischhandeln.* Es giebt also ein Wirken, Schaffen und Geniessen, das ausser der Sphäre der Moral liegt! §. 122 kommt der Vf. wieder darauf zurück, das Recht mit der Moral zu vereinigen: „die moralische Gesetzgebung soll nicht ganz (!) von der rechtlichen ausgeschlossen seyn. Es ist ja eine und dieselbe Vernunft, von der beide ausgehen; daher muss auch in beiden nicht nur Einheit des Zwecks, sondern auch Übereinstim-

mung in den Mitteln zu diesem Zwecke herrschen." Hätte der Vf. diese Idee seiner Theorie zu Grunde gelegt: so würde sie in vielen Theilen eine ganz andere Gestalt erhalten haben. Leider hat er aber damit dieselbe nicht angefangen, sondern nur geschlossen.

A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Chemie. *München*, b. Fleischmann: *Erster Entwurf eines Systems der chemischen Wissenschaft und Kunst von J. A. Buchner.* 1814. 52 S. 8. (4 Gr.)

Vorzüglich zwey Beweggründe veranlassten den Vf. diesen Entwurf dem Drucke zu übergeben. Der eine ist, seinen Schülern einen systematischen Überblick seines Vortrages zu verschaffen; der andere aber, das Urtheil unterrichteter Männer zu hören, um einen Entschluss wegen fernerer Ausarbeitung dieses ersten Entwurfes zu fassen. In einer kurzen Vorrede giebt er eine ganz vorzügliche Ansicht von den Grundsätzen, worauf sich ein chemisches System stützen muss; er wählt nämlich die synthetische Methode, und ungeachtet diese von den vorzüglichsten Lehrern der Chemie stets und häufig mit sehr glücklichem Erfolge durchgeführt ist: so muss man doch gestehen, dass die Ansicht des Vfs., der den Eintheilungsgrund des chemischen Systems einzig aus der Beschaffenheit der Mischung nimmt, sich durch wahre Originalität auszeichnet. Zu bedauern ist jedoch, dass er ausser dem System nach dem Dualismus geordnet, welchem Einige mit sehr unglücklichem Erfolge zugethan waren, nur das *lavoisier'sche* kennt, von welchem letzteren er bemerkt, dass man demselben Mangel an wissenschaftlicher Anordnung zum Vorwurf gemacht habe (ein Vorwurf, der dasselbe nie treffen kann, wenn man auf den damaligen Stand der Wissenschaft zurückgeht), und es daher eher ein Aggregat, als ein System, genannt werden könne. Hätte Hr. *B.* andere Systeme berücksichtiget: so würde er wahrscheinlich das seinige wesentlich verändert haben. Einige Haupterfodernisse eines guten Systems sind unstreitig, dass es einfach sey, und einen leichten Überblick verschaffe, dass es nichts zerreisse, was wegen vieler Verwandtschaft nicht getrennt werden darf, und dass es sich stets auf Thatsachen, nicht auf Hypothesen, stütze. Des *Vfs.* System ist von keinem dieser Vorwürfe frey, während andere jenen Wünschen mehr Genüge leisten. In einer Einleitung giebt er einen Überblick der ganzen Wissenschaft von der Natur, was Rec. hier mit Stillschweigen übergeht. Die Chemie zerfällt nach Hn. *B.* in Wissenschaft und Kunst; diese theilt er in die mechanische und chemische, und letztere wieder in wissenschaftliche Kunst und Gewerbskunst. Die Analysis und Synthesis machen die wissenschaftliche Kunst; das Probiren, Bearbeiten und Ausbringen der Metalle eine der Unterabtheilungen der Gewerbskunst aus. Das Unzweckmässige dieser Eintheilung fällt in die Augen. Rec. sieht wahrlich nicht ein, wie man mit gesundem Verstande die Analysis und Synthesis, welche fast den ganzen Inbegriff der Chemie ausmachen, zur Kunst rechnen könne, und wenn man auch, wie der Vf., dem Dinge ein gefälliges Gewand ertheilt. Die Chemie ist eine Wissenschaft, mit welcher eine solche Eintheilung ganz unverträglich ist: Wissenschaft und Kunst umschlingen sich aufs Innigste, die Theorie ist von der Praktik unzertrennlich, und darum zerfällt die Chemie in die theoretische und angewandte, wenn eine solche Eintheilung Statt finden soll.

In der chemischen Wissenschaft macht Hr. *B.* 6 Abtheilungen: I. Vorbegriffe zur Chemie. II. Chemische Naturgesetze. III. Einfache Stoffe oder chemische Elemente (Stoffe erster Classe). Diese sind: 1) die positive (Säureprincip) — 2) negative Elektricität. Licht. Wärme. 3) Verbrennliches. Sauerstoff. 4) Brennbares. a) Metalloide. b) Metalle. Metalloide sind: Schwefel, Phosphor, Muriaticum, Fluoricum, Borecicum, Kohle, Nitricum, Wasserstoff. Metalle hingegen: die eigentlichen Metalle, die Erde- und Alkali-Metalle. Diese Abtheilung der brennbaren Stoffe ist wegen des Hypothetischen, worauf sie sich gründet, für ein Lehrbuch durchaus verwerflich. Wir wissen weder mit Gewissheit, ob diejenigen Körper, welche hier unter die Abtheilung Metalloide gebracht sind, alle zu einer Familie gehören, noch ob sie Metalloide sind, und die wahren Metalloide, die hier den Metallen geradezu einverleibt sind, zeichnen sich viel zu sehr aus, als dass dieses Einverleiben rathsam wäre. Diese Abtheilung hat auf des Vfs. ganzes System einen sehr nachtheiligen Einfluss. — IV. Primitive chemische Verbindungen (Stoffe zweyter Classe). 1) Verbindungen des Lichts. 2) Verbindungen der Wärme mit anderen Stoffen. Die Imponderabilien sollten gar nicht mit den Ponderabilien zusammengesetzt werden. 3) Verbindungen des Sauerstoffs mit Metalloiden oder Metallen. a) Säuren. b) Oxyde. In diese letzteren Unterabtheilungen fallen Körper, die wegen anderer Gründe einen anderen Platz verdienen, und in der ersteren sind bloss die sogenannten mineralischen und metallischen Säuren enthalten, während doch die thierischen und vegetabilischen Säuren ebenfalls als primitive Säuren zu betrachten sind. Sie können nach Hn. *B's.* Princip hier aber nicht aufgezählt werden, weil sie viel zusammengesetzter sind. 4) Von den Verwandtschaftsgraden der Metalloide und Metalle zum Sauerstoff. 5) Von den Verbindungen der Metalloide und Metalle unter sich, die wieder in 2 Unterabtheilungen zerfallen. 6) Von den Verwandtschaftsgraden der Metalloide und Metalle gegen einander. — V. Von den secundären chemischen Verbindungen (Stoffe dritter Classe). 1) Verbindungen der Metalloide und Metalle mit Säuren. 2) Verwandtschaftsgrade u. s. w. 3) Verbindungen der Metalloide und Metalle mit Oxyden. 4) Verwandtschaftsgrade u. s. w. 5) Verbindungen der Säuren mit den Säuren. 6) Verwandtschaftsgrade u. s. w. 7) Verbindungen der Säuren mit Oxyden. 8) Verwandtschaftsgrade u. s. w. 9) Verbindungen der Oxyde mit Oxyden, z. B. Kalciumoxyd-Hydrat, Baryumoxyd-Hydrat u. s. w. 10) Verwandtschaftsgrade u. s. w. 11) Verbindungen der Oxyde mit Säuren und Metalloiden, oder Metallen zugleich. 12) Verwandtschaftsgrade u. s. w. VI. Subsecundäre chemische Verbindungen (Stoffe vierter Classe). (Mehrfach zusammengesetzte Verbindungen unter den Stoffen erster Classe.) 1) Von den nächsten Bestandtheilen organischer Substanzen und deren Umbildung. a) Säuren. Hier werden nur die Säuren genannt, welche oben nicht erwähnt wurden. Man sieht indess leicht ein, dass eigentlich auch die primitiven Säuren (gegen das Princip der Eintheilung) grossentheils hieher gehören. b) Oxyde. Hier fallen nicht allein die näheren vegetabilischen und animalischen Bestandtheile, sondern auch Producte zusammen, z. B. Weingeist, Äther, brenzliche Öle. Die anderen Unterabtheilungen dieser Stoffe 4ter Classe, die Rec. übergeht, entspringen aus ihren vielen möglichen Verbindungen mit den Stoffen der vorhergehenden Classen. — Diese kurze Übersicht zeigt hinlänglich, dass der Vf. noch viel zu verbessern hat, um sein System nach dem Princip der Mischung auszuführen, dass aber ein solches System bey dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft schwerlich den Wünschen der Chemiker entsprechen, und wenn man nicht viele andere Umstände berücksichtiget, ewig anderen Systemen nachstehen werde, besonders da hier Familien zerrissen werden, die nicht getrennt werden dürfen, während umgekehrt Körper zu innig verbunden werden, zwischen denen nur wenig Verwandtschaft Statt findet.

J. A.

Jena gedruckt bey Schreiber u. Compagnie. 1815.

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG.

VOM

JAHRE 1815.

ZWÖLFTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JUNIUS.

NEBST ERGÄNZUNGSBLÄTTERN.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung
und Leipzig,
in der königl. sächsischen Zeitungs - Expedition.
1815.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

THEOLOGIE.

Landshut, b. Krüll: *Die heilige Kunst* oder *die Kunst der Hebräer*. Von *A. Gügler*, Prof. der Theol. am Lyceum zu Lucern. XII u. 376 S. kl. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Statt der Vorrede eine Vision: der Geist *Herder's* (des Vfs. des *Geistes der hebräischen Poesie*) erscheint dem Vf. und sagt ihm ungefähr Folgendes: „Die Statue, die du hier an meiner Seite stehen siehest, war das Werk meines langen irdischen Lebens. Sie hehr und unvergänglich auszubilden, war mein schönster Wunsch. Ich scheuete keine Mühe, sie auf die vielfältigste Weise auszuzieren, und die feinsten und entferntesten Züge ihrer Glieder, ihrer Gewänder und aller Umgebungen auszuarbeiten und zu adeln. Aber eines gewissen Unglaubens wegen ward mir versagt, einen einzigen Zug noch hinzuzuthun, an dem die ganze Vollendung der Statue hing. Wie jener Moses nicht glauben konnte, dass dem göttlichen Worte aus dem harten Gesteine lebendiges Wasser entquellen würde: konnte auch ich nicht glauben, dass dem Steine, den ich zu dieser Statue ausersehen, eine unvergängliche Seele einwohne, und durch die lange Bildung sich endlich aufschliessen, und die Statue von Neuem selbstthätig beleben würde. — — In den letzten Augenblicken meines irdischen Daseyns, wo das Unsterbliche das Sterbliche bereits zu verschlingen und zu durchleuchten angefangen hatte, habe ich jenen Zug, wie einen wunderbaren Strahl ewiger Schöpfung erkannt; er fiel wie ein Lebensblitz in meine Seele ein. Ich wollte mich schnell aufraffen, und den letzten Zug einer göttlichen Weihe an meiner Statue führen; aber in demselben Augenblicke zerfielen die Bande der Seele, und ich war in die andere Welt entrückt." Hiemit hob der Geist die Locken von der schönen Stirne der Statue weg, und wies mit dem Finger auf eine Stelle hin. In demselben Augenblicke stand die Statue in einer Fülle von Glanz und Hoheit da, die unbeschreiblich war; sobald er aber den Finger weghob, verschwand jener Zug, sanken die Locken wieder herab, und die Statue war dieselbe, wie zuvor. Nicht undeutlich giebt der Geist dem Vf. zu verstehen, dass er jenen Zug vollenden solle u. s. w. — Das sieht man wohl, dass der Vf. sagen will, *Herder* habe den Geist der hebräischen Poesie in einem Hauptpuncte nicht richtig verstanden, und dass er es besser machen wolle. Was nun das für ein Punct sey, wird uns das Werk selbst lehren.

In der *Einleitung* giebt der Vf. den Standpunct an, aus welchem er die heiligen Schriften der Hebräer betrachtet wissen will. Nachdem er zuvörderst sehr richtig das Geschäft des Historikers, des Kritikers und des lebendigen Beschauers, wie es stufenweise auf einander folgen soll, im Allgemeinen bezeichnet hat, sagt er: „Das eigenthümliche Geschichtliche, das von der historischen Kritik verarbeitet und in das Licht der Erkenntniss erhoben wird, ist ein Erzeugniss des Göttlichen, das in diesen Schriften athmet, der Religion. Die Religion war die Seele; deren letzte sinnliche Regungen, Ausdrücke und Belehrungen mit den ihr feindseligen Elementen jene Geschichte ausmachen. Sie wohnte dem hebräischen Volke als letzter und höchster Bewegungsgrund und Lebensquell ein. Das Geschichtliche des hebräischen Volks und der heiligen Bücher, selbst noch in den späteren christlichen Jahrhunderten, kann in seinem Seyn und in der Art desselben nur aus der Religion begriffen werden. Alle historischen Forschungen und Sammlungen sind so lange dunkel und bloss einleitend, bis das Gestirn der religiösen Anschauung am Horizont des Forschers emporsteigt, und mit seinen Strahlen Ordnung und Leben in das trübe Chaos niederträuft. Diese Anschauung bedarf fürder keines Beweises, sie ist in ihrer lebendigen Fülle der letzte sich selbst erweisende Grund, so wie die Religion selbst die tiefste Lebensader des hebräischen Volks war." Wie wenig der Vf. die Kritik verachte, bezeugt er so: „Wird der Kritiker nur über seinem einzelnen Thun belauscht, und nicht vom ersten Ausgang bis an das letzte Ziel begleitet: so scheint er das Ewige aus dem Irdischen und Vergänglichen erklären zu wollen, und das Leben aus dem Tode werden zu lassen. Er möchte leicht einer Entweihung des Höchsten beschuldiget werden; wie er aber von Zeit zu Zeit auf die Religion als den lebendigen Grund des Ganzen hinblickt und hinweiset, und endlich bis an ihre geheimeren Pforten vordringt, hört die Entweihung in ihrer eigenen Erkenntniss auf Entweihung zu seyn, die Geschichte und Kritik werden selbst geheiligt und verklärt in dem religiösen Lichte." Hierauf will der Vf. den charakteristischen Unterschied des religiösen Lebens bey den Hebräern und bey den Griechen angaben, und hier hatten wir ihn erwartet: er verliert sich aber in dunkele Ahnungen und bildliche Andeutungen. Er vergleicht das Leben der Griechen mit dem hellen, munteren, reichen Tage, das der Hebräer mit der heiligen Stille der Nacht, worin viel Wahres liegt, aber nicht die klare, reine

Idee. Das Klareste, was er hierüber sagt, ist dieses: „Ein wildes, sinnliches Naturleben hat sich frühe bey vielen Menschenstämmen dem göttlichen Flusse entgegen gestellt, wodurch seine Wellen gezwungen wurden, das reine Bette zu verlassen, und nach allen Richtungen in die Breite des Natürlichen auszutreten. Dadurch wurden sie zu stehenden Seen und trüben, übelriechenden Sümpfen, aus denen die klaren, lebendigen Urwasser kaum mehr zu erkennen waren u. s. w. Mögen auch die Werke der Griechen und mancher anderer Völker das Leben und die Schönheit der Natur noch so rein und vollendet abspiegeln, und unsere Herzen und Sinne mit unwiderstehlichem Reize fesseln: so können wir doch nicht umhin, sie vom Gesichtspuncte der Religion aus so anzusehen, und verglichen mit der göttlichen, lauter Werke der Verwesung zu heissen. Das heilige Volk haftete mit freyem Gemüth an dem höchsten Leben und Grund aller Dinge, und strebte tiefer in denselben zurück: so ward es von selbst das reine Gegenbild oder die Eine unmittelbare Form der Religion. Der Geist Gottes ergriff die Heiligen und zog sie in seine Tiefen hinein; so kehrte er formend in sich selbst zurück. Wiefern also die Hebräer ihr Inneres in Worten oder wie immer aus einander legten, so waren ihre Gebilde ein lauterer Wiederschein der eigenen Natur und Richtung der Religion, den der religiöse Geist selbst aus freyer Fülle ausstrahlte." Der rechte Punct ist hier getroffen, aber nicht deutlich erkannt. Im schönen Naturleben ahnete der Grieche das Göttliche, in freyen Gedanken, im erhabenen Gefühle der Andacht schwang sich der Hebräer zu Gott empor. Aber der Vf. schätzt doch die religiöse künstlerische Richtung der Griechen zu gering. Einseitig war sie, aber nicht vom göttlichen Geist ganz verlassen. Es fehlt ihm die Idee, welche beide Formen des religiösen Lebens bey den Griechen und Hebräern vermittelt, es fehlen ihm überhaupt Ideen. — Der Mangel klarer Begriffe zeigt sich besonders in dem, was nun über das Wesen der Kunst und ihr Verhältniss zur Religion gesagt wird. Viel schöne Gedanken, oder vielmehr Ahnungen, Andeutungen, in schöner, zum Theil zu üppiger Rede, aber festhalten läfst sich davon Weniges. „Das Göttliche liegt allen wahren Werken der Kunst zum Grunde, denn ausser diesem vermöchten sie weder einen würdigen Inhalt zu finden, noch unsere Herzen über die dumpfen Beschränkungen des Irdischen zu erheben und mit seliger Begeisterung an sich zu reissen. Doch kann dieses göttliche Licht so vielfältig gebrochen, durch so viele und fremdartige Organe vermittelt, in seinen Darstellungen so vereinzelt seyn, dass es dadurch ausser die Grenzen der Religion gerückt ist. So liegt allem Leben auch in der körperlichen Natur der Eine schaffende Odem Gottes unter, aber nur ein weises, frommes Gemüth mag ihn z. B. an der einzelnen Pflanze erblicken. Bey den Hebräern findet der Vf. nun die wahre, heilige Kunst, in ihnen hat der göttliche Zug das Gemüth und durch dieses den ganzen Menschen beherrscht und beseligt. Dieser Zug hat die Werke ihrer Heiligen göttlich geadelt, weshalb man selbige ebenfalls heilig und religiös heissen muss. Hier sieht man wieder nicht, warum die Hebräer bloss die wahre Kunst besitzen sollen. Es liesse sich eher zeigen, dass die Griechen die Kunst besassen, die Hebräer aber kunstlos das Heilige unmittelbar in natürlicher Herzensregung aussprachen, und die Folge zeigt, dass der Vf. selbst dieser Meinung ist. Vergebens hofften wir, dass sich der Vf. in dem folgenden Abschnitt vom *Wesen der Kunst* deutlicher aussprechen würde. Auch hier dreht er sich nur in Bildern und Phantasieen, und führt uns nahe an die Wahrheit hin, ohne sie uns selbst im klaren Lichte zu zeigen. Es ist uns unmöglich, das hier Gesagte in einen kurzen befriedigenden Auszug zu bringen: denn Alles steht einzeln für sich, immer versucht es der Vf. mit neuen Bildern, wenn die alten nicht mehr ausreichen wollen. Hören wir Einiges! „Alles Schöne beruhet auf dem Leben — die Theile und Formen werden erst schön, wenn sie in eine Einheit verbunden sind. (Hätte doch der Vf. diesen Gedanken verfolgt! So aber verläfst er ihn sogleich wieder, wahrscheinlich weil er ihm zu gemein schien!) Was ist aber die Einheit als das Leben? Wie vermöchte jener Mittelpunct, der doch nichts Körperliches ist, Einheit zu seyn und die Theile zusammen zu halten, wenn er nicht Leben, geistig verbindendes Leben wäre? (Ist hier wirklich etwas für den Denkenden gesagt? Was ist denn nun das geistig verbindende Leben?) Das Lebendige an einem Wesen ist seine geistige Tiefe oder Schwere, die, unter einen Begriff gefasst, als das Grundgesetz desselben anzusehen ist. Das Schöne ist dieses entwickelte und verwirklichte Gesetz. (Wenig klar!) Die Kunst ist der höchste Lebensgrad des Schönen — das in das Bewufstseyn übergegangene Schöne selbst. Die Schönheit auf ihrer höchsten Stufe, als vollkommen entwickeltes Leben, ist nothwendig ihrer selbst bewusst, und die ihrer selbst bewusste Schönheit ist die Kunst." — Der Vf. will sagen: nur dem geistigen Auge des Menschen erscheine die Schönheit, und sie habe bloss geistige Bedeutung, was sehr richtig ist, indem er hinzusetzt: „Die Blumenflur erscheint erst dann wahrhaft schön, wenn sie sich spiegelnd und selbst betrachtend (?) in der Seele Gottes oder dem Gemüthe eines zarten Menschen gedacht wird." — „Die Steigerung, die Entwickelung des Schönheitsbewusstseyns ist das Bilden und Schaffen der Kunstwerke." Also scheint der Vf. der Kunstschönheit vor der Naturschönheit den Vorzug zu geben. Es ist aber sehr die Frage, ob der Mensch je so Erhabenes schaffen könne, als die Natur uns zeigt. Auch das ist falsch, dass der Künstler höheres Schönheitsbewusstseyn habe, als der beschauende Kunstfreund: das Hervorbringen der Schönheit hängt nicht vom Bewusstseyn derselben allein ab, sondern von gewissen geheimnissvollen Kräften des Geistes, die wir Genie nennen. — „Alle Stoffe sind todt daliegende Saitenspiele; der Geist ist der unendliche Hauch der Welt, der durch die Himmel hinwehet; die Kunst ist die Spannung der Saiten, wodurch die schlummernden Töne geweckt werden. —

Es wäre unrichtig, zu glauben, dass die Religion das Wesen der hebräischen Kunst ausmache. Die Religion ist der allgemeine Lebensoden der Hebräer und auch ihrer Schriften; aber nicht das Wesen ihrer Kunst als Kunst. Ihre Kunst ist das Vermittelnde dieses Lebensgeistes mit den einzelnen irdischen Samen und Kräften." — Es giebt viele Kunstarten, die nicht religiös sind, und denen das, gleich den religiösen, zukommt, was das Wesen der Kunst ausmacht." — Hier verräth der Vf. einen zu engen Begriff der Religion: keine Kunst ist irreligiös, denn alle ruhen auf Ideen, Ideen gehören aber der Religion an. — „Das Wesen der Kunst beruhet auf einem vollkommenen Bewusstseyn des höchsten aus der Tiefe der Gottheit entspringenden Gesetzes; es ist das Gesetz des ewigen Bestandes der Dinge. Dieses Gesetz ist in einem vollkommenen lebendigen Ganzen allgegenwärtig, beseelet und verschmelzet innerlich alle Theile zur reinsten Harmonie, und rundet sie im Äusseren zum einträchtigen Ebenmass. So entsteht aus dem Einen lebendigen Mittelpuncte nothwendig jene Harmonie und geschlossene Rundung des Kunstwerkes, welche selbes zu einem Gleichnisse des göttlichen Bestandes machen." (Diess mag wohl das Klarste seyn, was der Vf. hierüber vorgebracht hat.) „Der Begriff der Kunst wird häufig zu eingeschränkt genommen. Man hat sich gewöhnt, das Wesentliche der Kunst nur als harmonisch sinnliche Form zu denken (wie bey den bildenden Künsten und der Musik). So wurde dem lebendigen und erfüllten Begriffe der Kunst unvermerkt ein leeres und todtes Abgezogenes untergeschoben, welches in der Anwendung nur Larven und Trugbilder, aber keine lebendigen Wesen hervorbringen konnte." Hierin ist sehr viel Wahres. Man hat in der Ästhetik nur zu sehr den Inhalt über der Form vergessen, und der Zusammenhang der Kunst mit der religiösen Weltansicht, auf den hier Alles ankommt, ist den Meisten noch unbekannt. Worin nun dieser Inhalt eigentlich bestehe, das hätten wir vom Vf. gern bestimmt gesehen; er giebt uns dafür aber nur sehr Ungenügendes. „Das Wesen der Kunst besteht in dem unendlichen vielfachen Bewusstseyn, oder in den unzähligen Radien, welche den grossen Umkreis des Lebens und der Welt mit dem verborgenen Mittelpuncte derselben, sofern dieser in dem Innersten des Menschen da ist und sich kund giebt, auf freye oder auf lebendige und bewusste Weise vermitteln. Der Begriff dieser Vermittelung in seinem geschlossenen wirklichen Daseyn und von allem Anderen geschieden und genommen, macht das Eigenste, Innerste von aller Kunst aus." Solche Expositionen können uns wenigstens nicht befriedigen. Und doch zieht uns der Vf. wieder durch manche schöne Gedanken an, dergleichen in dieser Stelle durchschimmern: „Die Kunst löset das Wesen und die tiefste Bedeutung der Natur und aller Dinge dadurch, dass sie die innersten Geister derselben aller Binden befreyt und in deren eigenes Bewusstseyn hervorlockt, unter ihren mächtigen Worten gehen alle die geheimnissvollen Siegel auf, und die unter dem Schein des Wirklichen verschlossene Welt tritt so, *wie sie in dem Geiste und dem Bewusstseyn der Gottheit selbst ist, nämlich wie sich dieses in den Ahndungen des tiefen menschlichen Gemüths verkündet*, in die Erscheinung hervor. Unter den Strahlen der Kunst erblühen jene Blumen, die wir in den Gärten der Dichter mit lieblichen Reden und wundersüssen Phantasieen spielen sehen und hören." — „Das Höchste und Wesentlichste des Künstlers ist der Mensch; die Kunst ist daher nie ohne das Menschliche; das Bewusstseyn, welches von der Kunst erschlossen und verbreitet wird, ist ein Bewusstseyn *des reinen Menschlichen*, die Welt und alle Dinge werden in einen Kreis unverletzlicher Menschlichkeit hineingetragen. In der Tiefe des Menschen gegründete und da sich ewig neu erzeugende Gefühle, Anschauungen, Bilder, Worte, Genüsse; durch das Innerste ziehende menschliche Ahndungen kommen uns in dem Reiche der Kunst von allen Dingen und Gebilden entgegen, es ziehen diese Dinge uns darum so unaussprechlich an, *weil sie uns unser innerstes gleichsam verlorenes und vermisstes Selbst entgegenbringen*." — „Der Mensch steht auf der Scheidungslinie zwischen der unergründlichen Tiefe Gottes und der Welt im weitesten Sinne. Von allen Enden der Welt dringen die Fäden und Strahlen in ihm zusammen, und ihre extensive Unendlichkeit vereinigt und bricht sich in ihm zu einer intensiven, zum Bewusstseyn. Die Geister der Welt bringen ihm huldigend als ihrem Könige ihr Köstlichstes dar, der Geist der Lichtsonnen wohnet und leuchtet in des Menschen Haupt, der Mensch trägt sein eigen Gestirn in sich." — Als einen schweren Irrthum müssen wir rügen, wie der Vf. die Phantasie ansieht. „Zwey Ströme des Lebens fliessen unaufhaltsam und nie versiegend dahin: der eine gehet aus von der Tiefe Gottes, und strömet nach der Welt und der Sichtbarkeit, der andere kehret aus der Welt in den Schooss des ewigen Meeres zurück. In den Tiefen des Menschen begegnen sich der göttliche und menschliche Strom immerdar; das macht das Totalleben des Menschen aus. Der Mittelpunct, wo dieses geschieht, ist die Phantasie, in der Phantasie erscheinen und wiederscheinen das Göttliche und die Welt — φαινονται." Ist denn die Phantasie etwas ohne Geschmack, d. h. ohne ästhetische Ideen, dient sie nicht auch dem gaukelnden, geschmacklosen Mysticismus, der schwelgenden Sinnlichkeit? Wohl sieht man es dem Gedankengang und der Schreibart des Vfs. an, dass er die Phantasie sehr hoch stellt: denn nur zu sehr lässt er sich von ihr beherrschen!

Wir übergehen, was der Vf. von den *Formen* der Kunst im Allgemeinen und in Beziehung auf die verschiedenen alten Nationen sagt. Über den religiös ästhetischen Charakter der Indier, Ägypter u. s. w. liest man manches sehr Treffende, aber bunt gemischt und phantastisch aufgefasst. Am richtigsten scheint er die Griechen charakterisirt zu haben, und interessant ist, was er von ihrer Musik bemerkt. „Die Kunst, die sich auf das rein Unendliche (wir würden sagen, auf das erhabenste Gefühl der Andacht) gründet, die

Musik, konnte bey den Griechen nie zu einiger Ausbildung und Vollendung kommen. Ihre einfachen Töne und Gesänge waren wohl nichts anders, als die wirkliche Darstellung und Absingung ihrer Poesieen. Es war die Melodie und der Rhythmus, die schon wesentlich in der Poesie liegen. Die Musik der Griechen mochte sich zu der der romantischen Völker verhalten, wie sich die griechische Baukunst zu der gothischen verhält: es waren einfache, klar gesonderte, heiter und schön geordnete Weisen, die Töne eines einzelnen einfachen Instrumentes, oder einer einzelnen Menschenstimme, höchstens beide im Wechselgesange. Die griechische Musik war die melodische Verschönerung und poetische Erhöhung der menschlichen Stimme und Sprache; sie war darum ganz vocalisch, die etwanigen consonirenden Instrumente waren meistens blasende; ihre Töne und Weisen entfernten sich daher wieder nicht aus der menschlichen Brust." — Sie kannten auch nach dem Vf. die wahre Lyrik nicht. „Sofern die Lyrik, wie die Musik, beseligende Auflösung in das rein Unendliche und Unbestimmbare ist, kannten die Griechen dieselbe nicht. Sie kannten nur das tragische Aufgehen in ein Unendliches, ihre höchste Stimmung war nicht Seligkeit und Trunkenheit vom Unendlichen, sondern Freudigkeit, d. i. Hingabe und freye Auflösung in die heitere Natur. Es war ihr heiterer plastischer Charakter selbst, der sich in all ihren Bildungen spiegelte und verschönerte." — Ganz unzweckmäsig müssen wir es finden, dass der Vf. in einer Ästhetik der Hebräer über die Griechen hinausgeht zu den Römern und selbst zu den Arabern und zu der neueren sogenannten romantischen Kunst. Mit diesen späteren Entwickelungen des Dichtergeistes steht die hebräische Poesie in gar keinem historischen Verhältniss, und selbst die ästhetische Vergleichung hat keine feste Basis. Er hätte dazwischen erst das Christenthum, worauf sich die neue Kunst gründet, in die Welt treten lassen sollen. Es ist unbegreiflich, wie der Vf. von der neueren Kunst reden kann, ohne sie in Beziehung auf das Christenthum zu setzen, da er doch die Kunst überall im Lichte der Religion betrachtet. Um von der Ansicht des Vfs. von der romantischen Kunst etwas anzuführen, so huldigt er ganz dem seit den Gebr. *Schlegel* verbreiteten Vorurtheil, dass die Romantik in der Form etwas Unterscheidendes habe und haben müsse von der sogenannten plastischen Poesie, dass sie der Klarheit dieser ermangele u. s. w. Es mag seyn, dass unsere Dichter die plastische Klarheit der Griechen nicht haben (wiewohl *Goethe* doch wohl darauf Anspruch machen kann), aber es läst sich kein vernünftiger Grund denken, dass sie dieselbe nicht haben könnten. Der Charakter der neueren Poesie kann nur in den höheren sittlich-religiösen Ideen liegen, die uns durch das Christenthum gekommen sind, und welche unseren Dichtern höhere Vorwürfe leihen, und sie mit einem reineren liberaleren Geiste beseelen. Besonders wird unsere Lyrik und Musik durch eine höhere, andächtige Stimmung über die griechische Lyrik erhaben seyn, und in den bildenden Künsten die Malerey, als die geistigste und gemüthlichste, uns besonders zusagen und gelingen. — Nun geht der Vf. sogar in eine Charakteristik der neueren europäischen Völker über, wobey er zwar viel treffendes Urtheil nebst vielem spielendem Witze zeigt, aber sich doch zu weit von seinem Gegenstande, den Hebräern, verliert. Erst spät kehrt er zu demselben zurück, und bezeichnet nun den *Grundcharakter der hebräischen Kunst*. „Die Hebräer sind das einzige alte Volk, das nie völlig aus dem Unendlichen ausgetreten ist, dem das Göttliche nie aus den Augen und dem Gemüthe verschwand. Es war ihnen aber kein Gegenstand und kein Ruhendes, sondern das, welchem alle Thätigheit heimfiel, und dem sich der Mensch hingab und überliess. Seine wirkliche Seite ging ihnen gänzlich in die heilige Nacht zurück, und es stand ihnen in seiner reinen ewigen Unbestimmbarkeit und also in seinem freyesten, lautersten Leben über dem in sich gekehrten selig schlummernden Gemüthe. Es war die dem Moses erschienene ewige Majestät Gottes, die, alles Bitten ungeachtet, von keinem sterblichen Auge konnte geschauet werden. Nur von hinten, als in einem milderen Abglanze und in unbestimmten seligen Ahnungen ward ihre Glorie ihm offenbart." — „Dem Hebräer lag das Heilige in dem Innersten, und hielt alle seine Kräfte und Sinnen wie in stiller Andacht und Seligkeit, wie die Blätter einer Blume in der Knospe vereinigt. Sein Heiliges war ein süsses Band, das sich um sein Herz und seinen Geist schlang." — „Der Geist und die bildende Thätigkeit des Hebräers hat eine ruhige Langsamkeit und eine gewisse Armuth; seine Formen sind einfach und kehren beständig wieder, die Materialien behalten in der Darstellung ihre gewöhnliche Gestalt und Natur, und das Schöne wird den Werken nur aus dem reinen, kindlichen Anhauche des alles zart anfassenden, schonenden Geistes zu Theil." — „Man findet unter den Alten nur bey den Hebräern wahre welthistorische Ansichten, d. h. eine Beziehung des Einzelnen auf seinen ewigen Grund und sein höchstes Ziel, eine lebendige Ahnung der Vollendung aller Wesen, die sich durch alle Anschauungen und Gefühle durchzieht. Alle Dinge und der Mensch selbst gehen dem Hebräer in das Unendliche auf; sein Heiliges ist ihm nicht ein Ewiges in dem Sinne, dass es ihm ferne und über der Welt und Zeit throne, sondern ein Leben, das überall da ist und wirket, das Alles durchdringt, hält und ordnet, und das darum nur als Unendliches bezeichnet werden kann." — Aber eben dieses Hineinziehen des Ewigen in das Endliche ist es, was wir als Missverständniss und Aberglauben verwerfen müssen. Hier, so wie in der Ansicht, dass er bey den Hebräern eine besondere aus unerklärliche Offenbarung annimmt, geht der Vf. weit von uns ab.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

THEOLOGIE.

Landshut, b. Krüll: *Die heilige Kunst, oder die Kunst der Hebräer.* Von *A. Gügler*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Offenbarungen des Heiligen unter dem Judenvolke halten wir keinesweges für blosse Werke seiner Sinne und Einbildungen, nehmen aber auch keine besonderen Organe für das Übersinnliche bey ihm an, wie der Vf. thut. Erklären wollen wir die Erscheinung nicht, dass sich die höchsten religiösen Ideen bey diesem Volke so rein zeigen; aber ist sie nicht rein menschlich, und aus dem menschlichen Gemüth hervorgegangen? Warum nach Übernatürlichem greifen, da uns das Natürliche so nahe liegt? — Besser stimmen wir mit dem Vf. überein in seiner Ansicht vom Verhältniss des Christenthums zum Judenthum. Es ist ihm von Judenthum eigentlich nicht verschieden, sondern nur dessen gänzliche Entwickelung und Erfüllung. Nach seiner bildlichen Sprache findet er darin das stärkere Hervortreten der Nacht (d. i. des Glaubens). „Was davon bestimmter und deutlicher ist, ist eben das ewig Verborgene und den Augen des Geistes Verhüllte. Der Vorhang vor dem Heiligsten riss zwar entzwey, aber das Geheimniss zeigte sich nur um so undurchdringlicher." Es folgen manche schöne Bemerkungen über das Christenthum und die Behandlung der heiligen Schriften. „Es verhält sich mit der religiösen Betrachtung wie mit dem Lesen, der Verstand und Geist ist nicht in dem Buche, das man liest, sondern in dem Wesen des Lesenden selbst. In dem Buche sind nur die Hinweisungen, und der rechte Leser liest in seinem eigenen Inneren. So ist es mit jeder Betrachtung schöner Werke bestellt. Die lebendige Schönheit ist nicht in dem Gemälde oder der Statue, sie ist in dem Beschauer selbst. — Sind die Seelenkräfte zu dem heiligen Dienste Gottes versammelt, und ist Stille und Andacht um den Geist, hat sich das Gemüth mit dem priesterlichen Schmucke angethan: so beginnt erst das Werk der eigentlichen Forschung. Dieses scheidet sich in zwey Momente, in das Auffinden des Gegenstandes, und in die Erhebung zum Licht und Geist des Allgemeinen." — Der Vf. geht nun ins Einzelne der hebräischen Kunst ein. Er erklärt richtig, warum die Hebräer keine bildende Kunst haben konnten, und warum ihre Lyrik und Musik so einfach seyn musste. „Das hebräische Gemüth ist der stille, noch unentwickelte Abgrund des Göttlichen im Menschen; es ist nicht der Ocean, über den die Winde hinstreichen, und in den alle Flüsse zusammenrauschen, sondern jene unterste lebendige Tiefe und Quelle, die nur in einem leisen, keinem sterblichen Ohr vernehmbaren Strömen begriffen ist. Daher der einfache, stets wiederkehrende Parallelismus, gleichsam das unüberkleidete und ungeschmückte Herz der Dichtung mit seinen gleichmässigen Pulsschlägen." — „Das reine Göttliche lag ganz in der geheimen Tiefe; wollte der Hebräer von dem Göttlichen sprechen: so konnte er es nur von Seiten der Schranken, mit denen das Menschliche selbes umgab, erfassen, er redete von ihm aus Gefühl und Ahnung, und nahm es so, wie sein Innerstes davon erfüllt und beseligt war. So entstand natürlich der sogenannte Anthropomorphismus in den Anschauungen und Werken der Hebräer, ja, er gehört in seiner höchsten Bedeutung zu den Werken der Religion" (womit wir aber nicht einverstanden seyn können). — Was der Vf. von der hebräischen Historie sagt, ist uns als sehr unbedeutend und eng erschienen: das macht, dass er zu wenig in das Nationale eingeht. Die Poesie der Hebräer soll ihre verklärte Historie seyn. „Was in der Historie noch stummer unbewusster Anhauch war, nämlich die religiöse Bedeutung und Stimmung, geht hier in ein klares Bewusstseyn über. Alle ihre Dichtungen sind eigentlich freye und gemüthsvolle Reflexionen über ihre Geschichte zu nennen; der Dichter schwebet über den Begebenheiten, und betrachtet sie mit dem Auge eines freyen religiösen Gemüths. Die Poesie der Hebräer ist eine freye Auflösung der Dinge in das Göttliche, wo dieses nur mit dem Gemüthe kann festgehalten werden." Einfacher hätte er dieses bezeichnet mit dem einzigen Worte der *Andacht*, das er nachher auch braucht. Dass er die Propheten als das Höchste der hebräischen Poesie bezeichnet, können wir nicht billigen; die Psalmenpoesie ist das Höchste, was auch eine allgemeinere menschliche Bedeutung hat. Von der Prophezeyhung hat er ebenfalls geheimnissvolle, abergläubige Begriffe, die wir nicht theilen können.

Wenn wir das in der Vorrede Angedeutete jetzt mit dem Werke selbst vergleichen: so wird klar, dass der Vf. an *Herders Geist der hebräischen Poesie* die Ansicht vermisste, welche Alles aus seiner Tiefe und Wurzel begreift, und in Eine grosse Idee zusammenfasst, und dass er diese Lücke ausfüllen wollte. Allerdings vermissen wir dieses auch an dem Herderschen Werke, und wir verhehlen nicht, dass der Vf. das Wahre ge-

ahnet hat; aber sein trüber, schwankender Mysticismus liess es ihn nicht klar erkennen und aussprechen. Der Vf. hat viel Sinn und Gemüth; Schade, dass er in die Irrgärten der neueren mystischen Philosophie gerathen ist! — Da er die einzelnen Bücher des A. T. noch nicht betrachtet hat, und da die Signaturen der Bogen das Werk als *ersten* Band aufführen: so vermuthen wir, dass noch ein zweyter Band folgen wird. Möge dann der Vf. von der Kritik, der er nicht abhold zu seyn scheint, besonnenen Gebrauch machen!

Π.

Münster, b. Teissing: *Untersuchung über die innere Wahrheit des Christenthums* von *Georg Hermes*, Lehrer am paulinischen Gymnasium zu Münster. 1805. 104 S. 8. (8 Gr.)

Viele werden in dieser Schrift etwas Anderes erwarten, als sie finden; aber der Vf. hält die Wahrheit des Christenthums und die Göttlichkeit desselben für einerley, weil diese Religion für göttlich gehalten seyn will, und um wahr zu seyn, das seyn muss, wofür sie sich ausgiebt. Er beschreibt auch das Christenthum so, dass nicht allein der Inhalt der Lehren Jesu, sondern vorzüglich der Glaube, dass Jesus Gottes Sohn sey, das Wesentliche desselben ausmachen soll, und meint, die *äussere Wahrheit* desselben bestehe darin, dass die Thatsachen geschehen sind, die dabey zum Grunde liegen; und untersuchen, ob aus diesen Thatsachen folge, was Christen daraus herzuleiten pflegen, heisse *die innere Wahrheit* des Christenthums prüfen.

Diese Prüfung nimmt er also vor, und er glaubt zu dem Ende zuerst ausmachen zu müssen, ob die Vernunft bey dieser Prüfung sich selbst überlassen sey, oder ob sie noch etwas früher Gegebenes dabey zu berücksichtigen habe. Da er das Erste voraussetzt: so zeigt er weiter, dass man zwar nicht durch eine strenge Demonstration und auf dem Wege eines völligen Begreifens die Göttlichkeit des Christenthums finde, aber thut dar, dass die Vernunft uns schon dann zu ihrer Annahme nöthigen würde, wenn auch nur ein Übergewicht von Gründen dafür vorhanden seyn sollte. Dass dieses nun da sey, sucht er auszumachen, und führt demnach aus, dass es viel vernunftmässiger sey, anzunehmen, dass Jesus zu seinen Erkenntnissen und Lehren durch eine unmittelbare göttliche Offenbarung gekommen, als auf irgend eine andere Weise dazu gelangt sey, wie auch, dass die Vernunft vielmehr dafür stimme, die Wunder Jesu für wahre Wunder, und Jesum dadurch als für den Sohn Gottes beglaubigt zu halten, als irgend etwas von dem zu ergreifen, was man dagegen vorgebracht hat oder einwenden möchte.

Der Vf. zeigt sich als einen Selbstdenker, dem es nicht ganz an Scharfsinn fehlt, und uneingenommene Leser werden ihm mehrentheils Recht geben, wie diejenigen, die mit ihm einerley Meinung sind, sich freuen werden, ihn auf ihrem Wege anzutreffen. Aber die Natur der Sache und die Art, wie der Beweis geführt wird, bringen es mit sich, dass dem, der Ausflüchte sucht, sie nicht ganz versperrt werden können, und die Kürze der Abhandlung lässt schon schliessen, dass eine Menge derselben immer noch offen bleiben. Ohnehin ist nur auf diejenigen Einwendungen Rücksicht genommen, die aus den kantischen Schriften, sonderlich der Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, hergeholt sind, und man wird eben nicht auf neue Bemerkungen oder Ausführungen stossen. Oder wenn auch die Art, wie der Vf. die Untersuchung von sich weiset, ob nicht etwa die Wunder Jesu von guten oder bösen Zwischengeistern herrühren könnte, wie diejenige, wie er den Beweis aus den Wundern führt, nicht ganz gewöhnlich ist: so wird doch die erstere weniger ganz genügen, und der letzteren fehlt es an Deutlichkeit. Sehr richtig will nämlich der Vf. nicht durch die Wunder die Wahrheit gewisser Lehren Jesu, sondern durch Lehre und Wunder Christi darthun, dass er Gottes Sohn sey. Er will zu dem Ende mit Recht die Wunder Jesu als Zeichen und Weckungen des Geistes und Ursprungs Jesu angesehen, und aus den Zeichen auf das Bezeichnete, aus den Wirkungen auf das in Jesu Wirkende geschlossen wissen. Aber dieser Schluss hätte doch noch einleuchtender gemacht werden können, wenn bemerkt worden wäre, dass Jesus sich für den höchsten Helfer und Beglücker der Menschen, ja für einen, der durch sein Wort helfen könne und solle, und dem Alles zur Ausführung seiner wohlthätigen Absichten zu Gebote stehe, ausgegeben habe, dass man einen solchen Heiland und Herrn zu seiner Zeit erwartete. Wenn man dann die Wunder Jesu als geschehen annimmt: zeigen sie nicht davon, dass er helfen *wolle?* Er lässt ja keine Gelegenheit dazu vorbey, er thut sie nur um wohlzuthun, nie zu seinem Vortheil, nie um Staunen zu erregen. Sieht man nicht aus diesen seinen Thaten, dass er bloss durch sein Wort Leiden aller Art wegschaffen und, was er nur wollte, Gutes geben könne? Stellt er, wenn er z. B. Wind und Meer gebietet, sich nicht als den dar, dem alle Kräfte der Natur dienen müssen? Gewiss, so lange Jesus lebte, musste man, wenn man seine Wunder als geschehen annahm, glauben, dass er der erwartete Weltheiland sey. Konnte dieser, wenn er käme, auch grössere Thaten thun, als jene waren? Sein Tod machte freylich diesen Erwartungen ein Ende, oder sie doch zweifelhaft. Es musste seine Auferstehung erfolgen, wenn man darin fest bleiben sollte. Da sie aber geschah, und *der* sich wieder als lebend zeigte, der vorher sich als den, der helfen wolle und nach seinem Willen auch könne, erwiesen hatte: so konnte man nicht daran zweifeln, dass eben dieser auch noch jetzt beglücken könne und werde, und muss diess so lange für wahr halten, als man ihn noch für lebendig erkennt, und überzeugt ist, dass er zu einer noch viel höheren Macht und Herrlichkeit empor gehoben sey, als er hier auf Erden bey allen seinen Wunderkräften besass.

Wenn man den Beweis aus den Wundern für die göttliche Sendung Christi so führt: so fallen eine Menge Einwürfe weg, die man dagegen erhebt; und wenn

der Vf. sich den Begriff *Sohn Gottes* etwas deutlicher gemacht, und weiter nachgedacht hätte, wie die Wunder Zeichen und Weckungen eines Sohnes Gottes seyn können: so würde er auch auf diese Beweisführung gekommen seyn, und sich dadurch, wie Rec. glaubt, die Erreichung seines Zwecks sehr erleichtert haben.

Überhaupt fehlt es dieser, wie allen bisherigen Untersuchungen über die Göttlichkeit des Christenthums, noch immer an einer möglichst deutlichen Bestimmung dessen, was man eigentlich erweisen will. Es ist dabey nämlich nicht genug, dass man nur sagt, man wolle den mittelbaren oder unmittelbaren Ursprung des Christenthums aus Gott, man wolle darthun, dass dabey eine mittelbare oder unmittelbare Offenbarung Gottes zum Grunde liege. Denn was heisst doch das: Etwas kömmt unmittelbar von Gott, ist von Gott unmittelbar geoffenbart? Wir haben davon gar keine rechten Begriffe. Und mittelbar kommt Alles von Gott; damit ist gar nichts gesagt. Wenn man von einer göttlichen Offenbarung redet: so kömmt es darauf an, ob Jemand schon Kenntnisse von Gott hat oder nicht, und wie der Eine darauf geführt, und der Andere darin weiter gebracht ist. Es ist kein Zweifel, dass man jeden Anfang und jedes Wachsthum in einer richtigen Gotteserkenntniss eine Offenbarung Gottes nennen kann, sowohl, sofern Gott das Geoffenbarte, als sofern er der Offenbarer ist. Aber wenn Jemand z. B., der noch keinen Gedanken an Gott gehabt, auch noch nichts von ihm gehört hätte, auf einmal zu der Einsicht käme, dass ein allmächtiger Geist die Welt erschaffen habe und regiere, etwa im Traume, oder überhaupt so, dass er selbst nicht wüsste, wie, aber doch soviel mit Gewissheit sagen könnte, dass nicht niedrige Wünsche, nicht andere Menschen ihn darauf geleitet haben, und dass er den vollen Beweis dafür noch nicht führen könne: so wird er in einem höheren Sinne des Worts urtheilen, Fleisch und Blut habe ihm das nicht geoffenbart, sondern der Vater im Himmel. Wie dem aber auch sey, Jesus offenbart die Gottheit solchen, welche schon Kenntnisse von ihr haben, und Gott schon als den Schöpfer und höchsten Herrn der Natur anerkennen. Wenn diese nun die Thatsachen des Lebens Jesu als geschehen annehmen: so wissen sie, dass diese Begebenheiten ohne Gott nicht können geschehen seyn, ja dass sie von dem Regierer der Welt nicht nur zugelassen, sondern beschlossen, veranstaltet und bewirkt sind, und wenn sie nun nicht bloss aus den Lehren Jesu, sondern hauptsächlich aus diesen Thatsachen lernen, wie Gott gesinnt, was seine Absichten, was des Menschen höchstes Gut sey, wie sie am leichtesten und sichersten dazu gelangen, was sie sonst nicht wussten, nicht für wahr hielten, woran sie nicht dachten, wovon sie die inneren Gründe, es anzunehmen, noch jetzt nicht kennen: so hat sich ihnen ja der, welcher diese Begebenheiten veranstaltete, der Regierer der Welt, geoffenbart. Er und kein Anderer hat Jesum gesendet, ist mit ihm gewesen, hat ihn in den Tod dahin gegeben, auferweckt, erhöht, damit wir von ihm lernen und durch ihn selig werden sollen. Durch unser eigenes Nachdenken würden wir nicht zu diesen Einsichten gelangt seyn, wenn diese Ereignisse nicht dasselbe geweckt und geleitet hätten.

Freylich offenbart sich Gott durch alle Begebenheiten in der Geschichte der Natur und der Welt; aber je ungewöhnlicher die Reihe von Vorfällen bey der Gründung des Christenthums ist, je lehrreicher sie sich zeigt, je leichter Religionslehren daraus hergeleitet werden können, oder schon geschöpft worden sind: desto mehr ist auch darin eine Offenbarung Gottes, die von ihm selbst kömmt. Wenn man daraus Etwas lernt, was dem Menschen das Wichtigste ist, und von ihm sonst schwer erkannt und angenommen seyn würde: so freut man sich dieser Offenbarung noch mehr. Vielleicht wird Mancher selbst von den neuen Aufschlüssen, die er dadurch über die wichtigsten Wahrheiten erhält, nicht einmal begreifen, wie sie auf Veranlassung des Denkens an diese Geschichte in ihm entstanden sind (wie es mit den Aposteln wahrscheinlich sich also verhielt), und wird auch von dieser Seite sie einer göttlichen Offenbarung zuschreiben. Wenn man das, was uns von Umständen bey der Geburt Jesu und bey seiner Taufe erzählt wird, als wahr annimmt: so ist wahrscheinlich Jesus durch die Erzählungen seiner Mutter von jenen Umständen, und durch sein eigenes Nachdenken über den Vorfall bey der Taufe auf den Gedanken gekommen, dass er der verheissene Heiland der Welt sey. Ohne diese Facta hätte er sich vielleicht nicht dafür erkannt; da er nun diese von Gott herleitete: so fand er darin einen Wink, dass Gott ihn dazu bestimmt habe, und auch wir müssen das mit ihm glauben, da auch wir dergleichen Thatsachen als durch Gottes Leitung entstanden betrachten.

Mag man immerhin auf solche Weise das Christenthum nicht als aus einer unmittelbaren Offenbarung geflossen ansehen wollen: es liegt eine Offenbarung der Gottheit in wunderbaren, ausserordentlichen Thatsachen dabey zum Grunde, und die beste und höchste, die wir uns denken können.

So lange man noch immer fortfährt, wie der Vf., einen unmittelbaren Ursprung des Christenthums aus Gott erweisen zu wollen, ohne einigermasen einen Begriff davon zu geben: so lange wird man wenig ausrichten. Aber wenn man der Meinung ist, dass die Annahme der Thatsachen in dem Leben Jesu und der Apostel und überhaupt in der Bibel das Unterscheidende beym Christenthum ist, und dass uns eben dadurch die Gottheit leichter und vollkommener geoffenbart werden soll und wird, als es durch andere Begebenheiten der Welt und Dinge in der Natur geschieht, oder gar durch blosse Lehrsätze geschehen kann: so wird man eine ausserordentliche Offenbarung Gottes im Christenthum weder verkennen noch bestreiten können, und viele Anstösse werden gehoben, und viel Ausflüchte dagegen werden verschlossen seyn.

Dfr.

FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Ideen zu der Organisation der deutschen Kirche.* Ein Beytrag

zum künftigen Concordat. 1814. 92 S. gr. 8. (8 Gr.)

Der revolutionäre Zustand, in welchem sich der grösste Theil Europa's seit geraumer Zeit befunden hat, ist auch der katholischen Kirche so nachtheilig gewesen, dass die äusseren Formen ihrer Regierung als beynahe ganz aufgelöst betrachtet werden können. Durch die Wiederkehr des Papstes nach Rom ist zwar die Verbindung zwischen dem Hirten und der Heerde wieder hergestellt; allein es ist so Vieles neu geworden, dass die alten Formen nicht mehr passen, und daher der Friede jener Kirche, namentlich in Deutschland, noch fehlt. Sie sieht diesem mit Sehnsucht entgegen durch ein neues, den jetzigen Verhältnissen angemessenes Concordat. Die Schwierigkeiten, die sich bey Abfassung desselben finden, sind nicht gering. Auf der einen Seite der römische Hof, in dessen Charakter es nie lag, öffentlich und förmlich nachzugeben, und der nicht leicht der deutschen Kirche die Freyheit, um welche sie seit Jahrhunderten vergeblich gekämpfet hat, zugestehen wird; auf der anderen Seite die Staatsgewalt, die hie und da die Rechte der Kirche verkennt. Den Frieden der Kirche vorzubereiten, hat der Vf., nicht ohne inneren Beruf, das Wort genommen. Seine Vorschläge sind umfassend, und beurkunden einen Mann von Geist, Erfahrung, Kenntniss, Mässigung und warmen Eifer für das Wohl seiner Kirche. „Ich gehöre, sagt er S. 22, keiner Partey, und habe kein Interesse als jenes, das allgemeine Beste zu befördern. Freymüthigkeit ist der Charakter des deutschen Mannes. Mein Versuch ist dem Wohl des Vaterlandes und der Wahrheit heilig." Nach des Rec. Einsicht ist der Plan im Ganzen vortrefflich, welchen der unbekannte Vf. vorlegt, und mit einer Gerechtigkeitsliebe und Umsicht abgefasst, dass jede der unterhandelnden Parteyen seine Grundsätze annehmen kann. Doch will er der deutschen Kirche auch nichts vergeben, und im äussersten Falle, dass der römische Hof nicht den gerechten Foderungen nachgeben sollte, räth er sogar zu einem Schisma. Da es zu weitläuftig seyn würde, den Grundriss des ganzen Gebäudes, welches der Vf. aufgeführt sehen will, darzulegen und zu prüfen: so will Rec. wenigstens Einiges, was ihm interessant scheint, ausheben. Weil die Kirche im Staate ist: so stehen die Kirchendiener unter der unbeschränkten Gerichtsbarkeit des Staates; beide haben aber kein Recht, die innere Gewissensfreyheit zu stören. Der Papst hat jenen freyen Einfluss auf die Kirche, welcher ihm als dem obersten Hirten und dem Mittelpuncte der Glaubenseinigkeit zukommt, auch das Recht, die Bischöfe, welche aber von dem Landesherrn ernannt werden, zu confirmiren; allein alle Annaten, Taxen, Palliengelder, Dispensations-Gebühren u. s. w. fallen weg. Deutschland erhält zwey Erzbischöfe und zehn Bischöfe, welche, vom Staate dotirte, Capitel und Seminare erhalten. Verordnungen in rein geistlichen Gegenständen und Hirtenbriefe werden von den Bischöfen ohne alle weltliche Einmischung erlassen. Zu vacanten Pfarrstellen schlägt der Bischof dem Landesherrn die drey würdigsten Competenten vor. Vorzüglich wichtig sind die Vorschläge, welche gethan werden, um in Ansehung der Ehe Staat und Kirche, die darin so sehr von einander weichen, in Übereinstimmung zu bringen. Mit Ernst zeigt der Vf., wie ohne diese Übereinstimmung die Heiligkeit der Ehe nicht bestehen könne. Dabey ehrt er die Grundsätze seiner Kirche, ohne den Bürden, die das päpstliche Recht auflegte, das Wort zu reden. Nur kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen, wenn dieser dem Bischofe zwar die Entscheidung über die Nullitäts-Klage S. 64, der weltlichen Behörde aber die *separatio quoad mensam et torum* zuspricht. Nach den Grundsätzen der Kirche sollen doch Ehegatten in Gemeinschaft leben; es wird daher nicht nur ein Gesetz des Staates, sondern auch der Religion und Kirche übertreten, wenn jene Separation Statt findet. Merkwürdig ist es übrigens, dass unser, von Vorurtheilen freyer Vf. den Cölibat der Geistlichen um des Volkes willen beybehalten wissen will, ob er denselben gleich (S. 67) dem Gesetze des Evangeliums und dem Zeitgeiste nicht für widersprechend hält. — Möge diese Schrift reiche Früchte bringen, und dazu beytragen, dass die Kirche den Frieden erringe, und aufs Neue segensreich wirke!

O. P. B.

KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. 1) *Rostock*, b. Adlers E.: *Schicket euch in die Zeit; es ist böse Zeit. Eine Predigt am 20ten Sonntage nach Trinitatis* 1810 über Ephes. 5, 15 — 21 — gehalten von M. *Joh. Bernh. Krey*, Prediger an der Petri-und Catharinen-Gemeine. Zum Besten der hiesigen Armenanstalt. 16 S. 8. (2 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Kann man diese Zeit nicht auch eine gute Zeit nennen?* Eine Predigt an demselben Sonntage 1811 gehalten von M. *J. B. Krey*. 22 S. 8. (2 Gr.)

3) Ebendaselbst: *Wodurch können wir uns die böse Zeit erleichtern?* Eine Predigt an demselben Sonntage 1812 gehalten von M. *Joh. Bernh. Krey*. 24 S. 8. (2 Gr.)

Die fruchtbare Epistel des 20ten Trinitatis - Sonntags hat den Vf. in diesen 3 Vorträgen jedesmal zu einer andringenden Ermahnung zu den in böser Zeit vornehmlich wünschenswerthen *Tugenden des christlichen Bürgers* Veranlassung gegeben. Dass sich diese Vorträge der Hauptsache nach einander begegnen, liegt in der Natur der Sache, weil sie den Text fleissig nutzen. Wir wollen damit indess so wenig einen Tadel aussprechen, dass es uns vielmehr Zeitbedürfniss scheint, die Menschen zur Frömmigkeit, Sitteneinfalt, Häuslichkeit u. s. w. wiederholt und ernst aufzufodern. Rathsamer würde es jedoch seyn, da die allgemeinen Anregungen weniger zu wirken pflegen, jene empfohlenswürdigen Tugenden im Einzelnen nach ihren psychologischen, moralischen und religiösen Beziehungen vor das Bewusstseyn der Zuhörer zu bringen. Es wird Rec. Vergnügen machen, eine aus diesem Gesichtspunct, vielleicht über denselben Text, gehaltene Predigt des Vfs. vielleicht inskünftige anzeigen zu können.

g. b.

Num. 63.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Skizze eines Steuersystems nach den Grundsätzen des Staatsrechts und der Staatswirthschaft*, von Dr. *Krehl.* 1814. 67 S. gr. 8. (5 Gr.)

Nach dem Vorworte des Verlegers soll diese Skizze ein grösseres Werk über ein wissenschaftlich begründetes Steuersystem auf Subscription ankündigen, „das alle Vortheile für die praktische Ausführung zulasse, welche die Staatswirthschaft, die National - Industrie und die Moral zur Bedingung machen, das weder die Rechte der Einzelnen beeinträchtige, noch den Staat im Verfolge seiner Bestimmung hemme, welches das Princip der Allgemeinheit und der Gleichheit im vollen Umfange realsire, und dem Princip der Grösse eine Gesetzgebung vorzeichne, die das Willkührliche der Besteuerung schon durch sich selbst ausschliesse u. s. w." Ob diese zugesicherten Vortheile von Hn. *K.* wirklich in der Ausführung werden erreicht werden, läfst sich aus dieser Skizze nicht genügend ersehen, da, wie natürlich, nur die Hauptmomente darin angedeutet sind; doch findet sich Stoff genug, um zu beurtheilen, was das grössere Werk erwarten läfst.

In der Einleitung zeigt der Vf. die Nothwendigkeit eines solchen Steuersystems, indem die Berührungen und Verbindungen der Bürger unter sich und mit anderen Staaten vielfacher, verwickelter und allgemeiner geworden seyen, und die Anstalten des Staates dadurch sich vervielfältigt und erweitert haben, besonders da eine Zeitperiode von ausserordentlichen Kriegsbedürfnissen hinzugekommen sey. Hr. *K.* behauptet, dafs die Cultur, in der die Staatsbewohner unter sich und die Nachbar-Staaten, oder diejenigen stehen, mit denen der gegebene Staat in Verbindung sich befindet, die Bedingung der Staatsanstalten und deren Bedürfnisse sey. Zufolge jenes Gesichtspunctes schickt er §. 1 — 12 eine Prüfung der bisherigen Finanzquellen voraus, als: *der Fröhnen*, *Domänen* und *Regale*, dann der *Hauptsysteme*, nämlich: des *Mercantil-*, des *physiokratischen* und des *jetzigen* (wie er es nennt) *Erwerbs* - und *Consumtions - Steuersystems*, oder des *antiphysiokratischen Systems*. Von allen diesen Gegenständen äusert Hr. *K.* ganz richtige staatswirthschaftliche Grundsätze, und beweist dadurch, dafs er in den Geist der verschiedenen Systeme eingedrungen sey. §. 13 — 19 werden der *Grund* und die *Quellen* der Steuern (VII) angegeben. Der Grund der Steuern ist nach seiner Ansicht der Genufs des Staatsverbandes. Gerade hier ist es, wo die Staatsrechts - und die Staatswirthschafts - Lehrer, des Staatszweckes wegen, mit einander in Collision kommen. Ersteren ist der Staatszweck blofse Sicherheit der Rechte, also der Staat eine Zwangsanstalt; Letztere aber wissen wohl, dafs der Staat auch Anstalten zur Bildung und Beförderung der physischen und geistigen Cultur haben, also für die Vervollkommnung der Menschheit, in physischer und intellectueller Hinsicht, sorgen müsse. Je nachdem man den einen oder den anderen Zweck consequent verfolgt, entstehen verschiedene Ansichten. Rec. kann den Mafsstab der Besteuerung nicht in der Höhe des Genusses der Staatsanstalten (§. 14) finden; sonst wäre das Sportelnsystem, welches Rec. für ungerecht, unbillig, und der Würde der Staatsregierung zuwider erkennt, so verwerflich nicht. Eine Gesellschaft, wie der Staat ist, tritt immer unter der präsumtiven Bedingung zusammen, dafs ein jedes Glied derselben gleiche Rechte mit dem anderen habe. Abstrahirt man nun von dem Verhältnisse des Einkommens und Vermögens: so müfsten alle Glieder gleich beytragen. Weil man aber dieses Verhältnifs, des National - Wohlstandes wegen, nach staatswirthschaftlichen Grundsätzen, gerecht und billig findet: so liegt der Mafsstab der Besteuerung eben in diesen wohlthätigen Grundsätzen, und nicht in dem Genusse der Staatsanstalten. Denn es kann ein Mitglied des Staates, das weniger Einkommen und Vermögen hat, die Anstalten desselben mehr geniessen, als ein Mitglied von grösserem Einkommen und Vermögen; mithin kann der Satz §. 15, *dafs die Last des Aufwandes auf denen ruhe, welche die Staatsanstalten besonders in Anspruch nehmen und in Thätigkeit setzen*, — nicht allgemein richtig seyn. Dafs Hr. *K.* den *Erwerb* zur Quelle der Steuer macht §. 16, hat unsere völlige Genehmigung, wenn er darunter den reinen Ertrag, das reine Einkommen versteht; dafs derselbe aber die Steuer in zwey Hauptgattungen, nämlich in eine *Ertrags* - und eine *Wohlstands - Steuer* §. 17 eintheilt, ist unrichtig, weil aus der Wohlstandssteuer sich viele den national - ökonomistischen Grundsätzen entgegen laufende Folgen ergeben. Der *reine* Erwerb, das *reine* Einkommen, mufs allein die Basis der Besteuerung seyn, und mit seiner sich ergebenden Grösse oder Niedrigkeit steigen oder fallen, ohne Rücksicht auf Wohlstandsgenufs, weil bey diesem gar oft, nach dem vom Vf. gefoderten *äusseren Ansehen*, die Wahrheit nicht aufgefunden wird. Ein sehr reicher Mann kann sich im Wohlstandsgenusse einschränken, und ein weit weniger reicher demselben den vollen Lauf lassen; dieser Letztere

würde daher mehr Steuer bezahlen, als der erstere Reichere, welches unrecht und unbillig wäre. Die vom Vf. angegebenen Grundgesetze eines Steuer-Systemes (VIII. §. 20—22) sind richtig, und beruhen auf dem Gesetze 1) der *Allgemeinheit*, 2) der *Gleichheit* und 3) der *Grösse*. Was die *Erfodernisse* eines Steuersystems (IX. §. 23 — 35) betrifft: so soll ein zweckmäsiges Steuersystem keine Auflagen bestimmen, welche 1) den freyen Verkehr mit dem Aus- oder Inlande hemmen; 2) welche auf den Preis der einzelnen Producte gelegt sind; 3) welche Untersuchungen des Vermögens und Erwerbs bedürfen, die die äussere sichtbare Lage des Gewerbs oder Genusses nicht zulassen (eine unsichere Basis in Beziehung auf die industrielle und commercielle Production!); 4) welche die Industrie und den Genuss des Wohlstandes hemmen; 5) welche den Contribuenten nicht von der ihn treffenden jährlichen Quote genau unterrichten; sondern 7) solche Auflagen, welche sowohl den ordentlichen, als auch den ausserordentlichen Staatsregierungs-Aufwand decken; 8) solche, wobey auch die Zeit berücksichtiget wird, zu welcher der Contribuent am leichtesten die Steuer entrichten kann; 9) solche, welche die Rückstände nicht begünstigen (eine der schwersten Aufgaben!); 10) solche, deren Erhebung die möglichst geringsten Kosten verursacht (wahrscheinlich also keine indirecten und keine Naturalien, was ganz recht wäre!); 11) eine zuverlässige umfassende und bestimmte Übersicht des Nationalerwerbs. Noch etwas leichter in Ansehung der Gattungen, als der Grösse des Ertrages! 12) Auflagen, welche nicht nur die unmittelbaren Staatsregierungs-Bedürfnisse, sondern auch die der einzelnen Gemeinden und Districte decken; 13) solche, welche in sich selbst schon die Defraudationen entfernen oder erschweren. — Diesen 13 Puncten möchte Rec. noch hinzufügen: solche Auflagen, welche nicht die Fonds, das Vermögen und die Capitale selbst angreifen, und ferner solche, welche nicht lange in den Finanzcassen verweilen, sondern gleich wieder in Umlauf kommen, weil in jenem Falle, wo die Fonds selbst angegriffen werden, diese nach und nach sich verringern, und die Steuern endlich selbst unmöglich machen, in diesem Falle aber es besser ist, wenn die Münze so lange, als möglich, in den productiven Händen der Steuernden bleibt. Hr. *K.* geht nun auf die *Eintheilung* der Steuern oder die Anwendung des *Gesetzes der Allgemeinheit* (X) über. Von der *Ertrags-Steuer* §. 36 werden 10 Gattungen aufgeführt, nämlich: eine *Grund-*, *Gewerbs-*, *Wirthschafts-*, *Handels-*, *Dienst-*, *Capital-*, *Renten-*, *Amts-*, *Kunst-* und *Wissenschafts-* und eine *Fremden-Steuer*. Rec. glaubt, dass es kürzer wäre, der Gewerbsteuer auch die Wirthschafts- und Handels-Steuer unterzuordnen, und sie nur durch Classen zu unterscheiden: denn Wirthschaft und Handel gehören wohl auch in die Kategorie der Gewerbe, so wie die Wirthschaftssteuer mit der Handelssteuer in Eins zusammenfällt. Eine *Dienststeuer* aus *körperlicher Arbeit* würde die Lohnherren, und dadurch die Gewerbe selbst, da sie schon in der Gewerbssteuer begriffen sind, doppelt treffen, und immer entweder auf den Preis der Producte fallen, oder den Gewinn des Lohnherrn verringern; sollte sie aber die Lohnarbeiter selbst treffen, so dass sie nicht durch höheren Lohn Ersatz dafür erhielten: so würde die Dienststeuer die Lohnarbeiter dergestalt drücken, dass sich ihre Anzahl vermindern müsste. Eine *Dienststeuer* aus *geistiger Arbeit* gehört in die Kategorie der Kunst- und Wissenschafts-Steuer: warum also dieselbe besonders? — Doppelte Besteuerung ist ungerecht. Eine *Amtssteuer* hat die Wirkung, dass der Staatsbeamte doppelt besteuert wird: einmal direct, und das andere Mal indirect, weil er den Producenten ihre entrichtete Steuer, in dem Preise ihrer Producte, welche er consumirt, ersetzen muss, ohne selbst ein solcher Producent zu seyn, welcher seine Steuer auf den Preis seiner Producte schlagen könnte. Die Besoldung des Staatsdieners gehört zu dem Staatsregierungs-Aufwande, und soll keiner Steuer unterworfen werden, besonders da sein übriges Einkommen, ausser der Besoldung, weil durch diese seine Subsistenz gedeckt ist, als ein grösseres *reines* Einkommen erscheinen, und daher mehr Steuer daraus entrichtet werden kann und muss. Eine *Kunst-* und *Wissenschafts-Steuer* würde folgende Wirkungen haben: Die Künstler und Gelehrten müssten ihre Foderungen erhöhen, und könnten sie dieses nicht, blieben ihre Foderungen unerfüllt: so würden sie den aus ihren Gewerben hervorgehenden grösseren Aufwand nicht ersetzt bekommen, also gegen die anderen Gewerbe verlieren, und mithin die ihrigen verlassen müssen. Eine besondere *Fremden-Steuer* findet Rec. unnöthig. Soll eine Steuer aus Gewerben entrichtet werden, welche Fremde im Staate treiben: so gehört sie in die allgemeine Gewerbsteuer, wozu alle Steuerobjecte im Staate, und unter diesen auch die der Fremden, beygezogen werden. Was die *Wohlstands-Steuer* §. 37 betrifft: so nimmt Hr. *K.* 1) eine *Wohnsteuer*, 2) eine *Meubles-Steuer*, und eine *Luxus-Steuer* an. Versteht Hr. *K.* unter der Wohnsteuer überhaupt eine Häusersteuer: so mag sie in Rücksicht auf ihre Steuerbarkeit ihre Rechtfertigung finden; aber sie kann nicht in die Kategorie einer Wohlstandssteuer gezählt werden: denn Wohnung gehört mit unter die absoluten Bedürfnisse des Lebens, und viele arme Leute, die sich gewiss nicht im Wohlstande befinden, besitzen Wohnungen oder Häuser. Eine *Meublessteuer*, die, je nachdem die Meubles sind, nicht immer in die Kategorie einer Wohlstandssteuer gerechnet werden kann, ist die drückendste und abscheulichste Steuer, die nur bestimmt werden kann. Hr. *K.* widerspricht hier selbst seiner §. 16 festgesetzten alleinigen Quelle der Steuer, dem *Erwerbe* oder *Ertrage*. Meubles gewähren keinen Ertrag, kein Einkommen, vielmehr nehmen sie durch den Gebrauch allmählich ab, oft verursacht ihre Erhaltung noch mehr Kosten, und eine Steuer aus Meubles vernichtet nach und nach ihren Werth in sich selbst. Dergleichen Abgaben gehen direct vom Capitale ab, sie vermindern den Werth der Objecte, und schaden deswegen dem National-Wohlstande. Bleiben solche Abga-

ben sich gleich, also fix: so werden sie höchst ungleich und drückend; denn die Objecte nutzen sich ab, und verlieren von Tage zu Tage an Werth. Nehmen mit der Verminderung des Werthes auch die Abgaben ab: so machen sie alle Jahre eine neue Schätzung, neue Mühe und Arbeiten nothwendig, und daher die Bestimmung und Erhebung kostspielig und beschwerlich. Sie wirken ferner auf die Verkümmerung des Genusses, des Zweckes der Nationalökonomie, weil die Nationalglieder sich in der Anschaffung und im Gebrauche sehr einschränken, und diese Einschränkung hat wieder einen schädlichen Einfluss auf die Nationalproduction. Unerwartet war daher Rec. die Behauptung §. 41: „Ein Wohlstandsobject, welches neben dem Ankaufscapital noch einen täglichen Aufwand für die Erhaltung desselben erheischt, ist kostspieliger, hat einen höheren Capitalwerth, und ist also auch zu höherer Besteuerung geeignet." Eine Hauptpflicht der Staatsregierung ist, dass sie Vermögen und Capitale jedem Nationalgliede ganz und unverletzt erhalte, und keine Abgaben festsetze, welche direct dieselben angreifen. Eine *Luxussteuer* endlich trägt, in der Regel, den Keim ihrer Vernichtung in sich selbst, und wirft der Finanzcasse sehr wenig ab, weil die Classe der Reichen, die sich des Luxus bedienen, der Zahl nach die kleinste im Staate ist, und sich, wenn die Steuer hoch ist, in den Luxusbedürfnissen einschränkt, worunter wieder die einheimische Production für den Luxus leidet. Eigentlich soll die Luxussteuer nie das Einkommen für die Finanzcasse, sondern nur die Verhinderung der Immoralität und des Schwelgens der weniger reichen Classe zur Absicht haben. Da der Luxus das einzige freye und beste Mittel ist, der Ungleichheit des Vermögens abzuhelfen: so würde eine hohe Luxussteuer diesen wohlthätigen Zweck vernichten. Bloss auf ausländische Luxusbedürfnisse lässt sich eine Steuer noch eher rechtfertigen, weil es gar oft sich trifft, dass durch den ausländischen Luxus Güter von absolutem Werthe für Güter von relativem Werth aus dem Staate gehen. Bey der *Peräquation* der Steuern (XI) giebt Hr. *K.* eine dreyfache Classification der Gewerbe, als Beyspiel, und die Merkmale zur Bezeichnung der Höhe des Capitalfonds jedes einzelnen Inhabers des Ertragszweiges, so wie die Bestimmung des Ertrages desselben auf folgende Weise an: 1) wo der Ertrag einer Beschränkung ausgesetzt ist, also neben der Profession noch Feldbau getrieben wird; 2) wo das Gewerbe den vollen Ertrag gewährt, also neben der Profession kein anderes Gewerbe getrieben wird, und 3) wo es mehr als den vollen Ertrag gewährt, also Gehülfen, Gesellen, Knechte mit arbeiten. Diese Eintheilung und Ertragsbestimmung ist unter allen bisher vorgeschlagenen die unrichtigste. Es giebt Gewerbe auf dem Lande, die nach dieser Bestimmung in die zweyte und dritte Classe gehören, und doch Feldbau daneben treiben, welchen das platte Land neben jeder Profession, sie gehöre in welche Classe sie wolle, nothwendig fodert. Es giebt ferner viele Gewerbe, in denen die Verfertigung der Producte nothwendig Gehülfen erfodert, ohne dass der Ertrag sowohl, als der Eigenthums-Fonds des Ertragszweiges, im Verhältnisse des ohne Gehülfen arbeitenden Professionisten, grösser ist. Der Capitalgewinn, und die Anzahl der Arbeiter, welche ein Unternehmer im Dienste hat, stehen in gar keinem genauen Verhältnisse zu einander. Von zwey Manufacturen gleicher Art kann die eine einen grösseren Capitalgewinn gewähren, als die andere, und dennoch kann diese eine grössere Anzahl Arbeiter als jene in Beschäftigung setzen, wenn jene mit mehr und besseren Maschinen arbeitet, als diese. So erfodert in der Regel der Kleinhandel, wegen der Austheilung an einzelne Consumenten, mehr Gehülfen als der Handel *en gros*, und dieser gewährt gemeiniglich einen grösseren Gewinn, und erfodert einen grösseren Eigenthumsfonds, als jener. Überhaupt wird die genaue Ausmittelung des Ertrages bey allen Erwerbszweigen der industriellen und commerciellen Production immer und ewig ein frommer Wunsch bleiben, wenn nicht verhasste, inquisitorische Formen dabey angewandt werden, welches freylich sehr illiberal und für den Verkehr äusserst nachtheilig wäre. Man wird sich daher immer nur mit unsicheren Resultaten begnügen müssen; und diess kann zugleich als Einwendung gegen die §. 40 behauptete leichte Ausmittelung dienen. Nach dem bisher Gesagten wird auch eine *Peräquation der Wohlstandssteuer* (§. 39) diejenigen Resultate, welche ein gutes Steuersystem nothwendig äussern muss, nicht hervorbringen. Diese Steuer beruht durchaus auf dem Genusse, auf der Consumtion, und ist also der wahren und eigentlichen Norm aller Besteuerung, dass nur der reine Ertrag, das reine Einkommen, die Basis zur Besteuerung seyn müsse, gerades Wegs zuwider. Die Wohlstandssteuer, wie sie Hr. *K.* bestimmt, artet daher in eine eigentliche Consumtionssteuer aus, und hat alle nachtheiligen Folgen für den Nationalwohlstand, welche die Besteuerung des Genusses überhaupt hervorbringt. Vgl. *Eschenmayers* Abhandlung über die Consumtionssteuer (Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer 1813). Bey der Bestimmung des *Steueranzugs* oder der Anwendung des *Gesetzes der Grösse* (XIII. §. 40) sagt Hr. *K.* allgemein unbedingt, „die Summe des Steuerertrags hänge von der Summe des Staatsbedarfs ab." Rec. aber behauptet, dass die Summe des Staatsregierungs-Bedarfs bloss durch eine *ökonomistische Staatsorganisation*, wo also weder mehr, noch weniger Aufwand gemacht werden darf, als zur Erhaltung und Bewahrung des Staatsvereins, zur Erreichung des Staatszweckes, nothwendig ist, bestimmt und bedingt werde. Gegen die *Organisation* und *Administration des Steuersystems* (XIV. §. 42) hat Rec. nichts einzuwenden; sie ist einfach und zweckmässig. Ebenso auch die *Erhebung der Steuern* (XV. §. 43); nur bemerken wir: wenn die Steuern in Münze und nicht in Naturalien erhoben werden: so kann sie einfach und mit wenigen Kosten verknüpft seyn, weil *Ein* Steuereinnehmer die Geschäfte eines grossen Districtes zu besorgen im Stande ist. Die Rubrik: *Steuer-*

satz (XVI. §. 44), enthält den Ersatz aus Reclamationen und Vergehungen, und die *Prüfung* des Steuersystemes (XVII. §. 45) von Seiten des Vfs. wird durch diese Prüfung des Rec. ihre Bestimmung und Würdigung erhalten haben.

A. C. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Dorpat*, in Commiss. b. Meinshausen: *Allgemeine Grundsätze des peinlichen Rechts*. Verfasst von *Johann Neumann*. Aus dem Russischen übersetzt von *Friedrich von Essen*. Herausgegeben mit Anmerkungen vom Verfasser. 1814. VIII u. 87 S. 8. (12 Gr.)

Die vor uns liegende Schrift führt auch noch den zweyten Titel: *Abriss des russischen peinlichen Rechts. Erster Theil. Allgemeine Grundsätze des peinlichen Rechts*. Doch würde man sich sehr irren, wenn man sich durch diesen Titel verleiten lassen wollte, in der Schrift einen Beytrag zur allgemeinen Strafgesetzkunde mittelst Darstellung der allgemeinen Grundsätze des *russischen* peinlichen Rechts zu suchen. Was der Vf. hier giebt, ist nichts mehr und nichts weniger, als eine gedrängte Zusammenstellung des philosophischen Theils des peinlichen Rechts, ohne allen Bezug auf Russland und die russische peinliche Gesetzgebung. — Und diese Zusammenstellung ist nichts weiter, als ein Auszug der Hauptsätze der Schriften von *Grolmann*, *Feuerbach* und *Almendingen* über die Begründung des Strafrechts überhaupt, den Begriff und Zweck der Strafe, die Bedingungen ihrer wirklichen Anwendbarkeit, die hie und da eintretenden Milderungs- und Schärfungs-Gründe, die Lehre vom Versuch, von der Theilnahme an Verbrechen, und von der Verwandlung und Aufhebung der Strafe. Wer mit den Schriften der angegebenen Gewährsmänner des Vfs. bekannt ist, wird in seiner Arbeit ganz und gar nichts Neues finden, als etwa nur das, dass der Vf. die in den Elementen sich sehr widersprechenden Meinungen seiner Fürsprecher hie und da zu vereinigen gesucht hat, wiewohl ganz ohne Glück. Weder die Freunde der Präventionstheorie — der sich übrigens der Vf. am meisten nähert —, noch die Freunde des kategorischen Imperativs der Strafgesetze, werden ihm in der Hauptsache beytreten können. Das Recht, Strafe auf Verbrechen zu verhängen, findet er in der Nothwendigkeit die Sicherheit im Staate aufrecht zu erhalten (S. 4); und diess Recht soll (S. 8) dem Staate unbedingt zustehen, die Widerrechtlichkeit, welche bestraft werden soll, mag durch ein Gesetz verpönt seyn oder nicht. Denn nicht das in dem Gesetze gegebene Aussprechen der Verknüpfung der Strafe mit der Widerrechtlichkeit ist es, worauf die Wirksamkeit der Strafe beruhen soll, sondern es ist die angeordnete und aufrecht erhaltene, die zur Regel erhobene Verknüpfung (!!); weshalb denn auch die Strafe jedesmal vollzogen werden muss, wenn das Verbrechen begangen ist (S. 25), und (S. 42) der *Mangel des Vorsatzes*, und selbst *die Nichtkenntniss des Gesetzes* den Verbrecher nicht von der Strafe befreyen können. Denn die allgemeine Sicherheit wird durch unvorsätzliche wie durch vorsätzliche Verbrechen verletzt, in beiden Fällen kann die Strafe zur Erreichung ihres Zwecks wirksam seyn, und nicht um den einzelnen Verbrecher von der Begehung der Handlung abzuhalten, sondern um alle die Sicherheit verletzenden Handlungen überhaupt zu verhindern; wird mit der Begehung desselben sinnliches Übel verknüpft, und dieses muss unbedingt wirklich zugefügt werden, sobald das Verbrechen begangen ist: Behauptungen, die wohl kein denkender Criminalist, er bekenne sich zu dieser oder jener Theorie, so geradezu unterschreiben möchte, und die hienächst selbst mit dem vom Vf. (S. 26) aufgestellten Grundsatze: *die Strafe darf in allen Fällen nicht zugefügt werden, wo die Begehung oder Unterlassung des Verbrechens nicht von der Willkühr des Handelnden abhing*, in augenscheinlichem Widerspruche stehen. Was den Vf. betrifft: so zeigen sie, wie sein ganzes Werkchen, klar, dass er über die Elemente der peinlichen Rechtswissenschaft noch gar nicht im Reinen ist, und dass er am allerwenigsten die Fähigkeit besitzt, ein völlig haltbares System der peinlichen Rechtswissenschaft aufzustellen, worauf er auszugehen scheint.

Z.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Giessen*, b. Heyer, u. *Friedberg*, b. dem Verfasser: *Siegespredigt*, gehalten in der Stadtkirche zu Friedberg von *F. J. Koch*, zum Besten des zur Unterstützung der Vaterland'svertheidiger gebildeten Frauenvereins. 1814. 8.

Diese Predigt ist weit über die Hälfte aus *Krummachers Siegespredigt*, gehalten in der Marienkirche zu Bernburg den 18ten November 1813 (Halle b. Hemmerde und Schwetschke), wörtlich abgeschrieben. — Wer diess etwa für unwahr oder übertrieben hält, der vergleiche, um sich davon zu überzeugen, folgende Stellen, die in beiden Predigten grösstentheils wörtlich übereinstimmen: Die Eingangsworte bey *Koch* S. 12 mit *Krummacher* S. 5 — S. 13 bey *Koch* mit *Krummacher* S. 6; S. 14 und 15 bey *Koch* mit S. 6 und 7 bey *Krummacher*. — S. 16 bis 20 bey *Koch* findet man bis auf wenige Zeilen bey *Krummacher* S. 7 unten bis S. 10. Ebenso S. 21 und 22 bey *Koch*, bey *Krummacher* S. 10 und 11. S. 24 und 25 bey *Koch* ist zu finden bey *Krummacher* S. 12, 13 und 14 ohne die geringste Abänderung, und ebenso übereinstimmend ist S. 26 und 27 bey *Koch* mit *Krummacher* S. 14 und 15. — Ja nicht zufrieden hiemit, hat Hr. *Koch* öfters den Urtext gewässert, und ihn so in seine Predigt aufgenommen, wie *Krummacher* S. 7 unten verglichen mit *Koch* S. 15 ebenfalls unten deutlich zeigt.

Selbst die Idee, diese Predigt dem Frauenverein zu widmen, ist Hn. *Koch* nicht eigenthümlich: denn auch *Krummacher* erwähnt des schönen Bundes der edelen Frauen. — Die Fragen und Antworten, die Hr. *Koch* hinten seiner Predigt angehängt hat, erinnert sich Rec. schon ebenso an einem anderen Ort, und wenn er sich nicht irrt, in einer von den Predigten gelesen zu haben, welche in Wien herauskommen.

ß — — v.

Lemgo, in d. meyerschen Buchhandlung: *Die Wiederkunft der Herrn*. Eine Predigt am ersten Adventssonntage 1811 gehalten von *J. F. L. Dreves*, Prediger zu Dortmund. Auf Verlangen gedruckt. 1811. 32 S. kl. 8. (2 Gr.)

Der Herr wird wiederkommen als Menschensohn, als erhöhter verherrlichter Menschensohn, in himmlischer Hoheit und Majestät, als König und Richter; die Menschen aber, seine Verehrer, sollen dieser Wiederkunft entgegensehen mit einer gewissen und furchtlosen Hoffnung, mit heiterer Erwartung, begleitet von einem ehrfurchtsvollen, heiligen Streben, nach Jesus Lehre und Beyspiel zu wandeln. — Diess sind die Wahrheiten, deren Ausführung diese Predigt gewidmet ist. Wenn wir hinzufügen, dass sie uns wahrhaft erbauet habe: so haben wir gesagt, was von ihr zu sagen war.

Fr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

MEDICIN.

Zürich, b. Orell, Füſsli u. Comp.: *Staatswiſſenſchaftliche Unterſuchungen und Erfahrungen über das Medicinalweſen nach ſeiner Verfaſſung, Geſetzgebung und Verwaltung*, von Dr. *J. Stoll*, groſsherzoglich-heſſiſchem Medicinal-Rathe, und Mitgliede der für das Herzogthum Weſtphalen angeordneten Regierung, Director des Medicinal-Collegiums dieſer Provinz u. ſ. w. Erſter Theil. 1812. XXXIV u. 284 S. Zweyter Theil. VI u. 396 S. Dritten Theils erſte Abtheilung. 1813. IV u. 286 S. Dritten Theils zweyte Abtheilung. 1813. IV u. 295 S. 8. (7 Rthlr. 12 gr.)

Rec. erinnert ſich nicht, ſeit langer Zeit ein Buch in dieſem Fache geleſen zu haben, worin ſo viel Anmaſsung und Oberflächlichkeit ſich in einem breiten und ſchleppenden Stile durch drey oder vier Bände durchziehen, wie in dieſem. Der Vf. beginnt beyläufig damit, daſs er Verfaſſer mehrerer Schriften ſey, welche *gründliche* Beurtheiler mit „Nachſicht" aufgenommen hätten, und geht dann zu der Behauptung über, daſs die bisherige Staatsarzneykunde entweder von Rechtsgelehrten oder von Ärzten, mithin einſeitig, behandelt worden ſey; daſs nur der Staatsbeamte in einem Geſchäftskreiſe, in welchem die Berührungspuncte der Staatswiſſenſchaft und der Arzneylehre unzertrennlich ſind, dieſes Problem zu löſen im Stande ſey, und giebt nun dem *Lectori benevolo* zu verſtehen, daſs er (Hr. *Stoll*) der Mann ſey, der hier auftreten könne: denn er habe von 1793 — 1803 das Phyſikat Alsfeld im Darmſtädtiſchen verwaltet, und ſey ſeit jener Zeit Medicinalrath im Herzogthum Weſtphalen; zugleich werden häufig Winke gegeben, daſs es in dieſem Lande — bis zur Ankunft des Hn. *St.* — etwas huronenartig ausgeſehen habe. Er verſichert, daſs die in ſeinem Werke enthaltenen Aufſchlüſſe gröſstentheils Reſultate eigener Erfahrung ſeyen, und die Grundſätze ſeiner Amtsführung enthalten, weſshalb er ſie vorzüglich den Medicinal-Officianten ſeiner Provinz (in einem etwas vornehmen Tone) empfiehlt, damit ſie (wie er ſagt) ſeinen Plan im Zuſammenhange ſehen, und ihn recht verſtehen.

Der *erſte* Theil des Werkes enthält die hiſtoriſch-kritiſche Einleitung; der *zweyte* die Organiſirung der zum Medicinal-Etat gehörigen Anſtalten; der *dritte* handelt von der Organiſirung des Medicinal-Perſonals und von der Medicinal-Disciplin. Nachdem Hr. *St.* einige Winke „*ad Zoilum*" geſandt hat, überraſcht er uns mit der Nachricht, daſs, obſchon ſein Werk den Titel „*Unterſuchungen und Erfahrungen* u. ſ. w." führe, es dennoch ein in ſyſtematiſcher Form zuſammenhängendes Ganzes ausmache. Daſs es dieſe „Form" habe, will auch Rec. nicht leugnen; ſonſt aber hat es mit einem Syſtem wenig gemein. Es ſcheint dem Vf. hiebey zu gehen, wie einſt *Rabener* von der Mehrzahl jener Scribenten ſeiner Zeit ſagte, welche Alles in Briefform abzufaſſen ſich die Miene gaben. „Es ſind gerade ſo Briefe", ſagte *R.*, „als wenn ich über jedes Blatt eines *Commentars der Pandekten* oben „Mein Herr, oder Mademoiſelle!" und unten „Ich bin Ihr ergebener Diener" ſchreiben wollte." — Seine Ausführlichkeit und ſelbſt ſeine Wiederholungen bittet Hr. *St.* ihm nicht zur Laſt zu legen, da er für ein gemiſchtes Publicum ſchreibe; indeſs hätte ein ſo alter Schriftſteller, wie unſer Vf., längſt wiſſen können, daſs gehäufte und zuſammengeſetzte Kunſtwörter, holperige und verſchrobene Perioden, eingezwängte und bunt zuſammengeſtoppelte Phraſen, ohne Deutlichkeit und Gründlichkeit entwickelte Gedanken, durchaus nicht geeignet ſind, den Claſſen, für welche er ſchrieb, helle Begriffe mitzutheilen, ſondern höchſtens ſich einen illuſoriſchen Anſtrich von Tiefſinn zu geben.

Das 1 Cap. des I Abſchnitts fängt damit an, daſs die ſogenannte Staats-Arzneykunde nur in der Vorausſetzung der Wirklichkeit, Möglichkeit und Nützlichkeit der mediciniſchen Doctrinen als wahr gedacht werden könne. Nachdem Hr. *St.* Alles, was im Allgemeinen gegen die Richtigkeit der Grundlagen der Phyſiologie, Pathologie, Therapie, Semiotik u. ſ. w., über die Trüglichkeit der mediciniſchen Erfahrungen, und von den ewigen Widerſprüchen der Ärzte tauſend- und abermals tauſendmal geſagt und geſchrieben worden iſt, lang und breit dargelegt hat: ſo widerlegt er im 2 (eben ſo wohlbeleibten) Capitel das, womit er im erſten die Geduld ſeiner Leſer in Anſpruch nahm. Vorher verſichert er in einer eigenen Art von Pathos, daſs es zuerſt und vorzüglich darauf ankomme, was man unter dem Worte „*Arzneykunde*" verſtehe, welche nach ſeiner — wie er ſelbſt glaubt — etwas breiten Definition nichts anders ſey, als „die Kenntniſs und Anwendung naturwiſſenſchaftlicher Grundſätze zur Beförderung, Erhaltung und Wiederherſtellung des öffentlichen und Privat-Geſundheitswohls der im Staate beyſammen wohnenden Menſchen, mit Einſchluſs der nützlichen Hausthiere,

zur Erläuterung polizeylicher Gegenstände, bürgerlicher und Criminal - Rechtsfälle, und zur Aufklärung ungebildeter Menschen, über Ursachen und Folgen wahrnehmbarer Naturerscheinungen." Er behauptet, in der bisherigen gepressten, schulsteifen Erklärung des Wortes „Medicin" liege gerade die Ursache, warum man über das Wesen dieser Doctrin einseitig dachte, und über ihre Realität und Nützlichkeit einseitig stritte!!! Er versichert ferner, dass bey dieser Sache nothwendig in Betrachtung gezogen werden müsse, von welchem Standpuncte der Zweifler seine Angriffe auf diese Doctrin mache, und indem er den Leser mit der Ansicht *Schelling's* über den lebenden Organismus bekannt machen will, schreibt er mehrere Seiten mit vieler Beharrlichkeit ab, liest dann den jungen Naturphilosophen den Text, und giebt gleich hinterher die (*beruhigende*) Auskunft, dass eine wissenschaftliche Anleitung, um den in unseren Zeiten gefährlichen beiden Klippen in der Medicin, der auf Schwärmerey auslaufenden philosophischen Speculation und dem rohen Empirismus, zu entgehen, und dagegen aus Beobachtungen und Versuchen Erfahrungsgrundsätze zu abstrahiren, in *seinem „Versuche einer medicinischen Beobachtungskunst,"* Zürich, bey Füssli 1802, (hoffentlich noch in hinreichender Menge?) zu finden sey, widerlegt alsdann die gemachten Einwürfe gegen die Chirurgie, Geburtshülfe und das, was man aus den Widersprüchen der Ärzte, aus der politischen Arithmetik gegen ihre Gewissheit folgern wollte, giebt sich die unnöthige Mühe, *Rousseau's Bonmot*: *„à la bonne heure, que la médecine vienne donc sans médecin!"* zu analysiren, und mit vielem Ernste zu beweisen, dass so Etwas gar nicht geschehen könne; nennt beyläufig einen der witzigsten Menschen, die es jemals gab, (*Molière*) ganz wegwerfend den „Comödianten", so wie *Maupertius* den „Encyklopädisten", und schliesst damit, dass das geringste (ja wohl!) Verdienst der Arzneykunde darin bestehe, dass die Ärzte im Staate nothwendig seyen.

Das 1 Cap. des II Abschnitts enthält die geschichtliche Übersicht von der Anwendung der Grundsätze der Arzneywissenschaft bey der Gesetzgebung, von der ältesten Spur derselben bis zur Geschichte der Buchdruckerkunst. Hier breitet der Vf. einen ganz ungeheueren Vorrath von literarischen Kenntnissen aus: *Diodorus Siculus*, die Bücher Moses, das mosaische Recht, das *Corpus juris civilis Romani*, *Lib. sextus Decret. D. Bonifacii Papae*, *Boehmeri jus ecclesiasticum protestantium*, das *Corpus juris canonici*, *Edit. Pauli Lancelotti*, *Robertson's Geschichte Kaisers Karl V*, die Evangelien von Ulphilas und Otfried u. s. w. werden nicht nur angeführt, sondern (*mirabile dictu!*) sehr bestimmte Urtheile über ihren Werth gefällt. So z. B. belehrt Hr. *St.* seine Leser, dass die westphälischen Gerichte, die nach Einigen im 12, weit richtiger aber in der Hälfte des 16 Jahrhunderts durch eine verbesserte Gerichtsverfassung eingegangen seyen, am besten von *Kopp* in seiner Schrift *von heiligen Gerichten in Westphalen*, Göttingen 1794, in Beziehung auf ihre Verfassung, beschrieben worden seyen. Im folgenden Cap. wird die Geschichte bis auf die gegenwärtige Zeit fortgesetzt, und nun werden die Reichsabschiede, Karls des Fünften peinliche Gerichtsordnung, *Boehmeri Meditationes in Institut. criminalem Carol.* u. s. w. angeführt, und *Feuerbach's*, *Grolmann's*, *Kleinschrod's*, *Konopack's* und vieler anderer Rechtsgelehrten Schriften mit der Gewandheit eines Juristen empfohlen. — Im 1 Cap. des III Abschnitts wird der gegenwärtige Zustand des Medicinalwesens in verschiedenen Staaten betrachtet, und (mit Recht) Klage geführt, dass man in der Wirklichkeit hierin noch mehr oder weniger weit vom Ziele der Vollkommenheit entfernt sey. *Österreichs*, *Preussens*, *Baierns* Medicinalwesen wird einzeln durchgegangen. Cap. 2 untersucht Hr. *St.* die Ursachen des mangelhaften Medicinalwesens, und da holt er wieder weit aus, nämlich — von der Gründung der Staaten; alsdann rügt er das politische Übergewicht der Rechtsgelehrten, untersucht die vormalige deutsche Staatsverfassung, trifft in dieser eine grosse Menge von Mängeln an, welche der Beförderung des Medicinalwesens entgegenstanden, und hat nun die glücklichsten (!!!) Aussichten zur Verbesserung dieser Mängel im Reichsdeputationsschlusse, der *Rheinbundsacte*, und in den, durch die zu *Pressburg* und *Tilsit* abgeschlossenen Friedensverträge, in Deutschland eingetretenen politischen Veränderungen gefunden. So richtig einige Puncte hier herausgehoben sind: so abgeschmackt sind die anderen. Die Zerstückelung des deutschen Reichs in mehrere Gebiete, die ständische Repräsentation sind es gerade, wodurch eine zweckmässigere Einrichtung des Medicinalwesens am leichtesten gegründet werden kann. Sollten denn die Repräsentanten einer Provinz hierin nicht mehr guten Willen, mehr Einsicht ins Detail (durch ihre genaueren Localkenntnisse) haben, und diesen Gegenständen, um ihres eigenen Interesse willen, nicht mehr Aufmerksamkeit schenken, als diess bey einem in der Residenz lebenden Minister in der Regel der Fall ist? — Hier (wie an mehreren Stellen) scheint Hr. *St.* ganz zu vergessen, dass die Menschen, als sie in gesellschaftlichen Verein zusammentraten, auch noch andere Zwecke hatten, als den, — ihre Gesundheit zu erhalten. Einem Sultan im Orient möchte es freylich am leichtesten seyn, wenn er seinem Divan einen Medicinalrath zugesellte. Er könnte durch einen „Kapidgi-Paschi" immer den Tag bestimmen lassen, wenn die sämmtlichen (glücklichen) Unterthanen ihre Winterkleider anlegen oder ausziehen sollten, um wie viel Grade — nach dem Wärmemesser Sr. Hoheit — ihre Zimmer jetzt zu heitzen seyen u. s. w. Aber wer kann wohl die Einseitigkeit so weit treiben, dass er diesen Zweig der Gesetzgebung auf Kosten des letzten Funkens von bürgerlicher Freyheit vervollkommnet sehen wollte?

Zweyter Theil. I Abschn. Cap. 1. *Staat; höchste Staatswürde, Zweck des Staats, Ausführung der Staatsideen, Criminal - und Civil - Recht und Po-*

lizey; Scheidung und Grenzlinien derselben; Zweck der Arzneykunde in Beziehung auf den Staat; Verhältniss der Gesundheits-Polizey zur Polizey überhaupt; Mittel, diesen Zweck zu erreichen; Grundsätze der sogenannten medicinischen Gesetzgebung; Grenzen beider Tendenzen in Fällen der Anwendung; die von der Staats-Regierung zu ergreifenden Mittel der Belehrung. — Nachdem sich der Vf. in der ermüdendsten Weitschweifigkeit über den Namen der Verwirklichung der vom Staate gegebenen Ideen und ähnliche Sachen hat vernehmen lassen, und bald *Snell's* philosophische Rechtslehre, bald *Beck's* Grundsätze der Gesetzgebung, bald *Wagner's* Theodicee u. s. w. citirt hat, macht er bekannt, was bey der Abfassung der die Gesundheits-Polizey betreffenden Verordnungen zu beobachten sey, und theilt alsdann die Entdeckung mit: dass 1) zu einem jeden Gesetze eine *Veranlassung* seyn müsse; 2) dass die Verordnungen mit *Vernunft*, *Recht* und *Freyheit* übereinstimmen müssen; 3) dass die medicinischen Polizeygesetze nicht den Grundsätzen der Arzneykunde, noch weniger aber der allgemeinen Erfahrung *widersprechen*; 4) dass die Gesetze dem Zustande des Volks mit Rücksicht auf Klima, Religion u. s. w. *angemessen* seyn müssen; 5) dass jedes Gesetz, ohne Selbstkenntniss des Menschen, den es betrifft, *ausführbar* seyn müsse; 6) dass durch dasselbe *gewiss* Schaden verhütet werden könne; 7) dass es *ausführbar* seyn müsse; 8) dass seine Übertretung die Folge habe, dass der Übertreter *leicht ausgemittelt werden könne.* Heisst diess nicht „seinen Gegenstand erschöpfen"? Es fehlt wahrlich nichts, als dass noch bemerkt werde, an welchen Tagen, bey welchem Wetter und in welchem Anzuge der Gesetzgeber eine die Gesundheits-Polizey betreffende Verordnung erlassen soll. Rec. fällt dabey ein, was der Vf. des „Neuen Arztes, Leipzig 1784," den Ärzten zu ihrem Fortkommen empfiehlt: „Sie sollen nicht mit beschmutzten Stiefeln in reinliche Stuben treten, weil sie sonst der jungen Magd Mühe machen, und die Bettlacken und Röcke der Frauenzimmer beschmutzen. Auch sollen die Stiefeln nicht nach Thran riechen. Auch soll er nicht parfümirt seyn; aber auch nicht stinken, und sehr auf gute Wäsche halten, weil man sonst leicht glauben dürfe, er gebe der Frau nichts zur Seife." — Unter den allgemeinen durch die Erfahrung bewährten Regeln, die Gesundheit zu erhalten, ist uns vorzüglich aufgefallen, dass alle Schriften über populäre Medicin, welche ohne „strenge" Censur und Genehmigung der Staats-Medicinal-Direction (?!) ins Publicum kommen, gleich Winkel-Apotheken behandelt werden sollen, und Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter *streng* und nach den Umständen *wie Giftmischer* bestraft werden sollen. Also eine neue Inquisition, und zwar eine medicinische! Diess fehlte noch, zumal bey so verschiedenen Meinungen der Ärzte über manchen Gegenstand! Vor 12 Jahren würde jeder Brownianer die Schriften der Nichtbrownianer, und umgekehrt, zum Scheiterhaufen verdammt haben. Und nach diesem Projecte kämen in ähnlichen Fällen Verfasser, Verleger, Drucker und Verbreiter noch dazu. — Es wäre furchtbar, wenn Hr. *St.* im Herzogthum Westphalen „Pater Grossinquisitor" werden sollte! Cap. 2. *Einleitung; Begriff über Verfassung und Verwaltung des Medicinalwesens im Allgemeinen; die zum Medicinal-Etat gehörigen Personen; die Staats-Medicinal-Anstalten; Objecte der Medicinalverwaltung.* In diesem Capitel verdient herausgehoben zu werden, dass der Vf. bey der Sorge der Regierung *für den Menschen vor seiner Zeugung* auch einen Unterricht für *Heirathende in den Pflichten des Ehestands* empfiehlt. Da hier nur von den physischen Pflichten des Ehestands die Rede seyn kann: so zweifelt Rec., dass Hr. *St.*, ausserhalb eines Bordells, Frauenzimmer für sein Auditorium finden würde. Bey der Fürsorge der Regierung für den Menschen als Bürger im Staate sind solche Puncte mit aufgezeichnet, dass, wenn es jemals einem Fürsten einfallen sollte, in dem Masse für die Gesundheit seiner Unterthanen zu sorgen, wie es hier angegeben ist, provisorisch ein solcher Despotismus begründet werden müsste, dass, im Vergleiche mit einer solchen Regierung, die der hohen Pforte wahrhaft noch ein „*Gouvernement paternel*" seyn müsste. Cap. 3. *Vom Staatsarzte als Organisations-Commissär; allgemein-wissenschaftliche Bildung und Kenntniss auf den Zweck seines Wirkens bezogen; allgemeine Mittel und Verhaltungsregeln, um sich die erfoderliche Localkunde von dem zu organisirenden Medicinal-Etat zu verschaffen. Einige Winke bey der Ausführung des Organisations-Plans.* Diess Capitel hat der Vf. „*con Amore*" bearbeitet. Da er ein solches Amt selbst versieht: so begreift sich das. — Er weist die Eigenschaften und Kenntnisse, die ein Staatsarzt besitzen muss, *per enumerationem partium* nach, und man staunt ob der Menge von Kenntnissen, die der Vf. besitzen muss. Man sollte kaum glauben, dass sie sich in einem und demselben Individuum vereinigt befinden könnten. Bey einem solchen Manne wird das Sprichwort: „*non omnia possumus omnes!*" vollkommen zu Schanden. Indess die Natur macht zuweilen Ausnahmen; und da Hr. *St.* diese Stelle bekleidet hat: so ist nicht zu zweifeln, dass er diese Summe von Kenntnissen wirklich besitzt. Die erste Qualität unterschreiben wir von ganzem Herzen, obschon sie sich von selbst versteht: „dieser Mann muss ein moralisch guter Mensch seyn"; und diess nehmen wir so pünctlich, dass ein Mann, der, sey es im öffentlichen oder Privat-Leben, sich nur eine Aufschneiderey oder dergl. erlaubt, nach unserem Urtheile zu dieser Stelle nicht taugt. Er soll ferner „Welt- und Menschen-Kenntniss besitzen", und (was viele Gesetzgeber und Rechnungsbeamte nicht sind), „er soll eine genaue Bekanntschaft mit den allgemeinen Grundsätzen der Arzneywissenschaft haben, so wie mit deren Hülfsdoctrinen, der Staatsarzney-Kunde, und den Medicinal-Verordnungen aus verschiedenen Ländern; er soll wenigstens eine encyklopädische Kenntniss von der Staats-Wissenschaft, von der Verfassung und Verwaltung der

europäischen Staaten überhaupt, besonders der grösseren Länder in Deutschland; er soll Polizey-Wissenschaft und Polizey-Recht, die Kenntniss der Grundsätze des Criminalprocesses inne haben; er muss einige Zweige seines Fachs in kleineren Bezirken mehrere Jahre in der Ausführung cultivirt haben." (Auch diess ist der Fall bey Hn. *St.*; er war mehrere Jahre seinem Herrn Schwiegervater, dem Physikus zu Alsfeld, adjungirt.) „Er muss die Regierungsform, die etwa durch Staatsverträge bestimmten Rechte und Verbindlichkeiten des Regenten und der Stände, wo sie noch bestehen, kennen." (Seit der rheinische Bund, den der Vf. so wohlthätig für das Medicinalwesen geschildert hat, seine goldenen Früchte umher gestreut hat, existiren diese beynahe in Deutschland nirgends mehr; und so hat denn der Rheinbund noch ein Verdienst mehr um die Staatsarzneykunde, dass nämlich der Staatsarzt diese Rechte nicht mehr zu studiren braucht.) „Auch die politische Verfassung der Geistlichkeit, des Nähr-, Wehr- und Lehr-Standes u. s. w. soll er kennen." Rec. fällt bey der Aufzählung aller dieser Eigenschaften des Staatsarztes die Summe der (positiven und negativen) Qualitäten des Hofmeisters bey, welcher im Tristram Shandy gesucht wird: „Auch soll er nicht mit dem Munde pfeifen, während er sein Wasser läst."

II Abschnitt. 1 Cap. *Recht der Unterrichts-Polizey: Vorbereitungs-Bildung auf den Gymnasien; die Universität als allgemeine Bildungs-Anstalt; bestimmte Lehr-Norm und Lehr-Bücher; Grundsätze der Ordnung im Lehrvortrage; Methodenlehre und Encyklopädie; Ursachen ihrer fehlerhaften Beschaffenheit; Grundsätze, die bey Würdigung derselben in Betracht kommen; Übersicht der medicinischen Doctrinen; Zeitraum der Erlernung derselben.* Bey den Universitäten Deutschlands bemerkt er, dass die ausgezeichneten Gelehrten, deren Deutschland so viele besitzt, nicht durch Universitäts-Unterricht gebildet worden seyen: aber *Halbwisser mit unverdauter Gelehrsamkeit* seyen aus diesen Instituten *in Menge* hervorgegangen. Wie ungerecht! Ein Mann, der nur halb so viel Ansprüche macht, als Hr. *St.*, müsste schon wissen, dass man auf keiner Universität der Welt gescheidt und weise gemacht werden kann; dass man aber dort die Mittel dazu erhält, und die Wege vorgezeichnet findet, wie man zu diesem Zwecke gelangen kann. Geister, wie *Goethe's* Muhammed sagt, begünstigt vom Himmel, die durch sich selbst sind, Alles sind, und Nichts dem Ahnherrn schuldig, nichts der Welt, gehören bekanntlich unter die seltenen Ausnahmen; der Rest jener, welche, ohne eigentlichen akademischen Unterricht genossen zu haben, — hier ist die Rede von den Ärzten — sogenannte Gelehrte geworden sind, wie diess z. B. bey gewesenen Barbierern und dergl. der Fall ist, trägt wahrlich einen nicht leicht zu verkennenden Stempel an der Stirne, den keine Anmasung verwischen kann. — Im Studienplane, den Hr. *St.* für junge Mediciner entwirft, schreibt er vor, dass sie im zweyten Semester die *Zergliederung der Metalle* (was diess wohl seyn mag?), im dritten die Physik und im vierten erst die Mathematik studiren sollen. Wenn der Vf. einen solchen Cursus selbst gemacht hat: so sind manche Dinge in seinem *Systeme* sehr gut begreiflich. Cap. 2. *Die medicinische Facultät nebst ihren Hülfswissenschaften als Bildungsanstalt für junge Ärzte; Specialschule für Heilkünstler, mit Rücksicht auf Reil's Pepinière, Bildung für Thierärzte, Bildungsinstitut für Apotheker u. s. w.; Unterrichtsweg für Mechaniker, welche chirurgische Instrumente und Bandagen verfertigen; Institut für Hebammen, barmherzige Brüder, Kinderwärterin, Rabbi, der die neugebornen Judenknaben beschneidet, Beschlagschmidt und andere thierärztliche Handlanger.* Diess grosse Capitel enthält mitunter theils lächerliche, theils absurde Behauptungen und Vorschläge. In Beziehung auf die Anatomie versichert er, dass die Summe für das anatomische *Gebäude* nebst den nothwendigen Erfodernissen nicht über 6000 Thlr. betragen müsse. Was die botanischen Gärten betrifft: so sey es Geldes genug, wenn die *ganze Anlage* nicht über 2000 rheinische Gulden betrüge; dem Heilkünstler genüge die medicinische Botanik! Deshalb soll dieser sich nur mit den officinellen Pflanzen beschäftigen, und solche, nicht sowohl nach gangbaren Systemen, als nach ihrem Habitus und ihrer Verwandtschaft kennen lernen; daher hält er Treibhäuser u. s. w. für überflüssig. Über die chemischen Laboratoria sagt er, „dass eine Einrichtung dieser Art selten auf Universitäten zu Stande komme, oder wenn sie wirklich vorhanden sey, der Unterricht einseitig bleibe, oder das Institut gleichsam wieder eingehe." Man weiss wahrlich nicht, ob man seinen Augen trauen soll! Welche Universitäten mag Hr. *St.* wohl kennen? Wo hat er selbst studirt? Es ist am zweckmässigsten, sagt er S. 148, wenn den studirenden Medicinern aufgegeben wird, gleich den Apothekern, Chemie, Pharmacie und Waarenkunde, die auf Universitäten äusserst selten (!!!) ein Gegenstand des öffentlichen Unterrichts ist, auf einem pharmaceutischen Lehrinstitute zu lernen. Hier — setzt er sehr naiv hinzu — findet der Zögling Alles beysammen, und kann während seiner akademischen Jahre, wenn dieses Institut nicht im Universitätsort etablirt ist, von da so lange sich entfernen, als zur Erlernung dieser Doctrinen Zeit erfoderlich ist. Was mag der gute Mann für eine Idee vom Studium der Chemie haben! Nachdem er ferner die Frage untersucht und deren Beantwortung versucht hat, ob die Universitätsapotheke das Eigenthum des Staats, der Universität, oder eines Privaten seyn soll: belehrt er den Leser, dass eine Sammlung von Naturalien, einen physikalischen und mathematischen Apparat, einen Vorrath von chirurgischen und geburtshülflichen Instrumenten, Maschinen und Bandagen nicht der Staat, sondern allemal die Professoren, welche diese Fächer lehren, anzuschaffen hätten. Denn so wie man von einem *zünftigen* Schuhmacher fodere, dass er die zur Verfertigung seiner Arbeiten nöthigen Werkzeuge aus eigenem Vermögen besitze: so müsse diess auch bey dem Lehrer der Chirurgie u. s. w. der Fall seyn.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

MEDICIN.

Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Staatswissenschaftliche Untersuchungen und Erfahrungen über das Medicinalwesen nach seiner Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung*, von Dr. *J. Stoll*, I—III Th. u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Von den Entbindungshäusern, so wie von dem Hospitalwesen überhaupt, behauptet der Vf., dass ihre beiden Zwecke, Krankenbesorgung und praktische Bildung, sich auf Einem Wege nicht wohl erreichen liessen. Ohne Lachen konnte Rec. nicht lesen, was Hr. *St.* zur Ergänzung des von ihm vorgeschlagenen Fonds zur Unterhaltung eines Entbindungshauses vorschlägt: nämlich *freywillige* Beyträge sämmtlicher Einwohner! Und diess im J. 1812, in der Periode des überglücklichen Rheinbundes, als gezwungene und freywillige Beyträge ohne Zahl und ohne Namen waren! — In Hinsicht auf die praktische Erziehung der jungen Ärzte führt Hr. *St.* sehr breit die bekannten Gründe und Gegengründe an, ob ein grosses Hospital, oder eine besondere Abtheilung desselben, oder ein ambulatorisches Clinicum hiezu tauglicher sey; dann handelt er von *Reil's Pepinieren*, denen er im Ganzen das Wort spricht; versichert, dass der Staat nur alsdann eine hinlängliche Anzahl nützlicher Thierärzte erhalten werde, wenn der Plan seines ehemaligen Collegen *Bojanus* ausgeführt würde, und lässt sich nun bey der Bildung des Apothekers (wieder bis zum Ekel ausführlich) in das ehemals aufgestellte Project des Hn. *Wenderoth* ein, das offenbar gut gemeint, aber auch unleugbar als das Product eines jungen Mannes anzusehen war, der durch Aufstellung paradoxer Behauptungen einiges Aufsehen zu erregen streben mochte. Ein sehr urtheilsfähiger Mann, Hr. *Gehlen* in München, hat diese Vorschläge schon lange eben so gründlich beleuchtet als widerlegt. Nach Hn. *Wenderoth* sollte in den Ländern eine allgemeine Landesarzney-Waaren-Niederlage, mit einem pharmaceutisch-chemischen Laboratorium u. s. w., errichtet werden. Die Erfahrung der letzten Zeiten hat uns wohl alle belehrt, dass es sehr gut war, dass dieses Project der zahllosen Schwierigkeiten wegen unausführbar ist, und bleiben wird. Denn wären auch die Apotheken noch ein Regale geworden, wie es der Tabaks- und Salz-Handel in manchen Ländern gewesen ist: dann möchte wohl nicht nur der Beutel der Kranken, sondern auch Leben und Gesundheit mehr gefährdet worden seyn, als bey der heillosesten Nachlässigkeit mancher Apotheker vielleicht nicht ärger geschehen könnte. Beym Unterricht der Hebammen hält Hr. *St.* für das Beste, wenn Hebammen durch Hebammen unterrichtet werden; da aber solche lehrende Hebammen schwer zu finden seyen: so sollen dieselben nicht durch einen Hebammenlehrer, sondern durch Districtsärzte, und zwar nach einem *allgemein* eingeführten Lehrbuche (also wie in den französischen Lyceen), unterrichtet werden. In der Lehre von den Krankenwärtern giebt Hr. *St.* dem Weisen von Cos, der bekanntlich lehrte, dass nicht nur der Arzt, sondern auch die Umstehenden bey dem Kranken thätig seyn müssen, einen Seitenhieb, indem er (Hr. *St.*) behauptet, diess wisse jeder Arzt, der nur ein Jahr am Krankenbette gehandelt habe, dass die Umstehenden die Hauptbedingung der Genesung ausmachten. Dann kömmt er zu den barmherzigen Brüdern, beschuldigt sie der Beförderung des Aberglaubens, behauptet, dass sie meistens gemeine, ungebildete Handwerker, in Mönchskutten gehüllte Hausknechte seyen, welche durch privilegirten Bettel ihre Einkünfte und ihre Bequemlichkeit vermehrten, und sich mit Besorgung der Kranken abgäben; dass sie nicht einmal die Fähigkeit besässen, ärztliche Kenntnisse zu sammeln. Rec. weiss nicht, ob sich noch in unseren Zeiten von diesen Anstalten einige erhalten haben; wohl aber möchte er Hn. *St.* fragen, ob er jemals und vorurtheilsfrey eine solche Anstalt selbst gesehen habe. Rec. kann versichern, dass er auf seinen literärischen Reisen mehrere gesehen hat, aber nicht eine darunter, worauf diese *Epitheta ornantia* passten. Die Geschichte der Chirurgie lehrt sogar, dass manche Glieder dieses Ordens berühmte Wundärzte waren. Ob sie betteln, ist uns nicht erinnerlich; sollten sie aber diess thun: was wäre es denn anders als freywillige Beyträge sammeln, wie Hr. *St.* zur Dotirung der Accouchirhäuser vorgeschlagen hat? Wir gestehen frey, dass wir es nicht über uns bringen könnten, in einem solchen Falle unser Scherflein nicht beyzutragen, so wenig wir auch Lust haben, jemals Kapuciner oder Franciskaner ernähren zu helfen.

Cap. 3. *Gebär-, Findel- und Waisen-Häuser. Schutzpockenimpfinstitute. Vorkehrungen gegen ansteckende Krankheiten. Krankenhäuser und Communal-Verpflegungsanstalten für Kranke. Militär-Feldhospitalwesen. Apotheken. Bade- und Brunnen-Anstalten. Rettungs-Apparate bey Scheintodten und anderen Kranken. Geburtslager.* Die Gebär-

häuser hält der Vf. in kleinen Provinzen und auf dem Lande für überflüssig; und die Findelhäuser sollen die Moralität noch mehr verderben. Unmöglich kann die Erfahrung, worauf sich Hr. *St.* beruft, für diese Behauptung sprechen. Sollte ein Mädchen wirklich in dem kritischen Augenblick hieran denken? Die ausser der Ehe Geschwängerten sind in der Regel bloss gefallene, nicht eigentlich entehrte, ihren Leib verkaufende Dirnen; und soll der Staat nicht schuldig seyn, die Folgen von dem, was er zu heben ausser Stand ist, für den Staat und die Individuen so wenig nachtheilig, als es die Natur der Sache erlaubt, zu machen? Über Waisenhäuser und Vaccination das Bekannte; so wie über die zu treffenden Anstalten bey ansteckenden Krankheiten von Menschen und Thieren. — In Beziehung auf die Hundswuth schlägt Hr. *St.* unter anderen eine halbjährig zu haltende Hundeschau vor. Durch das Lächerliche, das an diesen Vorschlag geknüpft werden würde, müsste ohne Zweifel der guten Sache mehr geschadet als genützt werden. — Was die Hospitäler betrifft: so ist Hr. *St.* der Meinung *Metzger's*, dass man keine neuen bauen, und die alten eingehen lassen müsse, und dass man dafür die armen Kranken in ihren Häusern verpflegen, und durch die Districtsärzte behandeln lasse; bloss in grossen Städten, bey Contumazanstalten u. s. w. sollten Hospitäler Statt haben, womit Rec. ganz einverstanden ist. Bey dem Artikel „Militär-Feld-Hospitalwesen" ist die Kunde, „dass jetzt der Krieg weniger unmenschlich geführt werde, dass die Vorposten nicht auf einander feuern," das Interessanteste. Bey des Vfs. Project zur Einrichtung einer Apotheke ist es sehr schwer — *satiram non scribere.* Hier ist Alles bemerkt, und durch eine Handzeichnung auf das lehrreichste versinnlicht. „Die Officinen bilden in der Regel Quadrate," sagt er, „besser scheint es mir, wenn die beiden hinteren Winkel des Quadrats, der Gangthüre gegenüber, stumpf abgeschnitten werden, so dass dadurch ein Oval gebildet wird" u. s. w. Das ganze Detail ist so genau, dass Rec. zuweilen in Versuchung gerieth, zu glauben, er läse ein Wacht-Reglement aus irgend einem (weiland) Kamaschendienste. Unter den Rettungs-Apparaten soll jeder Apotheker auch einen *hydraulischen* (!?) Apparat besitzen; und von den Geburts-Stühlen wird versichert, „dass der männliche Mensch mit seinem gebärenden Weibe auf dem Schoosse — der *natürlichste und beste* Geburtsstuhl sey."

Cap. 4. *Irrenhäuser. Gefängnisse, Zucht- und Arbeits-Häuser. Institute für Taubstumme und Blinde. Wollusthäuser; Schauspiele. Leichenhäuser; Beerdigung. Begräbnissplätze; Benutzung der alten Kirchhöfe zu Industrie-Gärten, als die zweckmäfsigsten gymnastischen Übungsörter.* Bey Gelegenheit der Bordelle thut Hr. *St.* den äusserst sonderbaren Vorschlag, dass die Lustmädchen streng angehalten werden sollen, „ein vielfarbiges Band am Kopfputze oder *besser* Schuhe von zweyerley Farbe" zu tragen. Die Massregel, die Dirnen in den Wollusthäusern, in Hinsicht auf venerische Ansteckung, von Zeit zu Zeit durch Ärzte untersuchen zu lassen, hält er für verkehrt, und schlägt dagegen vor, dass die Mannspersonen beym jedesmaligen Eintritte in ein solches Haus sich der Untersuchung zu unterwerfen hätten. Man sollte fast glauben, Hr. *St.* kenne das Leben und Treiben grosser Städte gar nicht. Würden nicht jene Abzeichen und diese Schwierigkeiten diesen Subjecten die erste Veranlassung seyn, gerade das, was man durch das Dulden solcher Anstalten bezweckt, ganz zu umgehen (mehrere andere damit verbundene Inconvenienzen nicht einmal dabey in Anschlag zu bringen)? Der Staat soll und darf nicht Hurerey begünstigen; aber in unserem bürgerlichen Leben ist es nun einmal unvermeidlich, dass eine grosse Menge junger Menschen beiderley Geschlechts, trotz des lebhaftesten Zurufs des Temperaments, ehelos zu seyn gezwungen ist, und hier muss das kleinere Übel dem grösseren vorgezogen werden, da doch natürliche fleischliche Vergehen nicht mit Feuer und Schwert bestraft werden können. Über das zu frühe Beerdigen — das Gewöhnliche, und mitunter wieder sehr übertrieben. Eben diess ist der Fall mit den Begräbnissplätzen. Dass man über solche Plätze spazieren könne, und also „die morschen Reste der uns im Leben Liebgewesenen gleichsam mit Füssen trete," findet der Vf. unanständig; dagegen schlägt er (einige Seiten später) die durch Anlegung neuer Kirchhöfe ausserhalb der Gemeinden nun unnütz gewordenen alten Kirchhöfe zu Industrie-Gärten für die Kinder vor, wo es denn doch — von des Vfs. Standpunct die die Sache betrachtet — unanständiger wäre, wenn die Schulkinder auf den Köpfen ihrer Ältern oder doch Grossältern, Oheime und Muhmen jetzt schon ihren Kohl zu pflanzen anfingen. Bey dieser Gelegenheit giebt er denn auch zu verstehen, dass er den neuerdings wieder vorgeschlagenen gymnastischen Übungen nicht sonderlich gut ist, weil bey denselben „der Geist wenig, oder doch nicht in der Beziehung, als sich auf einem anderen Wege erreichen lässt, beschäftigt wird, und — diese Mechanik des Körpers mehr für Knaben als Mädchen berechnet ist." Ein Mann, wie Hr. *St.*, der wenige Blätter früher durch Citate bewies, dass er sogar im Talmud bewandert ist, hätte doch wissen können, was schon Galen von dieser Sache sagte, und Plato rieth: „die Seele nicht ohne den Körper, so wie den Körper nicht ohne die Seele zu üben, damit durch die daraus fliessende Übereinstimmung der Kräfte von beiden auch beide gesund bleiben u. s. w.!"

Dritten Theils I Abth. Cap. 1. *Einleitung. Medicinal-Direction von dem Standpuncte der älteren Normen betrachtet; Protomedicus; medicinische Facultät; Medicinal- und Sanitäts-Collegien; Verfassung der Medicinal-Collegien in dem ehemaligen Kurfürstenthum Kölln. Medicinal-Referenten bey den höheren Staatsverwaltungs-Behörden. Vollziehungs-Medicinal-Beamten — ihre Nothwendigkeit im Staate, und das staatsbürgerliche Verhältniss derselben zu prakticirenden Heilkünstlern, Advocaten; übrige Glieder des Medicinal-Etats. Organische Verbindung der,*

den Medicinal-Etat constituirenden Personen. Allgemeine Grundsätze. Medicinal-Directorium — Räthe — Fiscale — Vollziehungs-Officianten; technische oder wissenschaftliche Behörde (Medicinal-Collegien). Erläuterungen und Modificationen, mit Rücksicht auf verschiedene grosse und kleine Staaten, und die nach dem Muster der französischen Verwaltungs-Behörden einzurichtende Medicinal-Verfassung. Der erste Gegenstand dieses Capitels ist vorzüglich ausführlich und ganz in dem auf jedem Blatte dieser Schrift wehenden Geiste abgefasst. Alles bis zur ekelhaftesten Weitläuftigkeit, mit der überall durchblickenden „Schriftsteller-Politik," d. h. ohne irgend einem Manne „von Bedeutung" geradezu zu widersprechen, durchgeknetet; und am Ende ungefähr das Resultat, dass, so wie es jetzt zu Arnsberg ist — seit Hr. *St.* sich dort befindet — da wohl die Einrichtungen am besten seyn dürften. Den medicinischen Facultäten ist der Vf. gar nicht günstig; nicht einmal mit den Prüfungen, welchen die Medicinal-Staats-Glieder sich vor ihrer Anstellung zu unterziehen haben, dürfen sie sich (nach Hn. *St.*) befassen. Auch einen Protomedicus will er nicht gestatten, sondern Ein Arzt (Medicinalrath) soll den Regierungs-Collegien einverleibt werden, und die hieher gehörigen Gegenstände mit den übrigen Gliedern in Berathung nehmen! Da nun aber die übrigen keine Ärzte sind: so tritt ja gerade der Fall ein, wie beym Protomedicus. Ist dieser Arzt ein einseitiger, etwa unwissender und zugleich anmassender Mann u. s. w.: so finden gerade dieselben Mängel Statt, die beym Protomedicus gerügt wurden. Warum kein Collegium von Ärzten? Warum soll denn die Maschine so complicirt, und für den Staat so kostbar werden? Würden die Projecte, die Hr. *St.* aufgestellt hat, realisirt: so bildete das Medicinalwesen gewissermassen einen *statum in statu;* und verwendete der Staat nur die Hälfte von dem, was hiezu erfoderlich wäre, dazu, Landärzte, Wundärzte, Hebammen u. s. w. anzustellen und zu besolden: so würde unendlich mehr Gutes gestiftet. Wir haben den Fall vor Kurzem im ehemaligen Herzogthum Berg gehabt. Man ernannte und besoldete (neben dem *Collegium medicum* zu Düsseldorf) Departements-, Districts-Ärzte u. s. w., und in einem grossen Theile des Landes war weder ein Arzt, noch ein Chirurgus besoldet; manche Gegenden hatten daher bloss solche Medicinalpersonen, die nur für den Augenblick ihr Unterkommen suchten, während jene meistens in den Bureaux der Präfecten und Unterpräfecten Arretés, Verordnungen u. dergl. veranlassten oder verfertigen halfen, die durch neue bald wieder verdrängt oder vergessen wurden. Was sollte es denn endlich noch mit dem vormaligen Restchen von Freyheit, welches man — während das Werk des Hn. *St.* geschrieben wurde — eben noch zwischen die vier Wände geflüchtet hatte, geworden seyn, wenn diese Pläne unglücklicher Weise realisirt worden wären! Ein medicinischer Despotismus — bis ins Innere jedes Haushalts dringend — fast den „*droits réunis*" ähnlich, würde der Vormundschaft, die sich der Regent in manchem Lande über alle Handlungen der Unterthanen anmasste, die Krone aufgesetzt haben. Dazu kommt nun, dass über manche — am meisten besprochene — Gegenstände der med. Polizey noch eine grosse Verschiedenheit der Meinungen obwaltet. Man denke (um nur Ein Beyspiel anzuführen) an das Verzinnen. Während in einer langen Reihe von Jahren die Ärzte gegen die Gefahr declamirten, welche mit Bley verunreinigtes Zinn auf unsere Gesundheit hervorbringe, bewies jetzt *Proust*, dass Zinn, welches man zu Gefässen oder zum Verzinnen anwendet, fast die Hälfte Bley enthalten könne, ohne dass eine bedeutende Verunreinigung der darin gekochten Flüssigkeiten mit Bley zu befürchten sey. Was könnte, was müsste diess für eine Wirkung auf das grosse Publicum hervorbringen, wenn heute diess, morgen das Entgegengesetzte befohlen und mit Strenge durchgesetzt würde! Belehren, rathen, leiten muss der Staat seine Bürger in solchen Dingen meistens: nur selten, und gewiss nicht in noch unausgemachten Dingen, befehlen, und mit Strenge verfahren. Und wie herabwürdigend für die Ärzte und das ganze Personale, wenn durch einen Projectenmacher, der sich gerade eine solche Oberstelle in der Hierarchie zu verschaffen gewusst hat, stets — mehr oder weniger — ein Corporal-Stock geschwungen wird, und ein solcher „medicinischer" gnädiger Herr seine Collegen betrachtet und wohl behandelt, wie ehemals bisweilen ein Capitän seine „ihm gnädigst untergebene" Compagnie! Es sind, wie Rec. glaubt, hier feine, und dem Manne von Erfahrung und gesundem Takt leicht wahrzunehmende Grenzen, *quas ultra citraque nequit consistere rectum.* Zweckmässiger Unterricht auf Schulen, gute höhere Lehranstalten, wo der Jüngling nicht bloss gelehrte, sondern auch durch Apparate und die nothwendigen Institute eine für das praktische Leben brauchbare Bildung erhält; zweckmässige Besoldung für die Physiker u. s. w., und dabey in jeder Provinz ein Collegium medicum, oder wie man es nennen will, aus einigen — den allgemeinen Ruf für sich habenden — Ärzten, in Verbindung mit einem Rechtsgelehrten, bestehend, macht, nach unserem Dafürhalten, sehr Vieles, was Manche (die lieber befehlen, als ihre Kunst ausüben) *sesquipedalibus verbis* fleissig preisen und posaunen, höchst überflüssig.

Cap. 2. *Allgemeine Bedingungen zur Legalisation der Medicinalpersonen, besonders was die Prüfung überhaupt betrifft. Zweck der Prüfungen und die dabey zu beobachtende Methode. Regeln, welche das Medicinal-Colleg vor jeder Prüfung zu beobachten hat. Normen zur Prüfung der Ärzte, Thierärzte, Chirurgen, Geburtshelfer, Apotheker, Apotheker-Gehülfen, Hebammen, Krankenwärter, thierärztliche Handlanger, Beschlagschmiede, Schweinschneider. — Was während der Prüfung geschehen und nicht geschehen soll. Was nach derselben: Censur und Gutachten über das Prüfungs-Protocoll. Bemerkungen über das Facultäts-Examen und die Ertheilung akademischer Würden.* Auch dieses Ca-

pitel enthält höchst sonderbare Behauptungen. So z. B. giebt Hr. *St.* der Prüfung in der *Landessprache* den Vorzug. Wüsste er doch, was so viele Ärzte seit langen Zeiten wussten, und was noch neulich die kön. preussische Regierung in einem Publicandum wegen der Qualification zum ausübenden Arzte so schön und wahr aussprach: „*Ohne Humaniora ist kein gründliches Wissen möglich.* Der Mangel dieses Grundes zeigt sich durch das ganze Leben in allem wissenschaftlichem Beginnen, man könnte wohl sagen, in der ganzen Denk- und Handlungs-Weise eines Menschen. Wem nie der Geist der Alten in ihrer Kraftsprache zusprach, der behält eine Lücke in seinem Geist, die durch nichts auszufüllen ist. Am meisten gilt diess von der *Heilkunde*, wo nicht bloss der Geist, sondern auch die Sprache der Alten so wesentlich in das ganze Studium eingreift, und wo es ja das einzige Mittel bleibt, den wissenschaftlich Gebildeten vom Empiriker zu unterscheiden!" Und diess ist der Grund, warum die Prüfung eines Arztes in der *lateinischen Sprache* geschehen sollte. Ist er diess nicht zu leisten im Stande: was kann er dann für eine humanistische Bildung erhalten haben? Wahrlich! es gehören keine Argus-Augen dazu, um einem solchen ehemaligen Bartscherer, bey allen Anstrengungen, die er sich später gegeben haben mag, und bey Allem, was er Wirkliches oder Scheinbares geltend zu machen hat, dennoch das „Becken" noch unter dem Arme hervorragen zu sehen. — Nachdem Hr. *St.* sich über das Examiniren im Allgemeinen ausgedehnt, und bis zum Ekel genau deliberirt hat, ob es besser sey, die Examina schriftlich oder mündlich vorzunehmen: bestimmt er die Dauer der Prüfungen der Medicinalpersonen erster Classe auf *drey* Tage, jeden Tag zu *acht* Stunden!! Er erklärt es für eine falsche Voraussetzung, dass, wenn der Candidat einige Fragen aus verschiedenen Zweigen seines Fachs richtig beantwortet habe, ihm die übrigen als bekannt erlassen werden könnten; man müsse vielmehr über *Alles*, was er nothwendig wissen soll, fragen. Rec. examinirt schon lange, und wahrscheinlich weit länger und öfter als Hr. *St.*, hat auch dabey den Ruf, sehr strenge bey den Examinibus zu seyn, und steht dennoch immer noch in der von Hn. *St.* oben bemerkten „falschen" Voraussetzung. Wenn die Fragen verständig, also gründlich, eingreifend und gewissermaßen erschöpfend sind: so bedarf es wahrlich dieser Zeit und Umständlichkeit nicht, um die Kenntnisse des Examinanden gehörig zu erforschen. Aber so geht es, wenn in einem kleinen Wirkungskreise die Herren nicht wissen, wo sie mit ihrer „Thätigkeit" hinreichend Spielraum finden können: dann wird Alles zu einer unerträglichen pedantischen Förmlichkeit geschroben, und zum medicinischen Kamaschendienst, der mit dem militärischen aus derselben Quelle seinen Ursprung nimmt. — Unter den generellen Fragen, die Hn. *St.* den Candidaten vorlegt, sind einige höchst sonderbare. Z. B. was ist ein Arzt, Geburtshelfer u. s. w.? Welche Zwecke hat der Arzt, Geburtshelfer u. s. w.? Auf *welchem Wege* will Respondent (Wundarzt, Geburtshelfer, Apotheker) sich seine Instrumente und Geräthschaften am besten verschaffen? Welche Verdienste hat *Lavoisier*, *Winterl*, *Karl Schmidt* um die Chemie? Was die letzte Frage betrifft: so muss Rec. gestehen, dass er im Examen bey Hn. *St.* nicht bestehen würde: denn von dem Karl Schmidt ist ihm nichts bekannt. Wenn diess nicht etwa ein *Error calami* ist: so möchte es wohl bloss ein „*Casus pro amico*" seyn.

Nun folgen Prüfungs-Normen für den Arzt und Heilkünstler. Darunter sind freylich gar viele Fragen, bey deren Beantwortung oder Nichtbeantwortung man allerdings noch nicht weiss, ob der Candidat ein geschickter Arzt ist oder nicht. Z. B.: Welche Begriffe verbindet man mit den Wörtern Arzneywissenschaft, Arzneylehre, Heilkunde, Heilkunst u. s. w.? Giebt es eine Arzneywissenschaft? Was ist Elektricität? Was ist Magnetismus? Für den Wundarzt: Was ist Chirurgie? Welches ist der oberste Grundsatz der Chirurgie? In welcher Doctrin soll der Wundarzt vorzüglich bewandert seyn? u. s. w. Für den Geburtshelfer: Welchen Zweck hat die Entbindungskunst? Worauf beruht der Unterschied zwischen dem Geburtshelfer und der Hebamme? Welche Theorie der Zeugung ist die wahrscheinlichste? Für den Apotheker: Woraus ersieht man, ob das *Acidum tartaricum* freye Schwefelsäure oder *Weinsteinsäure* (?!?), Kalkerde enthalte? Für die Hebammen: „Sagt mir doch, gute Frau, welche Kenntnisse und Eigenschaften eine brave und wohlunterrichtete Hebamme haben soll?" Offenbar ist diess ein Wink für die Leser, um in ähnlichen Fällen die „*Courtoisie*" kennen zu lernen.

Gegen die Promotionen der Ärzte ist Hr. *St.* sehr aufgebracht. Er erklärt sie für ein „blosses Erwerbsmittel für akademische Lehrer." Hr. *St.* hat entweder auf einer Universität studirt, deren medicinische Facultät unter aller Kritik ist, und er schliesst von dieser auf alle anderen; oder sein Gemüth ist von unbegrenzter Parteylichkeit bestrickt. Denn was er hier sagt, ist theils ganz ungegründet, theils im höchsten Grade übertrieben; und wenn es Universitäten giebt, die sich dadurch entehren, dass sie die akademischen Grade, ohne vorgängige strenge Prüfung, an Unwürdige verkaufen: so giebt es wahrlich ihrer auch noch genug, die nie die Würde dieser alten ehrwürdigen Einrichtungen compromittirt haben: Einrichtungen, die, wenn sie begriffen und ihrem Zweck nach gehandhabt werden, weit über das seichte Geschwätz von Hn. *St.* erhaben sind.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

Num. 66.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

MEDICIN.

ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Staatswissenschaftliche Untersuchungen und Erfahrungen über das Medicinalwesen nach seiner Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung,* von Dr. *J. Stoll,* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. 3. *Approbations-Act überhaupt. Allgemeine Grundsätze bey Ertheilung der Approbations-Patente, in Ansehung ihrer Dauer und ihres Umfanges, in Beziehung auf verschiedene Medicinalglieder. Apotheker-Concessionen. Verschiedenheit ihres Inhalts und deren Ursachen. Nachtheilige Folgen der auf Kinder und Erben lautenden Concessionen; insbesondere von der Schädlichkeit der Exclusiv-Privilegien, und von dem wahren Begriffe einer Apotheker-Concession. Ertheilung, Bestätigung, Umschreibung und Einziehung der Apotheker-Concessionen, mit Rücksicht auf das Selbstdispensiren der Ärzte. Einfluss der Polizey bey der Veräusserung einer Apotheke, namentlich bey dem Verkaufe derselben. Wann und unter welchen Umständen eine Gemeinde- oder Privat-Apotheke zu verkaufen, zu verpachten oder zu administriren sey, und von den dabey zu beobachtenden Grundsätzen, mit Beziehung auf die Concessions-Ertheilung.* Der Tadel, den der Vf. auf „beschränkte" *Licentiam practicandi* wirft, welche in einigen Ländern von Medicinal-Collegien ertheilt wird, d. h. wo dem Examinirten in seinen Approbations-Schein eingerückt wird, dass er, wenn es verlangt wird, sich von Neuem dem Examen zu stellen habe, scheint Rec. ganz ungegründet. Es ist vielmehr ein Mittel, den Trägen anzuspornen, stets auf der wissenschaftlichen Bahn fortzuschreiten; und also ein heilsames Schutzmittel gegen das Verbauern. — In Beziehung auf die Apotheken ganz das Bekannte, nur wieder in der ekelhaftesten Gedehntheit. Cap. 4. *Vom Eide überhaupt; Diensteid. Fehler bey dem Verpflichtungsacte der Medicinalpersonen in Ansehung der Behörden, Eidesformeln und Formalitäten. Wer die Beeidigung vorzunehmen hat, und was beschworen werden soll. Verpflichtungsformeln, oder Instructionen über die wesentlichen Pflichten der Ärzte u. s. w. Öffentliche Bekanntmachung der geschehenen Legalisation der Medicinalpersonen.* Zuerst *Kant's* und *Anton's* Meinung über den Eid; dann wieder ein Breites über den Eid der Medicinalpersonen. Hr. *St.* missbilligt, dass die medicinischen Facultäten die von ihnen creirten Doctoren in *Eid und Pflichten* nehmen. — Den hippokratischen Eid hält er für unsinnig und grausam. — Cap. 5. *Nachtheilige Folgen der übergrossen und zu geringen Anzahl und ungleichen Vertheilung der Medicinalpersonen; Nothwendigkeit eines Normalmasses. Allgemeiner Grundsatz der gleichmässigen Vertheilung der Medicinal-Officianten, und dessen Anwendung. Beurtheilungs-Momente zur Bestimmung der Grösse des Personals und der Anstalten im ganzen Medicinal-Etat; Arealgrösse, Bevölkerung, personelle Verhältnisse, Verbindungswege, Wohnörter der Medicinalofficianten, politisch-arithmetisches Verhältniss der Kranken zu den Gesunden, Grösse der Fonds, und die gemeine Erfahrung mit Vorsicht in einzelnen Fällen. Erläuterungen, in Beziehung auf Errichtung neuer Apotheken, und Anstellung von Hebammen. Übersicht von der Anzahl der medicinischen Bildungs- und anderer Anstalten, und der Medicinalpersonen in einem Staate von gegebener Grösse und Bevölkerung — bey dem Lehr-, Civil- und Militär-Stande. Mittel, die Zahl der Medicinalpersonen im Normalmasse zu erhalten. Allgemeine Bemerkungen über Personalbestellung der Staats-Medicinalofficianten; Concurs; Ruf; Wahl, besonders der Hebammen; und pharmaceutisches Conditions-Bureau.* Der Vf. ist ungehalten darüber, dass noch jetzt in vielen Ländern den im Dienste der Kranken stehenden Individuen lediglich überlassen bleibt, da ihre „Buden" (wie er sich auszudrücken beliebt) aufzuschlagen, wo sie es ihrer Bequemlichkeit und ihrem Vortheile am angemessensten finden; und ist der Meinung, dass diess durchaus nicht geschehen dürfe. In diesem Capitel sind abermals Grundsätze eines medicinischen Despotismus aufgestellt, die, wenn sie consequent durchgeführt würden, die Kunst herabwürdigen, und den ehrenwerthen Stand der Ärzte und Wundärzte in den erbärmlichsten Zunftzwang (nur in einer anderen Manier) einpferchen würden. Überhaupt ist das Ganze in einem Geiste geschrieben, wonach sich hoffen lasst, dass die menschliche Gesellschaft einst noch nach den Gesetzen der Gestüte werde behandelt und gehandhabt werden, worauf es von einigen Menschen aus lauter glühender Liebe für das „allgemeine Beste" angelegt zu seyn scheint. Jede Spur von Freyheit soll durch die sich in das Innere jeder Familie einmischenden Medicinal-Ordnungen und Gesetze — um Alles gesund zu erhalten — vertilgt werden. Kein

— nicht besoldeter — Arzt, Wundarzt u. s. w. soll (nach bestandenen Prüfungen) seine Kunst ausüben dürfen, wo er sich ernähren zu können hofft; sondern diess Alles wird ihm *vorgeschrieben* und *befohlen*, damit die an einem Orte schon vorhandenen nicht in ihrer Nahrung gekümmert werden. Wo sollen sie aber nun — „bis zur gnädigen Anstellung" — bleiben, die geprüften Ärzte, Wundärzte, wenn ihre akademische Laufbahn vollendet ist? Soll dieser Grundsatz streng durchgeführt werden: so darf auch in jedem Lande nur eine genau bestimmte Zahl zum medicinischen Studium zugelassen werden; und wenn — wie leider seit fast zwey Jahren der Fall war — eine weit grössere Zahl, als sich bis jetzt aus der politischen Arithmetik ergab, als Opfer ihres Berufs fällt (nämlich von jenen Männern, die, statt Projecte zu machen, mit der edelsten Hingebung sich dem Hospitaldienste und der Praxis widmeten): dann wird wohl eine Art von „Matrosenpressen" einzuführen seyn, um diese Lücken auszufüllen. Dass es Fälle gäbe, wo eine zur Hebamme gewählte Frau gezwungen werden könne, diess Amt anzunehmen, behauptet Hr. *St.* ausdrücklich; er versichert, dass er Fälle kenne, wo solche Weiber — durch Arrest *gebeugt* — gute Hebammen geworden seyen, und sagt — sehr naiv: „es liegt in der Natur des Esels, erst dann über einen Graben zu springen, wenn man ihn am Schwanze rückwärts zu ziehen versucht!" *Laissez-les faire*, votirte einst *Colbert* im Staatsrathe, als seine Collegen die complicirtesten Verordnungen und Edicte vorbrachten, um jeden Zweig des Handels und der Gewerbe (wie sie sagten) in Aufnahme zu bringen. Und diess dürfte auch hier Anwendung finden. Hat Jemand seine Prüfung bestanden; ist der Staat sicher, dass seine Bürger diesem Manne ihre Gesundheit anvertrauen dürfen: dann ist es dieses Mannes eigene Sorge, sein Auskommen zu finden. *Concurrenz* ist die grosse Springfeder im bürgerlichen Leben. Nur dann, wenn das Individuum unerlaubte Wege einschlägt, sich zu nähren, darf der Staat dazwischen treten.

Dritten Theils zweyte Abtheilung. 1 Cap. *Staatsbürgerlicher Charakter der Medicinal-Personen. Verhältniss derselben zur Regierung. Obliegenheiten der Medicinal-Direction in Rücksicht der Gesetzgebung, Oberaufsicht und Leitung. Obliegenheiten der Medicinal-Räthe. Der Medicinal-Fiscal. Dienstordnung der Districtsärzte als Vollziehungs-Gesundheitsbeamten, in Ansehung ihrer persönlichen Verhältnisse, Amtsführung und ihres Geschäfts- und Responsabilitäts-Kreises. Pflichten der übrigen Medicinalpersonen. Obliegenheiten der Lehrer an den Bildungs-Instituten. Geschäftskreis des Medicinal-Collegs. Allgemeiner Grundsatz des Geschäftsganges für alle Officianten. Entwurf zu einer Kanzleyordnung für das Bureau der in collegialischer Form bestehenden Medicinal-Direction, und für Medicinalcollegien. Normen für den Geschäfts-Stil und die Buchführung für alle Glieder des Medicinalstaates; besonders von der Buchführung der Apotheker. Behandlung der officiellen Papiere öffentlicher Medicinalbeamten, namentlich der Districtsärzte, Thierärzte und Chirurgen.* Wir wollen auch hier nur das ausheben, was uns vorzüglich aufgefallen ist. Einen Medicinal-Fiscal hält Hr. *St.* für unerlässlich. Dieser Mann muss so besoldet seyn, dass ihn keine Nahrungssorgen drücken; dabey muss ihm zur Bedingung gemacht werden, weder die Arzneywissenschaft (oder einen Theil derselben) zu lehren, noch auszuüben. Den grössten Theil des Jahres muss er sich immer auf Reisen befinden, über alle unter der Gesundheitspolizey stehenden Anstalten und Personen seines Districts vollständige Tabellen und Notizen führen, darauf achten, dass die legitimirten Medicinal-Personen einen sittlichen Lebenswandel führen u. s. w., In Fällen, wo ihm Beschwerden vorgebracht werden, soll, wenn bestimmte Gesetze vorliegen, unter Mitwirkung der polizeylichen Behörde untersucht, ein Protocoll darüber aufgenommen, und sofort *auf der Stelle* verfügt werden. Kein Recurs an eine Justizstelle darf Statt finden; und selbst bey Ergreifung der Appellation an eine höhere Polizey-Behörde muss in deren Vollzug der Verfügung stracklich vorangeschritten werden. Ist diess Alles nicht ein wahres medicinisches „*Standrecht*" in geschwisterlicher Eintracht mit einer medicinischen (*sit verbo venia!*) *geheimen* Polizey? Was von den Recepten, d. h. ihrer Form, und den dabey zu beobachtenden Formalitäten bemerkt wird, verdient ebenfalls hier eine Stelle: Das Papier zu Recepten soll von gleichem Formate, und mit dem Wasserzeichen „Receptpapier," oder einem anderen willkührlichen Zeichen des Apothekers versehen seyn. Unter der Signatur ist zu bemerken: der Name des Patienten, der Ort und die Zeit der Verschreibung, und der Name des legalisirten Heilkünstlers. Derjenige, welcher die verschriebenen Arzneyen zusammensetzt und ausgiebt — was vom Anfange bis zum Ende dieser Arbeit jedesmal durch eine und dieselbe Person, ohne Unterbrechung durch andere Arbeiten, geschehen soll — (also auch, wenn eine Infusion von vielen Stunden, oder auch nur ein Decoct von einer halben oder ganzen Stunde u. s. w. vorgenommen werden soll!), bemerkt noch weiter auf dem Recepte: die Zeit, wenn dasselbe angelangt, die Stunde, wenn die Arzney verfertigt, und wann und durch wen dieselbe abgeholt oder abgeschickt worden ist, nebst seinem eigenen Namen. Ist das nicht arg? Will Hr. *St.* die Sache ganz consequent durchtreiben: so kann er sich unmöglich mit diesen wenigen Massregeln begnügen, sondern diese Unterschriften müssen ja auch (wegen des Nachmachens) noch durch einige Instanzen legalisirt werden, auch wohl der Empfänger noch (etwa in Beyseyn von einem Notar und zwey Zeugen) eine Quittung ausstellen! Ferner soll die Taxe in nicht eilenden Fällen von dem Arzte auf den Rücken des Recepts mit Buchstaben geschrieben werden. Wer kann diess von den Ärzten verlangen? Wie viele Collisionen würde diess mit dem Apotheker veranlassen? Und wahrlich ein sehr gesuchter, und also sehr beschäftigter Arzt braucht seine Zeit nöthiger, als die Taxe auf den Rücken der Recepte zu setzen! — Um Verwechselungen zu vermeiden, sollen die Signa-

turen der Arzneyen zum innerlichen Gebrauch auf weisses, die zum äusserlichen Gebrauch auf gefärbtes Papier geschrieben werden. Wenn aber nun die Umstehenden so albern sind, dass es dieser Vorsicht bedarf, oder sämmtlich gar nicht lesen können: so träte ja wohl der Fall noch ein, dass man das im gefärbten Papiere vielleicht innerlich, und das andere äusserlich anwendete! Sonach möchte es am sichersten seyn, wenn der Fiscal oder der Director (da sie weder lehren noch prakticiren dürfen) am Ende diese Dinge selbst herumtrügen, um allen Anstand zu heben. — Cap. 2. *Pflicht des Staats in Ansehung der Subsistenz der Medicinal-Officianten, und in welchem Verhältnisse dieselben ein Recht darauf haben. Grundsätze, nach welchen die Subsistenzmittel, Grösse der Gehälter u. s. w. zu bestimmen sind. Ausmittelung der Fonds in Beziehung auf ständische Repräsentation, indirecte Steuern, Universitäts-Vermögen und Besteuerung des Grundvermögens. Nähere Bestimmungen in Ansehung der den Medicinalofficianten zu verabreichenden Besoldungen. Taxen, Befugniss der Staatsregierung, sie zu bestimmen. Grundsätze bey Aufstellung derselben im Allgemeinen. Anwendung derselben, mit besonderer Rücksicht auf die Hebammen. Arzneytaxe. Unmöglichkeit, eine solche nach den gewöhnlichen Foderungen zu entwerfen. Grundsätze, nach welchen die Aufstellung einer gemachten und billigen Medicamentaltaxe möglich und ausführbar ist. Ansprüche des Apothekers an das Publicum in Rücksicht seiner bürgerlichen Verhältnisse; die demselben zu zubilligende Erwerbssumme; Sicherstellung seines Nahrungsweges durch Polizey-Vorkehrungen wegen des Arzneyhandels überhaupt und besonders des sogenannten Handverkaufs, der Buchschulden, und Anordnung einer sogenannten Brandversicherungsanstalt für Officinen; gesetzlich einzuführendes allgemeines Dispensatorium; Classification der Arzneymittel. Vortheile der neuen Taxe, in Vergleichung der bestehenden empirischen Normen. Sporteln, Accidentien, Honorarien und Tagegelder überhaupt, und der Medicinalpersonen insbesondere; Gratificationen und Auszeichnungen, mit Rücksicht auf Medicinalpersonen israelitischen Glaubens; Pensionen und Versorgungsanstalten, besonders für alte, arme Apotheker-Gehülfen.* S. 97 ist zu lesen, dass in den (überglücklichen) deutschen Bundesstaaten die sonst von Seiten der Stände gewöhnlich vorwaltenden Streitigkeiten — zu Verwilligung ausserordentlicher Steuern für die Medicinal-Anstalten — beseitigt seyen (ja wohl!): denn wo auch die ständische Repräsentation noch fortdauere, da hätten doch die Glieder derselben nur ein *Votum consultativum*, und so werde der Wille des Souveräns und die *Wohlfahrt des Volkes* am angemessensten gehandhabt!!! — Was S. 182 von Ärzten israelitischen Glaubens bemerkt wird, scheint Rec. höchst überflüssig. Jüdische Ärzte haben selbst in sehr intoleranten Zeiten, Ländern und Städten Auszeichnungen erhalten. Zu Thorn wurde 1567 ein jüdischer Arzt trotz der Protestationen eines fanatischen Predigers als Stadtphysikus angestellt; und Jacob Rosales, ein portugiesischer Jude, ward nicht bloss praktischer Arzt zu Hamburg, sondern sogar *Comes palatinus caesareus*. Der Jude Eitas Montalto war Leibarzt der Maria v. Medicis. Der Papst Bonifacius IX und Julius III hatten Juden zu Leibärzten.

II Abschnitt. Cap. 1. *Begriff von der Medicinal-Disciplin. Massregeln der Staatsregierung in Beziehung derselben überhaupt — durch Beförderung der medinischen Cultur; bestimmte Gesetze, Conduitenlisten, Visitationen, besonders der Apotheken und Arzneywaaren-Depots. Grundzüge zu einem Straf-Codex gegen pflichtwidrige Vergehungen der Medicinal-Personen, mit Rücksicht auf das k. k. österreichische Gesetzbuch über Verbrechen und schwere Polizey-Übertretungen — und das k. k. französische neue peinliche und Polizey-Strafgesetzbuch. Werth der juridischen Formalitäten, und Glaubwürdigkeit der Amtsberichte, in Beziehung des Vorgetragenen. Suspension eines Medicinal-Officianten, und was bey derselben, und bey der polizeymässigen Verschliessung einer Apotheke, zu beobachten ist. Resultate der Suspension. Wiedereinsetzung in das Amt, Versetzung auf einen anderen Posten, Herabsetzung im Amte, Entlassung im Amte, Verlust der Praxis. Dienstaufkündigung und Abschiednehmen.* Es sollen Conduitenlisten über sämmtliche Medicinalpersonen eingeführt werden, welche sich wechselseitig controliren (!?!). Hiemit muss in Verbindung gesetzt werden, was der Vf. an einer anderen Stelle dieses Capitel behauptet, dass den amtlichen Berichten der Vorgesetzten des eines Vergehens beschuldigten Officianten mehr Glauben beygemessen werden müsse, als in juridischer Hinsicht gewöhnlich geschieht. Solche Anzeigen (wo der Medicinalbeamte als öffentlicher Agent der Regierung auftritt) müssen vollen Glauben haben, und zur Basis der Entscheidung genommen werden. Cap. 2. *Begriff der medicinisch-chirurgischen Quacksalberey, und der davon verschiedenen Pfuscherey. Allgemeine Quelle derselben. Besondere Ursachen von Seiten der Staats-Regierung, der Ärzte und des Volks. Welche bürgerliche Beschäftigungen zur Quacksalberey führen. Kunstgriffe der Medicaster, um die gerichtliche Untersuchung gegen sich zu vereiteln — und wie sie zu entdecken sind. Radicale Mittel zur Vertilgung der Quacksalberey und Pfuscherey. Verhütungsmittel, um denselben Grenzen zu setzen. Strafmittel gegen bestehende Quacksalber. Verfahren gegen Pfuscher in den medicinischen Doctrinen.* Hier ist uns vorzüglich die Stelle aufgefallen, wo Hr. *Stoll* von den Wundärzten, die sich einem Theile der Chirurgie vorzugsweise oder vielmehr ausschliesslich widmen, spricht, und sich gegen deren Approbation auflehnt. Einen solchen Zahnwundarzt nennt er Zahnbrecher, Vagabunden. Man sieht hier abermals, dass des Vfs. Wirkungskreis sich wohl nur auf kleine Landstädtchen ausgedehnt haben mag: sonst würde er unter dieser Classe auch geschickte und erfahrne Männer angetroffen haben, und sein Urtheil würde anders aus-

gefallen seyn. Lächerlich aber ist es, dass er unter den Gründen, warum solche Menschen nicht zur Praxis autorisirt werden sollen, auch den anführt, „dass die anderen Wundärzte dadurch die Übung in ihrer erlangten Geschicklichkeit verlieren."

Zum Schlusse die Organisationspuncte des im Herzogthum Westphalen bestehenden literärischen Instituts: eigentlich nur einer Gesellschaft, in welcher Journale circuliren. — Auch hiezu wird jeder Amts-Arzt, Amts-Wundarzt u. s. w. gezwungen. Es fehlt überhaupt hier nichts weiter, als dass sämmtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker u. s. w., wo möglich, casernirt würden, damit man sie stets unter den Augen und resp. dem Stocke halten, und des Abends auch gehörig verlesen könnte, wo, und ob jeder auf seinem Posten stehe. Visitirt werden ohnediess ihre Geräthschaften gehörig, selbst die Schränke — deren Form genau angegeben ist — worin sich ihre Literalien befinden u. u. s. w. Auch hat Hr. *St.* Abzeichen für sie vorgeschlagen, die zum Glück eben nicht kostbar sind: — Binden um den Oberarm, nach den Graden der Ämter, von Zwirn, baumwollenem Garn oder Seide einer oder mehrerer Farben, mit Silber - oder Gold - Fäden gewinkt.

Übrigens muss Rec. an diesem Werke noch tadeln, dass von Anfang bis zum Ende bittere Intoleranz gegen Katholiken durchblickt, wozu die Veranlassungen oft mit den Haaren herbeygezogen werden. Diess geht so weit, dass wohl kein gebildeter Protestant diess ohne Indignation wahrnimmt; welche Wirkung muss diess auf die Katholiken hervorbringen, zumal in jenem ganz katholischen Lande, wo Hr. *St.* sein Brod fand, als es bey der sogenannten Indemnisation (dem Prolog zur Mediatisirung u. s. w.) seinem Herrn, dem Grossherzog von Darmstadt, zugetheilt wurde!

Ss.

Halle, b. Kümmel: Dr. *C. F. Senff über Vervollkommnung der Geburtshülfe von Seiten des Staats;* nebst einer Geschichte der Entbindungsschulen zu Halle. 1812. 147 S. 8. (18 Gr.)

Die Klagen, die der Vf. führt, über das häufige Unglück, welches durch schlechte Hebammen und schlechte Geburtshelfer täglich veranlasst wird, sind nur zu gerecht: in welchem Lande könnte es dazu an Belegen fehlen! Die Vorschläge, die Ausübung der Geburtshülfe sowohl von Seiten der Hebammen, als auch den Geburtshelfer — denn leider wird ja von diesen auch genug, und zwar wohl besonders durch zu grosse und zu voreilige Thätigkeit, gesündiget — der Vollkommenheit näher zu bringen, zeugen von dem Eifer des Vfs. für die gute Sache und von hinlänglicher Kenntniss der Verhältnisse. Die meisten dieser Vorschläge sind gut und ausführbar; einige freylich dürften wohl nie und nirgends zu Stande kommen. Z. B. dass der Staat in jeder kleinen Stadt einen Geburtshelfer, der zugleich geschickter Arzt ist, anstellen und so besolden soll, dass er sich dafür bequem zwey Pferde halten könne, dass dieser etwa alle 4 oder 5 Jahre aufs Neue geprüft werden soll; dass ferner jeder Hebammen-District zu einer erledigten Stelle mehrere Frauen zur Schule senden soll, von denen nach den ersten fünf Wochen eines Vorbereitungs-Unterrichts die fähigste ausgewählt würde. Der Vf. sagt es früher einmal selbst, wie schwer es oft ist, nur Eine Frau zu finden, die sich zu dem beschwerlichen Amte hergeben will, geschweige denn mehrere, und die zumal erst noch eine Prüfungs-Zeit überstehen sollen! In Hinsicht der Zweckmässigkeit und Ausführbarkeit einer Vorbereitungsschule stimmt übrigens Rec. mit dem Vf. überein, und er hat vollkommen Recht, zu behaupten, dass die gewöhnlichen Schülerinnen, die sich seit dem vierzehnten oder funfzehnten Jahre nicht mehr mit Lernen befassten, erst das Lernen wieder lernen müssen. Jedem angehenden Lehrer einer Hebammen-Anstalt, jedem Staatsmanne, der sich um die Nothwendigkeit der Verbesserung des Hebammen-Wesens oder um die Einrichtung einer Hebammen-Anstalt bekümmern will, ist die vorliegende Schrift zu empfehlen. Die Geschichte der Entbindungsschulen zu Halle beginnt mit S. 116, und kann der Natur der Sache nach kein besonderes Interesse für den Ausländer haben. Was der Vf. bey Gelegenheit der Übersicht der in den ersten 3½ Jahren der neuen Anstalt vorgefallenen 165 Geburten sagt (S. 132) von seiner Zange, ist wohl einer blinden Vaterliebe zuzuschreiben. Wenn es da am Ende noch heisst: „Ja, man kann mit dieser Zange besser jeden Einriss in den Damm verhüten, als man es bey der natürlichen Geburt zu thun im Stande ist": so wird des Rec. Glaube noch vom Erstaunen überwältigt. Den Beschluss macht aus des Vfs. Privatpraxis *auch ein Kaiserschnitt*, der aber, wie gewöhnlich, unglücklich für die Mutter ausgefallen ist.

C. R. W. W.

NEUE AUFLAGEN.

Salzburg, in der mayer'schen Buchhandlung: *Der Kalender, oder fassliche Erklärung der in demselben vorkommenden merkwürdigsten Begebenheiten am Himmel, der verschiedenen Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft in Hinsicht auf Zeitrechnung, und der kirchlichen Verordnungen der Sonn- und Fest-Tage* u. s. w. Zunächst der reiferen Schuljugend gewidmet von *Aloys Maier*, zweytem Inspector am königl. baiers. Schullehrer-Seminarium u. s. w. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. 1815. VIII u. 138 S. 8. (S. d. Rec. Jahrg. 1808. No. 199.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

ÄSTHETIK.

Nürnberg, b. Campe: *Ideen zu einem Systeme der allgemeinen reinen und angewandten Kalliästhetik:* ein Versuch zu einiger Vereinigung der entgegengesetzten Meinungen, auch zum Selbstunterrichte in dieser Wissenschaft, nebst einer kurzen Revision der (ästhetischen) Literatur von Dr. *Gottl. Phil. Christ. Kaiser.* 1813. XXX u. 400 S. 8. (2 Thlr.)

Wollte man den Vf. nach diesem Titel beurtheilen: so würde sich leicht zeigen, dass derselbe zu grosse und verschiedene, zum Theil gar nicht, zum Theil in dieser Beschränkung nicht zu erfüllende Erwartungen erregt habe. Die entgegengesetzten Meinungen in der Ästhetik beruhen grösstentheils auf verschiedenen metaphysischen Ansichten, die sich niemals vereinigen lassen. Auch hat der Vf. in der That dieselben grösstentheils nur kurz *zusammengestellt*, oder eine derselben mit Bestreitung der anderen *vorgezogen.* — Rec. ist überzeugt, dass diese Methode zum *wissenschaftlichen* Selbstunterricht am wenigsten diene. Den Vf. hat sie oft zur Inconsequenz verleitet, wovon Beyspiele angeführt werden sollen. Die Literatur ist sehr unvollständig angegeben. Der Werth also, den Rec. diesem Compendium beylegt, besteht darin, dass es dem in dieser Sphäre Bewanderten eine leichte Übersicht verschiedener Meinungen in der Ästhetik, nebst mehreren dem Vf. eigenthümlichen, von rühmlichem Selbstdenken zeugenden Ansichten enthält. Da sich Letzteres sowohl in der Anordnung des Ganzen, als in einzelnen besonderen Capiteln zeigt: so wollen wir auf Beides Rücksicht nehmen.

Ein psychologischer Unterschied (der drey Grundkräfte) und dazu wahrscheinlich die ursprüngliche Bedeutung des Namens *Ästhetik* oder *ästhetische Philosophie*, welche auf das *Gefühl des seligen Lebens* bezogen wird, bewogen den Vf., von den *Gefühlen* auszugehen; dieser Ausgangspunct rührt von *Baumgarten* her, der jenen Namen wählte. Der Vf. unterscheidet sich von diesem dadurch, dass er das Gefühl „auf gleiche Linie mit dem Vorstellen und Begehren setzt," und schon in der Einleitung einen Unterschied zwischen realen (materialen) oder formalen (liberalen) Gefühlen macht. Der Buchstabenkritiker möge über das Unbequeme dieser Benennungen sprechen; wir zeigen nur an, dass der Vf. unter letzteren die Gefühle versteht, welche die Gegenstände durch ihre blosse freye und harmonische *Gestaltung*, ohne Rücksicht auf „den Werth des theoretischen und praktischen (realen) Gebrauchs und der Wirklichkeit" erwecken. Dass er übrigens hier nur die Gefühle der *Lust* meine, welche auf diese Art hervorgebracht werden, versteht sich von selbst. Für das Wohlgefallen der letzteren Art oder das Wohlgefallen am Schönen wird die zweckmässige Benennung *kalliästhetisch* gewählt; und die Kalliästhetik, oder Ästhetik im eminenten Sinne, Kritik oder Philosophie des Geschmacks, Geschmackslehre (denn dieses ist dem Vf. gleichbedeutend), ist ihm die Untersuchung über das Wohlgefallen am Schönen in Natur und Kunst überhaupt, und über seine Deutung durch den Geschmack, so wie die Anwendung auf die schönen Künste und auf die allgemeinen Kunstregeln oder die Lehre der Darstellungskunst insbesondere. Wunderlich ist es Rec. immer vorgekommen, mit dem *Gefühle* oder *Geschmacke* des Schönen anzufangen, indem eine Untersuchung über das Wohlgefallen am Schönen das Schöne überall *voraussetzt*, und wenn dieses nicht erkennbar seyn sollte, auch der *Grund* des *Wohlgefallens* an demselben oder der ästhetische Geschmack nicht erkennbar seyn müsste. Oder woher weiss man denn, dass das *Schöne* eine Wirkung jener Art auf das Gefühl hervorbringt, als durch eine *Erkenntniss* des Schönen? Wir lassen dahingestellt, ob die oben gegebene Definition in anderen Hinsichten zweckmässig und richtig sey, können aber bey dieser Ansicht des Vfs. und bey dem Ausgangspuncte, den er genommen, unsere Verwunderung darüber nicht bergen, dass er in der Ausführung gerade das Entgegengesetzte gethan, und von dem Schönen zuerst, von dem Geschmacke aber ganz zuletzt gesprochen hat. Über die Realität seiner Wissenschaft erklärt er sich (S. 8) so: „Der Streit, ob man allgemein überzeugend in einer Sache, die vom Gefühle ausgeht, aus Gründen und aus einem Principe darthun könne, was schön sey, oder nicht, welches nach der kantischen Kritik eben so wenig bewiesen werden kann, als was wohlschmeckend ist, und ob also (die) Kalliästhetik philosophische Wissenschaft sey, dieser Streit muss sich endlich dahin wenden, dass unter der *Bedingung* einer vollendeten Ausbildung des Geschmacks und unter der Bedingung der Anschauung eines die Menschheit allgemein interessirenden höheren, mit dem Wahren und Guten verschmolzenen Schönen eine Wissenschaft des letzteren so gut möglich ist, als des Wahren und Guten, indem auch dieses nicht im Grundsatze und im Einzelnen absolut erklärt und erschöpft wird" u. s. w. Rec. wundert sich weniger, warum

der einsichtsvolle Vf. die kantische Behauptung durch die hypothetische *Vollendung des Geschmacks* bestreitet, welche von jener eben geleugnet wird, und, als problematisch, wenigstens nicht das Fundament einer Wissenschaft heissen kann, als vielmehr darüber, dass er, und mehrere Ästhetiker mit ihm, vielleicht der Autorität huldigend, jene Behauptung selbst keiner genaueren Prüfung unterworfen. Denn ob das Schöne eine Sache sey, *die vom Gefühle ausgehe*, das ist eben die Frage. Dass das Gefühl bey der Hervorbringung und bey der Beurtheilung des Schönen thätig und vorzüglich wirksam sey, kann nicht geleugnet werden, aber wenigstens ist das schöne *Kunstwerk* weder ein Werk, das vom Gefühle geschaffen, noch bloss durch das Gefühl aufgefasst werden kann, wie auch der Vf. im Folgenden stillschweigend durch die That zugegeben hat. Die *Einbildungskraft* hat hiebey einen nicht geringeren Antheil. Dass die, welche der ästhetischen und artistischen Ausbildung ermangeln, welches bey den meisten Ästhetikern der Fall seyn mag, vorzüglich die Werke der Kunst bloss nach ihrem Gefühle zu würdigen pflegen, ist ausgemacht; das höhere und wahrhaft ästhetische Urtheil aber fodert bey Kunstwerken besonderer Gattung immer auch noch, ausser einer gewissen allgemeinen ästhetischen Bildung und Geübtheit in der Auffassung, mannichfaltige Kenntniss und Einsicht in das Wesen der besonderen Kunst; und was erfodert nicht die Hervorbringung desselben? Daraus folgt, dass, wer in der Ästhetik oder in der Philosophie des Schönen vom Gefühle ausgeht, sich willkührlich seinen Standpunct beschränkt, weil er dadurch nur von einer einseitigen *Wirkung* des Schönen redet, oder gar das Schöne in eine blosse *Beziehung* der *Gegenstände* auf unser Gefühl setzt. Ferner wenn man nach der gemeinen Weise, besonders derer, denen das gebildete Urtheil Anderer lästig wird, behauptet, was schön sey oder nicht, lasse sich nicht objectiv erkennen und beweisen, denn das hange vom Gefühle eines Jeden ab, und dieses sey subjectiv: so ist ja hiedurch noch unbestimmt, ob es unmöglich sey, von *einzelnen* Gegenständen darzuthun, ob sie schön seyen oder nicht, was auch vielleicht noch aus anderen Gründen, als des Gefühls halber, z. B. weil ein Gegenstand ins Unendliche bestimmbar ist, für unmöglich gehalten werden könnte; oder ob von der *Idee des Schönen*, vom Schönen überhaupt, das wir nicht erst durch einen einzelnen oder mehrere bestimmte Gegenstände kennen lernen, sondern welches, um irgend ein Ding für schön oder unschön zu halten, durch einen dem Gemüthe selbst ursprünglichen und in der Anschauung sich allmählich entfaltenden Begriff gedacht werden müsse, die Rede sey. Der Vf. deutet zwar in den letzteren Worten jener Stelle auf das Letztere hin, indem er dadurch die Möglichkeit der Ästhetik als philosophischer Wissenschaft zu beweisen strebt; auch nennt er in einer anderen Stelle (S. 9) diese Wissenschaft eine Philosophie des *Schönen*. Da er aber diese Ansicht nicht besonders festgehalten hat, und diejenigen, welchen er den Vordersatz zugegeben, ihm schwerlich diesen Nachsatz zugeben werden: so können wir darauf keine Rücksicht nehmen; vielmehr wäre hier der Ort gewesen, wo der Vf., seinem Versprechen gemäss, entgegengesetzte Meinungen vereinigen, aber nicht *vermischen* sollte. Wir übergehen viele Nebendinge, und was nicht *hieher* gehörte, z. B. die aphoristischen Bemerkungen über die Kunst und aus der Kunstgeschichte. In der sogenannten Revision der ästhetischen Literatur, welche durch Druckfehler sehr entstellt ist, haben uns die allgemeinen Andeutungen, „das Unbefriedigende der Franzosen," „das Unbefriedigende der Engländer," nicht befriedigt. Unter den Neueren fehlt z. B. *Seckendorfs* Kritik der Kunst, und *Bachmanns* Kunstwissenschaft.

Die reine Kalliästhetik oder die Untersuchung über das Wohlgefallen am Kalliästhetischen überhaupt (diese Untersuchung nennt der Vf. *Metaphysik* des Schönen, obwohl diese Benennung und jene Beschreibung zwey verschiedenen Ansichten angehört, auch wir hier nichts Metaphysisches gefunden haben) handelt zuerst von dem Kalliästhetischen oder vom Schönen im weitesten Sinne, dann von den einzelnen Hauptarten des Kalliästhetischen insbesondere, endlich vom Geschmacke.

Der Vf. fährt fort, die *liberalen* Gefühle im Gegensatz der materialen zu schildern. Sie umfassen die ästhetische Vollkommenheit, das Schöne. Das Schöne wäre sonach nichts anderes, als was durch seine Form gefällt, oder das Gemüth in höhere Regsamkeit versetzt. Wie kann man aber sagen, „diese (die liberalen *Gefühle*) *sind* eine durch sich selbst gefallende höhere Regsamkeit *aller* Seelenkräfte"? Abgesehen von diesem Ausdrucke, begreift sich noch nicht, wie etwas durch seine *Form* gefallen könne, oder was denn jene *höhere* Regsamkeit hervorbringe, wenn die liberalen Gefühle wirklich von den moralischen und intellectuellen, als materialen, verschieden seyn sollen. Denn zu sagen, dass das *Schöne*, d. i. was jene höhere Regsamkeit hervorbringe, was also damit nach seinem Wesen (d. i. metaphysisch) noch nicht bestimmt ist, jene realen Gegenstände freylich auch *ästhetisch erscheinen lasse*, ist eine *petitio principii*, und gewährt keinen verständigen Sinn. Diess hiesse ja eben, es lasse diese Gegenstände so erscheinen, dass sie jene höhere Regsamkeit hervorbringen, und durch ihre Form gefallen. In der That, es befremdet uns, warum dem denkenden Vf. bey der Unterscheidung von Materie und Form nicht eingefallen ist, dass Form sich von Materie gar nicht trennen lasse, und dass daher auch das Schöne weder ein bloss Formelles seyn, noch eine Materie zufällig haben könne, sondern dass ein der Form zum Grunde liegendes und entsprechendes Geistiges als nothwendiges Element dem Schönen selbst zukommen müsse. Noch mehr wunderten wir uns, darauf zu lesen, das *Ästhetische* sey ein *Inbegriff anschaulicher Verhältnisse*. Denn da das Ästhetische und Schöne hier ohne Zweifel gleichbedeutend genommen werden muss: so wird dadurch das Schöne wiederum zu etwas bloss Sinnlichem gemacht, welches nur, wie jeder andere Ge-

genstand, den Verstand und die Einbildungskraft beschäftigen kann. Was daher auch im Folgenden von dem Schönen mit Wärme gesagt wird, läſst sich wenigstens aus *jener Bestimmung* nicht folgern. So wird z. B. behauptet, die Vernunft finde darin Befriedigung. Dieſs ist nur unter der Voraussetzung möglich, daſs sie in diesen anschaulichen Verhältnissen etwas *Vernünftiges* finde, und so würde jener ideale Bestandtheil des Schönen auch von dem Vf. *vorausgesetzt*. Dann aber könnte nicht von einem *idealen Schönen* in der Hinsicht gesprochen werden, als ob in allem Schönen nicht überhaupt etwas Ideales sey, das sich eben nach unserer Ansicht durch die entsprechende Form erst als Schönes darstellt. Bloſs *Regelmäſsigkeit* oder Harmonie im Sinnlichen erklärt und erschöpft das Wesen des Schönen nicht, sonst müſste man ja auch den Kreis, als Schema, die rothe oder grüne Farbe und die Consonanz schön nennen, wiewohl diese als Formen allerdings eine Beziehung auf die Schönheit haben. Will man es freylich mit Niemand verderben: so nennt man das, wenn auch nicht zum Vortheil der Wissenschaft, die nicht vom Sprachgebrauche, sondern von der Idee beherrscht wird, das Schöne im *weitesten* Sinne. Oder hat Platons Ausspruch, dessen der Vf. hie und da gedenkt: Alles Schöne ist der Abdruck einer Idee der Gottheit, nicht eben den Sinn, daſs in dem Schönen überall etwas Ideales erscheine? Damit aber ist eben bestimmt, und nicht geleugnet, daſs die *Vollendung der anschaulichen Form* das Unterscheidende des Schönen von dem Wahren und Guten ist, und darin liegt eigentlich die Bedeutung des „formellen Wohlgefallens."

Noch bemerken wir hiebey, daſs der Vf., ob er gleich, wie die meisten Ästhetiker, an keinem Orte auf die Naturschönheit besonders Rücksicht genommen hat, doch in einer Anmerkung (S. 50) sich gegen die Schule der neuesten Naturphilosophen erklärt, welche die Schönheit nur dem *Kunstwerke* beylegten. Daſs dieſs wenigstens *Schellings* Meinung nicht sey, kann Jeder aus dessen Rede über das Verhältniſs der Natur zur bildenden Kunst und insbesondere aus den späteren Anmerkungen zu derselben ersehen. Ferner sagt der Vf. selbst, „daſs die Natur das Ideale nicht darbiete, und nur in dieser Rücksicht nach der Analogie von Kunstproducten betrachtet werde;" — wie kann er nun im Nachsatze behaupten, daſs sie doch Schönes darbiete? Denn in *allem* Schönen ist ja nach dem Obigen etwas Ideales, und er fragt ja selbst gleich auf der folgenden Seite: nähert sich nicht in der wirklichen Menschenwelt oft in einigen Puncten ein Individuelles dem höheren Idealen? Es ist schon oben angedeutet worden, warum der Vf. in diesem Puncte nicht consequent bleiben konnte. — Die Bestimmung der *Arten* des Kalliästhetischen oder Schönen im weiteren Sinne ist dem Vf. ganz eigenthümlich und neu. Er geht hiebey von der „durch sich selbst gefallenden harmonischen, höheren und freyeren Belebung aller Seelenvermögen" als der angegebenen, aber nicht tieferklärten Wirkung des Schönen aus, und unterscheidet eine vierfache Weise derselben. Es giebt, sagt er (S. 52), beym Zusammenfassen zu einer Totalität ein ästhetisches *leichtes* Gleichgewicht zwischen der Einbildungskraft und zwischen den Kräften, die mit jenen Anschauungen sympathisiren; — dieſs ist das *Schöne* im *engeren* Sinne. (Jeder Leser bemerke, daſs hiemit das Schöne zu etwas ganz *Subjectivem*, nämlich zu einem *Verhältniſs der Seelenkräfte* wird.) „Es giebt ein *schwer* statthaftes, aber doch immer durch ästhetisches Seelenleben, also durch *leichten Widerstreit* gefallendes Gleichgewicht zwischen jenen Vermögen; dieſs ist das ästhetisch *Groſse* und Starke. Es giebt ein *unendlich schweres*, aber doch immer ästhetisch gefallendes Gleichgewicht der zum Zusammenfassen angesonnenen Anschauungen und Phantasieen, Begriffe, Gefühle und Bestrebungen; das ist das *Erhabene*. Es giebt endlich ein *nie statthaftes*, aber an sich, d. h. ästhetisch gefallendes Gleichgewicht (Gegengewicht) — wir sollten meinen, *non entis nulla sunt praedicata* — der Phantasie, des Verstandes, der Gefühle u. s. w.; das ist das ästhetisch *Lächerliche*. Man sieht hieraus, daſs der Vf. diese Modificationen des Schönen (das Groſse gehört wohl an sich nicht dem Schönen an) auf *Grade* zurückführen will, für welche die Wissenschaft gar keinen Maſsstab haben könnte. Alle diese vier Momente werden dann wiederum auf Phantasie, Verstand, Gefühl und Bestrebung bezogen, und so nach psychologischen Beziehungen durchgegangen. Der Raum nöthigt uns, davon abzubrechen. Wir überlassen es jedem von dem Schönen ergriffenen und wissenschaftlich gebildeten Menschen, ob ihm diese Ansicht zusagen wird. Nur über das sogenannte *Verschönern*, das in dem Kopfe mancher Ästhetiker spukt, hätten wir gern von dem Vf. noch eine Auskunft gewünscht. „Der Saame der Wahrheit und Tugend, sagt er metaphorisch, wenn er poetisirt (verschönert) ist, dringt geflügelt, d. i. schneller und tiefer ein, und (womit wir zugleich eine Probe des Stils geben) die Kunst führt den Liebling der Gottheit an den Blumenketten der Schönheit auf den leichten und sanften Pfaden des Vergnügens zu der edelsten Bildung des Verstandes und der Vernunft." Auch nimmt er eine *verschönernde* Kunst an, die er *kallynische* nennt, die auf Regeln der Moral beruhen, und das Gute und Wahre zum höchsten Princip haben soll (S. 159). Aber wenn wird man aufhören, durch solche vage Begriffe verschiedene Sphären zu vermischen, und die Wissenschaft zu verwirren? In der angewandten Kalliästhetik, *Kalliotechnik* genannt, wird von den schönen Künsten nach der beliebten Eintheilung in plastische, mimische und tonische gehandelt. Zu den letzteren wird auch hier sehr unzweckmäſsig die *Poesie* gezählt, die dann wiederum psychologisch in Poesie für die *Phantasie* vorzugsweise — plastische, malerische, beschreibende (?), schildernde Poesie —; für den *Verstand*, — didaskalische; für das *Gefühl*, — lyrische; und für das *Begehrungsvermögen* (sollte der Vf. consequent sagen) — *pragmatische*, *thelematische* oder *drastische*, wozu auch die dramatische

gehören soll, — betrachtet wird. Der Theorie der Poesie sind viele Beyspiele beygegeben worden, welche nicht immer fein und wohlgewählt sind, z. B. ein Dialog aus *Ifflands* mit Recht vergessenen *Höhen*, und einem Compendium sonderbar stehen. Hierauf werden die vornehmsten allgemeinen Kunstregeln und Bemerkungen über das *Kunstgenie* (zur Lehre von der schönen Kunst überhaupt gehörig) nachgetragen. Eine Stelle *Winkelmanns* über Laokoon, nebst *Forsters* Beschreibung des Johannes, füllt als Anhang die übrigen Blätter.

Wir haben dieses Werkchen strenger als ein gewöhnliches Buch nach seinem Grundriss betrachtet, versichern aber unsere Leser, dass sie in demselben auch reichen Stoff des Nachdenkens, und manche Belehrung finden werden, die den würdigen Vf. seine Stelle unter den Ästhetikern sichert, und von uns mit Achtung anerkannt wird. A. W.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Die Sagen und Volksmährchen der Deutschen*; gesammelt von *Friedrich Gottschalk*, herzogl. anhalt-bernburg. Assistenz-Rathe. Erstes Bändchen. 1814. 356 S. 8. Mit einem Kupfer u. einer Vignette von *Rosmäsler*. (1 Rthlr. 16 gr.)

Da der Vf. bey seiner Beschreibung von Ritterburgen die Sagen des Volks von denselben mit anführte: so war es ein natürlicher Einfall, mehrere derselben, die nicht dorthin, oder nach seinem Plane dazu gehörten, zu sammeln, und so dem Publico mitzutheilen. Eine Vorrede von Hn. Hofr. *Beckedorff*, in welcher über die Fragen: Was sind Volkssagen? Woher stammen sie? Wie lassen dieselben sich ordnen und eintheilen? Welchen Nutzen haben sie? viel Treffendes gesagt wird, dient der Sammlung, als Eingang, zu besonderer Zierde. Ganz wahr sagt derselbe: „Es wandeln alle diese Sagen und Mährchen neben dem mühseligen und einförmigen Leben des beschränkten, gedrückten und belasteten Volks freundlich, tröstend, hülfreich und oftmals erhebend einher, und helfen die wenigen Stunden verkürzen und erheitern, welche dem harten Dienste der Nothdurft abgewonnen worden sind." Man muss in die süsse Einfalt des Land- und stillhoffenden Volks-Lebens ganz eingeweihet seyn, um dieses fühlen zu können. Daher sollte man durchaus nichts untergehen lassen, was dahin gehört, und sollte sammeln, was noch zu sammeln ist, ehe das Wenige ganz verloren geht. Nur gehört freylich ein erfahrener, man möchte wohl sagen *eingeweihter*, Sammler dazu, der, was er fand, auf eine gute Art mitzutheilen versteht, d. h. so angenehm und unterhaltend, wie möglich: denn bey Erzählungen ist es nicht, wie bey Liedern, und wer Volkssagen eben so, wie diese, wiedergeben will, wird sich kein grosses Publicum gewinnen. Im *Liede* liegt ohnehin etwas Herzliches mehr als in der *Erzählung*, oder noch dazu, es kann *gesungen* werden, und mehrentheils ist es eine einfache, ansprechende Melodie, nach welcher es gesungen wird. Hätte *Musäus* es über sich gewinnen können, weniger weitschweifig zu seyn und Anspielungen auf moderne Gegenstände und Zeitvorfälle zu vermeiden: er wäre unser bester Volksmährchen-Erhalter, denn dieses abgerechnet, gelang ihm Alles in dieser Erzählungsgattung, was Anderen, z. B. *Tieck*, *Ottmar* u. s. w., nie hat gelingen wollen.

In gegenwärtiger Sammlung finden wir gerade ein halbes Hundert Volkssagen, denen der Hexentanz auf dem Brocken voran steht. Dieser aber ist zu kurz abgefertiget, und viel zu wenig ist von dem Wesen desselben, den vermeinten Lustbarkeiten und dem allen, was diese diabolischen Saturnalien angeht, gesagt worden. *Wier*, *Gödelmann*, *Francisci*, *Prätorius*, hätten dem Sammler reichlichen und unterhaltenden Stoff zu seiner Erzählung (die jetzt sehr relationsmässig dasteht) geben können. Am besten aber erzählt und neben einander gestellt hätte er das alles gefunden im 1 Bde. der *Bibliothek des Romantisch-Wunderbaren*. Die Sagen vom Gr. Helias, und Entstehung des Thomaspfennigs sind in der Zeitschrift *Curiositäten* historisch richtiger erzählt. Aus dem „*Berge Grale*," wie Hr. *G.* sich S. 54 ausdrückt, konnte der Jüngling nicht kommen, weil es keinen gab. Es ist dieses vielmehr der von den alten Romanziers sogenannte *Venusberg*, in welchem es *Grale* gab, d. i. Freudenspiele, Mummereyen, Tänze u. dergl. — Nicht der Flussgott der Saale ausschliessend (S. 246) heisst *Nickert*, sondern jeder überhaupt (bey den Dänen *Nicker*), wie der Vf. in den Glossarien finden kann. Von dem Nixenwesen insbesondere: *J. V. Merbitz Disp. der Nymphis, vulgo Wasser-Nixen.* Dresd. 1678. Es sind übrigens die Sagen von der Saal-Nixe in unseren Tagen so bekannt geworden, dass beynahe Jedermann davon zu sprechen weiss. — S. 48 u. 50 spricht der Vf. von einem *Tempelherrenkloster*. Der Orden der Tempelherren hatte bloss eine kriegerische Bestimmung, und keine Klöster; jedoch konnten Ritter aus dem Orden treten und in Klöster gehen, und mehrentheils gingen dieselben, wenn es geschah, in Cistercienser-Klöster, da die Cistercienser-Mönche von ihnen Brüder und Genossen genannt wurden. *Henriquez Statuta Ordin. Cisterc.* p. 479. Das von *Münter* bekannt gemachte *Statutenbuch des Ordens der Tempelherrn* S. 463. *Grouvelle Memoiren* S. 61.

Mm.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Anstandslehre für die Jugend*, von M. *Joh. Christ. Dolz*, Vicedirector der Rathsfreyschule zu Leipzig. Zweyte, verbesserte Auflage. 1815. XXXVI u. 202 S. 8. (14 Gr.) Der Werth dieses nützlichen Buches ist anerkannt. S. d. Rec. Jahrg. 1811. No. 92.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

A P R I L 1 8 1 5.

G E S C H I C H T E.

1) Leipzig, b. Vogel: *Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten.* Von *Friedrich Wilken*, Professor der Geschichte zu Heidelberg. *Zweyter Theil.* Das Königreich Jerusalem, und die Kämpfe der Christen wider die Unglaubigen, bis zu dem Verluste der Grafschaft Edessa, und dem Kreuzzuge der Könige Conrad III, und Ludwig VII im Jahr 1146. (Mit einer Zueignung an Herrn Silvester de Sacy zu Paris.) 1813. XLVI und 735 S. Nebst Beylagen S. 1 — 51. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

2) Frankfurt a. d. Oder, in der akademischen Buchhandlung: *Gemälde der Kreuzzüge nach Palästina zur Befreyung des heiligen Grabes*, von *Joh. Christ. Ludwig Haken.* II Theil. 1810. 445 S. nebst Citaten. I — V S. 8. (2 Rthlr.)

Bey der gegenwärtigen Anzeige von der Fortsetzung zweyer wetteifernder Werke haben wir nicht bloss unser früheres Urtheil über den ersten Band von beiden (Jen. A. L. Z. 1810. Num. 13 folg.) zu bestätigen, sondern auch Neues beyzufügen.

Über den Hauptgesichtspunct, über die Art und das Princip, die Geschichte der Kreuzzüge aufzufassen, kann keine Frage oder Zweifel mehr seyn. Der Grundsatz: *Jede Sitte nach ihrer Zeit*, wird auch hier mehr und mehr sich behaupten. Es kann ein Schriftsteller mit *Kotzebue*'scher Leichtigkeit auffassen, darstellen, ausmalen, sehr angenehm (wem's gefällt) unterhalten; alle Farben sind da, die das Auge anziehen können: — die Physiognomie ist doch nicht getroffen. Uns ist nicht darum zu thun, wie ein Erzähler des 19ten Jahrhunderts uns erlaubt, jene ungeheuren Anstrengungen des 11ten als gutmüthige Thorheit, oder als tollen Fanatismus, lächelnd zu bemitleiden, oder ihre Ausgeburten anzustaunen. Wir wollen die Zeit in ihrer eigenen Farbe.

Diess fühlt der Vf. des erstgenannten Werkes; immerhin mag der andere seinen Weg neben ihm gehen. Wir können in Rücksicht des Erfolgs zuversichtlich ihrem Wetteifer zusehen. Was den vorliegenden neuen Band von *Wilken* noch zu einer besonders erfreulichen und reichen Erscheinung macht, werden wir ebenfalls hier zeigen.

Es ist die gleiche Periode, welche die beiden Vff. auch in dieser zweyten Lieferung ihrer, selbst in dem ungünstigsten Zeitpuncte nicht geschwächten, Forschungen hier vorlegen. Wir finden aber nicht bloss in der Form und Darstellung, sondern überdiess auch in den Materialien selbst eine grössere Abweichung und Entfernung, als bey dem ersten Bande. In jener Hinsicht verlässt *Haken* selbst gewissermassen seinen ersten Plan. Unter den sechs Abschnitten des vorliegenden zweyten Theils (VI — XI Buch) folgen nur die zwey ersteren noch, wie die vorigen, der *chronologischen* Ordnung, in der kurzen Periode von 1099 — 1102. Es enthält das VI Buch: Ansicht der Dinge nach Jerusalems Eroberung. Schlacht bey Askalon. Heimkehr der Kreuzfürsten. Gottfrieds Regierung und Nachfolge Balduins I. — *Haken* ist hier kürzer als sonst, indem er verschiedene Züge, die zwar zur Charakteristik dienen, ihm aber als Schwärmereyen oder abergläubische Spiegelfechtereyen (wie z. B. von der heil. Lampe) nicht der Anführung werth geschienen haben mögen, weggelassen hat. Das VII Buch (mit etwas mehr Ausführlichkeit): Unglücklicher Versuch einer neuen Kreuzfahrt durch Klein-Asien. Blicke auf Alexius Politik gegen die Franken. — In dem folgenden längeren Zeitraum aber, bis 1147, wo es allerdings schwer ist, einen Hauptfaden für Alles zu finden, oder unter mehreren einen zu wählen, folgt er auf einmal der *Sachordnung*, oder theilt im VIII und IX Buch die *inneren*, in den zwey folgenden die *auswärtigen* Verhältnisse des Königreichs Jerusalem mit. Der Gedanke wäre nicht unglücklich, in sofern der Leser wirklich Mühe hat, unter den vielfältigen Verwickelungen eine gewisse Übersicht zu erhalten, wenn nicht der Geschichtschreiber dafür gesorgt: allein *Haken* hat, indem er die Sachordnung durch die ganze Periode hindurchführt, die historische Verwickelung selbst gänzlich aufgelöst: er hat die Begebenheiten in Rücksicht der Zeit so sehr unter einander geworfen, dass er diess auch mit den hie und da angebrachten Wiederholungen nicht immer gut machen kann. Er hat also zuviel gethan: er hat, um nach seiner Art zu reden, das Gemälde, weil es zu gross werden wollte, in Parthieen zerschnitten, wobey denn der lebendige Zusammenhang des Ganzen fehlt, oder er giebt statt Geschichte in diesen Abschnitten häufig nur eine Beschreibung.

Zu den *inneren* Verhältnissen zählt er ausser der Constitution, die wir bey *Wilken* schon am Schlusse des 1ten Bandes (vielleicht zu früh), auf jeden Fall nun hier, als Nachhall von jener, zu spät, finden, dann Rechtspflege, Bevölkerung, Kriegsmacht, Finan-

zen und Handel (welche bey *Wilken* an verschiedenen schicklichen Stellen in den historischen Vortrag eingeschaltet sind) — auch die *persönlichen* Verhältnisse Balduins I und seiner Nachfolger, und der verbündeten christlichen Fürsten im Orient unter sich; woran denn die weitere Verfolgung der Geschichte des neuen Königreichs und seiner Vasallenstaaten angeknüpft ist; das Letztere aber macht es nothwendig, zugleich verschiedene *äussere* Verhältnisse zu berühren, und zeigt also, dass diese Sonderung in anderen Hinsichten zwar angehen mag, in der Geschichte selbst aber sehr oft unthunlich ist, neben dem, dass hier noch die persönlichen Verhältnisse der Kreuzfürsten wieder mit den äusseren Schicksalen in einem besonderen Zusammenhange stehen.

Die Fortsetzung der Verhältnisse mit dem *griechischen* Hof, S. 235, wovon die Übersicht am Schlusse des VIII Buchs gegeben worden, ist ebenfalls in den Abschnitt der *inneren* Verhältnisse aufgenommen, wahrscheinlich in Rücksicht auf den Lehen-Nexus (S. 236), so sehr auch die *Entgegensetzung* der beiden politischen Systeme (von Jerusalem und Constantinopel) vorleuchtet und zu den Hauptverwickelungen dieser Geschichte gehört. Es ist eigentlich ein drittes Verhältniss, das Verhältniss zu angeblichen Bundesgenossen, die weder Freunde noch offene Feinde, also noch schlimmer, als letztere, waren, und desswegen immer eine besondere Art von Demonstrationen erfoderten. — Erst nach Fulco's Regierung giebt *Haken* eine allgemeine Betrachtung auch über den Clerus (die eher ihre Stelle in einem früheren Abschnitt gefunden hätte, hier aber), um nun den Übergang zu den in diese Periode fallenden geistlichen Ritterorden zu machen. Diese finden sich bey *Wilken* S. 538 beym J. 1130, wo ihre früheren Keime zuerst in der Geschichte sichtbar werden. In der Schrift No. 2 fällt das X Buch (von der fränkischen und orientalischen Kriegskunst als Übergang zu den äusseren Verhältnissen) der Zeit nach früher als das IX. Die ausführliche Inhaltsanzeige von No. 1 wäre hier und in manchen anderen Fällen zur Orientirung zu gebrauchen.

Der auf dem Titel von No. 1 ausgedrückte Haupt-Gegenstand, „das Königreich Jerusalem *und* die Kämpfe der Christen u. s. w.," läst abnehmen, theils, dass diese Periode eigentlich zwey Hauptfäden hat, theils, dass sie, was wir wohl anticipiren dürfen, bereits den Culminationspunct dieser grossen universalhistorischen Erscheinung enthält. Der Titel von No. 2 sagt für diesen Theil zu wenig. „Befreyung des heiligen Grabes" war etwa die erste, unschuldige Absicht. Landerwerbungen, Ausbreitung dieses neuen Reichs, Gründung und Ausbreitung des Handels im Orient, letzteres besonders, wurden frühzeitig dem ersten Zweck substituirt. Für die Anordnung des grossen und verwickelten Stoffs hat die Schrift No. 1 nicht wohl einen einfacheren Plan wählen können, als den schon von einem der vorzüglichsten alten Geschichtschreiber dieser Begebenheiten (*Wilhelm Tyr.*) gebrauchten, die Reihenfolge der Könige, besonders da diese Periode von keinem grösseren Kreuzzuge unterbrochen ist. In einem neugegründeten Reiche, vorzüglich in jenem Zeitalter, und bey der Ausdehnung der Lehensverbindungen auf jedes Verhältniss (wo überall die Persönlichkeit hervorragt) knüpfen sich sowohl die Ereignisse des Hauptstaates als die der Vasallen-Staaten von selbst an jenen Faden an; auch das Zweyte, was der Titel anzeigt, die fortwährenden Kämpfe gegen die Unglaubigen, geht doch von diesem Mittelpunct aus, so wie die Verbindungen mit Europa. Die Regierungsperiode von H. Gottfried ist bey No. 1 in 6 Capiteln enthalten. Der II Abschnitt, K. Balduin I von 1100 — 1118, begreift wohl den thatenreichsten Zeitraum S. 69 — 413. Cap. VIII — XX. Der III Abschnitt, Balduin II, von 1118 — 1131. Cap. XXI — XXVII. Der IV Abschnitt, Fulco, bis 1143. Cap. XXVIII — XXXV, worauf der in Balduins III Minderjährigkeit fallende Verlust vom Edessa noch besonders folgt, als Schluss dieser Periode. Zu den Seitenüberschriften, welche auf die nämliche Art eingerichtet sind, hätten auch einzelne ausgezeichnete Begebenheiten gewählt werden können.

Wilken ist von seiner angenommenen Behandlungsart, wie er selbst sagt (Vorr. S. XI), nicht sehr abgewichen. Wir glauben, dass er bey der beobachteten (so viel möglich) wörtlichen Anführung und Vergleichung der Quellen die stille Würde, die Einfachheit und Unbefangenheit, welche einige von ihnen besonders auszeichnet, noch kenntlicher auch in den deutschen Stil übergetragen habe. Ohne sich hierin durch einige gegen ihn erhobene Misstöne irren zu lassen, erklärt er freymüthig, „die Darstellung dieser meist sehr verwickelten Abenteuer, deren Verworrenheit und Planlosigkeit nicht ohne Bedeutung für die Charakteristik des Zeitalters ist, *würde mir viel leichter geworden* seyn, wenn ich es verschmäht hätte, den frommen, meistens rücksichtslosen, mehr durch das Gefühl ihrer Kraft, als durch andere Vortheile ermuthigten Kreuzrittern Motive und Denkungsweisen unserer weltklugen Zeit anzudichten, und ihre Pläne und Unternehmungen nach dem Maasstabe unserer Zeit zu messen und zu richten. Mögen Gottfried von Bouillon, die Balduine, Bemund, Tankred, vor dem Richterstuhl der kalten Vernunft als Schwärmer und Verirrte erscheinen, welche die Bequemlichkeit des Lebens in ihren Burgen für ein unruhiges, gefahrvolles und wenig Genuss darbietendes Leben in Syrien und der Nähe des h. Grabes aufopferten; mögen wir das Zeitalter der Kreuzfahrten ein Zeitalter thörichter Schwärmerey nennen: Die Nachwelt wird auch für unser Zeitalter seinen Namen zu finden wissen."

Was die letzten Worte betrifft: so dürfen wir nicht unbemerkt lassen, dass sie schon im Januar 1813 niedergeschrieben worden sind. Gewiss ist der Vf. so sehr als irgend ein Deutscher nun geneigt, jenem Ausspruch eine andere Deutung zu geben. — Wir kommen wieder auf die Schrift No. 2, um noch eine gewisse Eigenthümlichkeit, welche sie behauptet, zu berühren. Bey der beabsichtigten Lebendigkeit der

Darstellung, worin wir die Flammen lodern (S. 353), das Blut dampfen sehen (S. 109) bey einem „Hochfest des Würgens" — und die Pfeile zischen, und die Bewohner von Edessa sterbend die Luft mit ihrem Röcheln erfüllen hören (S. 110), können wir darum nicht alle Ausdrücke schicklich oder sorgfältig gewählt finden. Was ein „*uferloses* Meer" S. 5 oder ein „*sich selbst zerstörender* Sturmwind" seyn solle (S. 290), möchten wir erst den Vf. fragen. Das *Näherrecht*, (soviel als näherer Anspruch S. 215) könnte auch nicht Allen deutlich seyn. — S. 158 heisst es: eine reine Aristokratie konnte sich *krystallisiren* (ein von *Breyer* in die Geschichte eingeführtes Wort). Von Graf Wilhelm von Poitiers wird gesagt S. 80: er war ausgestattet mit der Gabe des Gesangs, wie keiner seiner dichterischen Zeitgenossen vom *Handwerk* selbst, obwohl sie freylich nach dem Geiste des Jahrhunderts nur zu oft in *Possenreisserey* ausartete, u. s. w. Wie viel anständiger ist dasselbe bey *Wilken* gesagt, S. 148. „Der Graf W. von Poitou sang in seiner Heimat, im nachherigen Wohlleben, über seine damalige betrübte Lage und seine ängstliche Verzagtheit mit muthwilliger und leichtsinniger Laune scherzend, von allen Gefährlichkeiten, welche er auf seiner Meerfahrt, damals und noch nachher, erduldet, in gereimten Liedern, und trug diese manches Mal mit anmuthigem Gesange zur Kurzweil der Könige, Fürsten, Ritter und Frauen vor. Die wahre Begeisterung für Gott und den Heiland hatte ihm nicht weniger gemangelt, als den meisten der Brüder, welche mit ihm gezogen waren." — Die schon in der früheren Recension bemerkte Hauptansicht von *Haken*, I. S. 41, „dass man zur Bezüchtigung des XI Jahrhunderts nicht *mehr* sagen könne, als dass es *die tolle Wuth der Kreuzfahrten* erzeugte", hat im zweyten Bande verschiedene, wie es scheint, nicht immer mit einander übereinstimmende, theils Zusätze, theils Modificationen erhalten, wie folgende: Zweymal gesteht *Haken* gleich S. 1 und 75, „man werde doch mit *unwillkührlicher Bewunderung* erfüllt, selbst in einem so weiten Abstande der Zeiten und Gesinnungen, über diese Anstrengungen und ihre Erfolge u. s. w., und daraus könne man auch die Gefühle messen, welche die von der *höchsten Schwärmerey* begeisterten Theilhaber des (doch!) *grossen* Unternehmens am Ziele erfüllen mussten." Aber schon S. 7 wird wieder behauptet, „nicht einmal von ihrer *Glaubenswuth* gerechtfertigt erscheine die grössere Menge, die in Europa Alles verlassen, um in Palästina das Letzte oder Höchste zu suchen u. s. w." Wenn auch die nachgefolgten neuen Kreuzfahrer nur Schaaren „bekreuzter Schwärmer" heissen S. 78: so weiss man nicht, ob man Stellen, wie folgende, für Ernst oder Ironie halten solle, S. 273: „Ohne ein anderes Hülfsmittel, als welches sie in ihrem Muth und Glaubenseifer fanden, schwuren neun Ritter, das Schwert gegen die ganze muhammedanische Welt zu erheben, schwuren ewigen, unversöhnlichen Kriegsstand gegen dieselbe; und dieser beharrlich ausgeführte Vorsatz allein giebt uns das sprechendste Bild von dem Geiste, der die Zeiten der Kreuzzüge belebte!" — Des alten Joscelins Ende, wie er ergrimmt über seinen feigen Sohn, dem Tode nah mit zerschmetterten Gebeinen, voller Schmerzen, noch in einer Sänfte dem Heere sich vortragen lässt, und da schon sein Name den Feind zurückschreckt, die halberstorbenen Hände gen Himmel reckt, und mitten in dem begeisterten Dankgebete aufgelöst wird; — diess Alles schliesst *Haken* S. 244 mit der Bemerkung: „Solche einzelne Züge (ganz richtig) sind es, die den Geist der Zeit und des Kreuzritterthums lebendiger, als jede noch so philosophische Auseinandersetzung, schildern!" — Wie wenig aber dem Vf. darum zu thun ist, wenn er es auch zuweilen fühlt, gesteht er selbst, S. 285. „Wenn gerade in diesen Gegensätzen (des Orients und Occidents) *vielleicht* der geheime Zauber liegt, welcher auch dem vorliegenden Geschichtsstoffe, durch eine angemessene Entwickelung (ja wohl!), einen hohen Reiz zu geben *fähig wäre*: so mag es gleichwohl *genügen*, darauf *von ferne hingedeutet* zu haben u. s. w.

Da wir schon früher die ausführlichen und anschaulichen Belege von Hn. *Hakens* gänzlicher Verfehlung des eigentlichen Gegenstandes gegeben haben: so wollen wir uns hier ebenfalls begnügen, gezeigt zu haben, wie gleich derselbe sich auch hierin geblieben, um keine von seiner Darstellungsart erregte Erwartung zu erfüllen.

Es betrifft, möchte man etwa sagen, bloss den Geschmack. Allerdings den Geschmack, aber nicht bloss *den*, worüber die Leihebibliotheken, die noch einzigen Gönnerinnen des Ritterunwesens und der Geschichtsmalereyen, entscheiden, sondern es betrifft das Princip der Geschichte selbst. Wir würden in der That nicht soviel darüber gesagt haben, wenn wir nicht sehen müssten, dass auch Männer wie *Pahl*, die ungleich mehr leisten könnten, diesem Ungeschmack zu fröhnen sich hergegeben haben.

Es betrifft indessen nicht diese Frage von der Darstellung allein; die ganze *Sache* ändert sich, je weiter die beiden Werke fortschreiten.

Bis jetzt kannten wir die Kreuzfahrten fast allein aus Schriften unserer Parthie; auch die *Anna Comnena* gehört, bey allen ihren sonstigen Verschiedenheiten, doch zu den Glaubensgenossen. Ausser einer *Abulfeda Annal. Moslem.* oder *Abulfaradsch Chron. Syr.* ist von der entgegengesetzten Seite wenig bekannt gewesen. Bey unseren eigenen verschiedenen Ansichten der Kreuzzüge und bey den noch übrigen vielen Lücken, sollte man nicht vor allen Dingen weitere morgenländische Berichte zu erhalten wünschen?

Solche neue Aufschlüsse erhalten wir nun durch Hn. *Wilken's* geistvollen Fleiss, der sich sowohl in der Art der Erwerbung, als in der kritischen Behandlung des Stoffes, neue Verdienste um diese Literatur erworben hat. *Wilken* reiste im Frühjahre 1811 nach Paris, um die Schätze der kaiserlichen Bibliothek, worauf Hr. *Sylvestre de Sacy* aufmerksam gemacht, für diesen Zweck zu benutzen. Während seines

durch Amtsverhältnisse auf 3 Wochen beschränkten Aufenthaltes wurde er durch die besondere Gefälligkeit der Herren *Langlès*, *Chezy* und *Hase* (eines Deutschen) in den Stand gesetzt, seine Absicht nach Wunsch zu erreichen. Er benutzte zwey Handschriften der Geschichte von Jerusalem und Hebron, und die Geschichte der Athabeken von Mosul (vornehmlich Nureddin's) und Salaheddin's durch *Abu Schamah* unter dem Titel: Rudataini, d. i. die beiden Gärten. Die wichtigste Ausbeute für den vorliegenden zweyten Band wurde ein von *Silvestre de Sacy* selbst mitgetheilter französischer Auszug aus *Kemaleddin's* Geschichte von Haleb. Schon die vorläufigen Winke von dem Werthe dieser Quellen (Vorr. S. VII f.), deren nähere Beschreibung *Wilken* für den letzten Band, so wie der ganzen Literatur, sich vorbehält, lassen uns abnehmen, wieviel bereits die vorliegende Periode durch sie gewonnen habe. In den Kriegen wider Zenki ist hauptsächlich Abu Schamah benutzt worden; die bey den christlichen Geschichtschreibern noch am meisten dunkele und verworrene Geschichte von Antiochien und Edessa hat durch Kemaleddin ein vorzügliches Licht erhalten. Da der Raum nicht gestattet, diess an einzelnen Stellen näher zu zeigen: so machen wir um so mehr auf das Hauptresultat aufmerksam. Es ist dieses. Neben den vielen neuen Nachrichten und Ansichten, die uns bereits hier mitgetheilt werden, findet man im Übrigen *eine überraschende Übereinstimmung mit den christlichen Nachrichten*, vornehmlich bey dem letztgenannten Schriftsteller. *Wilken* hat selbst eine nähere Probe gegeben im Anhang, Vergleichung Kemaleddin's mit Wilh. Tyr. Nachricht von der Eroberung von Edessa, S. 49, woselbst zugleich bemerkt ist, dass ebenso auch Abulfaradsch die Hauptsachen bestätige, nur dass er noch die Standhaftigkeit des lat. Erzbischofs besonders preist. Eine andere Probe steht S. 455, Not. 46. Dagegen auch eine Abweichung Kemaleddin's bey dem Tode des Balak, S. 487. — Wie sehr muss dieses Resultat unsere Achtung für die Rechtlichkeit der beiderley Geschichtschreiber erheben! Wir können nicht umhin, doch eine Stelle aus der tragischen Geschichte von Edessa hier einzurücken. *Wilken* II. S. 725. „Nach der Eroberung der Stadt betrug sich Zenki als *grossmüthiger* Sieger. Da Edessa im Sturm genommen war: so konnte er nicht sogleich die Wuth seiner Krieger bändigen, welche jeden Christen, den sie antrafen, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts erwürgten; aber er linderte die Noth des armen christlichen Volks, so viel er vermochte." — S. 726. "Bald wehrte Zenki dem Gemetzel. Er selbst entriss den griechischen Bischof von Edessa, Basilius, den Misshandlungen einiger Türken, welche den frommen Mann nackend und entschuhet mit einem Stricke geisselten, schenkte ihm, als er hörte, dass er Bischof sey, anständige Kleidung, und führte ihn mit sich in sein Zelt. Dort machte er ihm Vorwürfe, dass er nicht die Stadt übergeben, und des Lebens so vieler Menschen geschont habe. Der Bischof antwortete: „Dir hat Gott den Sieg verliehen, um dich zu einem mächtigen König zu machen; und wir können jetzt frey und offen unserem Herrn in's Gesicht sehen, weil wir unsere Pflicht erfüllt, und unseren Eid nicht gebrochen haben." „Wohl, sprach der Emir, diejenigen, welche ihre Treue bis zum Tode bewahren, finden Lob und Ehre bey Gott und Menschen." Letztere Stelle ist nach Abulfaradsch, *Chron. Syr.*, welches auch *Haken* nicht unbekannt war. Dennoch sagt dieser S. 440 mit gänzlicher Übergehung des obigen Zugs: „mit Bedauern fügt die Geschichte dem Zeugnisse (von der Energie u. s. w. des Zenki) hinzu, dass der Mangel an den höheren Tugenden eines *fühlenden*, *und für Menschenwerth empfänglichen Herzens* (wenn anders dergleichen an einem orientalischen Despoten gesucht werden darf), [weiter unten wird ihm aber doch eine unerschütterlich strenge Gerechtigkeitsliebe u. s. w. beygelegt] — ihn wieder zu der *werthlosen* Menge herabzudrücken scheint, welcher eine höhere Ansicht des Lebens fremde geblieben ist." — Wir fragen, welches Recht hat ein solcher Geschichtschreiber des 19ten Jahrhunderts; von denen des Mittelalters zu sagen (*Haken* I. S. 39): „ihre ganze Kunst beschränkt sich darauf, elende Chroniken *zusammen zu schmieden*, und dabey ihre Leichtgläubigkeit, wie ihre Thorheit, zur Schau zu stellen"? — Gegen so viele *grelle Lichter* in diesem *Gemälde* kann in der That nur der *milde*, aus eben jenen Geschichtschreibern in die *wilken*sche Darstellung übergetragene, *Ton* wieder entschädigen. Um so mehr berechtigt uns denn zugleich der Reichthum des neuen Stoffs, anzunehmen, dass beym weiteren Fortschreiten der beiden Werke No. 2 durch 1 von selbst werde antiquirt werden.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Neustadt a. d. Orla, b. Wagner: *Unterredungen über das Abendmahl des Herrn, wie sie mit der Oberclasse einer nicht vernachlässigten Land- oder niederen Bürger-Schule gehalten werden können.* Zweyte Auflage. Auch unter dem Titel: *Unterredungen über die vier letzten Hauptstücke des lutherischen Katechismus, über das Abendmahl des Herrn.* Vierter Theil. Zweyte Auflage. 1815. 282 S. 8. (12 Gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1809. No. 102.)

Erfurt, b. Keyser: *Archiv für den Kanzel- und Altar-Vortrag, auch andere Theile der Amtsführung des Predigers.* Zum Gebrauch für solche, die oft im Drange der Geschäfte sich befinden. Von einigen Predigern bearbeitet und herausgegeben von *J. C. Grosse.* Fünfter Band. 1814. VIII u. 400 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1812. No. 208 und Jahrg. 1814. No. 217.)

Num. 69.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

GESCHICHTE.

1) Leipzig, b. Vogel: *Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten. Von Friedr. Wilken* u. s. w.

2) Frankfurt a. d. Oder, in der akademischen Buchhandlung: *Gemälde der Kreuzzüge nach Palästina, zur Befreyung des heiligen Grabes, von Johann Christ. Ludwig Haken* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Was die *kritische* Behandlung betrifft, die ebenfalls beym *wilken*schen Werke allein eine würdige Meldung findet: so kann Rec. nicht mehr sagen, als dass *Wilken* auch da, wo etwa die weiteren Forschungen auf neue Bestimmungen führten, das Frühere danach zu berichtigen nicht unterlassen hat, z. B. in den Beylagen S. 44 not. 20, eigentlich gehört die ganze VII Beylage hieher. Als neue, besondere Erörterungen in den Anmerkungen nennen wir unter vielen anderen S. 35 von den angeblichen Menschenfressern im christlichen Heere; S. 123, not. 237, Berichtigung des Alb. Aq. aus der Anna Comnena. Über die Quellen des Ersteren, S. 133, not. 48. Eine Berichtigung der Anna Comnena S. 161. — Die verschiedenen Angaben über den Vertrag zwischen Alexius und Boemund, und die dabey gebrauchten Formen, S. 352. Eine Stelle, über die Alb. Aq. und Wilh. Tyr., die sonst meistens mit einander übereinstimmen, nicht zu vereinigen sind, S. 361. Des Vfs. eigene Ansicht über die Entstehung des Joh. Ordens, S. 549. Eine sinnreiche Ergänzung des verderbten Textes bey Wilh. Tyr. S. 725, not. 9. — Wo die Angaben von einander abweichen, ohne sich gerade zu widersprechen, muss es dem Takt des Geschichtsforschers überlassen bleiben, für welche er sich entscheiden will (wie S. 732), wenn er nur den Leser in den Stand setzt, dieses ebenfalls zu thun.

Wir führen noch die *Beylagen* an, worin Hr. *Wilken* einige besondere Gegenstände durch weitere Untersuchungen aufgeklärt hat; sie sind folgende: I. Der Dichter Modaffar Al-Abiwardi (dessen aus Abulfeda bekannte Distichen *Gaab* in einem Programm 1810 übersetzt hat) mit weiteren Zusätzen aus der handschriftlichen Geschichte von Jerusalem und Hebron, nebst deutscher Übersetzung. II. Über das smaragdene Gefäss von Cäsarea (das als Beute an die Genueser kam, und in neueren Zeiten nach Paris; der Tradition zufolge, dasselbe, dessen sich Christus bey dem letzten Osterlamm im Hause des Nicodemus bedient haben soll; nach Untersuchungen der französischen Chemiker ist es von grüngefärbtem Glas). III. Über die Vormundschaft des Grafen Wilhelm von Cerdagne mit dem Grafen von St. Gilles. IV. Über die Rückkehr des Fürsten Boemund aus Syrien nach Italien im Sarge. V. Kaiser Alexius als K. Konstantinus in dem altdeutschen Gedicht: „König Rother." VI. Der Patriarch Ebremar. VII. Bericht von der Eroberung von Antiochien durch die Wallbrüder, und den darauf folgenden Begebenheiten bis zur Eroberung von Jerusalem (aus Kemaleddin). VIII. Der Tempelhof zu London. IX. Verdienstlichkeit des (Er) Würgens der Saracenen (nach den damaligen Begriffen). X. Die Eroberung von Edessa durch Zenki.

Die Reichhaltigkeit des Stoffs hat den gelehrten Vf. bewogen, die Anlage des Werks (und wer wollte ihm darin entgegen seyn?) von drey auf vier Bände auszudehnen, und dann etwa noch in einem fünften die einzelnen Abhandlungen über die Wirkungen der Kreuzzüge auf Literatur, vornehmlich Poesie, Politik, Handel und Cultur überhaupt, nebst dem versprochenen kritischen Verzeichniss aller Quellen der Kreuzzüge, niederzulegen. Wir wünschen sehnlichst, dass der Vf. bey seiner ausgebreiteten Thätigkeit als öffentlicher Lehrer die nöthige Musse zur Vollendung dieses Werkes, und in dem neuauflebenden Zeitgeiste selbst die beste Aufmunterung finden möge.

— C. —

Breslau, b. Grass u. Barth: *Kriegs-Geschichten aus den Jahren* $18\frac{13}{14}$ u. s. w., oder *Darstellungen und Schilderungen aus den Feldzügen der Franzosen und der verbündeten Truppen, Sitten- und Charakter-Züge aus Schlachten und Belagerungen, ausführliche Beschreibung einzelner anziehender Begebenheiten, aus den Berichten der Augenzeugen geschöpft.* Erster Band, mit 4 Kupfern, dem Plan der Schlacht von Leipzig und einer Vignette. 1814. 176 S. 4. (2 Rthlr. 20 Gr.)

Dieses Blatt, welches in gespaltenen Columnen im Zeitungsformat gedruckt ist, und, einen Bogen stark, wöchentlich für 2 Gr. ausgegeben wird, unterscheidet sich von anderen Zeitungen dadurch, dass es nicht bestimmt seyn soll, die neuesten Begebenheiten zu berichten, sondern vorzüglich die wichtigsten und charakteristischen Ereignisse des letzten Krieges für die

Erinnerung aufzubewahren. Wenn der Herausg. in der Nachricht am Schlusse des ersten Vierteljahres sich „schmeichelt, eine *Geschichte* (?) liefern zu können, welche noch den späten Enkeln wichtig seyn werde u. s. w.: so muss dieses als eine gewöhnliche Redensart der Verleger solcher Blätter betrachtet werden. Für ihren eigentlichen Zweck, für den Augenblick auf den Volksgeist zu wirken, sind sie übrigens recht gut berechnet. Dadurch muss denn auch manche gar zu platte Unrichtigkeit entschuldigt werden. Die Erzählung der Begebenheiten springt willkührlich von einem Gegenstand auf den anderen, ohne sich an die Zeitfolge, den Zusammenhang der Geschichte, oder irgend eine Ordnung zu binden; daraus ist denn freylich eine ziemlich buntscheckige Mischung entstanden, und die Urtheile sind so, wie man sie unter diesen Umständen erwarten kann. Unter dem Artikel: *Miscellen*, kommen auch alte Anekdoten und Geschichten vor. Zu loben ist der im Ganzen ziemlich gemässigte Ton, und für Eingeborne muss die ungekünstelte Beschreibung mancher Kriegsscenen in Schlesien besonders anziehend seyn. Auch Ausländer werden mit Antheil lesen, was Augenzeugen und Theilnehmer hier mit Wahrheit und Treue erzählen; wo aber diese den Herausgeber verlassen haben, und sobald er über die Grenzen seiner Provinz hinausgeht, da nimmt er ohne Wahl und Prüfung auf, was er in den „nicht politischen" Artikeln des nürnberger Correspondenten und in den zahlreichen Flugschriften der letzten Jahre zur Ausfüllung seiner Blätter passend gefunden hat.

Der gegenwärtige I Band enthält 26 Bogenstücke, vom Januar bis zum 2 Julius 1814. Mit jedem halben Jahre soll zu einem solchen Bande das Titelblatt erscheinen. Die Kupfer sind recht leidlich gestochen, das Chärtchen, oder der sogenannte Plan der Schlacht von Leipzig aber ist schlecht, und die Vignette ein Holzschnitt von der Art, wie man sie in den Dorfschenken häufig angeklebt findet.

Kf.

— —

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Der russische Feldzug im Jahr 1812. Von Robert Ker Porter.* Aus dem Englischen übersetzt von Dr. *Paul Ludolph Kritz.* 1815. 396 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es erweckt kein günstiges Vorurtheil für dieses Buch, dass der Herausg. nicht für gut befunden hat, irgend eine Nachricht von dem Vf. des Originals, von den Mitteln, welche ihm zu Gebote standen, oder von den Quellen, aus welchen er schöpfte, zu geben. Erst auf der 94sten Seite meldet sich der Übers. in einer Anmerkung, indem er einige unnütze Declamationen der Urschrift gestrichen zu haben versichert, und in der Folge kommen noch drey oder vier gleich unbedeutende Noten vor. Man darf jedoch keinesweges zweifeln, dass das Werk wirklich übersetzt sey; der schwerfällige Bau mancher gar zu ungelenkigen Perioden ist dafür Bürge. Die Übersetzung scheint auch wörtlich zu seyn, da sie sogar dem Fürsten Kutusow den Titel: *Se. Hoheit,* giebt, und höchstens dürften hie und da, wo das Original mit den deutschen Bundesgenossen, die nachher Napoleons Sache verliessen, nicht glimpflicher, als mit den Franzosen umgeht, einige mildernde Zusätze eingeschoben seyn.

Wenn aber auch die Übersetzung sich nicht besonders empfiehlt: so muss doch nach der langen Unterbrechung aller Gemeinschaft mit den brittischen Inseln das Neue, welches von dorther kömmt, dem Freunde der Literatur eine angenehme Erscheinung seyn. Neugierig auf die Ansichten eines Engländers von dem denkwürdigen russischen Feldzuge und auf die Art, wie er seinen Landsleuten die Begebenheiten desselben schilderte, ergriff daher auch Rec. dieses Buch; aber leider fand er bald Ursache, zu bedauern, dass die Wahl des Übersetzers oder Verlegers auf ein Werk gefallen war, das der Verdeutschung so ganz unwürdig ist.

Dem Vf. mangelt durchaus alle Kenntniss des Kriegswesens und der Charte des Landes, welches der Schauplatz der Begebenheiten war, und er bekümmert sich eben so wenig um die geschichtliche, als um die logische innere Wahrheit seiner einzelnen Darstellungen. Es ist ihm genug, aus Zeitungsberichten und Flugschriften fünf und zwanzig enggedruckte Bogen zusammengeschrieben zu haben, aus welchen Niemand weder von dem Ganzen, noch von irgend einem besonderen Vorgang einen deutlichen Begriff fassen kann. Sein weitschweifiger Vortrag strebt sich zu erheben, aber es will ihm nicht gelingen, er wiederholt dann unaufhörlich dieselben Ausdrücke, und wo die Kräfte ihn ganz verlassen, sucht er durch Derbheit den Mangel des Nachdrucks zu ersetzen. Er kennt so wenig den möglichen Gang eines Gefechts, dass er gewöhnlich die Kanonenkugeln, das Kleingewehrfeuer, den Säbel und die Pike nebst dem Bayonnet auf demselben Fleck und zu gleicher Zeit zusammenwirken lässt, ohne zu bedenken, dass das grobe Geschütz im Handgemenge Freund und Feind tödten müsste, und er vergisst die Achtung gegen den Leser oft so ganz, dass er es sich nicht übel nimmt, nachdem er eine ganze Armee auf der Stelle hat vernichten lassen, nachher noch treuherzig die im Vergleich geringe Anzahl der Gebliebenen, Verwundeten und Gefangenen anzugeben. Die bekannten französischen Bülletins bieten ihm einen reichen Stoff zum Spott dar, aber er selbst schreibt durchgehends im Tone dieser Bülletins. Nach den wiederholten gänzlichen Niederlagen, welche bey ihm die französische Armee auf dem Zuge nach Moskau erleidet, ist es zu bewundern, dass noch ein Mann dahin kam; — Oudinots Corps, welches (S. 59) „grösstentheils vernichtet" war, muss bald nachher (S. 93 — 100) noch einmal mit den grössten Anstrengungen bekämpft werden, und dennoch sind von Neuem die fürchterlichsten Schlachten nöthig, um es endlich der Wahrheit gemäss (S. 318 ff.) ganz aufzureiben. — Nachdem der Vf. (S. 72) das Corps des Fürsten Schwarzenberg und General Regnier „in allem zu 40,000 Mann" angegeben hat, lässt er es (S. 78) „mit nicht zu berechnenden Schaa-

fen" hervorbrechen, und (S. 90) plötzlich bey Riga(!) erscheinen. Doch mit den örtlichen Bestimmungen nimmt er es nicht genau. Wenige Orts- und Eigen-Namen sind richtig geschrieben, auch die Verbesserungen im Druckfehlerverzeichniss enthalten neue Unrichtigkeiten. S. 107 wird die Dwina mit dem Dniepr verwechselt; S. 264 setzt ein Corps bey Wiazma, auf dem linken Ufer des Dnieprs, weit oberhalb Smolensk, über die Narew, die sich bekanntlich, mit dem Bug vereinigt, in die Weichsel ergiesst. In Pinsk, einem Orte, der stets in russischen Händen geblieben ist, erobert der Vf. ein österreichisches Magazin (S. 248); den General Junot lässt er, längst nachdem er an seinen in dem spanischen Kriege erhaltenen Wunden gestorben ist, (S. 118) an der Spitze eines Corps in Russland wieder auferstehen, und den General Maret (den Minister, Herzog von Bassano) den Oberbefehl in Wilna führen.

Diese gehäuften Unrichtigkeiten sprechen hinlänglich für den historischen Werth des Buches, und Rec. darf dreist hinzusetzen, dass man bey genauer Prüfung auch nicht Eine Begebenheit des Feldzuges treu beschrieben finden wird. Von dem Vortrage des Vfs. mag die erste beste Stelle einen Begriff geben. — Um zu sagen, dass Davoust in einem Gefechte genöthigt war, die Reserve vorrücken zu lassen, drückt sich Hr. *K. P.* (S. 64) folgendermassen aus: „Da Marschall Davoust sich solchergestalt zurückgedrängt werden, und selbst Geschütz *von sich* in des Feindes Hände gefallen sah, fieng er an, *von* dem Erfolg der Schlacht an *diesem Tage für seines Herrn Sache* zu fürchten. Er sah, wie weit durch Bagrations Entschlossenheit die beabsichtigte Vereinigung der zweyten Armee mit der kaiserlichen vorgerückt war. Er fühlte, wie gewaltig der Fürst im Kampfe sey, und der Sieg, womit er" (welcher von beiden?) „jetzt gekrönt worden war, liess Davoust befürchten, wenn er nicht ausserordentliche Anstrengungen entgegenstellte, werde Bagration sich über den Leichnam eines jeden Franzosen auf dem Schlachtfelde die Bahn brechen. *Diess, was* für Napoleons Pläne so nachtheilig hätte werden müssen, zu verhindern, und die Hoffnungen des Fürsten zu täuschen, der immer von Sieg zu Sieg vorwärts geeilt war, ertheilte er unmittelbaren Befehl, dass ihm von der Reserve die möglichsten Verstärkungen zugesendet werden sollten." — Scheint es nicht, als ob Übersetzer und Vf. gewetteifert hätten, bey solchen Beschreibungen, auf die man häufig trifft, ihr ganzes Talent der Darstellung zu erschöpfen? Der Preis der Unbehülflichkeit gebührt unstreitig dem Ersten; aber eben so wenig wird man dem Letzten die Gabe einer unausstehlichen Breite des leeren Geschwätzes absprechen können.

Das ganze Buch beweiset, dass auch in England schlechte Schriftsteller auf den Antheil des Publicums an den grossen Begebenheiten der Zeit ihre Anschläge zu gründen wissen; Deutschland ist mit Werken von gleichem Werthe mehr als zu sehr heimgesucht worden, und man sollte die Zahl derselben nicht noch durch Übersetzungen vermehren. Der Zeitpunct, wo solche durch Übertreibung und platte Erdichtungen die Wahrheit entstellende Schriften zur Beförderung höherer Zwecke dienen konnten, ist ja nun vorüber. Bey jeder möglichen Verschiedenheit des Interesse hört man über den Welteroberer doch nur Eine Stimme, und die französischen Heere haben in einer Reihe von Jahren hinlänglich dafür gesorgt, seinen Namen und sich selbst nicht beliebt zu machen. Zur Ehre der deutschen Literatur wird es daher endlich einmal Zeit, dass die Geschichte in ihre Rechte wieder eintrete, und sich nicht länger zur Dienerin ihr fremder Zwecke herabwürdige. Unterrichtete Augenzeugen haben uns bereits in allgemeinen Umrissen den merkwürdigen Feldzug geschildert, an Materialien zur weiteren Ausführung fehlt es nicht, und einer vollendeten Beschreibung desselben, die nur die Frucht gereifter Untersuchungen seyn kann, dürfen wir in ruhigeren Zeiten gewiss entgegen sehen; sachkundige Männer werden uns damit beschenken: bis aber dieses geschieht, ist es Pflicht der Kritik, das Publicum vor dem Ankauf solcher, durch ihren Titel anlockenden, ganz unbrauchbaren Schriften zu warnen.

Die unter 8 Numern dem Buche beygefügten Beylagen sind ganz gehaltlos. Anekdoten aus der älteren russischen Geschichte und neue eben so unwahrscheinliche als unverbürgte wechseln mit anderen aus dem spanischen Kriege, selbst mit einer Proclamation des Herzogs von Infantado ab: grösstentheils dem Zwecke des Vfs. gleich fremd. — Anstatt sich mit ihm über die harte Behandlung der französischen Gefangenen, durch welche die grössere Anzahl derselben umgekommen seyn soll, zu erfreuen, wird man lieber die unerwiesene Angabe bezweifeln. — Die aufgefangenen, an sich wenig bedeutenden Briefe sind in Deutschland längst bekannt, und die Verlusttabellen einiger französischer Regimenter enthalten auch nichts Neues.

Kf.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, in der neuen Societäts-Buchhandlung: *Beschreibung des russischen Reichs*, von Dr. *F. Schäffer*, geheimen expedirend. Secretär. I Theil, *europäisches Russland.* 1812. 346 S. II Theil, *asiatisches Russland.* 1812. 273 S. 4. Jeder Theil mit 8 illuminirten Kupfern. (7 Rthlr. 12 gr.)

Den guten Sammlungen, die wir bis zum Jahre 1812 über dieses Reich haben, verdient vorliegendes Werk allerdings an die Seite gesetzt zu werden; denn der Vf. hat die vorzüglichsten allgemeinen, und zum Theil auch besonderen Hülfsmittel, wie die eines Pallas, Georgi, Herrmann, Friebe, Hupel, Güldenstädt, Gmelin, Lessep, Sumarokof, und besonders Storch benutzt, und aus diesen das Wichtigste ausgezogen, was von dem Lande, den Bewohnern, der Verfassung und

Regierung im Ganzen und in den einzelnen Gouvernements der Mittheilung werth ist. Sein Vortrag, dem weder Deutlichkeit, Reinheit, Zusammenhang noch Interesse und Wärme fehlen, erhöht diese Vorzüge; auch die Kürze der über die Gouvernements mitgetheilten Nachrichten gereichen dem Werke zur Empfehlung; doch sollen mit diesem Lobe die Lücken nicht beschönigt werden, die sich im Ganzen sowohl, wie im Einzelnen, ohne grosse Mühe finden lassen, und die besonders da, wo der Vf. das Ältere und Neuere nicht unterscheiden konnte, nicht bloss als Mängel, sondern als Fehler zu Tage ausgehen; z. B. meistens da, wo er Reineggs folgt. Die 16 illuminirten Kupfer, grösstentheils aus bekannten Werken entlehnt, vertheuern den Preis des Werkes sehr, ohne seinen sonstigen Werth bedeutend zu vergrössern. — Der Vorrede nach macht es den vierten und fünften Band des Weltumseglers aus, worüber aber kein besonderes Titelblatt beyliegt.

H. P. E.

Rudolstadt, in der Hof-Buch- und Kunst-Handlung: *Erinnerungen von einer Reise in den Jahren* 1803, 1804 *und* 1805; herausgegeben von *Johanna Schopenhauer*. II Band. 1814. 364 S. 8. mit einer Charte. (2 Rthlr.)

Wie in dem ersten Bande (J. A. L. Z. 1813. No. 199) verweilt die Vff. mit Vorliebe nur bey den Gegenständen, die ihr für Natur und Kunst offenes Gemüth ansprechen, und die dann durch ihre Wahl und Darstellung eben so lehrreich als anziehend werden. Man könnte diesen Band in drey Theile eintheilen, wovon der erste sich im Durchflug mit Holland, der zweyte mit London, der dritte mit Londons Umgebungen beschäftigt; die einzelnen Gegenstände sind aus der vorgedruckten und sonst auch in Anzeigen mitgetheilten Inhaltsskizze bekannt. Die Gemälde von dem Leben in der Welt z. B. ein Gang durch die Strasse der londoner City; ein Tag in London, öffentliche Vergnügungen, Theater, Concerte u. s. w. erhalten von einem solchen Gemüthe allseitige Bewegung, und das längst Bekannte wird durch die Eigenheit der Darstellung verwischt, die neue Seiten zu gewinnen weiss. So lange sich die Vf. in diesem Kreise bewegt, gelingt ihr Alles, und die gebildete zarte Unterhaltung vervielfacht die schönen Farben, wie durch ein Prisma; sobald sie aber aus diesem Kreise heraustritt, und entweder wissenschaftliche Begriffe hieran knüpft, oder das Wissenschaftliche, sey es auch das blosse Technische, in ihre Berührung bringt, so wird ihr sogar ihre eigene Gemüthlichkeit untreu. So ist das, was sie über die holländische Sprache S. 38 sagt, und das sich nicht mit S. 27 vereinigen lässt, flach, und als sie S. 265 Whitbreads Brauerey beschrieben hat, schliesst sie mit den Worten: diese Brauerey verdiente in Walhalla nur Odins Helden den stärkenden Gerstentrank zu bereiten. In dem Urtheil über die Kunstmalerey der Holländer S. 12 (Holland ist das Land der Anstreicher), über die westphälischen Postillions S. 94 (sie können nicht reiten) über das Rauchen der Weiber S. 18 (es fällt lustig auf, wenn Weiber mit langen Pfeiffen gravitätisch da sitzen), über die Pensionate u. s. w. erkennt man ihre zarte Kunst weniger, die Sache nur durchschimmern zu lassen, ohne sie zur Schau zu stellen, die Kunst, die Nüancen, zu verlieblichen, ohne ihren Glanz zu verkümmern. Gern lässt Rec. der Vf., die S. 361 die Geschichte Eduard des Bekenners und seiner Gemahlin erzählt, das Bekenntniss, die Geschichte sey zu schön, um ihre Wahrheit zu bezweifeln; allein wie viel würde sich nicht aus den von Gottschalk so glücklich gesammelten Volkssagen und selbst aus Musäus mit mehrerem Rechte diesem Bekenntniss andringen! — Der Capitän, der die Vf. von Calais nach Dover bringt, und sie und ihre Gesellschaft auf eine empörende Art brandschatzt S. 98, hätte doch wohl genannt werden sollen! Ungern haben wir auch in diesem Theile den überhäufigen Gebrauch des Beyworts *hübsch* bemerkt. Mehrere Druckfehler sind nicht angegeben z. B. S. 6 Allmelece S. 73 Allmelco. Das illuminirte Chärtchen stellt die Umgebungen Londons zwölf Meilen in der Runde dar. —

H. P. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Berlin, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Ist es gut und nothwendig, grosse und Handels-Städte zu Festungen zu machen?* 1815. 27 S. 8. (4 Gr.)

Nach der Vorrede scheint der Vf. die Frage bejahend entscheiden zu wollen; er verliert aber in dem Werke den eigentlichen Fragpunct aus dem Gesichte, und kann daher auch nicht zu einer rechten Entscheidung kommen. Wenn er erweiset, dass manche grosse Handelsstädte wegen ihrer Lage sich besonders zu Festungen eignen, und dass eine grosse und reiche Stadt während einer Belagerung dem Commandanten und der Besatzung mächtige Hülfsmittel darbieten könne; so ist dadurch noch nicht entschieden, ob es überhaupt dem Staate vortheilhaft sey, seinen Handel und seine vorzüglichsten Städte dem Untergang auszusetzen, indem er gerade diese zu seinen Waffenplätzen wählt. Es kömmt hier vorzüglich darauf an, ob der Krieg der Zweck des Staates, oder der Staat der Zweck des Krieges seyn soll; im letzten Fall möchte sich gegen die Schlussfolgen des Vfs. sehr viel einwenden lassen, im ersten aber sind sie unnütz: denn wo die Nothwendigkeit des Krieges gebietet, da fallen ohnehin andere Rücksichten weg. Kf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Frankfurt a. M., b. Wenner: *Betrachtungen über Staatsverfassungen mit besonderer Rücksicht auf Deutschland.* 1814. XVI u. 429 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Wer der Vf. des vorliegenden Werkes auch seyn mag, er hatte nicht Ursache, seinen Namen zu verschweigen; seine Stimme ist es werth, zu einer Zeit gehört zu werden, wo es am Zusammenhange sowohl bey dem Wegräumen des alten Schuttes, und der Einführung einer anderen gesellschaftlichen Ordnung, als bey der Aufrichtung eines Gesellschafts-Gebäudes der einzelnen Staaten zu fehlen scheint. Die verschiedenen Abhandlungen, woraus das Werk besteht, sind meistens aus einem langen Geschäftsleben, der Versicherung des Vfs. zufolge, hervorgegangen; sie zeichnen sich auch durch Eigenthümlichkeit der Ansicht, und in vielen durch praktische Brauchbarkeit aus. *Burke* und *J. Moser* haben ihm als Vorbild gedient, auch hat er *Krause* und den Vf. der europäischen Republik und des Gleichgewichts (*N. Vogt*) benutzt, doch ohne die Augen vor dem zu verschliessen, was unter seinen Augen vorging, und ohne sich von jenen leiten zu lassen. — Die meisten Abhandlungen waren schon vollendet, ehe der Brand von Moskau den Grenzpunct der weltverderbenden Übermacht bezeichnete; seit dem 2 May 1808, sagt er, wo Murats Geschütz in den Strassen von Spaniens Hauptstadt freye Bürger niederschmetterte, schien ihm der Wendepunct der Gewaltthaten gekommen, und in allen Bildern nachheriger Zerstörung fand er nur die letzten krampfhaften Verzuckungen einer bereits mit dem Tode ringenden Tyranney. Mehrere Abhandlungen, z. B. *Regierungsformen, Regiment der Könige, Innungen, Religion und Kirche, das Wesen des Eigenthums, Geld* u. s. w., tragen auch das Gepräge früherer Zeit, und was Volksthümlichkeit und Zeitgeist zusammenziehend und entfremdend später darauf mit helleren Farben übertrugen, ist wenigstens von ihm vorahnend angedeutet. Das Wesen des Eigenthums scheint ihn am meisten angezogen zu haben; wenigstens möchte Rec. darauf den Hauptaccent aller Abhandlungen legen. Da dieses in seinen Triebfedern und Wirkungen mit der Verfassung des Landes, für die es die Stätigkeit des Patriotismus erhalten kann, in Verbindung steht: so musste vorzüglich bey der Verschiedenheit der Abhandlung sein Werk den Titel *über Staats-(Landes-) Verfassungen* annehmen; doch hat er dabey die Erweckung und Unterhaltung der Liebe, die mehr heftig als stät ist (die Liebe für volksthümliche Ehre und Ruhm), aus diesem Kreise nicht ausschliessen wollen, wie die XXVIII Abhandlung (Erziehung für nationale Zwecke) beweist. — Wenn Rec. den Hauptgedanken des Vfs. in wenigen Worten aussprechen sollte: so glaubt er ihn so ausdrücken zu dürfen: der Vf. will im Leben der Reiche und Völker eine Macht der Regierung, die von der Einheit ihre Kraft, von der Stätigkeit ihre Dauer, von einer zweckmässigen Vertheilung des Bürger-Eigenthums, und von einer daraus abgeleiteten Freyheit der Reichsgenossen ihr Gleichgewicht, von der freyen kräftigen Sitte ihre Mitregentschaft erhält. — Man kann dem Vf. wohl den Vorwurf machen, die Abhandlungen nicht in gehöriger Reihenfolge an einander geknüpft, sich wiederholt, des Guten zuviel gethan zu haben, zu kurz gewesen zu seyn, wo er weitläuftiger hätte seyn sollen; man kann, wie wir auch in der näheren Auseinandersetzung bemerken werden, mit vielen theilischen Behauptungen und geschichtlichen Ansichten nicht ganz einverstanden seyn: allein im Ganzen wird man nichts gegen die Consequenz seiner Hauptansicht, am wenigsten gegen die Liberalität seines Vaterlandssinnes und gegen seine kräftige Bildung und Sprache einwenden. Die Abhandlungen sind: 1) *Entstehung der Reiche.* Der Vf. sieht, wie in den folgenden Abhandlungen, den Staat als Organismus der Natur an; er erkennt also auch keine anderen Rechte als diejenigen, welche aus dem Schoosse bürgerlicher Gesellschaft hervorgehen, und nennt die dem Menschen ursprünglich eigenen Rechte nur erworbene. Neulich hat *J. Schmelzing* über das Verhältniss des sogenannten Naturrechts zum positiven Rechte (Bamberg 1813) diese Ansicht durch scheinbare Gründe am stärksten unterstützt; allein Rec., dem es hier nicht darum zu thun seyn kann, sich in eine Widerlegung Beider einzulassen, findet es an dem Vf. auffallend, dass er sich in der Vorrede gegen den Einfluss einer modernen Philosophie verwahrt, und doch von ihm nicht unversucht geblieben ist — er, dem es aus der alten, und selbst germanischen Geschichte nicht unbekannt war, mit welcher Schwierigkeit sich der Mensch an die Ordnung des bürgerlichen Lebens gewöhne, er, dem

das Vorausgehen eines häuslichen uud Familien-Lebens die Nothwendigkeit hätte klar machen sollen, eine von allen Schlacken gereinigte Organisation, oder sie als eine ursprünglich freye, der Menschheit und Vernunft würdige Einigung anzunehmen. 2) *Regierungsformen.* Consequent mit obiger Behauptung erklärt er sie als naturhistorische Beschreibungen; Zeit und Umstände, die die Regierungsweise bestimmten, wären, was Jahr- und Tag-Zeiten und Witterung für andere organische Wesen. Mit Recht nimmt er nur *Eine* Gewalt der Regierung an, und Rec. freute sich, hier einigen Andeutungen über die bisher so durchgängig verfochtene Trennung der Gewalten zu begegnen, die *F. Buchholz* in seinem Journal für Deutschland historisch praktischen Inhalts, Berlin 1815 Jänner, mit logischer Strenge und historischer Wahrheit bestritten hat. 3) *Gemeinderegiment.* Es ist brauchbar für einzelne Gemeinden, nie aber zum Volksregiment, da die gewaltigen Kräfte, die sich in ihm entwickeln, mehr vergeudet, als nützlich verwendet werden. Der Vf. verkennt hier die Zeit, wo ein Communitäts- oder Municipalitäts-Geist die Erstarrung des Volksgeistes hindern, oder wo er verhüten kann, dass die Festigkeit des Charakters nicht zum Nachtheil der Volksthümlichkeit und des Staats von dem fortschreitenden Zeitgeiste untergraben werde. Als in der Mitte des XII Jahrhunderts der Municipalitätsgeist in Italien Alles an sich riss, verschwanden die letzten Spuren des Wahlreichs. 4) *Adelsregiment.* Entsprungen aus dem vorigen, strebt es auf Unterdrückung des letzteren; es ist immer besser als Volksregiment, und sehr gut, wenn gemischt mit Gemeinderegiment. 5) *Geistliches Regiment.* Im Wesentlichen Adelsregiment, oft milde, da nur einer an der Spitze stand. Ob Freyheit begünstigend? Diess möchte Rec. nicht mit dem Vf. behaupten: denn der Freyheit kam es nur mit der Unterdrückung am wirksamsten zu Hülfe. 6) *Regiment der Könige.* Der König ist bey freyen Völkern der grösste unter den Grossen; wenn aber das Geben aufhört: so ist er nur Parteyhaupt; desswegen gab es in Deuschland nie unumschränkte Könige. 7) *Das deutsche Reich.* Seit es *Ein* (?) Volk ausmachte, das erste; aber mit der Vertheilung in mehrere Stämme war es schwer, eine allgemeine Reichsobrigkeit zu begründen, und die Landeshoheit, die Reformation und der wiener Friede tragen besonders die Schuld der zerrissenen Einheit, Eintracht und Selbstständigkeit. Der Vf. hat hier zu wenig den Gang berücksichtigt, den Cultur und Freyheit, in ihrem Entstehen unvereinbar, zu ihrer Vereinigung nehmen mussten; an einem anderen Orte S. 62 sagt er selbst: die Gefahr (nämlich dass das deutsche Volk reichszertrümmernd werden konnte) erkennend zerstückelte vielleicht die Vorsehung seine Macht, bis zur höheren Vernunft erzogen sie vereint ihm unschädlich zurückgegeben werden konnte. 8) *Charakter der Deutschen.* Wahr, treu und reich an feiner Beobachtung. Z. B. auf dem Eigenthum ruht das ganze Wesen der Gesellschaft, und aus ihm erwächst alles Recht; wer jenes achtet, verehrt auch dieses, und die Liebe zur Gerechtigkeit gehört daher mit zu den Charakterzügen der Deutschen; jede Befugniss zu etwas heisst bey ihnen eben so gut Gerechtigkeit als Recht. 9) *Innungen.* Er betrachtet sie mit *Möser* als Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung, und er räth der Gesetzgebung, sie mit dem Ackerbaue im grossen Stile der Alten in Verbindung zu setzen, damit hieraus die Stätigkeit und Festigkeit der Verfassung erwachse, und er wünscht, dass ein Hochmeister, geschmückt mit den Abzeichen der Urwerkzeuge (dem theilenden Beile und dem zusammenfügenden Hammer), Sitz und Stimme auf der Reichs-Versammlung habe. — Bey der Vorliebe zu Innungen, die er mit Recht in Schutz nimmt, wird der Vf. zu hart gegen Fabriken. 10) *Verdorbenheit der Sitten.* Gern überlässt sich Rec. hier dem Strome dieser trefflichen Rede, die von einem reinen, keuschen Gemüthe zeugt, obschon dann und wann mehr überredet als überzeugt: denn gleich vom Anfange leitet der Vf. die Unsittlichkeit aus Vergessenheit der Sitten, und aus dem Umgreifen der Unsittlichkeit die Sittenlosigkeit her. 11) *Die Religion und Kirche, und deren Verbindung mit dem Staate.* Zuerst geschichtliche Erörterung von Gregor VII bis auf die französische Revolution; dann die des gegenseitigen Verhältnisses, wobey er davon ausgeht, dass die Kirche in das ganze Leben der Völker eingreifen sollte, und die Einwirkung des Staats auf die Form auch auf das Dogma zurückwirken müsse. Wenn er in der protestantischen Kirche die Form mit dem Inhalte, die Religion mit der Kirche zerfallen sieht: so hat ihn die Geschichte mehr als die Sache getrübt; und warum vergass der Vf., das Collegial-System aufzufassen, da er bey dem bischöflichen und Territorial-Systeme keine Seite unberührt liess? 12) *Völkerrecht.* Erst dann wird wahres Völkerrecht möglich, wenn jede Nation zu ihrer Unabhangigkeit gelangt, und wenn sie die ihr von der Natur mit der eigenthümlichen Sprache angewiesene Stelle einnimmt. Der deutschen Nation scheint eine erhabene Bestimmung zur Gründung eines Völkerrechts angewiesen. 13) *Geld*, als Zeichen vom Massstabe des Werths der Dinge und vom Vergeltungsmittel zugleich, wonach es sich im letzteren Sinne nur da äussern kann, wo vergolten wird; es folgt also der Arbeit. 14) *Leib und Seele in Beziehung auf ein Volk.* Was der Vf. hierunter verstehe, spricht aus dem Satze an: je mehr sich der Mensch der Erde bemächtigt, jemehr erweitert sich das Reich des Geistigen und Sittlichen. Hienach fügt er manche Lehren zur Erziehung des Menschengeschlechts an, wobey wir nur folgende nicht einigen können: es ist besser, der Versuchung auszuweichen, als mit ihr zu ringen, noch besser ist es, sie gar nicht zu kennen, und doch soll Freyheit herrschen selbst auf Gefahr des Missbrauchs im weiten Gebiete geistiger Bildung, Sitte und Gesetzgebung den Feigen brandmarken. 15) *Über das Wesen des Eigenthums.* Nach seinem Begriffe, Werthe, nach seinen mannichfaltigen Arten, in seiner grossen Beziehung zur Gesellschaft, in seiner Geschichte so kurz und doch so umfassend vor-

getragen, dass wir sie für die gelungenste Abhandlung halten; doch hätte das ideale Eigenthum auf Ehre und guten Namen um so mehr eine Stelle verdient, weil sie zugleich in seinem Hochmeister (No. 9) repräsentirt werden könnte. 16) *Stände, rücksichtlich ihrer Beschäftigung und ihres Eigenthums.* Er verwirft mit Recht die Eintheilung in Nähr-, Wehr- und Lehr-Stand; er will sie lieber in 3 andere Classen, wovon die erste das rohe Material erzeugt, die zweyte es veredelt, die dritte ein zu der Regierung verwendeter Stand ist, oder in Ackerbauer, Gewerbs- und Handels-Leute, und Beamte eingetheilt wissen. Den öffentlichen Beamten giebt er desswegen die Standschaft, weil ihnen die geistigen Functionen des Reichs und die Verwaltung ihres Eigenthums (liegendes und bewegliches Vermögen nebst dem Einkommen, anvertraut sind. In letzter Hinsicht hat *Buchholz* am angeführten Orte dem dritten oder gelehrten Stande eine bestimmtere Stelle angewiesen, und der Vf. nimmt auch später die Universitäten als Stände mit einem Grosslehrmeister auf. 17) *Der Landmann.* 18) *Der Städter.* 19) *Die öffentlichen Beamten.* 20) *Reichsstädte.* 21) *Natur des Adels als Reichsstands.* 22) *Geistlichkeit als Reichsstand.* 23) *Städter als Reichsstand.* Consequent mit dem Vorigen. 24) *Die Regierung.* Im richtigen Ebenmasse, und wohl bestimmten Wirkungskreise der verschiedenen Reichskörper-Glieder liegt ihre Gesundheit! Und doch nennt er S. 320 den Streit heilsam, der das Leben im gesellschaftlichen Körper unterhalte. 25) *Verfassungen.* Der Vf. kommt hier auf die frühere Behauptung (No. 1) zurück, dass der Zweck der Betrachtungen über sie die Erforschung der vorzüglichsten Naturgesetze seyn müsse, worauf sie beruhen. 26) *Monarchieen.* Kurz, gründlich und kräftig erklärt er sich für ein erbliches beschränktes Königthum, und hält es mit Recht für ein nothwendiges Stück der freyen Verfassung. Nur republicanisch regierte kleine Länder liessen sich zu Föderativ-Vereinen verbinden, die monarchisch regierten, besonders wie einige deutsche, wären wenig dazu geeignet. 27) *Reichsversammlung.* Grundzüge einer idealischen Verfassung, wovon das Resultat seyn soll, kräftige Regierung, Reichsstände, Erbberechtigte, Bürger und Landleute, die Entwickelung grosser Kraftäusserungen versprechend, eine Reichsversammlung, worin sich das Geistige aller Stände vereinigt; Landesgemeinden, grosse städtische Räthe, Stadträthe, Innungs-Versammlungen, worin der gesunde Menschenverstand seinen Sitz hat; ein freyer König, freye Reichsversammlung, freye Kirche, freye Presse u. s. w. 28) *Erziehung für nationale Zwecke.* Erziehung soll den Charakter, Unterricht den Geist bilden, beides für den Zweck der Entwickelung nationaler Anlagen und Bedürfnisse. Vieles hier Gesagte hat der Vf. mit *Arndt* und *Jahn* gemein. 29) *Verfall und Untergang der Reiche.* Nach dem Natur-Organismus meistens erklärt. Der Übervölkerung, dem Missverhältnisse im Vermögen, dem schnell bereichernden und Sitten verschlechternden Handel, den Völker unterdrückenden Eroberungen wird ein Antheil zugewiesen. 30) *Krieg.* Tyrannen, sagt er, führen Krieg, freye Völker kämpfen. Die Geschichte hat der Vf. nicht für sich, wenn er der Feigheit die Erfindung der in der Ferne tödtenden Waffen zuschreibt. Gern unterschreiben wir das, was er zur Bildung zum Kriege nothwendig erachtet. 31) *Beschluss.* Meistens Wiederholung des Vorigen.

H. P. E.

1) Ohne Anzeige des Druckorts: *Werden die Jesuiten auch in Deutschland wieder aufkommen?* 1815. 52 S. 8.

2) FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp: *Über die Wiederherstellung der Jesuiten, die Unterdrückung des Freymaurerordens, und das einzige Mittel, die Ruhe in Deutschland zu sichern.* Mit Beylagen. 1815. 174 S. 8.

No. 1 hat, wie schon der Titel zu erkennen giebt, eine falsche Tendenz. Es liegt in der That wenig daran, im Voraus zu wissen (was man übrigens schwerlich voraus wissen kann), ob die *Jesuiten* unter uns wiederauferstehen werden; aber es liegt viel daran, ihrer Wiederherstellung, nach Kräften, entgegen zu arbeiten. Der Vf. nennt sie die gefährlichsten aller *Mönche.* Allein der Jesuitenorden ist kein Mönchsinstitut. Die Basis des Mönchthums ist das contemplative Leben, die Basis des Jesuiteninstituts hingegen — das Lehramt, das Predigtamt und der Beichtstuhl. Einzig auf dieser Grundlage konnte das kolossale Gebäude aufgeführt werden, dessen Plan (wie der Vf. von No. 2 richtig anmerkt) nicht *Ignaz* von *Loyola*, sondern sein Nachfolger, *Lainez*, entwarf, und später *Aquaviva* weiter ausbildete. Übrigens ist der Vf. der Meinung, die Gesellschaft Jesu werde in Deutschland nie wieder zugelassen werden, weil die Macht des Papstes so weit nicht reiche, der Zeitgeist den Jesuiten entgegenstehe, und es auch an Mitteln zu ihrer Dotation gebreche. Rec. bekennt aufrichtig, dass ihm diese Gründe wenig beruhigend scheinen. Wenn den Jesuiten gleichwohl der Zeitgeist abhold ist: so kommt ihnen die *Furcht vor diesem Geiste* um so mehr zu Statten. In den meisten katholischen Staaten unseres Vaterlandes würden die noch vorhandenen Schulfonds hinreichen, die Collegien fürs erste wieder herzustellen; und wenn sich auch der Orden in Deutschland nicht recrutiren könnte: so würde er seine Candidaten über den Alpen, auf der pyrenäischen Halbinsel und auf beiden Seiten der Karpathen finden. Die Ursache der Abneigung gegen den geistlichen Stand unter den Katholiken findet der Vf. S. 6 in dem Cölibatsgesetz. Rec. hat hierüber eine andere Ansicht. Jene Abneigung ist, wie der Vf. selbst eingesteht, auch unter den Protestanten ziemlich allgemein, und wer den Grund davon erforschen will, der darf nur sein Auge auf das täglich zunehmende Heer freywilliger Cölibatärs im weltlichen Stande werfen. Nur wenige Pfarrer möchten so viel erschwingen können, als in unseren Tagen erfoderlich ist, um eine Frau und ein Häuflein Kinder mit Ehren durchs Leben zu bringen. Ein zweyter Grund liegt in der steigenden Geringschätzung des geistlichen Standes überhaupt, und an

dieser Geringschätzung mag vornehmlich die Geistlichkeit selbst Ursache seyn, besonders die katholische. — Der Vf. macht wiederholte, bittere Ausfälle auf den Kreisdirector *Rehfues* in Bonn, welcher in einem, aus öffentlichen Blättern bekannten Umlaufschreiben den Bewohnern seines Kreises die Rückkehr der Jesuiten zugesagt hat. Es ist in der That höchlich zu missbilligen, wenn Männer, welche *kirchliche* Ämter bekleiden, heimlich oder öffentlich, gegen die Kirche, *von welcher sie sich besolden lassen*, lehren und wirken. Die Beyspiele hievon fehlen leider weder bey Protestanten noch Katholiken, und man darf ein solches Benehmen füglich als frechen und strafbaren Betrug bezeichnen. Hr. *Rehfues* scheint uns jedoch keineswegs in dieser Kategorie begriffen. Was er als *Organ einer höheren Behörde* aussprechen musste, geht seine individuelle Meinung nichts an. — Von S. 20 bis zum Ende sind dieser Schrift als Beylagen angehängt: das Aufhebungsbreve der Jesuiten von Clemens XIV, die Wiederherstellungsbulle des Ordens von Pius VII, ein Auszug des oben angeführten Circulars von *Rehfues*, und zwey österreichische Verordnungen, das *placetum regium* bey Kundmachung päpstlicher Erlasse betreffend.

Der Vf. von No. 2 greift die Jesuiten fast etwas jesuitisch, d. h. mit ihren eigenen Waffen an. Er hebt nämlich aus ihren Schriften ihre revolutionären Maximen heraus, und in der That möchte kaum ein Argument gefunden werden können, welches mehr *ad hominem* wäre. Auch ist in diesen Maximen eine wunderbare Übereinstimmung mit dem Jakobinismus, und schwerlich hat *Marat* den Königsmord mit solcher Kraft und Salbung vertheidigt, als der spanische Jesuit *Mariana* in der von S. 21 bis 30 mitgetheilten Stelle. Den Auszügen ist ein nicht unbeträchtliches Verzeichniss von Schriften der Jesuiten angehängt, worin ähnliche Behauptungen ausgesprochen sind, und eine deutsche Übersetzung der berüchtigten *Monita privata Societatis Jesu*, welche über die innere Organisation des Jesuiteninstituts das gröfste Licht verbreiten. — Was der Vf. in der zweyten Abtheilung seines Buches, über die Unterdrückung des Freymaurerordens, sagt, ist keines Auszugs fähig. Der Orden konnte schwerlich einen wärmeren und geschickteren Vertheidiger finden. Hauptsächlich scheint uns grofse Beherzigung zu verdienen, was S. 129 bis S. 134 von den Gegnern des Ordens angemerkt wird. — Die dritte Abtheilung — von den Mitteln, die Ruhe in Deutschland zu sichern — ist die ausführlichste. Der Vf. schlägt zweyerley vor, Einführung constitutioneller Formen in allen deutschen Ländern, und Wiederherstellung der Nationalität durch Ausmerzen alles fremden Unwesens, und Festhalten an heimischer Sprache und Sitte. Sehr treffend sagt er S. 146: „Es ist nicht erst seit gestern, dass wir angefangen haben, uns unserer Eigenthümlichkeit zu schämen, und doch hat eine Nation nur Bestand durch das Festhalten an diesem Eigenthümlichen. Sie geht unter, sobald sie das Fremde in sich aufnimmt, wie vortrefflich auch dieses Fremde an sich seyn mag. Der Deutsche kann kein Grieche, kein Römer werden, er muss Deutscher bleiben, oder sich mit einem anderen Volke verschmelzen lassen. *Er würde alsdann, wie schlecht dieses auch wäre, doch immer den allerschlechtesten Theil desselben ausmachen*, und die ihm noch übrig gebliebenen Zeichen seiner Abkunft könnten nur dazu dienen, seine Herabwürdigung zu vermehren." — Unter das Undeutsche, welches sich noch bey uns eingenistet, rechnet der Vf. hauptsächlich die *fremde* (französische) *Sprache*, die fremde *Art*, und die fremde *Tracht*, und die fremde *Frivolität*. Gegen die französische Sprache erklärt sich der Vf. fast zu bitter, obgleich ein jeder Leser ihm gern beystimmen wird, wenn er sagt, dass ein Volk, dessen Sprache und Sitten wir angenommen, uns schon dadurch halb besiegt habe, und dass Sprachvernichtung Volksvernichtung sey. Das Bild, welches S. 165 u. folg. von der *Frivolität* entworfen wird, hat eine furchtbare Wahrheit, und Rec. kann sichs nicht versagen, einige Züge davon mitzutheilen. „Der frivole Mensch hat den Leichtsinn und die Ruchlosigkeit zu Begleitern; in seinem Herzen ist der Quell der Liebe vertrocknet, und die Wurzel des Glaubens abgedorrt. Seine Hoffnung beschränkt sich auf den Genuss der nächsten Stunde. Er hat kein Gut, als das Leben, darum umklammert er es so fest und so feig, und reisst doch jeden Augenblick eine Blüthe desselben ab, bis zuletzt nur noch der kahle, dürre Stamm dasteht. — Aus der Frivolität geht die erstarrende Selbstsucht hervor, die Gleichgültigkeit, neben welcher das Edle und Gute nicht mehr bestehen können. Sie hat keine Kraft, als die des Spottes, und keinen Muth, als im Hohn gegen das Heilige. Für sie giebt es keine Ideenwelt, darum auch weder Gott noch Vaterland. Sie ist keiner Erhebung fähig, und keiner Aufopferung: denn diese setzen den Glauben an ein Höheres voraus, und dieses Höhere ist ihr ein lächerliches Unding, u. s. w." — Rec. versagt sichs ungern, die ganze Stelle herzusetzen; doch fühlt er sich gedrungen, noch eine andere aus diesem Abschnitte auszuheben, weil die darin ausgesprochene Bemerkung gerade in diesem Augenblicke die höchste Aufmerksamkeit der Regenten und der Völker verdient. S. 169. „Nicht nur in Frankreich, auch in unserem deutschen Lande, trägt *ein Theil* des Militärs den Namen des Eroberers noch in seinem Herzen. Menschen, die nie den Frieden gesehen haben, können nur den Krieg wollen. Soldaten, welche in zehn und zwanzig Jahren nicht von den Schlachtfeldern kamen, die ihre Heimath in den Feldlagern hatten, und ihre Ansprüche in ihrem Schwert, müssen mit einer Art von Abgötterey an einem Eroberer hängen, den das Glück so wahnsinnig begünstigte, der sich immer unerschöpflich in seinen Hülfsmitteln bewies, weil ihm kein Eigenthum heilig war; der aus dreyfsig Schlachten als Sieger ging, weil er Gold und Blut nicht sparte, und mit eisernem Arm eherne Massen in die Reihen seiner Gegner zu schleudern verstand. Sein Stern ist nur verdunkelt, aber nicht untergegangen, sagen Tausende, die unter ihm dienten, und wer mag den Glauben tadeln, den die Magie genialer Kräfte gegen alle Einrede des Verstandes erzwingt?"

Loy.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

APRIL 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weigel: ΜΑΡΙΝΟΥ ΠΡΟΚΛΟΣ. *Marini vita Procli.* Graece et Latine. Ad fidem librorum manuscriptorum recensuit adnotationesque et indices addidit *Joh. Franc. Boissonade.* 1814. L u. 158 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Ausgabe der Lebensgeschichte des Proklos von Marinos sollte mit dem noch ungedruckten Commentar des Proklos zu Platons Kratylos erscheinen; der Verleger aber wünschte diesen der angekündigten Ausgabe des Platon beyfügen zu können, und bewog den Vf. zur Sonderung beider Werke. Seit Fabricius im Jahr 1700 eine bessere Bearbeitung besorgte, hat das Buch selbst im Ganzen keine neue Kritik erfahren und wenig Leser gefunden. Die Abdrücke sind selten geworden, und waren überhaupt minder correct und brauchbar. Hr. *B.*, der eine neue kritische Bearbeitung des Eunapios der Presse übergeben hat, und sich vorzüglich dem Studium der späteren philosophischen Schriftsteller gewidmet zu haben scheint, unterzog sich der Arbeit weder ohne äussere Hülfsmittel, noch ohne innere Vorbereitung. Das Buch selbst, enthält es auch in seinen Ansichten die Spuren seiner Zeit, und fehlt der Darstellung Ordnung und Anmuth, wird immer für lesenswerth erachtet werden können, so wie es dem Sprachforscher mancherley Stoff für Untersuchung und Vergleichung mit Anderen gewährt. Allein grossen Vorzug hat es durch eine solche Behandlung erhalten, wie sie ihm dieser gelehrte Herausgeber ertheilen konnte: denn eine nicht geringe Anzahl vortrefflicher Bemerkungen schliesst sich hier an die eigentliche Verbesserung des nur zu oft verstellten Textes, und man wird das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Vor nicht zu langer Zeit hätte man eine so gediegene philologische Schrift aus Paris zu bekommen kaum erwartet.

Dem Texte gehen die Prolegomena von Fabricius voraus, ihm folgen dann die aus dessen Ausgabe abgedruckte Übersetzung und des Herausgebers Anmerkungen. Diese näher zu beleuchten, sey jetzt unsere Aufgabe. Der Vf. hielt es für nöthig, die Ausgaben und Handschriften aufs Neue zu vergleichen. Von jenen hat er die, welche kritischen Werth behaupten, zu Rathe gezogen; Manuscripte erhielt er fünf, eine wolfenbütler, welche schon Fabricius, aber nachlässig, benutzt hatte. Sie scheint eine Abschrift der mediceischen zu seyn. Jene verglich Hr. Prof. Schäfer, diese Hr. von Furia. Eine dritte turiner liess der Bibliothekar Hr. Wernazza abschreiben, und zwey pariser sah Hr. *B.* selbst ein. Diese Handschriften aber gewährten reiche Ausbeute, und der Text ist durch Aufnahme ihrer Lesarten, welche meistens übereinstimmen, seiner Reinheit sehr nahe gebracht worden. Die ersten Herausgeber scheinen nicht selten falsch gelesen zu haben, Fabricius aber hat an mehreren Stellen willkührlich geändert, und sich von Vorurtheilen leiten lassen. So sind in sehr vielen Stellen Partikeln ausgelassen worden, die Marinos hie und da häuft, ohne eigentlich die Bedeutsamkeit des früheren Stils zu erreichen. Nur selten wird man eine von den Handschriften dargebotene Lesart, die Vorzüge zu haben scheint, von dem Herausgeber vernachlässigt finden, selten auf Missgriffe in der Wahl stossen. S. 29 der Fabric. Ausg. (deren Seitenzahlen auch hier am Rande bemerkt worden sind) c. 12. *Ἔασον αὐτὸν μαθεῖν ὅσα βούλομαι, ἐγκρατῶς διαιτώμενον, καὶ τότε, εἰ ἐθέλοι, ἀποθάνοι.* So hat Hr. *B.* nach drey Handschriften aufgenommen, statt dass früher *εἰ θέλοι, ἀποθάνῃ* gelesen wurde. Eine vierte Handschrift aber bietet *καὶ τότε, εἰ ἐθέλει, ἀποθάνοι* dar, und dieses dünkt uns des Vorzuges werth. Man vergleiche nur den Sinn der Stelle, der nach der angenommenen Lesart ist: *und dann, wenn er will, mag er sterben.* Die Stelle aber erfodert: *und dann sterbe er, wenn er will*, wo die letzteren Worte eine Redeformel ausmachen, und durch *εἰ ἐθέλει* ausgedrückt werden. — S. 32. c. 14 *Ἀρχιάδαν τὸν τοῖς θεοῖς φίλον ἐπὶ τοῦτο παρεκάλει.* Zwey Handschriften bieten *ἐπὶ τούτῳ* dar, und diess ist richtiger, weil es den Gedanken durch die Andeutung der Absicht, dass Archiadas die politischen Geschäfte übernehmen möchte, eine feinere Wendung giebt. S. 36. c. 15 scheint *πάντα ταῦτα* dem gewöhnlichen *ταῦτα πάντα* vorzuziehen: denn gute Schriftsteller betonten rhetorisch das erste dieser Worte, je nachdem sie die Gesammtzahl der Sache, oder sie selbst näher ins Auge fassten. S. 26. c. 11 hat der Herausg. aus den Handschriften aufgenommen: *ἀποπέμπειν οὐχ ἐπειρῶντο, προσειπόντες, τὸν νέον, ὡς ξένον* statt des herkömmlichen *προσειπόντες τὸν ξένον ὡς νέον.* Rec. würde nichts geändert haben, da diese Lesart der Sinn fodert, und Syrianos den Proklos nicht als einen Fremden, sondern weil er noch ein junger Mensch war, gehen hiess. Als Fremden würde er ihn nicht entlassen haben. Man kann zwar aus dem Folgenden anführen, dass Syrianos und Lacharis allein seyn wollten; dann aber wird das Wort *προσειπόντες* überflüssig, und die Worte *τὸν νέον* müssen wider den Zusammen-

hang mit ἀποκίμπειν verbunden werden. S. 34. c. 13 findet man zwar die Lesart der Handschriften κοινῇ δὲ πάλιν τῆς κοσμιότητος τῶν ἀναγινωσκόντων ἐπεμέλειτο zurückgerufen; allein die Worte τῶν ἀναγινωσκόντων, welche augenscheinlich verderbt sind, erwarten noch ihre weitere Verbesserung. — S. 30. c. 12 ἐν ἔτεσι γοῦν οὔτε δύο ὅλοις. Hier ist kein Zweifel, dass οὐδὲ δύο ὅλοις gelesen werden muss, obgleich nach den Handschriften keine Änderung erfolgen dürfte. Οὔτε in der Bedeutung *nicht einmal* ist unerweislich.

Wollten wir gegen diess Wenige die Beyspiele aufzählen, in welchen der Text unleugbar auf seine ursprüngliche Reinheit zurückgebracht worden ist: so würde uns der Raum fehlen. Eine vorzügliche Kenntniss der Schriftzüge in den Handschriften und der gewöhnlichen Verwechselungen und das unter den Kritikern oft durch eine gewisse Leichtfertigkeit weniger geachtete Vertrauen auf die Alterthümlichkeit und Ächtheit der handschriftlichen Lesart liessen den Herausg. auch auf unwegsamen Stellen sicher gehen, und führten ihn auf gehaltvolle Untersuchungen. So lesen wir nun richtig S. 5. c. 3: ὑπὸ χειμώνων καὶ καυμάτων, wie schon Schäfer zu Bos. ellips. p. 86 und zu Apollon. Rhod. Schol. p. 36 zu ändern hiess, statt des unpassenden καμάτων; so S. 58. c. 24 καὶ οὔπω, καιρὸς ἐκάλει τῶν εὐχῶν, wo Fabricius καὶ ἔω πω. κ. ε. geschrieben hatte; so S. 21. c. 10: σὺν πομπῇ τινὶ πάντων τῶν λογίων statt πάντως, und Anderes verbessert an anderen Stellen. Durch Conjecturen hilft der Herausg. nur da dem Texte auf, wo wirklich diese Hülfe durch Mangel der Handschriften nöthig wird, nicht wo ein vorübergehender Einfall sogleich Änderung veranlasst; daher die Anzahl dieser Art Verbesserungen nicht gross ist. Zu den vorzüglichen müssen gezählt werden S. 48. c. 20 καὶ ἐλάττους ἐποίει τῷ μὴ τὸ ἄριστον ἑαυτῷ συμπάσχειν, obgleich die alte Lesart τὸ μὴ τὸ ἄρ. noch im Texte steht. S. 56. c. 23. änderte Hr. *B.* οὐ γὰρ ἄνευ θείας ἐπιπνοίας ἐφαίνετο διαλέγεσθαι, da διαγίγνεσθαι keinen passenden Sinn giebt. Auch der Vorschlag S. 60. c. 26 ταῖς τῶν ἀρχαιοτέρων ἐπεξιὼν πραγματείαις, statt des Accusativs τὰς — πραγματείας, stimmt mit dem Sprachgebrauch richtig ein. Nicht so sicher scheint S. 41. c. 18 in den Worten τοῖς περὶ τῆς πολιτικῆς αὐτοῦ ἀρετῆς κεφαλαίοις ἐλάττοσιν οὖσι τῶν ἀληθῶν die Vermuthung τῶν ἄλλων. Auch durch Interpunction haben einzelne Stellen Verbesserung erhalten; so namentlich S. 55. c. 23 durch Bezeichnung der Parenthese.

In den beygefügten Anmerkungen erhalten die Änderungen ihre Rechtfertigung, aber auch die schwierigen Stellen die nöthige Erklärung. Überall findet der Vf. Gelegenheit, die dem Marinos eigene Sprache aus dem Gebrauche seiner Zeit, und namentlich die spätere metaphorisch philosophische Darstellungsweise zu erläutern und zu bestätigen. Hiebey zeigt der Vf. eine seltene Vertrautheit mit den späteren Schriftstellern, und erregt für die erscheinende Ausgabe des Eunapios grosse Erwartung. Der Vf. hat seinen Schriftsteller wirklich verstanden, und nur geringfügige Dinge werden einen Tadel zulassen, wie z. B. S. 22. c. 10 in τὴν τῆς φιλοσοφίας ἔφορον nicht die Göttin Athene, sondern Athen verstanden werden möchte. — Einzelne Redensarten werden vortrefflich aufgehellt, wie der Gebrauch von εἰς ἄλλος S. 125, von μεθ' ἡμέραν, welches Fabricius immer in μεθ' ἡμέρας änderte S. 68, über οἴκοθεν in dem Sinne *von innen aus*, *von selbst* S. 96 u. S. 147. Was Andere früher gelehrt, findet hier oft seine Bestätigung und Anwendung; so über ὥστε statt ὥσπερ S. 127, über οὖν S. 119. 135, über ἐπὶ μᾶλλον S. 94, über φησὶ statt φησί τις S. 142 und vieles Andere. Einzelne Wortformen sind theils gerechtfertigt, theils zurückgewiesen worden, unter anderen κρηπῖδα und κρηπίδα, welches für vorzüglicher erachtet wird S. 66, die in der späteren Zeit gewöhnliche Flexion von ναῦς, νοός, νοΐ, νόα, S. 95. Kurz überall wird Fleiss und Sorgsamkeit fühlbar, so dass das Werk selbst durch seine Resultate jedem Philologen wichtig wird, und es sich nicht scheuen darf, der Vorläufer einer gründlich und sorgsam unternommenen Ausgabe des Platon zu seyn.

Einen besonderen Werth erhalten die Anmerkungen durch Verbesserung anderer Schriftsteller und durch mehrere vorher ungedruckte Stücke. Die Zahl jener ist gross, diese bestehen in Folgenden: S. 69 zwey Gedichte, welche an einer pariser Handschrift befindlich sind, und deren Verfasser sich Philostratos nennt. Im 6 Verse heisst es: Ἂν δὲ πρὸς αὐτὸ καὶ τὸ πῦρ ὑπεκδράμω, τὸ κοῦφον εὑρίσκει με τοῦ πτεροῦ τάχος. Hr. *B.* schlägt πρὸς αὐτῷ zu lesen vor, obgleich die Lesart der Handschrift richtig lautet. Es wird nämlich πρὸς auf diese Weise allerdings mit dem Accusativ gesetzt, und πρὸς αὐτὸ καί — bezeichnet nichts anderes als *überdiess auch*. Als Beyspiel der Construction s. m. Soph. Philoct. 292. Durch das zweyte Gedicht wird der Gebrauch von φυτῶν, woran Bast zum Gregor. Cor. p. 224 zweifelte, erwiesen. S. 76 eine Rede des Prokopios von Gaza. S. 85 f. fünf Briefe von einem gewissen Dio. S. 130 f. eine anonyme physiognomische Schrift. S. 65. 99. und a. Scholien zu Synesios, Philostratos und Dio Chrysost. Unter den beyfallswerthen Verbesserungen zeichnen wir aus: Leonidae Tarent. epigr. 85. v. 10, wo statt γαῖ' ἐρατή, τοῖον ἔχοις φθίμενον verbessert wird ποῖον ἔχεις φθίμενον. Dio Cassius fragm. CXX, wo statt ἡγεμονία scharfsinnig vorgeschlagen wird νουμηνία. Eine wenigstens ingeniöse Verbesserung erhält S. 108 Lucian. im Timon c. 33 ἀνδρὸς βίον ζῶν καὶ πρὸς οὐρανὸν ἀποβλέπων statt πρὸς αὐτόν. Die durch die metrische Regel gefoderte Cäsur bringt der Herausgeber auf leichte Weise in den Vers beym Athenäos XV, 1, indem er προχείρους in πρὸ χειρὸς verwandelt. In des Leonidas 63 Epigramm verbessert Hr. *B.* οὐδὲ σκαληνός, οὐδενὸς πλέως πλάνης durch οὐδ' ἀνάπλεως πλάνης. Wenn aber in der vita Homeri p. 314 Galae τῆς ἐπὶ τούτοις εὐδοξίας πρὸς πάντων δικαίως τυγχάνει für nöthig erachtet wird πρὸ πάντων zu lesen, so muss πρὸς vertheidigt werden, das in der Bedeutung: *im Vergleich mit Anderen*, nicht selten gebraucht wird. Eben so scheint die beym Alciphron II, 4

οἷς μᾶλλον περιέχομαι S. 96 vorgeschlagene Lesart ᾗς eine Verdeutlichung des Abschreibers. Das S. 124 in Anspruch genommene λαβὼν beym Euripid. Iphig. Taur. 976 hat *Seidler* vertheidigt. Wir haben nur Weniges ausgehoben, weil die, welche solche Versuche interessiren, nach dem Buche selbst verlangen werden. Wir erwähnen nur noch, dass Hr. Prof. *Schäfer* hie und da Verbesserungen beygefügt, und auch die *Indices* nicht ohne Emendationen mehrerer Schriftsteller geschaffen hat. Der Druck ist correct und schön; auch ist die neuere Schreibweise in einigen Stücken auf die alte richtigere zurückgebracht worden, wie wir das σ durchaus in der Mitte des Worts, statt des in componirten Wörtern angebrachten ς, nun wieder aufgenommen finden.

A + D.

PHILOLOGIE.

Darmstadt, b. Heyer u. Leske: *Deutsches Übungsbuch zum Übersetzen ins Lateinische für Anfänger.* Von *Ernst Zimmermann*, Pfarrer zu Buttelborn und Diaconus zu Grossgerau im Grossherzogthume Hessen. Zweyte, verbesserte und mit einem zweyten Cursus vermehrte Auflage. 1814. XVI u. 264 S. 8. (16 Gr.)

Die erste Ausgabe dieses Übungsbuches erschien 1811, und war bestimmt, neben dem lateinischen Lesebuch von *Krebs* gebraucht zu werden, daher es sich in Hinsicht der Methode und Anordnung genau an dieses anschloss. Seine Brauchbarkeit hat es seither in den Schulen zu Darmstadt und anderen Orten bewährt, so dass es ohne wesentliche Abänderung bald neu aufgelegt werden musste. Die Methode ist diejenige, welche *Krebs* im genannten Lehrbuche und auf eine ganz vorzügliche Weise *C. F. Ch. Schneider* in seinem griechischen Lesebuch (s. Jahrgang 1813. No. 240) angewendet haben, nach welcher der Lernende die Formen der Grammatik an den Beyspielen selbst einübt, und nirgends früher ein Beyspiel findet, zu welchem er nicht schon die grammatischen Formen kennt. Wir haben hierüber bey der Anzeige des schneiderischen Lesebuchs weitläuftiger gesprochen, und mussten das Verfahren gut heissen. Bey den Übungen zur Übersetzung in die alten Sprachen kommt die Foderung hinzu, dass auf den syntaktischen Theil gleich Anfangs Rücksicht genommen werden muss, und mithin in den Aufgaben nur so viele der syntaktischen Regeln in Anspruch genommen werden dürfen, als welche die einfachen Grundlagen ausmachen, und mit der Methode des etymologischen Theils leicht verbunden werden können.

Der Vf. setzt voraus, dass sein Buch neben dem Lesebuch von *Krebs* gebraucht werde, daher er auf dasselbe verweist; in dieser zweyten Ausgabe hat er sich mehr von demselben unabhängig gemacht. Der Fleiss des Vfs. ist nicht zu verkennen: denn mit Sorgsamkeit hat er die Schritte abgemessen, mit denen er zu dem Schwereren aufsteigt. Die Beyspiele sind grösstentheils aus alten Autoren gewählt, und wo es nöthig war, in Anmerkungen Nachhülfe dem Lehrling dargeboten. Wohl wird man hie und da gewahr, dass eine strengere Rücksicht auf die Parallele der syntaktischen Regeln noch vortheilhafter gewesen wäre; dann aber hätte vielleicht auch die in unseren Grammatiken angenommene Ordnung aufgegeben werden müssen. In den Anmerkungen vermisst man im Einzelnen die beym Elementarunterricht so nöthige Bestimmtheit, z. B. S. 57: „der unbestimmte Artikel *ein* steht öfters für *ein gewisser*, und wird alsdann durch *quidam* oder *aliquis* übersetzt." S. 42: „das deutsche *aber* übersetzt der Lateiner in solchen Fällen gewöhnlich nicht; z. B. das Leben ist ein grosses, aber nicht das höchste Gut." Mit solchen Angaben ist dem Schüler wenig geholfen, er weiss sich in anderen Fällen nicht zu helfen, und baut auf die Unbestimmtheit seiner falschen Urtheile. Ihm muss dagegen durch genaue Angaben, z. B. des Unterschiedes von *aliquis* und *quidam*, der Bedingung, unter welcher das *aber* unübersetzt bleibt, sogleich vom Anfang das Richtige gelehrt werden, ohne seiner Fassungskraft zu viel zuzumuthen. — Bey der ersten Ausgabe war ein Wortregister beygefügt; in der zweyten ist es weggelassen, und in ein besonderes klein lateinisches Wörterbuch verwandelt worden. Die Gründe dieser Änderung sollen in der Vorrede zu demselben vorgelegt seyn; uns sind sie unbekannt. Um den so gewonnenen Raum zu füllen, hat der Vf. nun einen zweyten syntaktischen Cursus gefertigt, der aus Sentenzen, Fabeln, Anekdoten, mythologischen Erzählungen, Gesprächen, Briefen und einer kurzen Geschichte der Römer, die dem *Compend. histor. Roman.* von *Baden* entnommen wurde, bestehet. An eine methodische Ordnung ist hiebey nicht gedacht worden, daher Alles nach der gewöhnlichen Weise herkömmlicher Exempelbücher eingerichtet erscheint. Der Vf. hätte sich auch hier durch Fleiss den Dank der Lernenden und Lehrer erwerben können. Das Ganze beschliesst ein Register über die in den Anmerkungen erklärten Regeln.

W.

KLEINE SCHRIFTEN.

Alte Literatur. *Berlin*, b. Maurer: *Commentationum Gedanensium Fasciculus I. Insunt Observationes criticae in obscuriores quosdam Horatii et Sophoclis locos.* Auctore *Nicolao Godofredo Christiano Eckermann*, Ph. D. A. L. Mag. Athenaei Gedanensis Rectore Graecarumque et Roman. Literarum P. O. 1813. 38 S. 4. (9 Gr.)

Fast möchte Rec. wünschen, diese Schrift nicht gelesen zu haben: denn sie hat ihn um ein gutes Vorurtheil gebracht, und diess büsst man nicht gern bey einem Verstorbenen ein. Diese Anmerkungen zum Horatius und Sophokles waren von ihrem Verfasser zum ersten Programm, nach dem Antritt seiner Stelle am danziger Gymnasium, bestimmt; doch er sah sie nicht gedruckt. Während der Belagerung starb er in der Blüthe der Jahre, und die literar. Blätter beklagten in ihm einen Verlust für die wiederauflebende Anstalt und für die Wissenschaft. So nun nahm Rec. diese anderwärts empfohlene Probeschrift mit der Erwartung in die Hand, die man auf einen ausgezeichneten Schüler von *Voss* und *Wolf* zu richten gewohnt ist. Nach dem Tode des Vfs. hätte sie nicht erscheinen sollen, da sie nicht bloss ein

Bruchstück bleibt, sondern Blössen enthüllet, die nun kein Anderer verdecken kann, und wofür uns der Vf. nicht künftig entschädigt. Wir haben nirgends etwas Bedeutendes gefunden, wohl aber Verunglücktes und Sonderbares in grosser Zahl. Ja oft begreift man nicht, wie der Vf. die wunderlichsten Erklärungen in kategorischen Formeln hat vortragen, und die Billigung Anderer voraussetzen können. Das Ganze ist hievon fortlaufender Beweis.

In der ersten Ode des Horatius gab die Härte der Construction im 3 Vs. *sunt quos — iuvat evehit — hunc etc. Bentley* bekanntlich Anlass zu der Änderung *evehere ad deos*. Hr. *E.* glaubt die Stelle unverdorben, und will die Worte *metaque — evehit ad deos* in Parenthese gesetzt wissen, als wenn durch die Klammern dem Sinn und nicht bloss dem Auge gedient würde. Die Construction bleibt dieselbe, und nichts Unpassenderes gäbe es als diese eingeklammerte Phrase, die weder Zusammenhang, noch Beziehung hat. Die Erklärung ist noch sonderbarer. Nach dem Vf. ist nämlich *pulvis Olympicus* nicht eigentlich, sondern von den Römern und deren Wettrennen im Circus zu verstehen, und die Worte *si turba Quiritium certat tergeminis tollere honoribus* sind nicht auf die Erhebung zu Ehrenstellen, sondern dahin zu deuten, dass man den Vornehmen (*principibus ac post eos summatibus viris*) bey ihrem Eintritt ins Theater zurief und dreymal zuklatschte. Dazu soll *mobilium* in *nobilium* verwandelt werden. Statt nur eines Wortes Entgegnung stehe hier noch die Construction, die der Vf. gebietet: *hunc iuvat si turba Quiritium certat tollere tergeminis honoribus nobilium, i. e. qui nobilibus tantum tribui solent.* — In der zweyten Stelle I, 2. 38, wo *Fabers* Verbesserung *Marsi peditis* von *Bentley* in den Text aufgenommen worden ist, tadelt Hr. *E.* dieselbe, weil Horatius die Marser als ein gegen die Römer feindliches Volk nicht erwähnt haben würde, und weil dann *peditis* nicht erklärt werden könne, denn den Römern sey unbekannt geblieben, dass die Marser an Reiterey schwach waren. Wie diess Alles auf grundlosen Voraussetzungen beruht, so ist die als neu aufgestellte Erklärung und Verbesserung der sonderbarste Einfall. Es soll *cruentam voltus in hastam* gelesen und erklärt werden: *quem iuvat acer vultus Marsi peditis in cruentam hastam, wen ergötzt der wilde Blick des vom Pferde gefallenen Marser, mit dem er die blutige Lanze des Römers anschaut.* — In der dritten Stelle in dem bekannten *qui rectis oculis monstra natantia vidit I*, 3, 18 will der Vf. die Lesart dadurch rechtfertigen, dass er unter *mortis gradus* versteht *insignia, quae in terra pro maleficiis suis horrere debebat, supplicia, quorum tantus esset terror, ut sine lacrimis a dulci patriae solo discedens projicere se sustineret in monstra natantia.* Wenn auch einer den *Peinigertod*, wie *Vofs* übersetzt, verstünde, wer möchte aber hier an einen dem Tode entkommenen *Missethäter* denken, der *ohne Thränen die Ungeheuer* erblickt? Von der Sehnsucht nach dem Vaterland ist keine Ahndung bey dem Dichter. — Zu v. 26 findet Hr. *E. vetitum nefas* unpassend, weil — es ja doch kein *nefas non vetitum* gebe. Daher emendirt er *gens humana ruit per vetitum in nefas.* Wir wollen hiezu nichts weiter bemerken, als dass Ovidius Met. 10, 695 *vetitum probrum*, Trist. 2, 498 *vetitum crimen*, ex Pont. 3, 3, 57 *vetitum adulterium* u. dergl. sagt. — I, 6. 1. Hr. *E.* kann sich bey der ersten Strophe *Scriberis Vario fortis etc.* nicht dem Zweifel entschlagen, und fragt daher seine Leser erstlich, warum Horatius vom Varius und nicht vom Virgilius wollte Agrippas Thaten besungen wissen; dann, warum er *quamcumque rem* und nicht eine bestimmte That des Agrippa geschildert wünsche; endlich, warum denn dem wilden Heer (*ferox miles*) unter Agrippas Anführung und nicht der Klugheit des Feldherrn allein das Verdienst zugeschrieben werde. Auf diese Fragen läfst sich kurz und gut antworten: weil Horatius eben wollte. Was aber will Hr. *E.*? *Miles ferox* soll Varius selbst seyn, der einmal mit zu Felde gezogen und als gemeiner Soldat (*gregarius*) auch Wildheit (*ferocitatem*) gezeigt habe. — Und so lauten alle Bemerkungen zu Horatius, so dass, führen wir in der Relation weiter fort, wir fürchten müssten, das Lächeln unserer Leser bis zum Lachen zu verstärken. Wir gehen zu den Stellen des Sophokles über und geben einige Proben.

Hier wird grösstentheils gegen die Anmerkungen von *Erfurdt* und gegen *Solgers* Übersetzung gesprochen. Die erste Bemerkung empfiehlt das Ganze wenig. Antig. v. 1 ὦ κοινὸν αὐτάδελφον Ἰσμήνης κάρα. *Erfurdt* hatte erklärt: κοινὸν *idem fere quod* αὐτάδελφον. Hn. *E's.* Worte sind: κοινὸν *ad fratrem spectat, cuius communis et germana soror est Ismene, cuius igitur sepeliendi officio illa aeque tenetur ac quae loquitur Antigona.* Nun sehe man nach, was Antigone weiter spricht, und dann *sapienti sat.* V. 23 σὺν δίκῃ χρησθεὶς δικαίᾳ καὶ νόμῳ, wird δικαίᾳ als Dativ eines Substantivs ἡ δικαία, *justitia*, genommen. Also χρησθεὶς δικαίᾳ σὺν δίκῃ? — V. 31 εἰςρᾶδει, was *Burton* in εἰςορμῶσι auf die leichteste Weise änderte, will Hr. *E.* mit εἰςορεῦσι vertauschen. Diess sey von der Form εἰςορέω, wie (beym Homer) ὀρέω vorkommt. Wie kann *hier* eine ungewöhnliche, dem Epiker zukommende Sprechweise unserem Dichter zugemuthet werden? Doch der Vf. weiss, dass auch ὀρέω in Gebrauch gewesen; wann, sagt er nicht. — V. 36. Ein Freund des Vfs. erklärt φόνον durch *hominem scelestum* und προκεῖσθαι *projectum esse.* Wir vermögen diess nicht mit den übrigen Worten zu einem genügenden Sinn zu reimen. — V. 47 ἀλλ' οὐδὲν αὐτῷ τῶν ἐμῶν μ' εἴργειν μέτα. Hr. *E.* glaubt statt des enklitischen με müsse hier ἐμὲ verlangt werden, und er emendirt: ἀλλ' οὔ γ' ἔμ' αὐτῷ τῶν ἐμῶν εἴργειν μέτα. Als Beweis Electr. 559 οὐ — — τήν γ' ἐμήν. Durchaus gilt vom Vf., dass seine Beweise nicht das zu Beweisende beweisen. Wohl kann τήν γ' ἐμὴν gesagt werden, wie aber *hier* οὔ γε? So nämlich muss man verbinden. — V. 211 σοὶ ταῦτ' ἀρέσκει τὸν τῷδε δύσνουν. Der Vf. will der Construction dadurch beykommen, dass er ἀρέσκῃ als zweyte Person des Medium gelten läfst, und erklärt: *tibi tu haec facis, tuam voluntatem exples hac re, non deorum.* Abgesehen von dem Sinn der so gestellten Worte, wer mag wohl jemals gesagt haben ἀρέσκεσθαι τινὰ αὐτῷ? Dafür aber wird aus Theognis 740 σπονδαῖς θεοῖσιν ἀρεσκόμενοι citirt, was statt θεοὺς σπονδαῖς ἀρ. gesagt wird. Unerhört ist folgende Conjectur zu v. 254 nach vorausgesetztem Punct: σοὶ 'κεῖτο μηδὲν ἐξερῶ, φράσω γ' ὅμως. Diess soll heissen: *Mihi in fatis erat, ut nihil tibi dicendum haberem, quo tibi essem satisfacturus, dicam tamen.*

Rec. ist des Referirens solcher Sachen müde, und glaubt, dass auch seine Leser in hinlängliche Kenntniss über diess Buch gesetzt sind. Angehängt ist eine Probe von einer Übersetzung des ganzen Sophokles, wo man oft nicht weiss, ob man sogenannte Verse, ob man deutsch liest. Auch hievon Einiges, das des Vfs. Begriffe von Prosodie, Metrik und Verdeutschung ins Licht setze, wenn andere solche überhaupt vorauszusetzen sind.

Antigone.

O süss Ismenes mitgebornes Schwesterhaupt,
Ersiehst du, wie Zeus von dem Fluch des Oedipus
Auch keinen uns, die wir noch leben, nicht erfüllt?
Nichts mehr, noch bittrer Jammer, noch Unheil ist fern;
Nichts ist so schmählich, noch so ehrenlos, was nicht
Auch schon in deinem Leid' ich und dem meinem sah.
Und nun, was wieder sagen sie, sey Volk und Stadt
Für Kund' erlassen worden vom Heerfürsten itzt?
Weisst du? Vernahmst du wohl schon? Oder birgt sich dir,
Wie nun zu Freunden übergehe Feindesschmach?

Und weiter unten:

Ismene.

Was doch, du Arme, wenn dem also, mag dann ich
Es lösend, oder mit vollzieh'nd gewinnen mehr?

Antigone.

Ob du mir helfen, mit willst Hand anlegen, sprich.

Ismene.

Zu welchem Unterfangen? Kind, was sinnest du?

Antigone.

Ob du mit Händen mir den Todten mit entrückst?

Ismene.

So sinnst du zu begraben den Verbotenen?

Und so weiter, bisweilen auch noch schlimmer. Füglich hätte so Etwas ungedruckt bleiben sollen.

V. V.

Num. 72.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Leipzig, b. d. Vf.: *Clef de la langue françoise, ou entretiens philosophiques et littéraires, propres à developper les principes de cette langue, et à en faire connoître le génie.* Par *A. Feriere.* Tom. I. 318 S. Tom. II. 264 S. Tom. III. 218 S. 1812. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

2) Züllichau, b. Darnmann: *Cours de Grammaire et de Lecture;* oder *Stufenfolge zur Erlernung der französischen Sprache, in vier Cursus.* Zum Gebrauch für Schulen, und zum Privatunterricht. Zunächst für die Lehranstalten des königl. Pädagogiums und Waisenhauses zu Züllichau. Von *H. F. Grangé*, Lehrer der franz. Sprache am kön. Pädagogium. Zweyter Cursus. 1814. 16 u. 374 S. 8. (16 Gr.)

3) Dortmund u. Leipzig, b. Mallinckrodt: *J. H. P. Seidenstücker's*, Rector des Archigymnasiums zu Soest, *Elementarbuch zur Erlernung der französischen Sprache.* Erste Abtheilung. Zweyte durchgesehene Auflage. 1812. 116 S. Zweyte Abtheilung. 1813. 297 S. 8. (18 Gr.)

4) Ebendaselbst: *Vollständiger Cursus zur Erlernung der französischen Sprache*, von *J. B. Daulnoy*, öffentl. Lehrer der franz. Sprache und Literatur an dem Lyceum zu Düsseldorf. No. II. Grosse französische Sprachlehre, mit einem Anhange sinnverwandter Wörter, und mit historischen, kritischen und etymologischen Noten versehen. Vierte, fleissig revidirte Auflage. 1813. IV u. 461 S. 8. (21 Gr.)

5) Ebendaselbst: *Supplément français du cours de Langue, destiné à l'instruction de la jeunesse allemande*, par *J. B. Daulnoy.* 3 Bände. 316, 248 u. 271 S. 8. (2 Rthlr. 3 gr.)

6) Ebendaselbst: *Neue französische Gespräche für Deutsche.* Nebst einigen nützlichen Anhängen. Herausgegeben von *L. Duvez.* Dritte verbesserte Auflage. 1813. II u. 180 S. 8. (10 Gr.)

In No. 1 thut ein (obgleich französisch redender, doch) von der Sprache nichts wissender Schüler kurze Fragen, auf welche der Lehrer antwortet. Rec. gesteht diesen Fragen und Antworten höchstens den Namen *entretiens* zu; das *epitheton ornans: philosophiques*, aber findet er ganz unpassend, weil von Philosophie (ausser etwa in der Einleitung) keine Spur ist, und noch weniger stösst man auf etwas, wodurch die *principes* und das *génie* der französischen Sprache entwickelt würden. Auch ohne eigentliches Philosophiren und eine absichtliche Entwickelung der *principes* und des *génie* der Sprache hätte Hr. *F.* eine nicht unbrauchbare Grammatik liefern können; aber selbst diess ist nicht geschehen. Ja Rec. möchte fast sagen, dass ihm noch keine französische Sprachlehre vorgekommen ist, worin so viel von dem unberührt geblieben wäre, was sich in den Grammatiken gewöhnlich findet. Hätte ein Deutscher dieses Buch geschrieben: so könnte man glauben, er habe das, was ausgelassen ist, nicht gewusst, und mehrere Grammatiken einzusehen nicht Gelegenheit gehabt; und wenn man es ihm in diesem Falle sehr übel nehmen würde, dass er gewagt habe, als Schriftsteller aufzutreten: so ist es dem Vf. gar nicht zu verzeihen, dass er von dem, was er schon als Franzose wissen musste, nur Einiges gegeben hat. Zur Bestätigung des gefällten Urtheils diene Folgendes.

In einer Art von Einleitung werden die Redetheile dargestellt, wie sie nach einander entstanden seyn sollen. Rec. würde der Interjection nicht den letzten Platz angewiesen haben. In dem ganzen Abschnitte aber, der nur philosophisch behandelt werden kann, philosophirt der Vf. freylich auch, aber auf die ganz gewöhnliche Weise; nur hat er bey dem, was Andere richtig im Allgemeinen betrachten, sehr unphilosophisch die französische Sprache vor Augen. S. 13 heisst es z. B., nachdem von der Erfindung der Namen für die einzelnen Gegenstände geredet worden ist: „*Ces noms communs ne présentent que des idées vagues; on se trouva souvent obligé, pour s'exprimer avec plus de précision, de les déterminer, et l'on chercha un mot, qui fût propre à remplir cette fonction.*" *Le petit mot le se présenta, et fut unanimement reçu.*" Wie wenig man es zu bedauern habe, dass in der eigentlichen Grammatik ein fast gänzlicher Mangel an dem Philosophischen in der Darstellung ist, ergiebt sich aus den Stellen, in welchen der Vf. das, was in den Grammatiken gewöhnlich deutlich vorgetragen ist, nach seiner Art aufzuhellen sucht. Seine Erläuterungen nämlich bestehen darin, dass er zuweilen den Grund einer Spracherscheinung angiebt. So bemerkt er z. B. bey der *consecutio temporum*: Darüber, dass nach einem *plusque parfait* mehrere *temps* folgen können, wird man sich nicht wundern, „*quand on considère, qu'ils sont tous moins anciens que lui, et qu'ils servent à faire voir l'autorité qu'il exerce sur eux.*" — Hätte der Vf. mit anderen Grammatikern die *pronoms* in *absolus* und *conjoints* geschieden: so würde er sich, unbeschä-

det der nöthigen Vollständigkeit, manche Regeln haben ersparen können. T. I. S. 153 lehrt er z. B.: „*Les pronoms moi, toi, lui, elle et elles, représentent l'accusatif dans les propositions négatives, suivies de que — Vous n'aimez que lui,*" und gleich darauf: „*ils le remplaceront encore lorsqu'ils sont précédés d'une préposition outre que de ou à — nous ne partirons sans toi*" (diese Bemerkung ist noch dazu falsch: denn hienach dürfte man nicht sagen: *il s'addresse à moi*). Neben dieser, nach obiger Voraussetzung schon unnöthigen Regel hat Hr. *F.* auch noch folgende für nöthig geachtet (S. 178): „*Les pronoms moi, toi, soi, nous, vous, lui, eux, elle et elles, précédés d'une préposition, seront placés après le verbe. — Vous ont-ils parlé d'elles?* — Dass die dritte Person der *pronoms* bey einem Verbe nicht die Stelle hat, welche die beiden ersten einnehmen, z. B. *je le lui donne, je te le donne*, ist unerwähnt geblieben; eben so, dass, wenn zwey *pronoms* bey einem Verbe sind, sie hinten stehen müssen, z. B. *il le donne à moi et à toi.* — In der Lehre von dem *comparatif* ist nicht bemerkt, dass, und wann vor einem Zahlworte *de* statt *que* steht; bey dem *comparatif* der Wörter *petit, bon, mauvais*, heisst es bloss: „*on dit aussi plus petit etc.*" Dass nach dem Superl. statt des Conj. der Indicat., in Fällen wie: „*ce ne sont pas les plus riches qu'il faut estimer le plus,*" stehen müsse, ist auch nicht bemerkt. — Unter den Regeln über den Gebrauch des Indicat. und Conj. vermisst man nebst anderen auch die, nach welcher nicht alle *impersonels* den Conj. bey sich haben. — Bey den Zahlwörtern hat der Vf. darüber nichts, dass man z. B. sagen müsse: *cent de tués.* — In der Lehre von der Stelle des Adject. durfte besonders die Regel nicht ausgelassen werden, dass das Adject., wenn sich auf dasselbe etwas bezieht, hinter das Substant. zu setzen sey, z. B. „*un événement grand dans ses suites.*" — Auch bey der *consecutio temporum* sind manche bekannte Fälle nicht erwähnt. — Neben einer unbedeutenden Bemerkung über den Gebrauch von *de* und *à* vor einem Infinit. sagt Hr. *F.* bloss, dass die Übung den besten Aufschluss darüber gebe. Rec. lässt es an diesen Belegen zu seinem Urtheile bewenden, um die Schrift noch aus anderen Gesichtspuncten zu betrachten.

Bisweilen ist der Vf. zu weitläufig, unter anderen in den Regeln von der Wortstellung, wo er Fälle anführt, wie: „*Le physicien arrache ses secrets à la nature.*" Vor solcher Stellung glaubt er warnen zu müssen, da doch schwerlich Jemand das Deutsche: Der Naturforscher entreisst der Natur ihre Geheimnisse, so übersetzen würde. Hieher gehört auch die Anführung der einzelnen Präpositionen mit Beyspielen dazu. Andere unnöthige Bemerkungen sind folgende: „*Le superlatif veut ordinairement après lui la préposition de, comme: c'est le plus appliqué de tous mes écoliers. Si cependant le superlatif devoit être suivi d'un verbe, vous mettriez que. — Voilà le plus beau cheval que j'aye jamais vu*" (abgesehen davon, dass der Vf. hier das *que conjonctif* und *relatif* verwechselt). Ganz besonders gehört hieher die naive Bemerkung: „*On a presque porté à l'infini le nombre des temps dans les verbes, nous nous sommes contentés d'en admettre dix neuf (!).*" Um diese Zahl heraus zu bringen, werden die *temps* jeder *mode* und die *conditionels* besonders gezählt. — Gegen die Ordnung, welche Hr. *F.* in der Behandlung der einzelnen Gegenstände beobachtet hat, ist Manches einzuwenden. So spricht er z. B. von den *Casibus* nicht bey dem *substantif*, sondern bey den *pronoms* (mehr nur im Vorbeygehen), und T. III. S. 93 erst von den Präpositionen *de* und *à*. — Wenn der Vf. den Infinit. ein *temps*, und *de, à, pour* u. s. w. *conjonctions*, welche bey dem Infinit. stehen, nennt; wenn er von den *interjections* sagt, dass es Wörter wären, „*qu'on jette sans dessein dans la période;*" wenn er *de l'utilité et de l'avantage* der Conjunctionen und Präpositionen spricht: so hält es Rec. nicht der Mühe werth, etwas dagegen zu sagen. Das *participe* und das *gérondif* betrachtet Hr. *F.* als zwey ganz verschiedene Dinge, und giebt den Unterschied so an: das *participe*, z. B. *jugeant*, könne aufgelöst werden durch: *qui juge*, und das *gérondif*, z. B. *en jugeant*, durch: *lorsqu'il juge*; dabey hat er aber übersehen, dass man ganz gleichbedeutend sagt, z. B.: *il s'est instruit en lisant*, und *lisant ce livre.* — Vom *imparfait* wird gesagt: „*il est un temps qui désigne une action antérieure à la parole, et présente relativement à une autre action;*" mit dem Beyspiele: „*Quand j'étois à Paris, j'allois tous les jours me promener aux Tuileries*". Hier würde Rec. an der Stelle des Schülers gefragt haben, was die Worte: „*antérieure à la parole*" eigentlich bedeuten, und als Kritiker bemerkt er, dass das Beyspiel in sofern nicht passt, als darin von einer Gewohnheit die Rede ist. Kann der Vf. es für eine Regel ausgeben, wenn er gleich darauf von diesem *temps* sagt, dass es bezeichne „*une action qui se passe dans un temps indéfini,*" mit dem Beyspiele: „*Idomenée écoutoit la tête baissée*"? Falsch ist die Regel, nach welcher das *imparfait* eine Handlung ausdrückt, „*qui n'a point eu lieu, ou n'est point entièrement terminée,*" mit den beiden Beyspielen: „*Nous voulions partir ce matin pour Dresde, mais la pluie nous en a empêchés*" und: „*nous nous empressions de le secourir, mais il expira entre nos mains.*" Der Vf. hat übersehen, dass das *vouloir* und das *empresser* zu Stande gekommen ist, er hat aber *partir* und *secourir* im Sinne gehabt. — Weder von der Aussprache, noch von der Orthographie, noch von der Prosodie, ist die Rede. Jedem Abschnitte sind „*lectures*" als Übungsstücke beygefügt, auf welche sich der Ausdruck „*littéraires*" auf dem Titel zu beziehen scheint.

Der Vf. von No. 2 hat den beym Sprachunterrichte sehr bequemen Weg gewählt, den Lernenden in verschiedenen Cursus das Ganze der Grammatik nach und nach vorzulegen. In diesem zweyten Cursus findet sich (nebst der Wiederholung der „genauer und deutlicher — als im ersten — gegen einander übergestellten" Hülfsverba, und der Abwandlung der vier regelmässigen Hauptzeitwörter) die Lehre von den Artikeln, sodann das Wichtigste über die Bildung

des Plurals, der (*über die*) Setzung (*Stellung*) und der Veränderung der Beywörter, der Vergleichungsstufen, der Verkleinerungen und der Zahlwörter." „Da die Lehre von den Fürwörtern, sagt Hr. *G.* weiter, zu schwierig und zu ausgedehnt in der französischen Sprache ist: so konnten nur die verschiedenen Schemata, und die allerunentbehrlichsten Regeln derselben in diesen Cursus aufgenommen werden. Das Hauptsächlichste der Nebenwörter macht den Beschluss der ersten oder grammatikalischen Abtheilung des zweyten Cursus." Jedem Abschnitte folgen französische und deutsche Übungsaufgaben, und eine zweyte Abtheilung enthält Lesestücke. Etwas Neues hat der Vf. in den Sprachunterricht eingeführt, durch Vorausschickung eines kleinen *Vocabulaire*, das dem Anfänger Gelegenheit geben soll, bevor er zum Lesen der Übungsaufgaben übergeht, die für ihn brauchbarsten Vocabeln zu lernen. Rec. hält es indess für bequemer, dergleichen Wörter in die Übungsaufgaben selbst zu verweben, wo das Kind mehr Interesse hat, sie zu lernen; wenigstens hätte der Vf. das *Vocabulaire* mehr mit Rücksicht auf die folgenden Übungen anfertigen sollen. — Hr. *G.* weicht von der gewöhnlichen Ordnung, in welcher die Redetheile abgehandelt werden, ab, und betrachtet das Verbe *zuerst*, weil, wie er sagt, auch nur der allerleichteste zusammenhängende Ausspruch nicht ohne Hülfe eines Zeitwortes gegeben werden könne. Er bedenkt indess nicht, dass ein zusammenhängender Ausspruch nicht aus einem Verbum allein besteht, und dem Anfänger hilft die Kenntniss der *verbes auxiliaires* nichts, um Sätze zu verstehen, die ihm über die Stellung des Substant., sogleich hinter dem Schema von *avoir* und *être*, vorgelegt werden, wie: „*nous écoutons avec plaisir les conseils que nous donnent les personnes, qui savent flatter nos passions.*" — Der Vf. hat sich auch andere Missgriffe zu Schulden kommen lassen, von denen Rec. einige anführt. S. 27 ist von 20 *temps* die Rede, weil sogar neben dem *participe* auch das *gérondif* als ein besonderes *temps* angesehen wird. Wollte Hr. *G.* die *conditionels* nicht, wie andere Grammatiker, als einen *mode* für sich betrachten: so musste er sie wenigstens nicht mit zu dem Indicat. rechnen, wodurch er sich widerspricht, indem er die *conditionels bedingte temps*, und den *conj.* die *bedingte* Art nennt. — S. 70 ist die erste Regel vom *imparfait* richtig (ob sie gleich nicht aus dem höchst verkehrten Namen dieses *temps*, nach welchem es die jüngst, oder nicht völlig vergangene Zeit genannt wird, folgt); aber wenn es (S. 72) *zweytens* heisst, dass das Imperfect. solche Handlungen anzeige, die *gewöhnlich* geschehen: so kann nicht *drittens* als in einer besonderen Regel gelehrt werden, dass man dieses *temps* da gebrauche, wo man von Charakterzügen, oder von *gewöhnlichen* Eigenschaften einer noch lebenden oder verstorbenen Person redet. — Von den sogenannten *articles* hat Hr. *G.* noch keine richtige Ansicht. So sagt er z. B. von den *noms propres*, dass sie, wenn sie nicht Gattungsnamen wären, im unbestimmten Artikel stehen müssten; und an einer anderen Stelle heisst es: „In folgenden Fällen gebrauchen die Franzosen entweder den Dat. des bestimmten Artikels, den des unbestimmten, oder auch nur die Präposition *à*." Hienach unterscheidet er die blossen Präpositionen von dem unbestimmten Artikel, und kann daher nicht sagen, dass z. B. *de Charles*, *à Charles*, in demselben stehe. Was soll bey dem *partitif* folgende Regel: „Redet man aber bestimmt: so fällt dieser Artikel weg, z. B: *tous les hommes ont été enfants*, alle Menschen sind Kinder gewesen. Es ist bestimmt, dass sie es gewesen sind" (!). Eine ähnliche Regel ist: „Dieser Artikel (der *partitif*) wird noch ausgelassen, wie bey den Deutschen, vor den Nennwörtern, die in einem unbestimmten Sinne genommen werden, und schnell auf einander folgen; gewöhnlich bey Anreden, z. B. *officiers*, *soldats*, *suivez-moi*." Hier bedachte Hr. *G.* nicht, dass der Vocativ keinen Artikel hat, und dass, wenn er einen haben könnte, der *bestimmte* ausgelassen wäre. — S. 162 ist die Regel: „Folgt auf *plus* ein Zahlwort, so steht *de*, und nicht *que*," nicht vollständig, und noch weniger durfte dabey auf die Regel verwiesen werden, nach welcher man sagen muss: *plus d'argent*. — Diess mag genug seyn, den Vf., besonders auch für die Bearbeitung der übrigen Cursus, darauf aufmerksam zu machen, was seinem Buche an Brauchbarkeit noch abgeht.

No. 5. „Das so bald eingetretene Bedürfniss eines neuen Abdrucks dieses Elementarbuchs," sagt der schon durch andere Schriften vortheilhaft bekannte Vf. in der Vorrede zu der ersten Abtheilung, „scheint zu beweisen, dass die Einrichtung des Buchs den Gesetzen einer guten Methode zuspricht." — Ja wohl! Sehr passend ist eine Methode, die den Anfänger in die Sprache einführt, ohne ihn erst lange mit trockenen Paradigmen von Declamationen und Conjugationen aufzuhalten. Nach Anleitung dieses Buches hat das Kind schon Decliniren und Conjugiren gelernt, ehe es an die Schemata dazu kommt. Als Beyspiel von des Vfs. Methode, führt Rec. den Anfang an: „*Père*, Vater, *mère*, Mutter, *le*, der, den, die, das, *la*, der, den, die, das. *Le père*, *la mère*. *Bon*, *bonne*, gut. *Le bon père*, *la bonne mère*. *Est*, ist. *Le père est bon*, *la mère est bonne*." So wird fortgefahren, bis zu zusammengesetzteren Redensarten, wie: „*Mon père a écrit une lettre à ma soeur*, *qui est à Berlin*." Neben den französischen Sätzen sind auch analoge deutsche gegeben. Von der Aussprache handelt Hr. *S.* nicht, sondern verweist bloss auf die Hülfe eines Lehrers; übrigens könne ein fleissiger Lehrling ohne Lehrer in dem Buche von Seite zu Seite fortarbeiten, weil zur leichteren Einprägung der Aussprache, im Anfange des Buches, die Sylben und Buchstaben, auf welche es ankomme, besonders an die Seite gedruckt wären. Indess, wenn das Buch starken Abgang gefunden hat: so mag der Vf. nicht glauben, dass diess daher rühre, weil es ohne Lehrer gebraucht werden könne; bey einer neuen Auflage wird er sehr wohl thun, statt der Sylben und Buchstaben auf dem Rande, eine kurze Anleitung zur Aussprache voranzuschicken, die auch dem Lehrer willkommen seyn wird.

Ein sehr brauchbares Buch liefert Hr. *S.* auch in der zweyten Abtheilung; überall erblickt man den denkenden und im Unterrichten geübten Schulmann,

dem es recht eigentlich darum zu thun ist, auf die rechte Weise methodisch zu Werke zu gehen. „Diese zweyte Abtheilung des Elementarbuchs, heisst es in der Vorrede, soll dem Lehrling einerseits ein erweitertes Material der französischen Sprache mittheilen, andererseits die grammatikalische Form, die in der ersten Abtheilung meist dem dunkeln Abstrahiren anheim gestellt blieb, so weit diese Form für ihn schon geeignet scheint, durch bestimmte Regeln in der grammatikalischen Sprache zu einem deutlicheren Auffassen vorlegen. Ich habe mich auf wenige Theile der Form beschränkt, damit das Materielle von dem Formellen nicht überwogen würde; jeder Regel, die der Lehrling als bleibenden Leitstern ins Bewusstseyn aufnehmen soll, muss ein reiches Sprachmaterial zum Hauptpuncte dienen." Nach diesem Grundsatze handelt der Vf. ab: das Substantivum, das Adjectivum (wobey zugleich sehr passend die Abwandlung der Participe, der Hauptsache nach, beleuchtet wird), die Zahlwörter, die Präpositionen, die Pronomina, den Gebrauch des Artikels und der einzelnen Casus, das Adverbium und die Wortstellung. Bey dem Substant. wird sehr einleuchtend das dargestellt, was die Grammatiker gewöhnlich unter *article défini, d'unité* und *partitif* verstehen; nur folgende Bemerkung wünscht Rec. in der nächsten Auflage nicht wieder zu finden: „Bezeichnet ein Substantiv *einige* Gegenstände, ohne *einige* Theile eines Begriffs, und zwar *unbestimmt*, ohne anzugeben, *welche* Gegenstände und *welche* Theile: so wird das Substantiv mit dem *bestimmenden* Artikel in den Genitiv gesetzt. *J'ai acheté des chevaux.*" Diess muss den Lehrling irre leiten, weil er nicht einsieht, theils wie, um *unbestimmt* zu bezeichnen, der *bestimmte* Artikel gebraucht wird, theils warum hier der Genitiv steht, von welchem Casus er kurz vorher gelernt hat, dass er auf die Frage *wessen?* gesetzt werde. Es wäre dem Vf. leicht gewesen, *geradezu* darauf aufmerksam zu machen, dass z. B. *du pain* wörtlich heisse: *von dem* Brode, nämlich: *etwas, ein Theil*, und dass daher im Französischen *de* mit dem Artikel stehe. — Nicht passend ist die Benennung: „Vorwortpronomina," womit die *pronoms absolus* bezeichnet werden; und noch weniger dürfte zu billigen seyn, dass Hr. *S.* die *pronoms rélatifs*, weil sie theils bey einem Verbum, theils mit einer Präposition stehen können, bloss *gemischte* nennt. — Die Regel, dass man bey der Stellung des Adjectif auf seine Kürze oder Länge Rücksicht nehmen müsse, hätte Rec. nicht als die *erste* aufgestellt, weil sie erst dann eintreten kann, wenn keine von den übrigen zu befolgen ist. Wo von den Zahlwörtern bey den Namen der Fürsten geredet wird, hätte der Vf. nicht vergessen sollen zu bemerken, dass *der Erste* und *der Zweyte* durch die Ordinalzahl zu geben ist, zumal da er in einem Übungsstücke *Fréderic second* hat. Das Adjectiv hat nicht bloss, wenn es vor dem Substantiv steht, *de*, sondern auch, wenn es allein vorkommt, z. B. *d'autres*

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Göttingen*, b. Dieterich: *Gedichte von Ernst Schulze.* 1813. XII u. 588 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es gehört in unseren Zeiten schon zu den selteneren Erscheinungen, wenn ein junger Dichter auf einmal mit einer ganzen Sammlung von Gedichten auftritt, der darin Eigenthümlichkeit mit Geschmack verbindet, und sich durch das Tendenzenwesen der Schule nicht in fremde Regionen über seine Sphäre verlocken liess. Ein solcher ist Hr. *S.*, an dem das Publicum eine angenehme Bekanntschaft macht. Was ihn am meisten charakterisirt, ist Grazie des Ausdrucks und Zartheit der Empfindung, womit er besonders im Erotischen lieblich unser Ohr und das Herz trifft, und aus dem frischen Leben die Blüthe des Lenzes in das Getriebe der Empfindung haucht. Desshalb sind es auch seine Liebesverhältnisse schildernden *Elegieen*, welche das meiste Lob verdienen. Ähnlich im Ton den römischen hegen sie gleichwohl deutschen Sinn und Geist, indem sie nie folgsam der sinnlichen Begier körperlichen Reizen den züchtigen Schleier entziehen, und durch ihr Beyspiel zeigen, dass bey allen Rechten der Sinnlichkeit Nacktheit solchen Gedichten gerade nicht Noth thut. Die 33ste schildert selbst die Beschaffenheit dieser Elegieen mit folgenden Worten:

Geht, Elegien, des beweglichen Leichtsinns süsse Gespielen,
Geht, Elegien, des Gefühls süsse Gespielen auch hier.
Amor hat euch gezeugt, und die Grazie wiegte die Kindlein,
Und mit Blüthengedüft zog sie die Freundlichen auf.

Von zärtlicher Empfindung ist besonders die 7te Elegie durchglüht. Hin und wieder trifft man auch auf schöne Gemälde landschaftlicher Gegenstände, mit der zarten Farbe innerer Stimmung verschmolzen, wie z. B. im Anfange der 25sten Elegie, wo die rauhe Umgebung das trauliche Beysammenseyn der Liebenden im Zimmer anmuthig hervorhebt. Doch nicht alle Gedichte dieser Art flössen gleiche Theilnahme ein; die geringeren verlieren durch die Nähe der stärkeren, und zuweilen wünscht man auch einem Ausdrucke einen Grad Feinheit mehr, z. B. wenn es am Schlusse der 5ten Elegie heisst:

Wenn sie dich morgen nicht küsst, denke, du hast es verdient.

Die Verse sind grösstentheils regelmässig und wohllautend, nur selten findet man Trochäen eingemischt, wie in diesem Pentameter:

Welches die Leidenschaft | würzet, doch nimmer vergällt.

oder einen Verstoss gegen die Länge der Sylben, wie in diesem zerstückelten Hexameter:

Aber nur Muth! Schon ist alles bereit; der tappende Plutus

Die *Episteln*, welche auf die Elegieen folgen, sind zwar auch nicht ohne poetischen Werth, und bieten besonders manche gute Lehre, manche schöne Sentenz dar, wie z. B. S. 181:

Genügsamkeit im Sehnen und Verlangen,
Genügsamkeit in Hoffnung und Genuss
Wird gern am Kelch der süssen Freude hangen,
Wird ohne Furcht den nahen Sturm empfangen,
Fliehn, wenn sie kann, und leiden, wenn sie muss.

Doch sind die Gedanken oft durch zu viele Verse ausgedehnt, und zu oft in andere Bilder und Ausdrücke umgekleidet, woran denn auch, wie man leicht argwöhnt, wohl der Reim einigen Antheil haben mag. Durch die Länge werden einige ermüdend.

Die Sonette sind grösstentheils mehr sinnreich als gefühlvoll, wie es häufig mit dieser Dichtungsart der Fall ist. Nur Einiges unter den vermischten Gedichten nähert sich in einer engeren Form dem Gebiete der Musik, dem Gesange, Vieles steht mit seinem betrachtenden Inhalte der Epistel näher. So ist auch die Ode an Cäcilien S. 357 nicht genug vom Klange des Gefühls umschwebt, und erinnert an die Kälte des Horaz. — Zuletzt zeichnet sich noch das Gedicht *bey der Feyer eines vierfachen Geburtstages* durch edle Gesinnung und eine würdige Sprache aus. — Aus wahrer Achtung gegen das Talent dieses Dichters wünschten wir, dass er im Allgemeinen sich mehr der Gedrängtheit befleissigen, und, ohne seiner Eigenthümlichkeit zu schaden, seiner Neigung zum Didaktischen weniger nachgeben möchte.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

4) Dortmund u. Leipzig, b. Mallinckrodt: *Vollständiger Cursus zur Erlernung der französischen Sprache*, von *J. B. Daulnoy*, u. s. w.

5) Ebendaselbst: *Supplément français de cours de Langüe, destiné à l'instruction de la jeunesse allemande*, par *J. B. Daulnoy*, u. s. w.

6) Ebendaselbst: *Neue französische Gespräche für Deutsche.* Nebst einigen nützlichen Anhängen. Herausgegeben von *L. Düwez*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der Vf. von No. 4 hat sein Werk erst nach einem sorgfältigen Studium der französischen grammatischen Meisterwerke geschrieben, und diese sehr gut bey seiner Arbeit benutzt, durch die häufigen Auszüge, die er aus ihnen mittheilt. In Behandlung der einzelnen Gegenstände beweist er gewöhnlich eine lobenswerthe Genauigkeit. Doch statt einer Anpreisung schon bekannter Vorzüge dieser Schrift, wird der bescheidene Vf. gewiss lieber eine Hindeutung auf einige der minder gerathenen Darstellungen hier lesen.

Declinationen nimmt Hr. *D.* mit Recht nicht an, sondern betrachtet bloss die beiden Präpositionen *de* und *à*, wobey er aber dadurch, dass er in *de Partikel* und *Vorwort* unterscheidet, verhindert worden ist, eine richtige Ansicht von diesem Worte zu geben. Es ist schon nicht von dem geringsten Nutzen für die Grammatik, unter der Rubrik *Partikel* einen neuen Redetheil aufzuführen; dass der Vf. aber in manchen Fällen *de* mit dazu rechnet, ist ein Missgriff, welcher der Deutlichkeit in Behandlung dieser Präposition sehr nachtheilig wird. S. 209 heisst es: „das Wörtchen *de* ist eine *Partikel*, wenn dasselbe mit dem darauf folgenden Worte die Frage *was?* beantwortet, ein *Vorwort* aber, wenn dasselbe mit seinem Regimen die Frage *wessen*, oder *wovon?* beantwortet. Z. B. *il m'a donné des nouvelles de l'armée, er hat mir Nachricht von der Armee gegeben. Was* hat er mir gegeben? *des nouvelles* (*de les nouvelles*); *de* ist also eine Partikel. Nachrichten, *wovon? de l'armée; de* ist also ein Vorwort. Hätte der Vf. nicht *de les nouvelles* in Parenthese gesetzt: so könnte er einen Anfänger glauben machen, dass die Bemerkung Grund habe; sieht dieser aber *de l'armée*, und *de les nouvelles* an: so wird er recht augenscheinlich überzeugt, dass zwischen beiden kein Unterschied ist. (Vgl. die unter No. 3 angezeigte Grammatik mit den Bemerkung des Rec. dazu.) Die Ansicht des Vfs. hat Widersprüche veranlasst: z. B. S. 91 ist die Rede von dem „abziehenden" Sinne, worin im Deutschen Wörter ohne Artikel gebraucht ständen; die Art und Weise, diesen Sinn im Französischen auszudrücken, sey leicht zu begreifen, wenn man aus dem Vorigen behalten habe, dass *du* aus *de le*, und *des* aus *de les* contrahirt sey; im Deutschen könne man sich des unbestimmten Wortes *etwas* bedienen, z. B. *du pain* bezeichne nicht alles Brod, sondern etwas (wobey man doch natürlich fragen muss *wovon?*) Brod, und *de* wird hier geradezu *abziehende* Partikel genannt. S. 232 heisst *de* in „*j'ai acheté une aune du (de le) drap, que vous avez trouvé si beau,*" Partikel, da man doch durchaus nicht anders fragen kann, als: eine Elle *wovon?* — Hätte der Vf. in *de* bloss die Präposition vor Augen gehabt: so würde er z. B. *un fripon d'enfant*, und *lequel goutez-vous le plus de Corneille ou de Racine*, nicht als Gallicismen aufgeführt haben; wir sagen auch: ein Schelm *von* Kinde, und: an wem *von* Corneille und Racine finden Sie am mehrsten Geschmack? Ferner hätte er nicht höchst unbestimmt von dem Gebrauche des *de* vor einem Infinitiv (S. 295) gesagt: „Vor dem *Infinitif* setzt man im Französischen das Vorwort *de*, wenn dasselbe zur *blossen Bestimmung* des ersten Zeitwortes dient. Z. B. *Toutes les fois que la clemence pourra s'accorder avec l'équité, ne crains pas d'être clement.* Bräche man nach *ne crains pas* ab: so würde die Frage seyn: *nun, was?* und die Antwort wäre: *d'être clement.* Durch die Bestimmung allein ist Alles richtig." Also wenn man z. B. sagt: *je souhaite avoir*, und *s'efforcer à connoître*: so ist weder *avoir*, noch *à connoître* eine Bestimmung? (Überhaupt lässt Hr. *D.* in den Regeln über den Gebrauch der Präpositionen bey dem Infinit. noch Manches zu wünschen übrig; diesen Abschnitt der Grammatik behandelt z. B. *Grandmottet* — prakt. und mechan. Unterr. in d. franz. Sprache. Braunschw. 1803 — zum Theil recht gut.) Bey dem Gebrauche des Artikels mit *de* ist die wichtige Regel ganz übergangen, dass, wenn im Deutschen auch kein Artikel steht, aber doch nicht theilweise gesprochen wird, im Französischen der Artikel ohne *de* gebraucht werden müsse, z. B. er gewöhnt sich an Kafe, *il s' accoutume au café*, und nicht *à du café*. Es scheint Rec. fast, als wenn Hr. *D.* sich bloss darauf beschränke, die von und für Franzosen geschriebenen Grammatiken zu lesen. Möge er auch die für Deutsche herausgegebenen fleissig zu Rathe ziehen, da wird er sehen, was ein Deutscher

bedarf, um die französische Sprache genau zu lernen. So würde er bey einer neuen Auflage etwas weit Befriedigenderes liefern, wenn er aus den einzelnen Grammatiken (wobey besonders *Mozin* zu benutzen wäre) die Fälle zusammenstellte, in welchen der Artikel stehen, oder wegbleiben muss, und nach seiner sonstigen Gewohnheit, mit Gründen begleitet, vortrüge; er würde finden, dass sich mit wenigen Regeln, die im inneren Zusammenhange stehen, mehr sagen lässt, als mit vielen abgerissenen Bemerkungen. Es müsste aber hiebey vorausgesetzt werden, dass der Vf. sich von der falschen Ansicht, die er von *de* hat, nicht leiten liesse, sondern *bloss* die Präposition (so wie auch bey *à*) berücksichtigte. — Bey den *Pronoms* verdient Hr. *D.* ganz denselben Tadel, welchen Rec. gegen den Vf. von No. 1 hat aussprechen müssen, selbst in Hinsicht auf die Bemerkung über die Präposition *à* (*Kirchhof's* Grammatik — Halle 1803 — liefert besonders eine gute Übersicht der *Pronoms*). — In der Lehre von den *Temporibus* hätte der Vf. unsere besseren philosophischen Grammatiker benutzen sollen, statt sich bloss an die französischen Sprachlehrer zu halten; die verschiedenen Benennungen von den *Temps*, welche diese Männer vorbringen, leiten den Anfänger noch mehr irre, als sie zum Beweise dienen, wie wenig ihre Erfinder auf dem rechten Wege sind. Wäre dem Vf. z. B. die Natur des *Imperfects* recht gegenwärtig gewesen: so würde er S. 322 nicht die, theils sehr schwer zu begreifende, theils den Gegenstand nichts weniger als aufklärende Bemerkung gemacht haben: „Das *Présent* bezeichnet die wirkliche Gegenwart; diese ist der Maßstab der Zeit, wenn vom *Vergangenen*, oder vom *Zukünftigen* die Rede ist. Z. B. rufe ich aus: *Endlich lieber Sohn umarme ich Dich*: so ist das Umarmen wirklich gegenwärtig; ich *sage* und *thue* es zugleich. Aber es giebt ein anderes *Présent*, welches durch seine Beziehung auf etwas diesem *etwas* so gegenwärtig ist, dass es unmöglich ist, dieses Verhältniss zu stören. Fragt man Jemand z. B.: *Waren Sie* (*Sind Sie gewesen*) *bey der Schlacht zu* (*bey*) *Austerlitz zugegen*, und bekömmt man *ja* zur Antwort (wann man aber *nein!* bekommt?): so bleibt dieses Gegenwärtigseyn ein ewiges. Doch sind die *Schlacht* und das *Beyseyn* wirklich *verflossen*, nur das Verhältniss zwischen beiden bleibt." So unbrauchbar diese Bemerkung ist: eben so unrichtig ist der Schluss, den Hr. *D.* aus folgendem Beyspiele zieht (S. 326): „*Il fit la semaine dernière un orage qui coucha tous les grains, et nous enleva l'espérance que nous avions* (hier nicht *que nous eûmes*, weil *avoir l'espérance gegenwärtig* (*in*) der *vorigen* Woche war, also *présent antérieur*) *d'une recolte abondante.*" Also *fit*, *coucha* und *enleva* waren *vorige* Woche nicht *gegenwärtig;* man konnte vorige Woche nicht sagen: *il fait un orage, qui couche* — — — *et nous enlève* — — ? Hier sieht man recht, wie sich der Vf. durch den höchst einseitigen Namen, *Présent antérieur*, der nach der hier gegebenen Erklärung jedes *Temps passé* bezeichnen kann, hat irre leiten lassen. — Noch bey einer anderen Gelegenheit nimmt Hr. *D.* den Namen für die Sache, und handelt daher auf eine ungrammatische Weise von derselben. Wenn es den Regeln über das *Participe* schon an Bestimmtheit fehlt, bey der Scheidung desselben in *Participe* und *Gérondif*: so ist bey der Benennung: *Circonstanciel*, nicht einmal eine nur erträgliche Darstellung dieses so wichtigen Gegenstandes der französischen Grammatik möglich. S. 307 heisst es: „Der *Circonstanciel* drückt seinem Namen nach einen Umstand der Haupthandlung aus." (Hiedurch gesteht Hr. *D.* geradezu, dass er seinen Gegenstand bloss dem *Namen* nach betrachtet.) Er nimmt sonst wohl auf die lateinische Sprache Rücksicht, warum dachte er nicht wenigstens hier an Sätze, wie: *quae videns se recepit*, oder: *milites cohortatus signa inferri jussit*, in denen Niemand etwas Anderes sieht, als *Participia*, und auf nichts weniger verfällt als diese *Participia*, um sie zu erklären, für Umstände der (sogenannten) Haupthandlung auszugeben. Nach solcher Ansicht kann Alles einen Umstand bezeichnen, und ganz besonders das „zeitwörtliche Beywort," z. B. *j' ai vu la femme pleurante, elle se jetta à ses pieds;* hier ist *pleurante* eben so Umstand bey der Handlung *se jetter*, als z. B. *ayant*, in: *ayant prié Dieu il se coucha*, bey *coucher*. — In die Regeln über den *Conjunctiv* hätte der Vf. mehr Ordnung bringen (und besonders nicht die *Impersonels*, welche diesen *mode* nach sich verlangen, oder nicht, unberührt lassen, so wie die Fälle, wo neben dem *Conjunctiv* auch der *Indicativ*, in derselben Redensart, aber bey verändertem Sinne, steht, z. B. bey *quel est* — — — *qui* — *immer* bemerken) sollen. Er musste z. B. die Regeln, welche aus der Natur des *Conjunctivs* folgen, von denen, welche bloss der Sprachgebrauch erzeugt hat (z. B. *si vous lisez, et que vous cherchiez...*), trennen; auf diese Weise konnte er mehr inneren Zusammenhang in dieselben bringen, und sie dadurch anschaulicher machen. Das Isoliren der Regeln vermehrt ohne Noth die Ausnahmen, welche, als grammatische Auswüchse, ihren Grund nicht in der Sprache selbst, sondern in den aufgestellten Regeln haben. Hr. *D.* hat unter andern von dergleichen Ausnahmen eine bey *en*, in dem Falle, wo ein auf dieses Wort folgendes *participe* nicht flectirt wird; in: „*Parmi les sauvages que j' ai fréquentés, j' en ai connu qui etc.*", soll *connu* sich nach der Ausnahme richten, da es doch, bey einer naturgemäsen Darstellung der Abwandlung der *Participes*, nach eben derselben Regel unflectirt gelassen werden muss, nach welcher das vorhergehende *fréquentés* abgewandelt wird (s. unter andern *Michaelis* bekannte Schrift über die *Participes*). — Von den Präpositionen und Conjunctionen handelt der Vf. besonders vollständig; nur wäre zu wünschen gewesen, dass er dabey *noch mehr* auf das Synonymische Rücksicht genommen hätte. Z. B. bey *en ville* und *à la ville* musste auch *dans la ville* mit angeführt werden; bey *envers* auch *vers;* bey *ne que* der Unterschied, welcher zwischen demselben und *seule-*

ment Statt findet; von *non plus* mufste er bey *aussi* sprechen, weil beide Wörter *auch* heissen, und dann dabey bemerken, dass, wenn gleich *auch* mit einer Negation stehe, doch zuweilen *aussi* gesetzt werden könne, z. B. *Eh, que ne disent-ils aussi* — —, mit dem Grunde dazu, der sich aus der Erklärung von der eigentlichen Bedeutung des *aussi* leicht ergiebt. Von *puisque* und *parceque* handelt Hr. *D.* viel zu weitläuftig, als dass er dadurch nicht beweisen sollte, er könne den Unterschied von beiden nicht recht deutlich machen.

Das empfehlungswerthe Werk No. 5 enthält in drey Abtheilungen: *Collection d'histoires intéressantes* (nach *Schröckh* und *Rollin*); in der ersten (*Lettre A*) ist: *Abrégé de l'histoire romaine*; in der zweyten (*Lett. B.*): *L'histoire romaine*; in der dritten (*Lett. C*): *L'histoire grecque.* (B und C enthalten in einem *zweyten Theile* auch Einiges von den Alterthümern beider Nationen.) Der Vf. liefert in diesem Supplement *„un livre de lecture et d'instruction progressive,"* wesswegen die Einrichtung getroffen ist, dass die drey Abtheilungen drey verschiedene Bände ausmachen, die einzeln verkauft werden, damit, wie der Verleger bemerkt, die Lehrer ganz nach dem Bedürfnisse ihrer Schüler wählen, und die Anschaffung erleichtern können.

Die Gespräche No. 6 sind nach dem gewöhnlichen Zuschnitte über die gewöhnlichen Gegenstände abgefasst; nur werden sie dadurch brauchbarer als manche ihres Gleichen, dass der Vf. Bemerkungen eingestreuet hat, welche die Grammatik und die Sinnverwandtschaft einiger Wörter betreffen. In einem Anhange werden noch besonders Synonymen erklärt, und in einem anderen, nach *Domergue* und *Caminade*, Einiges über die *Participes* gesagt. KP.

NÜRNBERG (ohne Angabe des Verlegers): *Vollständige französische Sprachlehre*, in theoretischer Hinsicht von D. *Joh. Ant. Müller.* Erster Theil. 1813. XVI u. 288 S. Zweyter Theil. 1814. XII u. 182 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In der Vorrede zum ersten Theile sagt Hr. *M.*, dass sein Werk seit Jahren bereit gelegen, und dass er es gefeilt und geordnet habe, dem Horazischen: *Nonum prematur in annum*, getreu; dass aber manche bedenkliche Fragen, die er sich „unzählige Mal aufgeworfen habe, seinen Eifer, öffentlich aufzutreten, gewaltig daniedergeschlagen, und seinen Entschluss fast entkräftet hätten"; indess „durch den Beyfall sachkundiger Männer aufgemuntert, habe er sich endlich entschlossen, seine Schüchternheit zu überwinden." Rec. zweifelt nicht, dass die hiererwähnten sachkundigen Männer eben die „Freunde" sind, welche nach der Vorrede zum zweyten Theile dem Vf. Bemerkungen über seine Grammatik gemacht haben, und ist überzeugt, dass diese Männer zu der öffentlichen Bekanntmachung dessen, was Hr. *M.* seinen Schülern mehrere Jahre hindurch vorgetragen hat, nicht gerathen haben würden, wenn sie die Schrift vor ihrer Erscheinung hätten lesen können. Denn ein Sachkundiger findet darin ganz und gar nichts, was, bey der so grossen Menge vorhandener französischer Sprachlehren, der öffentlichen Bekanntmachung *besonders* werth wäre. In den Augen des Vfs. sind die Kunstrichter sehr arge Leute, „indem manche nicht bedenken, dass es leichter ist, ein Urtheil zu sprechen, als die Sache selbst besser zu machen." Hierauf diene zur Antwort, dass Hr. *M.* eine solche Kritik für sein Buch nicht zu befürchten hat: denn Rec. hält es nicht für nöthig, sein eigenes Urtheil zu fällen, sondern er wird bloss einzelne Stellen ausheben, die jeden Unbefangenen hinlänglich in den Stand setzen werden, selbst über den Gehalt der Schrift zu urtheilen; zu gleicher Zeit wird sich daraus ergeben, wie wenig hier dazu gehöre, „die Sache besser zu machen," da es schon in so vielen Büchern geschehen ist.

Hr. *M.* schickt eine Einleitung voran, welche „die allgemeinen Begriffe der Sprache, vorzüglich in Hinsicht auf unsere Muttersprache, enthält": denn „so lange der Anfang nicht mit der Muttersprache gemacht wird, so lange wird der Unterricht in fremden Sprachen mit unsäglicher Mühe verbunden seyn"; und doch heisst es gleich darauf: „woher kömmt es, dass junge Leute, welche Latein gelernt haben, jede andere Sprache leicht erlernen? Unstreitig daher, weil sie eine richtige Ansicht erhalten haben." (Diese Einleitung hätte der Vf. weglassen können, da er jedem Redetheile eine Erklärung desselben vorsetzt.) „Das Geschlechtswort oder der Artikel steht vor den Hauptwörtern, um ihre Selbstständigkeit zu bestimmen, und den Begriffen, welche damit verbunden sind, Deutlichkeit zu geben." (Stände doch bey dieser Behauptung ein solches Deutlichkeit gebendes Wort!) Der Vf. giebt seine Einleitung, um die Sprache „gründlich und nach Grundsätzen" zu lehren, und doch kommt fast überall vor, dass die Übung die Hauptsache sey, und dass Manches bloss durch Übung gelernt werden könne, z. B. die Casus. „Das Subject ist dasjenige, von dem das Zeitwort etwas bejahet oder verneint, und das Prädicat dasjenige, was von dem Subjecte bejahet oder verneint wird. Z. B. in dem Satze: die *Sonne* erleuchtet und erwärmt die *Erde*, ist das Wort *Sonne* das Subject, und das Wort *Erde* das Prädicat, weil die Erde von der Sonne erleuchtet und erwärmt wird." Unmittelbar darauf heisst es, *Erde* sey in diesem Satze *Regimen*; die übrigen in einem Satze vorkommenden Hauptwörter hiessen *Nebenregimen*, und diese Eintheilung wird „*ethymologisch* (*sic!*) richtig" genannt. S. 11 werden „*Lehrer* und Schüler darauf aufmerksam gemacht, dass sie unmöglich die Regeln einer fremden Sprache gehörig erlernen, verstehen und anwenden können, wenn sie nicht mit den Regeln ihrer Muttersprache bekannt sind." „*ay* lautet wie *ei* in *Eisen* (doch wohl nur nach der Aussprache des Vfs.), z. B. *pays, paysan*." „Das doppelte Tonzeichen (^) kommt auf Selbstlauter, welche in der älteren Schreibart doppelt geschrieben wurden, z. B. *hôte, fête*." S. 66 wird gelehrt, dass man bey Ländern den Artikel setzen muss, wenn man „*mehr*", und ihn weglassen muss, wenn man „*weniger* bestimmt sprechen will," z. B. *Englands Reichthümer*, ist dem Vf. bestimmter, als: *Englands Könige*, und noch dazu heisst es gleich darauf: „ich kann sagen: die Städte Frankreichs, *les villes de la France*, und *les villes de France*." (Fast jede Grammatik würde dem Vf. gezeigt haben, dass er irrt, wenn er lehrt, dass (alle) Namen weit entfernter Länder jederzeit mit dem bestimmten Geschlechtsworte gegeben werden.) Hinter

dem Substantivo stehen unter anderen „alle Beywörter, welche auf den Sinn Bezug haben, also alle die, welche die Gestalt u. s. w. einer Sache bezeichnen“. „Die Nominative sind allemal verbundene Fürwörter.“ Danach muss, z. B. *wer spricht? ich!* heissen: *qui parle? je!* In dem Satze: „ich kenne eueren Bruder, und schätze ihn,“ ist *ihn* „beziehende Partikel.“ S. 141 heisst es: „*même* kann als Nebenwort oder Bindewort betrachtet werden, wenn es statt eines ausgelassenen *und* steht, oder doch dieses *und*, ohne den Sinn des Satzes zu verändern, eingeschoben werden kann;“ ohne Beyspiel! Das Imperfectum ist dem Vf. noch „halbvergangene“, das Plusquamperfectum „längst vergangene“, und das *Futurum exactum* „vorher zukünftige Zeit“. „Im Genitiv und Ablativ stehen die Zeitwörter nach allen Zeitwörtern und Hauptwörtern, welche den Genitiv und Ablativ verlangen.“ (Daran zweifelt Keiner, aber welches sind diese!) „Ein Mittelwort dient dazu, die Zeiten des Zeitworts zu bestimmen.“ „Das *défini* wird gebraucht, um eine verflossene und bestimmte Zeit auszudrücken,“ und gleich darauf heisst es: „die Handlung muss verflossen und bestimmt seyn.“ Dass man hier Zeit und Handlung genau unterscheiden müsse, ergiebt sich daraus, dass man, wenn es bloss auf die Handlung ankäme, sehr gut sagen könnte: *j'eus beaucoup de chagrin cette semaine*, was bloss desswegen nicht richtig ist, weil es hier auf die Zeit ankommt. Ferner heisst es von diesem *temps*: „Bey Erzählungen der Thatsachen der Geschichte wird das *défini* oft gebraucht, daher es auch *passé historique*, historisch vergangene Zeit, genannt wird. Doch will das nicht sagen, dass jede Geschichtserzählung mit dem *défini* gegeben werden müsse;“ ohne Beyspiele! „*Avant* und *auparavant* heissen beide *vor, vorerst, vorher*.“ „*Au moins* und *du moins*, das Erste wird gebraucht, wenn von einer bestimmten Sache die Rede ist, und das Zweyte, wenn die Sache ungewiss ist, z. B. *s'il ne le fait pas, il le pense du moins. Payez-moi au moins la moitié.*“ „Wenn die Vorwörter in einem Satze ausgelassen würden: so würde derselbe seinen Sinn verlieren.“

Rec. lässt es an diesen Belegen bewenden. Er hat mehrere angeführt, weil er nach manchen Äusserungen des Vfs. glauben musste, dass er nicht leicht einsehen würde, wie wenig Spuren des erwähnten vieljährigen Feilens sein Werk an sich trägt. Übrigens glaube Hr. *M.* ja nicht, alles Nichterwähnte sey über den Tadel erhoben; vielmehr enthält sein Lehrbuch, nebst vielen anderen Unbestimmtheiten, gar Vieles von dem nicht, was nicht wohl fehlen darf, und schon in den mehresten anderen Grammatiken steht. Um nicht zu weitläuftig zu werden, führt Rec. keine Beyspiele dieser Auslassungen an, zumal da er noch einige andere Puncte zu berühren hat, die dem Werke nicht gerade zur Empfehlung dienen. Die absichtlichen Wiederholungen, welche als Fragen über das Vorgetragene hinter vielen Abschnitten stehen, hält Rec. allenfalls zu gute, keinesweges aber die, zum Theil auffallenden, welche sich im Laufe des Vortrags häufig eingeschlichen haben. Abschreckend für den Lernenden ist es, dass Hr. *M.* öfter auf „grosse Schwierigkeiten“ dieses oder jenes Gegenstandes der Grammatik aufmerksam macht, nicht selten da, wo gar nichts Schweres ist (z. B. bey dem Unterschiede des *adjectif* und *adverbe*), und da nicht, wo wirklich Schwierigkeiten vorhanden sind (z. B. bey dem Gebrauche des *Conjonctif*, der Abwandlung des *participe* und dgl.). Rec. gehört nicht zu den Kritikern, von denen Hr. *M.* sagt: „sie werden es vielleicht mit Bitterkeit rügen, dass ich in Rücksicht der Artikel, der Declinationen und Benennung der Beugefälle dem alten Systeme getreu blieb:“ findet aber nichts Empfehlendes darin, dass der Vf. sein Bleiben beym Alten als einen besonderen Vorzug seines Buches recht angelegentlich bemerkbar macht. Wollte er in dieser Hinsicht etwas Nützliches thun: so musste er eine Untersuchung über das sogenannte neue und alte System anstellen, um zu beweisen, welches dem Genius der Sprache am angemessensten sey, und daher den Vorzug habe, nicht aber bloss sagen, dass er das neue nicht passend finde: denn daraus folgt nichts. In seinem Vortrage hat er keinen festen Gang: einmal verwirft er z. B. die Gewohnheit der Grammatiker, Register von in gewisser Rücksicht verwandten Wörtern aufzuführen, um den Anfängern die Übersicht zu erleichtern, und das Suchen im Wörterbuche zu ersparen; ein andermal füllt er ganze Seiten damit an. So führt er (auf 5 Seiten) die „vorzüglichsten Nebenwörter“ auf, „um Anfängern das Auffinden zu erleichtern,“ mit der Bemerkung am Ende: „Manche, die nicht angegeben sind, können leicht durch Übung erlernt werden.“ Eben so wenig als der Vortrag empfiehlt sich die Sprache des Vfs. So sagt er z. B.: „jede *Bewohnung* der Menschen mit Dach u. s. w.; folgen *sich* zwey *p*, so wird gewöhnlich nur eins ausgesprochen; sie haben alle Eigenschaften des Beyworts, und *unterliegen* denselben Regeln; kann ich nicht *anderst* fragen; Wesentliches habe ich *nichts* vergessen; *anwenden* und *gebrauchen* lernen; wenn das *verbe* den *Dativ* regiert d. i. nothwendig *fodert*; es ist der *Name*, die *Benennung* einer Person; *über* dieses Muster gehen alle Zeitwörter u. s. w.; ich setze *zum voraus* statt *voraus*; jemandem *neuerdings* leihen, statt *vom neuen*; *den Sintax*; Anfänger setzen oft das eine *vor* das andere, statt *für* das andere; die Nebenwörter, so wie überhaupt die Kenntniss aller *Worte*, werden am besten durch Übung, und aus guten Wörterbüchern gelernt.“

Der zweyte *praktische* Theil ist nach der Vorrede „so eingerichtet, dass er nebst dem, dass er sich an die Regeln nach der im theoretischen Theile aufgestellten Ordnung bindet, zugleich als Lesebuch dienen kann.“ Vorher heisst es: „Ich habe vorsetzlich über jede Regel zwey Aufgaben geliefert, eine französische, und eine deutsche. Die Erstere dient jedesmal als Leseübung, und zugleich um die Schüler mit dem Genius der französischen Sprache bekannt zu machen, die Letztere ist bloss Nachahmung der ersten, und soll den Schülern Gelegenheit geben, das selbst zu sagen, was sie in der ersten Aufgabe schon gesagt fanden.“ Diese Stellen geben die Einrichtung des zweyten Theils hinlänglich an, so wie zugleich die zweyte deutlich genug beweist, dass Hr. *M.*, wenigstens bey der Vorrede, zurechtweisende Freunde nicht gehört hat.

KP.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

GESCHICHTE.

Leipzig, im Kunst- und Industrie-Comptoir aus Amsterdam: *Briefe, Charaktere und Gedanken des Prinzen Karl von Ligne.* In französischer Sprache herausgegeben von der *Frau von Stael Holstein,* und deutsch von *C. W. Spazier,* geborner *Mayer.* 1812. 400 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wie sehr der nun verewigte Prinz, *Karl Joseph von Ligne,* sowohl wegen seiner Abstammung aus einem der ältesten belgischen Häuser, als wegen seiner Talente, Kenntnisse, seines liebenswürdigen Charakters und der Vielseitigkeit seines öffentlichen Lebens ausgezeichnet war, und in wie vielfacher Beziehung er auch der gelehrten Welt angehörte, haben wir bereits in seinem Nekrolog (Intell. Blatt 1815. No. 6) zu zeigen uns bemüht. In Allem, was von ihm ausging, weht ein vielgebildeter Geist, und eine hohe, reine Eigenthümlichkeit. Die Geschichte, besonders die Biographie, die Kriegskunst, besonders die praktische (er wohnte 9 Schlachten und einem Dutzend Gefechten bey, wie er selbst sagt), die Prosa, wie die Dichtkunst verdanken ihm vortreffliche Aufsätze; und so war es wohl natürlich, einem so ausgezeichneten Manne auch Vieles unterzulegen, was ihm fremd ist, weil man dadurch der untergeschobenen Sache mehr Gewicht geben konnte. Er klagt selbst in dem hier anzuzeigenden Werke S. 331 darüber: „Man hat tausend Plattheiten, tausend Abentheuer und vorgebliche Bonmots, pikante Antworten, und endlich viel schlechten Spass auf meine Rechnung geschrieben." Er gesteht, dass er überall, wo es etwas Lustiges zu thun oder zu sagen gab, keine Gelegenheit vorbey liess, aber dass er auch die Witzbolde, Possenreisser, Verblümtredner und Pickelheringe von Herzen hasste. Von dem Werke der *Frau von Stael* hat der Prinz, soviel wir wissen, nichts desavouirt. Die Briefe, die die Herausgeberin mittheilt, greifen in sehr merkwürdige Perioden des 18 Jahrhunderts von dem siebenjährigen Kriege bis zur französischen Revolution, und in das Leben der interessantesten Menschen ein. Sie sind an den König von Polen, an die Kaiserin Katharina von Russland, an Joseph II, an den Fürsten von Kaunitz, den Feldmarschall Lascy, an Hn. von Segur, an die Marquise von Coigny und an Andere gerichtet. Der Fürst giebt darin theils von der Zusammenkunft mit Friedrich dem Grossen, und von der Kaiserin, besonders von ihrer Reise in die Krimm, der er beywohnte, theils von dem Türkenkriege, worin er mitschlagender und mithandelnder Theil war, weniger aber von dem Leben am französischen Hofe Rechenschaft. Die Herausgeberin scheint bey der Auswahl der Briefe sowohl, als der Charaktere und Gedanken, nur denjenigen den Vorzug gegeben zu haben, die den Mangel der persönlichen Bekanntschaft dieses selbst in seinen kleinen Schwächen liebenswürdigen Fürsten durch todte Buchstaben einigermassen ersetzen, und seine Individualität im Wissen und Leben, in der Darstellung und Ansicht, in der Conversation und Selbstheit genügend darstellen konnten, in sofern der empfängliche Leser die Sprache des Blicks und der Stimme, des Körpers und aller seiner redenden Theile, die Bedeutung des Ausdrucks für die Bezeichnung des zusammentreffenden Moments, und jenen ganzen Zauber, in Gedanken zuzusetzen versteht, womit der Charakter einer solchen, in physischer, geistiger und moralischer Hinsicht eminenten Person die Gegenwart erhöht. Charaktere der Art, wie der Fürst ist, und wie er sich ausspricht (es ist ein vollständiger Monolog zu sich selbst und zu seinen Freunden über die Ansicht der Welt), sind selten; aber nicht aus dieser Seltenheit allein erklärt sich das warme Interesse, das alle seine Aufsätze, seine Reden, und jede seiner Äusserungen fanden; sondern ein grosser Theil dieses Interesse gehört der Verbindung an, worin der Handelnde zu seinem Leser oder Zuschauer stand. Vortrefflich ist dieses in einer Stelle von Senecas Briefen ausgedrückt, die zugleich das Gepräge des Charakters dieses Fürsten enthält. *Vir bonus cito nec fieri nec intelligi potest: nam ille alter fortasse tanquam phoenix anno quingentesimo nascitur. Nec est mirum: ex intervallo magna generat, mediocria et in turbam nascentia saepe fortuna producit; sed qui sciret, quid esset vir bonus, nondum se esse crederet, fortasse etiam fieri desperaret.* Man kennt solche Charaktere nicht, und hält es leicht, sie überall zu erkennen; man glaubt sie zu kennen, ohne sie begriffen zu haben. In dieses Interesse mischt sich bey der Frau *von Stael,* die in einem hohen Tone der Begeisterung von ihrem Gegenstande spricht, ein Gefühl, das eine Leere, die ihr bey der Erscheinung der übrigen Welt geblieben war, in ihrem Herzen ausfüllt. Sie sagt selbst mit Eschine: Wenn das schon in Erstaunen setzt, was ich von ihm erzähle: wie würde es euch ergreifen, wenn ihr ihn selber gehört hättet? — Die meisten der hier mitgetheilten Aufsätze sind theils durch mehrere Zeitschriften wörtlich wiedergegeben, theils aber auch sonst bekannt, und es würde überflüssig seyn, sie noch einmal an uns vorübergehen zu lassen; am trefflichsten sind und bleiben Gentis und Po-

temkins Charakterzeichnungen, das Gemälde von Joseph II, und das Lob Friedrichs des Grofsen, welches letztere von ganz neuen Seiten dieser herrlichen Individualität eben so herrlich in einzelnen Zügen aufgegriffen ist, obgleich wir nicht wünschen, dafs der Vf. dem Könige ins Gesicht gesagt hätte: Es liegt meinem Willen fern, ob grofse Naturbegebenheiten den Tag verkünden werden, wo sie, Sire, zu regieren aufhören; aber eine aufserordentliche Welterscheinung bleibt ein König, der einen Freystaat beherrschend eben so sehr um sein selbst willen, als seiner Rechte wegen Gehorsam und Ehrerbietung von den Gemüthern erzwingt. — Zu dem Urtheile, das bereits mit vieler Bündigkeit über die Werke des Fürsten von Ligne und besonders über das vorliegende ausgesprochen ist, möchte Rec. auf der einen Seite des Lichts und auf der anderen Seite des Schattens noch das hinzusetzen, was ihm nicht genug ausgehoben scheint. S. 73 giebt er in 5 Briefen eine reine Ansicht von seiner Individualität, woraus wir, wie aus einigen anderen Stellen, zum Theil die Räthsel lösen, die er in sich selbst findet. Von Herzen, sagt er, zur Trägheit des Geistes und Körpers geneigt, da ich in Ruhe und Unabhängigkeit glücklich mich fühle, weifs ich nicht, wie es zugeht, dafs ich diesen Zustand einerseits durch Kriegsgewühl, oder durch Auffsicht auf Truppen, oder durch Reisen erschüttere, und ihn andererseits zu Gunsten von Menschen verwende, deren Inneres oft der Mühe nicht lohnt, mich um sie zu bekümmern. — Ein andermal, wo er seine Abneigung gegen Geld, Ehrenbezeugungen und Abhängigkeit fühlt, fragt er sich, woher es komme, dafs er sein Leben meistens in allen Ländern Europas am Hofe hinbrachte. — Dann bekennt er, dafs er seinen Stand als Fremdling liebe; Franzose in Österreich, Österreicher in Frankreich, beides in Rufsland sey; „das ist das Rechte, setzt er hinzu, um aller Orten glücklich und nirgend abhängig zu seyn. — Was meine Tapferkeit anlangt: so mag sie vielleicht in die Augen fallend seyn, aber mir ist sie nicht rein; es ist etwas von Charlatanerie hineingekommen; wenn ich tiefer noch in mich eindringe: so werden mir zwanzig andere Fehler bemerklich, dann betrachte ich von Neuem des Ehrgeizes Nichtigkeit. — Seit zwey Monaten werfe ich so mein Geld zum Fenster heraus; das ist mir schon oft begegnet; aber doch auf die Art noch nicht, wenn ich gleichwohl Millionen verthan haben mag." — Alle diese Räthsel, die er in sich findet, löst nur das inwohnende höhere poetische Gemüth auf, das die Natur vom dienstbaren Tode befreyet, und wie ein Gott beseelt, um nur zu lieben. Er selbst hat dieses Gemüth in einigen Wirkungen vortrefflich gezeichnet. „Das Wort Liebe, sagt er, macht einen edeln Menschen in Thränen zerfliessen, ohne zu wissen warum; dieses Gefühls Ergufs gehört keinem Gegenstande an; man weint, ohne unglücklich zu seyn; ohne Reue über das Vergangene, ohne Furcht vor der Zukunft sehe ich den Strom des Schicksals mein kleines Leben in sich aufnehmen. Nachdem ich mich so recht wacker über mein geringes Verdienst, über meine Begebenheiten an Höfen und unter den Truppen lustig gemacht habe: gebe ich mir Beyfall, nicht schlimmer zu seyn, als ich bin, vorzüglich zu dem Talent mir glückwünschend, von Allem, was Fremdartiges mir aufstiefs, Vortheil für mich selbst zu ziehen; so beurtheile, so sehe ich mich in diesem weiten Meere, das meine Seele, wie der Spiegel die Züge des Angesichts, zurückstrahlt." — Sein Leben in Frankreich und seine Bildung durch französische Lectüre mufs seine Liebe zu Übertreibungen, sein Gefallen an Antithesen, z. B. in dem Charakter Contis und Potemkins, das Gezierte und Gesuchte, ja wohl das Unedele, das ihm hie und da entschlüpft, erklären, da es ihm sonst fremd ist. „Sie sind oft, sagt er der Marquise von Coigny, verstörter, als Verstörung anrichtend; wenn aber dieses Verstörtseyn Sie ergreift: so meldet ein sonderbares hastig überströmendes Reden sein Herannahen." Ein andermal sagt er: „Die Kaiserin hat es nicht erfahren, wie ihr bey dem Hundegeheul des letzten Reichstags mitgespielt wurde. — Die Kaiserin Katharina, die neue Cleopatra, durchzieht die Meere, nicht um Mark Antonine, Cäsare Octave zu verführen. Die neue Cleopatra verschluckt keine Perlen, sie theilt aber deren ungeheuer viel aus." Das Gespräch zwischen einem Atheisten und einem Kapuziner facht die Erinnerung an Strepsiades lebendig an. — Seine Gedanken, zum Theil Maximen, halten nicht überall die Prüfung aus, oft wird das Einzelne zu sehr verallgemeinert, das Allgemeine für das Einzelne, das Momentane für das Bleibende ergriffen, und dann wird auch wohl seine Philosophie des Lebens an der höheren Ansicht der Dinge bisweilen zur Kuplerin. Der wahre Gesellige, wie ihn *Delille* in seinem Gedichte *La conversation* und besonders in der Vorrede dazu schildert, würde noch manche interessante Seiten zum Vergleich darbieten.

Die Frau *von Staal* ist für die sehr verdienstliche Herausgabe dieser Beyträge zur Charakteristik des Fürsten und seiner Zeitgeschichte durch einen guten Übersetzer, so viel wir dieses ohne Original beurtheilen können, belohnt. Wir zollen ihr dafür unseren warmen Dank, und schliessen diese Anzeige noch mit einigen interessanten Bemerkungen für die Geschichte. Es hat wohl kein Schriftsteller die Cultur der Russen und unter den Russen so gerecht gewürdigt, als der Fürst S. 102. Dann erklärt er schon zu seiner Zeit Moskau für den Aufenthalt der Unzufriedenen, denen der Hof zum Ekel und Greuel geworden ist, und die sich hier damit gütlich thun. Er setzt hinzu, dafs die Kaiserin dieses im Allgemeinen wufste, insbesondere aber nicht wissen wollte, denn sie liebte keine Polizey über Reden. *Ich weifs es*, sagte sie, *die Herrn machen sich nicht viel aus mir: ich bin nicht Mode.* — Die von Potemkin aufgebaueten Dörfer von Pappe, die gemalten Schiffe und die Reiterey ohne Pferde sind ein lächerliches Mährchen. — Über den Bischof Platow, der sich in der neuesten Geschichte mehr namhaft gemacht hat, drückt sich die Kaiserin so aus: Er ist mir lieber als jeder Andere, den man den Göttlichen nennt; dafs ich Recht

habe, wenn ich ihn den Menschlichen nenne, sah ich gestern, als wir seinen Garten verliessen, die Prinzessin Gallizin ihn um seinen Segen bat, und er, eine Rose abpflückend, diesen Segen mit dieser Rose ertheilte.

D.

Regensburg, ohne Angabe des Verlegers: *Geschichte der altbaierischen Länder, ihrer Regenten und Landeseinwohner.* Aus den Urquellen neu und kritisch bearbeitet von C. *T. Gemeiner*, königlich - baierischem Landesdirectionsrath.

Auf einem zweyten Titelblatte:

Baiern unter königlich - fränkischer Oberherrschaft. Die Zeitperiode der baierischen Herzoge des agilolfingischen Stammes. 1810. 104 S. 4.

Eingedenk der Pflicht des Geschichtforschers (sagt der Vf.), der Wahrheit zu huldigen und ächte Lebensphilosophie zu verbreiten, schien mir damals (im Jahre 1810), da ein schweres Verhängniss auf Teutoniens Völkern gelastet hatte, den Umständen angemessen zu seyn, einen Rückblick in die Vorzeit zu veranlassen, und den Gedanken lebendig zu machen, dass im Vaterlande ein Zustand der Dinge, dem ähnlich, wieder einzutreten scheine, wie er in der Vorzeit gewesen war. In einer Note führt der Vf. an, dass jene uralte Oberherrschaft Frankreichs unter damaligen Umständen natürlicher, und daher weniger schmerzhaft war, als der Zwang, unter dem Scepter der Gothen zu leben, weil die alten Franken unsere wahren Landsleute, deutschen Ursprungs und Herkommens waren. (Gehörten denn die Gothen nicht auch zu den Völkern deutscher Abkunft? Beweiset diess nicht schon die gothische Übersetzung des neuen Testaments vom Bischof Wulphilas? Auch bedarf es keines Beweises, dass, um das Jahr 540, die fränkisch - gallische Sprache der deutschen verwandt war.) — Wenn wir die Mängel der Schreibart des Vfs., die sich schon aus der mitgetheilten Stelle beurtheilen läst, nicht weiter berühren: so müssen wir gestehen, dass vorliegende Schrift zu den vorzüglicheren Werken der deutschen Geschichtschreibung gerechnet werden muss. Die älteste Geschichte Baierns hat durch dasselbe ein so kritisches Ansehen bekommen, dass sie jetzt fast über alle Zweifel erhaben ist. Manche ehemalige Geschichtschreiber Baierns, gaben sich alle Mühe, zu beweisen, dass Baiern vor Karln dem Grossen ein unabhängiges Königreich gewesen sey. Unseres Vfs. kritische Darstellung hellt aber nicht allein diesen Umstand, sondern überhaupt die Geschichte des damaligen südlichen Deutschlands, zur vollkommenen Befriedigung auf. Zwar hatte sich Chlodewig, der Stifter der merowingischen Monarchie, der Herrschaft über die Thüringer und Allemannien bemächtigt; diese wurde jedoch seinen Nachfolgern von dem grossen ostgothischen König Dietrich bald wieder entrissen. Das Gebiet desselben umfasste Allemannien, dessen Einwohner ihm Tribut entrichteten, beide Rhätien, über welche Ein Herzog die Aufsicht führte, Noricum, Pannonien, die Thüringer, mit gewissen Vorrechten, und unter einer scheinbaren Unabhängigkeit, die Guarenen und Heruler. Das jetzige Baiern, das schon von den Römern zum zweyten Rhätien gerechnet wurde, konnte von der gothischen Herrschaft nicht ausgeschlossen seyn. Mit Theoderichs Tode (526) verschwand aber diese ausgedehnte Herrschaft des ostgothischen Reichs. Die Gothen verliessen, um ihre Kräfte der Behauptung Italiens ganz zu widmen, die am Oberrhein und an der Donau liegenden Gegenden. Diess benutzte der austrasische Theoderich, Baiern, Allemannien, und die übrigen Vorlande an der rechten Seite des Rheins der fränkischen Herrschaft zu unterwerfen. Diese Länder wurden bald Austrasien, bald Thüringen genannt. (Sollte der Name Thüringen, wie der Vf. S. 5 behauptet, wirklich so viel umfasst haben?) — Die fränkischen Könige erwarben sich das Verdienst, die Baiern, so wie andere unterworfene Völker, mit geschriebenen Gesetzen zu versehen. Diess beweiset der Prologus, und der mit demselben in Verbindung stehende Aufsatz *de legum inventoribus*, dessen Ächtheit unser Vf. gegen *Mederer* und *Wiarda* behauptet, indem er sie wenigstens als die Arbeit eines gleichzeitigen Mönches angesehen wissen will. Schon der König Theoderich von Austrasien hatte den Baiern einen fränkischen Herrn zum Herzog gegeben. Dieser war aus dem fränkischen Geschlechte der Agilolfinger. Dem Diaconus Paulus zufolge war der erste Herzog aus diesem Geschlechte Agiulf, aus einer Senatorfamilie, die von einer Tochter Chlodewigs abstammte. [Unser Vf., der Mederer anführt, scheint von des Hn. von Pallhausen 1810 herausgekommener Schrift: *Garibald, erster König Bojoariens, und seine Tochter Theodelinde*, keinen Gebrauch gemacht zu haben.] Die Erzählung von Agiulf gründet sich auf eine Sage, die der Diaconus Paulus in seiner Schrift *de episcopis Metensibus* anführt. Daher meint unser Vf., dass der erste, und vielleicht auch der zweyte agilolfingische Herzog nicht bekannt sey. Garibald I, der erste, mit Zuverlässigkeit bekannte Herzog aus dem agilolfingischen Geschlechte, wird vom Diaconus Paulus mehrmals *rex* genannt. Diess geschah, wie der Vf. behauptet, zu der Zeit, wie er sich von der fränkischen Oberherrschaft unabhängig zu machen suchte, und späterhin nicht mehr. Wenn Tassilo I, den der fränkische König Childebert zu Garibalds I Nachfolger ernannte, in einigen Handschriften des Paulus *rex* genannt wird: so ist diess der Zusatz eines Abschreibers. Garibald I wurde, durch den König Chlotar, mit der Waldrade, der Wittwe des fränkischen Königs Theodebald, und der Tochter des longobardischen Königs Warche, vermählt; die zweyte Tochter derselben, Theodelinde, ward die Gemahlin des longobardischen Autharik. Sie war erst dem fränkischen Prinzen Childebert zur Braut bestimmt, aber durch Hofränke zurückgestossen worden. Aus Rachsucht bewegte nun Waldrade ihren Gemahl Garibald, sich enger an die Longobarden anzuschliessen, und sie

beförderte dadurch den Untergang desselben. Childebert ernannte hierauf einen Tassilo I, nicht sowohl einen Sohn, als einen Seitenverwandten Garibalds, zum Herzoge der Baiern. Auf diesen folgte Garibald II, der an den Kriegen, welche die fränkischen Könige mit den Slawen (Wenden) und Avaren führten, lebhaften Antheil nehmen musste. Eine wohlthätigere Wirkung der fränkischen Oberherrschaft war die neue Durchsicht des baierischen Gesetzbuches, die der König Dagobert durch einen Agilolfinger, deren Geschlecht noch im 7ten Jahrhundert in Frankreich blühete, vornehmen liess. Diese Durchsicht hat wenigstens sechsmal Statt gefunden. Die Gesetze, die den Gegenstand derselben abgaben, dienen vortrefflich zur Erläuterung der damaligen bairischen Staatsverfassung. Der Herzog wurde vom Könige ernannt, und erst späterhin fand eine Wahl der Grossen Statt. Die herzogliche Familie verehrte schon das Christenthum, als Eustasius und Agilus, zwey vom König Chlotar abgeschickte Missionarien, ihr Bekehrungsgeschäft unter den Baiern anfingen. Ob der Bischof Rupert von 582 — 625, oder später lebte, ist noch nicht entschieden. Durch das grosse Ansehen, welches sich die Majordome im fränkischen Staate anmassten, wurden die Herzoge der auf der rechten Seite des Rheins sich ausbreitenden Völker, und unter anderen auch die bairischen, bewogen, sich eine unabhängige Regierung anzumassen. Zu diesen gehörte der Herzog Theodo I, der, den Sagen und Legenden, dem einzigen historischen Hülfsmittel dieser Zeit, zufolge, an Garibalds II Stelle trat. Mit ihm wird man durch Aribo, den Lebensbeschreiber des h. Emmeran, bekannt. Theodo II, ein Verwandter des Ersten, war derjenige, der zuerst unabhängig regierte. Diess bewies er durch die Theilung des Landes unter seine Söhne; aber sein Nachfolger, Theodebert, ward von dem Majordom Karl Martell aufgefodert, die fränkische Oberherrschaft anzuerkennen. Er starb während des darüber entstandenen Krieges, und sein Sohn Hugbert musste der Gewalt weichen. Eben dieses Schicksal hatte Odilo, und eben diesem Schicksale unterlag endlich Tassilo II, den seine Gemahlin, eine Tochter des longobardischen Königs Desiderius, zur Behauptung der Unabhängigkeit hauptsächlich aufmunterte.

Jg.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

DARMSTADT, b. Heyer u. Leske: *Auszug des Reglements* (aus dem R.), *das Exercitium und die Manövres der französischen Infanterie betreffend* (,) vom 1 August 1791. *Zum Gebrauch der Landwehr* in den deutschen Staaten, wo dieses Reglement eingeführt ist. Mit einer Kupfertafel. 1814. 136 S. 8. (10 Gr.)

Unter der Menge von Lehrbüchern und Vorschriften, mit welchen die Einbildung militärischer Halbwisser, oder die Speculation der Verleger, die zur Vertheidigung des Vaterlandes bewaffneten Bürger zu versorgen beflissen gewesen ist, gehört dieses Werk zu den schlechtesten und armseligsten. In Ländern, wo das französische Reglement eingeführt ist, wird es auch an zweckmässigen Auszügen aus demselben nicht fehlen, und in anderen Gegenden bedarf man deren nicht, und übrigens haben wir ja auch deutsche, die wenigstens eben so gut sind. Wäre es aber auch das trefflichste von allen: so würde es doch in diesem stümperhaften, ohne alle Kenntniss der Sache verfassten, eben so unnütz weitschweifigen als unvollständigen Auszuge zu nichts zu brauchen seyn. Die Aufzählung eines Schwalls von gleichgültigen, zum Theil schlecht gewählten Commando-Wörtern, wie z. B.: *Commods-Gewehr! — Stosst die Ladung! — Auf der Stelle gerührt!* u. a. m., mit einer verworrenen, wortreichen und doch dabey undeutlichen Erklärung unnöthig überhäufter, mit unter völlig zweckloser Bewegungen, ist nicht geeignet, angehende Ober- oder Unter-Officiere über den Unterricht, den sie den Recruten ertheilen, zu belehren. Von den Grundsätzen und dem Zweck der niederen Taktik hat der Vf. auch nicht den fernsten Begriff, und herzlich würde der Neuling zu bedauern seyn, der nach so fehlerhaften, ohne Ordnung durch einander gemischten Vorschriften geübt werden sollte.

Zur Ladung werden 12 Commando-Wörter und zahllose Tempos erfodert. Bey der unnützen Pedanterey von dreyerley Chargirungen ist die Anwendung der Grundsätze der Ladung vergessen. — S. 23 lässt der Vf. nach: *Setzt ab!* feuern, ohne erst wieder anzuschlagen; also gen Himmel! — Die den Landwehren so nöthige Anweisung zum Tirailliren ist ganz ausgelassen. — Der Geschwindschritt wird bloss im Vorbeygehen erwähnt. — Das Gewehr soll erst nach dem Feuern (nicht auch vorher?) visitirt werden. — Bey dem Flankenmarsch (S. 47) soll der Soldat den Fuss heben, ohne das Knie zu beugen, beym Schwenken im Marsch die Fühlung nach dem schwenkenden Flügel nehmen!! — —

Bey aller dieser groben Unwissenheit werden doch auch dem Anweisenden Vorschriften ertheilt. Nach S. 56 soll dieser die Fehler nicht selbst, sondern durch eine Mittelsperson, welcher er sie erst anzuzeigen hat, verbessern; (wahrscheinlich um die Weitläuftigkeit zu vermehren!) und ein eigener Abschnitt (S. 96, 97) belehrt den Commandanten, wie er es anzustellen habe, eine Colonne im Marsch aufzuhalten, er soll nämlich rufen: *Colonne halt!*

Rec., der die meisten Reglements kennt, glaubt übrigens recht gern, dass der Vf. das, was er ausschrieb, wirklich darin gefunden, und nichts von dem Seinigen hinzugethan hat. Es fehlt nur an dem kleinen Umstande, dass er die Meinung seiner Urschrift nicht begriffen hat; und durch unverständiges Ausschöpfen kann man es leicht dahin bringen, dass die besten Quellen nichts als trübes Wasser geben.

Kf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

METRIK.

Bremen u. Leipzig, im Comptoir für Literatur: *Anleitung zur Kunst des Versbaues. Für Schulen und zum Selbstunterricht.* Methodisch bearbeitet von *Betty Gleim.* 1814. XXXII, 72 u. 180 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Seitdem durch Voss und Hermann das Studium der Verskunst bey uns neu belebt worden, sind eine Menge Anweisungen zu derselben erschienen, worüber man sich freuen müsste, wenn diese Anweisungen auch nur mäsigen Foderungen Genüge leisteten. Allein Rec., der sie mit Ausnahme von zweyen oder dreyen, die ihm noch nicht zu Gesicht gekommen sind, alle *durchgelesen* hat, muss leider gestehen, dass er mehr Schaden als Nutzen von ihnen erwartet. Auch gegenwärtige Anleitung kann er keinesweges rühmen, wenn er ihr gleich ohne Bedenken den Vorzug vor den früheren einräumt, und die Methode der Verfasserin im Ganzen zweckmässig findet. Folgendes wird diess Urtheil bestätigen.

Das Buch zerfällt in 5 Abschnitte, welche überschrieben sind: 1) *Vorrede* (bis S. XVI). 2) *Zweck und Gebrauch dieses Buches* (bis S. XXXII). 3) *Prosodie* (bis S. 15), *und Metrik* (bis S. 72). 4) *Scandirbuch* (mit neuer Seitenzahl bis S. 78). 5) *Anhang, enthaltend Übungsversuche von* (15- bis 16jährigen) *Schülerinnen, welche nach diesem Leitfaden unterrichtet worden sind* (bis S. 180). Von diesen 5 Abschnitten hätte die Vfn., gemäss der Bestimmung des Werkes, No. 1 u. 2, deren Gegenstand sie (laut S. XIV) ja ohnehin schon in ihrer Schrift: *Einige Gedanken über Stilübungen* u. s. w., ausführlicher behandelt hat, abkürzen und in Einen zusammenziehen, No. 5 aber, welcher Abschnitt bey weitem der gröste ist, und dadurch fast als Hauptsache erscheint, auf einige kurze Proben beschränken sollen. Gewiss hätte dann auch der Verleger, zumal bey etwas sparsamerem Drucke, einen weit geringeren Preis ansetzen können.

Die Methode, welche die Vfn. beobachtet, und um derentwillen sie eigentlich ihre Anleitung herausgab, besteht hauptsächlich darin, dass sie 1) Unterricht und Übung verbindend die Regeln der Prosodie und Metrik, sobald jede einzeln erlernt ist, durch Scandiren, zuerst mündliches im Scandirbuch (von welchem weiter unten), sodann schriftliches aufgegebener Stücke, veranschaulicht und einprägt, ehe sie zur nächsten Regel fortgeht; und dass sie 2) ihre Schülerinnen nicht gleich Verse über beliebige Gegenstände machen, sondern sie zuerst gut gewählte Prosa in Verse verwandeln lässt. Sowohl die meisten anderen von der Vfn. geäusserten Grundsätze (z. B. über Stilübungen S. XXIII ff.), als auch insbesondere das eben bezeichnete Verfahren, muss Rec. durchaus billigen. Anderer Meinung ist er, wenn sie S. XXVIII f. behauptet: „*Wer seinen Stil zum Schönen bilden will, kann diess auf keinem besseren Wege erlangen, als dadurch, dass er metrisch zu schreiben versucht. — — Das giebt ihm Freyheit, Gewalt und Herrschaft über die Sprache. Gewinnt er sie dadurch nicht: so gewinnt er sie sicher nie.*" Ihrer Behauptung liegt allerdings etwas Wahres zum Grunde; aber die grosse Wirkung, die den metrischen Übungen hier beygelegt wird, haben sie nicht. Poesie und Prosa folgen viel zu verschiedenen Gesetzen, und das Schwerste in der Prosa, Periodenbau und Verknüpfung der Perioden, wird in der Poesie theils wenig, theils anders berücksichtigt.

Was die Neuheit betrifft, worauf die Vfn. in ihrem Verfahren Anspruch macht: so lässt Rec. dieselbe dahin gestellt seyn, da er zwar keine Schrift kennt, welche diess Verfahren bereits entwickelt hätte, aber doch glauben muss, dass man sich desselben schon längst bediene, wie denn Rec. selber, welcher Schulmann ist, dasselbe schon seit 5 Jahren nicht nur im Deutschen, sondern auch in den alten Sprachen beobachtet.

So viel im Allgemeinen; und nun zur Beurtheilung des Einzelnen.

Der prosodische Abschnitt, wenn er auch bey einer *überlegteren* Benutzung der vossischen Zeitmessung befriedigender seyn würde, leistet im Ganzen doch mehr, als ähnliche vor der gegenwärtigen erschienene Anleitungen. Wundern muss man sich aber, wenn weder in dieser, noch in jenen der Satz aufgestellt wird, *dass jede hochtonige Sylbe lang ist*, womit natürlich nicht behauptet wird, dass hochtonig und lang einerley sey. Durch diesen Satz kann man eine Menge Regeln ersparen. So schmelzen z. B. die von der Vfn. über die Länge ertheilten 17 Regeln auf 6 zusammen, indem No. 3, 4, 5, 7, 8, 10, 12, 13, 14, 15 und 16 wegfallen. Auch fällt *Mittelzeit No.* 6 grösstentheils weg, und die falsche Angabe (*Kürze No.* 3), dass *end* in *lebendig* mittelzeitig sey, berichtigt sich von selbst. Wer mit Opitz oder einigen Provinzen *lebendig* spricht, verkürzt *end*; das Hochdeutsche *lebéndig* kann diess *end* nie verkürzen. Überhaupt scheint uns der Begriff der Mittelzeit nicht richtig gefasst zu werden, wenn man Wörter, wie *darum, damit, daher*, welche bey doppelter Bedeutung auch

doppelt betont werden, mittelzeitig nennt, ſtatt von einem doppeltem *darum* (dárum und darúm) u. ſ. w. zu ſprechen. Schon die Grundregel, jedes zwey- oder mehrſylbige Wort müſſe wenigſtens Eine Länge haben, verſagt ja die Annahme zweyſylbiger Mittelzeiten.

Über die Regeln, welche die Kürze betreffen, bemerken wir Folgendes. *Die ſich auf Conſonanten endigenden Endſylben fremder Namen, denen ein ungedehnter Vocal vorhergeht,* erklärt die Vſn. (mit Voſs) für kurz, und *Sokrates, Pylades* u. dgl. ſind ihr daher Daktylen. Wir unſererſeits glauben ſolche Endſylben als Mittelzeiten betrachten zu müſſen, und ſchlagen folgende Regel zur Prüfung vor: *In mehrſylbigen fremden Wörtern ſind die von der hochtonigen Sylbe durch eine Kürze getrennten Sylben, ſie mögen vorangehen oder nachfolgen, mittelzeitig,* ſo daſs *Sokrates* und *Pylades* nicht nur einen Daktylus, ſondern auch einen Kretikus, *Melodie* und *Amaranth* nicht nur einen Anapäſt, ſondern auch einen Monom. troch. catal. abgeben. Denn den Kretikus können dergleichen Sylben nicht eröffnen, ſo wie auch die Endſylbe in *Sokrates* und *Pylades* mit nachfolgender Kürze zwar einen brauchbaren Trochäus bilden, wo dieſer nur dreyzeitig zu ſeyn braucht, nicht aber im Hexameter, der in unſerer von der griechiſchen und römiſchen ſo verſchiedenen Sprache ſtatt des Spondeus allerdings den Trochäus leicht aufnimmt, aber nur den vollwichtigen (—◡), nicht jenen winzigen, der nur mit einer kürzeren Mittelzeit anhebt.

Bey der Mittelzeit (No. 15) iſt uns aufgefallen, hier die Sylben *halb* und *hand* wieder zu finden, da ſie oben (Länge 17) zu den Längen gerechnet wurden. — Der Abſchnitt von der Anwendung der mittelzeitigen Sylben ſollte ebenfalls, wie die vorhergehenden, mit Numern verſehen ſeyn, um darauf im Scandirbuche verweiſen zu können. Auch wäre es beſſer geweſen, die vorhergehenden Abſchnitte ſtatt ihrer eigenen Bezifferung, oder wenigſtens neben derſelben, mit fortlaufenden Zahlen zu verſehen. Denn der Gebrauch des Buches wird unnöthig erſchwert, wenn No. 18—25 nicht 18—25, ſondern 1—8 im Abſchnitt von der Kürze, und No. 26—40 im Abſchnitt von der Mittelzeit 1—15 bedeuten. — Einen Abſchnitt von der Tonſtellung vermiſſen wir gänzlich; und doch iſt die Kenntniſs derſelben unerläſslich, wenn man wohlklingende Verſe machen will, wie dieſs auch die angehängten Verſuche der Schülerinnen deutlich zeigen.

Weit weniger, als der proſodiſche, genügt der metriſche Abſchnitt. Zuvörderſt hätten die Epitriten, der zweyte und dritte Päon, der Diſpondeus und ähnliche Füſse, die theils leere Namen ſind, theils in gegenwärtiger Anleitung nicht weiter vorkommen, bey Beſchreibung der Füſse wegbleiben ſollen, nicht aber, wie dieſs im ganzen Buche der Fall iſt, die Bezeichnung der metriſchen Hebung, *Arſis* ('), die ſchon beym Spondeus (⏊ — und — ⏊) höchſt nöthig iſt. Sodann verdiente der bloſs angedeutete Unterſchied zwiſchen Wortfüſsen und Versfüſsen ſorgfältige Erläuterung, ja der Betrachtung der Wortfüſse muſste ſogar ein eigener Abſchnitt gewidmet werden. — Weiter vermiſſen wir bey der ziemlich überflüſſigen Regel (S. 24), *daſs kein Wort am Ende des Verſes dürfe abgebrochen werden*, den keinesweges überflüſſigen Zuſatz, *daſs der Artikel, die Präpoſition und einige andere Wörter, die ſich von dem, wozu ſie gehören, nicht trennen laſſen, eben ſo wenig den Vers beſchlieſsen dürfen.* — Was eben da von der *Cäſur* geſagt wird, kann dem Anfänger wenig helfen. Und wenn es vollends heiſst: „*Der Fuſs, den man auf dieſe Weiſe theilt, muſs, wo möglich, ein Trochäus oder Spondeus ſeyn; nicht ſo gut ein Daktylus:*" ſo wiſſen wir nicht, was wir dazu ſagen ſollen, ſelbſt wenn die Vſn. vielleicht bloſs den Hexameter im Sinne hatte, ohne an andere Verſe zu denken. — Wenn ferner S. 33 geſagt wird, daſs man ſich jetzt der Alexandriner *gar nicht mehr* bediene, und daſs in jambiſchen und trochäiſchen Verſen da, „*wo das Ohr und das proſodiſche Gefühl nichts daran zu tadeln haben, auch Spondeen zuläſſig ſind, indem in dieſen Versarten Längen gegen Längen ſich kürzen können, nämlich eine tieftonige Länge gegen eine hochtonige:*" ſo iſt jene Behauptung zu allgemein, die ihr folgende Regel aber mit allen, die ihr gleichen, faſt ſchlimmer, als gar keine.

Vom Hexameter wird geſagt, es habe ſich darin zuerſt *Klopſtock*, dann beſonders *Voſs* und *Goethe* auf eine ausgezeichnete Weiſe hervorgethan, welches Lob aber nur Voſs verdient. Um nichts richtiger iſt die Regel, daſs der vierte Fuſs dieſes Verſes am beſten ein Spondeus ſey. Theokrit hat in ſeinem erſten Idyll, das aus 152 Hexametern beſteht, nur 18 bis 20 mal den Spondeus im vierten Fuſse. Bey Homer findet man 3 bis 4 Daktylen gegen Einen Spondeus; und ſelbſt in den von der Vſn. im Scandirbuch als Muſter aufgeſtellten Gedichten dürfte ſich wohl ein ähnliches Verhältniſs beider Füſse nachweiſen laſſen. „*Der 6te Fuſs,*" ſagt die Vſn. weiter, „*muſs ein Trochäus oder Spondeus ſeyn. Gewöhnlicher iſt es ein Trochäus, doch iſt zuweilen auch ein Spondeus im 6ten Fuſse von bedeutender Wirkung.*" Bey der Schwierigkeit, den deutſchen Hexameter mit einem Spondeus zu ſchlieſsen, kann die Wirklichkeit hier keine Regel abgeben. Auch hätte Voſſens Beyſpiel (S. die neueſte Ausgabe der Luiſe) die Verfaſſerin eines Beſſeren belehren ſollen.

Der Pentameter wird ſo dargeſtellt:

— ◡ ◡	— ◡ ◡	—	— ◡ ◡	— ◡ ◡	—
— —	— ◡		— ◡	— ◡	
— ◡	— —		— —		

da doch die zweyte Hälfte ſtets Daktylen fodert.

Unter den Diſtichen findet ſich auch folgendes:

„*Auch der weiſeſte Menſch kann nicht wiſſen, was denken er wird; doch*
Sicher ſoll er ſtets ſeyn, deſſen, was er wird thun."

Die Zahl der erläuterten Versarten und Strophen iſt offenbar zu gering. Es ſind folgende: 1) Der fünffüſsige Jambus. 2) Der Alexandriner. 3) Das Sonnet. 4) Der Hexameter. 5) Der Pentameter. 6) Die alcäiſche Strophe. 7) Die ſapphiſche. 8) Eine cho-

[ch]iambische. 9) Eine andere choriambische. 10) Eine daktylisch-logaoedische Strophe.

Auf Wahl des Versmaſses und auf metrische Malerey wird in einigen Beyspielen aufmerksam gemacht; die Beyspiele konnten aber zweckmäſsiger gewählt werden.

Schlieſslich wird das Nöthigste vom Reime beygebracht, unter anderen aber auch *Schmach* und *Tag* für einen guten Reim erklärt.

Das Scandirbuch liefert zuerst Wörter mit ihrer Betonung, dann Wörter und Sätze mit Angabe der Quantität, wobey zugleich immer auf die prosodischen Regeln verwiesen wird. Hierauf folgen Wörter und Sätze mit Angabe der verschiedenen darin enthaltenen Versfüſse; und den Schluſs von S. 26 bis 78 machen Gedichte und Bruchstücke von Gedichten, deren Wahl wir groſsentheils eben so wenig billigen, als daſs Vossens *siebzigster Geburtstag* in seiner frühesten unvollkommenen Gestalt mitgetheilt wird. Bey den Hexametern und Pentametern werden durchgehends die einzelnen Füſse mit der Qantität der Sylben angegeben. Übrigens erschweren manche Fehler der Vfn. und viele des Setzers den Gebrauch des Scandirbuches. Zur Probe diene die Scansion folgendes Hexameters:

— ᴗ ᴗ — ᴗᴗ — ᴗ — — — ᴗ
Grad' ins Ge | sicht, || Hya | cinthus, | dir selbst. | Da er- |
— ᴗ ᴗ — —
blaſste mit | einmal —

Die angehängten Gedichte der Schülerinnen entsprechen der mangelhaften Anweisung, und konnten im Ganzen ohne alle Anweisung eben so gerathen.

CH ST D.

SCHÖNE KÜNSTE.

Cassel u. Marburg, b. Krieger: *Novellen und Avantüren* (Abentheuer?) *aus dem Gemälde unserer Zeit.* 1814. 195 S. 8. (18 Gr.)

Wenn man Zeit hat, sich durch den monotonen Schwall der jeden unbedeutenden Zustand und Umstand beschreibenden oder umschreibenden Geschwätzigkeit — die dem Gedrängtheit fordernden Novellenstile ganz zuwider ist — hindurch zu arbeiten: so wird man in diesen zwey Erzählungen, besonders der zweyten, — die auf dem Titelblatt als No. 2 angekündigte *dramatische Scene* ist uns der Vf., der Verleger oder der Drucker schuldig geblieben — auf manche gemüthliche Situationen und niedlich gemalte Schilderungen eines einsamen, behaglichen Lebens stoſsen. Reiche, neue Erfindung und dichterische Kraft würde man hier vergeblich suchen; eben so wenig entspricht eine charakteristische Wichtigkeit der Personen der Weitläuftigkeit aller sie angehenden Beschreibungen. Die erste dieser Erzählungen: *Die Husaren. Novelle aus dem letzten Kriege in Preuſsen*, steht der zweyten ohne Vergleich nach. Die in jener vorkommende Demoiselle *Minna*, die sich im Anfange, beym Anblicke von ihren Veilchen, so naiv sorglos über den Krieg stellt, der ihre Gegend umgiebt, will gleich darauf beym Anblick eines bettelnden Soldatenkrüppels in Ohnmacht fallen, und läſst beym Gruſse eines Officiers, der zur Einquartierung gekommen ist, vor Schrecken die Gieſskanne aus der Hand sinken. — Da dergleichen Erscheinungen heut zu Tage kaum zu entgehen ist: so wird das gute Kind der Nervenschwäche schwerlich entkommen. Schon scheinen ihre Nerven, verfeinert, zu musikalischen Übergängen geneigt; der Schreck wird ein zündender Blitz, das arme Hürchen brennt lichterloh in Liebe zu dem erschreckenden Gegenstand. Über einer Einquartierungs-Beschwerde trocknet sich dieser gleich Thränen aus den Augen, die natürlich für Minna Perlen sind, und als er seine Geliebte verlassen und mit seinen Husaren vorrücken soll, sinkt er selbst in Ohnmacht. O Ohnmacht, du groſser Souffleur aller unmächtigen Schriftsteller!

In der zweyten Novelle: *Der einsame Flüchtling in den Schweizeralpen*, ist der Spaſs der Verwandten mit der Maskirung als Soldaten, die den Flüchtling gefangen zu nehmen kommen, ihn aber mit der Nachricht seiner Begnadigung vom König überraschen wollen, etwas derb. S. 101 befindet sich ein possierlicher Druckfehler in einem angeführten, bekannten Volksliede, das der alte Diener des Flüchtlings, der den Witz als *Sancho-Pansa* machen muſs, singt:

Im *Magen*,
Am *Maihen*
Sich freuen alle Knaben und Mägdelein!

In beiden Novellen ist der groſse Augenblick des ersten Kusses uns nicht erlassen, vielleicht gar vom Vf. als der Gipfel des Rührenden und Romantischen gedacht, und es heiſst davon (in beiden Erzählungen ziemlich gleichlautend) also (S. 127): „Er drückte sie leise und sprach *aus der höchsten Fülle des Gefühls*: O Jucunde! wie schön ists doch in diesem Garten und an diesem Abend!" Er fühlte einen sanften Druck von Jucundens Hand und preſste sie schweigend an seinem Mund. Nachtigallentöne u. s. w., süſse Pause u. s. w., und Herrmann stürzte zu ihren Füſsen. „Jucunde," sprach er, „herrlichstes Mädchen, liebst du mich, o vollende das Glück meines Lebens!" Sie sank mit einem Strom von Thränen in seine Arme. Kuſs und Händedruck u. s. w. und *Himmel und Erde schwanden* vor den wonnetrunkenen Blicken der Liebenden.

Wir empfehlen dem Dichter dieser ganz neuen, herzzerreiſsenden Scene, als ein Seitenstück zu lesen, die Liebesscene in Tiecks gestiefeltem Kater.

—us.

Berlin, b. Sander: *Anna*, Trauerspiel in 5 Acten. Von *Maltzahn.* 1814. 106 S. kl. 8. (12 Gr.)

So wenig wir dem Vf. dieses Trauerspiels die poetische Gabe überhaupt absprechen wollen, ja so wenig, nach manchem Schönen in diesem Drama, wir dieſs können: so möchten wir doch aus der vor uns liegenden Probe keine groſsen *dramatischen* Hoffnungen für den Dichter schöpfen. Recht anziehend ist der Anfang des Stücks; die beiden Geschwister, die zur Nachtzeit bey Lampenschein zusammen kommen, in einem alten wunderbaren Buche zu lesen, weil der

Vater, ein Waffenschmid zu Aachen, sie den Tag über gar streng hält, die Tochter aus dem Reich der Phantasie an die Arbeit, den im Kloster unterrichteten Sohn von seiner frommen Sehnsucht vor den Anbos verweist — bringen eine recht gemüthliche Situation hervor; und das Buch selbst, ein magisches Werk, das der Bruder arglos im Kloster abgeschrieben hat, sich und der Schwester die wunderbaren Geschichten einzuprägen, macht die Erwartung eines recht schönen Sinnes im Leser rege, da es, während es den Bruder in seiner Gemüthsruhe bestärkt, die Schwester bezaubert und mit einem Liebesbild erfüllt; doch wenn die Geschwister nun darauf eine höchst alltägliche Geschichte aus dem Buche lesen, sinkt des Lesers Hoffnung schon gar sehr, und man ersieht aus dem Fortgange mehr und mehr, dass dem Vf. die haltende und gestaltende Kraft des Dramatischen — wenigstens bis jetzt — nicht eigen ist. Die Diction ist im Ganzen kraftlos, auch vielfach unmelodisch, nicht sowohl hart, als weichlich, und man sieht eine unmächtige Form mit einem an sich poetischen Stoffe ringen. Ob diess Trauerspiel auf irgend eine Chronikensage sich gründe, ist Rec. unbekannt; die geschichtlichen Züge desselben lassen mehr auf eine ganz freye Erfindung schliessen, und da z. B. die Jahreszahl 818 ausdrücklich angegeben ist: so konnte wohl der Dichter dem Kaiser Ludwig dem Andächtigen, der damals wenig über vierzig Jahre zählte, nur willkührlich ein *weisses Haupt* zuschreiben, wie S. 9 geschieht; oder wenn ihm irgend eine Sage wirklich ein frühzeitiges Greisenhaar, ob dem Kummer, den ihm seine Hausverhältnisse verursachten, zutheilt: so konnte diess hier näher bestimmt werden. Die Hexe *Brunhild*, die eine Hauptrolle zu spielen hat, scheint ihre Rolle gar nicht zu wissen; der Vf. zieht sie an einem spinnewebenen Zauberfaden auf dem Theater her und hin, und scheint befriedigt zu seyn, wenn sie nur rechte Hexensprünge macht. Eigentlich schläft in dem Mütterchen eine Anlage zur Schwärmerey, und sie scheint mit *Anna* ein ähnliches Schicksal gehabt zu haben, durch unglückliche Liebe ins Zaubern gerathen zu seyn. Die Scene, wo sich Anna in der Hexenwohnung befindet, und nach genossenem Zaubertranke den rothen Mantel der Hexe zum Brautkleid, die Zauberkräuter zum Brautkranz verlangt, ist dessen ungeachtet die vorzüglichste im ganzen Stück, das überhaupt als eine mit matten Zügen gemachte Skizze zu einer poetischen Ausführung, am besten zu betrachten ist. Die gegenwärtige Gestaltung des Vorwurfs ist auch eben so wenig rein eigenthümlich, als kräftig. Der alte Schmid *Reinhard*, der sein Kind als Hexe anklagt, um dessen Seele zu retten (der Name Reinhard ist übrigens recht gut gewählt), ist ein unverkennbares Nachbild des alten *Thiebaut d'Arc* in der Johanna, aus der sich hier noch Mehreres herleiten läfst: denn *Pipin* leugnet und vertritt trotz *Dunois* die Hexenschuld Annens, und hält sentimentale Reden hierüber; *Anna* gewinnt immer mehr Ähnlichkeit mit Gretchen im Faust — Ähnlichkeit ist nur hier ein zweydeutiges, unschickliches Wort — Pipin kommt in ihren Kerker, und wird, wie Faust, nach kurzer Umarmung standhaft zurückgewiesen. So könnte man der Entstehung des Ganzen in des Dichters Phantasie wohl ziemlich auf den Grund kommen; und in sofern wir diese Tragödie als ein Jugendwerk betrachten, gereichen die angedeuteten Muster dem Vf. zur Ehre. Die Trochäen, welche im Stück den Jamben vermischt sind, stehen so nachlässig und holpricht da, dass man in diesem Wechsel selten eine reifere Überlegung bemerkt. Die in den jambischen Wendungen bisweilen angebrachten Anapästen und Trochäen sind verunglückt; nur in der Scene bey der Hexe ist ein ähnlicher Versuch (S. 51) gelungen. Bey allen Schwächen dieses Stücks, verräth der Vf. dennoch Anlagen, und verdient, zum reiferen Studium der poetischen Kunst, welche poetische Natur voraussetzt, ermuntert zu werden.

—us.

BERLIN, b. Schmidt: *Connexionen*, oder *der Weg zum Amte*. Ein Lustspiel in 5 Acten. Von *T. H. Friedrich*. 1815. 164 S. 8. (16 Gr.)

Die Erledigung einer Gerichtshalterstelle, um welche sich mehrere groteske Figuren zugleich mit einem würdigeren Competenten bewerben, setzt eine Menge weiblicher, altjüngferlicher, räthlicher und subordinirter Individuen, die sich mit verschiedenem Interesse für die verschiedenen Bewerber verwenden, in einen partbieenweise komischen und unterhaltenden Aufruhr; vorzüglich getroffen erscheint das Komische in den Gestalten des Doctors Quecksilber und des Stallmeisters, dagegen ist die Dummheit und Unwissenheit des Justiarcompetenten George Rindsbaut übertrieben, und an mehreren Stellen in der Übertreibung wieder nicht gehalten, z. B. wenn der feige Bube, der dem Vater jedes Wort der Anreden nachbuchstabirt, bey derselben Gelegenheit, die Familienbilder der fremden Wohnung betrachtend, dieselben in ihren Stellungen nachahmt; die Weiber sind in unserem stehenden Komödien- und Kleinstädter-Typus, desgleichen ist der Hr. Bocksleder, dessen weitläuftige Erzählung am Eingange, wie die historische Deduction am Schlusse des Stücks, sehr abgeschmackt und langweilig sind, schon dagewesen; indessen mögen solche Figuren zu den stehenden Masken *des* Theaters gehören, das sich das Publicum von heute zu seiner Lust erkoren hat. Das gegenwärtige Stück ist, einiges Schleppende und ganz dem Schlendrian dieser Komödiengattung Nachgeleyerte abgerechnet, ziemlich leicht und lebendig gehalten, und wird sich, wenn hie und da noch ein paar Redensarten abgeschnitten werden, auf der Bühne recht vergnüglich und gut ausnehmen, ob es gleich in keinem Fall den Eindruck eines ausgezeichnet Komischen und Neuen im Publicum zurücklassen kann. Die Scene des mit Gürge Rindshaupt angestellten Examens, für den die vom Vater desselben der Frau Räthin mitgebrachten Hähne im Korbe antworten, womit sich auch der examinirende Herr Rath, beym Lob der schönen Hähne von Seiten seiner Frau, begnügt, so wie das: *memento mori!* das der Doctor dem kranken Grafen zuruft, um ihn von der Furcht zur Zusage zu bringen, sind wirklich lachenerregende Einfälle.

—us.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

GESCHICHTE.

Ulm, in der Stettinischen Buchhandl.: *Gemälde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegs-Scenen, auch anderer interessanter Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen.* Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung dargestellt von *Samuel Baur,* Dekan der Diöcese Alpeck, und Prediger in Alpeck und Göttingen bey Ulm. 1811. III Band. 1812. 388 S. IV Band. 378 S. V Band. 1813. 370 S. VI Band. 1814. 370 S. 8. (5 Rthlr. 8 Gr.)

Die ersten *zwey* Bände dieses Werkes sind recensirt J. A. L. Z. 1811. No. 135. Der *dritte* Band enthält: 1) Revolutionen in Sicilien im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt. 2) Dieselben im vierten Jahrhundert v. Chr. Geburt. 3) Rebellionen und Verschwörungen unter der blutigen Regierung des K. Tiberius, 14 — 37 n. Chr. Geb. 4) Albigenser und Waldenser. Scenen religiöser Verfolgungswuth aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert. 5) Falieris Verschwörung in Venedig 1355. 6) Wiedertäuferische Unruhen und Greuelthaten in den Jahren 1533 — 1536. 7) Streitigkeiten und Fehden zwischen Bischof und Edelmann in der Mark Brandenburg. Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des XVI Jahrhunderts. 8) Verschwörung in Genua 1547. 9) Volksempörung zu Palermo 1772. 10) Revolutionen in Schweden 1772. Mit diesen schliesst sich der III Band. Der *vierte* enthält 1) Revolutionen in Ägypten, in den letzten zwey Jahrhunderten v. Chr. Geburt. 2) Gemälde der Regierung des K. Caligula, und Verschwörung gegen denselben. 3) Die Eroberung Roms durch die Gothen unter Alarich 410. 4) Revolutionen in der Schweiz 1307. 5) Unruhen in Schottland im XVI Jahrhundert. 6) Verfolgung der Hugonotten in Frankreich, unter Heinrich II und Franz II, 1547 — 1560. 7) Französische Bürgerkriege unter Karl IX, 1562 — 1570. 8) Die Bartholomäusnacht 1572. — Vortrag, Ordnung, Darstellung, Ton, Diction, Ausdruck, sind den zwey vorigen von uns bereits angezeigten Bänden im guten und nicht guten Sinne gleich. Ohne unsere Erinnerung fühlt man den Mangel der charakteristischen Bezeichnung der Begebenheiten an der blossen Aufzählung des Inhalts, und eine Vereinigung des Trennbaren, wie eine Trennung des Vereinbaren. Die Einleitungen, die jeder erzählten Begebenheit vorhergehen, sind bald von der früheren Zeit, bald von der geographischen Lage des Landes, bald von einer mitverwandten politischen oder moralischen Idee hergenommen. Mehrere derselben sind gelungen, aber die meisten nicht, z. B. gleich die erste des dritten Bandes, wo es heisst: „Das Klima, die Fruchtbarkeit und die Schönheiten Siciliens machen es zu einem *der anmuthigsten* Länder in *der Welt*" (das sollte kein Geograph und Historiker sagen). „Man *vermuthet,* dass die Erdbeben von den *innerlichen* Erschütterungen *herrühren,* die von *den frühesten Zeiten* bis *auf die unserigen,* wiewohl in verschiedenen Graden von Heftigkeit, die *Eingeweide der ganzen Erde,* insbesondere aber des Bergs Ätna, *durchwühlt haben.*" (Aufrichtig gefragt: was soll das heissen?) „Der Aetna ist einer der *grössten* Vulkane der *Welt.*" (Das ist er nicht.) — In der Einleitung zu den Bebellionen und Verschwörungen unter der blutigen (was für ein Beywort will der Vf. zu den nachfolgenden, weit grausenvolleren Regierungen wählen?) Regierung des römischen K. Tiber heisst es S. 117: „Rom stellte unter *Octavian* ein *verabscheuungswürdiges* Gemälde mannichfaltiger *Lüderlichkeiten* dar. Je *unnatürlicher* die Wollüste waren, für desto *verfeinerte* hielt man sie." (Der Vf. hätte mit anderen und treffenderen wenigen Worten den Zustand aller Staaten darstellen können, worin sie sich in dem Augenblicke des Erwachens der ästhetischen Cultur befinden; dadurch wäre dann das Gemälde von Rom nicht durch Schilderung der Lüderlichkeiten verzerrt worden.) Wozu die Diatribe S. 54? „Es giebt kein Land der Erde, das nicht von einer Zeit zur anderen die Schrecknisse des Kriegs erfahren, und unter seinen Verwüstungen geseufzt hätte." „Es läst sich, setzt er hinzu, kein Krieg denken, der nicht zahlloses Ungemach in seinem Gefolge hat." In der Einleitung zu der Geschichte der Albigenser findet er das erste Verderben der Christusreligion in der wissenschaftlichen Behandlung. Hieraus würde folgen, dass alle Secten, die sich nicht von der Gefühlreligion, z. B. Pietisten, mährische Brüder u. s. w., entfernten, der Christusreligion näher geblieben wären. Das Hauptverderben der Christusreligion hätte besonders in der Annahme des Charakters eines jeden Volks gesucht und daraus erklärt werden sollen. So erbte sie in Ägypten den contemplativen, in Griechenland den schwatzhaften Sophisten-; in Rom den Herrscher-Geist. Warum hat der Vf. den erzählten Streitigkeiten zwischen Bischof und Edelmann in der Mark Bran-

denburg (wie der Ritter Minkwitz den Bischof von Lebus in dem Städtchen Fürstenwalde überfällt) keine Einleitung vorangehen lassen, worin er das Streben zur Unmittelbarkeit als den Hauptgrund aller Fehden damaliger Zeit entwickelte? In der Einleitung zur Verschwörung in Genua ist die Geschichte Genua's bis zur Einführung der republicanischen Verfassung, S. 274, wörtlich aus Spittlers Staatengeschichte entlehnt, ohne angeführt zu seyn, nur mit der einzigen Abänderung, dass, wenn Spittler sagt: Überdiess war unter den Welfen und Gibellinen ein eben so wildes Treiben gegen einander, der Vf. aus den Welfen und Gibellinen Aristokraten macht, da doch die Spinola's und Dorias, Chefs der Gibellinen, und die Frieschis und Grimaldis, Chefs der Welfen, weder Freunde noch Feinde der Volkspartey waren. In der Einleitung zu den Revolutionen in Ägypten (IV Band) fängt er mit der natürlichen Beschaffenheit Ägyptens, den merkwürdigen Gebäuden, Obelisken, Pyramiden, der ältesten Geschichte Ägyptens, an, und geht zu seinem Verfall, zur Geschichte Cäsars über. Wir hätten hiebey, wenn wir diese zu weit ausgesponnene Einleitung auch entschuldigen wollten, die neueren und neuesten Entdeckungen benutzt gewünscht. Der Verfall Roms in der Einleitung zur Eroberung Roms durch Alarich befriedigt so wenig, dass wir eine treue Copie aus Montesquieu, Meiners, Gibbon, selbst Schmidts Geschichte der Deutschen vorziehen würden. Gegen die Wahrheit der mitgetheilten Begebenheiten ist weniger zu erinnern, in wiefern man sich mit dem Gewöhnlichen begnügt; man findet daher Gelons Rede, die Rede Nicolaus nach dem Siege der Syrakusier über die Athenienser wörtlich, die Geschichte Raimunds von Toulouse, Arnolds von Brescia, des Grafen Simon von Montfort, die wiedertäuferischen Unruhen, die Geschichte Wilhelm Tells, der Catharina von Medicis u. s. w. so wieder, wie man sie aus den Handbüchern kennt. Doch soll damit nicht gesagt seyn, dass der Vf. überall nur den betretenen Weg einschlug. So sind z. B. die Greuel der *Judicia majestatis* III B. S. 138 gut gezeichnet, obschon sie übrigens nicht von Tibers Zeiten allein herzuleiten sind, sondern durch die *Lex Julia de Majestate*, und die *Cognitiones extraordinarias* bereits unter August gegründet waren. Manches Anstössige weiss Rec. nicht anders, als durch den Mangel an Besonnenheit und an passendem Ausdruck zu deuten, z. B. S. 86, III Bd.: Glücklicher Weise bekam Dion schon in dem Alter, wo die noch *neue* Seele sich den Eindrücken, die man ihr geben will, so leicht öffnet, einen Mann zum Lehrer. Plato hütete sich, den Leidenschaften Dionysius des Jüngeren *vor dem Kopf* zu stossen. S. 123: In einem militärischen Staate ist nicht nur das Volk, sondern der Thron selbst in Gefahr, von einem *Ungewitter* betroffen zu werden, das aus *der miltärischen Gewalt* entsteht. S. 172: Der heilige Vater Innocenz III, der die *dreyfache* Krone trug, sendete ausserordentliche Legaten mit der Vollmacht, alle Ketzerey *auszufegen*. Die gesammte Geistlichkeit schloss sich an ihn *bereitwillig* (?) an. Das von dem Grafen Simon von Montfort errichtete Tribunal, wo der Verdacht statt des Beweises, der Schein statt eines Verbrechens galt, wird S. 180 ein bis jetzt auf dem Erdboden ganz unbekanntes Gericht der Gerechtigkeitspflege genannt. Was war Sejans (Tibers Ministers) Gericht anders, das der Vf. kurz vorher so dargestellt hatte? Was Albas Blutrath unter Vargas? Was der *Comité du salut public* unter Robespierre?

Inhalt des *fünften* Bandes: 1) *Römische Thronrevolution im Jahre* 505 *vor Chr. Geb.*, oder die Geschichte der Entthronung Tarquins des Stolzen, mit einer Einleitung über Revolutionen, über Roms Entstehung und älteste Staatsverfassung, und mit dem Schlusse, dass Brutus seine Söhne hinrichten lässt. Die Einleitung über Revolutionen, die am meisten bey den edelsten, am wenigsten bey thierischen Nationen vorfallen sollen, ist, wie in der Einleitung über die älteste Verfassung Roms die Hauptidee, schief gegriffen: denn in letzter Hinsicht ist der Gesichtspunct verfehlt, dass die Verfassung Roms eine Municipal-Verfassung war, und seyn musste. Die abgehandelte Revolution war übrigens gar keine Thronrevolution, und es ist falsch, dass Freyheitsliebe den römischen Staat gründete. 2) *Freyheitskrieg der Griechen gegen den Perser-König Xerxes* 480 vor Chr. Geb., fortgeführt bis zu den Siegen der Griechen bey Plataea und Mykale. Hier wäre eine Einleitung über die militärische Organisation der persischen Nation, über die vielseitigen Gründe des Nationalhasses zwischen Griechen und Persern, über den Einfluss der Emigranten, der Pisistratiden und des Wahrsagers Onomacritus, und der thessalischen Fürsten nicht unpassend gewesen. Der (angebliche) Brief des Xerxes an den Berg Athos, den der Vf. wörtlich einrückt, und das Geisseln des Meeres, das er ebenfalls beschreibt, ist so wichtig nicht, als die Musterung des Heeres nach Völkerschaften, die er nicht beschreibt. Ob Xerxes so sehr Despot war, als ihn der Vf. macht, lässt Rec. dahin gestellt seyn. Das Bestechungssystem, das Xerxes gegen Pausanias und Themistokles befolgte, verdiente auch eine Stelle. Nicht 300 Spartaner fielen allein bey Thermopylae, sondern auch 700 Thespienser. Nicht bloss Ehr-, sondern auch Geld-Geiz war ein Zug in Themistokles Charakter. 3) *Verschwörung gegen Alexanders des Grossen Leben* 330 *vor Chr. Geb.* Die Verschwörung des Philotas und die Hinrichtung des Parmenio, mit einer Einleitung in Alexanders Leben. Der Vf. hat Unrecht, in Alexander nur den wilden Eroberer zu sehen. Philotas war wohl noch unschuldiger, als ihn der Vf. macht. Was heisst das: Alexander steckte im *trunkenen Muthe* den Tempel von Persepolis in Brand? 4) *Revolutionen in Spanien von* 711 *nach Chr. Geb. bis* 1492, betrifft die Geschichte der Mauren bis zu ihrer Vertreibung aus Spanien. Der Zeitraum ist in Beziehung auf den Plan, als einer lang fortlaufenden Geschichte fremd, viel zu gross, und Vieles in der Geschichte der Mauren war fern von aller Revolution. Die Gothen, von denen der Vf. spricht, sollen Westgothen heissen, nicht Gothen: denn ein eigentlich gothisches Volk gab es zu der Zeit ohne Art nicht mehr. Was er der Gewalt der

römischen Kirche zur Zeit des befestigteren Christianismus aneignet, war Gewalt der Bischöfe, die ohne merkbaren römischen Einfluss ein wahres einheimisches klerikalisches Dominat errichtet hatten. Die Übergabe der Städte in Frankreich war meistens das Werk des westgothischen Königs Witiza; und weswegen löst der Vf. die Räthsel nicht, dass die arabischen Eroberungen bey dem Wechsel des Gouvernements und Gouverneurs, bey der Uneinigkeit der Armeen immer weiter griffen, warum die Wissenschaften, warum der Handel so gediehen, was Europa den Arabern namentlich verdankt? Warum übergeht er die Endigung des Kalifats von Abdalrahman? die Ansiedelung der Moraviden und ihre Folgen? das Emporkommen der Almohaden? u. s. w. Das Alles waren im eigentlichen Sinne meistens Revolutionen, und dabey nicht ohne Interesse! Doch Rec. würde bis zum Schlusse dieser Geschichte noch viel zu fragen haben. 5) *Belagerung von Malta durch die Türken im Jahre Chr.* 1565, mit einer Einleitung über Malta und die malteser Ritter, die von Malta und den malteser Rittern eben so wenig genügt, als die Abhandlung Soleimanns Verdienste hinlänglich würdigt, und die Vertheidigung La Valettes kritisch genau darstellt. Rec. erinnert sich in *Schillers* Thalia einmal einen kritischen Aufsatz gelesen zu haben, woraus der Vf. wenig geschöpft hat. 6) *Bartholomäusnacht oder das Blutbad der Hugonotten* 1572. Fortsetzung und Schluss eines Aufsatzes vom 4. Bande. Die Bartholomäusnacht läuft nicht bis zum Tode Karls des IX, bis wohin mit Einschluss des sogenannten vierten Religionskriegs, und der Abreise des Herzogs von Anjou nach Polen, der Vf. diese Begebenheit wider ihren Begriff fortführt. Es ist nicht fein, dass der Vf. hier die zu Zürich bey Ziegler 1797 erschienene Biographie Heinrichs IV, Königs von Navarra und Frankreich, fast wörtlich ausgeschrieben hat, ohne sie zu nennen. Die Geschichte dieser Nacht hätte der Vf. beträchtlich erweitern können, wenn er die im Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegs-Kunst (Wien 1811) wiederholten Nachrichten über dieselbe gekannt haben würde. 7) *Hinrichtung der Königin Maria von Schottland* im Jahre 1587, mehr nach Robertson, als nach Stuart, und mehr nach Stuart als nach Whitaker, ohne einen zu nennen. 8) *Aufstand der baierischen Bauern* 1633 — 1634, und 9) *Schlacht bey Pultava* 1809, fast ganz nach Stövers Jahrhundert I Theil, ebenfalls ungenannt.

Inhalt des *sechsten* Bandes: 1) *Empörung zu Lüttich, in den Jahren* 1465 — 1468. Der Vf. hätte die *Memoires de M. Olivier de la Marche* fleissiger benutzen sollen. Karl der Kühne war mehr inconsequent, als planbefolgend, mehr wild, als eroberungssüchtig und tapfer. Die kluge *Verweisung* der Gewalten in Lüttich sollte bloss Vertheilung der Gewalten heissen: denn klug war sie gewiss nicht. 2) *Kronrevolution in Konstantinopel in den Jahren* 1511 — 1512. Der Vf. hätte wohl gethan, die Geschichte Bajazet I vorauszuschicken, um diese Kronrevolution in ihrer Verbindung und Entstehung begreiflicher zu machen. Unpassend ist der Eingang in Ausdruck und Sache: Bajazet II verliess den unterjochten Orient, um die Waffen in den Occident zu tragen, und die untergehende wie die aufgehende Sonne in Menschenblut sich spiegeln zu sehen. 3) *Eroberung und Verwüstung Roms unter Papst Clemens VII* 1527. Wenn der Vf. sagen kann; dass in keinem Lande die Furie des Kriegs und der Zwietracht furchtbarer gewüthet, und grausamere Verwüstungen angerichtet habe, als in Italien: so hat er Vergangenheit und Gegenwart, Zeit und Dauer, Heimath und Vaterland, Land und Erde vergessen, und vermengt. — Unerwiesen ist, dass Clemens die deutschen Becker in der Tiber habe ertränken lassen. 4) *Die heilige Ligue* 1574 — 1589 als Fortsetzung der im IV und V Bande dargestellten Geschichte und Folgen der Bartholomäusnacht. Fast wörtlich ausgezogen aus der (vom Prof. *Dominicus*) 1797 herausgegebenen Biographie Heinrichs IV, ohne sie zu nennen; der Vortrag des Vfs. wird dadurch sehr ungleich. 5) *Französische Kronrevolutionen in den Jahren* 1589 — 1596; als (angebliche) Vollendung des Gemäldes bürgerlicher Unruhen in Frankreich. 6) *Verschwörungen gegen das Leben K. Heinrichs IV. von Frankreich* 1593, 1594 *und* 1610. Diese Erzählung nimmt mit der von No. 4 an allein 173 Seiten ein, und hat dem Vf. am wenigsten Mühe gemacht. 7) *Revolution in Portugal im Jahre* 1640. Meistens nach Vertot, wie Rec. sich überzeugen musste, ohne von Birago und Menezes Gebrauch zu machen. Rec. hat die von Hagemeister 1796 zu Berlin herausgegebene Biographie: *Don Juan von Braganza*, nicht zur Hand, um zu vergleichen, was der Vf. von ihm an- und aufgenommen hat. 8) *Grosser Aufruhr in Neapel* 1647. Die Geschichte Aniello's ist, wenn man sie bloss nach Hülfsmitteln, besonders deutschen, vortragen will, die meistens Erzählungen nach dem Grafen von Modena sind, mit wenig Schwierigkeiten verknüpft. 9) *Schwedischer Einfall in die Mark Brandenburg, im Jahre* 1674. So glorreich der Sieg bey Fehrbellin über die Schweden war (ihre Nachbarschaft kann man fast mit der französischen in Hinsicht des Drucks vergleichen): so ist doch dieser Sieg nicht als die erste Stufe der Hoheit und des Glanzes zu betrachten, zu welchen das brandenburgische Haus in der Folge gelangte. Ein Kurfürst, wie Friedrich Wilhelm, der schon vor dieser Schlacht fast 35 Jahre vorgearbeitet hatte, und der den Sieg noch 13 Jahre gleich planmäsig in allen Theilen zu benutzen wusste, war zur Gründung dieser Hoheit unentbehrlich. Der Sieg verminderte bloss einige ihr entgegenstehende Hindernisse; der Hauptgrund blieb immer der ganze Kurfürst.

H. P. E.

Leipzig, b. Hinrichs: *Kleine Weltgeschichte oder compendiarische Darstellung der Universalgeschichte für höhere Lehranstalten* von *K. H. L. Pölitz*, ordentl. Professor der Geschichte auf der Universität Wittenberg u. s. w. Zweyte, neubearbeitete Auflage, 1814. XVI und 365 S. 8. (21 Gr.)

Weltgeschichte ist das Erhabenste, was die Geschichtschreibung darzustellen vermag. Sie ist das Re-

sultat aller historischen Nachrichten, die uns die Entstehung, die Ausbildung, die Schicksale, und den gegenwärtigen Zustand des Menschengeschlechtes, in einem leicht zu übersehenden Zusammenhange, in einem anziehenden Gemälde, vor Augen stellen. Dieses Gemälde muss aus grossen, sich auf einander beziehenden Gruppen zusammengesetzt seyn; es muss die universalhistorischen Begebenheiten, das heisst, solche Begebenheiten, die auf das ganze Menschengeschlecht, oder doch auf einen grossen Theil desselben, einen entscheidenden Einfluss gehabt haben, in einer lichtvollen Ordnung an einander reihen. Solcher Begebenheiten hat jeder Zeitraum vielleicht nur wenige aufzuweisen. Diese müssen die Grundlage des ganzen welthistorischen Gebäudes ausmachen, und die Darstellung derselben muss ins Grosse gehen; das heisst, sie muss sich von allem Einzelnen, das den universalhistorischen Blick erschwert, entfernt halten. Noch besitzen wir keine Weltgeschichte, die diesem Vorbilde vollkommen entspricht; eben so wenig aber stimmt die vorliegende Weltgeschichte mit demselben überein. Sie ist vielmehr, wie so viele von ihren älteren und jüngeren Schwestern, eine Zusammenstellung von Staatengeschichten, in geographischer, oft nicht gut gewählter, Ordnung; eine den Überblick sehr erschwerende Zusammenstellung, die unter der Last der zu sehr in das Einzelne sich verlierenden Begebenheiten erliegt. Der erste Zeitraum läuft gleich bis zum Cyrus fort, und doch ist Moses Zeitalter so wichtig, und wegen der biblischen Nachrichten so lehrreich für die Weltgeschichte! Hierauf folgen erst die Staaten in Asien, und dann die in Afrika. Bey jenen wird erst von Asien im Allgemeinen gehandelt; besondere Gegenstände geben Indien, China, Medien, Assyrien u. a. ab. Nach Kleinasien kömmt erst Scythien. Der 6te Zeitraum führt gleich von Karln dem Grossen bis auf die Entdeckung von Amerika. Verdienen die für die Ausbildung des europäischen Menschengeschlechtes so einflussreiche Kreuzzüge nicht, an der Spitze eines besonderen Zeitraumes zu stehen? Die Zerstückelung der welthistorischen Gegenstände veranlasst manche Wiederholung. So wird z. B. von der Umschiffung von Afrika, und der Entdeckung des neuen Seewegs, S. 192, 206 und 252, und von der sicilianischen Vesper S. 178 und 192, gehandelt. Die Culturgeschichte, der wichtigste, der anziehendste Theil der welthistorischen Darstellung, ist gar sehr vernachlässigt. Wie gern würde man so viele kleine Angaben aus der Geschichte der einzelnen Staaten dagegen entbehren!

Bey dieser Bearbeitung hat sich, wie man sieht, der Vf. den Begriff der Weltgeschichte nicht deutlich gedacht. Er nennt sie: eine Darstellung der beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten, welche den äusseren gesellschaftlichen Zustand des menschlichen Geschlechts gebildet und verändert haben, nach ihrem nothwendigen Zusammenhange. Müssen nicht alle Begebenheiten beglaubigt seyn? Der Begriff der merkwürdigen Begebenheiten ist zu unbestimmt. Jede, die kleinste Begebenheit, kann, in Beziehung auf einen gewissen Gegenstand, merkwürdig seyn. Warum sollen nur die Begebenheiten, die den äusseren, gesellschaftlichen Zustand des Menschengeschlechts verändert haben, der universalhistorischen Darstellung angehören? Soll vielmehr die Weltgeschichte nicht auch die Fortschritte der Ausbildung des menschlichen Geistes andeuten? Als Quellen der Geschichte giebt der Vf. 1) Mythen oder Sagen, 2) historische Lieder, 3) stumme Denkmäler, 4) gleichzeitige, 5) spätere Schriftsteller, an. Dieser Eintheilung hätte aber noch die Art, wie diese Quellen entstanden, vorausgehen sollen. Jede Begebenheit oder Erzählung gründet sich auf Überzeugung. Diese ist entweder die Folge von eigener, oder fremder Ansicht. Die meiste Gewissheit erzeugt das eigene Sehen und Hören. Der gleichzeitige Geschichtschreiber, der an dem Gegenstande seiner Erzählung selbst Theil genommen hat, verdient daher, in sofern man ihn nicht der Parteylichkeit überführen kann, einen vorzüglichen Glauben. Je näher ein Geschichtschreiber der von ihm erzählten Begebenheit gelebt hat: um so höher steigt der Grad seiner Glaubwürdigkeit; und je mehr eine Geschichte den Gegenstand schriftstellerischer Bearbeitung abgegeben hat: um so gewisser lässt sich der Grad ihrer Wahrheit bestimmen. Zu den gleichzeitigen Überzeugungsgründen gehören nur Denkmäler, Münzen u. s. w. Da jedoch das Menschengeschlecht, viele Jahrhunderte hindurch, der Schreibart entbehrte: so konnten die Begebenheiten bloss vom Munde zum Munde fortgepflanzt werden. So bildete sich die Tradition, so entstanden Sagen und Mythen, die, noch vor der Schreibekunst, durch Lieder fortgepflanzt wurden. Wenn übrigens die Erzählung des Vfs. im Ganzen eine genaue Kenntniss der Geschichte beweist: so sind uns doch einige Angaben aufgestossen, die, bey einer neuen Ausgabe, einer Berichtigung bedürfen. S. 95 hätte erklärt werden sollen, warum die seleucidische Monarchie gerade von Syrien, einem kleinen Theile derselben, ihren Namen entlehnte. S. 106 ist des Pyrrhus Unternehmung in Sicilien unberührt geblieben. S. 127 hätten die Zweifel, die wegen der durch die cimonischen Feinde bewirkten Unabhängigkeit der kleinasiatischen Griechen erregt worden sind, nicht unbemerkt bleiben sollen. Die Niederlage des Varus fällt nicht (S. 126) in das 9te Jahr vor Christo. Von den Städten, oder Burgen, die der deutsche König, Heinrich I, anlegte, hätten (S. 161) noch mehrere erwähnt, und auch von ihrer Einrichtung Etwas gesagt werden können. Der Landgraf Ludwig I von Thüringen hat (S. 172) vom Kaiser Lothar nicht bloss den Titel erhalten. Der erste Bund der Schweizer ward schon im November 1307 geschlossen; auch hätten die Stifter desselben wohl verdient, genannt zu werden. Die angelsächsischen Reiche in England sind nicht erst durch Alfred den Grossen (S. 192), sondern schon hundert Jahre früher, durch Egbert, vereinigt worden. Die Einleitung, die von den Eigenschaften des Historikers, von der Eintheilung der historischen Wissenschaften, von der Methode bey dem Studium der Universalgeschichte, von der Bearbeitung derselben, und anderen ähnlichen Gegenständen, handelt, gehört übrigens zu den vorzüglichen Theilen dieses Lehrbuches.

Jg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

KÖLN am Rhein, gedruckt b. Schaumburg, und in Commiss. b. Rommerskirchen: *Topographisch-statistische Darstellung des Rheins*, mit vorzüglicher Rücksicht auf dessen Schiffahrt und Handlung (den) bisherigen Zustand seiner polizeylichen Verfassung, deren mögliche Verbesserung und Ausdehnung auf die übrigen grossen Ströme, womit er theils schon in Verbindung steht, theils noch gebraucht werden könnte. Von *J. J. Eichhoff*, seit der neunjährigen Existenz des Rhein-Schiffahrts-Octroi, zur Verwaltung desselben durch Ernennung der beiden Regierungen angeordnetem General-Director. 1814. 184 S. 4.

Nach dem fünften Artikel des pariser Friedens vom 30 May v. J. soll die Rheinschiffahrt auf allen schiffbaren Puncten bis ins Meer und zurück Niemanden untersagt, ein Regulativ der Gebühren-Erhebungen für die angrenzenden Staaten nach Grundsätzen der Gleichförmigkeit und auf die vortheilhafteste Weise für den Handel aller Nationen auf dem Congresse festgestellt, und dieses Regulativ, wo möglich, auf alle Flüsse, die in ihrem schiffbaren Laufe verschiedene Staaten von einander scheiden oder durchströmen, angewendet werden, um die Mittheilungen zwischen den Völkern zu erleichtern, und diese sich immer weniger fremd zu machen. Nicht also allein der Wiederbesitz des Rheins macht diesen Frieden und den fünften Artikel so wichtig, sondern auch die tief gefühlte Nothwendigkeit, endlich einmal Einheit der Grundsätze festzustellen, und sie auf alle schiffbaren Flüsse verschiedener Staaten anzuwenden, und dann ist die achtungsvolle Huldigung des ausgesprochenen Zwecks, die Völker einander näher zu bringen, zugleich ein köstliches Unterpfand der künftigen Handelsfreyheit und eine sichere Bürgschaft gegen alle Bedrückungen. Dieser gewiss grosse Zweck kann nur dadurch vollständig erreicht werden, wenn Männer von Kenntniss, praktischer Erfahrung, von Interesse für die Sache den Congress in Stand setzen, das, was Noth thut, vollständig und wahr einzusehen. Rec. weiss hiezu nur zwey Männer zu empfehlen, den ehemaligen kurpfalzischen Hof-Kammerrath *Ockart*, und Hn. *Eichhoff*. Jener war von dem Fürsten Reichserzkanzler bey dem Octroi angestellt, und im Jahre 1810 den 28 Febr., wo der Erzkanzler seine vorige Dotation gegen die Fürstenthümer Hanau und Fulda vertauschte, oder vielmehr vertauschen musste, von der französischen Regierung beybehalten: er bereiste jährlich den ganzen Rhein, und die Liebe für sein Fach, wie für Statistik, hat er durch einen Aufsatz in den allgemeinen geographischen Ephemeriden, den Octroi betreffend, und durch seine statistischen Tableaus (Europas monarchische und republicanische Staaten), wie seinen Beruf, vollkommen bewährt. Hr. *E.* übertrifft jenen an Gediegenheit des Interesse, und steht ihm an gründlicher Kenntniss nicht nach. Ihm entging nichts, was auf Topik des Rheins und der angrenzenden Staaten und Ortschaften, was auf den alten und neuen Zustand der finanzlichen und polizeylichen Verwaltung, was auf die ganze Verkettung ausheimischer Flüsse mit dem Rheine Beziehung hat, und so vermochte er die gereiftesten Vorschläge zu thun. Rec. darf ohne Parteylichkeit das vorliegende Werk als genügend zur Auflösung der aus dem fünften Artikel des pariser Friedens zum Behufe der Erfüllung der rechtlichen Erwartungen sich ergebenden Fragen ansehen, da die 4 Aufsätze, die es enthält, jedem Hauptgesichtspuncte, worunter man diese Fragen auffassen und beantworten will, begegnen. No. I. *Die topographisch-statistische Darstellung* ist eine vollständige Beschreibung der Rheinstrasse von dem Puncte seines Entstehens an bis zu seinem Wachsthume und Vergehen, die Beschreibung der Flüsse und bedeutenden Bäche, die er aufnimmt, der Städte und merkwürdigen Ortschaften, an denen er vorbeyströmt, in sich schliessend, mit beständiger Rücksicht auf das Interesse, das er an allen diesen Puncten für den Handel, für den Transport auf der Berg- und Thal-Fahrt, und für die Mittheilungen darbietet. Die Versendungen sind bey den Hauptplätzen nach den Artikeln, dem Quantum, und den Plätzen, woher sie kamen und wohin sie gingen, (verglichen nach mehreren Jahren, und meistens noch nach den Bewegungen auf den Einmündungsflüssen) officiell angegeben. Sehr anziehend sind die Resultate aus dem Betrage der in den Jahren 1807 — 1809 einschliesslich nach den verschiedenen Directionen der Schiffahrt zu Strasburg, Mannheim, Mainz, an der Mosel, zu Köln, auf der Ruhr eingegangenen und versendeten Waaren, und der Summen von erhobenen Zoll- und Licent-Abgaben. Wenn auch bey No. II, wo *die Verkettung des Rheins* mit allen oder doch den wichtigsten ausheimischen Strömen und Flüssen die Erinnerung an jenen Kettenschluss:

Filiolus meus imperat matri etc., leicht mit sich führen könnte (z. B. bey der Verbindung des Rheins mit der Rhone, Saonne, Loire, Seine, Oise, Schelde, bey der möglichen Verbindung des Rheins mit der Weser, der Elbe, Oder, Weichsel, Niemen, Dnepr, Düna, Wolga, Don, Newa u. s. w.: so ist doch dadurch die Erleichterung jeder Verbindung im Inneren und nach Aussen ausgesprochen, und damit sind zugleich die Hindernisse scharf angedeutet, die der Schiffahrt aus Mangel an nachhelfender Kunst oder aus unzeitiger Habsucht gelegt sind. No. III) *über den bisherigen Zustand und die mögliche Verbesserung der Gebühren-Erhebung und der Polizey der Rheinschiffahrt*, stellt den älteren Zustand der Gebührenerhebung vor der Einführung der Octroi-Convention mit allen seinen grossen Mängeln und Plackereyen dar (viel Vortreffliches ist noch, was dem Vf. entgangen ist, hierüber in Schlözers Briefwechsel und den Staatsanzeigen gesagt); dann entwickelt er die Verfügungen dieser Convention vom 28 Febr. 1810 von Artikel zu Artikel, uud würdigt dabey die Nachtheile und Vortheile, die daraus entspringen, mit beständiger Hinweisung auf das, was anwendbar ist. Unparteyisch stellt er das Resultat auf, dass dieser Staatsvertrag eine treffliche Theorie enthalte, wie jeder fesselfreye oder jeder der Fessel leicht zu entbindende Fluss behandelt werden sollte. Die Beybehaltung einer Centralstelle, die dem Localinteresse fremd das Ganze leite, die Fortdauer des gezwungenen Umschlags in den Städten Mainz und Köln zur Erhaltung der ordnungsmässigen Aufsicht auf Ein- und Ausladen und auf Frachtregulirung, und die Erhaltung der angeordneten Hebungsbureaux besonders in ihrer inneren Einrichtung und in ihrer Weise, die Flösse und Schiffe zu vermessen und zu veranschlagen, scheinen ihm und auch uns durchaus nöthig. In No. IV) thut er *Vorschläge zur Einführung eines allgemeinen und einförmigen Zoll- und Polizey-Systems auf allen in Verbindung mit einander stehenden Flüssen Deutschlands und anderer Länder*. Indem er hier von der Nothwendigkeit ausgeht, den Fluss als ein Ganzes zu betrachten, um ihm eine angemessene Verfassung zu geben, und hierauf seine Vorschläge stützt, denen man die Ausführbarkeit nicht absprechen kann, macht er zugleich die sehr richtige Bemerkung, dass die Wuth, womit man in Frankreich den Kanalbau in der letzten Zeit von 12 Jahren betrieb, und die die ungeheuere Summe von beynahe 100 Millionen Francs kostete, weiter nichts als *physisch offene* Handelsstrassen verschaffte, während die ganze Flussschiffahrt in Frankreich (den Rhein abgerechnet) nicht über drey Millionen in den öffentlichen Schatz brachte, und die Unterhaltungskosten derselben 10—12 Millionen jährlich verschlangen, zu geschweigen, dass in der ganzen Einrichtung keine Einförmigkeit und kein Zusammenhang war, und dass man dabey die Anstalten zur Regulirung billiger Frachten und zur Sicherheit und schnellen Fortschaffung der Güter gänzlich vermisste, und so die Landfracht mehr als je befördert wurde. Rec. kann die Anzeige nicht ohne den Wunsch schliessen, dass die menschenfreundlichen vereinigten Monarchen auch jetzt den Blick auf das Ganze, das hier vortrefflich ausgesprochen ist, ungetrübt erhalten, und den Sieg über kleinliches Interesse eben so glorreich vollenden mögen, als den für Recht und Unabhängigkeit!

Dk.

BERLIN, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Fürsten Blücher's von Wahlstadt* (,) königlich preussischen Feldmarschalls, Ritters u. s. w., *Heldenthaten* (,) *nebst einer biographischen Skizze* (,) von *Johann Daniel Friedrich Rumpf*, königl. preuss. expedir. Secretär in Berlin. Zweyte, vermehrte Auflage. Mit dem Bildniss des Helden. 1814. Broschirt; ohne die Zueignung. 260 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die zweyte Auflage, welche dieses Werk erlebt hat, ist ein schöner Beweis von dem lebhaften Antheil, welchen Deutschland an dem Namen des gefeyerten Helden nimmt; aber auch nur dieser Name, und das wohlgetroffene Bildniss konnten dem Buche einen so schnellen Absatz verschaffen: denn der Leser findet sich unangenehm getäuscht, wenn er am Ende der Darstellung fast gar nichts von den Schicksalen, der Persönlichkeit und dem thätigen Einwirken des Mannes erfahren hat, dessen Thaten hier erzählt werden sollen. Der altmodische Titel, der an die vor siebenzig Jahren herausgekommenen Heldenthaten Eugens, Montecuculis u. s. w. erinnert, lässt keine eigentliche Lebensbeschreibung erwarten, und der Vf., nachdem er in der *biographischen Skizze* einige kurze Nachrichten von der Familie und den früheren Dienstverhältnissen Blüchers vorausgeschickt hat, begleitet ihn nun sogleich auf den Schauplatz seiner militärischen Thätigkeit, als Regiments-Commandanten an der Spitze kleinerer Haufen in den Rheinfeldzügen, als Anführer eines Corps im Jahr 1806, und zuletzt als Feldherrn in dem deutschen Kriege 1813 und 1814; aber es gelingt ihm nicht, ihn weder in der früheren noch in der späteren Zeit in seiner Eigenthümlichkeit darzustellen. Am Rhein gründete Blücher seinen Ruf, er liess hier als kühner und besonnener Partey-gänger ahnden, was er dereinst als Feldherr leisten würde, und sein, schon 1796 in dem Küsterschen Officier-Lesebuche abgedrucktes Campagne-Journal giebt eine eben so ausführliche als bescheidene und lehrreiche Beschreibung seiner Unternehmungen gegen die Revolutionsheere. Über das Schicksal des Corps, welches er nach der Schlacht von Auerstädt anführte, so wie über die Schlachten von Grossgörschen und Bauzen, haben unterrichtete Augenzeugen die vollständigsten Nachrichten mitgetheilt, und auch die späteren Begebenheiten sind aus guten Berichten hinlänglich bekannt. Der Vf. hat alle diese Werke vor Augen gehabt, sie oft wörtlich abgeschrieben, aber dadurch nur bewiesen, dass der Buchstabe tödtet, wenn der belebende Geist nicht mit aufgefasst wird. Hätte er bloss das *Tagebuch*, den *Operationsplan*, und die *Gneisenauischen Schriften* unverändert abdrucken lassen: so

würde der Leser dem Helden in der Laufbahn, in welcher er sich von Stufe zu Stufe zu dem, was er geworden ist, bildete, folgen können; durch die ganz verunglückte Umarbeitung ist alles Charakteristische verloren gegangen.

Es sind nicht Blüchers Unternehmungen in den Jahren 1793 und 1794, welche der Vf. beschreibt, sondern aus dem Zusammenhang gerissene, einzelne Begebenheiten des Krieges, an denen oft sein Held nur geringen Antheil genommen hat. So weitschweifig er auch jede Bewegung der Bataillone und Schwadronen anführt: so bleibt seine Erzählung doch unverständlich, weil er kein Gemälde von den Verhältnissen und der Stellung der Heere zu entwerfen weiss. Müssige Zusätze, wie z. B. S. 24 die Anekdote von dem preussischen Husaren, der einen gefangenen preussischen Officier misshandelte, weil er kein Geld bey ihm fand, sind höchst ungeschickt eingeschoben. Auf den Charakter des Anführers, der daran unschuldig war, die Sache wahrscheinlich gar nicht erfahren hat, können solche Züge kein Licht werfen; wenn übrigens der Vf. sich an der *biederen* Sprache des Husaren ergötzt: so sollte er nicht vergessen, dass die Handlung wenigstens nicht bieder war.

Bey der Beschreibung der späteren Ereignisse, von denen der Vf. mit vielem Wortreichthum doch immer nur eine unvollständige Schilderung entwirft, scheint er den Helden der Geschichte ganz vergessen zu haben. Es begegnet ihm die Menschlichkeit, indem er Bruchstücke aus den Kriegsberichten abschreibt, den Feldherrn oft dergestalt aus dem Gesichte zu verlieren, dass der Leser auch gar nichts von ihm erfährt. Nur, wo er Proclamationen unterzeichnet oder Schreiben von den Monarchen erhält, wird seiner gedacht. Weitläuftig werden die einzelnen Vorgänge in Schlesien und Sachsen beschrieben, die Berichte des Generals Langeron und anderer Unterbefehlshaber über ihre besonderen Abtheilungen mitgetheilt; Blücher hingegen kaum erwähnt. Dass Er die Seele des Ganzen war, dass Er die Begebenheiten lenkte, und besonders wie er durch den mächtigen Einfluss seiner Persönlichkeit auf den Geist des Heeres wirkte, davon ist in diesen Erzählungen keine Spur zu entdecken. Nach dem Eintritt der verbündeten Heere in Frankreich beschäftigt sich der Vf. weit mehr mit Napoleon, als mit Blüchern, und nur daraus, dass von Zeit zu Zeit sein Hauptquartier angezeigt wird, ersieht man, dass er bey der Armee war. Wäre der Ruhm des Feldherrn nicht in dem lebendigsten Andenken, wäre sein Kranz nicht unverwelklich: dieses Büchlein würde auch nicht den kleinsten Zweig desselben auffrischen. Ohne daher auf die Rüge manches schiefen Urtheils und mancher kleinen Unrichtigkeit, die sich in die Erzählung eingeschlichen haben, uns weiter einzulassen, bemerken wir bloss, dass der Vf. irrt, wenn er in der Zueignung an den Kaiser Alexander „den Glanz des Helden *verherrlicht* zu haben glaubt," und dass das Publicum eine würdige Beschreibung des Lebens und der Thaten des Fürsten Blücher noch erst erwarten muss.

Kf.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Julius und Evagoras, oder die neue Republik.* I Band. 1814. 262 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das *öffentliche* Leben, das wir den Helden unserer Zeit verdanken, und das sich in Kraft der Tugend und Gerechtigkeit geltend macht, jeden Einzelnen in seiner Brust stählen, und in dem Inneren der Familien bis auf Weib und Kind den edeln Stolz der freyen gesunden Regsamkeit geben und nähren soll, wird als Grundlage der neuen Republik betrachtet, deren Verfassung zum Theil bereits hier angedeutet ist, die aber der folgende Band wahrscheinlich näher entwickeln wird. Bescheiden nennt der Vf. das, was er uns mit so hohem und reinem Sinne für Schönheit in einer edeln Sprache voll Salbung giebt, einen Traum, der sich im Sommer 1811 gestaltete, zur Ermahnung geeignet, da er hoffte, wie Deutsche hofften, und er ersucht seine Leser jetzt, wo der gewaltige Umschwung der Zeit der Sache voreilte, das als Erinnerung hinzunehmen, was er in Hoffnung gesprochen. Dieser sogenannte Traum ist in mehreren Gesprächen, sogar in Handlungen zur Wirklichkeit ausgeprägt. Die Hauptpersonen sind Evagoras und Julius, dieser mit seinem fürstlichen Bruder Eugen jenem auf einer Reise durch die Schweiz bekannt geworden. Evagoras, in Lehre und That gross, löst beiden die Räthsel des höheren Lebens, und selbst im Getümmel der Schlacht, für die Sache des Vaterlands schwer verwundet, besiegelt er die Wahrheit, dass im Siege untergehen das Erhabenste im Menschenleben sey. Darauf deutet auch das Motto: Niemand hat grössere Liebe, denn die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde. So verwickelt auch die Handlung durch die vielen Nebenpersonen männlichen und weiblichen Geschlechts wird, und so oft das Dunkel dieser auf den Charakter der Rede zurückfällt: so ist doch die Hauptansicht des Vfs. ergreifend und lichtvoll hervorgehoben. Die Schönheit ist ihm die Vollendung der Menschheit oder vielmehr der Volksthümlichkeit, die Seele aller Gestalten des bürgerlichen Seyns und Wirkens, und wenn er von ihr, so zu sagen, mit Raphael Mengs die erregende Kraft für die Seele des Menschen, und die diese Macht der Seele verstärkende Kraft ableitet, wenn er mit griechischem Sinne von jeder Handlung des Menschen den Ausdruck seiner sittlichen Bestimmung fodert: so bleibt ihm bey der Ensarkosis (der Verkörperung) das Eigene, dass er der Macht der Schönheit im Leben des Menschen noch die Bestimmung giebt, für die Idee des ewig wahren Wesens der Dinge eine den Glauben in der Kenntniss lebendig machende Ahnung zu erwecken, und so die geistige Selbstständigkeit zu sichern. Der Glaube ist so die Sonne der inneren Welt, in der Tiefe ihres Gebiets unbeweglich stehend, um die sich alles Lebendige in dieser inneren Welt bewegt, um allseitig Licht und Wärme von ihr zu empfangen. — Unsere sogenannte Aufklärung, die Alles in Reflexion verwandelte, der Wahrheit die Sittlichkeit und Schönheit unterordnete, war (wir lassen den Vf. in diesem gedrängten Auszuge sprechen) unser Verderben; der Geist der

Zeit löste Alles in trockene Betriebsamkeit auf; die Schönheit des Lebens wich der Habsucht; wenn Wissenschaft unser Stolz, so ist Kunst unsere Schmach; die Allgemeinheit unserer Begriffe hatte uns vom öffentlichen zum isolirten Privatleben gekehrt, und die Nüchternheit unserer Religionsbegriffe hatte uns die grosse ästhetische Bedeutung der Religion, die religiöse der Schönheit geraubt. Weit verständiger und klüger ist unser öffentliches Privatleben mit der Besonnenheit seines Überblicks der Erde seiner Natur-, Handels-, Kriegs-Kenntnisse geworden, und dadurch hat unser Volks- und Völker-Leben durchaus veränderte technische Grundlagen gewonnen, auch verdanken wir der grösseren Sicherheit unseres Besitzes den Freyheitsgeist unserer Völker, und das Ehrgefühl: aber neben diesem Guten stehen die Mängel: Unmässigkeit, Unzucht (?), Trunk, Geschmacklosigkeit, Habsucht, Eigennutz, die Freyheitsliebe und Gemeingeist niederdrücken, und uns mit voller Charakterlosigkeit und asiatischer Stumpfheit bedrohen. Doch indem unsere Einsicht dem Geschmacke der Alten huldigt: so können und sollen wir uns ihm nähern, und ihren Gemeingeist (entsprungen aus der Freundschaft hohen Idealen) zurückführen — den Gemeingeist, welcher die innere Kraft des selbstständigen Lebens, die wahre Gesundheit des Völkerlebens, und eine den Sieg fesselnde Tapferkeit verleiht. — Diesen Gemeingeist sollen wir nicht nach dem Masse der Pflicht, sondern der Schönheit bestimmen. Der Geist der Gerechtigkeit als Gemeingeist, und seine Begeisterung ist die öffentliche Tugend, die zugleich Pflicht ist; in ihm vereinigen sich Grösse und Schönheit der Seele zum Wollen — Ideal des Völkerlebens. — Mit der Ansicht über Glauben, sofern er der Idee des Schönen und Erhabenen angehört, steht ein besonderer Abschnitt am Schlusse dieses Bandes in Verbindung, *Vorsehung* überschrieben, wo die Idee des Zwecks dem Glauben und Gefühle untergeordnet ist. — Ohne dem Werthe dieses sich in seiner Deutung selbst aussprechenden Werkes zu nahe zu treten, möchte Rec., der sich bey Erscheinung des II. Theils über das Ganze sein Urtheil vorbehält, mit Jean Pauls Worten schliessen: Es giebt Eine in unserem Herzen hängende Geisterwelt, das innere Universum der *Tugend*, der *Schönheit* und der *Wahrheit — drey innere Himmel und Welten*, die weder *Theile* noch *Ausflüsse* und *Absenker* noch *Copieen* der äusseren sind; wir staunen darum weniger über das unbegreifliche Daseyn dieser drey transcendenten Himmel, weil sie immer vor uns schweben, und wir wähnen sie zu *erschaffen*, da wir sie doch bloss *erkennen*.

H. P. E.

Berlin, b. Nicolai: *Der Ruf des Vaterlandes.* Ein Roman von *L. v. Germar.* 1814. 2 u. 237 S. 8. (20 Gr.)

Die ganze Anlage dieses Romans, in dem sich die allergewöhnlichsten Dinge dieser erlebten Zeit am Faden einer wort- aber nicht erfindungsreichen Darstellung abreihen, beweist, dass es dem Vf. an den zu einem Romane nöthigen dichterischen Talente fehlt. Anstatt wahrer Poesie, enthält daher dieser, nur in sentimental-modernem Sinne romantische Roman, eine Last unorganischer Bilder, die durch eine schwülstige, in sich selbst haltungslose, bald lärmende, bald predigende Sprache zusammengeputzt werden sollen. Was bey solchem mit schwerer, ungelenker Hand umgehangenen Schwulst und Bombast herauskommt, zeige hier nur folgendes Beyspiel: *Eine Säule, errichtet dem Ruhme ihrer Schönheit, stand er da, — und nur das Drängen seines Hintermanns bewog ihn, mechanisch weiter zu schreiten*; wo der schnelle Rückfall in die nachlässige Diction, nach der überspannten Wendung, die Haltung des Ganzen vorzüglich charakterisirt. Wir führen nur noch einen *Pendant* zum vorigen: *Heinrich jauchzte Treue*, an. So etwas geschieht nur einem Schriftsteller, der mit der Sprache der Poesie nicht durch eigene Natur vertraut ist. — Es ist sehr schön, vaterländische Gefühle nicht nur zu hegen, sondern auch auf eine würdige Weise auszusprechen; wenn ein solches Aussprechen aber nichts als die gewöhnlichste Wiederholung des allgemeinen Gesprächs und der längst durchempfundenen Urtheile ist: so bedarf es wenigstens der Poesie nicht um dergleichen zum zehntausendsten Mal zu sagen, und ganz unpassend und allen Halt der Darstellung aufhebend ist die moralisirende, die sonderbarsten und doch auch schon verbrauchtesten Redefiguren aufsuchende Weise, in der diess hier geschehen ist, wo zwischen die Geschichte im Roman, die freylich höchst arm an eigener Gestaltung ist, die grosse des Kriegs, oft in Bezug auf den Roman als ὕστερον πρότερον, hindurch geflochten wird, und zwar nicht sowohl beschreibend, als declamatorisch und dadurch ermüdend und langweilend. So sind z. B. die Gespräche über die künftige Bestimmung der Freywilligen, *bey ihrem Aufruf* von Seiten des Königs, wohl sehr unpassend. Zu der Zeit, als die Freywilligen herbeyströmten, dachte man zunächst an die Rettung und Befreyung, für das Künftige mochte es noch keine Norm, wenn wohl ein wackeres Vertrauen in jedem Besseren, geben. Übrigens ist es eine, dem deutschen Sinne auffallende Affectation, in diesen Darstellungen immer nur ausschliesslich die Russen und ihren Herrscher neben den braven Preussen und ihrem Könige zu nennen; dankbar wird die Geschichte, mit ihnen zugleich, Österreichs Kaiser und Feldherrn rühmen. — Ein etwas schonungsloser Einfall ist es, den Leichenwagen des in Frankreich verwundet zurückgebliebenen August ohne alle Vorbereitung vor der Thür seines alten Vaters und seiner Braut anfahren zu lassen. Der Zustand dieser, der die letzten Blätter anfüllt, soll mit Gewalt interessiren, und thut es gerade darum nicht. — Kleine Verstösse gegen die Sprache, wie S. 76 auf *die* Bilder weilend, S. 98 es drängte *unserem* Heinrich, S. 168 sein Auge hing an *die* vaterländischen Fahnen, findet man hie und da.

Der Vf. hätte seinen patriotischen Erinnerungen und Gedanken eine ihm angemessnere Form aussuchen sollen.

—us.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, b. Decker: *Die Gedächtnissfeyer der verewigten Königin Luise von Preussen.* Eine Stiftungsschrift von *R. Eylert*, königl. Hofprediger und Consistorialrathe in Potsdam. Mit dem (schön gestochenen und wohlgetroffenen) Bildnisse der Königin. 1812. 416 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die verewigte Königin hatte Hn. *Eylert* wenige Tage vor ihrem Hingange aufgetragen, mehrere in ihrer und ihres Gemahls Gegenwart im Jahr 1810 gehaltene Predigten dem Drucke zu übergeben, und der Vf. hatte sich die Erlaubniss erbeten, sie ihr zu weihen. Diess veranlasste in ihm bald, nachdem die erschütternde Nachricht von ihrem ungeahnet frühen Verscheiden ankam, den Gedanken, an die Herausgabe der Kanzelvorträge, die der hohen Entschlafenen hatten gewidmet werden sollen, irgend etwas zu knüpfen, das als ein Todtenopfer dazu mitwirken sollte, ihr Andenken gesegneter zu machen. Er kündigte daher im Nov. 1810 diese Predigten auf Subscription an, um von den Einkünften des Capitals, das aus dieser Unterzeichnung sich bilden würde, alljährlich am Todestage der Königin einige tugendhafte arme Mädchen als Bräute auszustatten, und so das Andenken dieser verehrten Fürstin in ihrem Geiste Kindern und Enkeln als ein würdiges Vermächtniss zu überliefern. Der König bestätigte diese Stiftung, und durch die unerwartet grosse Menge Subscribenten kam sie zu Stande: denn es ward dadurch ein Stiftungsfonds von 8148 Rthlr. 20 gr. zusammengebracht, welcher gewiss durch den nachherigen Verkauf des Werks an die Nichtsubscribenten noch vergrössert worden ist und werden wird.

Die Schrift selbst enthält erstlich das ansehnliche Subscribentenverzeichniss, welches 176 Seiten einnimmt, dann die Statuten der Stiftung, und endlich die Kanzelreden, mit einigen durch die veränderten Umstände veranlassten Zugaben.

Was die Stiftung selbst betrifft: so sollen jährlich drey unbescholtene Mädchen, die sich durch kindlichen Gehorsam, durch Bildung und Unschuld, durch Reinheit der Sitten und häuslichen Sinn rühmlich ausgezeichnet haben, als Bräute ausgestattet, und ihre Trauung mit ihren Verlobten soll jährlich am Todestage der Königin feyerlich in der Kirche vollzogen werden. Für jetzt ist diese Stiftung an Potsdam gebunden, die Wohlthat derselben kann aber auch, wenn es der König will, einer anderen Stadt in den preussischen Staaten zu Theil werden. *Ein Familienrath über Luisens Denkmal*, der aus acht Mitgliedern besteht, von denen 4 bleibend sind und 4 wechseln, verwaltet das Stiftungsvermögen, und hat alle zu ihr gehörigen Angelegenheiten zu beurtheilen und zu betreiben, besonders auch die Bräute auszuwählen, die jedesmal ausgestattet werden sollen.

Ohne auf den reinmenschlichen und patriotischen Zweck zu sehen, der durch die Herausgabe dieser Vorträge erreicht worden ist, wird man dieselben des Drucks für sehr würdig erkennen. Ihrer sind acht. Da man die Vorzüge der *eylertschen* Predigten hinlänglich kennt: so wird es nicht nöthig seyn, viel zu ihrem Lobe zu sagen. Die beiden, welche die Fragen beantworten: *Was sollen uns unsere einsamen Stunden seyn?* und: *Wie kann man eine bessere Zeit einleiten und herbeyführen?* würde Rec. für die vorzüglichsten erklären. Bey der vierten: *Würdigung des jetzt herrschenden Zeitgeistes in dem Lichte des Todes Jesu*, kann man sich des Gedankens kaum erwehren, dass der Vf. den Zeitgeist in Rücksicht auf Selbstsucht gewiss nicht so arg geschildert haben würde, als es hier geschieht, wenn er diese Predigt einige Jahre später gehalten hätte, und man mag daraus überhaupt die Warnung hernehmen, den jedesmaligen Geist der Zeit, der immer sehr schwer mit Bestimmtheit zu schildern ist, nicht allzustreng zu beurtheilen. Ausserdem wird hier mehr gezeigt, dass eine gewisse Denkart, welche der Vf. jetzt am gemeinsten herrschend findet, bey dem Andenken an den Tod Jesu als niedrig und schlecht erscheint, als dass, was der Text angab 1 Cor. 1, 23, diese Denkart allgemein herrschend sey, und eine Gleichgültigkeit gegen die Lehre vom Tode Christi oder eine Abneigung davon veranlasse; oder vielmehr beide Gesichtspuncte dieser Materie sind nicht genug geschieden, sondern einer allein ist herausgehoben.

Die Zugaben bestehen erstlich in der Beschreibung der ersten Todesjahresfeyer der Königin (d 19 Jul. 1811), bey welcher zugleich die ersten Brautpaare nach dem Sinne der Stiftung eingesegnet worden sind; ferner in einer Rede, die der Vf. bey Gelegenheit der Einweihung des zum Andenken der verblichenen Königin zu Svansee errichteten Denkmals gehalten hat, und endlich in einer Predigt, die in Gegenwart des Königs und der königlichen Kinder bald nach dem Tode der Königin gehalten worden ist. Diese handelt nach Joh. 11, 33—36 von der ernsten Stimmung, in die uns der Tod geliebter Menschen setzt. Wollte man die beiden ersten Vorträge ganz als Predigten betrachten:

so möchte man das darin angebrachte Lob, wenn man es auch als gegründet und als dem Gemüthe des Vfs. entströmend gelten lässt, doch mit mehr Zurückhaltung ausgestreut wünschen; aber man muss bedenken, dass sie mehr patriotische, als geistliche oder kirchliche Reden sind, und alsdann wird man nichts dawider einzuwenden haben. Die zuletzt erwähnte Predigt verdient angehenden Predigern, die so gern der Zeit und den Umständen gemäss reden wollen, aber zu glauben scheinen, dass diess nicht anders geschehen könne, als wenn sie eine ausdrückliche Anzeige, wohl gar eine weitläuftige Schilderung der Vorfälle geben, die sie berücksichtigen oder berücksichtigt wissen wollen (womit heutiges Tages wirklich viel Unfug getrieben wird), als ein Muster vorgestellt zu werden. Das traurige Ereigniss, das den Vf. veranlasste, diesen Stoff zu wählen, wird mit keiner Sylbe erwähnt, aber jedes Wort ist mit Beziehung auf dasselbe gesagt. So musste es seyn, selbst wenn das Zartgefühl der Hörenden nicht beleidigt werden sollte, und die Wirkung des Vortrags ward dadurch befördert, da hingegen durch die namentliche Erwähnung des erschütternden Todesfalls wohl andere zu starke Empfindungen geweckt worden seyn würden. Mögen recht Viele diese Kunst, mit Rücksicht auf gewisse Zeitbegebenheiten zu predigen, vom Vf. lernen, wie überhaupt die grossen Vorzüge seiner Predigten sich zu eigen machen! Df.

TÜBINGEN, b. Osiander: *Predigten auf alle Festtage des Jahres*, gehalten zu Stuttgardt und Ludwigsburg von *A. H. d'Autel*, kön. würtemb. Oberhofprediger, Prälaten u. s. w. — Auch unter dem Titel: *Predigten, gehalten zu Stuttgardt und Ludwigsburg*, von *A. H. d'Autel* u. s. w. Erster Theil. 1814. VIII u. 270 S. 8. (1 Rthlr.)

Hr. *d'Autel* übergiebt hier dem Publicum 17 Predigten, als die ersten, welche er aus seiner vierzehnjährigen Amtsführung erscheinen lässt. Sie sind aus denen ausgewählt, welche er in den letzten sechs Jahren gehalten hat, und bilden in sofern ein Ganzes, wiefern dieser Band die Predigten auf alle Festtage des Jahres enthält. Der folgende Band soll aus Passionspredigten bestehen. Die Predigten dieses ersten Bandes beziehen sich auf folgende Feste: Neujahr, Erscheinung Christi, Gründonnerstag, Ostern, Confirmationstag, Himmelfahrt, Pfingsten, Dreyeinigkeits-, Reformations-, Ernte-Fest, ersten Advent, Weihnachten. Auf einige dieser Feste finden sich zwey Predigten. Vermisst werden die Marienfeste, das Johannis- und Michaelis-Fest, der Charfreytag, das Kirchweihfest. Die meisten dieser Feste aber werden wohl im K. Würtemberg nicht gefeyert.

Die Predigten selbst zeugen von Scharfsinn, Kenntniss des menschlichen Herzens und Lebens und von warmem Gefühl für Religion und Sittlichkeit. Schon die Wahl der Materien beweiset, dass sie nicht für gemeine, im Denken ungeübte Christen ausgearbeitet worden sind, z. B.: *Nur die höhere Ansicht der Weltbegebenheit ist es, die uns alle heute zu einem frommen Gebete gegen* (zu) *Gott vereinigen kann*; am Neujahrstage. — *Die Zeit ist weder Gegenstand der Furcht, noch der Hoffnung*; am Erscheinungsfeste. Die meisten Predigten wurden vor den königl. Herrschaften gehalten. Dennoch kann Rec. ihnen nicht alles Verdienst einer edlen Popularität absprechen; auch fehlt es nicht an einzelnen, mit Feuer vorgetragenen Stellen, eindringlichen Ermunterungen und rührenden Schilderungen: nur wird der Vf. dabey bisweilen zu wortreich. Hie und da geht der logischen Anordnung Genauigkeit und Bestimmtheit ab. In der ersten Predigt vermisst Rec. den Zusammenhang des Hauptsatzes mit dem Texte, und so, wie der Vf. ersteren aus dem letzteren abgeleitet hat, würde sich aus jedem ähnlichen, ein Gebet enthaltenden Texte (es ist hier Ps. 80, 18—20 zum Grunde gelegt) der nämliche Hauptsatz ableiten lassen. Übrigens ist die Predigt selbst mit vielem Fleiss ausgearbeitet und voll schöner, ergreifender Stellen. Gebete hat der Vf. nicht angebracht; nur die erste Predigt beginnt mit einem passenden, herzlichen Gebete. Die Eingänge könnten länger seyn, und sollten wohl dem Texte vorausgehen. 7. 4. 5.

MARBURG u. CASSEL, b. Krieger: *Geistliche Reden und moralische Erzählungen zur Erbauung für Vaterlandsfreunde.* 1814. 8. (8 Gr.)

Diese Sammlung enthält Predigten von drey Verfassern, welche einzeln erschienen und zu haben sind, aber auch zusammen unter obigem Titel verkauft werden, und nicht in fortlaufender Seitenzahl gedruckt sind. Der Inhalt ist folgender: 1) *Predigt über Ps. 72, 18—19* zur Feyer des wegen der glücklichen und höchst erfreulichen Rückkehr Sr. kurfürstl. Durchl. Wilhelms I und der kurfürstl. Familie verordneten Dankfestes am 2ten Sonntage des Advents bey dem gemeinschaftlichen Gottesdienste der beiden protestantischen Gemeinden in Frankenberg gehalten von *Johann Jakob Becker*, erstem Prediger der reformirten Gemeinde daselbst. 19 S. — 2) *Das gerettete Vaterland.* Fünf Predigten in Beziehung auf die neuesten denkwürdigen Zeitbegebenheiten in Kurhessen und ganz Deutschland, von *Karl Christian Gehren*, Pfarrer(n) zu Felsberg bey Cassel. (Mit dem Motto: wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? 1 Kön. 18, 21, und auf der anderen Seite: Niemand kann zweyen — verachten. Matth. 5, 24) VIII und 80 S. — 3) *Wie der biedere Hesse seinen verehrten Landesregenten, den ihm eine überlegene Kriegsmacht raubte, bey seiner Rückkehr ins Vaterland empfangen müsse.* Eine Predigt über Ps. 129, 1—5, gehalten zu Neukirchen am 28 Nov. 1813, am ersten Sonntage nach der Wiederkunft Sr. kurfürstl. Durchl. unseres gnädigsten Landesherrn Wilhelm I vom Metropolitan *H. F. Rehm.* 22 S. — 4) Erzählungen, Lieder und Sprüche zur nützlichen Unterhaltung. Marburg 1811. 41 S. — Die erste Predigt des Hn. *B.* schildert in edler Einfachheit und Popularität die Empfindungen, mit welchen der gute Unterthan seinen wiederkehrenden Landesherrn empfangen soll, nämlich *Freude, Dank gegen Gott*

und *frohe Hoffnung.* Soll diese letztere erfüllt werden: so muss das Volk den Fürsten unterstützen durch Beharrlichkeit im Mitwirken für das gemeine Beste, durch Gehorsam und Treue gegen den Regenten und durch Bereitwilligkeit zu den Opfern, welche die Umstände fodern. — Der Vf. von No. 2 ist bereits als guter Prediger bekannt. Auch die gegenwärtigen Predigten tragen das Gepräge eines denkenden Kopfes und eines patriotischen und religiösen Gemüthes. Die erste Predigt über Ps. 103, 8, verbunden mit Dan. 9, 7, gehalten am jährlichen Busstage, den 20 Oct. 1813, handelt *von Gottes Güte und der Menschen Undank*, und zeigt, wie jene uns wegen dieses letzteren beschämen müsse, *a*) wegen des Missbrauchs, den wir von seinen Wohlthaten machten, *b*) wegen der Gleichgültigkeit, die wir seinen Warnungen und Ermunterungen entgegensetzten, und *c*) wegen des Leichtsinns, womit wir seine Züchtigungen aufnahmen. Der Vf. will diese Predigt als eine Art von Einleitung zu den folgenden angesehen wissen. Die zweyte Predigt am 14 Nov. 1813 gehalten, als man die vorgegangene Regierungsveränderung für gegründet ansehen konnte, redet über 5 Mos. 5, 29: *Welche Gesinnungen und Entschliessungen die Wiederaufrichtung unseres zu Boden geworfenen Vaterlandes in uns erweckt?* Liebe und bürgerliche Eintracht, Sinn und Eifer für das gemeine Beste und ein festes freudiges Halten an Gott und seine Vorsehung. Die dritte über Eph. 5, 15. 16 zeigt, *wie die neuen Begebenheiten dazu dienen, uns selbst, unsere zunächst uns umgebenden Mitmenschen und sogar Völker und Personen aus weiter Ferne näher kennen und richtiger beurtheilen zu lernen.* Sehr treffend und zeitgemäss ist insonderheit das, was Hr. *v. G.* über den letzten Punct sagt, und geeignet, deutschen Sinn aufrecht zu halten, und misstrauisch gegen die sonst hochgepriesene Ausländerey zu bleiben, aber auch verkannte Nationen gehörig zu würdigen. Die vierte Predigt über Ps. 37, 37—40 beschreibt *das klägliche Ende des Gottesvergessenen und das herrliche Ziel des Frommen*, und ermuntert zur Frömmigkeit und Treue gegen Gott. Die letzte am allgemeinen Dankfest für die Rückkehr des Kurfürsten über Ps. 85, 9—11 handelt *von dem Sieg der guten Sache über die böse* — der Wahrheit über die Lüge, der Treue über die Falschheit, der Freyheit über die Knechtschaft, des Glaubens über den Unglauben, der gerechten Sache der Menschheit über die Ungerechtigkeit Einzelner. — Der Vf. von No. 3 handelt seinen Hauptsatz in gedrängter Kürze mit Gründlichkeit und edler Popularität ab, und spricht, wie die vorhergehenden, aus dem vollen Herzen. Der Hesse soll diese Begebenheit feyern mit christlicher Freude, ungeheuchelter Dankbarkeit und heissen Gebeten zu Gott. Auch diese Predigt wird mit einem solchen Gebete beschlossen. — Die angehängten Erzählungen u. s. w. No. 4 haben wohl nur darum hier einen Platz gefunden, weil sie manche kräftige und freymüthige Ideen enthalten, die während der schrecklichen Läuterungsperiode des deutschen Vaterlandes nicht öffentlich ausgesprochen werden durften. Der Vf. hat sich nicht genannt.

7. 4. 5.

FREYBURG u. CONSTANZ, b. Herder: *Vierzig neuere kurze Grabreden für junge Geistliche, welche auch zu Predigten und Betrachtungen vom guten (?) Tode können benutzt werden*, von *Johann Michael Ilmensee*, der Theologie Doctor, Schulinspector und Stadtpfarrer in Saulgau. 1812. 126 S. 8. (8 Gr.)

Statt einer Vorrede ist eine erzbischöfliche Verordnung vom Jahr 1804 abgedruckt, worin die Geistlichkeit des Bisthums Constanz eine Weisung erhält, wie sie ihre Leichenreden halten solle, nämlich nicht länger, als 10—15 Minuten, über eine der religiösen Wahrheiten von Leben und Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Unsterblichkeit u. s. w. — und mit Enthaltung jeder Erwähnung der Person des Verstorbenen und alles Lobes und alles Tadels, aller Anspielung auf dessen Wandel und Eigenschaften. Dieser Verordnung gemäss eingerichtet sind die gegenwärtigen Grabreden, die als Ideen und Fingerzeige von denen, welche sie benutzen wollen, gebraucht werden können. Sie enthalten meistens viel Gutes und Brauchbares, und werden auch selbst protestantischen Predigern Winke und Ideen darbieten, wenn man auch oft auf Eigenheiten der Kirche des Vfs. stösst, und sich z. B. wundern muss, dass der Vf., der übrigens ein als gebildeter und belesener Mann erscheint, noch so viel Werth auf das *opus operatum* des Abendmahlsgenusses legt.

7. 4. 5.

GIESSEN, b. Tasché: *Repertorium biblischer Texte für freye Vorträge und Casualfälle.* 1813. VIII, 183 u. 46 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Repertorium soll eine biblische Religions- und Tugend-Lehre darstellen, und deshalb sind die Schriftstellen systematisch und durch die Begleitung eines fortlaufenden Textes zu einem Ganzen geordnet. Ob nun schon in Ansehung der Ordnung hie und da Etwas zu erinnern seyn dürfte, auch bey manchem Abschnitt noch eine oder die andere wichtige Stelle nachgetragen werden könnte, und für alle im Amte vorkommenden Specialfälle nicht Texte nachgewiesen seyn möchten: so kann dennoch Rec. das Werkchen als ein brauchbares und zugleich unschädliches Hülfsmittel für angehende oder mit Geschäften überhäufte Prediger empfehlen, zumal da durch die angehängten Register die Auffindung einer passenden Schriftstelle für jeden religiösen Gegenstand erleichtert ist.

7. 4. 5.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Erlangen*, b. Palm: *Der ehrfurchtsvolle Glaube der Christen an die Göttlichkeit seiner Religionsschriften.* Eine Predigt bey der Synode zu Dinkelsbühl am 29 Jun. 1813 gehalten vom Archidiaconus *Christoph Christian Zäuner.* 1813. 40 S. 8. (5 Gr.)

Wahrheit der Gedanken und eine warme lichtvolle Darstellung derselben, das sind Eigenschaften, welche diese Predigt auszeichnen. Da es der guten Predigten über dieses Thema gerade noch wenige giebt: so verdiente sie um so mehr die öffentliche Bekanntmachung, so wie sie als Synodalpredigt gewiss nicht ohne Wirkung geblieben ist. Sie behandelt nach dem Texte 2 Petr. 1, 20. 21 das auf dem Titel angegebene Thema so, dass im ersten Theile die Göttlichkeit der heiligen Schriften erläutert und bestimmt wird. Diess sollte aber entweder im Eingange oder gleich nach dem Thema nur kurz geschehen seyn, und keinen besonderen Theil ausmachen, weil es gar nicht zum Hauptsatze gehört. Das Thema soll ja den ehrfurchtsvollen Glauben an die Göttlichkeit der Religionsschriften, nicht aber diese Göttlichkeit selbst bestimmen. Davon abgesehen, wird die Göttlichkeit der Religionsschriften in ihrem Ursprunge, in ihrem Inhalte und ihrer Dauer gefunden. Sonderbar! Wenn der Ursprung von Religionsschriften göttlich ist: kann ihr Inhalt und ihre Dauer ungöttlich seyn? Ist das Erste dargethan: so folgt das Zweyte und Dritte von selbst. Was nun den göttlichen Ursprung betrifft: so erklärt sich der Vf. darüber S. 15 so: „Wir würden einem Irrwahn fröhnen, wenn wir die Überzeugung nähren wollten, dass alle Worte und Sätze der heiligen Schrift von Gottes Geist eingegeben und sie buchstäblich göttlichen Ursprungs seyen." Und S. 16 heisst es sehr gut: „Wer vermag die einwirkende Kraft Gottes zu bestimmen? Wir finden tausend Erscheinungen in der Körperwelt, welche des Menschen Kraft und Verstand übersteigen, und als Wirkungen Gottes geglaubt und anerkannt werden; und im Reiche der Wahrheit und des Wissens, bey geistigen Erscheinungen, wollten wir die Allmacht und den Einfluss Gottes beschränken? oder nur das für wahr und nützlich gelten lassen, was unser Verstand erkennt?" Im zweyten Theile werden die Beweise für die Göttlichkeit der Religionsschriften angeführt, nämlich: die Verheissungen Jesu von dem höheren Beystande des Geistes Gottes an seine Jünger, der Letzteren selbsteigene Gewissheit, von diesem heiligen Geiste wirklich durchdrungen gewesen zu seyn (ist diess wohl ohne weiteren Beysatz ein strenger Beweis?), die augenscheinlichen Bestätigungen der merkwürdigsten Lehren und Weissagungen in der Schrift, und endlich die göttlichen Bewegungen in der Seele des Menschen und die Wirkungen, mit welchen die heilige Schrift sein Leben beglückt. Warum aber nicht lieber allein auf diese Wirkungen hingewiesen, welche die Bibel mit keinem anderen Buche gemein hat? Denn die göttlichen Bewegungen in der Seele des Menschen sind ein Zusatz, der ein *argumentum nimium probans* enthält. Ausserdem müssten Homers Gesänge und andere Geisteswerke auch göttlichen Ursprungs seyn, weil sie göttliche Bewegungen in den Seelen der Menschen hervorbrachten. Der dritte Theil endlich erörtert die Frage: warum wir diesem Glauben mit Ehrfurcht huldigen müssen. Rec. wurde überrascht, da er zu diesem Theile kam. Er dachte, die Beantwortung dieser Frage sey schon im zweyten Theile gegeben worden. Denn darum muss man einem Glauben mit Ehrfurcht huldigen, weil er auf gewissen unumstösslichen Gründen beruht, und gerade diese Gründe enthielt der zweyte Theil. Vermuthlich wollte der Vf. in diesem dritten Theile, wie man aus der Ausführung sieht, die Wichtigkeit dieses Glaubens darthun, die auch sehr gut entwickelt wird. —R—

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Einige Predigten in besonderer Beziehung auf die jetzigen Zeiten*, gehalten von Dr. *G. K. Bollmann*, Pastor zu Helmstädt. 1815. VI u. 66 S. 8. (6 Gr.)

Allerdings sind vorliegende vier Predigten nach dem Dafürhalten des Rec., wie der Vf. selbst bemerkt, mehr kurze Herzensergiessungen, als künstlich ausgearbeitete Predigten. Man vermisst an ihnen logische Ordnung und Bestimmtheit, so wie Lebhaftigkeit und Wärme; nicht selten sind die Bibelstellen zu sehr gehäuft, und dagegen fehlt es, besonders in der dritten Predigt, an genauem Zusammenhange des Textes und des Hauptsatzes. Da aber der Vf. seiner Versicherung nach von mehreren der achtungswerthesten Männer in Helmstädt aufgefodert worden ist, die letzte dieser Predigten drucken zu lassen, und da er sie insgesammt seiner Gemeinde gewidmet hat: so müssen sie dennoch einen guten Eindruck auf die Zuhörer gemacht haben, und durch äusserliche Beredsamkeit gehoben worden seyn. So haben sie denn auch ihren Endzweck, Erbauung zu befördern, erreicht, und die Kritik muss sich einer strengen ins Einzelne gehenden Beurtheilung enthalten. 7. 4. 5.

Kinderschriften. *Nürnberg*, b. Zeh: *Beyspiele zur Nachahmung der Tugend und Vermeidung des Lasters*, in einer Reihe kurzer moralischer Erzählungen. Ein Lesebuch für gute und folgsame Kinder von *Eduard Wilhelm Heinrich Lang.* Mit 25 illum. Kupfern. 47 S. 8. (16 Gr.)

Auf dem Titel des Buchs ist keine Jahrzahl angegeben, unter der Vorrede aber ist die Zahl 1814 befindlich. Rec. kann nicht sagen, ob das Büchlein wirklich so neu ist. Denn in keinem Fache der Literatur wird mehr Betrug gespielt, als im Fache der Bilderbücher für Kinder. Alte Werkchen werden unter einem neuen Titel aufgestellt, mit Kupfern aus einem anderen Buche, das auch keine Käufer fand, ausstaffirt und so dem leichtgläubigen Publicum als nagelneu angepriesen, wie Rec. so eben an dem bey Vollmer in Hamburg erschienenen *Lieblingssöhnchen* entdeckt hat, an welchem weder der Inhalt dem Titel entspricht und dem Kindesalter angemessen ist, noch die Bilder zum Inhalt passen, und beides, jener und diese, alte Werke sind, ob es gleich in den neuen Messverzeichnissen, als neu erschienen, aufgestellt ist. — Lobenswerth ist an den *lang'schen* Beyspielen, dass die Kupfer, welche für den Preis des Buches gut genug sind, auf die Erzählungen Beziehung haben, und sie versinnlichen. Die Erzählungen selbst sind im Ganzen dem Kinderalter von 8 — 10 Jahren angemessen. Doch würde Rec. den Kindern Manches nicht sagen, was hier gesagt ist, z. B. in der Geschichte: *Die Ceder, Beyspiel des Hanges zur Hoheit und Würde*, wo die ganze Erzählung verunglückt ist, und dazu dienen muss, in Kindern alles Aufstreben zum Höheren und allen Eifer, es in der Welt weit zu bringen, zu ersticken. Eben so wenig findet Rec. passend, was S. 20 vom Studentencommerce gesagt wird, und noch weniger, wenn S. 30 von feilen Dirnen geredet und erzählt wird, Einer habe dem Anderen liederliche Weibspersonen verschafft. An Druckfehlern mangelt es übrigens dem Werkchen nicht. 7. 4. 6.

Halberstadt, im Büreau für Literatur und Kunst: *Neue Winterabende für die deutsche Jugend* vom Verfasser des deutschen Plutarchs. Mit ill. Kupfern. 1815. II u. 251 S. 12. (18 gr.)

Ein nützliches Buch für die nicht ganz kleine Jugend, ganz geeignet, deutschen Sinn und ächte Vaterlandsliebe in den jungen Herzen zu wecken und zu nähren. In Absicht auf die Kupfer wäre freylich zu wünschen, dass sie nicht aus einem älteren Jugendschriftchen entlehnt wären, sondern mehr Bezug auf den Hauptinhalt des Büchleins hätten. Rec. erinnert sich, sie schon früher in einem Buche gesehen zu haben. Sie stellen dreymal von verschiedenen Seiten die alte Bergfestung Regenstein, das Bild eines Adlers, eines Falken und eines Geyers vor, welche Gegenstände allerdings in die Erzählung mit verwebt sind. Aber man kann sich doch nicht des Wunsches enthalten, dass Scenen aus den neuesten Kriegsbegebenheiten, welche da erzählt werden, bildlich dargestellt seyn möchten, wenn auch das Buch etwas theuer zu stehen käme. Denn der Preis ist bey dem guten Druck und Papier und nach der Beschaffenheit der Kupfer in Vergleichung mit schlechteren Jugendschriften billig gestellt. 7. 4. 5.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Höchstwichtige Beyträge zur Geschichte der neuesten Literatur in Deutschland aus den nachgelassenen Papieren des Magisters Aletheios.* Herausgegeben von *Antibarbaro-Labienus*, der schönen Künste und Wissenschaften Magister, der Weltweisheit Doctor und mehrerer gelehrten Institute weiland Mitglied. *Erste Abtheilung.* 1813. 448 S. *Zweyte Abtheilung.* 504 S. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

Als Rec. die viel versprechende Anzeige dieses grofs angelegten Werkes in öffentlichen Blättern las, hielt er es nicht für die Arbeit Eines Mannes, sondern vielmehr für die einer Vereinigung mehrerer gebildeter und gleich gesinnter kritischer Köpfe, welche in unsere neuere Literatur ganz eingeweiht und über die in ihr herrschenden Gebrechen erhoben, mit Besonnenheit und würdevoller Haltung dieselbe zu beschwören wüfsten, dafs sie vor dem Forum der unparteyischen Vernunft Rede stehen, im Spiegel ihrer Thorheiten sich beschauen, und beschämt dieselben anerkennend in ihre Nichtigkeit sich zurückziehen müfsten. Es wäre dieses ein sehr interessanter Gegenstand für denkende und wohl unterrichtete Männer, welche die Literatur unserer Zeit umfassend, ohne Engherzigkeit und Leidenschaft, einem jeden Theile nach seinem Streben für sich und nach seiner Beziehung und Verwandtschaft mit allen anderen treffend und wahr zu bezeichnen verständen. Rec. hatte kurz vorher, ehe er des *Antibarbaro-Labienus* Papiere in die Hände bekommen, der Frau *von Stael* Werk über Deutschland gelesen, und nach dem Begriffe, welchen er sich von dem Zwecke der vorliegenden Arbeit gemäfs der Ankündigung gemacht hatte, glaubte er nun, diese werde, was jene geistreiche Frau noch zu wünschen übrig gelassen habe, durch deutsche Gründlichkeit ersetzen, und die ziemlich starken Lücken ausfüllen; er erwartete, die Vff. würden, weil sie sich die Philosophie und schönen Wissenschaften zum Gegenstande gewählt haben, auch in einem gediegenen und schönen, der Würde des Stoffes angemessenen Stil mit scharfsinniger Auswahl das Gute heraussheben, und in ein günstiges Licht stellen, so wie die im Labyrinthe ihrer Irrthümer sich gefallenden Phantasten mit treffendem Witze und heiterer Laune, wenn auch nicht zur vollen Besinnung bringen, doch wenigstens das unparteyische Publicum über sie belehren, und für Andere unschädlich machen, welche etwa von gleichem Schwindel noch ergriffen werden könnten. Allein von allen diesen Erwartungen finden wir keine befriedigt; und man würde sich ganz täuschen, wenn man auch nur eine entfernte Ähnlichkeit zwischen diesem Werke und dem der Frau *von Stael* vermuthen wollte. So einseitig und mangelhaft auch die Ansichten der Letzteren von unserer Literatur sind: so sind sie doch ungleich vorzüglicher, tiefer und zusammenhängender, als die des *Antibarbaro-Labienus* und seines Freundes *Aletheios.* (Beyläufig bemerkt Rec., dafs der *Magister* und *Doctor Antibarbaro-Labienus* und der *Magister Aletheios* eine und dieselbe Person sind, welche vielleicht dem juristischen Publicum schon bekannt ist, unter dem Namen „*Michael Weber*," ehemaliger Director des königl. baierischen Appellationsgerichts zu Bamberg, und nun Vicepräsident des königl. baierischen Appellationsgerichts zu Amberg.) Der Vf. kennt unsere philosophische und ästhetische Literatur blofs nach ihrer Aussenseite, nicht nach ihrem eigenthümlichen Wesen und Streben; die Hauptwerke sind ihm dem Verständnisse nach theils ganz unbekannt, theils kennt er sie nur nach einzelnen abgerissenen Stellen oder nach der Auslegung ihrer Commentatoren; er hat nicht ihren Geist zu fassen gewufst, sondern blofs lange Stellen aus ihnen ausgehoben, die für sich auf diese Art ganz unverständlich, oder nur unvollständig und einseitig zu verstehen sind. Statt den in den Panzer der Kunstsprache eingehüllten Sinn in eine für gebildete Leser verständliche Sprache zu übertragen, scheint er als Jurist geglaubt zu haben, Acten-Auszüge machen zu müssen, woher es kam, dafs gleich den verschiedenartigsten Ruinen einer durch Erdbeben zerstörten Stadt das Ganze aus lauter gröfseren oder kleineren neben einander geworfenen Bruchstücken besteht, die aus einer Menge an Inhalt und Werth sehr verschiedener Schriften genommen, und lediglich durch die abentheuerliche Phantasie des Vfs. verbunden sind. Es läfst sich dabey gar kein vernünftiger Zweck denken. Wer die geplünderten und mifshandelten Werke kennt und versteht, für den ist diese ohne Geist zusammengetragene compilatorische Arbeit höchst überflüssig; ein solcher hat sicher ein gründlicheres Urtheil über dieselben, als er sich je aus diesen Fragmenten bilden kann; und wer die Originale aus ihnen selbst nicht kennt und versteht, für den bleibt auch dieses Machwerk ewig eine Hieroglyphe, es kann höchstens für den Pöbel berechnet seyn, welcher auch über das lacht und urtheilt, was er nicht versteht. Man sollte fast glauben, der Vf. habe auch

diesen bey seiner Arbeit vor Augen gehabt, eingedenk des vom Schauspieldirector dem Dichter gegebenen Rathes:

> „Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
> Solch' ein *Ragout*, es muss euch glücken; — —
> Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
> Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus."

Die Menge ist freylich sehr geneigt, die über sie hervorragenden Menschen zu sich herabzuziehen, und sie so zu mishandeln, dass sie ihr ähnlich sehen, und dazu wäre eine solche Arbeit allerdings ganz geeignet. Da wir aber anderer Seits dem *Antibarbaro - Labienus* die Einsicht zutrauen, dass diese Classe von Menschen keineswegs die Geduld habe, so voluminöse für sie ganz unverständliche Schriften zu lesen: so bleibt uns nur noch übrig, anzunehmen, er habe nach Art der Dichter, welchen ähnlich zu scheinen, er, nach Allem zu schliessen, einen eben so ungewöhnlich starken Drang als eine ausgezeichnete Ungeschicklichkeit besitzt, blos ohne weiteren Zweck seine individuellen Ansichten über die neuere Literatur aussprechen, und so seinem dadurch empfindlich gereizten Gemüthe eine Ableitung verschaffen wollen. Wenn er nun glaubte, eine ihm wahrscheinlich nothwendige Herzenserleichterung auf diesem Wege ausschliesslich sich verschaffen zu können: so läst sich das eben nicht tadeln, sondern man kann höchstens sich wundern, dass unter den Buchhändlern ein so guter Mann sich vorgefunden, welcher das christliche Liebeswerk der Entladung des überfüllten Gemüthes übernommen hat. In dieser Ansicht werden wir bestärkt durch den im Ganzen herrschenden Ton. Denn der Vf. ist keinesweges ruhig und über seinen Stoff erhaben; an eine parteylose Würdigung seiner Gegner, welche eine kräftige Zurechtweisung nicht ausschliessen würde, ist überall nicht zu denken; vielmehr ist er von einer grimmigen Leidenschaftlichkeit besessen, welche ihn ganz lähmte, und ihm alle Freyheit des Urtheils benahm. Den vielen ungleichartigen Fragmenten gab er eine schwerfällige, unpoetische und phantastische Einkleidung, und suchte sie interessant zu machen durch den reichlichen Zuguss seiner gereizten und stets überfliessenden Galle; von einer vernünftigen, lernbegierigen Lesern erwünschten Kritik haben wir überall fast keine Spur gefunden. *Labienus* scheint schrecklich viel gelesen zu haben, aber das Vielgelesene hat ihn aufgeblähet, hat ihm den Dünkel beygebracht, er verstehe Alles, was er gelesen habe; seine Fertigkeit, Bücher in verschiedenen Sprachen zu lesen, setzt einen sehr fleissigen Mann voraus, und wenn sie von einer richtigen Beurtheilungskraft unterstützt wäre, so hätte sich damit etwas Tüchtiges leisten lassen. Nun aber liegt er an der fixen Idee krank, alles Neuere in der Literatur, besonders in der philosophischen, sey baarer Unsinn, und hält sich nun für den allein Weisen, der berufen sey, Anderen darüber die Augen zu öffnen. Seine Bildung scheint in die erste Epoche der kantischen Philosophie zu fallen, von der er die Weihe empfangen, und bey welcher er stehen geblieben; die folgenden Epochen liess er an sich vorübergehen, sie misfielen ihm, wie mehreren anderen Männern, welche wegen überhäufter Berufsgeschäfte nicht gleichen Schritt mit der etwas schnell sich entwickelnden Wissenschaft halten konnten. Der Mangel eines Verkehrs mit Männern, die ihn darüber hätten orientiren können, hat seinen Unwillen über die Gegenwart und seine überspannte Meinung von seinen eigenen Einsichten noch erhöht, die zu dem Grade anwuchsen, dass sie durch dieses Werk endlich zum Ausbruche gekommen sind. Rec. will nun versuchen, eine skizzirte Übersicht von dem Inhalte der beiden ersten Bände den Lesern vorzulegen, damit auch sie sich eine Vorstellung davon machen können. Die ganz misglückte, vielleicht von *Erasmus Lob der Thorheit* entlehnte, Einkleidung übergeht er, und hält sich blos an die Sache, deren Darstellung auch beynahe jedes weitere Urtheil darüber überflüssig macht.

Der Vf. stellt das Ganze als eine Reise der Phantasie dar, wobey er sich die ehrenvolle Rolle eines unparteyischen Geschichtschreibers derselben beylegt. Die Schrift beginnt mit einer Anrede an die Göttin der Thorheit, worin er sie um Vergebung bittet für allen von ihm und seinen Verbündeten ihr zugefügten Schaden durch Aufklärung der Wahrheit in gelehrten Werken und Zeitschriften; er bekennt, dass er es mit seinen Gesellen schon weit gebracht hatte, als sich Alles änderte, und es der Thorheit gelang, sich selbst als Weisheit verehren zu lassen, indem sie den Stolz und Übermuth für sich gewonnen. Dann wird der kantischen Philosophie eine kurze Lobrede gehalten, und zur Fichteschen übergegangen, die so charakterisirt wird, dass kein Mensch sie in dieser Darstellung wieder erkennen würde. Der Vf. meint, *Fichte* habe die Dinge nach ihrem von unserem Erkennen unabhängigen Seyn durch das Ich setzen und schaffen wollen, und nimmt daher seinen subjectiven Idealismus in einem Sinne, wie ihn nur die geistlosesten Leser je verstanden haben. Er weiss nicht, dass *Fichte's* Lehre nur der consequent durchgeführte Kantianismus ist. Denn sobald man einmal die Subjectivität der Anschauungs- und Denk-Formen nach *Kant* zugiebt: so ist *Fichte's* System das einzig folgerechte, und von dieser Seite betrachtet wird es auch einzig in der Geschichte der Philosophie dastehen, und von der unparteyischeren Nachwelt als solches gewürdigt werden. Jene Prämissen zugegeben, ist es auch unwiderlegbar. *Fichte* will nichts anderes darthun, als dass alles Wissen, Thun und Seyn für uns lediglich ein Product des Geistes selbst sey, und dass man, um jene Wirkungen zu begreifen, nichts ausser dem gesetzmässigen Wirken des Ichs zu Hülfe nehmen dürfe. Dass unabhängig vom Wissen eine objective Welt der Dinge sey, hat er nie geleugnet, aber sie ist ihm als solche uns unerkennbar, also für uns Nichts. Der Versuch, von der Subjectivität aus unsere Welt zu begreifen, er mag so einseitig seyn, wie er will, wird und muss immer als ein grosses Verdienst angesehen werden. — S. 73 geht der Vf. zur neueren Poesie über, wo er wieder Auszüge aus neueren Dichtern anbringt, versteht sich die ihm misfälligsten Stücke; von *Isidorus Orientalis*, *Schlegel*, *Heinrich*, *Tiek*, *Rottmanner* werden einzelne Fragmente gegeben. S. 90 folgen die Versuche *Ritters* mit *Campetti*, und gleich darauf Bemerkungen über die prakti-

ſche Philoſophie *Fichte's*, in welche perſönliche Anzüglichkeiten auf dieſen allgemein geachteten Mann gewebt ſind. S. 90 nennt er ihn einen aufgedunſenen philoſophiſchen Schwätzer. S. 107 werden kantiſche und fichteſche Trauungsformeln zum Beſten gegeben, und die ganze Theorie der Ehe aus *Fichte's* Naturrecht abgedruckt; S. 130 lieſt man auch *Schaumann's Vater Unſer* in fichte'ſche Formeln überſetzt; S. 138 wird der geſchloſſene Handelsſtaat parodirt. Wie *Fichte* ein Schwätzer und Träumer, ſo wird der Stifter der Naturphiloſophie, an die nun die Reihe kommt, ein Abentheurer und Hierophant geſcholten, und ſeiner Lehre ein wahrhaft abentheuerlicher Sinn untergelegt. Einen beſonderen Nachdruck legt der Vf. darauf, ſie nach ihrer ſittlichen Seite recht abſcheulich darzuſtellen, dieſelbe beſchuldigend, ſie ſetze die gröbſten Laſter den ſchönſten Tugenden gleich, ſie mache die Menſchen zu Geſchäften und Geſellſchaften unbrauchbar; ein Aſſeſſor, welcher eine Schrift über das Abſolute geſchrieben, ſey in das Irrenhaus gekommen, wohin er eigentlich alle Anhänger dieſer Lehre wünſcht. Die Rede, in welcher er dieſes Syſtem vom Stifter vortragen läſst, iſt ein Flickwerk von Sätzen aus verſchiedenen Schriften, ſo daſs ſich kein gröſserer Gallimathias denken läſst. Dabey ſpricht er viel und gern von bacchantiſcher Schwärmerey und Berauſchung, daſs man glauben möchte, Hr. *W.* ſey ſelbſt oft voll des berauſchenden Rebenſaftes geweſen. — Wie witzig er ſeine guten Einfälle anbringt, davon will Rec. eine Probe mittheilen. S. 201 läſst er den Proteſtantismus folgendermaſsen zu Grabe legen: „Unter eintönigem und traurigem Leichengeſange wurde der Proteſtantismus in einem ſchlichten kiefernen Sarge von Luther, Melanchthon, Calvin und Zwingli getragen. (Alſo die Stifter des Proteſtantismus tragen den Sarg!) Es war der jüngere Sohn des Chriſtianismus, und an der Auszehrung der Exegeſe geſtorben. Paulus ſprach den Segen, und weihte die Leiche ein, Stephani hielt den Weihkeſſel." — S. 245 werden *Butte's* Grundlinien der Arithmetik des menſchlichen Lebens in mehreren bogenlangen Auszügen mitgetheilt, und zuletzt eine Anſpielung auf des Vfs. Reiſe nach Frankreich gemacht. Von da geht er zum Capitel vom Selbſtmord über, um *Heinrichs von Kleiſt* und *Adolphine Vogel* Erwähnung thun zu können; lauter Folgen der neueren Philoſophie! S. 296 und folgg. werden *Schellings*, *Hegels* und *Zimmers* Lehren vom Chriſtenthum, der Erbſünde und der Dreyeinigkeit parodirt, und S. 330 daran geknüpft das Verhältniſs der Rechtswiſſenſchaft zum Abſoluten, und in dieſer Beziehung *Niblers* Programm vom Staate, und *Ad. Heinr. Müllers* Schriften gedacht. Darauf kommen *Joh. Jak. Wagner's* mathematiſche Philoſophie und die alten Volksbücher an die Reihe, die nun wieder aus dem Staube hervorgezogen werden, womit die erſte Abtheilung ſich ſchlieſst. Den Übergang zur zweyten macht *Galls* Kranioſcopie, welche Parthie ziemlich humoriſtiſch bearbeitet und angenehm zu leſen iſt, ein Beweis, daſs es dem Vf. nicht an treffenden Bemerkungen über Gegenſtände fehle, von denen er etwas verſteht; er hat allerley Anekdoten eingewebt, denen örtliche Beziehungen wahrſcheinlich zu Grunde liegen. Es iſt bloſs zu bedauern, daſs er von vielen anderen Dingen ſprechen will, wofür ihm das Verſtändniſs abgeht, und womit er dann andere Menſchen gar ſehr langweilt. Nachdem er ſich über die Sprachlehre von *Bernhardi*, die Phyſiognomik von *Coeleſtin Stöhr*, *Aſt's* Geſchichte der Philoſophie auf ſeine Art ausgeredet, kommt er auf *Butte's* Syſtem der Polizeywiſſenſchaft, auf *Clemens Brentano*, *Falk* und *Jean Paul*; über Letztere macht er einige zweckmäſsige Bemerkungen. Auf dieſen folgt *Peſtalozzi's* und *Niederer's* Lehrmethode, über welche er ſich ſo ſelbſtſtändige Einſichten zutraut, daſs man ſogar einige §§. mit der Überſchrift. „*Aletheios Bemerkungen*," findet, eine Erſcheinung, auf die man im erſten Theile gar nicht ſtöſst. Beſſer aber als alles Seitherige iſt ihm die Auseinanderſetzung des *graſeriſchen* Werkes über Erziehung, „*Divinität*" betitelt, gelungen, die er auch ziemlich verſtanden hat, und meiſtens mit eigenen Worten ſo darſtellt, wie er eigentlich alle von ihm bekrittelten Werke hätte darſtellen ſollen, wenn ſeine Arbeit auf einigen Werth Anſpruch ſollte machen können. Er nennt *Graſer* ſeinen Freund, rühmt ſich einer anſchaulichen Erkenntniſs ſeiner Methode, und tadelt an ihr nichts, als daſs ſie nach den Principien der Identitätsphiloſophie bearbeitet ſey, gegen die er unverſöhnlich eingenommen iſt. S. 224 giebt er aber auch zu verſtehen, welches groſse Verdienſt er ſich um die Divinität erworben habe, indem er ſie in eine ihrem Inhalte angemeſſene Form gebracht, und ſcheint auf dieſe Art einen ſchönen Theil des dem Urheber gebührenden Verdienſtes ſich aneignen zu wollen. Von S. 225 an beſchenkt er uns auch reichlich mit Auszügen aus Schriften, die in neueren Zeiten über den thieriſchen Magnetismus erſchienen ſind, nämlich von Hnn. *Kluge*, *Bartels*, *Herzogs*, *Keſsler*, *Carl Schelling*, *Wohlfart*, *Fried. Hufeland* u. ſ. w. Der Magnetismus leitet ihn natürlich zur Theorie der Geiſterkunde von *Jung-Stilling*, von welcher wieder ein beträchtlicher Theil abgeſchrieben, und noch durch andere Geſchichten von Viſionen, Ahnungen und Geiſtererſcheinungen vermehrt worden iſt. Die S. 349 — 355 geführte Unterredung des Aletheios mit *Jung-Stilling*, welche das eigentliche Urtheil des Vfs. über dieſe Erſcheinungen, ſo wie über das Chriſtenthum wahrſcheinlich ausſprechen ſoll, enthält gemeine und unbedeutende Gedanken. S. 356 wagt ſich der viel leſende und Alles beſſer verſtehende Hr. *W.* auch an die Arzneywiſſenſchaft, ſofern die neuere Philoſophie auf ſie Einfluſs gehabt hat. — Darauf kehrt er zu dem ihn quälenden Dämon, zu der Naturphiloſophie, zurück, und verſucht eine Monographie der neueren Naturwiſſenſchaft zu geben, dadurch, daſs er aus *Schellings*, *Steffens*, *Görres*, *Okens* u. A. Schriften die Stücke dazu ſammelt, welche er mit ſeiner kranken und faſelnden Phantaſie zu einem Ganzen leimt. Welch ein buntes Allerley das Alles iſt, läſst ſich nur leſend begreifen, nicht aber wohl mit Worten ausſprechen. Der Vf. iſt wahrlich zu bedauern, er leidet an einer fixen Idee, die ſich ſeiner bemächtigt hat, und wie ein böſer Geiſt ihn verfolgt; er möchte ihrer los werden, und hat zu dieſem Behufe dieſes voluminöſe Werk un-

ter, als Interpreten von Jehova's Gesetz im Familienkreise sowohl, als in öffentlichen Angelegenheiten, sie den religiösen Gesichtspunct ihrer Bestimmung noch über die Grenze hinaus verfolgten, als so weit Religion mit der Staatspolitik verbunden war? und ebendarum kann kein Versuch gelingen, das Vielseitige ihrer theils constitutionellen, theils selbst gewählten Bestimmung mit Einem Namen hinreichend zu bezeichnen. Der hebräische Ausdruck נביא selbst drückt sie keineswegs vollständig aus, bezieht sich vielmehr auf den Hauptcharakter und die öffentliche Autorität allein, unter welcher diese Männer auftraten, als Dollmetscher des göttlichen Willens und der göttlichen Gesetze. Über den hier vorausgesetzten mosaischen Ursprung des Propheteninstituts erinnern wir nichts weiter; er beruht auf der Ansicht von der Ursprünglichkeit der mosaischen Gesetzesurkunden im Pentateuch, worüber wir früher schon unser Urtheil auszusprechen Gelegenheit hatten: nur diess bemerken wir, dass es uns wunderte, wie einer nur etwas umsichtigen Kritik, bey der historisch-kritischen Erforschung dieses Gegenstandes, die beiden trefflichen Data, das Erscheinen der Prophetenschulen in Samuels Periode, und das zu gleicher Zeit unter König Saul zuerst geschichtlich bemerkte Auftreten und Thätigseyn dieser Männer nach der Vertreibung der Wahrsager und Zeichendeuter aus dem Lande (1 Sam. 28, 5), unbeachtet, und für so wahrscheinliche Vermuthungen in Ansehung der Bildung dieses Institutes unbenutzt bleiben konnten.

Die speciellen Untersuchungen fangen darauf mit Esaias an, und begreifen, ausser den alttestamentlichen Propheten, das Buch Baruch mit der *Epistola Jeremiae*, und die Apokalypse. Jedes in's Einzelne zu prüfen, erlaubt uns der Raum dieser Blätter nicht; wir haben indessen bey unserer eigenen Durchsicht kein neues Resultat gefunden, das uns von unserem, schon früher ausgesprochenen Urtheil zurückzutreten bewegen könnte. Auch hier müssen wir es wiederholen, dass in Hinsicht der Kritik dem Urtheile des Vfs. öfters diejenige Reife und Besonnenheit abgeht, die meistens nur als Frucht aus vielseitiger Prüfung und vorsichtiger Vergleichung sich gewinnen lässt. Zur Rechtfertigung unseres Urtheils bey diesem Theile des Werks geben wir unsere Bemerkungen über diejenigen Abschnitte, welche am meisten unsere Aufmerksamkeit beschäftigten. Was hier zuerst den Esaias betrifft: so hat es ganz unseren Beyfall, was der Vf. von der Integrität der Orakel dieses Propheten erinnert, S. 1357 nämlich, dass es unmöglich sey, „solche Gründe aufzufinden, welche einen vollen und überzeugenden Beweis liefern könnten, dass alles in diesem Buche Enthaltene vom Jesaiah sey.“ Nur muss, unserem Erachten nach, auf der anderen Seite nicht weniger bemerkt werden, dass die Kriterien der Unächtheit, warum man einzelne Orakel, besonders einige von denen gegen auswärtige Völker, hat zurücklegen wollen, häufig nur zu subjectiv und ungewiss erscheinen, als dass eine vorsichtige Kritik mehr als blosse Möglichkeit daraus folgern dürfte. Mit der Art der Beweisführung selbst für die Unächtheit einzelner im Esaias vorhandener Abschnitte, wie sie hier von Hn. *B.* und meistens auch von allen seinen Vorgängern gegeben wird, kann Rec. nicht zufrieden seyn. Nach einer Widerlegung der von den neuesten Vertheidigern der Integrität angestellten Rettungsversuche, werden vier Gründe ausgeführt, die es gewiss machen sollen, „dass eine grosse Anzahl von den in dem Buche Esaias zusammengereiheten prophetischen Reden anderen Verfassern und späteren Zeiten angehöre" S. 1373, nämlich Aramäismen der Sprache in einzelnen Stücken, verschiedene Darstellungsart, Hindeutung des Inhalts auf ein späteres Zeitalter und endlich ein Contrast der Ideen, welcher die Einheit des Vfs. ausschliesst. Jeder urtheile selbst, ob diese Gründe sämmtlich, in Beziehung auf die dem Esaias abgesprochenen Orakel, als allgemeine anwendbar sind, ob manche Stücke nicht ganz andere Merkmale der Nichtursprünglichkeit an sich tragen, und ob überhaupt bey einer Beweisführung, die bloss innere Gründe geltend machen kann, dieser Beweis nicht um vieles vollkommener wird gegeben werden können, sobald die Frage über eine, nach ihrem verschiedenen Inhalt bestimmte Mehrheit von Classen dieser Orakel vorläufig beantwortet worden ist. Denn es versteht sich ja von selbst, dass, wo Standpunct und allgemeines Thema von prophetischen Stücken verschieden ist, nothwendig auch eine Verschiedenheit von inneren Merkmalen sich aus ihnen abziehen lassen muss, um die Zurückführung auf einen gewissen bestimmten Verfasser zu widerlegen. Wir haben daher beständig drey besondere Classen von Orakeln unterschieden, die man dem Esaias absprechen zu müssen glaubte: die Orakel von der Zerstörung des chaldäisch-babylonischen Reichs, und von der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft unter Cyrus; die Orakel gegen auswärtige Völker; und endlich einzelne Orakel über Sanheribs Niederlage vor Jerusalem unter Hiskias. Für die erste dieser Classen vereinigen sich gesammte, hier vom Vf. angegebene Gründe; nur würden die beiden letzten, weniger unbestimmt aufgefasst, als sie hier gegeben sind, durch schärfere Unterscheidung der Hauptmerkmale noch in mehrere sich haben zerlegen lassen. Von Rec. ist wenigstens die zu grosse Zeitferne des Gegenstandes, den sie behandeln, in Beziehung auf die von *Just* ausgeführte Wahrheit, dass die Propheten in ihren Reden mit Verderben durch fremde Völker nicht früher drohen, als bis diese wirklich mit Israel in politische Berührung zu kommen, und der Nation furchtbar zu werden anfingen; darauf die speciellen Spuren der späteren, erst im Exil erfolgten Abfassung dieser Orakel, die theils das schon vorhandene Daseyn des chaldäischen Reichs, theils die schon erfolgte Zerstörung Jerusalems und des Tempels beurkunden; und zuletzt das doppelte Missverhältniss in Ansehung der dunkeln, unbestimmten Schilderung des Untergangs der gegenwärtigen assyrischen Monarchie gegen das genaue, und bis auf persönliche Züge ausgeführte Gemälde vom Ende des künftigen, noch ungekannten Chaldäerstaates, so wie auf der anderen Seite in Ansehung der Umständlichkeit der Darstellung bis auf die letzten Zeiten des Exils gegen die Allgemeinheit der Verheissungen solcher Dinge, die unmittelbar aufs Exil folgen sollten: von ihm sind diese vier Puncte besonders unterschieden

worden, da jeder einzeln für sich ein Ganzes bildet, das als Antikritik gegen Einheit des Vfs. spricht. Die Orakel der zweyten Classe gegen auswärtige Nationen bilden, was Beweisführung ihrer Nichtursprünglichkeit anlangt, ein vollendetes Gegenstück. Sie haben durchaus keine allgemeinen Gründe gegen sich, sondern überall sind es nur individuelle Merkmale und Kennzeichen, in deren Deutung Manches freylich nur subjectiv, und darum Verschiedenheit des Urtheils erzeugend ist. Bey der dritten Classe endlich, bey den Reden über Sanheribs Niederlage vor Jerusalem unter Hiskias, findet *Eichhorn* es unwahrscheinlich, dass Esaias so oft einerley Gegenstand behandelt habe, und aus diesem Grunde allein will er einzelne Stücke dieses Inhalts anderen Zeitgenossen des Propheten zugesprochen wissen. Allein dieser Grund ist gewiss nicht hinreichend zum Absprechen; und dürfte höchstens blos zu einem möglichen Verdacht führen. Diese Verschiedenheit der aufgestellten Beweisgründe und ihres Gewichtes erweiset wohl hinlänglich die Nothwendigkeit der Trennung jener Orakelstücke in verschiedene Classen für die Kritik; wenigstens wird es nie nur Eine Beweisführung seyn können, die alles dem Esaias Abgesprochene kritisch zu prüfen im Stande ist.

Wir wenden uns zu einem anderen Beyspiele, die wissenschaftliche Bearbeitung unseres Buches daraus kennen zu lernen. Wir wählen die Untersuchungen über die Apokalypse, den Schluss des Werks, da hier die Vieldeutigkeit des Stoffs in äusserer und innerer Hinsicht am meisten ein kritisches und besonnenes Urtheil zur wohlgeregelten Ausarbeitung erfodert. Sie gehen von S. 1777 — 1908, und sind die ausführlichsten von allen. Eine sehr richtige Angabe der inneren Anordnung und Einrichtung, so wie eine nicht weniger wahre Ansicht von der äusseren Form und Darstellung des Ganzen, als einer Reihe prophetischer Visionen, nach der Analogie ähnlicher alttestamentl. Gemälde aufgefasst, machen den Anfang. Darauf folgen die Forschungen über den Urheber des Buchs, bey denen uns, ungeachtet ihres vollständigen und wohlgeordneten Ganges, einige Bemerkungen hinzuzusetzen erlaubt seyn möge. So hätten S. 1781 bey der Vermuthung, Dionysius Gegner seyen die Aloger, der Grund dafür nicht ausgelassen seyn sollen, dass die älteren alexandrin. Schriftsteller keine Einwürfe gegen das Buch kennen, wohl aber Dionysius, als Gegner des Chiliasmus, mit den Ansichten der hierin ihm gleichgesinnten Aloger bekannt seyn mochte. S. 1824. 27. 39 und an a. O. finden wir unter den Widerlegungen der Einwürfe, von dem Stillschweigen des Ignatius und Polykarpus hergenommen, die sonderbare Idee: „Johannes möchte diese Schrift nicht selbst, wegen leicht zu errathender Bedenklichkeiten, haben ins Publicum ausgehen lassen; er liess sie vielmehr bey sich liegen, und erst nach seinem Tode kam sie aus seinem schriftlichen Nachlasse in die Hände Anderer, und verbreitete sich allmählich weiter, doch ohne von Jemand den sieben Anfangs genannten Gemeinden zugesandt zu werden." Wer möchte aber wohl einen schriftlichen Nachlass bey den Aposteln zu suchen geneigt seyn, deren begeisterte Wirksamkeit gewiss das gegenwärtige Bedürfniss allein beschäftigte, und noch mehr, wer die Apokalypse zu einem solchen schriftlichen Nachlass zählen, die, was Hr. *B.* selbst nicht leugnet, nach Form und Inhalt nur als Schöpfung eines noch jugendlich feurigen Geistes betrachtet seyn will? Nicht weniger wundern musste sich Rec. S. 1868 fg. über des Vfs. Vertheidigung von *Merkel* gegen *Storr* in der Widerlegung des durch Epiphan überlieferten Einwurfs der Aloger gegen die Ächtheit der Apokalypse. Dieser lautete bekanntlich nach jener Überlieferung also: zu Thyatyra, an welche Gemeinde das vierte der voranstehenden sieben Sendschreiben gerichtet ist, existire gar keine christliche Kirche; wie also der Apostel ihr zugleich mit den anderen sein Buch habe zuschreiben können? Da es bey der richtigen Deutung desselben auf den Ausdruck des Originals selbst ankommt: so müssen hier die Worte des Häresiologen einen besonderen Platz finden. *Haer.* 51, 33, εἶπε πάλιν (*sc.* Ἰοάννης, es sind Worte der Aloger)· γράψον τῷ ἀγγέλῳ τῆς ἐκκλησίας τῷ ἐν Θυατείροις (*Apoc.* 2, 18), καὶ οὐκ ἔνι ἐκεῖ ἐκκλησία χριστιανῶν ἐν Θυατείρῳ· πῶς οὖν ἔγραφε τῇ μὴ οὔσῃ; Nun fährt *Epiphanius* fort: καὶ εὑρίσκονται οἱ τοιοῦτοι ἑαυτοὺς ἀναγκάζοντες ἐξ αὐτῶν, ὧν κηρύττουσι κατὰ τῆς ἀληθείας ὁμολογεῖν· ἐὰν γὰρ εἴπωσιν, οὐκ ἔνι νῦν ἐκκλησία εἰς Θυατείρα, δεικνύουσι πεπροφητευκέναι τὸν Ἰωάννην κ. τ. λ. Nach *Storr's* Voraussetzung steckt hinter dieser Angabe blos eine ironische Polemik; die Aloger denken dabey an die montanistische Gemeinde zu Thyatyra, die sie für keine ächt christliche wollten gelten lassen, und damit auch aus gleicher Quelle ihr früheres ächtes Christenthum bezweifelten. Hr. *B.* behauptet dagegen nach *Merkel*: „Wäre diess der Sinn des Einwurfs gewesen: so müssten nothwendig die Aloger hinzugesetzt haben, dass zu Thyatyra niemals eine andere, als eine montanistische Gemeinde gewesen sey. Wie hätten sie aber das sagen können, da ja auch Aloger zu Thyatyra wohnten, und eine Gemeinde formirten, die diese selbst doch wohl für eine ächt christliche Gemeinde angesehen haben?" Sollten aber nicht gerade diese Aloger zu Thyatyra Urheber der ganzen Anklage seyn? Wenigstens lässt sich kaum denken, dass andere, in Anderen Gegenden, an der dortigen Gemeinde ein solches Interesse genommen hätten, um auf die angeführte Beschuldigung zu kommen. Jenes νῦν, worauf *Storr* vorzüglich Rücksicht nimmt, soll nach dem Vf. von Epiphan. den Alogern blos untergeschoben seyn: allein die früheren Worte πῶς οὖν — μὴ οὔσῃ, beweisen doch wohl jedem Sprachkenner hinreichend, dass der Ausdruck: καὶ οὐκ ἔνι — ἐκκλησία eben so gut von der gegenwärtigen Zeit, als von der Zeit des Apostels Johannes verstanden seyn soll; eine Erklärung, die doch gewiss den Vorzug verdient vor einer anderen, welche, um bestehen zu können, den Referenten ganz willkührlich einer absichtlichen Verfälschung beschuldigen muss.

Wir übergehen die treffenden Bemerkungen S. 1875 gegen die Voraussetzung eines Betrugs, so wie die nicht minder guten gegen *Eichhorn's* Behauptung, die Angabe von Johannes Aufenthalt auf Patmos gehöre zur Dichtung S. 1877. Rec. ist ganz übereinstimmend mit Hn. *B.* im Schlussresultat: dass vollkommene Gewissheit da sey, Johannes, der Evangelist, habe eine Apokalypse geschrieben, und dass es zugleich an hinreichendem Grunde nicht fehle, sie in dem Buche zu erkennen, welches unter diesem Namen im neutestamentl. Kanon steht. Nur eine Bemerkung erlaubt sich Rec. noch. Warum ist S. 1895

unter den Zeugen für Johannes Aufenthalt zu Patmos gerade der älteste, Papias, ausgelassen, und in die Noten verwiesen? Weil wir sein Zeugniss mittelbar durch Eusebius haben? Allein wie viele kirchenhistorische Nachrichten würden dann für uns verloren seyn, wenn diess Merkmal der Unsicherheit unbedingt gelten sollte! Ganz übersehen hat übrigens Hr. *B.* die Übereinstimmung dieses durch Eusebius aufbewahrten Zeugnisses mit einer Angabe in den Schriften des Irenäus selbst *adv. haer.* V. 30. — Mögen wir bald dieses brauchbare Werk vollständig erhalten! H. P.

Würzburg, b. Stahel: *Das Buch Ruth.* Aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzt, mit einer vollständigen Einleitung, philologischen und exegetischen Erläuterungen von Dr. *Georg Riegler*, Caplan zu Aub im Grosherzogthume Würzburg. 1812. 108 S. 8. (8 Gr.)

Hn. *R's.* Bearbeitung des Buches Ruth zeichnet sich weniger durch neue Ansichten aus, als durch fleissige Zusammenstellung und gröstentheils gelungene Beurtheilung dessen, was frühere Ausleger darüber gesagt haben. In der sehr ausführlichen Einleitung, in welcher er öfters mit dem Vf. des exegetischen Handbuches zusammentrifft, handelt er von S. 1 — 26 in 8 Paragraphen von dem Namen und Inhalte, von der Absicht, von der Zeit, in welche die Handlung (die Hr. *R.* in vier Hauptscenen, nach der Zahl und Anlage der Capitel, zerfallen läst) gesetzt wird, von dem Verfasser und Alter, von der Glaubwürdigkeit, von dem kanonischen Ansehen, von der Brauchbarkeit und dem Werthe, und endlich von der Literatur des Buches. — Die Absicht des Buches ist: Beurkundung der edlen Abkunft Davids von einer alten und rechtschaffenen Familie. Der Vf. will es recht anschaulich machen, dass Ruth, als Ausländerin, zwar eine arme und gebeugte, aber arbeitsame und tugendhafte Wittwe, ein Weib von edler Seele, und Boas als Israelite eben so reich und angesehen, als auch gerecht und gottesfürchtig, ein Mann von biederem Herzen, im vollen Sinne würdig waren, die edelsten Stammältern einer königlichen Familie zu werden. — Die Zeit, in welche diese Geschichte zu setzen seyn dürfte, ist verschieden bestimmt worden. Dem Vf. ist es wahrscheinlich, dass sie in den Zeiten Debora's und Gideon's vorgefallen sey. — Mit Recht läst Hr. *R.* den Vf. derselben unbestimmt, das aber glaubt er sicher annehmen zu dürfen, dass derselbe erst nach der Beförderung Davids zur Königswürde gelebt habe. (Auch Rec. ist dieser Meinung; vorausgesetzt, dass die oben bemerkte Absicht des Buches richtig ist.) Er war, fügt Hr. *R.* hinzu, wohl selbst ein Jude, und lebte nicht in den früheren Zeiten des jüdischen Reichs; wenigstens hat die Schrift aus dem späteren Zeitalter dieses Reiches seine vollendete dermalige *Form*, welche mitunter einen chaldaisirenden Anstrich hat, erhalten. (Rec. findet die Sprache in diesem Buche von der Sprache der übrigen historischen Schriften der Hebräer nicht so abweichend, dass er sich getrauete, daraus auf das Alter einen Schluss zu machen.) — Der Glaubwürdigkeit des Buches steht, wie Hr. *R.* umständlich zeigt, nichts entgegen; die Zweifel, die man aus der angehängten Stammtafel, welche zwischen Nahasson und David nur fünf Glieder enthält, dagegen erheben wollte, sucht Hr. *R.* auf die gewöhnliche Weise zu lösen. (Abgekürzte Stammtafeln sind gewiss gewöhnlich gewesen. Aber eine bestimmte Ursache der Abkürzung anzugeben, wagt Rec. nicht. Mangel an Nachrichten ist kaum denkbar. Bey den Priestern, welche — nicht sowohl Kirchen - als vielmehr Lager - Bücher halten musten, konnte man doch wohl erfahren, was zur Aufstellung einer vollständigen genealogischen Tafel nöthig war, weil die Äcker immer eigentlich auf die Nachkommen erbten, und man da nur zurückgehen durfte, um zu erfahren, was man wissen wollte. Denkbar ist es freylich, dass je zuweilen ein solches Lagerbuch verloren gegangen, nicht so leicht, dass es mit weniger Sorgfalt fortgeführt worden.) Den umständlichen Bemerkungen über die Brauchbarkeit und den Werth des Buches, worin die Hauptzüge der handelnden Personen sorgfältig entwickelt sind, fügte Hr. *R.* noch die Urtheile Niemeyer's, K. v. Dalbergs und Deresser's bey. — Die Literatur ist zwar nicht vollständig; doch vermisste Rec. keinen der vorzüglicheren Ausleger. — Von S. 27 — 41 folgt nun die Übersetzung. Sie ist „gröstentheils metrisch; mitunter prosaisch; metrisch desswegen, um den Rhythmus, Parallelismus und Numerus des Originals darzustellen." Rec. hat sie zwar richtig gefunden; aber gefallen hat sie ihm nicht durchgängig. Der Vf. hätte seine Absicht wohl erreichen können, wenn er eine *Probe* gegeben hätte; da er aber diese Methode durch alle 4 Capitel hindurchgeführt hat: so hat er sich hiedurch gewiss geschadet. Die Nothwendigkeit einer solchen Behandlung sogar zugegeben: so hätten doch so viele Härten sich nicht einschleichen sollen, wie z. B. in folgenden Zeilen:

Geh' ja auf keinen andern Acker, Ähr'n zu lesen,
Ich hab befohln den Knechten
Halt ferner dich zu mein'n Gesind'
Ich dacht' daher es dir zu Ohr'n zu bringen u. s. w.

und wozu Cap. IV, 18 — 22 das genealogische Register in abgesetzten Zeilen? — Von S. 48 — 108 stehen die philologischen und exegetischen Erläuterungen. Sie werden gewisser den Beyfall der Leser erhalten. Nur hie und da, glaubt Rec., hätte sich der Vf. kürzer fassen können, wie z. B. S. 46 die Bemerkungen über עמכם und עשיתם; S. 66, wo die Beyspiele, indem die Stellen alle *in extenso* angeführt sind, zu gehäuft scheinen u. s. w. Vielleicht finden es manche Leser auch überflüssig, dass S. 105 f. das ganze 38 Capitel des ersten Buches Mosis, und S. 89 aus Proverb. 31 das Lob eines tugendhaften Weibes vollständig eingeschaltet ist. — In manchen Erklärungen ist Rec. anderer Meinung; z. B. S. 54 in den Ableitungen der Namen Abraham und Sarah. Den ersteren glaubt er entstanden aus אברםהמון „bey geschwinderer Aussprache mit Auslassung des ם von אברהמון רם, endlich mit Hinwegwerfung der Endsylbe ון, אברהם." Rec. ist hierüber immer noch derselben Meinung, welche er bey einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern bereits geäussert hat (Jahrg. 1806. No. 191). — Auch in diesen Erläuterungen kommen prosaische Stellen vor, die metrisch abgedruckt sind; z. B. S. 55. 57. 94 u. a., wenn man anders hievon diesen Ausdruck brauchen darf. — S. 92 hat sich wohl ein Provincialismus eingeschlichen: „Vermuthlich betrug das hier genannte sechsmal genommene Gemass ein ordentliches *Traget* für eine Weibsperson." Σλρ.

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

JURISPRUDENZ.

ALTONA, b. Hammerich: *Criminalrechtsfälle*, vorgetragen und herausgegeben von *Wilhelm von Schirach*, königl. dän. Obergerichtsrath zu Glückstadt. 1813. XVI u. 269 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. liefert uns hier 7 bey dem königl. dänischen Obergerichte zu Glückstadt entschiedene Criminalfälle, welche von ihm selbst demselben vorgetragen worden sind. Mit der Auswahl dieser Fälle könnte man allerdings zufrieden seyn, indem keiner darunter ist, welcher nicht wenigstens von einer Seite die Aufmerksamkeit des Criminalisten verdiente. Nur die beiden Fälle (IV u. V) von Kindermord und verheimlichter Geburt gehören zu den alltäglicheren, und vermehren bloss die grosse Menge der Unglücklichen, bey welchen die Gerechtigkeit nach dem Gesetz nur mit Bedauern und heimlichen Zweifeln geübt werden kann.

Dagegen thut es dem Rec. Leid, gestehen zu müssen, dass die Art der Bearbeitung ihn nicht durchaus befriedigt hat. Der Vf. erklärt sich selbst in der Vorrede über die von ihm gewählte Form seiner Vorträge, bey welcher er sich genöthigt gesehen habe, von den Regeln Martin's, Grolman's und Anderer abzuweichen, vermöge deren die eigentliche Relation nur aus einem Auszuge der Acten bestehen soll, in welchem bloss die Prämissen des Urtheils zusammengetragen, die Beurtheilung aber dem zweyten Theile des Vortrags, dem Gutachten, aufgespart wird. Ein solcher Actenauszug, meint der Vf., müsse nothwendig ermüden, die Aufmerksamkeit der zuhörenden Richter und das Zusammenfassen der Thatsachen unter dem Hauptgesichtspuncte erschweren, und dagegen der Zweck eines Criminalvortrags besser erreicht werden, wenn der Referent zuweilen schon in der Geschichtserzählung die durch Geständniss oder andere Beweise ausgemittelten Thatsachen als rechtlich feststehend aushebe, auf solche Weise aber die Aufmerksamkeit der Mitglieder sogleich auf den wichtigsten Punct hinleite.

Hierin kann aber Rec. dem Vf. durchaus nicht beystimmen, und die Fehlerhaftigkeit seiner Methode kann durch die von ihm mitgetheilten Vorträge selbst bewiesen werden. Es ist zwar richtig, dass schon in die Anlegung des Actenauszuges sich die Ansicht des Referenten über die Hauptsache einmischt, dass derselbe planmässig angelegt, das Zusammengehörende zusammengestellt, Manches nur kurz angedeutet und die weitere Anführung und Prüfung dem Gutachten vorbehalten werden muss, um Wiederholungen zu vermeiden; es können auch Fälle vorkommen, in welchen es zweckmässig ist, gleich bey dem bloss geschichtlichen Vortrage das Gutachten über einen Incidentpunct hinzuzufügen: allein dabey muss der Referent doch immer den Grundsatz vor Augen haben, dass er durch den geschichtlichen Vortrag die Richter in den Stand setzen soll, ganz unbefangen selbst zu urtheilen, auch wenn er selbst kein Gutachten hinzuzufügen hätte, und dass es daher sogar unerlaubt ist, durch eingemischte Urtheile über die rechtliche Gewissheit der Thatsachen, über die Moralität des Angeschuldigten, in sofern nicht die nackte Erzählung dergleichen selbst in dem Gemüth des Hörers erweckt, das Urtheil des Gerichts gewissermassen im Voraus zu bestechen.

Wir finden daher auch das Bestreben der neueren Criminalgesetzgebung immer darauf gerichtet, dem Einflusse vorzubeugen, welchen das Vorurtheil des Referenten und ein durch vorgefasste Ansichten bestimmter Vortrag auf die Entscheidung des Gerichts haben kann. In den österreichischen Gerichten müssen die ganzen Acten Stück für Stück, ihrem ganzen Inhalte nach, und ohne dass davon einen Auszug zu machen gestattet ist, bey der Abfassung des Urtheils vorgelesen werden (Gesetzbuch über Verbrechen §. 423); nach dem Strafgesetzbuche für das Königreich Baiern (Art. 348) sollen bey dem Vortrage alle erheblichen Beweisstücke, als Bekenntniss des Thäters, Zeugenaussagen, Befundscheine u. dergl. aus den Acten selbst wörtlich verlesen werden; die königl. preussische Criminal-Ordnung (§. 491) begnügt sich mit der Vorschrift, dass die Erklärung des Angeschuldigten und die Zeugen-Aussagen so viel als möglich mit den eigenen Worten derselben (wie solche bey der Untersuchung niedergeschrieben werden müssen) in die Geschichtserzählung aufgenommen werden sollen.

In dieser Hinsicht ist es schon unzweckmässig, wenn der Referent sich in dem geschichtlichen Vortrage solcher Ausdrücke bedient, welche ein Urtheil in sich schliessen, oder das Gefühl für oder gegen einen Angeschuldigten aufregen. Es ist nicht recht, den Angeschuldigten *Mörder* u. dergl. zu nennen, ehe durch das Gutachten dargethan ist, dass seine That die Merkmale dieses gesetzlichen Begriffes an sich trage. Es ist nicht zu billigen, wenn das Mitleid mit dem Erschlagenen oder der Abscheu gegen die That und deren Urheber gereizt wird, wie der Vf. mehrmals, z. B. S. 5 und 45, thut. Noch mehr zu tadeln ist es aber, dass die Geständnisse der Angeschuldigten mit den Aussagen der Zeugen und anderen Beweismitteln

immer so unter einander gemischt sind, dass sich öfters nicht erkennen lässt, auf welchem Grunde die vorgetragenen Thatsachen beruhen. Mit Recht verordnet die preussische Criminalordnung die sorgfältigste Trennung dessen, was der Angeschuldigte selbst angiebt, von den Zeugen-Aussagen: denn nur, indem dem Hörer und Leser alle diese Personen gleichsam selbst vorgeführt werden, wird er in den Stand gesetzt, sich ein deutliches zusammenhängendes Bild der That mit ihren Beweggründen und ein psychologisches Urtheil über den Thäter zu entwerfen.

Auch die Sprache des Vfs. lässt Vieles zu wünschen übrig. Sie ist noch weit von der Klarheit und Einfachheit entfernt, welche dem richterlichen Vortrage ziemt.

Die Fälle selbst sind folgende: I. *Hartwig Laakmann*, ein neunzehnjähriger Raubmörder, und sein Gehülfe, Peter Jensen. Ein paar verwilderte Buben, die aus blosser Gewinnsucht einen alten Landmann erschlugen, und wovon jener zum Rade, dieser zum Beile verurtheilt, beide aber wegen ihrer Jugend der königlichen Gnade empfohlen wurden. Laakmann wurde enthauptet, Jensen auf Lebenszeit ins Zuchthaus eingesperrt.

II. *Martin Rheder*, Giftmischer und Todtschläger. Der interessanteste Fall der Sammlung. Ein rechtlicher, fleissiger, friedlicher Mann hatte das Unglück, mit einem Menschen in Verbindung zu treten, indem er die Grundstücke desselben unter der Bedingung eines sogenannten Altentheils übernahm, bald aber durch die wahrhaft teuflische Bosheit desselben sich in die grösste Noth versetzt sah. Er war nicht allein den Diebereyen des Alten ausgesetzt, sondern erduldete von ihm die ausgesuchtesten Bosheiten. Es wurde ihm der Wagen vorsätzlich zerbrochen, sein Torfvorrath angezündet, eine trächtige Kuh vergiftet, seine beiden Pferde erstochen, alles im Zeitraume weniger Monate. Dadurch wurde Rheder mit seiner Familie in solche Dürftigkeit versetzt, dass er den ganzen Winter mit Mutter, Frau und sechs Kindern nichts zu essen hatte als trockenes Brod. Als er nun einst in der Nacht von einem Nachbar erfuhr, dass der Alte abermals auf verbotenen Wegen aus sey, stand er auf, traf mit jenem unter seinen Fenstern zusammen, gesteht, ihm einige Stösse oder Schläge gegeben zu haben, und am anderen Morgen wurde der Alte todt gefunden. Bald darauf starb auch die Frau des Altentheilers, und obgleich bey der Untersuchung des Leichnams sich keine Spuren von Arsenik oder anderen Giften vorfanden: so gestand Rheder doch, dass er sie, aus Besorgniss, sie möchte ihm auch die einzige noch übrige Kuh, wie die erste, vergiften, selbst durch Ratzenpulver aus dem Wege zu räumen beschlossen, und ein erkauftes Pulver, von welchem aber der Apotheker behauptete, dass es ganz unschädlich sey, in einen an ihrem Heerde stehenden Topf geschüttet habe. Man sieht, welches künstlerische Interesse dieser Fall sowohl durch die Ungewissheit des Thatbestandes, als durch die besonderen Verhältnisse Rheders zu den beiden Entleibten erhält, und wird an einen sehr ähnlichen Fall in *Feuerbachs* Criminalfällen erinnert. Rheder wurde zum Staupbesen und lebenslänglicher Karrenstrafe verurtheilt.

III. *Die Schinder Kathe zu Liesbüttel*. Die zwey Knaben des Abdeckers Zänkel, einer von 9, der andere von 6 Jahren, erzählen von mehreren Mordthaten, die ihr Vater und ihre ältere Schwester verübt hatten. Es war aber, weil der Vater entwichen war, und sich keine weiteren Spuren des Verbrechens entdecken liessen, nichts weiter vorzunehmen.

IV u. V. *Dorothe Rolffs*, die ihr Kind erstickt hatte, wurde zum Tode durch das Beil, und *Anne Elisabeth Cornels*, wegen verheimlichter Geburt eines, wahrscheinlich ohne ihr Zuthun darin verstorbenen Kindes, zu 10jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, aber beide Erkenntnisse vom König auf den Antrag des Gerichts ersteres zu lebenswieriger, dieses zu dreyjähriger Einsperrung gemildert.

VI. *Schiffer Greenstedt* macht sich des verbotenen Handels mit England und dabey eines Meineids schuldig. Aufgefallen ist es in diesem Vortrage dem Rec., dass nicht einmal die Formel des Eides wörtlich mitgetheilt worden ist. Wenn Schiffer Greenstedt weiter nichts beschworen hatte, als dass er zur Zeit, da er vom Kaper angehalten wurde, noch innerhalb der Eider, und nicht auf der Fahrt nach Helgoland begriffen war: so möchte sich Manches für ihn haben anführen lassen, was aber in Ermangelung der Eidesworte nicht zu beurtheilen ist. Auch er wurde der königl. Gnade empfohlen, dadurch diese seine Strafe von lebenslänglicher Karrenstrafe auf fünfjähriges Zuchthaus gemildert.

VII. *Karl Friedrich Hurlebusch*, Münzfälscher. Ein Mensch, der sich fast nur von Betrügereyen nährte, im Falschmünzen jedoch noch keine grossen Fortschritte gemacht hatte.

Über die Entscheidungen aller dieser Fälle erlaubt sich Rec., da Aussprüche der Gerichte nicht vor das wissenschaftliche Tribunal gehören, keine weitere Bemerkung. Die Gutachten des Vfs. sind mit Umsicht und Sorgfalt abgefasst, und der vorzüglichere Theil seiner Arbeit. Das Einzige ist Rec. noch aufgefallen, dass das Gericht so gar häufig die Verurtheilten der königl. Gnade empfohlen hat, was an sich doch wohl nur in seltenen Fällen eine Ausnahme von der Regel seyn sollte.

K. E. S.

ERDBESCHREIBUNG.

DARMSTADT, b. Heyer u. Leske: *Briefe eines Reisenden, geschrieben aus England, Frankreich, einem Theile von Afrika und aus Nordamerika* von dem Freyherrn *von Wimpfen*, wirkl. geh. Rath und erstem Kammerh. J. Maj. der Königin von Würtemberg; aus der franz. Handschrift übersetzt und herausgegeben von *P. J. Rehfues*, Biblioth. S. kön. Hoheit des Kronp. von Würtemberg und correspond. Mitgl. der ital. Akademie zu Florenz. I B. 1814. 305 S. und ausserdem 3 Bogen Vorrede mit Anmerkungen zu derselben, und fast 1 Bogen

Anmerkungen zu dem Texte der Reise ohne Seitenzahl. 8. (4 Rthlr.)

Auf dem Wagter, einem franz. holländischen Schiffe, wollte Hr. *v. W.* nach Ostindien segeln, ward aber von einem englischen Schiffe gefangen, und nach England gebracht. Er beschreibt diese Abentheuer, seine Reise nach England und nach London und seinen Aufenthalt in London, und an den letzteren knüpft er frühere Bemerkungen an, die er in den Jahren 1793, 1795, 1799 zu machen Gelegenheit hatte. Sie betreffen verschiedene Gegenstände, die an keine Ordnung, als an die der Briefe, gebunden sind; nämlich den Überblick über London, brittische Collegien, Juristen, Waarenauskramen, eine Parallele zwischen London und Paris, die brittische Staatsverwaltung in religiöser Hinsicht, die Vorzüge der englischen Constitution, die Wohlthätigkeitsanstalten zu London, die besondere Verantwortlichkeit der Minister, den amerikanischen Krieg, den Gemeingeist, eine Unterhaltung mit Milady Melville über Rauchen, Schnupfen, und deutsche Literatur; die Schwäche der englischen Landarmee, Classification der Gesellschaftsglieder aus dem Principe der Thätigkeit, Ehrwürdigkeit des Adels, und seine Feinde, Pressfreyheit, einige nah und fern gelegene Orte, Quäker, Staatsgewalten, den König, den Hof und Staat, und in der Vorrede spricht er sich über Kritik, Schriftstellerey, Nutzen des Reisens u. s. w. aus. Alles aber, was in dem Texte zu lang oder als übelangebrachte Digression angesehen werden konnte, behält er ausser den kleineren Noten zu dem Texte, besonderen Anmerkungen vor, welche letztere sogar der Vorrede nicht fehlen. Das ist der Hauptinhalt dieses Werks, wie ihn Rec. aufgefasst hat. — Die Manier des Vfs. ist zum Theil aus seiner Reise nach St. Domingo, über deren verstümmelte Übersetzung er klagt, zum Theil aber, was diese Reise betrifft, aus einzelnen Proben bekannt, die Rec. in dem Morgenblatte 1814 No. 108 und folg. angetroffen hat. Hr. *v. W.* gehört mehr denjenigen Reisenden an, die durch die Gegenstände auf ihrer Reise veranlasst werden, sich über sich, d. h. über ihre Gefühle und Begriffe auszubreiten. Wenn wir das Gehalt- und Geistreiche in der Sache, und die Eigenthümlichkeit in der Darstellung als Vorzüge dieses Werks ebenfalls ansehen: so scheint ihm doch bey der Lebendigkeit und Belebung der Ideen, bey vieler Klarheit und Helle in schwierigen und dunkeln Begriffen und bey einer grossen fast überströmenden Fülle des Gemüths, bey der interessanten Art, bald da, wo er die Rolle des Erzählers verläfst, um mit seinen eigenen Eingebungen, bald da, wo er die Rolle des Erzählers festhält, um mit dem Wechsel der Dinge um und neben sich fortzuschwimmen, die ungetrübte Reinheit abzugehen, und vielleicht muss dieses auf Rechnung seiner früheren Bildung, die er in Frankreich genoss, geschrieben werden. Denn ausser, dass er sich oft in Antithesen, und einem *Esprit des nippes*, wie ihn Rec. nennen möchte, herumdreht, sogar wohl mit sich selbst Verstecken spielt: so hat er auch in Beyspielen die strengeren Beweise, in Exclamationen die Sache, in *Hiatus* die Mittelbegriffe, in dem Excentrischen die kalte Beschauung und in der Überfülle der Literatur die Angemessenheit derselben vertreten lassen. — Beyspiele von dem Antithesiren und dem Kleinigkeitsgeiste als Beweise anzuführen, würde zu viel Raum einnehmen; wir müssen desshalb auf die Reise selbst verweisen, wo man sie im Eingang, in den Vorzügen der Constitution, der Parallele zwischen London und Paris, der Schilderung der Wohlthätigkeitsanstalten zu London, in der Diatribe über den amerikanischen Krieg, der Darstellung des Gemeingeistes, der Unterhaltung mit Milady Melville u. s. w. finden wird. Von dem Versteckenspielen, den Exclamationen u. s. w. mögen folgende als Belege dienen: S. 17 ruft er aus: „Krieg und Schifffahrt, welche Künste! War es der Zorn eines Rachegottes, der den Menschen verdammt hat, diese Erfindungen des Teufels auszubilden? Nein, unter allen Meisterwerken des Verstandes gefällt sich der Mensch am meisten in diesen! Er seufzt über die Übel, denen ihn seine Natur nur vorübergehend und beynahe immer durch sein eigenes Verschulden unterwirft: er sucht den Ursprung des Fiebers in der Existenz eines schlimmen Princips — und organisirt Armeen und baut Flotten! die Erfindung des Compasses erfüllte ihn mit der Freude des Wahnsinnigen, der eine Spalte entdeckt hat, aus der er sich herabstürzen kann! Ich habe gefunden, rief der Erfinder eines ziemlich neuen Geheimnisses, mit Archimedes Entzücken — und was fandst du? Weisheit? Wahrheit? Glückseligkeit? Nein, aber was eben so gut ist, — das Schiesspulver!" Rec. muss aufrichtig versichern, dass er den Vf. hier nicht versteht, besonders da er S. 39 das Unglück lobt, und nur zu gut weiss, dass mit jeder Erfindung die Grenze der Wahrheit, Weisheit und also auch der Glückseligkeit weiter austrete. So wirft er auch S. 205 den Deutschen vor, dass in ihren Urtheilen über die Literatur anderer Nationen der Hochmuth des Parvenus herrsche, der ein schnelles Glück gemacht habe; und er tadelt die nämliche Nation, dass sie Schillern, der doch von Quintilians, Aristoteles, Longins und Horaz Regeln abgewichen sey, als den erhabensten aller dramatischen Dichter ansieht, und dass sie sich in der Geschichte der Philosophie und in allen übrigen Zweigen der schönen Literatur den Vorzug anmasse, während er, wenn nicht in diesem und anderen Urtheilen, doch in Citaten aus den entlegensten Theilen der Literatur (sogar über die etymologische Ableitung des Worts London, wo er sich die Literatur Anderer zu Nutze macht, und in der Unterhaltung mit Milady Melville, wo er ein Register von Schriftstellern aufzieht), wo nicht eine stille Anmasslichkeit, doch eine Rigidität verräth, die uns bey seiner übrigen Beweglichkeit fremd war. Gehört denn nun auch die deutsche Nation, der er Kraft und Leben nicht abspricht, zu den Müssiggängern, da er S. 222 behauptet, dass die Schwachheit, über andere Nationen falsch zu urtheilen, denjenigen Völkern eigen sey, bey denen die müssigste Classe die zahlreichste wäre? — In dem Aufsatze über Pressfreyheit herrscht mehr Scharfsinn vor als Tiefe, mehr glänzende Liberalität und ängst-

liche Beengung als Rundung und Bindung; und in dem Auffatze über Gewalten will er nur die gesetzgebende und vollstreckende als Theile der Staatsregierungs-Gewalt, die richterliche Gewalt aber unter der vollstreckenden enthalten, und also ganz ausgeschlossen wissen. Wenn aber nun der Regent und der Staatsherrscher nicht richten können: wer soll dann richten? Giebt es wohl auch einen Schluss ohne Minor? — Doch alle diese und ähnliche Bemerkungen, die wir noch zu machen hätten, die wir aber, auch in Rücksicht der Reizbarkeit des Vfs., unterdrücken, sollen dem Werthe des Werks nichts nehmen; sie sollen nur Andeutungen seyn, wie gern wir mit dem Ganzen so zufrieden seyn möchten, als wir es mit den meisten Auffätzen sind, und recht sehnsuchtsvoll sehen wir der weiteren Fortsetzung entgegen. Die Auffätze über Staatsverwaltung in religiöser Hinsicht, über die besondere Verantwortlichkeit der englischen Minister, über den König u. s. w. halten wir für die gelungensten, den über die Quäker für den interessantesten. Fragen muss Rec. noch, wodurch Riem die Rüge verdient habe, seine Reise durch Deutschland, Holland, England als ein Werk voller Lügen und irriger Urtheile genannt zu sehen, da doch Engländer von ihm nicht ohne Lob sprechen? Dass der Übersetzer eine schwere Aufgabe zu lösen hatte, und sie meistens gut gelöst habe, darf Rec., auch ohne die Handschrift vergleichen zu können, wohl behaupten. Dk.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Georgii Lizelii, Spirae olim Conrectoris, specimen graecae interpretationis Virgilii Aeneïdos, recudi curavit, atque Eugenii Bulgaris graecam horum versuum versionem apposuit* D. *Godofredus Seebode*, Gymnasii Hildesiensis Rector. 1814. V u. 9 S. 8. (3 Gr.)

Lizel sagt (wie Hr. *S.* berichtet) in Beziehung auf seine griechische Übersetzung von Virgils Aeneïde, in seiner *Historia poëtarum Graecorum Germaniae, a renatis litteris ad nostra usque tempora*, von sich selbst: „*Novi hominem, Anonymum, qui Homeri in Aeneïde sua imitatori Virgilio Homericum habitum induit. Meris propemodum vocabulis, loquendique formulis ex Homero selectis mentem Virgilianam apprime exprimentibus, opus absolvit — — — versu plerumque versui respondente*," Rec. glaubte, als er dieses las, dass er die lizelsche Arbeit nicht passender würde charakterisiren können, als durch diese eigenen Worte des Vfs.; indess beym Durchlesen der hier mitgetheilten Verse (Lib. I, 1—59) fand er bald, dass *Lizel* jenes Urtheil über seine Übersetzung nicht sowohl nach der Beschaffenheit des Werkes, als vielmehr nach der Idee einer solchen Arbeit, gefällt habe. So wenig *Lizel* überall homerische Redensarten hat: eben so wenig, und noch weniger, hat er den Sinn des Virgil überall „*apprime*" ausgedrückt, indem er nicht allein Manches unübersetzt lässt, sondern auch zuweilen etwas hinzufügt, und zwar gewöhnlich als Erklärung des Originals (wesswegen aus 59 Versen 63 geworden sind), und auch an manchen Stellen den Sinn verändert. Rec. hebt zur Bestätigung seines Urtheils Einiges aus, wobey er zugleich die Absicht hat, den Herausgeber zu veranlassen, nochmals zu überlegen, ob er der gelehrten Welt einen wichtigen Dienst erzeigen würde, wenn er die ganze Übersetzung, von der er Grund hat zu glauben, dass sie sich zu Speier im Manuscript befinde, abdrucken liesse, welches Vorhaben er durch die Bitte anzudeuten scheint, die er an die etwanigen Besitzer des Werks, um Mittheilung desselben, ergehen lässt: eine solche Übersetzung kann nie etwas anderes seyn, als eine musivische Arbeit.

1) Beyspiele von Auslassungen: V. 26 drücken die Worte: ἔκπεσε θυμοῦ, das sehr Bedeutungsvolle: „*manet alta mente repostum*," nicht zugleich mit aus. V. 9 sind die Worte: „*tot volvere casus*," durch das der Juno beygelegte Φιλαίτιος nicht ersetzt. V. 36 ist bloss durch: Ἥρη τ' αἰνὸν ἰδοῦσα gegeben, wo das von dem Dichter wahrscheinlich nachgeahmte theokritische ὑποκάρδιον ἕλκος (XI, 15) leicht benutzt werden konnte. V. 59 ist das schöne „*verrantque per auras*," nicht wiedergegeben. V. 3 vermisst man das charakteristische „*memorem*" ungern. — 2) Beyspiele von beygefügten Zusätzen und Erklärungen: V. 26 und 27 sind so übersetzt:

— — — — οὕτω δὲ κριτὴς Πάρις ἔκπεσε θυμοῦ
Κάλλεος αἰσχύνῃ σφετέρου δοὺς πρῶτ' Ἀφροδίτῃ.
Οὐ γένος ἐχθοδοποῖν, ὅ τ' ἀναρπαστος Γανυμήδης
Τιμηθεὶς, παρὰ δ' ὠσάμενος καλλίσφυρον Ἥβην.

V. 40 hat die Übersetzung statt der Worte: „*atque ipsos submergere ponto:*"

Ἀνστρέψασ' ἀνέμοις ὕδωρ ἐσκόρπισε νῆας,
Αὐτοὺς δὲ βλοσυροῖς ἐν κύμασι πάντας ἔπεφνε.

V. 38 sind die Worte: „*ni faciat*," durch: εἰ δ' ἀμελὴς γένοιτο φύλαξ, mehr umschrieben, als übersetzt. V. 3 ist τὸ πρῶτον geradezu eingeschoben. — 3) Beyspiele von Veränderung des Sinnes: Durch V. 10 könnten die Manen des *pius Aeneas* ihren alten Ruhm für geschmälert halten, indem der Übersetzer aus: „*Insignem pietate virum*" einen Ἄνδρα Διὶ περὶ κῆρι φίλον macht. V. 35 giebt die Übersetzung durch:

Ἵκμενον οὖρον ἔχων πλησίστιον ἐσθλὸν ἑταῖρον,

(mit Ausnahme von ἔχων) zwar einen Vers des Homer; aber nicht den Sinn des Virgil, zu dessen Bezeichnung sich, besonders in dieser Stelle, so leicht ein anderer Vers bey Homer hätte wählen lassen.

Zu den wohlgerathenen Stellen dürfte unter anderen folgende gehören. V. 5—7:

Πολλὰ δὲ καὶ πολέμῳ τλήσας ἕως ᾤκισεν ἄστυ,
Εἰς τ' ἀνέβησε Θεοὺς Λατίῳ, γένος ἔνθα Λατῖνον
Ἀλβαῖοι πατέρες τε καὶ αἰπῆς τείχεα Ῥώμης;

Hier liegen übrigens die zu wählenden griechischen sehr nahe, wesswegen auch die bulgarische Übersetzung (von welcher Rec. nicht nöthig hat, etwas zu sagen, da sie von *Heyne* in den götting. Anzeig. recensirt ist), mit unbedeutenden Abweichungen, eben so lautet.

Hr. *S.* schliesst seine Vorrede mit folgender Bitte: „*Quod reliquum est, litterarum amicos rogatos velimus, ut Elwertum* (Doctor der Medicin in Hildesheim) *Supplementa ad Lizelii libros: de poëtis medicis sacrae scripturae interpretibus commentationem, Spirae 1743, et Historiam poëtarum, quam supra laudavimus, atque ad Thom. Bartholini dissertationem de poëtis medicis, mox editurum reapse adjuvent.*"

K. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1815.

MEDICIN.

Mannheim, b. Löffler: *Erfahrungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der Krankheiten des weiblichen Geschlechtes. Nebst Grundzügen einer Methodenlehre der Geburtshülfe*(,) von Dr. *Franz Karl Nägele*, ordentlichem Professor der Arzneywissenschaft zu Heidelberg. Mit vier Kupfertafeln. 1812. VI u. 451 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

I. *Entwurf einer systematischen Anordnung der Lehrgegenstände der Geburtshülfe. Ein Beytrag zur Methodik der Geburtshülfe.* Die Einrichtung dieser Blätter verstattet es nicht, hier, zumal bey dem etwas wortreichen Vortrage des Vfs., eine weitläuftige Anzeige dieses mehr als die Hälfte der ganzen Schrift einnehmenden Entwurfs und der Gründe dazu zu geben: allein nach unserer Überzeugung wird ihm der Beyfall urtheilsfähiger Richter nicht fehlen. Er schliesst sich zunächst an *Nolde* an, weicht aber doch in einigen Fällen mit Anführung wichtiger Gründe von ihm ab. Zur Bestimmung der Normalität der Geburt rechnet er (S. 111) nicht nur „1) die Thätigkeit der, bey dem Gebärungsacte auf active Weise betheiligten Organe, welche in gehörigem Verhältnisse zur Individualität des Objectes bestehen muss, und 2) gehörige, dieser Thätigkeit entsprechende Beschaffenheit des Objectes," sondern auch „3) den, dem Individuum nach seinem (relativen) Normalverhältnisse zukommenden Zustand der Vitalität überhaupt, so wie derjenigen einzelnen Functionen, die von der Geburt vorzüglich influirt werden," worauf man bisher zu wenig Rücksicht genommen, auch mehr die mechanischen als die dynamischen Bedingungen des Mechanismus der Geburt *beäugt*, so auch das Verhältniss des Mechanismus der Geburt zu der Individualität des Subjectes durchgehends nicht hinreichend gewürdigt zu haben scheine. — Widerlegung der Meinung, dass die verhinderte weitere Ausdehnung des Uterus die Ursache der Geburt sey, da man dieselbe vielmehr in der Reife der Frucht suchen müsse; Folgerungen hieraus. — Einen Ausfall auf den Begriff der Schwangerschaft aus einem der neuesten Handbücher der Geburtshülfe (S. 156 in der Note) hätten wir weggewünscht. — S. 173 Fälle, wo, vorzüglich bey Erstgebärenden, ohne einiges mechanisches Hinderniss der im Eingange oder in der Höhle des Beckens befindliche, übrigens ganz bewegliche Kopf trotz der stärksten Wehen mehrere Stunden lang nicht fortrückt, und der Uterus nicht so sehr vom Grunde aus nach dem unteren Segmente hin, sondern vielmehr sein Körper vorzüglich sich zusammenzuziehen scheint, und Einreibungen eines flüchtigen Liniments mit Mohnsaft hülfreich sind, auch der Vf. in zwey Fällen die Zange anzulegen genöthigt war. — Über die Zulässigkeit des Kaiserschnittes gesteht der Vf. doch S. 224 endlich selbst, „er entferne sich von dem ihm vorgesteckten Ziele." — S. 245 über die Blutgeschwülste an den Köpfen neugeborener Kinder, und deren geschwinde und glückliche Heilung durch einen zeitig gemachten Einschnitt. — Am Ende dieser Abhandlung ist eine Übersicht der vom Vf. entworfenen systematischen Anordnung der näheren propädeutischen und eigentlichen Lehrgegenstände der Geburtshülfe beygefügt.

II. *Von einigen Fehlern der Menstruation. Ein Fragment.* (Die Autorität des Pseudo-*Tissot* (S. 286), eines ehedem in Leipzig sehr bekannten Scriblers, *Kritzinger*, hätte wohl der Vf. lieber nicht anführen sollen.) — Die Menstruation ist als der Process anzusehen, durch den das Weib von Neuem wieder fähig wird zu empfangen, durch den das erschöpfte Conceptionsvermögen wieder erneuert wird. — S. 300. Zur Entstehung der relativ zu frühen Menstruation ist, unseres Vfs. Überzeugung nach, eine besondere und zwar mehr ererbte als erworbene Anlage durchaus erfoderlich. — S. 302. Die Möglichkeit zu früher Menstruation ist wohl nicht ganz zu leugnen: „aber dass durch ein Spiel der Natur sie in jedem Lebensalter — eintreffen kann, diess ist — offenbar unmöglich" (welches im Folgenden weitläuftiger, mit Verwerfung der noch so zahlreich angeführten Fälle vom Gegentheile ausgeführt wird; in der Folge kömmt der Vf. S. 312 ff. nochmals darauf zurück).

III. *Geschichte einer vollkommenen Atresie (Atresia vag. perfecta) bis zum zwanzigsten Lebensjahre wegen verschlossenen Hymen's.* Es sind eigentlich zwey Geschichten, eine von einem zwanzigjährigen, unverheiratheten, niemals menstruirten Mädchen, wo mehrjährige, alle vier Wochen wiederkehrende, endlich aufs höchste gestiegene Zufälle durch Öffnung einer gespannten, einer Linie dicken Haut gehoben wurden, wodurch man 11 bis 12 Pfund einer dunkelbraunrothen, breyartigen, geruchlosen Flüssigkeit ausleerte, welcher Abfluss noch einige Tage anhielt, und an 15 Pfund betragen mochte. Der zweyte Fall betrifft eine vier und zwanzigjährige zum ersten Male Schwangere, die vom funfzehnten Jahre an regelmässig menstruirt gewesen war, seit ihrer Schwangerschaft aber bis vor drey Monaten, jedoch immer mit vielen Schmer-

zen, den Beyschlaf gepflogen hatte; der schon eingetretene Kopf begünstigte das Heruntertreten und Öffnen der Blase, aus welcher nur drey bis vier Unzen eines schwarzbraunen dicklichen Blutes kamen; da aber die Geburt sich verzögerte: so wurde sie nach eilf Stunden durch die Zange glücklich geendiget. Wahrscheinlich war die völlige Verwachsung erst nach einer durch den schmerzhaften Beyschlaf erregten Entzündung entstanden.

IV. *Beschreibung zweyer Fälle von Zurückbeugung der schwangeren Gebärmutter* (*Retroversio uteri*) *nebst einigen Bemerkungen über das Verfahren, die Gebärmutter in ihre gehörige Lage zurückzubringen.* Die Zurückbringung durch den Mastdarm gelingt entweder gar nicht, oder nur in leichteren Fällen, oder wo gar keine Zurückbeugung vorhanden war; unser Vf. bewirkte sie, nachdem durch einen mäßigen Druck auf den Mutterhals der Urin ausgeleert worden war, durch Einbringung einiger Finger und hernach der ganzen Hand in die Scheide.

V. *Vorschläge zur curativen Behandlung der in der Mutterscheide sich öffnenden Harnblasenfistel, nebst Beschreibung und Abbildung einiger Instrumente.* Nach geschehener Scarification der Ränder durch ein *Bistouri caché* geschieht die Vereinigung derselben entweder durch eine inwendig mit Stacheln versehene Vereinigungszange, ohne Ligatur, oder durch dieselbe mittelst einer oder zweyer blutiger Näthe, oder auf beide Arten mit einander verbunden. Dann noch Vorschläge zur Anwendung der umwundenen oder umschlungenen Nath, wovon aber der Versuch nur an Cadavern gemacht worden, so wie die Durchstechung der Wundlefzen von der inneren Fläche der Harnblase aus. Dieses alles, nebst der Abbildung der dazu gehörigen Instrumente, wozu auch ein etwas abgeänderter Katheter gehört, müssen wir dem Leser selbst zu genauerer Kenntniss und Beurtheilung überlassen.

VI. *Beschreibung einer höchst merkwürdigen und seltenen Missstaltung des Beckens, wegen welcher der Kaiserschnitt an einer zum siebenten Male schwangeren Person vorgenommen werden musste, die vorher fünf Kinder glücklich geboren hatte.* Der Vf. konnte von dem Zustande der Kreissenden vor der Operation nur unvollkommene Nachricht erhalten, und untersuchte deren Leiche erst fast drey Monate nach ihrem Tode, da sie unter dem Schnee wieder ausgegraben werden musste. Die nach doppelter Ansicht verfertigte Zeichnung des Beckens ist allerdings sehr merkwürdig. Es werden noch einige Fälle aus Schriftstellern angeführt, dann ein in der Präparatensammlung zu Würzburg befindliches Becken beschrieben, ein Auszug aus einem Briefe von *Baudelocque* mitgetheilt, worin er ein in seiner Anleitung zur Entbindungskunst nur beyläufig erwähntes Skelet umständlich beschreibt, und zuletzt noch ein, dem ersten in Ansehung der Missgestaltung des Beckens ähnlicher Fall aufgeführt, wo eine Zerreissung der Gebärmutter die Geburt und das Leben endigte.

Ks.

Giessen, b. Heyer: *Das Hautsystem in allen seinen Verzweigungen*, anatomisch, physiologisch und pathologisch dargestellt von D. *J. B. Wilbrand*, ordentl. Lehrer der Anatomie, der vergl. Anatomie, der Physiologie und der Naturgeschichte zu Giessen u. s. w. 1813. 182 S. 8. (16 Gr.)

Diese Schrift zerfällt, wie schon der Titel andeutet, in drey Theile, nämlich in den anatomischen, physiologischen und pathologischen. Der erste und der letzte sind, laut der Vorrede, nur des mittleren wegen beygefügt, und der Vf. will vom physiologischen Standpunct aus beurtheilt seyn. Da jedoch das physiologische Räsonnement sich auf die anatomische Darstellung gründet: so erlaubt sich Rec. auch eine kurze Mittheilung und Prüfung des anatomischen Abschnittes über das Hautsystem.

Die thierische Materie erscheine nur in der Zellstoff- und Faser-Form, die überall mit einander verwebt sind; diese zweyfache Richtung in der Gestaltung schliesse sich im Nervensystem wieder zur Einheit, in dessen Innerem die cellulöse wie die fibröse Bildung verschwinde. Hiebey bemerkt Rec., dass sich die thierische Materie doch auch noch offenbar in einer dritten Grundform, nämlich als kleine Kügelchen zeige, wie sie im Nervenmark unter den starren Gebilden, und als Übergang von den Flüssigkeiten zu diesen in den dicklicheren Säften des Körpers, im Blute, im Fett u. s. w. erscheint; — und dass ferner im Inneren des Nervensystems die fibröse Form doch nicht ganz verschwunden sey, wie man an mehreren Stellen des Gehirns, und besonders im Rückenmark, nach Keuffel's Methode behandelt, deutlich bemerkt. Auch rechnet Rec. die Muskeln nicht zu den fibrösen Organen, da nach seinen genauen und mannichfachen Untersuchungen die sogenannten Muskelfasern feine Röhren sind. — Im Hautsystem sey die cellulöse Structur vorherrschend; die Haut bestehe aus der Lederhaut, dem *rete Malpighii* mit dem *corpus papillosum*, und der Oberhaut, welche letztere aber auf keine Weise zu den lebendigen Gebilden gerechnet werden könne, sondern nur der vom *rete Malpighii* abgesonderte und erstarrte Schleim sey. Der Vf. sucht diese Behauptung durch die vergleichende Anatomie zu beweisen: — die Kalkmasse, welche die Korallenbewohner nach Aussen absetzen, sey dasselbe wie die Excretion der Oberhaut durch das *rete Malpighii*; in den Mollusken sey das gleiche Verhalten der Schaalenbildung mit der Absonderung des Schleims sehr auffallend, und der Schleim, der die lebenden Schnecken überzieht, gestalte sich in Weingeist oder Säure völlig zu einer Art Epidermis. (!) — Wie lässt sich aber die Kalkschaale der gehäusigen Schnecken mit dem Schleime der nackten, und Beides mit der Epidermis vergleichen, da die Ersteren ja deutlich über dem Gehäuse, Letztere unter dem Schleim eine wirkliche Oberhaut haben, die gar nicht schwer ist darzustellen? Überhaupt kann Rec. nicht mit dem Vf. die Oberhaut für völlig leblos und für erstarrten Schleim halten. In der Bildung eines lebenden Körpers findet sich nirgends etwas ganz Todtes, dem Einfluss des Lebens Entzoge-

nes; — nie kann ſich das Todte mit dem Lebendigen ſo innig verbinden, wie die Oberhaut ſich mit der Haut durch die zahlloſen Fädchen oder Gefäſse vereint. Und welch' ein Unterſchied iſt in jeder Hinſicht zwiſchen dem erſtarrten Schleim und der Epidermis! Wie könnte der vom *rete Malpighii* ausgeſonderte Schleim beym Foetus und vielen Würmern ſich während des beſtändigen Schwimmens in einer Feuchtigkeit zur Epidermis erhärten, die z. B. bey den Entozoen und Würmern eben ſo entwickelt iſt, wie beym Foetus ſchon in der erſten Hälfte der Schwangerſchaft? Nachdem der Vf. die bekannte Fortpflanzung der äuſseren Haut in die verſchiedenen Öffnungen des Körpers beſchrieben hat, ſtellt er ſehr richtig die äuſsere wie die innere Bekleidung als ein Ganzes dar, ſcheint aber doch Rec. darin zu weit zu gehen, daſs er auf der einen Seite die deutlichen Verſchiedenheiten im Bau der äuſseren Haut und der Schleimhaut nicht genug heraushebt, auf der anderen Seite aber alle Excretionsorgane, die mit den Schleimhäuten durch ihre Ausführungscanäle in Verbindung ſtehen, für nichts als Verzweigungen des Hautſyſtems hält. So ſind die maibomſchen, die Thränen- und Speichel-Drüſen, die Reſpirationsorgane, die Leber mit der Milz, das Pankreas, der Uterus, die Saamengefäſse, und die Nieren ihm nur Fortſätze der Haut, und integrirende Theile derſelben. — Die Schleimhäute wären die fortgeſetzte *cutis* und *rete Malpighii*; die *Epidermis* aber würde durch die, die Schleimhaut überziehende Schleimdecke dargeſtellt, welches auch dadurch beſtätigt würde, daſs ſich in manchen Fiebern der Schleim in der Rachenhöhle und auf der Zunge zu einer Art Epidermis geſtalte. (!) Hat denn, fragt Rec. hier nur, der Vf. nie die Oberhaut der inneren häutigen Auskleidung des Mundes geſehen, und haben wir denn, wenn der getrocknete Schleim in der Mundhöhle eine Art von Epidermis iſt, hier etwa eine doppelte? Nachdem der Vf. die ſecernirenden und excernirenden Organe faſt ſämmlich für Verzweigungen des Hautgebildes erklärt hat, ſtellt er im phyſiologiſchen Abſchnitt den Satz auf, daſs die erſte Aufnahme fremdes Stoffes, die Reſpiration und die Ausſcheidung einzig und allein in dem Hautgebilde ihren Sitz habe. Die erſte Aufnahme der äuſseren Stoffe geſchehe auſsen durch das *rete Malpighii*, innerlich in der ſogenannten *Tunica villoſa*, die dem gallertartigen Gewebe der Polypen in ſeiner äuſseren Form und in ſeiner inneren Natur zunächſt verwandt ſey [hat die Maſſe des Polypen auch ſo zahlloſe Gefäſse?]; daher die Aufnahme der Nahrungsſtoffe hier eben ſo eine wahre Transſubſtantiation in das Schleimgebilde ſey, wie dieſes auch im Polypen der Fall ſey; — aus dieſem indifferenten Gebilde entſtänden erſt die lymphatiſchen Gefäſse, und nicht mit einer freyen Mündung. Auf gleiche Weiſe ſollen alle Arterien ſich in die eigenthümliche Subſtanz eines jeden Organs verwandeln, ohne aushauchende Gefäſse, die nicht zu beweiſen wären, abzugeben, und die Venen ſich mit den feinſten Wurzeln aus derſelben Subſtanz herausbilden. Daher leugnet der Vf. die aushauchenden Gefäſse, und die Haargefäſse, oder Übergänge der Arterien in die Venen, wogegen doch aller Augenſchein ſpricht. Denn theils ſieht man doch wirklich von den Poren der Oberhaut ſeine Fädchen, ohne Zweifel Gefäſse, in die Haut ſich verlängern, theils kommt auch, wenn man mit einer dünnen ſehr feinen Maſſe oder mit Queckſilber Arterien injicirt, auf den inneren wie äuſseren Hautflächen zuweilen jene in Geſtalt eines Thaues, und das Queckſilber gleich dem Schweiſs in kleinen Kügelchen hervor, welches Rec. mehrmals deutlich geſehen hat. Des Vfs. Gründe gegen die Annahme des Überganges der Arterien in die Venen ſind folgende: 1) daſs man bey der mikroſkopiſchen Unterſuchung lebendiger Thiere wohl nicht unterſcheiden könne, was eine feine Arterie, und was eine Vene ſey, und daſs man die Blutwelle nicht verfolgen könne; 2) daſs, wenn die durch Arterien injicirte Maſſe in die Venen übergehe, dieſs nur als Ausnahme von der gewöhnlichen Bildung anzuſehen ſey, oder durch Zerreiſsung der Gefäſse entſtehe. Wie kann man aber mit ſolchen Gründen gegen Thatſachen ſtreiten? — An dem Gekröſe eines Froſches kann man wohl eine Vene von den Arterien unterſcheiden, und der Vf. wird ſo gut wie Rec., und vor ihm viele Andere, den Übergang der Arterien in die Venen ſehen können. Die Fortſetzung und Umbeugung des Arterienendes in den Anfang der Vene iſt keine Ausnahme, ſondern hundertfältig an feinen Präparaten zu ſehen. Rec., der ſehr reich an Lieberkühnſchen und eigenen feinen Injectionen iſt, könnte dem Vf. deutliche Beweiſe hievon geben: am deutlichſten an einer Hand eines jungen abgezehrten Mädchens, wo er durch die *arteria radialis* nicht allein alle Arterien, ſondern auch alle Venen ſtrotzend angefüllt hat. Daſs an Zerreiſsungen und ſo erfolgten Übertritt der Maſſe in die Venen nicht zu denken ſey, weiſs jeder Anatom, der injicirt hat. Eben ſo wenig kann Rec. es billigen, wenn der Vf., ſeiner Theorie zu Liebe, in den Lungen nicht allein den Übergang der feinſten Arterien in die Anfänge der Venen, ſondern auch die Luftzellen leugnet, die ſich doch wirklich an guten Präparaten und ſo ſchön an den Lungen der Vögel zeigen laſſen; wenn er ferner die ganze Lunge für eine Drüſe, die Lungenknoten für Scirrhen, und in Anſehung ihrer inneren Structur einer jeden anderen Verhärtung durchaus gleich erklärt; — und wenn er zuletzt die Endigung der Nerven in den Papillen, und Reil's Nervenatmoſphäre beſtreitet: da man z. B. an der Zunge doch wirklich Nervenfädchen bis in die Papillen verfolgen kann. Auch geſteht Rec. offenherzig, daſs er an die Verſchmelzung der Nervenmaſſe mit der des übrigen Körpers bey den niedrigſten Thieren nicht glaubt, da man ſchon bey zwey Claſſen der Zoophyten, den Entozoen und den Strahlthieren, ein wirkliches Nervenſyſtem gefunden hat, und es auch gewiſs bey den anderen noch finden würde, wenn nicht theils die abſolute Kleinheit der meiſten dieſer Thiere, theils die relative des Nervenſyſtems derſelben es verhinderte.

Rec. verkennt keinesweges auch in dieſer Schrift des Vfs. Kenntniſſe und Scharfſinn: doch kann er den

Wunsch nicht verhehlen, daſs der Vf. minder eilig in ſeinen Schluſsfolgen möchte geweſen ſeyn, und lieber ſeine Ideen der Natur, als dieſe jenen angepaſst hätte. Die vielen Druckfehler werden durch des Vfs. Entfernung vom Druckorte entſchuldigt.

— tt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Landshut*, b. Krüll: *Ph. Fr. von Walther*, des königl. Civilverdienſtordens von der baieriſchen Krone Ritter, der Phil. Med. und Chir. Dr., königl. baieriſch. Medicinalrath, ord. Lehrer der Phyſiologie und Chirurgie in Landshut u. ſ. w., *über die angeborenen Fetthautgeſchwülſte und andere Bildungsfehler.* 1814. 35 S. Fol. mit 2 Kupfertafeln (1 Rthlr.)

Der als Theoretiker und Praktiker gleich rühmlich bekannte Vf. theilt uns hier aus ſeiner Praxis einen für pathologiſche Anatomie und Chirurgie ſehr intereſſanten Fall mit, auf deſſen genauere Beſchreibung Rec., der das darauf ſich beziehende anatomiſch - pathologiſche Präparat durch die Gefälligkeit des Beſitzers zu ſehen Gelegenheit gehabt hat, ſchon lange hoffte.

Die hier mitgetheilte Beobachtung betrifft eine muttermalsartige Miſsbildung, und eine Krankheit der Haut und Fetthaut, welche ſowohl der Art, als der Ausbreitung und Entwickelung nach, ſelten iſt. Bey einem neunzehnjährigen Bauermädchen nämlich, welche geſund, übrigens wohlgebildet und nur auffallend im Wachsthum zurückgeblieben war, ſah man eine angeborene und genau begrenzte fehlerhafte Bildung, welche faſt den ganzen Rücken, das Geſäſs, den Bauch, die Schaamgegend und die rechte Lende einnahm. Die Haut war an dieſen Stellen ſchmutzigbraun, ſtark behaart, und wegen des ausgedehnten maſchenförmigen Gewebes der Lederhaut ungleich, ſo daſs ſie gleichſam wie geſtrickt, warzicht oder pockennarbicht ausſah. Viele ähnliche kleine Flecke zeigten ſich auch an anderen Orten der Haut. An der groſsen krankhaften Stelle ward die Haut überdieſs noch durch 24 Fettgeſchwülſte, die bey der Geburt nur klein geweſen waren, ſich aber allmählich mehr entwickelt hatten, ſehr ausgedehnt und verunſtaltet. Die Gröſse und Geſtalt derſelben war ſehr verſchieden; einige ragten halbkugelich hervor, andere hingen ſackförmig und ſchlaff herab; der gröſste von ihnen hing auf der rechten Seite von der Hüft - und Kreuzbeins - Gegend faſt bis zum Kniee herab, hatte an ſeiner Baſis 19 pariſer Zoll im Umfange, eine Länge von 1¼ Fuſs, eine Breite, da wo ſie am ſtärkſten war, von 1 Fuſs 4 Zoll, und ein Gewicht von etwa 16 — 18 Pfund, wodurch er dem Mädchen ſo beſchwerlich fiel, daſs ſie Hülfe ſuchte. Dieſe verſchaffte der Vf. dadurch, daſs er mit kühner Hand dieſen ungeheuren Sack glücklich amputirte, und eben ſo glücklich die dadurch entſtandene gewaltig groſse Wunde (ſie war mehr als einen Schuh breit und ½ lang) heilte. Zehn Monate nach der erſten Operation entfernte der Vf. auf gleiche Weiſe eine zweyte kleinere, dem linken Theile des Geſäſses aufſitzende Fettgeſchwulſt. Bey der Unterſuchung dieſer Fettſäcke, bemerkte man in ihnen eine gleichförmige ſpeckartige Maſſe, die nicht wie in den Lipomen in Säcken eingeſchloſſen war, ſondern unmittelbar in die Haut überging, deren Miſsbildung nichts als ein ungeheuer groſses Muttermal war. Daher nennt der Vf. die beſchriebene Haut - und Fetthaut - Affection *Naevus maternus lipomatodes.* Da er zugleich die Zuſammenſtellung des Aneurisma, des Varix und der Telangiektaſie als *ſpecies* des *genus* Gefäſsausdehnung für falſch und die Telangiektaſie für nichts als eine Art von Muttermal hält: ſo nimmt er 3 Arten von *naevus*, nämlich den *ſimplex*, *lipomatodes* und *varicodes* oder *telangiectaſioides*, an. Auch die angeborenen Flecken der Iris hält der Vf. für Muttermäler dieſes Theiles; wogegen ſich indeſſen wohl Manches ſagen lieſse. Übrigens wundert ſich Rec., daſs der Vf. es tadelt, daſs in den Schriften über pathologiſche Anatomie nicht mehr über die Muttermäler geſagt wurde. Was läſst ſich denn hier viel darüber ſagen? Konnte doch der Vf. ſelbſt in anatomiſcher Hinſicht uns nichts Neues mittheilen! Am wenigſten konnte *Fr. Meckel* hier getadelt werden, da er bis jetzt nur die Hemmungsbildungen beſchrieb, zu denen doch das Muttermal keinesweges gehört.

Über die Entſtehungsart der mitgetheilten Hautverunſtaltung erklärt ſich der Vf. ſo: das Fett ſey unter allen Beſtandtheilen des thieriſchen Körpers der wenigſt animaliſirte, — mindeſt verſtickſtoffte, den Kohlenſtoff und Waſſerſtoff in gröſster Menge und im freyeſten Zuſtande enthaltende. Obeſität ſey daher unter allen Bedingungen und in allen ihren Formen das Product des abſoluten oder relativen Übergewichtes des hydrogenirenden Proceſſes. Auch das Muttermal ſey das Product eines beſchränkten, zurückgehaltenen Oxydationsproceſſes an einer umſchriebenen Hautſtelle; — ſomit ſey, als Entſtehungsgrund des *naevus maternus lipomatodes* eine krankhaft veränderte Organiſation der Haut - und Fetthaut - Gefäſse anzuſehen, wodurch die erſten zur Verflüchtigung des halbverbrannten Kohlenſtoffes und Waſſerſtoffes untauglich, dieſe beiden aber im wenig geſäuerten Zuſtande durch die Gefäſse der Fetthaut in die Zellen derſelben abgeſetzt werden. — Auch ſcheint dem Vf., nach Vergleichung mehrerer Fälle, die Fetthaut in der Rücken - und Lenden - Gegend eine beſondere Neigung zur lipomatöſen Entartung zu beſitzen. Rec. bemerkt hier nur, daſs es ihm zur Erklärung der Entſtehungsart der Muttermäler ſehr intereſſant ſcheint, daſs dieſe nie bey Thieren, welchen ſonſt doch faſt alle Hautkrankheiten mit dem Menſchen gemein ſind, vorkommen; ein Unterſchied, den man doch unmöglich durch die Annahme des Verſehens beym Menſchen erklären kann, da dieſes bey Muttermälern in der Regel am wenigſten anzunehmen iſt.

Zum Schluſs fügt der Vf. noch einige von ihm beobachtete angeborene Bildungsfehler anderer Art an, die zum Theil intereſſant ſind. Der erſte Fall betrifft die Verwachſung der 4 letzten Finger an beiden Händen, und zweyer Zehen am linken Fuſs; — der zweyte und dritte Fall, Miſsbildung des äuſseren Ohres, welches gleich einer Klappe den äuſseren Gehörgang, der bey dem einen Kinde widernatürlich eng war, bedeckte. Der Vf. hält dieſe Miſsbildung für eine Hemmungsbildung, indem er annimmt, daſs das äuſsere Ohr Anfangs immer gleich einer Klappe vor der Öffnung des Gehörganges herabhänge und ſich erſt ſpäter aufrichte. Hiemit kann Rec. nicht übereinſtimmen: denn nach ſeinen genauen Unterſuchungen, die durch den Beſitz einer ſehr reichen Sammlung von Embryonen aus der früheſten Zeit wohl einigen Werth bekommen, iſt das äuſsere Ohr nie herabhängend, ſo daſs es die Ohröffnung decken könnte, ſondern von ſeiner erſten Bildung an aufgerichtet. Schon die ungemeine Seltenheit der von dem Vf. beobachteten Miſsbildung ſpricht gegen die Annahme, daſs ſie eine Hemmungsbildung ſey. — Im vierten Falle ſaſs eine ſechſte Zehe zur Seite der letzten normalen; — im fünften endlich zeigte das linke Auge zugleich mit mehreren Theilen der linken Hälfte des Kopfes eine ſehr mangelhafte Entwickelung. Rec. erſucht den Vf., das Reſultat ſeiner genaueren Unterſuchungen dieſer letzten Miſsbildung ja mitzutheilen.

Die beiden ſchönen Kupfer geben ein ſehr deutliches Bild der ſeltenen Hautdeformität, und der ungeheueren Fettgeſchwülſte, und entſprechen, wie das Äuſsere des ganzen Buches, dem inneren Werthe deſſelben.

— tt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

PHILOSOPHIE.

FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Das Erwachen der menschlichen Vernunft, als das erste Eintreten der übersinnlichen Welt in die sinnliche.* Eine Auffoderung an alle Denker, die Erscheinungen des Übersinnlichen aus einem ganz neuen Gesichtspuncte zu betrachten. Von M. *Karl Gottfr. Kelle*, Pfarrer zu Kleinwaltersdorf und Kleinschirme bey Freyberg. 1813. 71 S. kl. 8. (8 Gr.)

Der Vf. hat die *de wettesche* Kritik des Pentateuchs vor zwey Jahren einer besonderen Prüfung unterworfen, und letzteren gegen jene in Schutz genommen. Zur Begründung und Rechtfertigung seiner eigenen Ansichten hat er zugleich eine eigene Theorie der göttlichen Offenbarung aufgestellt, nach welcher die biblischen Erzählungen ihr göttliches Ansehen behaupten, und als wirkliche Offenbarungen Gottes an die Menschen gelten. Da nun der Rec. der *kelle'schen* Schriften in dieser A. L. Z. 1813. No. 1 u. 207 nicht nur des Vfs. Ansichten von den mosaischen Büchern vielfach berichtigt, sondern auch dieser neuen Offenbarungstheorie mehrere bedeutende Zweifel entgegengesetzt hat: so nahm Hr. *K.* daher die Veranlassung, zur Vertheidigung seiner dort aufgestellten Meinungen, das vorliegende Schriftchen zu schreiben, und vom philosophischen Standpuncte aus seinen Recensenten eines Besseren zu belehren. Der Rec. des gegenwärtigen hat zwar die *kellesche* Würdigung der Kritik von *de Wette* nicht gelesen, und nimmt seine dort mitgetheilten Ansichten nur aus den darüber erschienenen öffentlichen Anzeigen; es ist aber auch zum Verstehen des vorliegenden Werkchens nicht nöthig, sie gelesen zu haben, indem dieses die philosophische Rechtfertigung der dort aufgestellten Behauptungen enthält, demnach diesen vorausgeht, und den Schlüssel dazu enthält. Rec. hat in dem Vf. einen scharfsinnigen Denker kennen gelernt, den man in dieser Beziehung achten muss, wenn man auch nicht in Allem mit ihm übereinstimmen kann. Der von ihm hier untersuchte Gegenstand ist von der grössten Wichtigkeit, und betrifft nicht weniger, als die Begründung und den Anfang der Cultur des Menschengeschlechts, worüber die Philosophen bis zu dieser Stunde noch nicht einig werden konnten.

Es giebt bekanntlich drey verschiedene Meinungen darüber: nach der einen haben die Menschen allmählich mit eigenen Kräften aus dem Zustande der Thierheit zu dem der Humanität sich empor gearbeitet; die andere erklärt diess für eine Unmöglichkeit, und nimmt die Menschheit ursprünglich vernünftig denkend und handelnd an, die aber im Laufe der Zeit ausgeartet sey, so dass alle folgende Cultur durch Tradition bedingt, und alle Barbarey nichts als eine untergegangene Cultur sey; die dritte endlich lässt die Anfangs in tiefer Barbarey lebende Menschheit ohne Weiteres durch eine göttliche Offenbarung auf den Weg der Bildung führen, womit denn alle philosophischen Hypothesen überflüssig gemacht sind. Es ist hier nicht der Ort, diese verschiedenen Ansichten zu prüfen, und ihre Gründe für und gegen abzuwägen; Rec. beschränkt sich auf die vom Vf. angenommene, der ein Anhänger des Glaubens an eine göttliche Offenbarung ist, und das Mittel entdeckt zu haben wähnt, dessen sie sich bediente, die Menschen von dem Zustande der Thierheit zu befreyen, nämlich die *Sprache*. Ist diess nun richtig, wie Hr. *K.* nach philosophischen Gründen einzusehen glaubt: so findet er die mosaischen Erzählungen damit ganz übereinstimmend, indem diese nach S. 68 von eben dem Puncte ausgehen, bis auf welchen seine philosophischen Untersuchungen ihn geführt haben, dass nämlich das Wort den ersten Menschen aus der übersinnlichen Welt von Gott gegeben worden sey. Wie er nun diess ausgeführt habe, wollen wir etwas genauer zu Gesicht fassen.

Hr. *Kelle* nennt den Anfang der menschlichen Cultur das *Erwachen der menschlichen Vernunft*, und setzt voraus, dass dieses nur möglich sey durch das Einwirken der übersinnlichen Welt auf die sinnliche; das Erwachen der Vernunft nennt er den Übergang des menschlichen Geschlechts aus dem thierischen Zustande in den menschlichen. (Der Vf. setzt also voraus, dass die ersten Menschen in einem thierischen Zustande sich befunden haben, eine Voraussetzung, die wohl fodert, mit starken Gründen unterstützt zu werden, weil sie für sich so wenig gewiss ist, dass die dagegen erhobenen Zweifel bis jetzt noch nicht gelöst sind. Wer kann so dogmatisch absprechen über den ersten Zustand der Menschheit, wenn er bedenkt, dass das unserer Zeitgeschichte angehörende Menschheitleben noch so neu ist, dass sich von ihm auf das in nicht zu berechnender Ferne liegende anfängliche Leben durchaus kein Schluss machen lasse? Nach allen ausgemachten geologischen Erfahrungen ist das unserer Geschichte bekannte Menschengeschlecht sehr jung. Nebst dem ist der Ausdruck „*thierisch*" auf jeden Fall unpassend: der Mensch kann nie dem Thiere gleich seyn; er sinkt entweder *unter*, oder erhebt sich *über* dasselbe. Lassen wir aber auch die Vergleichung gelten: so wäre es ganz folgerecht, zu denken, der Mensch

habe sich ursprünglich instinctartig als Mensch benommen, wie das Thier aus Instinct und nothwendig ohne andere Einflüsse seinen Charakter kund giebt; mit welcher Befugniss lässt sich annehmen, dass ein mit menschlichen Kräften begabtes Geschöpf wie ein thierisches sich äussern werde? Dann wäre ja die Wirkung nicht ihrer Ursache entsprechend!) Den thierischen Menschen aus seiner Erniedrigung zu erheben, und in ihm die schlafende Vernunft zu wecken, kennt nun der Vf. kein anderes Mittel, als die *Sprache*, und um diess ausser allen Zweifel zu setzen, bemüht er sich zu zeigen, dass alle höheren Seelenkräfte, besonders Verstand und Vernunft, lediglich nur durch Worte geweckt und in Thätigkeit gesetzt werden können, kurz dass alles Erkennen durch Worte vermittelt sey. Woher kommen nun aber die Worte? Nach dem Vf. können sie nicht aus der Sinnenwelt stammen, denn sie sind übersinnlicher Natur, und der Mensch konnte die Worte nicht selbst erfinden, weil er, um denken zu können, sie schon haben musste; ehe er Worte von aussenher empfängt, ist er durchaus nicht im Stande, ein Wort zu schaffen. Wie nun aber das Wort aus der übersinnlichen Welt dem Menschen zu Theile geworden, kann zwar von der Vernunft nicht nachgewiesen werden, wohl aber finden wir in den Sagen der Urwelt eine Spur, welche die Vernunft zwar nicht angeben kann, wohl aber, da sie angegeben ist, für vernünftig anerkennen muss, und die alle gegründeten Foderungen erfüllt, welche man nur immer an eine Offenbarung machen kann. Diese glaubt nun der Vf. gefunden zu haben in den mosaischen Erzählungen von der Urwelt, die eben von dem Puncte ausgehen, auf welchen seine Untersuchungen ihn geleitet haben, dass nämlich das Wort den ersten Menschen aus der übersinnlichen Welt von Gott gegeben sey. Zwar, fährt der Vf. fort, bleibt es uns immer noch unbegreiflich, wie den ersten Menschen die Worte, durch welche ihre Vernunft erwachte, mitgetheilt worden seyn möge; aber wir haben kein Recht, das Unbegreifliche, wenn es gegeben wird, zu verwerfen, nur erdenken dürfen wir es nicht. Durch diese Annahme kommt Gewissheit in alle unsere Erkenntniss. Durch eben die Worte, durch welche die menschliche Vernunft erweckt ward, offenbarte sich Gott den Menschen, und das Erwachen der menschlichen Vernunft ist, weil es aus der Sinnenwelt sich nicht erklären lässt, die sicherste Bürgschaft für die Offenbarung.

Ohne den Scharfsinn zu verkennen, mit welchem der Vf. seinen Glauben an diese besondere Art der göttlichen Offenbarung zu begründen sucht, wundert Rec. sich doch, dass er die noch unaufgelösten Zweifel und Bedenklichkeiten, worauf er in der Recension seiner *vorurtheilsfreyen Würdigung* u. s. w. ausdrücklich aufmerksam gemacht wurde, so ganz mit Stillschweigen übergangen hat. Wir befürchten Alles für den Glauben an die Wirklichkeit einer göttlichen Offenbarung, wenn sie auf keine andere als die von Hn. *K.* versuchte Weise zu retten ist. Gott soll die menschliche Vernunft zuerst durch die Sprache, durch Worte, zum Erwachen gebracht haben! Soll denn Gott selbst, oder durch andere Menschen gesprochen haben? Wie brachte Gott den Menschen das Verständniss der gesprochenen Worte bey? Die Worte müssten sinnliche Zeichen für übersinnliche Gedanken gewesen seyn; wie konnte der Mensch die Verbindung zwischen beiden einsehen? Wird denn hier nicht schon das zu Erklärende vorausgesetzt? Hätte der Vf. über das Verhältniss der Worte zu ihrer Bedeutung Platons Kratylos zu Rathe gezogen: er würde wahrscheinlich darin manche Berichtigung seiner Ansichten gefunden haben. Das Verhältniss zwischen Sprache und Geistesbildung ist von der Art, dass sich wohl einsehen lässt, es finde hier keine einfache ursachliche Verbindung, sondern eine wahre Wechselwirkung Statt, und von diesem Standpuncte aus kann man beynahe alle Ansichten des Vfs. über die Verbindung der Sprache mit der Vernunft zugeben, obgleich aus anderen Gründen, ohne darauf eine göttliche Offenbarung bauen zu können. Des Vfs. Annahme hat alle Mängel einer Hypothese, die sie zur Verwerfung eignen: denn man müsste wieder neue Hypothesen annehmen, um sich das daraus zu Erklärende möglich zu denken. Eben so precär und grundlos ist die Trennung der menschlichen Seelenkräfte in bloss sinnliche, die nach Hn. *K.* gleich sind den thierischen, und in vernünftige, was er nur thut, um seine Offenbarungstheorie zu rechtfertigen. Kräfte, die der reflectirende und sondernde Verstand trennt, wirken im Geiste in der grössten Eintracht, und es giebt unter ihnen schlechterdings keinen absoluten Gegensatz; alle sind menschliche Kräfte; Sinnlichkeit und Vernunft haben Eine Wurzel, und ursprünglich Eine Richtung; ein Gegensatz kann in sie nur durch den freyen Willen kommen; man kann daher die Wirkungsweise der Einen nie trennen von der der Anderen. Ob nun die Sprache durch das *Zusammenwirken* der menschlichen Geisteskräfte möglich sey oder nicht, hätte vorerst vom Vf. untersucht werden sollen, nicht aber, ob *eine* Geistesäusserung, noch dazu willkührlich bestimmt, diess zu leisten vermöge. Warum hat Hr. *K.* nicht die Abhandlung unseres tiefdenkenden *Herder* über den Ursprung der Sprache berücksichtigt? Er würde gefunden haben, wie sich viel vernunftmässiger die Sprache aus den ursprünglichen Kräften des menschlichen Geistes erklären lasse, als aus einer äusseren Offenbarung. „Der Mensch mit vernunftmässigen Kräften wirkend, sagt *Herder*, hat Sprache erfunden; mit dem Reflectiren, welches dem Menschen so natürlich ist, als dem Thiere das instinctartige Wirken, ist die Sprache gesetzt: denn durch die Reflexion wird das Einzelne gesondert von allem Übrigen, und als solches durch gewisse Merkmale aufgefasst; dadurch entstehen bestimmte Gedanken, und diese sind schon eine innere Sprache, wenn auch nie ein Laut dazu gefunden würde.". Es ist überhaupt viel vernunftmässiger, anzunehmen, dass die erste Menschheit vermöge einer angebornen höheren Geistesvollkommenheit nicht nur die Sprache, sondern auch andere ihrer würdige Güter erfunden habe, als sich dieselbe in einem thierischen Zustande zu denken, und dann durch eine äussere Nachhülfe Gottes die von ihm selbst stammende Unvollkommenheit wieder gut machen zu lassen. Der Vf. hat diese Hypothese

lediglich ersonnen, um die mosaischen Schriften in göttlichem Ansehen zu erhalten; daher hat er seine Gründe künstlich gedreht und gestellt, und um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, sich eine eigene philosophische Sprache gewählt; bey der Bestimmung der Begriffe weicht er oft gar sehr von den beynahe allgemein anerkannten ab, legt alles schon in die Definitionen, was er daraus beweisen will, und verbittet sich dann, seine Erörterungen nach anderen Ansichten zu beurtheilen.

So wenig Rec. also den einzelnen Behauptungen des Vfs. beytreten kann, wodurch er seine neue Offenbarungslehre zu beweisen sucht: so sehr muss er anderen Sätzen Beyfall ertheilen, welche Scharfsinn und Gründlichkeit beurkunden. Dahin rechnet er, was S. 37 u. a. O. von den *Erweiterungs-* und *Entwickelungs-Urtheilen* und S. 52 von dem Verhältnisse der kantischen Sittenlehre zu den übersinnlichen Ideen, Willensfreyheit, Unsterblichkeit u. s. w. gesagt worden ist. N. A.

PÄDAGOGIK.

Berlin, b. Amelang: *Die ersten Verstandes- und Gedächtniss-Übungen:* ein Handbuch für Lehrer in Elementarschulen, von *F. P. Wilmsen*, zweytem Prediger an der reformirten Parochialkirche in Berlin. 1812. VIII u. 214 S. 8. (14 Gr.)

Eigentlich sollte wohl jeder Lehrgegenstand Stoff zu Verstandes- und Gedächtniss-Übungen geben. Es steht gewiss sehr traurig mit dem Unterricht, bey welchem zwey so wesentliche Kräfte der Seele leer ausgehen. Da aber die intellectuelle Bildung grossentheils dem Zufall überlassen bleibt, oder doch nicht planmässig und vernünftig genug betrieben wird: so ist es wohl löblich und empfehlenswerth, gewisse Stunden im Lectionsplan anzusetzen, in welchen zur Weckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, zum sorgfältigen Beobachten und richtigen Urtheilen, zum genauen Unterscheiden und deutlichen Bewusstseyn eigene Verstandesübungen angestellt werden. Wie geringschätzig auch in einer neueren Schule von denselben gesprochen worden ist: so haben sie doch ihren Nutzen zu vielfach bewährt, als dass wir sie nicht in unseren Elementar- und Bürger-Schulen treufleissig festhalten sollten. Freylich darf dabey nicht willkührlich und planlos verfahren werden, sondern es muss ein strenger, wissenschaftlicher Stufengang, ein lückenloses Ineinandergreifen, ein allmähliches Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten beobachtet werden; sonst entsteht Verwirrung, Oberflächlichkeit und schales Geschwätz. Trotz der vielen Vorarbeiten bleibt hier noch viel Verdienst zu erwerben übrig. Selbst die Preisschrift von *Nissen, Hermannsen* und *Steffensen*, wie viel Vortreffliches sie auch enthält, ist noch sehr lückenhaft und nicht überall genügend.

Vorliegende Schrift masst sich keinesweges an, eine vollständige, philosophisch begründete und systematisch durchgeführte Anleitung zu Verstandesübungen geben zu wollen; was sie aber in der Vorrede zu liefern verspricht, nämlich ein kleines Magazin von zweckmässigen Materialien für die ersten Verstandes- und Gedächtniss-Übungen, hat sie vollkommen geleistet. Mit Übergehung alles Theoretischen sucht der Vf. die Regeln, welche bey diesem Theile des Unterrichts zu befolgen sind, durch Anwendung und einen grossen Vorrath von durchgeführten Beyspielen anschaulich zu machen. Die überall eingestreuten Winke und Zurechtweisungen ersetzen dem denkenden Lehrer den Mangel der Theorie, und die aufgestellten Fragen können zum Leitfaden für gründliche Katechisationen dienen. „Ich habe — heisst es S. IV — bey dieser Schrift meine Vorgänger wenig benutzt, Alles aber dagegen erst selbst praktisch geprüft und die Zweckmässigkeit desselben durch Anwendung bey dem Unterricht der Kinder untersucht, ehe ichs niederschrieb."

Der Vf. geht von sinnlichen Wahrnehmungen aus, sucht alsdann die unterscheidenden Merkmale an lebenden und leblosen Dingen auf, bestimmt Raum, Figur und Mass besonders an mathematischen Formen und Zeichnungen. Sehr richtig wird S. 41 bemerkt, dass diese Übung grösseren Nutzen gewährt, wenn sie auf wirkliche Körper übergetragen wird, und wenn man die Schüler übt, sehr zusammengesetzte Figuren nach der Beschreibung an die Wandtafel zu zeichnen. Hierauf folgt die Auffindung der Gattung und Art nebst den Eintheilungsgründen, die Entwickelung der Gattungsbegriffe und der Eintheilungsglieder, Übungen im schnellen Auffinden der Gattung und Art und der wesentlichen Merkmale — Alles durch passende Beyspiele anschaulich gemacht. Beherzigenswerth sind dabey die Winke und Erinnerungen, welche S. 61 bis 63 gegeben werden. Nun kommen von S. 89 bis 108 sehr reichhaltige und mit Sorgfalt ausgewählte Übungen im Urtheilen und Schliessen; dann werden Zweck, Absicht und Mittel an Handlungen und Bestrebungen der Menschen anschaulich gemacht, Ursache und Wirkung, Grund und Folge neben einander gestellt, und die deutliche und bestimmte Bezeichnung des Gedachten durch Worte dargelegt. Diese letzte Übung ist unstreitig die reichhaltigste, bildendste und interessanteste. Nur die Hauptrubriken oder Grundlinien werden angegeben. Wegen der weiteren Ausführung und eines beträchtlichen Vorraths von Beyspielen verweilet der Vf. auf die beiden 1805 zu Berlin erschienenen Bändchen: „*Anleitung zu zweckmässigen deutschen Sprachübungen.*" Den Beschluss macht eine Auflösung und Erklärung uneigentlicher und bildlicher Ausdrücke, Redensarten, Sprichwörter und Räthsel. In einem Anhange hat der Vf. eine Übersicht des Inhalts des schon vorhin erwähnten Handbuchs für unmittelbare Denkübungen von *Nissen* u. s. w. gegeben, weil diess Werk wegen seines hohen Preises schwerlich in die Hände vieler Elementar-Schullehrer kommen dürfte.

Löblich ist es, dass Hr. *W.* in diese Übungen Belehrungen über Gegenstände der Kunst und Natur, des Lebens und der Geschichte verflochten hat. Nur möchte es für den ersten Unterricht etwas zu viel verlangt seyn, dass die Kinder die verschiedenen Arten der Malerey, und zwar nach den Farbenstoffen, deren man sich dabey bedient, angeben und die Namen der berühmtesten Maler aus der griechischen, italiänischen,

deutschen, niederländischen und französischen Schule behalten sollen. Auch sind manche Fragen zu unbestimmt, wie z. B.: Was hörst du am Sonntage? Was hörst du in der Nacht? Was hörst du an schwülen Sommertagen? Was hört das Vieh? Wir würden auch Fabeln, Sinngedichte und Parabeln benutzt haben, um das Nachdenken und den Scharfsinn zu üben und das Gedächtniss mit guten Gedichten zu bereichern. L. Th.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Landshut*, b. Krüll: *Grundlinien der Ästhetik*, von Dr. *Friedrich Ast*, kön. bair. Hofrath u. Prof. der Philologie an der Universität zu Landshut. 1813. 52 S. 8. (6 Gr.)

Der Vf. erklärt in der Vorrede diese Schrift für eine gedrängte, fassliche und einfache Darstellung des in seinem grösseren Lehrbuche dargestellten Systems der Kunst; hier habe er den Formalismus der philosophischen Terminologie, so weit es die wissenschaftliche Behandlung verstattete, zu vermeiden gesucht, um dadurch, wo möglich, seiner Ansicht vom organischen Bildungsgesetze der Kunst mehr Eingang und ein leichteres Verständniss zu verschaffen. Es ist nicht zu leugnen, dass die in seinem grösseren Lehrbuche gebrauchte Form grossentheils Ursache an dem schwachen Erfolge war, den dasselbe gehabt hat, und dass es anderen im Vergleiche mit ihm sehr unbedeutenden Schriften nachstehen musste. Es ist überhaupt übel berechnet, in einem dem grösseren gebildeten Publicum gewidmeten Werke sich einer Sprache zu bedienen, welche höchstens für die Schule passt; noch unzweckmässiger ist es bey einem Werke über die Kunst, deren Beschaffenheit es mit sich bringt, anschaulich und durch sich selbst verständlich zu seyn, wenn man hier eine ungewöhnliche und metaphysische Sprache gebrauchen will, statt einer einfachen, edlen und höchstens poetischen, die den Geist anregt, und in ihm die entsprechenden Bilder, Begriffe und Ideen erweckt. Es beweist durchaus noch eigene Gebundenheit des Geistes, wenn man seine philosophischen Ansichten nicht anders als in den pedantischen Formen der Schulsprache mittheilen kann, indem das Höchste und Tiefste in jeder, besonders in unserer deutschen Sprache einfach und für jeden gebildeten Menschen fasslich sich bezeichnen lässt. Wer selbst die verschiedenen Stufen der allmählichen Befreyung des Geistes von den Fesseln der Schule bis zur vollen Herrschaft über seine innere Welt durchgegangen ist, wird davon die lebendigste Überzeugung haben. Die Sprache war es aber nicht allein, welche dem System der Kunstlehre des Hn. *Ast* den Eingang erschwerte; sowohl die Philosophie selbst, deren Ideen gemäss er es bearbeitete, als die besondere Art der Behandlung dieser Philosophie, gereichten ihr bey den Zeitgenossen zum grossen Nachtheile. Jene hatte die ganze kantische Schule nach allen ihren Verzweigungen zum Gegner, und ihre Anhänger, damals beynahe die einzigen Sprecher vor dem Publicum und auf den Lehrkanzeln, und durch ihre Ansichten verhindert, auch nur die Grundideen der neuen Lehre, geschweige ihr allseitiges Eingreifen in das Gesammtleben der Menschheit zu verstehen, boten Alles auf, um sie bey der Mitwelt durch Beschuldigung der Schwärmerey, des Mysticismus und Pantheismus creditlos zu machen. In Rücksicht der Behandlungsweise dieser Wissenschaft hatten auch Manche ihrer Freunde den Schein angenommen, als vermöchten sie die allgemeinen und besonderen Bestimmungen der Dinge durch das blosse abstracte Denken zu ergründen, und so gleichsam die Erfahrung überflüssig zu machen, wodurch sie sich natürlich in ein sehr nachtheiliges Licht bey den Verständigen setzten, und selbst die Kunstlehre unseres Vfs. ist nicht ganz frey von diesem Verdachte. Alles Philosophiren kann wohl das, was ist, an sich und in seiner Verbindung mit anderen Erscheinungen, aber nicht das Besondere *a priori* und aus Begriffen ableiten; dazu gehören Anschauung, Beobachtung und vollständige Erfahrung. Die verschiedenen empirischen Kunstformen lassen sich nicht aus allgemeinen Principien erkennen, sondern müssen nach ihren Erscheinungen und zeitlichen Formen zuvor erkannt werden, ehe der philosophirende Verstand ihre allgemeinen Beziehungen herausheben, und daraus eine Theorie bilden kann. Hr. *Ast*, dessen Schriften wir immer mit besonderem Interesse gelesen haben, hat gewiss vielseitige Erforschungen im Einzelnen angestellt, ehe er an die Erzeugung einer Theorie dachte. Allein bey der Darstellung der letzteren hat er den Schein nicht verschmäht, als besitze auch er die magische Kraft, im Zauberspiegel des Allgemeinen zugleich alle möglichen Varietäten der Besonderheiten zu schauen.

Was aber das vorliegende Schriftchen betrifft: so hat der Vf. sein in der Vorrede gegebenes Versprechen fast durchaus erfüllt; es ist eine treue Verkürzung seines grösseren Lehrbuchs der Kunstwissenschaft, und übertrifft dieses weit an Deutlichkeit; dessenungeachtet glauben wir, dass es nur von denen verstanden werden könne, deren Kunstsinn schon geweckt ist, die im Denken über Kunstwerke geübt, und in die Lehren der neueren Philosophie eingeweiht sind. Obgleich diese Grundlinien nichts als die allgemeinsten Begriffe und Beziehungen der verschiedenen Kunstformen ausdrücken, und die mannichfaltigen und besonderen Erscheinungen einer jeden nur selten berührt werden: so haben sie doch vor vielen anderen Schriften ähnlicher Art den bedeutenden Vorzug, dass die Grundbegriffe der einzelnen Kunstformen und ihre inneren Beziehungen zu einander wissenschaftlich bestimmt sind. Sehr brauchbar werden sie seyn als Leitfaden zu Vorlesungen, indem die Allgemeinheit, in welcher alle Theile gehalten sind, jedem Lehrer freyen Spielraum lässt, sie nach eigener Einsicht zu ergänzen, und eben so nützlich und angenehm für Schulen, weil sie durch die gedrängte Übersicht der Hauptgedanken leicht auch die einzelnen Zusätze des Lehrers in sich zurückrufen können. Wir haben nichts Wesentliches gefunden, worin wir mit dem Vf. entgegengesetzter Meinung wären; in einigen ausserwesentlichen Dingen weichen wir zwar von ihm ab, ohne eben behaupten zu wollen, dass das Recht ganz auf unserer Seite sey. So begreifen wir nicht, warum er die Lehrpoesie, das Idyll, die Satire, Fabel, Novelle und den Roman dem Drama unterordnet, und nicht vielmehr dem Epos. Auch scheint es uns eine Einseitigkeit zu seyn, dass er die Begriffe der Tragödie und Komödie ausschliesslich von den griechischen Dichtern genommen hat, und eine Unvollständigkeit, dass er die schwierige Frage, was für eine That es seyn müsse, welche das Schicksal des tragischen Helden bestimmt, nicht einmal berührt hat. So schön und gründlich er ferner das Wesen der Poesie im Einzelnen aus einander setzt: so konnten wir uns doch von der Gültigkeit seines Grundbegriffes der Poesie nicht überzeugen. Die Poesie soll nach ihm die antike und romantische Kunst in sich vereinigen und versöhnen. Allein in der Poesie selbst findet ja dieser Gegensatz Statt; wie kann sie nun die Versöhnung desselben seyn? Doch, da der Vf. sich durchaus sehr kurz fasste, haben wir ihn vielleicht nur missverstanden.

Rec. kann diese Anzeige nicht schliessen, ohne noch hier mit einigen Worten über die Art, wie am zweckmässigsten die Ästhetik gelehrt werden könne, seine Überzeugung auszusprechen. Es giebt drey Mittel, den Kunstgeschmack in sich und Anderen zu wecken und zu bilden: 1) die Anschauung, 2) die Theorie, und 3) die Verbindung beider. Das Erstere fodert zwar viel Zeit, führt aber um so sicherer zum Ziele, wenn sich die frühe Erziehung desselben bedient, und späterhin die Anschauung durch den Begriff ergänzt. Die Theorie für sich bläht zwar den Geist auf, macht Schwätzer, entbehrt aber des nöthigen Fundaments, und wirkt weder auf Sinn noch Gesinnung und Sitte. Wem das Glück versagt ist, den ersteren Weg zu wandern, dem kann nur geholfen werden, dass man ihn auf dem letzteren führt, d. h. dass man Anschauung, Betrachtung der Kunstwerke und die Lectüre classischer Werke verbindet mit der Erklärung nach Begriffen und Ideen. Jede Theorie für sich ist ungenügend, und muss durch Verbindung mit dem Besonderen ergänzt werden. Denn nur Begriff und Anschauung in ihrer Durchdringung gewähren eine vollständige Erkenntniss über irgend einen Gegenstand. Überhaupt sollte jede besondere Wissenschaft *in dieser Beziehung* einer philosophisch bearbeiteten Geschichte ähnlich seyn, welche auch auf das Ideal hinweist, und die Angemessenheit oder Unangemessenheit des Empirischen danach beurtheilt. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

GESCHICHTE.

London, b. Rivington u. A.: *The Peerage of the united Kingdom of Great Britain and Ireland.* In two volumes. The ninth edition, considerably improved. By *John Debrett*, editor of the new Baronetage of England. 1814. CII und 1305 S. 12. Mit 80 Kupfertafeln.

Jetzt, da man so vielfache Veranlassung hat, die öffentlichen Verhältnisse der Staaten zu betrachten, und da eine nicht leicht wiederkehrende Gelegenheit gegeben ist, die bisherige unleugbare Spannung zwischen den verschiedenen Ständen des Volkes auszusöhnen, kann es wohl der Mühe nicht unwerth seyn, einen prüfenden Blick auf die innere Ordnung jener Nation zu werfen, welche durch ihre Eintracht, ihre Beharrlichkeit und ihren grossen Antheil an der Rettung Europa's von einer neuen allgemeinen Unterjochung uns in so vielen Stücken Vorbild und Muster seyn kann. Eine etwas ausführlichere Anzeige des vorliegenden Buches wird aus diesem Grunde wohl entschuldiget werden.

Es liefert uns nämlich, nach einer kurzen Einleitung, in welcher die nöthigsten Erklärungen aus der Wappenkunst gegeben, die Abstufungen des brittischen Adels überhaupt, und seine Privilegien mit wenig Worten angezeigt, auch die allgemeine Rangliste für Männer und Frauen, und die Devisen aller Peers und Ritter mitgetheilt werden, ein vollständiges Verzeichniss aller Herzöge, Marquis, Grafen, Viscounts und Barons von England, Schottland und Irland, mit genealogischen Nachrichten, die bald mehr bald weniger weit zurückgehen, und mit der Angabe des Datums der Ernennungen. Die königliche Familie wird noch in der Einleitung S. 83 — 102 abgehandelt; dann folgen im ersten Bändchen die englischen Peers (bis S. 570), und im zweyten die schottischen und irländischen (S. 571 bis 1186), darauf die Namenliste der vier Ritterorden, ein Verzeichniss der erloschenen, und wegen Hochverraths eingezogenen Peers-Würden, endlich ein Namenverzeichniss sämmtlicher Baronets, und Ritter der drey Reiche.

Die Geschichte des Adels in einem Volke, seiner Entstehung, seiner Vorrechte, und dann wieder der allmählichen Ausbildung eines unterrichteten und vermögenden Bürgerstandes, endlich des unvermeidlichen Unterganges des alten Geschlechtsadels in der Masse des Volkes, oder in einem neuen Stande der Reichen, der Staatsbeamten, oder wie sich der Stand der Vornehmen sonst ausbilden mag, ist ein wichtigerer Theil aus der Geschichte des Volkes, als die Kriege und auswärtigen Verhältnisse desselben. Sie ist mit allen Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft verschlungen, und der Standpunct, auf welchem sich die verschiedenen Stände gegen einander befinden, kann zugleich für den Masstab der geselligen Cultur gehalten werden. Denn so wie auf der untersten Stufe, wo der Mensch noch an das Thier grenzt, sich keine Spur von Gefühl für Ehre und Auszeichnung entdeckt, auf welchem der Geschlechtsadel beruht: so würde auf der anderen Seite dasjenige Volk sich der höchsten sittlichen Ausbildung rühmen können, in welchem alle zufälligen, von eigenem Werthe unabhängigen, Vorzüge nicht mehr geachtet würden. Da aber das Letzte dem Menschen immer unerreichbar bleiben wird: so werden wir wenigstens denjenigen Zustand der Gesellschaft für den vollkommneren anerkennen müssen, in welchem die Verhältnisse der Stände so geordnet sind, dass der ererbte Vorzug eben so viel Pflichten auflegt, als Rechte giebt, weder die Handhabung einer strengen, und für Alle gleichen Gerechtigkeit, noch die Vergebung der Staatsämter nach dem reinen Masstabe der Fähigkeit und Würdigkeit hindert, jedem Talent verstattet, seinen Beruf zu erfüllen, und dem ausgezeichneten Verdienste den Weg nicht versperrt, auf welchem dieses seinen gebührenden Lohn, der Stand der Vornehmen, der immer im Abnehmen begriffen ist, aber auch zugleich seine unentbehrliche Ergänzung aus den Besten des Volkes erhalten kann. Nur dann, wenn der Stand der Vornehmen sich gegen die Gemeinen in dieser Stellung befindet, ist die Absonderung nicht nur nicht schädlich, sondern kann dem gemeinen Wesen grosse Vortheile bringen, indem er ihm dieselben Dienste leistet, welche der Pendel der Uhr gewährt, ihre Bewegung regelmäsig zu machen, und ein verderbliches Vorwärtseilen ohne Mass und Ziel zu verhüten.

Es sind nicht die Schlechtesten im Volke, welche, die Unvollkommenheiten der gesellschaftlichen Einrichtungerkennend; ihre Ruhe, und zuweilen ihr Leben daran letzen, Missbräuche abzustellen, und Mängel zu verbessern. Diejenigen Staaten sind am übelsten berathen, in welchen eine gänzlich fest und stille stehende Religion, oder das Schrecken der willkührlichen Herrschaft eines Despoten, jene vorwärts treibende Kraft in vollkommener Unthätigkeit erhalten. Aber wenn sich diess Bemühen zu bessern nicht ins wilde Einreissen verlieren soll: so muss ihm ausser dem Buchstaben der Gesetze noch eine zurückhaltende lebendige Kraft

entgegen gesetzt werden, die bisher nur in der Erblichkeit des Thrones, und eines Theils der Volksvertretung gefunden worden ist. Nur muss dieser letztere Stand, der Geschlechtsadel, nothwendig allen Ansprüchen entsagen, welche ihn gegen die Gemeinen in eine feindliche Spannung versetzen, und muss in dem Widerstande sowohl gegen auswärtige Feinde, als gegen die von der obersten Gewalt unzertrennliche Neigung zur Willkühr, mit den Gemeinen ein durchaus übereinstimmendes Interesse haben. Es muss aber dafür dieser Stand der erblichen Vornehmen oder Edeln auch so gestellt seyn, dass er gegen Regierung und Volk beständig eine würdige Unabhängigkeit behaupte, und an Wohlhabenheit dem reichen Bürgerstande im Ganzen nicht nachstehe, welches nur durch die Verknüpfung der Würde mit einem untheilbaren Grundvermögen zu Stande gebracht werden kann.

Auf diese Grundlagen ist denn wirklich der höhere Adelstand in den brittischen Inseln gegründet, und dadurch die grosse Aufgabe, welche wir oben angegeben haben, besser, als es bisher irgend in einem anderen Lande geschah, gelöst worden, so dass auch schon vor vielen Jahren einer unserer wackersten und klügsten Patrioten, *Möser*, dem deutschen Adel rieth, sich dem englischen gleich zu halten. Zugleich findet sich dabey die Sonderbarkeit, dass gerade derjenige Geschlechtsadel, welcher aus dem strengsten Lehnssystem hervorging, und seinen Besitz ursprünglich nur dem Rechte der Eroberung verdankte, der Entwickelung der bürgerlichen Freyheit in einem Grade, wie sie kein anderes Land bis jetzt genoss, mehr förderlich als hinderlich gewesen ist.

Bekanntlich zerfällt der englische Adel in zwey grosse Abtheilungen, des hohen und niederen, aber die grosse Masse des letzteren ist schon lange fast gänzlich mit dem Stande der Gemeinen verschmolzen. Unter der *Nobility* werden jetzt nur die Lords verstanden, der Name *Gentleman* hingegen, welcher zuerst ganz dem französischen *Gentilhomme* entsprach, so dass auch Spuren von Erhebung zum Gentleman durch königliche Patente vorkommen, bezeichnet jetzt nur noch einen Mann des höheren Bürgerstandes, welcher sich nicht von seiner Hände Arbeit nährt; der Titel *Esquire* aber, welcher sowohl von Geburt, als auch kraft königlicher Ernennung geführt wird, aber auch mit einigen Staatsämtern verknüpft ist, hat niemals einen besonderen Stand in England ausgemacht. Zwar wird kein Engländer, dem er gebührt, vergessen, denselben seinem Namen beyzufügen; aber wie wenig im Ganzen nach diesen Auszeichnungen gestrebt wird, davon kann auch das einen Beweis geben, dass die Zahl der Ritter (*Knights bachelors*, die zweyte, und zwar bloss persönliche Stufe des niederen Adels) sich nur auf 258 beläuft. Die erste Stufe besteht (da die Bannerherrn nicht mehr im Gebrauche sind) aus den *Baronets*, welche vom König Jakob I aufgebracht wurden, um dem königlichen Schatze eine Einnahme zu verschaffen, und dieser Titel erbt, wie die höheren, nur auf die ältesten Söhne fort. Der Baronets sind jetzt in allen drey Reichen 750, nämlich 572 englische, 78 schottische, und 100 irländische, worunter Sir Edmund Baion den Titel des ersten Baronets von England führt. Diese Würde, welche keinen anderen Vorzug gewährt, als das Ehrenwort *Sir* vor dem Namen zu führen, welches auch den Rittern zukommt, da die Gemeinen sich bloss *Meister* nennen lassen, wird nur durch königliche Patente erworben.

Wenn man nun mit dieser geringen Zahl von 750 Familien die grosse Zahl des neuen Amts- und Brief-Adels im alten Frankreich vergleicht, wo es ungefähr 2000 Stellen gab, die nach einer gewissen Reihe von Jahren ihrem Inhaber und unter gewissen Bedingungen auch seinen Nachkommen den Adel gewährten, so wie mit der Zahl der Familien des niederen Adels in Deutschland: so wird sich von selbst die Bemerkung aufdrängen, dass der britannische niedere Adel schon wegen seines Zahlverhältnisses gegen den übrigen Theil der Nation sich in einer ganz anderen Lage befinden muss, als der alte französische oder deutsche. Verhältnissmässig ein sehr kleiner Theil dieses Standes sucht sich im Staatsdienste ein anderes Glück, als ihm die ererbte Unabhängigkeit schon bescheert hat (denn es gehört ein gewisses Einkommen dazu, um zum Baronet erhoben zu werden), und selbst im Parliamente, wozu sie doch vorzüglich berufen scheinen, und welches dem Talent den Weg zu den höchsten Ehren bahnt, sitzen nur 56 englische, 1 schottischer und 1 irischer Baronet. In der Landarmee ist der einzige, Generallieutenant Sir David Baird, angegeben, und in der Marine dienen nur 19 englische Baronets, von denen überdiess die meisten erst wegen ihrer Verdienste zu Baronets erhoben worden sind. (Doch scheinen diese Angaben nicht ganz vollständig zu seyn.) Dagegen finden sich auch viele Gelehrte, Geistliche, Doctoren der Rechte, Ärzte, Mitglieder der gelehrten Gesellschaften unter denselben, zumal den neuen Baronets, zum Beweis dass man in Grossbritannien nicht bloss die Theilnahme an der Regierung für einen dem Geschlechtsadel anständigen Beruf erkennt, sondern dass jedes ausgezeichnete Verdienst, von welcher Art es sey, geachtet wird.

Der hohe Adel besteht aus denjenigen Familien-Häuptern und höheren Kirchen-Beamten, welche als geborene Räthe des Königs Sitz und Stimme im Oberhause haben. Als in den früheren Zeiten die Geistlichkeit noch einen besonderen Stand des Reichs ausmachte, hatte der weltliche Adelstand nur zwey Classen, die Grafen, die auch dort ursprünglich Staatsbeamte waren, und die Barone. Die Grundlage der ganzen heutigen Einrichtung ist noch dieselbe, welche als Folge der Eroberung von Wilhelm I aufgestellt wurde, nur dass unter Edward I eine Auswahl der Baronen getroffen wurde, welche im Parliamente eine persönliche Stimme führen sollten, und dass der Hang der Menschen zu bleibenden Auszeichnungen und Absonderungen auch hier statt der älteren *zwey* Stufen mit der Zeit *fünf* eingeführt hat.

Unter diesen neuen Würden ist die *herzogliche* die älteste, da Eduard III im J. 1336 seinen Sohn, den berühmten Schwarzen Prinzen, zum ersten Herzog von

Cornwallis erhob. Der schwache König Richard II war der Erste, welcher sie an Andere als Prinzen des königlichen Hauses vergab, indem er seinen Günstling Robert de Vere, Grafen von Oxford, erst zum Marquis von Dublin, dann aber zum Herzog von Ireland machte. Doch blieb dieser Titel meistens ein Vorzug der Prinzen und Verwandten des königlichen Hauses. Denn die Brüder Johann und Thomas von Holland, wovon der eine unter demselben Könige Herzog von Exeter, der andere Herzog von Surrey wurde, waren Söhne der schönen Johanne von Kent, einer Urenkelin König Eduards I, und Stiefbrüder des Königs Richard; Thomas Mowbray, der erste Herzog von Norfolk, aber stammte durch seine Grossmutter ebenfalls vom königlichen Hause ab. So waren auch die Familien Neville, einst Herzöge von Bedford, Grey, Herzöge von Suffolk, und von Kent, Stafford, Herzöge von Buckingham, Seymour, Herzöge von Somerset, Dudley, Herzöge von Northumberland, mit dem königlichen Hause wenigstens durch Schwägerschaft verbunden. Erst unter den Stuarts wurde diese Würde öfter an Andere vergeben. Jakob I erhob seinen berühmten Günstling, Villiers, zum Herzog von Buckingham, und dessen schöne Nichte Barbare von Villiers hatte von Karl II drey Söhne, welche sämmtlich den herzoglichen Titel erhielten, von Cleveland, von Grafton und von Northumberland. Die Schauspielerin Gwyn, über welche Sir John Coventry durch einen Scherz im Parliamente und Karls II unedle Rache (S. 187) die Nase einbüsste, wurde auf gleiche Weise die Stamm-Mutter der Herzöge von St. Albans, so wie die bekannte Louise de Querouaille Herzogin von Portsmouth den Herzögen von Richmond (Lennox in Schottland und d'Aubigny in Frankreich) und Lucie Crofts den Herzögen von Buccleugh in Schottland (den Nachkommen des unglücklichen Herzogs von Monmouth) das Daseyn gegeben hat. Aber eben die nahe Verbindung mit dem königlichen Hause verwickelte die vorgenannten alten grossen Familien in alle Unruhen und Verschwörungen im königlichen Hause, so dass bey dem wechselnden Glücke nur wenige Häupter der herzoglichen Familien eines natürlichen Todes starben, und die Ruhe nur gleichzeitig mit ihrem beynahe gänzlichen Untergange eintrat. Nur die Howard's blühen noch in verschiedenen Linien als Herzöge von Norfolk, Grafen von Suffolk, von Effingham, Stafford und Mulgrave, und die Seymours, Nachkommen des 1552 enthaupteten Protectors von England und mütterlichen Oheims Eduards VI, als Herzöge von Somerset. Die übrigen neuen herzoglichen Familien verdankten ihre Erhebung ihren Verdiensten um die Wiederherstellung Karls II, wie Monk, Herzog von Albemarle, Maitland, Herzog von Lauderdale, Butler, Herzog von Ormond (sämmtlich ausgestorben); noch in grösserer Zahl aber dem Eifer, welchen sie dem Könige Wilhelm und den beiden ersten Monarchen des Hauses Hannover bewiesen. Seit der Thronbesteigung K. Wilhelms bis zum Tode König Georgs II wurden 18 englische und 7 schottische Peers zu Herzögen ernannt. Georg III aber, unter dessen Regierung doch übrigens mehr neue Peers geschaffen wurden, als unter den vier vorhergehenden Regierungen zusammengenommen, hatte darunter bisher keinen einzigen neuen Herzogstitel vergeben, indem der Herzog von Northumberland, der durch die weibliche Linie von den alten Percy's abstammte, doch nur die Erneuerung einer alten Würde jenes Hauses erhalten hat.

Es ist nämlich unter dieser Regierung der alte Grundsatz wieder angenommen worden, die herzogliche Würde als einen besonderen Vorzug der Prinzen vom Geblüte zu betrachten, und daher sind die Herzöge von Greenwich (Campbel), (Cleveland und Southampton (Fitzroy), Bolton (Powlett), Buckinghamshire (Sheffield), Montagu (Montagu), Kent (Grey), Ancaster (Bertie), Wharton (Wharton), Chandos (Brydges), Kingston (Pierrepont), Schomberg und Bridgewater (Egerton) ausgestorben, ohne dass, wie früher öfter geschah, die noch fortdauernden Seitenlinien jener Häuser, z. B. die Marquis von Winchester, die Grafen von Sheffield, von Bridgewater, von Lindsay, die Lords Southampton u. a. eine Erneuerung der herzoglichen Würde erhalten hätten. Nur für ein so ausgezeichnetes Verdienst, wie das, welches sich der Held Wellington erworben hat, wurde eine Ausnahme gemacht, und er unter dem 3 May 1814 zum *Herzog von Wellington* erhoben. (Diess konnte aber in der vorliegenden Ausgabe noch nicht angegeben seyn, weil sie nur bis zu Ende März geht.) Die jetzigen Herzöge sind nach dem Alter ihrer Würde folgende: I. *Englische.* 1) *Norfolk* (Howard, 1483). 2) *Somerset* (Seymour, 1547). 3) *Richmond* (Lennox, 1675, Herzog von Lennox in Schottland und ehemals von Aubigny in Frankreich). 4) *Grafton* (Fitzroy, 1675). 5) *Beaufort* (Somerset, natürliche Nachkommen des letzten Herzogs von Somerset aus dem alten, von Herzog Johann von Lancaster, Sohn König Eduards III, gestifteten Hause Beaufort, 1682). 6) *St. Albans* (Beauclerk, 1684). 7) *Leeds* (Osborne, 1694. Der Stifter dieses Hauses, Eduard Osborne, war Kaufmannsdiener, rettete die einzige 9jährige Tochter seines Herrn aus der Themse, bekam sie dann mit einem grossen Vermögen zur Ehe; wurde 1583 Lord-Major von London, und sein Urenkel für seine Mitwirkung bey der Revolution von 1688 erster Herzog von Leeds). 8. *Bedford* (Russel, 1694. Der erste Herzog war ein Gross-Neffe des unter Jakob II enthaupteten Lords William Russel, den man als einen Märtyrer der englischen Freyheit betrachtete, und ein Sohn Eduards Russel, eines der vornehmsten Theilhabers an der Enthronung der Stuarts). 9. *Devonshire* (Cavendish, eine normännische Familie, 1694. Der Eingang des Patents für den ersten Herzog ist in der That merkwürdig: „König und Königin könnten nicht weniger für einen Mann thun (heisst es darin), welcher in einem verdorbenen, und in die niedrigste Schmeicheley versunkenen Zeitalter, standhaft den Sitten der Vorfahren treu geblieben wäre, und ohne sich weder durch Lockungen noch Drohungen eines trugvollen Hofes je bewegen zu lassen, sondern eins wie das andere verachtend, ein treuer Verfechter

der Freyheit immer nur für das Gesetz thätig gewesen sey." Wie viele unserer neueren Grossen könnten wohl solche Beweggründe ihrer Standeserhöhung aufweisen, die Fürsten des Jahres 1814 ausgenommen!). 10) *Marlborough* (Spencer, 1702. Nachkommen der zweyten Tochter des berühmten John Churchill, ersten Herzogs von Marlborough). 11) *Rutland* (Manners, 1703). 12) *Brandon* (Herzog von Hamilton in Schottland). 13) *Portland* (Bentink, 1716. Eine holländische Familie, deren Stifter mit K. Wilhelm III erzogen worden, und mit ihm durch die innigste Freundschaft verbunden war. Er kam mit ihm nach England, und wurde Graf, sein Sohn Herzog von Portland). 14) *Manchester* (Montagu, 1719). 15) *Dorset* (Sackville, 1720). 16) *Newcastle under Line* (Clinton, eine normännische Familie, welche sich in die der Pelhams, Herzöge von Newcastle, einheirathete. 1756). 17) *Northumberland* (Percy, welchem Hause sie aber nur von der weiblichen Seite angehören, da die alten Percy's, die einst Heinrich IV so viel zu schaffen machten, im Jahr 1670 mit Josselyn von Percy erloschen sind. Durch seine Tochter und Erbin kam der Titel seines Hauses erst an die Herzöge von Somerset und von ihnen an Hugo Smithson, Gemahl der Erbtochter Herzogs Algerron Seymour von Somerset. Das Herzogthum ward 1766 erneuert). II. *Schottische* Herzöge. 1) *Hamilton* (Hamilton, in den älteren Zeiten Hambleden, eine normännische Familie, deren Ahnherr eines Mordes wegen im J. 1323 nach Schottland flüchtete, und dort zu so hohem Ansehen kam, dass seine Nachkommen in mehreren Zweigen als Grafen Haddington, Clanbrassil, Arran u. s. w. blühten, einer aber 1543 zum Vormund der jungen Königin Marie und zum nächsten Erben des Reichs erklärt wurde. Doch auch dieser Familie gehören die jetzigen Herzöge nur durch Heirath an, indem William Douglas die Titel und Würden dieses Zweiges des Hauses Hamilton in der Mitte des 17 Jahrhunderts erheirathete). 2) *Buccleugh* (Scot, Nachkommen des Herzogs James von Monmouth, eines Sohns K. Karls II von Lucie Crofts, welcher den Namen Scot von seiner Gemahlin, einer Erbtochter der Grafen von Buccleugh, annahm, 1673). 3) *Lennox* (Richmond in England). 4) *Gordon* (Gordon, eine alte schottische Familie, 1684). 5) *Argyll* (Campbell, 1701). 6) *Atholl* (Murray, 1705. Diese Familie hatte zuletzt die Souveränetät der Insel Man, bis sie im J. 1765 von der Regierung abgekauft wurde). 7) *Montrose* (Graham, die ihr Geschlecht bis zu dem Ritter Graeme, Feldherrn der Scoten im 5 Jahrhundert, hinaufführen. 1707). 8) *Roxburgh* (Ker, 1707). III. *Irland* hat einen einzigen Herzog, Fitzgerald, Herzog von *Leinster*, dessen Geschlecht italiänischen Ursprungs ist, und ehedem Offalei hiess, sich aber in England und besonders in Irland sehr ausbreitete, bis unter Heinrich VIII einer davon, Thomas Graf Kildare, sich zur Empörung verleiten liess, und dadurch zur Ausrottung seines ganzen Geschlechts Veranlassung gab. Nur ein Knabe von 13 Jahren wurde durch seine Amme gerettet, und der Stammvater einer zahlreichen Nachkommenschaft.

Die nächste Stufe des hohen Adels ist die Würde der *Marquis*, welche Richard II zu Gunsten seines Günstlings Robert de Vere, Grafen von Oxford, einführte. Dieser Titel blieb lange ziemlich selten, zu Ende der Regierung Georgs I war kein englischer, und nur 3 schottische und 1 irländischer Marquis vorhanden. Jetzt hingegen zählt man 15 englische, 3 schottische und 9 irländische Marquis, wovon 22 von Sr. jetzt regierenden Majestät zu dieser Würde erhoben worden sind.

Hierauf folgen die *Grafen*, deren Würde älter ist, als die der Barons, da letztere erst mit der neuen Lehnseinrichtung, welche Wilhelm der Eroberer in England machte, dahin gekommen ist, Grafen aber schon vorher da waren. Noch nach der Eroberung war die Grafenwürde mehr ein Amt, als erblicher Titel, und war mit einer Art Besoldung verknüpft, indem der Graf den dritten Theil der Gerichtsgebühren seiner Grafschaft bezog. Die Grafen führten daher in jenen Zeiten keine Zunamen, und diejenigen, welche König Stephan ohne Grafschaft gemacht hatte, wurden falsche Grafen genannt, und von Heinrich II wieder ihrer Würde beraubt. Unter Jakob I wurden auch diese Grafen häufiger, da ein grosser Theil des alten englischen Adels in den Kriegen der Häuser York und Lancaster umgekommen war, und Jakob zum grossen Verdruss der Übriggebliebenen die Verleihung neuer Adelswürden zu einer Finanz-Speculation machte, und überhaupt wird in den neueren Zeiten dieser Titel nicht mehr, wie ehedem, von Orten und Gütern, sondern mit einem willkührlichen Namen verliehen, wie die Grafen Nelson, St. Vincent (von dem Vorgebirge St. Vincent, bey welchem Admiral Jervis die spanische Flotte schlug) u. A. Der englische Name *Earl* ist dänischen Ursprungs, die Sachsen sollen dafür das Wort Ealderman gehabt haben. Jetzt hat England 96, Schottland 41, und Irland 79 Grafen, und davon haben dem jetzigen Könige 38 englische und 52 irländische ihre Erhebung zu verdanken. Vor beynahe 100 Jahren, zu Ende der Regierung Georgs I, waren in England 74, in Schottland 70, und in Irland 26 Grafen vorhanden.

Der Titel *Viscount* ist wieder jüngeren Ursprungs. König Heinrich VI vergab denselben zuerst. Im J. 1722 waren 15 englische, 14 schottische, und 54 irländische vorhanden, deren Zahl gegenwärtig 23 englische, 4 schottische, und 51 irländische beträgt.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

GESCHICHTE.

LONDON, b. Rivington: *The Peerage of the united Kingdom of Great-Britain and Ireland. By John Debrett* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die letzte Stufe des hohen Adels machen die *Baronen* aus. Die ältesten waren Lehnsbesitzer, die alle gleiches Recht hatten. Unter Heinrich III und Eduard I aber bildete sich eine Auswahl derer, die in das Parliament berufen wurden, um als Räthe des Königs „mit ihm und den Prälaten, Edeln und Peers des Königreichs über einige wichtige und dringende Angelegenheiten zu handeln und Rath zu geben" (so heisst es in den königlichen Berufungsschreiben). Diejenigen nun, welche in den früheren Zeiten durch solche Berufungsschreiben (*writs of summons*) mit der Würde eines Peers bekleidet wurden, geniessen das besondere Vorrecht, dass ihre Baronieen auf *alle* Erben ohne Unterschied übergehen, da diejenigen, welche durch königliche Patente in den Stand der Peers erhoben werden, diese Würde nur auf ihre eigenen männlichen Nachkommen, und die in dem Patente besonders benannten Personen vererben. Die Erbtöchter der alten Baronieen, oder welche es durch ausdrückliche königliche Patente geworden sind, heissen dann *Peeresses in her own right*. Gegenwärtig zählt man 139 englische, 23 schottische und 82 irländische Barons, unter welcher Zahl aber mehrere doppelt vorkommen, weil sie Peers zweyer, oder der drey brittischen Reiche zugleich sind.

Um nun noch bey den historischen Gesichtspuncten etwas zu verweilen: so ist schon erwähnt worden, wie sehr die Zahl der Peers, besonders unter der jetzigen Regierung, vermehrt worden ist. Freylich sind auch seit 1760 nicht weniger als 90 englische, 17 schottische, und 73 irländische Titel erloschen, dagegen aber in diesem Zeitraume 258 englische, und 243 irländische wieder verliehen worden. (Schottische werden seit der staatsrechtlichen Verbindung Schottlands mit England zu einem Reiche nicht mehr vergeben.) Dadurch ist die Zahl der Peerschaften (nicht gerade der Peers, weil einige mehr als eine Peerschaft besitzen) gegenwärtig auf 591 (nämlich 26 Herzöge, 28 Marquis, 217 Grafen, 78 Viscounts, und 244 Barone) angewachsen, da sie zu Ende der Regierung Georgs I nur 442 (nämlich 38 Herzöge, 5 Marquis, 170 Grafen, 83 Viscounts und 146 Barone) betrug. (Zu dieser Zahl ist aber nach dem Druck des Buches wieder ein Herzog und mehrere ausgezeichnete Generals als Peers hinzugekommen.) Indessen haben diese Peers bey weitem nicht alle Sitz und Stimme im Parliamente, welches, nachdem auch Irland im J. 1802 mit Grossbritannien vereinigt wurde, den Namen und Charakter eines Reichs-Parliaments angenommen hat; sondern von den 89 schottischen Peers haben nur 16, und von den 182 irländischen 28, vermöge der Unionsverträge mit beiden Ländern, in demselben Sitz und Stimme, so wie auch die 11 katholischen ihr Stimmrecht nicht ausüben können. Und wenn man erwägt, welche Erweiterung die grossbritannischen Nebenländer seit der Thronbefestigung des jetzigen Königs erhalten haben, die auch das Besitzthum der Einwohner des Hauptlandes vermehren (bey Einführung der Einkommentaxe gab ein Herr Thomas Beckfort seine Einkünfte, meist aus den Kolonieen, auf jährlich 170,000 Pf. Sterling an): so wird man diesen Zuwachs der erblichen Volksrepräsentanten nicht unverhältnissmässig nennen können. Auch kann gerade die Vermehrung dieser Classe der Volksvertreter, welche aus unabhängigen, wohlhabenden Männern besteht, den Wahn widerlegen, als neige auch England sich zur uneingeschränkten Königsherrschaft, welchen man in den älteren politischen Schriften so häufig, und selbst bey einem Denker wie Hume, antrifft. Denn obwohl auch in England dem Oberhause des Parliaments häufig der Vorwurf gemacht wird, dass es den Ministern des Königs nicht immer den angemessenen Widerstand entgegensetze: so kommt diess doch wohl hauptsächlich daher, dass das Unterhaus doch der Schauplatz der Hauptdebatten bleibt; auf alle Fälle aber wird es der Regierung in dem Verhältnisse, in welchem die Zahl der Parliamentsglieder zunimmt, auch schwerer werden müssen, ihren Einfluss durch die gewöhnlichen Mittel der Pensionen und anderer Begünstigungen zu behaupten.

Ein eigenes Interesse gewährt die Betrachtung der von S. 1206 bis 1256 gehenden Listen der erloschenen Peerschaften. Es ist nur Schade, dass sie nicht zweckmässiger eingerichtet sind, um sowohl die Geschichte der Titel als der Familien bemerkbarer zu machen. Sie sind bloss nach dem Alphabet geordnet, es würde aber interessanter seyn, wenn sie nach der Zeitfolge geordnet wären, und ein zweytes und drittes Register nach den Familien und nach den Titeln hinzugefügt wäre. Auch scheinen sie nicht mit der grössten Genauigkeit und Vollständigkeit verfertigt zu seyn. So ist bey dem herzoglichen Titel Cumberland angegeben, dass er 1682 in der Familie Rupert, 1703 aber in der Familie Oldenberg erloschen sey: mit jenem Namen ist aber

Prinz Robert von der Pfalz, zweyter Sohn des Kurfürsten Friedrichs V, und mit diesem Prinz Georg von Dänemark, Gemahl der nachherigen Königin Anna, gemeint.

Seit der normännischen Eroberung 1066 beträgt die Zahl der durch Aussterben erloschenen Peerschaften 798 englische, 136 schottische und 187 irländische, worunter aber, da manche Familien Peerschaften in zwey oder allen drey Ländern zugleich besafsen, auch einige doppelt vorkommen. Viele davon sind in anderen Linien derselben Familie wieder erneuert worden. Durch Verurtheilung und Confiscation wegen Hochverraths sind 104 englische, 81 schottische und 36 irländische Peerschaften eingegangen, einige davon aber in der Folge auch wieder hergestellt worden. Der Krieg der rothen und weissen Rose kostete 71 englischen Familien ihre Existenz, die launenvolle und tyrannische Regierung Heinrichs VIII brachte 17 Peers den Untergang, die Regierungsveränderung von 1688 war mit der Confiscation von 21 Peers-Würden verknüpft, und die vergeblichen Versuche des stuartischen Hauses, sich wieder auf den Thron zu setzen, brachte im J. 1715 4 englische, 26 schottische und 4 irländische Peers um Würde und Güter, der zweyte Versuch im J. 1745 aber fand in England und Irland gar keine Theilnehmer, in Schottland opferten sich hingegen 10 Peers für die Sache der Stuarts auf. Die lange Regierung des jetzigen Königes ist auch darin glücklich zu nennen, dafs in diesen 55 Jahren gar keine Verurtheilung wegen Hochverraths gegen Mitglieder des reichsständischen Adels vorgefallen ist.

Trotz dieser grofsen Veränderungen, welche sich in dem Adel der brittischen Inseln ereignet haben, zeigt derselbe noch immer die Spuren der Revolution, welche die Eroberung der Normannen im J. 1066 in allen Verhältnissen und Einrichtungen der Nation hervorbrachte. Bey weitem der gröfste Theil der älteren Familien sind normännischer Abkunft, und selbst in Schottland und Irland haben sich die Nachkommen jener normännischen Ritter, welche ihren Herzog Wilhelm nach England begleiteten, und mit ihm das Land in Besitz nahmen, zahlreich genug ausgebreitet. Altbrittischen Ursprung rühmen von sich nur wenige, z. B. die Blacke's, Barons von Wallscourt, welche einen Ritter von der Tafelrunde, Ap Lake, für ihren Ahnherrn halten (S. 1164), die Grafen Cadogan, welche ihr Geschlecht von den brittischen Fürsten von Felix und Powis ableiten (S. 505), die Lake's, Viscounts Lake, welche von Ritter Lancelot vom See, König Arthur's Tafelgenossen, abstammen wollen (S. 577) u. a. Auch die Nachkommen der alten Sachsen sind nur in geringer Anzahl vorhanden, es sind uns nur die Bertie's, Grafen von Lindsay und von Abington (einst auch Herzöge von Ancaster), die Wyndham's, Grafen von Egremont, und die Rowley's, Barons von Longford, aufgefallen. Dagegen sind die Abkömmlinge der alten Schotten, deren Land nie eine fremde Unterdrückung erfuhr (wie England nach einander von Römern, Sachsen, Dänen und Normannen), in gröfserer Zahl unter den brittischen Edeln vorhanden, und auch einige irländische Familien haben einen Theil ihres alten Glanzes aus den Zeiten ihrer National-Unabhängigkeit durch die Drangsale der österen Empörung und grausamer Unterdrückung mit in die jetzige Ordnung der Dinge herüber gerettet. Zu jenen, den Familien altschottischen Ursprungs, gehören unter anderen die Campbell's (Herzöge von Argyll, Grafen von Bread albane, Loudoun u. s. w.), die Dundas (Viscounts Melville, und Barons Dundas, deren Ahnherr Gospatrik zu Zeiten Wilhelms Graf von Northumberland war), die Gordons (Herzöge von Gordon), die von den alten Grafen von Dunbar abstammenden Grafen Home, die Duffs (Grafen von Fife, Nachkommen von Macduff Thane von Fife, der wenigstens aus Shakespeare's Macbeth bekannt ist), die Maitlands (Grafen, vormals auch Herzöge von Lauderdale, die ein Zweig des königlichen stuartischen Hauses sind), die Lords Napier (deren Ahnherrn die alten Thanes von Lennox sind, die aber auch den berühmten Erfinder der Logarithmen, John Napier, gest. 1617, unter ihre Vorfahren zählen), und viele andere. Von den alten Fürsten oder Königen von Irland aber sind noch die O'Boyens (Marquis von Thomond (deren Vorfahren noch zu Zeiten K. Heinrichs VIII unabhängig über Thomond herrschten), die Fitzpatrick's (Grafen von Upper Ossory), die O'Neill's (Grafen O'Neill), die O'Callaghans (Viscounts Lismore), die Lords Macdonald, die Malone's (Lords Sunderlin), und die Mahon's (Lords Hartland) übrig. Eine erlauchte Abstammung behaupten die Fieldings (Grafen Denbigh), welche ihr Geschlecht von den Grafen von Habsburg (Habsburg - Laufenburg und Rheinfelden, woraus Fielding geworden), und die Courtenay's, Viscounts Courtenay, welche das Ihrige von Ludwig VI, König von Frankreich, ableiten.

Wie eine etwas sorgfältigere Zusammenstellung der Familien, aus welcher sich das Steigen und Fallen der einzelnen, z. B. der Grey's, Neville's und anderer, die einst so nahe am Throne standen, jetzt aber sich unter den übrigen edelen Geschlechtern verlieren, übersehen liefse, eine angenehme Zugabe des vorliegenden Werks seyn würde: so würde auch eine Angabe der Veränderungen, welche einzelne Titel erfahren haben, nicht ohne Nutzen seyn. Es liefsen sich dabey gar mancherley Betrachtungen über den Wechsel der menschlichen Dinge anstellen. Northumberland zum Beyspiel, welches einst einem Königreiche den Namen gab, dann eine Grafschaft war, und jetzt einen Herzogstitel abgiebt, ging von der normännischen Eroberung an bis jetzt durch nicht weniger als 21 Veränderungen. Die sechs ersten davon zeigen, wie viel Mühe es dem normännischen Herzog kostete, seine Krone zu befestigen: denn kaum hatte er einen Grafen in Northumberland eingesetzt, als dieser sich entweder gegen ihn auflehnte, oder die Einwohner sich gegen den Grafen empörten. Graf Comyn wurde 1070 in einem Aufstande erschlagen, sein Nachfolger Gospatrick wurde 1072 als Empörer entsetzt, der Folgende, Graf Waltheof, welcher sich in

eine Verschwörung zur Ermordung des Königs eingelassen hatte, 1075 hingerichtet, Walther aus Lothringen, Bischof von Durham, war zwar dem Könige treu, drückte aber das Volk so hart, dass er 1080 ermordet wurde. Von seinem Nachfolger Alberich erzählt man, dass er sich vom Teufel habe äffen lassen, welcher ihm die Herrschaft Graeciens versprochen habe. Er sey auch wirklich nach Griechenland gereist, aber unverrichteter Sache zurückgekommen, wo ihm denn König Heinrich I eine Frau gegeben hätte, durch deren Namen Gracia das trügerische Versprechen des Teufels in Erfüllung gegangen. Die Grafschaft aber war darüber verloren, und einem kriegerischen normannischen Bischof, Gottfried von Coutance, zu Theil worden, von welchem sie 1092 auf seinen Neffen, Robert de Mowbray, kam. Da aber dieser mit in eine Verschwörung gegen Wilhelm II verwickelt war: so verlor er schon 1095 Grafschaft und Freyheit, und jene kam nach seinem Tode an die Familie der Könige von Schottland. Als sie wieder an den König gefallen war, verkaufte sie Richard an den Bischof Hugo de Pudsey von Durham, um Geld zu seinem Zuge nach Palästina zusammenzubringen, nahm sie ihm aber wieder, weil der heilige Mann von den Geldern, welche der Adel zum Lösegeld für den gefangenen König zusammengeschossen, den grössten Theil unterschlagen hatte. Diess war der Letzte, welcher die Grafschaft von Northumberland als Staatsamt inne hatte, und nun blieb sie erledigt, bis 1377 Henrich Percy von König Richard II zum Grafen von Northumberland ernannt wurde. In diesem Hause blieb denn diese Würde bis jetzt, oder kam wenigstens immer wieder an dasselbe zurück. In dem Kriege der Häuser Lancaster und York war sie zwar 1461 an die Neville's gekommen, aber schon 1470 wurde sie den Percy's zurückgegeben, und auch in der Familie Dudley, welche sie unter Heinrich VIII erhalten hatte, blieb sie nur bis zur Enthauptung des bekannten John Dudley, Herzogs von Northumberland, welcher, obgleich nur Sohn eines enthaupteten ungetreuen Finanzbeamten vom geringen Adel, sich bis zur Würde eines Grafen von Warwick und Herzogs von Northumberland erhoben hatte, und für seinen ältesten Sohn die Hand nach der Krone ausstrecken durfte. Auch diessmal kehrte der Titel von Northumberland wieder an seine alten Besitzer, die Percys, zurück, bis diese im J. 1670 mit Josselyn von Percy in männlichen Erben ganz ausstarben. Nun fiel er einem natürlichen Sohne Karls II als Herzog zu: da aber dieser 1716 unbeerbt starb: so ward er dem Gemahl der Enkelin des letzten Percy, dem Herzog Seymour von Somerset, zu Theil, und dessen Erbtochter brachte ihrem Gemahl, Hugo Smithson, den alten Glanz und den Namen der Percy's zu, welchen anzunehmen er vom Parliament ermächtiget wurde.

Es ist oben schon erwähnt worden, dass der Peerstitel nebst den damit verknüpften Gütern immer nur auf den ältesten Sohn oder Seitenerben übergeht. Die jüngeren Söhne haben zwar einen ausgezeichneten Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, indem die jüngeren Söhne der Herzöge unmittelbar nach den ältesten Söhnen der Grafen und vor den Viscounts stehen; allein sie gehören dennoch nur zu dem niederen Adel, und ihre Nachkommen verlieren sich ganz in der Masse der Gemeinen. Allein weit entfernt, dass diese Einrichtung der Fortdauer der Familien nachtheilig wäre, so scheint gerade in ihr dasjenige zu liegen, was den englischen Adel in Vergleichung mit dem Adel aller anderen Länder vortheilhaft auszeichnet. Während der älteste Sohn den Glanz des Hauses durch ein reichlicheres Besitzthum und seine Peerswürde aufrecht erhält, verhindert die jüngeren kein Vorurtheil des Standes, irgend eine Beschäftigung zu ergreifen, welche ihrem Talent angemessen ist. Man sieht daher die Seitenverwandten des hohen Adels in allen Classen der Nation; der grösste Theil der jüngeren Söhne aber widmet sich doch denjenigen Ständen, in welchen das Verdienst sich den Weg zu neuen Ehrenstellen und Würden brechen kann, und da hier nicht Geburt, sondern bloss eigene Tüchtigkeit gilt, so kommt in der Regel eine sehr sorgfältige ihrem gewählten Berufe angemessene Erziehung dem Ehrgeize, den die Erinnerung an die Vorfahren weckt, zu Hülfe. Daher sind auch die Fälle nicht selten, dass die Verdienste des jüngeren Bruders ihn bey weitem höher heben, als der ältere durch das Glück der Geburt erhoben worden ist, und die englische Geschichte nennt in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes glänzende Namen solcher jüngeren Söhne. Aus der grossen Zahl derselben heben wir nur einige aus. So war der grosse Staatsmann William Pitt, nachher Graf Chatham, der zweyte Sohn des Baronets Robert Pitt, und unter seinen eigenen Söhnen wiederholte sich dasselbe, da sein jüngerer Sohn William schon im 22 Jahre wieder auf der Stelle stand, wo sein edler Vater geglänzt hatte. Zwey und zwanzig Jahre war er erster Minister, und sorgte für sich so wenig, dass die dankbare Nation ihn auf öffentliche Kosten begraben und seine Schulden bezahlen liess. Eben so war Pitts gleich grosser Gegner, Karl Jakob Fox, der zweyte Sohn des Lord Holland, und dieser, der unter König Georg II im Ministerio war, ebenfalls der jüngere Sohn seines Vaters und Bruder des ersten Grafen von Ilchester. Auch Karl Jakob Fox konnte, da er seine Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten niederlegte, im Parliamente sagen: Hier stehe ich, arm wie ich war! — So war auch Spencer Percival, welcher als erster Minister im Jahr 1812 durch einen Meuchelmörder ums Leben kam, der jüngere Bruder des Grafen Egmont; der Lord Oberrichter, William Murray, Graf Mansfield, welchen England für einen seiner grössten Rechtsgelehrten aller Zeiten erklärt, und dessen Name noch jetzt (er starb 1793) mit Ehrfurcht genannt wird, war der jüngere Sohn des Viscount Stormont; der gewesne Grosskanzler von England, Thomas Erskine, Lord Erskine (welcher diese Würde keinesweges durch die Vortheile seiner Geburt und Familienverbindung erlangte, denn als eines der eifrigsten Mitglieder der Opposition, und vornehmlich als Vertheidiger des heftigen Republica-

ners Thomas Paine, war er lange Zeit dem Ministerio verhasst), ist der dritte Sohn des Grafen von Buchan, und um diese Reihe, welche sehr verlängert werden könnte, mit einem recht erlauchten Beyspiele zu schliessen, auch der treffliche *Wellington*, der Fabius unserer Zeit, ist der jüngere Sohn des Grafen von Mornington. So vereinigt die Reihe der jüngeren Söhne aus den edeln Geschlechtern Alles in sich, was Grossbritannien Grosses und Ausgezeichnetes hervorgebracht hat.

Durch diese Einrichtung werden sehr grosse Vortheile, sowohl für das gemeine Wesen, als auch für den Stand der Vornehmen selbst, erreicht. Es wird ein allzugrosses Anwachsen des höheren Adels verhütet, welches den Werth desselben immer nothwendiger Weise vermindern muss, und die Zahl derer, welche diesen Stand ausmachen, kann nicht durch die Ausbreitung der Geschlechter, sondern nur durch den Hinzutritt neuer Mitglieder nach dem Gutbefinden des Regenten vermehrt werden. Der Geist, welcher diesen Stand belebt, kann auch nicht auf eine schädliche Absonderung von dem grösseren Theile des Volkes gerichtet seyn, da auch die vornehmsten Familien durch ihre jüngeren, unter der gemeinen *Gentry* befindlichen Zweige mit derselben verknüpft bleiben. Die Fälle sind nicht unerhört, dass diese Seitenlinien im Laufe der Zeiten sich bis in die Classe der Handwerker verlieren; durch Andere aber, welche sich auf der Höhe zu halten wissen, wird auch die Stelle der erlöschenden Geschlechter auf das Natürlichste und Schicklichste ergänzt. Wie viel zweckmässiger ist aber nicht diese Einrichtung, als die ehemalige deutsche oder französische, nach welcher den jüngeren Söhnen der alten Familien nichts übrig blieb, als die Kirche oder die Armee, und in beiden meistens ein eheloses Leben, und jetzt, da die Domstifter eingegangen sind, und die Noth gelehrt hat, in den Heeren weniger nach der Geburt, als nach der Tüchtigkeit zu fragen, nur der Glanz eines vornehmen Namens ohne die Mittel, sich ihm gemäss zu halten! Das gemeine Wesen aber gewinnt eine grosse Anzahl Männer, welche nicht in der Jugend durch die Sorge des kümmerlichen Erwerbens zu Boden gedrückt sind, und da sie keinen Anspruch machen können, als in soweit sie vor den Augen des Volkes, im Parliamente, in den Gerichtshöfen, in dem Heere, oder in der Marine, ihre Fähigkeit erweisen, sich sehr sorgfältig und durch die kostbarsten Hülfsmittel zu dem öffentlichen Dienste vorzubereiten pflegen.

Wenn schon durch diese Haltung des hohen englischen Adels die Kluft, welche ihn von den Gemeinen trennt, nicht so scharf ist, dass sie eine feindliche Spannung hervorbringen könnte: so wird durch die staatsrechtlichen Verhältnisse des Adels die innere Eintracht und das Zusammenhalten der Nation noch mehr befördert. Die Privilegien der Peers werden S. XLVI angegeben; es ist aber mehr von denen zu sagen, welche sie in Vergleich mit anderen Ländern *nicht* haben, als von denen, welche die Verfassung ihnen zugestanden hat.

Erstlich ist von einer Freyheit von *Abgaben* schon gar nicht die Rede. Die Grundsteuer ist in so frühen Zeiten angelegt worden, wo auch bey uns es noch keinem ritterschaftlichen Corpus einfiel, sich derselben, die ihrem ersten Zweck nach eine Vermögenssteuer seyn sollte, zu entziehen. Auch hat man in Grossbritannien nie daran gedacht, diese Last auf den Stand der gutsherrlichen Unterthanen allein zu legen, weil in England gerade das umgekehrte, und zwar ein der Natur gemässeres Verhältniss eintrat. Bey uns nämlich bewilligte im Durchschnitt der von der Steuer freye Ritter dasjenige, was Andere zahlen sollten: in England hingegen wurde die Verwilligung der öffentlichen Abgaben gar frühzeitig das ausschliessliche Recht des Unterhauses, das ist der Deputirten der Grundeigenthümer (*Freeholders*) und der Städte. An allen anderen Staatsauflagen trägt der Adel seinen Theil so gut wie jeder Andere, und es kann ihn also in keinem Falle der Vorwurf, oder auch nur der Verdacht treffen, dass er auf Unkosten Anderer nachgiebig gewesen sey.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Altona*, b. Hammerich: *Gedächtnisspredigt nach dem Tode des Durchlaucht. Fürsten Friedrich Christian, Herzogs zu Schleswig-Holstein-Sonderburg* — gehalten von *F. H. Germar*, fürstl. Hofprediger und Lehrer der Prinzen. 1814. 35 S. 8.

Die Rede ward über Sprichw. Sal. 10, 7 gehalten, und hat das Thema: *was wir zu thun haben, dass das Andenken unseres vollendeten Fürsten bey uns im Segen bleibe;* worauf geantwortet wird: 1) wir müssen es zu einem fortdauernden Gegenstande unserer Achtung und Dankbarkeit; 2) wir müssen es auch segensreich für uns machen. Diese Art der Disposition ist verfehlt; die Theile mussten in der Form der Frage aufgestellt werden, sonst lautet die Antwort gerade so wie die im Thema enthaltene Frage. Auch ist der gewählte Ausdruck: „*was wir zu thun haben*" und „*der fortdauernde Gegenstand*" u. s. w. theils weitschweifig, theils steif. — Übrigens sagt der Redner von dem Fürsten, welchen er parentirt, viel Rühmliches, und der einfache, herzliche Ton, worin diess geschieht, zeigt davon, dass es nicht Schmeicheley ist.

g. h.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

GESCHICHTE.

London, b. Rivington u. A.: *The Peerage of the united Kingdom of Great Britain and Ireland.* The ninth edition, considerably improved. By *John Debrett* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zweytens, *vor dem Gesetz* sind Peers und Gemeine durchaus *gleich*, und der höchste Rang schützt nicht gegen das Schwerd der Gerechtigkeit. Wir haben gesehen, mit welchem Ernst und unerbittlicher Strenge die Anschuldigung gegen ein Mitglied der königlichen Familie, dass er als höchster Befehlshaber der Armee Unterschleife und Missbräuche verstattet habe, im Parliamente untersucht wurde, und der Engländer wird noch lange Zeit diese Untersuchung als einen Triumph seiner Verfassung mit Stolz anführen. Auch in gegenwärtigem Buche ist sie keinesweges übergangen. Zwar haben die Peers das Vorrecht, in Criminalfällen nur von ihres Gleichen gerichtet zu werden; allein diess hat im Grunde jeder Engländer, und man kann dem Oberhause nicht nachsagen, dass es zu Gunsten seiner Mitglieder den Arm der Gerechtigkeit lähmte. Gerade gegen Höhere ist das Gesetz unerbittlicher, wie erst kürzlich die wirklich harte Bestrafung des Admirals Cochrane gezeigt hat. So büssten vor 10 bis 15 Jahren zwey Generale die Grausamkeiten, die sie in den Kolonieen in einem einzigen Falle begangen hatten, mit dem Strange, und im J. 1760 endigte der Graf Ferrars sein Leben auf dem Schaffot, weil er in einem Anfall heftiges Zornes seinen Verwalter erschossen hatte. Selbst die hohe Würde eines Grosskanzlers konnte ihren Inhaber nicht gegen Bestrafung schützen, wie das Beyspiel des Grosskanzlers Thomas Parker, Grafen von Macclesfield beweist, welcher im J. 1724 vom Unterhause wegen verschiedener Amtsvergehungen zur Rechenschaft gezogen und verurtheilt wurde, sein Amt niederzulegen, und 30000 Pf. St. Strafe zu bezahlen. Wahrlich dieser Ernst einer für alle gleichen Gerechtigkeit könnte allein viele Mängel der Verfassung bedecken, er allein hält die Sitten aufrecht, und weckt in der Brust eines Jeden Liebe zum Vaterlande und Anhänglichkeit an die Verfassung. Die Schlaffheit, welche in anderen Ländern eingerissen ist, muss zuerst abgethan werden, wenn auch die Hälfte der Staatsbeamten darüber zu Grunde gehen sollte; sonst können uns schöne Reden von deutschem Sinn und Eintracht und anderen öffentlichen Tugenden zu gar nichts helfen.

Drittens hat der brittische Adel durchaus *kein vorzügliches Recht auf Ämter* und Ehrenstellen im Staate. Zwar wird es dem jungen Manne, dessen Verwandte bereits in ansehnlichen Würden stehen, leichter als einem Anderen werden, sich Bahn zu machen; allein davon ist hier nicht die Rede. Es giebt keine Würde im Reiche, vom Grosskanzler an, welcher allen Peers des Reiches vorgeht, und der geborene Präsident des Hauses der Lords ist, bis zu dem untersten müssigen Amte (den berüchtigten *sine Cure's*), zu welcher adliche Geburt erfodert würde. Jedes Verdienst muss bey der Öffentlichkeit der Gerichts- und Parliaments-Verhandlungen erkannt werden, und findet sowohl seinen Wirkungskreis als auch seinen Lohn. Nur in der Landarmee besteht vielleicht der grössere Theil der Officiere aus Söhnen der edeln Geschlechter, in der Marine schon weniger. Der berühmte Lord Anson war von geringer Herkunft, Nelson eines Predigers Sohn, Graf St. Vincent (vorher Admiral Jervis) der Sohn eines Advocaten, die Brüder Alexander Hood Viscount Hood, und Samuel Hood Viscount Bridport, Söhne eines blossen Gutsbesitzers. Der gewöhnlichste Weg, auf welchem sich das Talent zu dem höheren Stande erhebt, ist indessen doch das Parliament und die Gerichtshöfe. Jenen können nur wohlhabende Männer erwählen, da schon ein ziemlich ansehnliches Einkommen erfodert wird, um wählbar zu seyn. Dagegen führt er auch früher zu Ansehen und einträglichen Stellen, weil es jedem Mitgliede des Parliaments, welches sich durch Kenntniss, richtiges Urtheil und Rednergabe auszeichnet, leicht wird, wichtige Ämter zu erlangen. Der Weg durch die Gerichtshöfe ist dagegen langsamer und mühevoller, aber der Stand eines Advocaten auch eben so geehrt, als mit reichlichem Erwerb verbunden. Aus den geschätztesten Advocaten werden die königlichen Anwälde und die Richter, aus diesen die Präsidenten der 3 höchsten Gerichte (*Kings-bench*, *Common-pleas* und *Enchequer*) ausgewählt und die letzteren gewöhnlich zu Peers erhoben. Wenn man die Reihe der englischen Grosskanzler durchgeht: so finden sich bey weitem mehrere, welche die Erhebung zu dieser Würde ihrem Verdienst, als welche sie der Geburt und ihren Verbindungen zu danken hätten. Auch der jetzige Grosskanzler Scott, Lord Eldon, ist der Sohn eines blossen Kaufmannes aus Newcastle; der vorige Oberrichter Lord Kenyon, und der jetzige, Lord Ellenborough, bahnten sich ganz allein durch lange ausgezeichnete Dienste als Sachwalter den Weg zu ihren hohen Stellen. Dagegen war zwar Kenyon's Vorgänger, der verstorbene Graf

Mansfield, aus einer vornehmen Familie; von dem, was er als Sachwalter und Richter leistete, mag aber das einen Beweis abgeben, dass, als er im J. 1745 die Anklage gegen die Theilnehmer des letzten stuartischen Unternehmens zu führen hatte, einer davon, Lord Lovat, öffentlich sagte, er höre ihm mit Vergnügen zu, ob er gleich gegen sein Leben spräche. So nimmt der Stand der Vornehmen nach und nach die Besten des Volkes unter sich auf, und obgleich in England auf die Herkunft von edeln Vorfahren ein eben so grosser Werth gesetzt wird, als in anderen Ländern: so ist doch die Würde der Peers Jedem erreichbar, der sich ihrer würdig bezeigt.

Alle wirklichen Vorrechte des hohen Adels beschränken sich demnach darauf, dass sie als geborene Räthe des Königs in bürgerlichen Sachen nicht ins Gefängniss gesetzt werden können, welches die Mitglieder des Unterhauses während der Versammlung des Parliaments mit ihnen theilen; dass sie bey den Gerichtstagen in den Grafschaften und bey dem Aufgebot der Sheriffs (*Posse comitatus* genannt) nicht zu erscheinen brauchen; und dass, vermöge des Gesetzes *Scandalum magnatum*, eine ihnen wiederfahrene Beleidigung oder üble Nachrede, wenn auch deren Wahrheit erwiesen würde, mit willkührlicher Geldstrafe gebüsst, bis zu deren Erlegung aber der Urheber im Gefängnisse gehalten werden soll. Sonst erstreckte sich die Befreyung von persönlicher Haft auch auf die Hausgenossen der Lords und Parliamentsglieder, wurde aber im J. 1770 vornehmlich durch die Beredsamkeit des mehrerwähnten berühmten Grafen Mansfield von beiden Häusern aufgehoben.

Ihr wichtigstes Recht bleibt immer der Antheil, welchen sie an der Verwaltung des gemeinen Wesens als erbliche Räthe des Königes, als ein erweiterter Staatsrath, dessen Mitglieder aus den Häuptern der edeln Familien bestehen, im Oberhause des Parliaments zu nehmen haben. Sie sind zugleich der oberste Gerichtshof des Reichs, von dessen Aussprüchen keine Appellation Statt findet: doch ist ihre Gerichtsbarkeit auf gewisse Personen und Fälle beschränkt. Kein ausdrückliches Gesetz bestimmt die Grenzen ihrer Befugnisse; daher man zu sagen pflegt, es gebe in England drey Dinge, deren Ausdehnung unbekannt sey, die Vorrechte der Krone, die Freyheiten des Volkes und die Befugnisse des Parliaments. Auch hierin zeigt sich die Einrichtung, dass der eigentliche Adel, die *Nobility*, nur aus den Häuptern der edeln Geschlechter besteht, als vortrefflich. Denn da vermöge dieser Einrichtung alle Seitenverwandten zu den Gemeinen gehören: so hat dem Stande der Lords nie einfallen können, die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte sich ausschliesslich zuzueignen, weil alle ihre Verwandten, welche sie dazu hätten berufen müssen, sich in der Classe des gebildeten Bürgerstandes, der *Gentry*, befinden.

Auch in diesen Verhältnissen wiederholt sich die Trennung, welche man in der Gerichtsverfassung der brittischen Inseln und fast in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes gewahr wird, dass nämlich die That-Ausmittelung und Feststellung der Thatsachen, auf welche das Gesetz angewendet werden soll, der Untersatz eines Schlusses, nicht von denjenigen Personen vorgenommen werden darf, welche über das Verhältniss der festgestellten Thatsachen zum Gesetz entscheiden, die Schlussfolge ziehen sollen. Dem Hause der Gemeinen kommt es zu, jede Pflichtwidrigkeit, die von öffentlichen Beamten des höheren Ranges begangen werden könnte, zu untersuchen, und die Beweise der Thatsachen zu sammeln; dem Hause der Lords gebührt es alsdann, auszusprechen, was Recht ist. Eben dadurch aber wird auf der einen Seite die strenge unparteyische Verfolgung jedes Amtsvergehens möglich, auf der anderen aber verhindert, dass die Anklagen im Unterhause nicht eine revolutionäre Richtung nehmen, und der Angeschuldigte dem wilden Treiben einer Faction zum Opfer falle.

Doch es ist hier nicht der Ort, weiter in Dinge einzugehen, welche das wesentliche Verhältniss des Adels, oder des erblichen Standes der Vornehmen zu dem Stande der Gemeinen nicht unmittelbar betreffen. Hieher gehört aber vornehmlich der Vortheil, welchen das gemeine Wesen davon hat, dass das dem menschlichen Herzen eingeprägte Bestreben, zu bessern und ändern, durch die einer erblichen Rathsversammlung natürliche Kraft der Trägheit in Schranken gehalten wird. Die Staatsbeamten, so wie die Mitglieder des Unterhauses, sind abhängig von fremder Willkühr und Wahl, und der Ehrgeiz kann sie verführen, Neuerungen und Bewegungen anzufangen, in welchen sie die Aussicht haben, sowohl höhere Staatsämter als auch wohl gar bleibende Gewalt und Einfluss als Volksführer zu erhalten. Wenn dieser Tummelplatz den Leidenschaften und der Ehrsucht einmal geöffnet ist: so ist alles Bemühen, ihnen Schranken zu setzen, fruchtlos, und nur ein angesehener Stand erblicher Staatsbeamten ist das Gegenmittel. Vielleicht wären die Unruhen, unter welchen Karl I das Leben verlor, nicht so weit gediehen, wenn nicht der alte Adel in den Kriegen der Häuser Lancaster und York, in den häufigen Verschwörungen gegen Heinrich VII und durch die tyrannischen Launen Heinrichs VIII einen grossen Theil seiner Mitglieder, seiner Güter, und nachdem auch durch die Aufhebung der Klöster die Zahl der Lords um 17 geistliche Mitglieder (Äbte und Prioren) vermindert worden war, seine ganze Haltung verloren gehabt hätte. Auch die französische Revolution würde nicht den für Europa verderblichen Gang haben nehmen können, wenn nicht die Zahl der eigentlichen Pairs des Reichs zu klein, im Übrigen aber die Masse des Adels zu gross und durch die Steuerfreyheit des Adels und der Geistlichkeit für seine Personen und Güter, so wie durch die Ansprüche desselben auf ausschliesslichen Besitz der einträglichsten oder angesehensten Stellen, die Verhältnisse der beiden privilegirten Stände zu dem dritten wahrhaft feindselig gewesen wären.

Es hat Rec. geschienen, als ob diese Untersuchungen gerade in unseren Tagen recht oft und von allen Seiten zur Sprache gebracht werden müssten. Unbefangener kann diess wohl nicht geschehen, als wenn man die Verhältnisse eines Geburtsadels näher

beleuchtet, welcher an Alter, Glanz und Gefühl seiner Würde schwerlich einem in Europa weicht, und doch von seinen Mitbürgern als Stand weder gefürchtet noch beneidet wird. Zwar ist es auch ein von Montesquieu aufgebrachtes Vorurtheil, dass alle Staatseinrichtungen Englands so genau mit den Eigenheiten seiner physischen und politischen Lage verknüpft seyen, dass sich nichts davon trennen noch anderwärts nachahmen lasse; allein gut ist es wenigstens, sich bey so wichtigen, das öffentliche Leben so von allen Seiten berührenden Dingen über das zu verständigen, was darin wesentlich oder nur zufällig ist, und die sehr ehrenvolle und glückliche Lage des grossbritannischen Adels kann den Vornehmen anderer Länder zeigen, welche Ansprüche sie vielleicht mit wahrem Gewinn aufgeben könnten.

Nach den weltlichen Peers folgen die geistlichen von England und Irland (Schottland hat bekanntlich keine Bischöfe), obgleich die Erzbischöfe allen Peers vorgehen (der Erzbischof von Canterbury ist im Range der erste Peer, der Grosskanzler der zweyte, der Erzbischof von York der dritte), und die 24 Bischöfe im Range zwischen den Viscounts und Baronen stehen. Auch in diesem Verzeichnisse der hohen Geistlichkeit ist das Verhältniss der edeln Geschlechter zu den Gemeinen wahzunehmen. Nur die beiden Erzbischöfe von England und 4 Bischöfe, dann von den 4 irischen Erzbischöfen die drey von Armagh, Cashel und Tuam, und 9 Bischöfe von 19 sind aus den Familien des Adels genommen, also nicht viel über den dritten Theil. Der Älteste im Amte aus diesem ehrwürdigen Corps ist der Bischof von Durham, welcher die bischöfliche Würde schon im J. 1769 als Bischof von Llandaff erhielt.

Die äusseren Ehrenrechte der Peers sind in England auch gewissermassen geringer als in anderen Ländern; aber da überhaupt in Grossbritannien alle Stände treuer an den Gebräuchen der Vorfahren gehalten haben, und der höchste Amtstitel der Minister und königl. Geheimen Räthe das alte: Sehr ehrenwerth (*Right honourable*), geblieben ist: so finden sich die Herzöge und Erzbischöfe durch den Titel *Ihre Gnaden*, welchen sie ausschliesslich erhalten, eben so ausgezeichnet, als anderwärts durch viel höhere. Die Herzöge und Marquis haben im Kanzleystil den *fürstlichen* Titel, und die Herzöge, Marquis, Grafen und Viscounts werden vom Könige *Vettern* genannt, aber mit genauen Unterscheidungen. Die Herzöge sind nämlich sehr getreue und sehr vollkommen geliebte, die Marquis — vollkommen geliebte, die Grafen — sehr viel geliebte und die Viscounts — viel geliebte Vettern, die Barone müssen sich mit der Anrede: Sehr getreuer und vielgeliebter, begnügen lassen.

Diese Sparsamkeit mit Titeln und äusseren Ehrenzeichen, welche überhaupt im brittischen Nationalcharakter zu liegen scheint, und welche die vorhandenen in einem desto grösseren Werthe erhält, ist auch in dem Verzeichnisse der Ritter der königl. Orden zu erkennen. Der Orden des Hosenbandes zählte im März 1814 ausser den Mitgliedern der königl. Familie nur zwey auswärtige Regenten, den Kurfürsten von Hessen-Cassel und den Kaiser von Russland, und die statutenmässigen 25 Ritter. Der schottische Distel-Orden hat nur 12, der 1783 gestiftete irländische Orden des heil. Patrick 13 Mitglieder. Nicht einmal alle Herzöge sind mit einem dieser 3 Orden geziert, nur ein Viscount und kein einziger Baron. Der Bath-Orden dagegen ist zwar etwas häufiger, und wurde bisher als Belohnung für jedes ausgezeichnete Verdienst, auch ein bloss gelehrtes (wodurch ihn der Baronet Sir Joseph Banks erwarb), vergeben; aber dennoch hatte auch er bisher nur 48 ordentliche und 12 überzählige Ritter. Es steht dahin, ob die in diesem Jahre beschlossene Erweiterung dieses Ordens, bey welcher sogar etwas von der französischen Ehrenlegion scheint zum Vorbilde genommen zu seyn, dem Geiste der Nation angemessen seyn wird. Nach dieser neuen Einrichtung hat der Orden drey Classen: 1) *Ritter*, in ungemessener Zahl; 2) 180 *Commandeurs*, wozu nur Oberstlieutenants in der Armee und Postcapitäns gelangen können; 3) 72 *Grosskreuze*, welche wenigstens Generalmajors oder Contreadmirals seyn müssen. Die Grosskreuze sollen bey dem Ordenszeichen noch einen Lorbeerzweig mit der Devise des Prinzen Regenten (*Ich dien*) führen. Freylich reicht auch diese Zahl noch bey weitem nicht an die Verschwendung, welche mit der französischen Ehrenlegion getrieben wurde.

Den Beschluss machen die Namen der brittischen Unterthanen, welche auswärtige Orden erhalten haben. Auch ihrer ist nur eine geringe Zahl. Der türkische Orden vom halben Mond, und der portugiesische vom Thurm und Schwerd haben die meisten, jener 18, dieser 36 englische Ritter. Eine geringere Classe vom halben Mond wurde nach der Vertreibung der Franzosen aus Ägypten an 800 brittische Officiers vergeben. Eine Sonderbarkeit ist es, dass auch eine Maltheserin dabey vorkommt, die nun verstorbene Lady Emma Hamilton, des berühmten Nelson vieljährige Freundin. Die nächste Ausgabe dieses Werkes wird auch eine ansehnliche Vermehrung dieser Mitglieder auswärtiger Orden enthalten. K. E. S.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Landes-Industriecomptoir: *Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen*, zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systematischen Plane bearbeitet, und in Verbindung mit einigen Gelehrten gesammelt und herausgegeben von *M. C. Sprengel*, fortgesetzt von *J. T. Ehrmann*. XLVI Band mit 2 Charten. 1812. 168 u. 324 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Auch unter dem Titel:

Neueste Beyträge zur Kunde von Madagaskar, mit einer Charte, 168 S., und *Le Dru's Reise nach den Inseln Teneriffa, Trinidad, St. Thomas, St. Cruz und Porto rico*, mit einer Charte, 324 S. 8.

Es scheint fast räthselhaft, warum nicht nur diese Insel von fast 10,000 Q. Meilen, nach Neuholland und Borneo die dritte grösste Insel der Erde, von ausgezeichneter Fruchtbarkeit, von einer vortrefflichen Lage, zwischen Afrika und Ostindien, wo alle indischen Früchte, und selbst die Gewürze von den Molukken gedeihen, und wo ein nicht mehr wildes Volk wohnt, das allen

Nachrichten zufolge für Handelsverbindungen nicht unempfänglich seyn würde, nicht nur bey allen Notizen, die uns Flacourt, Soucha de Rennefort, Dubois, Carpeau du Saussai und Abbe Rochon hierüber mittheilten, im Ganzen noch unbekannt blieb, sondern warum man nach den verunglückten Niederlassungen nicht neue versuchte, da doch mit einer grofsen Macht, mit Klugheit und Vorficht ein Plan zur Anlegung eines Etablissements eben so leicht auszuführen, als das angelegte Etablissement mit gleicher Klugheit, Mäfsigkeit und Ausdauer zu erhalten ist, und die begangenen Fehler dazu dienen können, wenigstens die alten zu vermeiden. Die französische Kolonie ging aus Härte des Gouverneurs zu Grunde; Benjowskis Unternehmung scheiterte am Eigensinn des Unternehmens und an der Wahl des Locals, und seit dieser Zeit ist nichts Ernstliches versucht worden. Die Insel könnte für keine Nation wichtiger als für Frankreich werden, da sie seinen Entbehrungen in Fülle entsprechen, und in der Lage, die sie hat, seine Verwendungen reichlich belohnen würde. Die politischen Ereignisse, wodurch Frankreich mehr auf sein Inneres und auf den Continent von Europa beschränkt wurde, scheinen seine Blicke davon weggewandt zu haben, ohne deswegen dem Interesse für dieselbe ganz zu entsagen. Jeder Beytrag, der daher zur näheren Kunde dieser im Ganzen noch unbekannten Insel geliefert wird, mufs uns werth seyn, und das privilegirte Landes-Industriecomptoir verdient den Dank des Publicums, die, wenn gleich an Umfang nicht grofsen und am Inhalte nicht besonders lehrreichen, doch als ergänzendes Mittel schätzbaren Abhandlungen aus *Malte-Bruns Annales des Voyages* zusammengestellt, und in einer guten Übersetzung mitgetheilt zu haben. Die vier Abhandlungen sind: 1) *Du Maines Übersicht der Westküste von Madagaskar*, 2) Desselben *Reise nach dem Lande Ankane* (Ankaye), 3) *über die St. Augustinsbay auf der Westseite der Insel Ma von Cap Martin*, 4) *J. B. Fressangs Reise nach M. Du Maine* hatte schon 1792 durch einen kurzen, nachher durch den weitläuftigen, hier vorliegenden Bericht die franz. Administratoren in Stand gesetzt, den Nutzen einzusehen, den sie von dem bis daher unbekannten und wegen Hafs gegen alle Fremden unzugänglichen Lande oder vielmehr Königreiche der Seklaven ziehen konnten. Dieses Königreich, das ansehnlichste auf der Insel, durchschneidet sie in einer unvollkommenen Diagonale, die gegen 6 Tagereisen weit in W. des Hafens von Mandahar über die Ostküste bis an den Fl. Murundava oder Menabe unter 20° S. B. hinläuft. Eine Niederlassung westlich von M., gleichviel wo, aber besonders im N., würde den Verkehr mit den verschiedenen Inseln im Kanale von Mozambik, die Ausbreitung des Handels in Menabe und bey den südlichen Völkern gründen und erleichtern, und eine Niederlassung zu Sufia oder Mazambe den Handel mit Rindvieh eröffnen. Der Handel nach Muzangaye ist lebhaft, und bietet reiche Hülfsquellen und eine sichere Fahrt an. *Du Maine* beschreibt die Orte, die er von Schalava bis Sifaye, dem letzten Dorfe, das die Seklaven in dieser Gegend besitzen, durchreiste, nur kurz und mit Hinsicht auf den obigen Gesichtspunct. Die Hütten sind schlecht, weil die Wohnplätze theils aus Aberglauben, theils wegen Überschwemmung oft geändert werden. Die Menge von Krokodilen macht die Flüsse und Teiche fischleer; dagegen giebt es Papageyen, Perlhühner, Rebhühner, Wachteln, Turteltauben in Überflufs. Von den Kunstfertigkeiten der Seklaven erfährt man wenig, von ihrer Verfassung und Religion gar nichts. Nach dem Lande Ankaye ging er den 8 Junius 1790 in Begleitung zweyer Beamten und eines Dollmetschers, dann 75 Schwarzen (*Marmittes*), und kam den 20 Sept. zurück. Die Nachrichten beschränken sich nicht auf Ankaye allein, sondern auch auf das Königreich Hankove, und auf die Landschaft Antsianak. Die Einwohner von Hankove sind gewerbfleissig bey schlechtem Boden, pflanzen Baumwolle, graben Eisenbergwerke, verfertigen Eisen, sogar Pulver ohne Schwefel, sie sind verschmitzt, und betrügerisch, besonders im Sclavenhandel, wobey sie die gröfsten Abscheulichkeiten begehen, während die Einwohner von Ankaye aus zu grofsem Hange zum Aberglauben träge sind. Bey letzteren kommt eine Art von Ordalien mit dem Verschlucken des Tanquins (Gift) vor. Es ist ein schwarzer, mit krausen, und ein olivenbrauner Schlag Einwohner mit schlichten Haaren; und *Du Maine* vermuthet nicht ohne Grund, was Andere schon vermuthet haben, dafs die Insel Madagaskar lange vor Ankunft der Araber wenigstens zwey verschiedene Kolonistenstämme (von afrikanischem und malaiischem oder asiatischem Ursprunge) erhalten habe. Die Landschaft Antsianak ist von den Europäern oft, getäuscht durch die Gebirge, mit Ankaye verwechselt. Sie enthält als Ebene 25 Meilen im Umkreise. Der Vf. räth noch an, durch den Bluteid das Vertrauen im Handel zu verbreiten. Ein Tropfen Bluts wird aus der Magenhöhle genommen, den man mittelst eines unmerklichen Einschnittes erhält. Der Vf. hat wenigstens 20 Blutgelübde gethan. Der Vf. von No. 3, *Cap Martin*, Mitglied der Nacheiferungsgesellschaft zu Isle de France, hatte Gelegenheit, sich von dem Mangel an genauen Planen von der Bucht bey Anwesenheit der Division des Generals Linois zu überzeugen. Die Rhede liegt unter 23° 23' S. B. und 41° 34' O. L. Das Einlaufen in die Bay (am Umfange zwey Stunden) ist bey Umseglung des Zeltfelsens im S., und der grofsen Spitze in N. O. und halb O. leicht; nur ein einziges Riff wird bey schlechtem Wetter unsichtbar. Die Menschen dieser Gegend sind wohlgebaut, kraftvoll, stolz auf Gröfse, geneigt für Erlernung der englischen Sprache, in beständige Kriege verwickelt, von Jagd und Fischerey lebend, zum Theil zur Erleichterung des Verkehrs an dem Gestade in Strauchhütten, sonst in künstlichen Schilfhütten, die 4 F. hoch, 7—8 Fufs lang sind, wohnend, ohne besondere Vorliebe zu Geld, mit desto gröfserer für Flinten; ohne Mulatten, obgleich bey so leichter Verbindung der Weiber mit Europäern, dafs Töchter von den Ältern angeboten werden, oder sie sich selbst ekelhaft anbieten. Die 4te Abhandlung ist aus dem XXVII B. der allgemeinen geogr. Ephemeriden übertragen. Die Übersetzung von *Le Dru* ist fehlerfreyer, als die *v. zimmermannische*. Die Charten sind als Hülfsmittel nicht ohne Werth, obgleich mehrere Orte anders im Contexte als auf der Charte geschrieben sind.

H. B. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

MATHEMATIK.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Vollständiges Handbuch der angewandten Geometrie*, für Feldmesser, Landmesser, Oberlandmesser, Markscheider, Forstbeamte, wie auch zum Selbstunterrichte und für Schulen. Herausgegeben von Dr. *J. F. Benzenberg*. Mit 12 Kupfern und 239 Holzschnitten. 1813. XXX und 574 S. 8. Und einige Tafeln. (4 Rthlr.)

Der Vf. theilt in der Einleitung nicht nur den Plan seines Werkes mit, sondern giebt auch die Gründe an, welche ihn bestimmten, zu den vielen Büchern, die eben den Gegenstand behandeln, noch ein neues hinzuzufügen. Wir werden hievon Einiges hier anführen, um sogleich unsere Leser auf den richtigen Standpunct zu stellen, von welchem aus das Buch beurtheilt werden muss, und zugleich zu zeigen, was das Eigenthümliche in der Darstellung des Vfs. sey. Es wird sich daraus schon von selbst ergeben, dass der Vf. sich einen sehr bestimmten, und von dem Gewöhnlichen sehr verschiedenen Zweck zu erreichen vorsetzte, und wir werden in der Folge sehen, dass er fast überall diesem Zwecke vollkommen Genüge geleistet hat.

Bey der von der damaligen Regierung des Grossherzogthums Berg angeordneten allgemeinen Landes-Vermessung fühlte man das Bedürfniss, für die drey Classen von Geometern, die angestellt werden mussten, angemessene Lehrbücher zu haben, und Hr. *B.* entschloss sich daher, eine kurze, nur die Elementarkenntnisse enthaltende Anleitung für die Feldmesser, ein etwas tiefer gehendes Lehrbuch für die Landmesser, und dann ein drittes Buch zu schreiben, welches alle Kenntnisse umfasste, die man von dem Oberlandmesser oder Trigonometer fodert. Die beiden ersten sind in unseren Blättern schon angezeigt; das dritte ist das jetzt vor uns liegende, welchem nun noch ein viertes folgen soll, das dem Geographen, der von ganzen Reichen Charten entwirft, bestimmt ist. In dieser Beschränkung des Zweckes, den jedes einzelne dieser Bücher erreichen soll, liegt indess noch nicht das Wesentlichste, welches wir vorhin als sehr verschieden vom Gewöhnlichen angedeutet haben. Dieses liegt vielmehr in der Art der Darstellung. Wenn Jemand sagte, er wolle eine populäre Algebra, Analysis, Geometrie und Trigonometrie schreiben, eine Analysis, worin wenig gerechnet wird, worin man die Sprache des täglichen Lebens redet: so würde man ein solches Unternehmen vielleicht kaum für ausführbar halten, oder wenigstens glauben, es werde hier mit unerträglicher Weitschweifigkeit, und am Ende doch nur oberflächlich das gelehrt werden, was man gründlicher, kürzer und besser aus unseren gewöhnlichen Lehrbüchern lerne. Aber dennoch ist es dieses, was der Vf. sich hier vorsetzte, und was er, nach unserer Meinung, so gut ausgeführt hat, dass man ihm weder Oberflächlichkeit noch Weitschweifigkeit zur Last legen kann, und dass Rec. wenigstens bekennen muss, kein Buch zu kennen, das jenen bestimmten Zweck, die mathematischen Wissenschaften populär, und dennoch gründlich und tief eindringend zu lehren, besser erfüllte. Das Buch hat daher ganz bestimmt einen grossen Werth für alle diejenigen, welche mit den Kenntnissen ausgerüstet, die der Vf. in den beiden früheren Büchern vorträgt, Analysis, Trigonometrie, und dann die wichtigeren Operationen der praktischen Messkunst lernen wollen.

Nur eine Bedenklichkeit ist Rec. aufgestossen, nämlich die, ob nicht derjenige, welcher der Mathematik wirklich bey seinen praktischen Arbeiten bedarf, etwas mehr Übung im wirklichen Rechnen, also auch etwas mehr Kenntniss der Formeln bedürfe, als er hier findet. Das Wichtigste ist unstreitig hier geschehen, das Verständniss ist ihm aufgeschlossen, und über keine der Lehren, auf welche sich das Buch erstreckt (und das sind in der That fast alle eigentlich für ihn nothwendigen), kann ihm leicht eine Dunkelheit übrig bleiben; aber wird er sich nicht immer noch etwas fremd in der mathematischen Sprache fühlen, wird es ihm nicht schwer werden, andere Bücher, deren er doch gelegentlich bedarf, zu lesen? u. s. w. Indess, wenn auch Rec. in diesen Zweifeln Recht hat: so beziehen sie sich doch nur auf den, der seine Kenntnisse in einem eigentlich mathematischen Fache benutzen soll; sie beziehen sich gar nicht auf den, welcher auf Schulen bloss zur Ausbildung des Verstandes, und um gründliche Ansichten von den mathematischen Lehren zu haben, dieses Buch liest oder erklären hört. Dieser muss hier volle Befriedigung, und vielleicht die schönste Aufmunterung, um einst weiter zu gehen, finden; aber auch jener kann, wenn es nöthig ist, ja leicht durch ein anderes, mehr in Zeichen und Formeln redendes Lehrbuch, für welches er nun schon so sehr vorbereitet ist, das finden, was er etwa hier vermisst.

Wir gehen jetzt zu Bemerkungen über, welche das Einzelne betreffen, und werden diese an eine kurze Darstellung des ganzen Inhaltes anreihen.

Anfangsgründe der höheren Rechenkunst. Rechnung mit entgegen gesetzten Grössen. S. 14 ist die Be-

merkung, der Divisor sey *allemal* unbenannt, nicht ganz genau richtig: denn ich kann fragen, wie oft sind 2 Pf. in 8 Pf. enthalten? — Rechnung mit zusammengesetzten Grössen. — Buchstabenrechnung. — Auflösung der Gleichungen des ersten und zweyten Grades. Hier werden alle Rechnungsregeln so gelehrt, dass auch für den Gebrauch und das eigene Rechnen nichts mehr erfodert wird. Der Grund, warum jede quadratische Gleichung zwey Werthe für x giebt, ist sehr gut gezeigt; nur kann Rec. sich von der Zweckmässigkeit des Beyspiels S. 59 nicht überzeugen, ja er möchte fürchten, dass dieses zu falschen Ansichten führen könnte. Hr. *B.* sagt, die Gleichung $x^2 - 36 = 0$, sey aus den einfachen Gleichungen $x - 6 = 0$ und $x + 6 = 12$ entstanden. Diese in einander multiplicirt, geben allerdings $x^2 - 36 = 0$; aber wird nicht der Schüler hier sagen, also hat ja x nicht zwey ungleiche Werthe, sondern beide einfache Gleichungen geben $x = +6$; wird er nicht ferner fragen, ob ich denn nicht eben so gut die Gleichungen $x - 6 = 0$ und $x + 6 = 100$ zum Grunde legen könnte, welche ja auch $x^2 - 36 = 0$ geben. — Die Erläuterungen S. 57 geben zwar den richtigen Gesichtspunct an, aber auch hier könnte der Unkundige glauben, die Wurzelgleichungen von $x^2 - 12\,x$ t $35 = 0$, seyen $x - 7 = 0$ und $x - 5 = 2$, da doch die letzte $x - 5 = 0$ heissen muss. — Unmögliche Wurzeln. Rec. darf sich hier wohl die Bemerkung erlauben, dass er es bey seinen Vorträgen immer am schicklichsten gefunden hat, das sogenannte *Rechnen* mit unmöglichen Grössen als ein blosses Spiel mit Zeichen darzustellen. Man darf nicht sagen: „$\sqrt{-1}$ multiplicirt mit $\sqrt{-1}$ ist $= -1$": denn etwas Widersinniges so oft genommen, als der sinnlose Ausdruck $\sqrt{-1}$ angiebt, kann nichts Reelles geben. Damit dieser Einwurf dem Anfänger, nicht Bedenklichkeiten errege, ist es wohl nöthig, zu bemerken, dass hier nicht von eigentlichem Rechnen die Rede sey, sondern von blossen Verbindungen der Zeichen. $\sqrt{-1}$ sollte dasjenige vorstellen, was man, wenn es ein Solches gäbe, setzen muss, um aus zwey gleichen Factoren -1 hervorzubringen; also ist in dieser Zeichensprache $\sqrt{-1} \cdot \sqrt{-1} = -1$, denn dieser Ausdruck deutet an, dass ich keine Zerlegung der -1 in zwey gleiche Factoren mehr verlange, also zu der Zahl -1 zurückkehre. — Hat man sich hierüber verständiget: so sind die Operationen freylich den gewöhnlichen Rechnungsoperationen völlig gleich, und wenn man allenfalls dem Anfänger an einem Exempel zeigt, wie man durch eine unpassende Behandlung einer Aufgabe auf unmögliche Grössen kömmt, und doch endlich zu einem reellen Resultate geführt wird, das man auf einem richtigeren Wege sogleich hätte finden können: so wird alle Bedenklichkeit über das Rechnen mit unmöglichen Grössen ganz wegfallen.

Cubische Gleichungen, — blos der Fall, da *eine* rationale Wurzel leicht zu finden ist. — Biquadr. Gleichungen. Die Abschnitte von arithmetischen Reihen höherer Ordnungen und von Auflösung der Gleichungen mit Hülfe jener Reihen sind ganz vorzüglich gelungen. Die Natur der Reihen hat der Vf. an Beyspielen rechnend so vor Augen gelegt, dass man über ihre Entstehung, Summirung u. s. w. sich völlig klar belehrt findet. Der eigentliche Mathematiker würde indess wünschen, am Schlusse wenigstens noch die Formeln zu finden, um nicht der Zurückweisung auf das Grundtäfelchen zu bedürfen. Die Auflösung der höheren Gleichungen, wie man nämlich die Wurzeln Näherungsweise findet, ist so vollständig und in jeder Hinsicht so genügend gelehrt, dass jeder sich befriedigt fühlen muss, und auch zu eigenem Rechnen durchaus hinreichend vorbereitet ist. Die Darstellung des Vfs. ist sehr gelungen, und hat manches Eigenthümliche, wenn es gleich dem Wesentlichen nach nicht gerade neu ist.

Summirung unendlicher geometrischer Reihen. — Von den Potenzen. Die Potenzen von 10 machen den Übergang zu der Lehre von den Logarithmen, die hier mit Recht als Exponenten der Zahl 10 betrachtet werden. Hr. *B.* ist hier *Kramps* Anleitung für die Berechnung der Logarithmen gefolgt. Der Vorwurf des Vfs., dass die Lehre von den Logarithmen zu gelehrt, mit Hülfe der Buchstabenrechnung u. s. w. vorgetragen zu werden pflege, trifft doch in der That manches unserer Lehrbücher keineswegs. Die Schwierigkeit, welche junge Leute bey dieser Lehre finden, rührt grösstentheils nur davon her, dass der praktische Gebrauch der Tafeln ihnen nicht sogleich geläufig werden will; dann vielleicht auch von der Schwierigkeit, sich so unbequeme Potenzen, deren Exponent etwa $= 0,4771213$ ist, zu denken. Der griechische Name ist eben so wenig hier ein Hinderniss, als es der lateinische Name: Addiren, bey der so benannten Rechnungsoperation ist. — Die ganze Lehre ist hier überaus gut vorgetragen, und manche Bemerkung, z. B. S. 183, eingemischt, die man mit Unrecht in den meisten Lehrbüchern übergeht. — Natürliche Logarithmen. Zeichnung der logarithmischen Linien. Der Gang, den der Vf. nimmt, hat manches Eigenthümliche, so dass man ihm, so bekannt die Sachen auch sind, doch mit Vergnügen folgt. — S. 204 No. 2 enthält eine kleine Undeutlichkeit, da nicht gesagt ist, dass die Secanten allemal zwey Puncte schneiden sollen, deren Abscisse gleiche Differenzen haben.

Der binomische Lehrsatz. Die Versetzungen u. s. w. — Für den künftigen Mathematiker bleibt hier wohl Einiges zu wünschen übrig, z. B. der allgemeine Ausdruck des binomischen Lehrsatzes, etwas von seinem Gebrauch bey negativen und gebrochenen Exponenten.

Die ebene Trigonometrie. Um nicht die Grenzen dieser Anzeige zu überschreiten, geben wir keine umständliche Inhaltsanzeige. Das, was man hier erwartet, findet man sehr gut vorgetragen; doch ist der Vortrag hier mehr als in der Analysis mit dem gewöhnlichen Vortrage einerley. — Die sphärische Trigonometrie. Bey der Erklärung der Eigenschaften der Kugel möchte der Mathematiker wohl an einzelnen Stellen etwas

von der geometrischen Strenge vermissen, z. B. S. 273, wo zu beweisen wäre, dass die beiden Linien sich gewiss schneiden, von denen behauptet wird, dass sie sich im Centro der Kugel schneiden. Manche Sätze dagegen sind auf eine eigenthümliche Weise und gründlich bewiesen, z. B. S. 274, No. 12. S. 277, No. 10. S. 287 u. a. Nach diesen Sätzen folgt zuerst eine umständliche Anleitung, die Aufgaben der sphär. Trig. durch Zeichnung auf der Kugelfläche aufzulösen, wobey die zweydeutigen Fälle umständlich und klar erklärt werden: dann folgen vollständige Anleitungen zur Berechnung sphärischer Dreyecke, auch die Berechnung ihres Flächeninhalts.

Nun folgt der praktische Theil. Da der Vf. sich hier ganz in dem Felde befindet, welchem er mehrere Jahre lang seine volle Thätigkeit gewidmet hat: so erwartet man mit Recht etwas vorzüglich Brauchbares, und diese Erwartung wird auch nicht getäuscht. Gleich der erste Abschnitt über Vergleichung der Masstäbe und Anfertigung genauer Masstäbe ist sehr lehrreich. Eben so ist es in vorzüglichem Grade der Abschnitt vom Spiegelsextanten, von der Auffindung seiner Fehler und ihrer Verbesserung oder zu Correction der Beobachtung dienenden Berechnung.

Vom Spiegelkreise und der Vervielfachung der Winkel. Man erkennt hier überall den geübten Praktiker und den aufmerksamen, scharfsinnigen und genauen Beobachter. Der Raum erlaubt uns hier nicht, viel Einzelnes auszuheben, aber man findet hier Vieles, was dem Vf. ganz eigenthümlich ist, z. B. die Methode, die Winkel auf den Horizont zu reduciren, S. 395.

Der dritte Haupt-Abschnitt des Buches giebt nun Anleitung zu der trigonometrischen Vermessung selbst. Es würde unnütz seyn, hier eine kurze Inhaltsanzeige zu geben, da die Gegenstände, von denen hier die Rede ist, bekannt genug sind, und man die Darstellung des Vfs. doch selbst lesen muss. Das Ganze ist durchaus praktisch, und wird durch die Erzählung des Verfahrens, welches Hr. *B.* bey der *bergischen* Messung beobachtete, eben so unterhaltend als lehrreich. Die Einrichtung einer Katastralvermessung, die Entwerfung der Landcharten (nur kurz, weil hieher nur die Betrachtung solcher Charten gehört, in welchen die Krümmung der Erde wenig merklich ist), und dann das Nivellement mit dem Barometer und die Messungen der Entfernungen mit Hülfe des Schalles machen den Beschluss. Hier kommen des Vfs. schon sonst bekannte Bemerkungen über die *dalton*sche Theorie von der Mischung der Gasarten vor, über deren Richtigkeit sich nach unserem Dafürhalten noch kein End-Urtheil absprechen lässt.

Der Druck ist zwar nicht ganz frey von Druckfehlern, aber doch meistens recht gut. Die Kupfer sind sauber gestochen. i. e. e.

1) Offenbach, b. Kopp: *Anfangsgründe der Kegelschnitte, nebst der Perspective derselben.* Von *G. A. Hoffmann*, reformirtem Prediger zu Offenbach, und Professor an der Schule daselbst. Mit 3 Kupfert. 1809. V u. 145 S. 8. (16 Gr.)

2) Würzburg, b. Stahel: *Kurzer und fasslicher Unterricht in der Rechenkunst, Geometrie, praktischen Mechanik und Statik, und bürgerlichen Baukunst, für Bürger- und Sonntags-Schulen, und zunächst für die grossherzogliche Geometrie- und Zeichen-Schule.* Von *Johann Schoen*, der Philos. Dr., Professor der Mathematik u. s. w. Mit 9 Steintafeln. 1812. XIII u. 328 S. gr. 8. (18 Gr.)

No. 1 ist für die ersten Anfänger bestimmt, die von den Kegelschnitten nicht das Mindeste wissen, aber als Vorkenntnisse die Elementargeometrie nebst den Anfangsgründen der Trigonometrie und der Buchstabenrechnung inne haben. Es soll diese Schrift keine vollständige Abhandlung jener Linien, sondern vielmehr als *erster* Cursus nur das Wesentlichste davon enthalten. Aus diesem Standpuncte haben wir des Vfs. Arbeit geprüft, und können ihm das Zeugniss ertheilen, dass dieselbe sehr wohl neben den mancherley Anleitungen zur Lehre von den Kegelschnitten nicht nur bestehen kann, sondern sich noch vor vielen durch Deutlichkeit und Gründlichkeit des Vortrages auszeichnet. Daher ist dieses Werkchen allen Anfängern bestens zu empfehlen, welche sich die ersten Grundlehren dieser in theoretischer und praktischer Hinsicht so wichtigen Curven zu eigen machen wollen. Es zerfällt in drey Abschnitte, wovon der *erste* die Eigenschaften der Kegelschnitte entwickelt. Dass hier auch, ausser den Tangenten, Subtangenten und Subnormalen, etwas ausführlicher von den Durchmessern gehandelt wird, hat unseren Beyfall, indem diese Lehre, wie der Vf. richtig bemerkt, die Einsicht in jene Linien ungemein erweitert. Von *praktischen* Anwendungen derselben ist nur Weniges beygebracht; ihre Quadratur und Cubatur gänzlich übergangen. Wir wünschten, dass jenes etwas weiter ausgeführt wäre, dieses hingegen in den Vortrag wäre aufgenommen worden. Obgleich die Differential- und Integral-Rechnung *leichtere* und *kürzere* Wege dazu an die Hand giebt: so ist doch zu bedenken, dass nur Wenige sich in dieses höhere Gebiet wagen. Für diese bleiben also alle jene nützlichen Wahrheiten verloren. — Mit Vergnügen haben wir den *zweyten* Abschnitt von den Kreiskegeln, den elliptischen, parabolischen und hyperbolischen Kegeln und deren Schnitten durchlesen. Denn es ist besonders lehrreich für Anfänger, sich zu überzeugen, dass die hieraus entstehenden Curven auf der Oberfläche jener Körper nach unzähligen Richtungen liegen, und allmählich in einander übergehen. Auch ist dieser Abschnitt mit vielem Fleisse bearbeitet. Der Plan des Vfs. im *dritten* Abschnitte, von der Perspective der Kegelschnitte zu handeln, hat unseren Beyfall. Der Gegenstand an sich ist lehrreich, und dienet dem Anfänger auch in praktischer Rücksicht. Die Projectionen der Kegelschnitte werden hierin für jede Lage derselben und für jeden Standpunct angegeben. — Hiemit wünschen wir dieser Schrift viele theilnehmende Leser.

In No. 2 erhalten wir einen Leitfaden zu Vorlesungen über reine und angewandte Mathematik für solche, welche sich zu Künstlern oder ausgezeichneten Handwerkern bilden wollen. Solche Bildungs-Institute gereichen jedem Staate zur Ehre. Denn wo ist eine Kunst

oder ein bedeutenderes Handwerk, welche der mathematischen Anwendungen nicht bedürften? Daher bereuen es Künstler oft zu spät, dass sie diesen ihnen so nothwendigen Unterricht ganz vernachlässiget haben. Die Aufgabe, ein in jeder Rücksicht brauchbares Lehr- und Hand-Buch für diesen Zweck zu liefern, hat ihre Schwierigkeiten. Es kömmt hiebey gleichviel auf die Auswahl des Stoffes, als auf dessen Bearbeitung an. Daher haben wir vorliegendes Werk aufmerksam durchgelesen, und sind im Allgemeinen mit dem Plane des Vfs. und mit dessen Ausführung einverstanden. Über das Einzelne fügen wir jedoch folgende Bemerkungen bey. — Im *ersten* Bändchen, welches die gemeine Rechenkunst enthält, ist das *Numeriren* mit allzugrosser Weitläuftigkeit dargestellt. Man denke nicht, dass *viele* Worte, in welche man eine Sache einhüllt, ihre Klarheit bey Ungeübten befördere. Meist hat gerade das Gegentheil Statt, wie wir aus vielfacher Selbsterfahrung wissen. — Der Ausdruck S. 20: wenn ich von 12 Gulden Vermögen 8 Gulden Schulden abziehen sollte, so bleiben mir noch 4 Gulden Vermögen übrig, ist zwar dem gemeinen Sprachgebrauche gemäss, jedoch wissenschaftlich unrichtig, indem Schulden abziehen so viel heisst, als das Negative wegnehmen, d. h. das Positive setzen. Wenn diese Schüler einmal zur Lehre von den entgegengesetzten Grössen kommen: so werden sie in ihren Begriffen verwirrt. Von der *dritten* Regel S. 21, dass die bey dem Abziehen im Minuenden übersprungenen Nullen zu *Neun* werden, sollte der Grund angegeben seyn, der so unmittelbar aus dem Decimalsysteme herfliesst. Ein populärer Vortrag muss wohl allzu schwierige Beweise, nicht aber auch die allzu leichten vermeiden. — Bey der Subtraction sollten auch die Regeln für diese Rechnung in *benannten* Zahlen angegeben seyn, da dieselbe so äusserst praktisch ist, und der Vf. selbst die Addition solcher Zahlen vorgetragen hat. Eben diese Bemerkung findet bey der Multiplication und Division Statt, welche letztere wieder mit allzu grosser Weitläuftigkeit dargestellt ist. — An der Spitze der Rechnung mit gemeinen Brüchen fehlt sowohl eine deutliche Erklärung derselben, als deren beider Bestandtheile. Das, was der Vf. früher, S. 12 und 13, darüber gesagt hat, ist den Anfängern unverständlich. — Die übrige Rechnung mit Brüchen ist bloss praktisch vorgetragen, ohne alle Beweise, die doch den *besseren* Schülern nicht unverständlich seyn würden. — Bey den vier Rechnungsarten mit Decimalbrüchen, besonders bey der Multiplication, fehlt es an der Darstellung solcher Fälle, welche öfters vorkommen. Wenn denn der Vortrag grösstentheils mechanisch seyn soll: so müssen um so mehr alle verschiedenen Fälle dargestellt seyn, als der Schüler nicht im Stande ist, aus der Theorie (die ihm unbekannt ist) sich die Vorschriften zu ihrer Auflösung nöthigen Falls selbst zu entwickeln. — Die Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzeln könnte ebenfalls *fasslicher* dargestellt seyn, wenn gleich nur in bloss praktischen Beyspielen. Von der Wurzelausziehung *durch Näherung* erfährt der Schüler keine Sylbe. — Die Vorschrift zur Auflösung der Regel Detri ist in §. 44 sehr dürftig dargestellt. Es ist nicht genug, zu wissen, dass man 6 W.: 8 W. = 9 fl.: x fl. setzen müsse, sondern *weit wichtiger* ist es, die Ursache zu kennen, aus welcher das erste Verhältniss 6 : 8 seyn muss, und nicht 8 : 6 seyn darf. — Wir begnügen uns mit diesen Bemerkungen, und wenden uns zum *zweyten* Bändchen, welches der *Geometrie* gewidmet, und deren Vortrag besser gerathen ist. Doch können wir mit der oftmals sehr vernachlässigten Ordnung der Materien, und mit den unbewiesenen oder schwach bewiesenen Lehren nicht zufrieden seyn. Warum folgte der Vf. nicht einem guten Lehrbegriffe, z. B. dem kästnerischen, in seinem Plane, mit Modificationen, Auslassungen und Einschaltungen desjenigen, was seinem besonderen Zwecke entspricht? Nach unserer Meinung hätte auch hier *Einiges aus der praktischen Feldmesskunst* seine gehörige Stelle gefunden. — In dem *dritten* Bändchen finden wir den Titel: die praktische Mechanik und Statik, unrichtig, da die Mechanik nur auf die Statik gebaut werden kann. Da indessen der Vf. diesen Theil mit den allgemeinen Begriffen und Sätzen von Bewegung, Ruhe, Geschwindigkeit, gleichförmiger und ungleichförmig beschleunigender, einfacher und zusammengesetzter Bewegung u. s. f. anfängt, dieses alles aber in die reine Bewegungslehre, und weder in die Statik, noch in die Mechanik gehört: so hätte hienach der Titel gebildet werden sollen. Im Allgemeinen ist des Vfs. Vortrag befriedigend; doch finden sich Verstösse gegen die logische Ordnung. So wird z. B. §. 11 *das Grundgesetz der Statik* ausgesprochen, und in §. 13 kömmt erst die Erklärung des *Hebels*, welcher doch der Statik selbst zur Basis dient. Dessenungeachtet zeichnet sich dieser Theil vor den übrigen sehr vortheilhaft aus. — Nach unserer Ansicht hätten wir dieses Bändchen die *mechanischen Wissenschaften* genannt, und ausser den darin abgehandelten Materien auch noch die ersten Elemente der Hydrostatik, Hydraulik und Aërometrie darin aufgenommen, um die Schüler wenigstens auf die Wichtigkeit dieser Lehren aufmerksam zu machen. — Das *vierte* Bändchen, welches auf 58 Seiten die *bürgerliche Baukunst* abhandelt, kann nur dazu dienen, den Anfängern die allerersten Begriffe und allgemeinsten Regeln darzulegen. Wir haben es mit Vergnügen gelesen, und es wird seinem Zwecke besonders dann entsprechen, wenn ein geschickter Lehrer das oft nur sehr kurz Angedeutete weiter auszuführen sucht. Schliesslich bemerken wir noch, dass von diesem Buche die Abhandlungen auch einzeln mit besonderen Titeln verkauft werden, und also eigene Bändchen ausmachen.

Δ

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) St. Petersburg, b. Pluchart u. C.: Νόννου τοῦ Πανοπολίτου τὰ κατὰ Ὕμνον καὶ Νίκαιαν. *Des Nonnes Hymnos und Nikaea* (von *Fr. Gräfe*, Prof. zu Petersb.). 1815. VIII u. 49 S. gr. 4.

2) Mitau, b. Steffenhagen u. Sohn: *Des Nonnos Hymnos und Nikaea.* Eine Beylage zu des Hn. Prof. Gräfe Übersetzung dieses Gedichts von *J. G. Buhle.* 1815. 16 S. 8.

3) St. Petersburg, b. der kaiserl. Akad. der Wissenschaften: *Des Nonnos Hymnos und Nikaea.* Eine Beylage zu des Prof. Gräfe Übersetzung dieses Gedichts von *J. G. Buhle.* Zum Besten der Invaliden-Casse neu aufgelegt und *mit kritischen Anmerkungen versehen* von *Fr. Gräfe.* 1815. 49 S. gr. 8.

Die Freunde des Alterthums werden durch die metrische Übersetzung und kritische Bearbeitung dieses, dem Hn. *Baron v. Stein* gewidmeten, bukolisch-erotischen Gemäldes aus des Nonnos Dionysiacis (XV, 170 bis zu Ende) auf eine angenehme Art an den fast vergessenen Dichter erinnert, dessen poetisches Verdienst über den ihm anhaftenden Flecken seines Zeitalters bisher beynahe ganz übersehen wurde. Laut der Vorrede des ungenannten *Herausgebers* ist das Werk nicht dem grossen Publicum, sondern nur einer Anzahl gleichgesinnter Alterthumsfreunde bestimmt, und die Übersetzung, nach des am Ende (S. 41) unterzeichneten Vfs. eigener Erklärung, nichts als ein *anspruchloser Versuch.* Nichts desto weniger müssen wir ihm die doppelte Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er einerseits alle die Foderungen an sich macht, welche Übersetzer von Profession an sich machen sollten, und leider so selten machen, und dass er andererseits diesen Foderungen in keinem geringen Grade genügt. Desto mehr müsste daher Hn. *Buhle's* äusserst bittere Beylage befremden, zumal da sie sehr flüchtig geschrieben ist, und zu geringe philologische Kenntniss ihres Urhebers verräth, wenn man nicht auf jeder Seite dieser Beylage deutlich sähe, dass sie mehr gegen den Vf., als gegen sein Buch gerichtet ist. Die Besonnenheit und Gründlichkeit, womit Hr. *Gr.* in No. 3 seinem Gegner antwortet, machen diese Streitschrift zu einem schätzbaren Beytrage der so selten mit Glück ausgeübten Kunst des Federkrieges. Wir begnügen uns aber mit dieser kurzen Anzeige und beyläufiger Beurtheilung von No. 2 und 3, da wir den uns verstatteten geringen Raum der Beurtheilung von No. 1 widmen müssen.

Die Einrichtung dieser Schrift ist folgende: Bis S. 25 liefert sie die Urschrift nebst der Übersetzung in eben so viel Hexametern, dann bis S. 40 berichtigende und erklärende Bemerkungen zum Griechischen, und von S. 41 bis 49 erklärende Bemerkungen zur Übersetzung.

Da uns die Übersetzung die Hauptsache ist, und der letzte Abschnitt die vom Vf. hiebey beobachteten Grundsätze aufstellt: so machen wir billig mit ihm den Anfang. Wenn schon die Urschrift, äussert sich der Vf. daselbst, bey der ersten Bekanntschaft mit ihr befremde, so müsse diess in unserer Sprache, die noch kein ähnliches Erzeugniss sah, noch weit mehr der Fall seyn, zumal da die Übersetzung sich der Eigenthümlichkeit der Urschrift nicht ohne Zwang anschmiegen könne, und namentlich die kühne und künstliche Wortbildung des Nonnos, und seinen leichten, schwebenden Rhythmus, auf dem die gewaltigen Wörter zu tanzen scheinen, bey vollkommener Treue in Bildern und Ausdrücken im Deutschen wiederzugeben, ein an das Unmögliche grenzendes Unternehmen sey, wesshalb denn auch die Übersetzung diese äusseren Schönheiten am ersten mit aufgeopfert, und weder die Seltenheit der Spondeen bey Nonnos, noch den bey ihm so häufigen bukolischen Einschnitt, noch die fast regelmässige weibliche Cäsur im dritten Fusse erreicht habe. Man werde vielmehr sogar im vierten Fusse hin und wieder die weibliche Cäsur antreffen, die das Deutsche nebst anderen Abtheilungen nothwendig mache. Dagegen werde man nicht leicht statt der Spondeen (der Vf. schreibt wiederholentlich *Spondäen*) Trochäen, wie *diese, meine, jene* u. s. w., finden, statt deren öfters lieber *eigen* (*die eigenen Hände, den eigenen Wagen*) gebraucht sey. Auch wird der nicht zu verachtende Vorschlag gethan, statt jener Fürwörter *meinige, deinige, jenige* mit erweiterter Bedeutung zu gebrauchen. Trochäen an sich scheinen dem Vf., besonders wenn sie auf *m* enden, durch nachfolgende Consonanten zu Spondeen zu werden (*jenem Schmerz*), und *am* und *um* als zweyte Sylbe im Daktylus zu gebrauchen, unstatthaft. Eben so hält er die einsylbigen Wörter (nicht *Worte!*) *auf, aus, auch* und alle, die einen eigentlichen Diphthong haben, für lang, und rechnet dazu auch das *gezogene ihm, ihn, ihr, nur* u. dergl. Endsylben dagegen, die auf lange Vocale oder Diphthongen ausgehen, können, nach seiner Meinung, vor Vocalen kurz werden, wie in: *Selbst hat die Jungfrau ermordet*, und Wörter, die zwischen zwey Längen eine Kürze enthalten, diese Kürze verlängern (*berggeboren, Eifersucht* =

— — —), oder ihre letzte Sylbe nach Maſsgabe des folgenden Wortes verkürzen (*Eiferſucht* = — ∪ ∪), wie der Grieche μηνύει als Moloſſus und Daktylus brauchen könne. „Überhaupt, wenn wir die Verſe der Griechen und Römer nachahmen wollen," ſagt der Vf. am Schluſs ſeiner Anſichten: „ſo müſſen wir uns auch zu einer ähnlichen Proſodie bequemen; dieſs wird weiter bringen, als alle Spitzfindigkeiten einer voſſiſchen Zeitmeſſung. Dazu gehört aber freylich, daſs man die Metrik im Griechiſchen ſtudirt und geübt habe. Anders werden claſſiſch-gebildete Ausländer, deren Ohr hier doch wohl der beſte Richter iſt, wenn wir ihnen unſere Verſe auch noch ſo mühſelig vorſcandiren, darin doch nie den Rhythmus finden, der im Griechiſchen ſich ſo mächtig aufdringt."

Wir haben uns für verpflichtet gehalten, das Wichtigſte aus den Anſichten eines denkenden Mannes von einem Gegenſtande, welcher fortgeſetzter Unterſuchungen bedarf, in gedrängter Kürze mitzutheilen, und wollen ihnen nun die unſrigen zur Seite ſtellen.

Wir unterſchreiben zuvörderſt Alles, was über die Schönheiten des Nonnos und über die Schwierigkeit einer Überſetzung deſſelben geſagt iſt. Aber wir können den Gebrauch der weiblichen Cäſur im vierten Fuſse nicht gut heiſsen. Dieſe iſt ſchon unangenehm, wenn ſie ſich neben einer der geſetzlichen Cäſuren findet, ohne ſich durch den Vortrag verſtecken zu laſſen, aber noch viel unangenehmer, wo ſie die Stelle einer geſetzlichen vertreten ſoll, wie in V. 51, 171, 175:

Und es reizte der liſtige Eros | den ſehnenden Hirten.
Bittere, feuergeſpitzete Pfeile | umſtürmen mich längſt ſchon.
Schütte um mich Verblichenen ſelber | den ſüſseren Staub hin.

Eben ſo wenig halten wir eine Cäſur im zweyten Fuſse für hinreichend, zumal jene unangenehme, welche vorn einen *Adonicus* abſchneidet, wie V. 170, 181, 185:

Gegen mich ſende | die blutiggefärbten Geſchoſſe: denn andre —
Annoch gebadet | im eigenen ſchmerzlichliebenden Blute.
Auch Anemonen, | vergängliche, frühlinggeborene, pflanze.

noch auch ſo trochäiſche Eingänge, wie V. 165, 168, 208, für erlaubt:

Todt der Liebe, erſterbe ich willig im ſüſsen Geſchicke
Um den Bogen gefüget, und um das erſehnete Pfeilrohr.
Auch Abarbarea erzürnte ſich viel ob der Jungfrau.

noch die Häufung von Amphibrachen, wie V. 97, 192, 247:

Dein | ſo ſüſses | als ſtummes | Geſtänge | der Neze | beneid' ich.
Einſt | Nikäa, die Jungfrau, | und den ſie | geſtorben | beſtattet.
Pan |, der Weiber, | und Phoibos, | ſie riefen: | die Flöte vergehe!

zumal wenn ähnliche Verſe auf einander folgen, wie V. 81—83:

Wie | einſt ſolches | bewegend, | und über | die Schenkel | erhebend,
Aufgefachet der Wind, | entblöſsend | die Blüthe | des Leibes.
Deſſen | Gedächtniſs | bewahrend, | beſchwur er | die theueren Lüfte.

am allerwenigſten aber die gänzliche Vernachläſſigung der nothwendigen Cäſuren (zu denen die bloſs ſchmückende bukoliſche nicht gehört), wie V. 41, 96, 116:

Gleich Anchiſes, dem roſenerſcheinenden, dem Kythereia.
Weil ſie die lieberzeugenden eigenen Hände berühren.
Hymnos Rinder, des lämmerweidenden, weidet Kythere.

zumal in zwey auf einander folgenden Verſen, wie in V. 185 und 186:

Auch Anemonen, vergängliche, frühlinggeborene, pflanze,
Allen verkündend die eigene, frühe verblühete Jugend.

Der Anſicht des Vfs. von Spondeen und Trochäen können wir auch nicht beypflichten. Der Spondeus beſteht bekanntlich aus zwey Längen; die wahre Länge aber muſs nicht bloſs in der Senkung, ſondern auch in der Hebung genügen, ſonſt iſt ſie nur Stellvertreterin der Länge, alſo Scheinlänge, Afterlänge. Daher ſind die Sylben *em* in *jenem*, *ge* in *berggeboren*, *er* in *Eiferſucht* und ähnliche, welche für die Hebung zu ſchwach ſind, keine Längen, folglich *jenem*, *bergge*, *Eifer* keine Spondeen. Anders verhält ſich die Sache im Griechiſchen. Der Grieche folgte einer äuſseren, und, zumal in den früheren Zeiten, leicht zu verändernden Quantität, und brauchte daher auch eine wider die Gewohnheit verlängerte Sylbe in der Hebung.

Annehmlicher ſcheint uns der Vorſchlag, Wörter, wie *Eiferſucht*, d. h. kretiſche Wörter, deren Endſylbe weder den Ton, noch einen Diphthong oder langen Vocal hat, unter Umſtänden als Daktylen zu gebrauchen, nämlich wann eine entſchiedene mit einem Vocal anfangende Länge darauf folgt; und wir werden eine ſolche Verkürzung noch annehmlicher finden, wenn man ſich ihrer lieber in Wörtern, wie Eifer-*ſucht* und Sonnen-*licht*, als in Wörtern, wie Vater-*land* und Minne-*ſold* und wie Thal-*gebüſch*, oder gar wie Miſs-*geſtalt*, bedienen will.

Auch der Vorſchlag, die letzte Sylbe in Wörtern, wie *Jungfrau*, vor einem nachfolgenden Vocale beliebig zu verkürzen, ſcheint uns nicht verwerflich. Denn ſoll die Anwendung antiker Versmaſse im Deutſchen nicht zu einem unendlich mühſeligen Kunſtſtück werden, ſoll ſie nicht die feurigſte Einbildungskraft erkälten, und muſs uns vielmehr daran liegen, in unſeren Gedichten zu ſagen, was uns der Geiſt eingiebt, als uns vom Geiſte eingeben zu laſſen, was ſich durch das ſchmale und niedrige Pförtchen der Zeitmeſſung in den Vers hineinſchmiegen kann: ſo haben wir wahrlich alle Urſache, uns nach vernünftigen Freyheiten umzuſehen. Der Deutſche, glauben wir, kann aus ſeinem Hexameter den Trochäus nicht verbannen, wenn er nicht alle Wörter, welche Füſse bilden, wie — ∪ —, — ∪ — ⏑, ∪ — ∪ — und noch andere, daraus verbannen will, wenn ihn nicht der Artikel und zahlloſe trochäiſche und jambiſche Wörter unaufhörlich in eine wahrhaft qualvolle Verlegenheit ſetzen ſollen, und, was das Schlimmſte iſt, wenn er ſich nicht entſchlieſsen kann, alles anders zu ſagen, als er es ſagen möchte. Was man als ſelbſtſtändiger Dichter im Hexameter leiſten kann, hat *Voſs* in ſeiner *Luiſe* und in ſeinen *Idyllen* gezeigt; was man als Überſetzer leiſten kann, hat er ebenfalls gezeigt, oder es hat es noch Niemand gezeigt: denn dergleichen zeigt man nur durch 40 = bis 60,000 Verſe, wie *Voſs* gethan hat, nicht durch ein paar Hundert. Und wollen

wir es genau nehmen: so haben selbst diejenigen, welche kürzere Gedichte übersetzten, und *Voss* in einzelnen Stücken übertrafen, ihn dafür in anderen, namentlich in der Schönheit der Verseinschnitte, sowohl der unerläslichen, als auch der malerischen, und in der sorgfältigen Vermeidung der Amphibrachen, lange nicht erreicht. Von Trochäen aber, wenn man nicht mit der Benennung Spondeus gar zu freygebig seyn will, hat sich noch Niemand frey erhalten.

Der deutsche Hexameter kann also den Trochäus nicht verbannen; aber er braucht ihn auch nicht zu verbannen, da unser Trochäus nicht, wie der griechische, bloss 3 Moren füllt, sondern auch, wie jeder deutsche Gesang lehrt, 4 und 5 und noch mehr Moren füllen kann (— ◡ = ♩♪, = ♩. ♪ = 𝅗𝅥♪ u. s. w.), wenn er nur vermöge seines Begriffes und seiner Stellung nicht alles Nachdruckes unfähig ist.

Wenn der Vf. anräthig ist, uns bey der Nachahmung der Alten auch zu einer ähnlichen Prosodie zu bequemen: so deutet er damit entweder auf eine gänzliche Umgestaltung der deutschen Zeitmessung und ihrer Grundgesetze, oder er hat dabey nur Einzelnes im Sinne. Im letzteren Falle würden wir es für dankenswerth halten, wenn er dem Publicum ähnliche Bemerkungen, wie die in gegenwärtiger Schrift enthaltenen, mittheilen wollte; im ersteren aber —— Doch das würde uns zu weit führen, und wir wollen lieber so lange schweigen, bis uns Jemand eine nach den Regeln der antiken Zeitmessung veranstaltete und zugleich treue Übersetzung Virgils oder Homers oder sonst eines alten Dichters aufstellen wird. Bis dahin, wir bekennen es, werden wir die *vossische Zeitmessung*, trotz dem, dass wir ihr nicht allenthalben beystimmen, als Hauptwerk in diesem Fache ansehen, und das Studium derselben zu befördern suchen. Das Ohr des classischgebildeten Ausländers aber wollen wir deshalb nicht verschmähen, da es hin und wieder nicht ohne Nutzen befragt werden mag; nur für den besten Richter in dieser Sache können wir es nicht halten.

Soviel über die Ansichten des Vfs.; und nun zur Beurtheilung der Übersetzung und der Anmerkungen, wobey wir nur noch für den, welcher etwa die Urschrift nachzusehen wünscht, erinnern, dass wir die Verse nach Hn. *Gr's.* Abdruck anführen, in welchem V. 1 der 170te des 15ten Gesanges ist, bey *Cunaeus* S. 422 Z. 15.

V. 3 wird ἀλλοτρίη φιλότητος übersetzt *andersgesinnt denn die Liebe*, welches Hr. *Buhle* mit Recht für gezwungen, mit Unrecht für unverständlich hält. Ausserdem aber wird durch diese Übersetzung die Liebe personificirt. V. 4 ὀϊστεύουσα, *geschossserlegend*, welches Hr. *B.* allenfalls Campen *für Kanonen demontiren* vorschlagen will, hat allerdings für den kälteren Nordländer eine Art von Zweydeutigkeit, welche wegfällt, wo man sich der passiven Form *geschosserlegt* bedienen kann. V. 5 bildet im Griechischen einen eigenen Satz; im Deutschen wird er minder leicht zu einem Anhängsel des Vorhergehenden gemacht.

V. 8 μηκεδανοὶ κλωστῆρες, *längere Spindeln*. Der Gebrauch des Compar. statt des Posit. ist an sich nicht zu missbilligen; nur fragt sich, ob man nicht solche Fälle ausschliessen müsse, wo entweder gar keine Vergleichung Statt findet, oder doch nicht Statt zu finden pflegt. Anders klingt daher *der weisere Rath, ein edleres Gemüth*, anders *hohlere Schiffe, meckerndere Ziegen*. V. 10 καθαρῇ Ἰοχεαίρῃ, *der heiligen Bogenerfreuten*, ist Hn. *B.*, wie uns, anstösig. V. 14 liest der Vf. ἔψαυε statt des bisherigen ἔψαυσε. V. 19 wird στικτήν statt des bisherigen στικτόν gelesen, obgleich, wie der Vf. selber bemerkt, Nonnos überall στικτόν als Fem. hat, und viele Adjective auf *os* als Femin. braucht. Die angegebenen Gründe der Änderung, dass nämlich στικτήν wohlklingender, und leicht zu verschreiben sey, scheinen uns daher zu schwach. V. 23 wird προχέουσα als gleichbedeutend mit ἐγχέουσα, und V. 25 εὐκαμάτοιο gegen *Wakefield* vertheidigt. V. 24 δύσβατος οἶκος, *verödetes Haus*, musste schon wegen des zu ähnlichen daneben stehenden ἐρημάδες ἐρίπναι, *einsame Klüfte*, wörtlicher übersetzt werden, am wenigsten aber durch *verödet*, welches fälschlich auf eine Zeit hindeutet, wo das Haus noch nicht *öde* war. V. 25—32:

Πολλάκι δ' εὐκαμάτοιο μετὰ δρόμον ἠθάδος ἄγρης
παρδαλίων σχεδὸν ἧστο, μιῇ δ' ὑπὸ κοιλάδι πέτρῃ
μίμνε, μεσημβρίζουσα λεχωΐδος ἄγχι λεαίνης·
ἡ δὲ γαληναίῃσιν ὑπ' ὀφρύσι μειλιχίη θὴρ,
ἀδρύπτοις γενύεσσι δέμας λιχμάζετο κούρης,
καὶ κινυροῦ μίμημα κυνός, δειδήμονι λαιμῷ
ὠμοτόκου στόμα λάβρον ὑποκνυζᾶτο λεαίνης
χείλεϊ φειδομένῳ.

Oft auch nach mühseligem Lauf des erkorenen Waidwerks,
Sass sie Panthern zunächst, und im einzigen bergenden Felsen
Weilte sie oft, mittagend zusammt der kreissenden Löwin.
Und das freundliche Thier mit den ruhigerglänzenden Augen
Leckte den Leib des Mädchens mit unzermalmenden Zähnen;
Und, des winselnden Hundes Gebild, mit furchtsamer Kehle
Girrte der gierige Mund der wildgebährenden Löwin
Schonender Lippe.

„*Oft auch* u. s. w.," sagt Hr. *Buhle* vom ersten dieser Verse, „*ist im Deutschen eine unrichtige Wortverbindung*. Man sollte meinen, das erkorene Waidwerk sey hinter der Jägerin hergelaufen. Der Dichter sagt sehr deutlich das Gegentheil, und deutlich soll es der Übersetzer wieder sagen. Εὐκάματος ἄγρα ist nicht *erkorenes*, sondern *schwer erjagtes, schwer erlegtes Waidwerk*." Der Tadler sah also nicht einmal, dass Hr. *Gr.* nicht εὐκάματος, sondern ἠθάς durch *erkoren* übersetzte, was er doch schon aus V. 11 lernen musste.

μιῇ δ' ὑπὸ πέτρῃ, *im einzigen Felsen*, missfällt uns minder wegen des Gebrauches des *einzig* statt *ein*, als wegen des bestimmten Artikels in *im*. Eher ginge *im selbigen Felsen*, oder mit Aufopferung der bukolischen Cäsur *in einem gewölbeten* (*gehöhleten*) *Felsen*.

μεσημβρίζουσα, *mittagend*. Das Wort verdiente Hn. *B's.* Spott nicht: einmal, weil es Hr. *Gr.* selber nur einen Versuch nennt, zum anderen, weil *mittagen* sich leicht verstehen läst für *übermittagen*, das unserem *übernachten* und *überwintern* entsprechen würde, für welches *Luther* (Apostelg. 27, 12) wirklich

das einfache *wintern* (παραχειμάσαι) braucht. Wir unsererseits tadeln die harte Ableitung eines Zeitwortes von einem aus zwey Hauptwörtern (*Mitte*, *Tag*) zusammengesetzten Worte.

Zusammt der kreissenden Löwin missfällt, weil es der Löwin das Ansehen einer beständigen Begleiterin der Nikaea giebt.

Das Thier mit den ruhigerglänzenden Augen hiesse richtiger *das Thier mit ruh.* u. s. w. ohne Artikel. Unangenehm ist der zu ähnliche Ausgang dieses und des folgenden Verses, welchen letzteren Hr. *B.*, mit Recht anstossend,

Rührte den Leib des Mädchens mit unverwundenden Zähnen

übersetzt. Aber *leckte* muss bleiben, und *Zähne* geändert werden. Denn γένυες, *Kinnbacken*, sind hier und oft der ganze Rachen, zu dem auch die leckende Zunge gehört, so dass Nonnos nur das Ganze statt des Theiles, die Übersetzung aber einen unpassenden Theil statt des passenden gebraucht. Da *Luther* den Schlangen und selbst dem Löwen einen Mund giebt: so würden wir kein Bedenken tragen, zu übersetzen:

Leckte den Leib des Mädchens mit unverletzendem Munde,

wenn nicht unmittelbar στόμα folgte.

Girren scheint uns um nichts besser, als das vom Vf. verworfene *Knurren*. Wir bieten, freylich auch nicht mit sonderlicher Zuversicht, *murren* oder *schnurren*. Beides braucht *Schiller*, und die mildere Bedeutung würde der Zusammenhang geben. Vielleicht verdient auch *mucken* oder *mucksen* erwogen zu werden (2 Mos. 11, 7: *es soll nicht ein Hund mucken*), das wenigstens das Heimliche in ὑποκνυζᾶτο gut ausdrücken würde.

V. 29 κούρης statt des bisherigen κούρῃ. V. 36, wo in den Ausgaben ἠθυτενὴς verschrieben oder verdruckt steht, heisst es von Hymnos:

ἰθυτενής, περίμετρος, ὑπέρτερος ἥλικος ἥβης.

gradgestreckt, vormessend, und über die zeitige Jugend.

Diesen V. nennt Hr. *B.* den misslungensten in der ganzen Übersetzung, und wir können nicht leugnen, dass er auch uns missfällt. Denn wenn uns auch *vormessend* nicht unverständlich ist, wie Hn. *B.*, indem wir *messen* auch als ein Neutrum kennen, und wenn wir auch bey *gradgestreckt* nicht gleich mit ihm an die Folter denken: so hat doch theils dieses Wort etwas Passives oder Steifes, das im Griechischen nicht liegt, theils kann auch *zeitig* durchaus nicht *gleichalterig* heissen. Aber der Vf. sagt auch selbst, dass diess nicht deutsch sey, und rechtfertigt sich, indem er hinzusetzt, dass auch der Vers der Urschrift vor Nonnos kaum griechisch gewesen wäre, welches der Mühe werth war zu entwickeln, da wir in dem Gebrauche des ἧλιξ, worin wir nach der weiteren Erklärung des Vfs. das Ungriechische am ersten suchen würden, diess keineswegs finden. Hr. *B.* übersetzt den V. folgendermassen:

Schlank und ebenmässig und grösser als Jugendgenossen,

giebt also im prosaischen *schlank* das Bild auf, versieht περίμετρος nicht, und lässt vor *Jugendgenossen* ganz undeutlich *seine* oder *die* weg.

V. 39. Sonst καὶ νομιὴν δ' ἐρατῇσι, hier ohne δ'. V. 41. *Gleich Anchises*, *dem rosenerscheinenden* (ῥοδοειδεῖ). Dem ähnlich wird in anderen Stellen χιονώδης mit *schneeerscheinend*, δενδρώδης mit *baumerscheinend* übersetzt, und von Hn. *B.* bespöttelt. Sollen jene Wörter treu übersetzt werden: so dürfte sich schwerlich etwas Besseres, als *erscheinend*, finden. Allein da der Grieche mit so bewundernswürdiger Leichtigkeit zusammensetzt; da überdiess ειδης eine sehr gewöhnliche Endung ist, und da seine eigentliche Bedeutung mit der Zeit gewiss nur noch schwach gefühlt wurde, unserem *erscheinend* dagegen von dem allen nichts zu Statten kommt: so ist doch die Frage, ob eine minder treue Übersetzung nicht treuer wäre. Im Geiste des Nonnos sind aber Ausdrücke, wie *schneeerscheinend*, *baumerscheinend*, allerdings, da er XXI, 53, wie der Vf. anführt, von der in eine Rebe verwandelten Ambrosia sogar κορυμβοφόρῳ φωνῇ, *mit rankentragender* Stimme, sagt. V. 42:

ἀργεννὴν ἐνόμευεν ὀρεσσινόμων στίχα ταύρων,

pflegte die silberne Reihe der bergabweidenden Stiere,

Um den gleichen Stamm in ἐνόμευεν und — νόμων auszudrücken, den der Vf. V. 116 nicht übersah, wagen wir die Nachsetzung dieses Artikels:

bergabweidender Stiere die silberne Reihe geweidet,

oder ordnen die Worte so:

welchem geweidet
Kypris die silberne Reihe der bergabweidenden Stiere.

V. 46 wird ἔρημον statt des bisherigen ἐρήμῃ gelesen.

Doch wir müssen hier abbrechen, und bemerken nur noch, dass uns einzig Mangel an Raum verhindert, auch Proben zu geben, wie der Vf. die Denkart und Sprache des Nonnos erläutert, und seine Kritik auch auf andere Schriftsteller richtet.

Papier und Druck sind schön, desto unangenehmer manche, wenn gleich nicht den Sinn entstellende, Schreib- und Druck-Fehler: so V. 52 *Hymnus*, da sonst immer *Hymnos* steht, und V. 193 *ergrimmt ob des* (dem) *also sprechenden*. Der in längeren Versen, z. B. 67, 155, 177, fehlende gehörige Raum zwischen den einzelnen Wörtern konnte gewonnen werden, wenn man, wie im vossischen Homer geschehen ist, auch die Hauptwörter mit kleinen Anfangsbuchstaben, also *nacken*, *herz*, *jungfrau* druckte.

CH. ST. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

MAY 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PRAG u. BERLIN, in der Expedition der deutschen Blätter: *Deutsche Blätter*, herausgegeben von *Karl Friedrich von Woltmann.* 1814 und 1815. Drey Bände, oder zwölf Hefte. 8. (Jeder Jahrgang 4 Rthlr. 12 gr.)

In unserer Literatur hat das Bedürfniss einer Zeitschrift für allgemeinere Bildung die zahlreichen Versuche zu seiner Befriedigung immer überlebt, und wie viele Zeitschriften dieser Art auch nach kurzem Bestehen eingegangen sind, immer wieder traten deren neue mit der Hoffnung eines günstigeren Schicksals hervor. Aus dieser Erscheinung lässt sich schon genugsam entnehmen, welch einen wesentlichen Nutzen unserer Literatur derjenige brächte, der endlich einmal eine solche Zeitschrift dergestalt dem Bedürfnisse anzupassen wüsste, dass sie zu dauerndem Bestehen gelangte, und gleichsam den offenen Raum, in den so Viele sich drängen, durch die That erfüllte und belebte. Dass dieses nicht allein von den Führern einer solchen Anstalt, sondern auch von äusseren begünstigenden Umständen abhängt, ist Jedem klar, der die Zufälle, die in unserem Bücherwesen herrschen, beachtet hat. Desto mehr haben wir Ursache, den gegenwärtigen *deutschen Blättern* recht viele Gunst und Unterstützung zu wünschen, damit die zweyte Bedingung, die zum Daseyn einer Zeitschrift im besten Sinne gehört, da nicht fehle, wo die erste Bedingung in so hohem Grade vorhanden ist. Der Herausgeber der deutschen Blätter, Geheimerath *von Woltmann*, der mit seinen Freunden *Schiller* und *Fichte* in früherer Zeit schon die Herausgabe der *Horen* besorgt, und späterhin einer eigenen Zeitschrift, die unter dem Titel: *Geschichte und Politik* viele Jahre mit ausgezeichnetem Ruhme fortdauerte, vorgestanden hat, that schon bey diesen Gelegenheiten den Verein günstiger Geistesgaben dar, der jedem Unternehmen dieser Art unentbehrlich ist, und unter welchen ein richtiger Takt, eine scharfe Urtheilskraft, eine weltmännische Gewandtheit der Ansicht und praktische Anstelligkeit obenan stehen. Denn eine Zeitschrift, wie sie hier gemeint ist, darf keine feyerliche Anstalt seyn, keine philosophische Halle, noch gelehrte Vorrathskammer; sie soll in der Literatur vielmehr die Stelle einnehmen, die im Leben als Geselligkeit erscheint, und dem Verkehr des Tages, man weiss nicht genau, ob mehr dem Nutzen oder dem Vergnügen, aber gewiss beiden, bestimmt ist. Der Herausgeber drückt sich über die Richtung und Art der deutschen Blätter in der Vorrede selber treffend aus: „Wenn ein Deutscher von allgemeiner Bildung seine Gründe hätte, sowohl für den Genuss von bisher ungedruckten Ausarbeitungen und Producten in den allgemeinen Wissenschaften und der schönen Kunst, als auch für die Notiz von anderweiten Erscheinungen in denselben, nur ein einziges deutsches Journal zu lesen: so sollte er am füglichsten die deutschen Blätter wählen. Dahin wird ihr Bemühen gehen, welches nur die Albernheit so deuten könnte, als wäre ihre eitle Absicht, die übrigen Zeitschriften der deutschen Welt zu verdrängen." Aus dieser Bestimmung geht schon grösstentheils der Inhalt und die Form der Aufsätze hervor, welche hier vorherrschen werden. Alles dasjenige, was die gepriesenen Zeitschriften, die Horen, das vaterländische Museum, das deutsche Museum u. s. w., zu leisten suchten, liegt in dem Zwecke der gegenwärtigen mit begriffen; allein nirgends war, wie uns dünkt, ein so fester, durchgängig sichernder Halt für die unvereinten, aus einander fallenden Erscheinungen, in welche sich sonst solche Tagesblätter zu verlieren pflegen, als hier dem Ganzen durch das Übergewicht reifer Geschichtsdarstellungen gegeben ist, woran sich alles Flüchtigere, Blüthenartige, und auch wieder das Strengere, Einschneidende, mit gleichsam versöhnender Milde anschliesst. Wo dem Publicum viel *erzählt* wird, da pflegt es seine Rechnung nicht übel gemacht zu finden, und es muss daher mit Vergnügen sehen, dass gerade diese Richtung es ist, welche alle anderen Richtungen hier zur Einheit führt. Der praktische Sinn des Vfs. zeigt sich aber auch noch ganz vorzüglich in einer zwiefachen Einrichtung, welche er mit dem, was die oben genannten Zeitschriften zu liefern pflegten, glücklich verbunden hat. Um Gelegenheit zu haben, auf das Vielseitigste in das literarische Treiben unserer Tage einzugreifen, soll ein *Geist* aus Zeitschriften, Almanachen, Flugblättern u. s. w. durch die deutschen Blätter gehen; er soll das Schöne, welches jene darbieten, preisen, das merkwürdig Schlechte und Kranke rügen, interessanten Stoff zu einer neuen Form benutzen. Die zweyte Einrichtung ist ein *unentgeltliches Asyl der Antikritik* für die Vertheidigung des in anderen Blättern verletzten Schriftstellers, der sich mit Geist, Anstand und Kürze zu vertheidigen weiss.

Der Anlage nach dürfte folglich bey dieser Zeitschrift sich Vieles finden, das ihr mit anderen gemein ist, aber ihr doch die vortheilhafteste Vergleichung zusichert, und zugleich Anderes, das ihr ganz allein

als ungetheilter Vorzug gebührt. Wiefern die Ausführung der Anlage entspricht, wird sich bey näherer Ansicht der einzelnen Auffätze, von denen wir die vorzüglichsten beleuchten wollen, ziemlich ermessen lassen. Wir müssen nur, um nicht ungerecht gegen den Herausgeber zu seyn, im Voraus bemerken, dass die Erscheinung der acht ersten Hefte dieser Blätter in die unruhvollen Kriegszeiten fiel, die durch unterbrochene Verbindung und Wechsel des Aufenthalts grosse Störungen verursachten, und dem lebhafteren Ergreifen und Begleiten unserer literarischen Neuigkeiten nicht die Begünstigungen verstatteten, die dazu unentbehrlich sind.

Die sämmtlichen Auffätze, welche in diesen Blättern enthalten sind, lassen sich füglich unter folgende vier Rubriken bringen: Geschichte, Staatskunde, Dichtung, Kritik. Wir nehmen zusammen, was in der ganzen Folgereihe von Heften, die bis jetzt erschienen sind, verwandten Inhalts ist.

I. *Geschichte.* Wir haben im Deutschen einen ungeheueren Reichthum an Büchern der Geschichte: aus älterer Zeit mehr Erzähler, Chronikenschreiber, deren dichterisches Vielwissen urtheilslos doch in der Anmuth einfacher Gutmüthigkeit dasteht; aus neuerer Zeit mehr Forscher, die mit scharfsinniger Gelehrsamkeit in der Vergangenheit ordnen und walten; das Verdienst dieser letzteren besonders ist unverkennbar, und jeder wahren Geschichtskunde unentbehrliches Hülfsmittel. Aber bey so grossen Schätzen, die in unserer Literatur aufgehäuft liegen, ist die Gleichgültigkeit auffallend, mit der sie von dem grossen Publicum betrachtet werden; ja dieses fühlt gegen unsere Geschichtsbücher eine Art Abneigung, die bey anderen Nationen nur etwa die strengeren Wissenschaften trifft. Bey uns nämlich gehört die Geschichte noch wenig der Kunst an; sie ist immer mehr in Bezug auf bestimmten praktischen Gebrauch, sey es juristisch, politisch oder bloss gelehrt, behandelt worden, und dem heiteren Gebiet edler Geistesbildung und erhebender Gemüthserfüllung mehr, als zu entschuldigen ist, fremd geblieben. Die eigentlichen Darsteller, die geschichtlichen Künstler, in deren Seele das vergangene Leben sich gleichsam wiedergebiert, und zu schöner Gestalt ausbildet, wo die Wahrheit und der Geist nicht mehr getrennt erscheinen, diese sind es, deren unsere Literatur noch so sehr entbehrt, und deren Mangel gegen den Reichthum an Weltweisen und Dichtern um so seltsamer absticht. Freylich haben wir die ausgezeichnetsten und herrlichsten Geistesgaben immerfort um das Gebiet der geschichtlichen Kunst, wie Griechen und Römer sie hatten, und unter den Neueren vorzüglich Italiener und Spanier sie besitzen, kreisen gesehen, und wir können in *Winkelmann*, *Möser*, ja selbst bisweilen in *Johannes v. Müller*, vorzüglich aber in *Goethe*, deutlich jenen Geist erkennen, der der Geschichtschreibung gewachsen wäre, wenn er sich so recht eigentlich mit der Form derselben befasst hätte; allein diese grossen Männer entbehrten, oder verschmähten auch vielleicht, die eigentliche Technik dieses Talents, und sind daher in dieser Rücksicht den phantasiereichen Menschen, die keine Verse machen, zu vergleichen; das innere Leben ist wohl da, und schafft und treibt, aber das in feste äussere Erscheinung Bindende fehlt, und ihre Erzeugnisse nehmen entweder andere Gestalten an, oder sie verfliessen auch wieder in das Meer des täglichen Lebens; in beiden Fällen ist für die bestimmte Kunst als solche wenig gewonnen. Nur durch die eigentlichen Darsteller der Geschichte kann diese selbst ein wirkliches, einflussreiches und wohlthätiges Eigenthum des Volkes werden, nur durch die wahre Kunst den ungefügigen Stoff zu einem starken Werkzeuge der Volksthümlichkeit bilden, damit dem Volk die Kraft seiner Vergangenheit nicht in unkundigem Vergessen entweiche. Wir dürfen behaupten, dass ein Volk, welches seine Geschichte kennt, schwerer zu besiegen sey, und länger bestehe, dass es aber seine Geschichte nur kennen zu lernen vermag, wenn es sie lesen kann, denn das Studiren bleibt dem Gelehrten. *Lesbare* Geschichtbücher zu schreiben, ist aber freylich nichts Geringeres, als *aufführbare* Schauspiele zu dichten; das Gemeine drängt sich auf, und das Edle zieht sich zurück, wenn nicht die höchste Kunst das Innere wie das Äussere in gleichem Grade beherrscht. *Schillers* geschichtliche Versuche können höchstens seinen guten Willen zeigen, und dass er wusste, worauf es ankam; glücklicher waren einige Andere, unter denen der General *von Funk*, Verfasser der trefflichen Lebensgeschichte Kaisers Friedrichs II, oben an steht. Die deutlichste Anschauung aber der ganzen Aufgabe, und ihre würdigste Erfassung hat unter Allen zuerst *Woltmann* durch seine geschichtlichen Arbeiten dargelegt, denen man das Verdienst nicht wird streitig machen können, dass sie in dem oben angegebenen Sinne wirklich lesbar sind, d. h. die schwerfälligen Gerüste der Gelehrsamkeit, unter deren Hülfe sie entstanden, wieder abgestreift, und eine freye Kunstgestalt angenommen haben. Seine Geschichte von Grossbritannien, von Frankreich, des westphälischen Friedens, und erst neuerlich die treffliche Geschichte Böhmens, nebst anderen einzelnen geschichtlichen Darstellungen, sind um so dankbarer anzuerkennen, als wir wenigstens in dieser Rücksicht nichts Besseres und nur wenig Ähnliches aufzuweisen haben, obgleich wir nicht in Abrede seyn wollen, dass nicht nur überhaupt, sondern auch durch den Vf. selbst in der Geschichtschreibung viel Höheres geleistet werden könnte, wenn die Begünstigungen des heutigen Lebens so leicht erlauben wollten, die ganze Kraft vieler Jahre ungetheilt auf ein einziges Werk zusammenzudrängen. Er ist selbst der Erste, der sorgfältig daran erinnert, dass er auf dem Wege, aber nicht am Ziele sey; wie er denn in der Vorerinnerung zu dem bedeutendsten geschichtlichen Auffatze, der durch diese Blätter hindurchgeht, *Friedrich von der Pfalz und Maximilian von Baiern*, dieses Ziel auf die würdigste Weise in schöner, doch nicht unerreichbarer Ferne zeigt. Dieser Auffatz ist eigentlich *das erste Buch einer Geschichte des dreyssigjährigen Kriegs*, eines Geschichtkreises, auf welchen der Vf. den frü-

heren, noch keineswegs aufgegebenen Plan einer grossen Geschichte der deutschen Nation von dem Kaiser Maximilian bis zum Schlusse des westphälischen Friedens einstweilen beschränken zu müssen glaubte. In Hoffnung einer günstigeren Zeit, da ihm die Benutzung aller zahlreichen ungedruckten Schriften und sonstigen mannichfachen Hülfsmittel für diesen Zeitraum eröffnet seyn möchte, musste er sich jetzt damit begnügen, die Geschichte jenes Kriegs aus den gedruckten Quellen zusammenzusetzen, „die noch unerforscht genug sind, um ein wahrhaft *neues* Werk zuzulassen, wenn es gleich schon immer etwas ächt Neues in der Geschichtschreibung ist, sobald einer selbst den schon zu Tage geförderten Stoff mit *seinem* Geiste von Neuem hervorholt." Die grosse Verwickelung dieses Stoffes, dessen Reiz uns in dem kriegerischen Theile eben so gegenwärtig, als in dem religiösen schon entfernt liegt, ist in der That mit eigenthümlichem Geiste hier zu einer Klarheit und Übersicht erhoben, dass jeder Leser davon angesprochen werden, und die Darstellung eben so gut zur Unterhaltung geniessen, als zur Belehrung gebrauchen kann. Die Bilder der Zeit sind zur deutlichen Anschaulichkeit günstig zusammengestellt, und dieses Ordnen und Stellen der Massen gehört zu den ersten Erfodernissen der Geschichtskunst. Doch sollten, unseres Bedünkens, bey dem ausserordentlichen Reichthum und Umfang jener Begebenheiten, noch viel mehr einzelne Züge damaligen Lebens in die Darstelluug, ohne dieser darum mehr Breite zu gönnen, verarbeitet seyn. Die Schreibart ist im Ganzen äusserst lobenswerth, besonders wenn wir bedenken, dass in Rücksicht der Geschichte noch keineswegs, wie unsere Dichtkunst sich rühmen kann, die deutsche Sprache die Ausbildung besitzt, um dem Schriftsteller sich als schon fertiges Werkzeug darzubieten; wie sehr *Woltmann* auf alle Weise selbst durch seine vielfach angetasteten Übersetzungen der Alten, zur Fertigung dieses Werkzeugs eifrig beygetragen, ist noch nicht hinlänglich anerkannt. Wir geben als eine Probe der Schreibart die folgende treffliche Schilderung, die wir nicht erst besonders herausgesucht haben. „Der Tod des Kaisers Matthias erledigte die Thronen von Ungarn und Böhmen, welche durch Wahl und Krönung dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark zugesichert waren. Allein von den Kronen und Erblanden war es gleich zweifelhaft, ob sich Ferdinand je eines sicheren Besitzes derselben erfreuen werde. Ungarn ward von dem Fürsten Siebenbürgens, dem unruhigen Bethlen Gabor, überzogen. Die türkischen Barbaren, stets zum Kriege gerüstet, drohten mit ungeheuerer Waffenmacht, wahrscheinlich um gleichfalls dieses Königreich zu überschwemmen; und wenn sie in kurzer Frist die Burg von Wien belagern konnten: so zogen die ober- und die unterösterreichischen Stände, welche die Huldigung verweigerten, und die rebellischen Schlesier und Mähren, zur Belagerung eben derselben Burg heran. Jeder Nerv seiner inländischen Macht war dem König abgeschnitten, und doch sollte er sie bewaffnen zur Beschirmung seiner Provinzen wider die furchtbaren äusseren Feinde, sollte sie anwenden, um sich der Kaiserkrone, welche seit lange die höchste Zier seines Hauses war, im deutschen Reich zu versichern. Die Grundursache der verzweiflungsvollen Lage, in welcher er sich rings in seiner Staatengruppe von hellem Kriegsfeuer eingeschlossen sah, oder durch dumpfen unterirdischen Brand noch schmerzlicher geängstet fühlte, lag unverkennbar in der Zerrüttung, welche der Religionszwiespalt in Leben und Gemüth seiner Unterthanen gebracht hatte. Die evangelische Lehre bedrohte ihn gefährlicher, als die Kriegsmacht des halben Mondes; aber in seinem katholischen Glauben fand er auch mehr Schutz, als in der sehnlichsten Rüstung. Indem seine eigenen Unterthanen ihm den Weg zum deutschen Wahltage versperren wollten; indem er seine Kinder selbst in Grätz nicht sicher glaubte, und auf ihre Flucht nach Tyrol sann; indem das wenige Kriegsvolk, das er durch Matthias aufgestellt fand, mit Meuterey drohte, da es weder Sold noch Brod hatte: beschloss er, der Würde des katholischen Glaubens und seiner eigenen nichts zu vergeben, und den Plan einer festen Grösse für die Zukunft zu verfolgen, auf dem unter seinem Fuss erschütterten und brennenden Boden. —"

Ritter Georg von Frundsberg; von *Woltmann*. Diese, bis in das dritte Buch fortgeführte Lebensgeschichte eines unserer verdientesten ritterlichen Helden der Vorzeit gehört unter die schätzenswerthesten Vorarbeiten zu einem deutschen Plutarch, der, mit rechtem Geist, und in gehöriger Ausdehnung unternommen, ein wahrhaftes Geschenk wäre, das unserem Volksthum noch zu machen wäre. Beyläufig sey es gesagt, dass ein solches biographisches Werk aber keineswegs den Titel führen dürfte, unter welchem wir es aus Bequemlichkeit bezeichnen. An eigenthümlichem Erfassen des Charakters und richtiger Beurtheilung des Umgebenden würde nicht leicht einer unserer anderen Geschichtschreiber mit *Woltmann* wetteifern. Die Bearbeitung dieser Lebensgeschichte Georgs von Frundsberg kann um so mehr zum Zeugniss dienen, als gerade dieser Stoff zu den am meisten zerstückelten und zerstreuten gehört, und noch wenig zu strenger Gestalt gebracht worden. Wegen dieses Widerstrebens des Stoffes ist auch die ganze Darstellung nicht zu derjenigen Anmuth und Helle gelangt, deren wir den Vf., z. B. in der meisterhaften Darstellung des Freyherrn von Görz (s. die Zeitschrift: „Geschichte und Politik") theilhaftig sehen. Auch gegen den vorhergehenden Aufsatz steht dieser in der eigentlichen Schreibart etwas zurück.

Nachrichten von Schillers Leben. Die im ersten Bande der sämmtlichen Werke Schillers bekannt gemachten sehr zuverlässigen Nachrichten *Körners* des Vaters hat der Herausgeber mit beträchtlichen eigenen Zusätzen versehen.

Kriegsabentheuer; vom Ritter *K. A. Varnhagen von Ense*. Auch dieser Aufsatz gehört gewissermassen der Geschichte an, da der Grund der Erzählung eine glaubwürdige Familienüberlieferung ist, und bey den eigentlich geschichtlichen Vorgängen der Belagerung

und Erstürmung von Ofen die genaueste Wahrheit beobachtet worden.

II. *Staatskunde.* Die Behandlung der politischen Gegenstände bedarf in einer Zeitschrift dieser Art einer besonderen Zartheit und Mäfsigung. Das Allgemeinere verdient hier vorzugsweise aufgenommen zu werden, damit der gemeinere Verkehr mit zubereiteten Tagsneuigkeiten nicht zu sehr mit den edleren Musengaben absteche. Wir glauben indefs hier das gehörige Mafs so wenig überschritten, dafs vielmehr dieser Theil der deutschen Blätter füglich eine Erweiterung vertragen könnte.

Über Macchiavelli's Fürstenspiegel als Rettungsmittel; von *Friedrich Buchholz.* Eine neue und geistreiche Ansicht des berühmten Buches vom Fürsten in Bezug auf den Zweck, den man dabey als den ersten des grofsen Florentiners voraussetzt, nämlich die sämmtlichen Staaten Italiens zu einem grofsen Königreiche vereinigt zu sehen. Merkwürdig ist es, sagt der Vf., dafs die Wirkung, welche Macchiavelli's Fürstenspiegel hervorbringen sollte, so ganz verfehlt wurde. Er stellt dann die Möglichkeit einer Widerlegung desjenigen Einwurfs auf, der da behauptet, dafs nur Lorenz von Medici, an den Macchiavelli sein Buch und seine Foderung richtete, nicht der rechte Mann dazu gewesen sey. Ein Fürst ist offenbar im Nachtheil gegen einen Schriftsteller, heifst es, wenn dieser die ganze Welt zu Richtern über seine Gedanken auffodert, jener hingegen weder durch Thaten noch durch Worte sein Verhalten rechtfertigt. Wenigstens ist der Schein für den Schriftsteller dadurch, dafs der gröfste Theil seiner Leser, hingerissen von einem grofsen Plan, sich nicht einfallen läfst, die Ausführbarkeit zu untersuchen. Und dann folgt ein glücklich erfundenes, und mit Geschicklichkeit ausgeführtes Schreiben, wie Lorenz von Medici dem Macchiavelli hätte antworten können. Was der Vf. darin über den Zustand Italiens aus damaliger Zeit sagt, kann zu wichtigen Betrachtungen über dasjenige führen, was in dem jetzigen Zustande Italiens einer solchen Vereinigung seiner sämmtlichen Theile, wie sie neuerdings heftig gewünscht und namentlich durch die mächtige Gesellschaft der *Carbonari* erstrebt wird, im Wege steht. Der Ansicht des Vfs., in sofern sie die allgemeinere Möglichkeit politischer Gestaltungen unserer Zeit betreffen dürfte, könnte übrigens manches Triftige erwiedert werden.

Universalmonarchieen; von *Woltmann.* Ein wahrhaft weltgeschichtlicher Blick auf die grofsen Erscheinungen der Zeit. Der Vf. behauptet, dafs im Gange der Geschichte der Menschheit es nicht auf Universalmonarchieen, sondern auf einen Bund freyer Staaten und Völker abgesehen sey, und alle Versuche zu Universalmonarchieen nur Ausbreitungen des Gemeinsamen, wodurch der Bund eigentlich Gestalt und Einheit erhalten kann, bedeuten sollen. „Der wesentliche Grund, sagt er sehr richtig, warum der Revolutionskrieg von Seiten der Franzosen viele Jahre hindurch glücklicher geführt werden mufste, als von der Gegenseite, lag ohne Zweifel darin, dafs die Elemente zu einem neuen Staatensystem, welche sie in ihren bürgerlichen Verhältnissen jetzt hegten, nach und nach eben während des feindseligsten Kampfes in die entgegengesetzten Staaten übergingen, und daselbst, wenn auch keine offenbare Zwietracht, jedoch eine Lähmung der Nationalkräfte verursachten. Die reelle Macht, welche Napoleon Bonaparte von der französischen Revolution erbte, war freylich grofs genug, um zu Eroberungsabsichten führen zu können; aber ungleich gröfser war die ideale, die ihm jene Wendung der Zeit verlieh, wodurch die Feudalgrundlage der europäischen Staaten und ihres Bundessystems in eine nationale verwandelt werden sollte." Was der Vf. sodann über die Rolle des merkwürdigen Mannes als Universalmonarchen sagt, ist ein neuer Beweis der unparteyischen Würdigung, mit welcher gerade diejenigen Männer Bonaparten im Innersten angreifen, welche seine äusseren Eigenschaften am meisten geneigt sind zu bewundern. *Woltmann*, dem man das Letztere oft mit blinder Parteysucht vorgeworfen, fand sich als Geschichtskundiger in demselben Falle, in welchem der kriegswissenschaftliche Hauptmann *Müller*, der, wenn er einem anderen Volke angehörte, von diesem schon zur höchsten Berühmtheit erhoben wäre, als Stratege sich befand, da er in seiner Schrift über die Schlacht bey Leipzig dem ihm so sehr verhafsten Feinde die schon bestrittene Feldherrngröfse ausdrücklich wieder zusprechen mufste.

Einflufs der englischen Nation auf die Politik des Continents; von *Woltmann.* Dieser, im Anfange mit Freyheit und Umsicht geschriebene Aufsatz läfst eine viel gründlichere und ausführlichere Anwendung der aufgestellten Sätze erwarten, als diejenige ist, auf welche er nur allzu bald hinausläuft. Der Einflufs, von dem hier eigentlich die Rede ist, gehörte so sehr dem Augenblicke an, dafs er schon jetzt nachgelassen, und kaum dagewesen ist, aber selbst in seiner kurzen Dauer nie für etwas Gutes genommen werden konnte. Die Engländer haben auf dem wiener Congresse eine sehr schlechte Rolle gespielt, und für Deutschland nur verderblich gewirkt, wie denn die Zerreifsung Sachsens zum Nachtheile dieses Landes und Preussens noch lange wird empfunden werden. Aber freylich nimmt der Vf. hier noch an, die Engländer würden diese Zerreifsung abwenden. Er begeht übrigens darin einen grofsen Fehler, dafs er den wohlthätigen Einflufs der englischen Nation an dem Wirken eines dem besseren Geiste dieser Nation gerade entgegenstrebenden verderbten Cabinets zeigen will. In seine Lobpreisung des österreichischen Kaiserhauses können wir nicht anders als einstimmen, doch hätten wir sie hier nicht erwartet.

Der Kriegsminister Soult; von *Woltmann.* Eine kurze Betrachtung des in den letzten Begebenheiten so grofses Interesse erweckenden Mannes. Ein Geschichtskundiger hat auch die Gestalten seiner eigenen Zeit gegenwärtiger vor sich, da er gewohnt ist, die Erscheinungen im Zusammenhange zu sehen.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Prag u. Berlin, in der Expedition der deutschen Blätter: *Deutsche Blätter*, herausgegeben von *Carl Friedrich von Woltmann*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

III. *Dichtung*. In diesem sehr reichen Abschnitte haben wir eine grosse Mannichfaltigkeit von Erzeugnissen vor uns, von dem flüchtigen Bilde des Epigramms und dem werdenden Gefühle des Liedes bis zu den grossen Gebilden des Trauerspiels und des Romans. Wenige kleinere Gedichte ausgenommen, sind sie alle von *Karoline von Woltmann*; wir wollen daher zuvörderst einige Worte im Allgemeinen von dieser Dichterin sagen. Man hat schon längst die Bemerkung gemacht, dass alles Vortrefflichste in der Dichtkunst wie in der Weltweisheit sich gewissermassen gleiche, trotz aller Verschiedenheit, welche in Zeit, Sitte und Persönlichkeit der Verfasser gegründet ist, so dass das Charakteristische gleichsam überwunden wird. Unsere Dichterin zeigt in allem, was ihr wahrhaft gelungen ist, sowohl im Ganzen als in einzelnen Stellen dieser Art, eine entschiedene Ähnlichkeit mit dem Vortrefflichsten, dessen Dichter sich zu rühmen haben, eine völlig mit jenen übereinstimmende Darstellung und Sprache. Alle einzelnen Gaben der Dichtung, Verstand, Einbildungskraft, Gemüth, Antrieb, Ausdruck, Verskunst, haben sich innig durchdrungen und in eine harmonische Mischung aufgelöst, wo Alles im Gleichgewicht nach dem Einen höchsten Zwecke der Dichtkunst ringt. Durch diese Richtung zur Vortrefflichkeit ist jedes Vorherrschen einzelner Eigenschaften, jede abstechende Eigenthümlichkeit, die allein ausüben will, was dem Verein *aller* Eigenschaften aufgegeben ist, entfernt, und eine gleichmässige, heitere, ruhige Künstlerstimmung herbeygerufen. Freylich ist die Abwesenheit des Charakteristischen, die bloss Folge der Vollendung seyn sollte, an denjenigen Stellen unangenehm, wo mit ihr auch diese fehlt, und die Werke zweyter und dritter Ordnung könnten oft selbst durch ihre Verirrungen einen Vorzug zu haben scheinen, der sie wenigstens interessant macht; allein dafür gelangen sie auch nie zu der in Gleichgewicht gesetzten Mischung des Talents, durch welche allein das höchste Ziel der Kunst erreicht werden kann. Es ist aber keine Frage, wenigstens in unserer Literatur, wo Alles nur noch Streben und Richtung ist, darf es keine seyn, dass schon das Streben nach dem Höheren mehr zu schätzen ist, als das Erreichen des Geringeren, und diess gilt besonders hier, wo das höchste Streben so oft ein wirkliches Erreichen wird. *Karoline von Woltmann* besitzt eine wahrhaft dichterische Ader, die Fähigkeit, dichterisch zu fühlen und anzuschauen, und unverkennbar strömen ächte Wogen solcher Quelle durch ihre Darstellungen, die mit innerer Anmuth grosse äussere Gewandtheit verbinden; aber gleichwohl können wir nicht unbedingt überall das gleiche Lob aussprechen, besonders was die grösseren Werke betrifft, wo die Abwesenheit glänzender Verirrungen, wie schon gesagt, nur desto höhere Ansprüche an die Dichterin begründet. Nach dieser vorangeschickten Erörterung ihres Talents überhaupt können wir über die einzelnen Erzeugnisse, deren genauere Prüfung ohnehin den hier vergönnten Raum überschritte, desto kürzer seyn.

Maria und Walpurgis, *ein Roman*; von *Karoline von Woltmann*. Die bis jetzt erschienenen Hefte gehen bis zum Schlusse des fünften Buches, mit welchem die Erzählung abgebrochen ist; das Ganze lässt sich daher noch nicht übersehen, und folglich auch über das Mitgetheilte nur ein schwankendes Urtheil fassen. Doch leuchtet ein sehr lebhaftes Interesse hindurch, und die einzelnen Schilderungen regen zur grössten Theilnahme an. Die Vfn. ist vorzüglich geschickt, innere Zustände und wir möchten sagen den Wetterschein der Verhältnisse klar und deutlich zu sehen, und mit bestimmten Zügen wiederzugeben; der gegenwärtige Roman ist reich an solchen Stellen, die ganz meisterhaft ausgedrückt sind. Nicht weniger gelingt es ihr, den Gang von Begebenheiten darzustellen, das Wesen der Charaktere aber besser im Ganzen, als in besonderer Beabsichtigung. Wir wünschen die Fortsetzung dieses Romans, der zu den besten Erscheinungen dieser Art zu gehören verspricht, recht bald erfolgen zu sehen.

Orlando, *ein Trauerspiel*; von *Karoline v. Woltmann*. Der Gegenstand ist mit Einsicht gewählt, und mit Sicherheit behandelt, ohne weder die Strenge des Inhalts, noch den südlichen Ton der in Kalabrien spielenden Geschichte aus den Augen zu verlieren. Die Charaktere sind gut entworfen, und hin und wieder durch Meisterstriche das Innerste ans Licht gerufen. Gleichwohl scheint uns das Ganze noch eigentlich mehr skizzirt, als ausgeführt, was jedoch auf der Bühne, für welche es sehr geeignet wäre, nicht so bemerklich wäre. Wegen des Schlusses, der durchaus unbefriedigend ist, und durch das Umkommen der Bösen keineswegs versöhnt, liesse sich wohl eine schick-

liche Änderung erfinden, durch welche zugleich das Schicksal mehr in seiner hohen Gestalt behauptet würde. Schöne Stellen von tiefer Wahrheit, wie folgende:

Wo Niemand seinen Kampf bemerkt, errang
Wohl mancher Held schon seinen schwersten Sieg!

oder:

Sie lächelt. Güte schwebt wie Lebenshauch
Noch über ihre todten Züge, kann
Nicht scheiden von dem anmuthsvollen Leib;
— — so tief beruhigt schläft
Nur, wen nicht mehr das Leben stören darf.

sind reichlich durch das Ganze hingestreut.

Unter den *Gedichten* zeichnen sich vorzüglich folgende aus:

Kaiser Karl der Fünfte, eine sehr schöne Romanze, in welcher die Dichterin den wahrhaft elegischen Ton getroffen hat. Der junge Kaiser ist in Gram versunken, und sucht Linderung durch Saitenspiel und Gesang der Barbara Biombazeres, die zugleich sein Herz gewinnt. Doch vergisst er ihrer im Getümmel der Welt wieder, aus der er sich endlich alt, krank und lebensüberdrüssig zurückzieht; an der Schwelle des Todes naht ihm noch das Bild seiner Lebensblüthe in einem früher nicht gekannten Sohne:

Er erkennt der Mutter Locken,
Ihre Stirn, so licht und rein,
Ihrer Augen sanften Schein;
Ihre Stimme hört er wieder,
Säuselnd wie vom Himmel nieder.

Edwi und Elgiva, Ballade in drey Theilen.

Die Dame vom See, Bearbeitung des englischen Gedichts *The Lady of the Lake*, von *Walter Scott* Esq. Alle drey von *Karoline von Woltmann*, von welcher noch mehrere andere sehr anmuthige und gefühlvolle Lieder in dieser Sammlung befindlich sind. Wir heben das folgende kleine Gedicht auf den verdienten Arzt *Stosch* hier aus, da die theilnehmende Empfindung, welche der Tochter zur Ehre gereicht, es zugleich der Dichterin geworden:

Am Grabe meines Vaters.

Weilt hier freundlichen Blicks, friedselige Pilger, ein Mann schläft
Hier in der Gruft, der Trost, wo er sich nahte, gebracht.
Heilkunst übt' er, getreu der Natur, hat Viele den Lieben,
Hat auch die Tochter, mich selbst, gutem Geschicke bewahrt.
Sein unschuldiges Herz war einzig durch Liebe belohnet:
Liebt das Gedächtniss des Manns, welchem so Viele gedankt!

Wir übergehen mehrere andere Beyträge von *Stolberg, Voss, Klamer Schmidt, Fouqué* und Ungenannten.

IV. *Kritik.* Für Recensionen ist anderweitig schon genug gesorgt, so dass eine Zeitschrift, wie die vorliegende, in dieser Rücksicht nur wenig zu leisten haben kann, ja sogar dieses Wenige nicht in der Gestalt eigentlicher Recensionen, sondern in freyer, dem Sinne mannichfach zugänglicher Abwechselung. Diesem Grundsatze scheint der Herausgeber hier glücklich gefolgt zu seyn, indem bey zahlreichen kritischen Aufsätzen in den deutschen Blättern nichts von jenem Überdruss zu spüren ist, mit welchem die anmasslichen Urtheilssprüche eitler Richter so leicht erfüllen. Wir erwähnen auch von diesen Aufsätzen nur die merkwürdigsten. *Über Goethe's Leben, drey Theile*; von *Woltmann.* Eine ausführliche, kritische Darlegung des herrlichen Werks. Wir haben erfahren, dass *Goethe* selbst mit grosser Zufriedenheit dieser Darlegung gedacht, und geäussert habe, dass es eine Freude sey zu schreiben, wenn man so verstanden werde; und nach diesem Zeugnisse brauchen wir weiter nichts hinzuzufügen. — *Rehbergs Gemäldeausstellung in Berlin.* Der ungünstige Gegenstand, den ein Schriftsteller finden kann, die Beschreibung von Gemälden, ist in neuerer Zeit sehr häufig, und von den grössten Meistern, behandelt worden. Auch dieser Beytrag mag lobenswerth genug seyn, bestätigt aber aufs Neue, dass *Heinse* und *Diderot* in der Kunst, Gemälde zu beschreiben, nicht leicht erreicht werden. *Über Schillers sämmtliche Werke.* Ein Versuch, das Innere der Entwickelung *Schillers* in geordneter Folge anzuschauen. Es werden verschiedene Stufen angenommen, nach welchen seine Werke sich abtheilen lassen. *Schreiben über Kotzebue's Geschichte von Preussen.* Das Geschäft des Geschichtschreibers wird näher betrachtet, und sein Verhältniss zum Dichter bestimmt. *Kotzebue* hatte sich entschuldigt, dass in diesem Werke noch bisweilen der Dichter zu sehen sey, dagegen wird hier als der wesentlichste Fehler dieses Geschichtsbuches angegeben, dass der Dichter nirgends darin zu finden sey. *Spittler*, von *Heeren* und *Hugo.* Ein schätzenswerther Beytrag zur Feststellung des Urtheils über diesen vorzüglichen Geschichtschreiber.

Aus dieser gegebenen Übersicht wird der Geist und Inhalt der deutschen Blätter genugsam erhellen; die Auszüge aus anderen Zeitschriften, die Antikritiken, literarischen Anzeigen u. dgl. erwähnen wir nur im Allgemeinen, um zu sagen, dass sie dem Übrigen entsprechen. Was den Titel *deutsche Blätter* betrifft: so müssen wir noch bemerken, dass zwar noch zwey andere Zeitschriften, die in Altenburg und in Freyburg erschienen, denselben Titel geführt, die gegenwärtigen aber, wenn gefragt würde, welche von den dreyerley deutschen Blättern eigentlich denn die ächten sind, leicht das erste Recht auf diesen Namen darthun können, da sie beynahe ein Jahr vorher, ehe die anderen ans Licht kamen, angefangen haben.

φφ.

Leipzig und Altenburg, b. Brockhaus: *Aus dem Kriegs- und Sieges-Jahre 1813. Vierzig Lieder* nebst Anhang. Von D. *F. G. Wetzel.* 1815. X und 124 S. 8. (12 Gr.)

Der Sinn und Geist altdeutscher Kraft und Männlichkeit hat den Vf. dieser vortrefflichen Lieder durchdrungen. Es glüht in ihnen das Feuer des heiligen Zorns, es leuchtet in ihnen das Licht des Glaubens, der Ergebung und der Liebe; und diese seltene Verei-

nigung jenes muthig verzehrenden, seiner selbst nicht schonenden Feuers, mit jenem höheren Licht, dem nur die Demuth naht, bezeichnet die vorzüglichsten dieser Gesänge. Der Vf. hat sie durchgängig dem Ton der Sprache Luthers und seiner Zeit nahe zu bringen gesucht, und es ist ihm meistens gelungen, seinen Liedern diesen alten tüchtigen Herzschlag zu geben. In glühenden Bildern, in denen er manche Verkündigungen der Propheten und der Offenbarung sehr passiend und ernstlich andeutet, malt er das schnöde, hoffärtige, lügnerische, gräuliche Laster, und den, in dem er eine satanische Menschwerdung erkennt (z. B. im 25sten und 26sten Liede); mit prophetischer Warnungsstimme wendet er sich an das deutsche Volk, und legt es ihm ans Herz, unter dem Paniere des Herrn gerüstet zu bleiben: „denn der arge Feind, der Weltverderber, schlummere nie." (Man sehe, lese und beherzige z. B. den herrlichen *Wächterruf* (als Vorwort), und die herrlichen Lieder No. 32, No. 34, 35 und 36, in welchen jene männlich gerüstete Kraft erstand, die aus Luthers, Opitz und Weckherlins Rüst- und Wehr-Liedern so herzig und treffend redete.) Aber auch der tröstlichsten und seligsten Verheissungen voll sind diese Gesänge, und schauen gläubig und ernst zur Erfüllung des göttlichen Worts empor, das in diesen Tagen so laut zu uns redet, dass man wohl mit Novalis sagen kann, die Bibel ist im Wachsen! — Wie ermunternd und erquickend redet dieser Glaubensmuth, leuchtet dieser Blick zum Herrn der Heerschaaren, in den trefflichen Liedern: „*Mit Gott hat's angefangen, Mit Gott wird's enden auch*" (22). „*Auf Bergen wohnt die Freyheit! Da blüht Leben*" (zur Feyer des 18ten Octobers). „*Nun auf, mein Geist, nach oben*", „*So recht, nur tob' und wüthe zu;*" und vor Allem in dem rhythmischen Gesange: „*Mit Gott beginn ich, und ende mit Gott*" (*Anhang* überschrieben), dem geweihtesten, meisterlichsten und tiefsinnigsten Gedichte der ganzen Sammlung, das Jeder beherzigen möge, der sich einen aus deutschem Volke nennt!

Dass in Ermunterungen zu Kampf und Streit eine sinnliche Lebhaftigkeit der ganzen Darstellung, also auch der gewählten Sprache, vorherrschen muss, liegt in der Sache, so wie der gewaffnete, regsame Körper ja der Repräsentant des innerlich gerüsteten Willens ist; doch scheinen manche der neueren Verfasser von Kriegsliedern in dieser Lebhaftigkeit hie und da an den Ton einer gewissen übermüthigen Kraftlust und eines herausfodernden Hüpfens anzupochen, der nicht im Sinne dieses heiligen Krieges und der Deutschen liegt. Allerdings ist es auch nicht leicht, bey der Tendenz der Ermunterung und der Verbreitung solcher Lieder, die leise Grenze zu treffen, welche der deutsche fröhliche Trotz und Muth nicht überschreiten darf, ohne dem inneren Ernste unähnlich zu werden. Dass das innere Mark in diesen Liedern ebenfalls hie und da in ein allzu musculöses Wesen überging, ist nicht zu leugnen; wir rechnen dahin vorzüglich einige Stellen, welche *Rachelust* schnauben, z. B.: „*Es tobt und brüllt in mir ein Leu, Nach Blut, nach Feindes Blut*" (S. 26); „*Nieder, nieder mit den Hunden, Kein Erbarmen sey gefunden*" (S. 33). Doch sind es nur sehr wenige Lieder dieser Sammlung, die einen solchen Zweifel, ob dergleichen *Lust* zur Rache denn auch der Charakter des Gefühls sey, in dem man sich zur Ausübung eines göttlichen Gerichts geweiht glaubt, veranlassen u. s. w.: denn die meisten dieser Kampfgesänge sind wahre Posaunenstimmen und Ritterfahnen, gemacht, dass unter ihrem Wehen mit doppeltem Muthe gefochten und gesiegt werde, z. B.: „*Ins Feld, ins Feld, du wackres Heer*" (S. 7). „*Wohlauf, ihr Streiter Gottes, auf*" (S. 19); „*Schweizerknabe, Schweizerknabe*" (S. 35); „*Nun wird es wieder Licht auf Erden*" (S. 41); „*Wie wunderbar doch sind des Herrn Gerichte* (S. 54). Auch hat das Gedicht S. 13: „*Auf, das Schwert in tapfrer Rechten,*" des heiligen Zorneifers rechtes Mass.

Das Wort in dem einen dieser Lieder:

Und ob ein härtrer Kampf noch dräut,
Wir haben doch in diesem Streit
Das Schwert wohl lernen führen,
Auf dass wir flugs gerüstet stehn,
Und fertig, in den Streit zu gehn,
Und keine Furcht verspüren,
Bis dass der Erbfeind gar erliegt,
Das Reich des Herrn auf ewig siegt. (S. 98.)

scheint bereits eingetroffen. Der in den Sinn der göttlichen Verkündigungen und Gerichte blickende Geist dieser Gesänge, eignet sie vor vielen anderen Sammlungen ähnlicher Art zu Begleitern für Alle, die im Glauben an die Sache des Herrn und sein Reich in diesen neuen, wahrscheinlich noch grösseren, und gewiss am Ende Gott verherrlichenden Kampf gehen. Ihnen rufen wir aus dem achten Liede dieses Büchleins zu:

Hie tritt Gott selber auf den Plan,
Und bindet mit dem Teufel an,
Das will der Krieg bedeuten,
Darin wir jetzo streiten.
Kreuzfahrer sind wir alle,
Und Märtyrer im Falle.

— us.

1) Lübeck, b. Römhild: *Vaterländische Gesänge, nebst einer Sammlung anderer Gedichte.* Von *Heinrich Kuhnhardt*, Professor. 1815. VIII und 104 S. 8.

2) Lübeck, im Verlag des Vfs.: *Gedichte*, von *Gerhard Friedrich Kaltschmidt*, Privatlehrer der Mathematik und Musik. 1815. 72 S. 8.

Das eigene Urtheil des Vfs. von No. 1 über seine Gedichte kündigt sich in der Vorrede sehr bescheiden an, und dieselbe scheint den Standpunct, von dem aus sie betrachtet seyn wollen, sehr richtig auf Alle, die an den besonderen Schicksalen seiner Vaterstadt, Lübeck, Theil haben und nehmen, vorzüglich zu beschränken. In diesem Sinne wird man mehrere derselben, z. B. *Epistel an G. d. Richerz* (letzten Bürgermeister zu Lübeck vor dessen Unterjochung), *Lübecks Festgesang, der heimkehrenden hanseatischen Freyschaar geweiht*, u. m. a., gewiss mit herzlicher

Theilnahme lesen; durch höheren Kunstwerth und gehaltenere Poesie ausgezeichnet ist der *Epilog am Schlusse des Jahrs 1814, Deutschlands muthigen Söhnen gewidmet.* — Die andere Hälfte dieser Sammlung enthält Gedichte vermischten Inhalts. Sie verrathen wenig Beruf zur dichterischen Kunst, und die etwas dürftige Poesie ihres Stoffs spinnt und dehnt sich, wie diess bey solchem Mangel immer der Fall ist, ermüdend aus: doch enthalten sie Beweise eines herzlichen Gefühls, eines guten Sinnes; und obwohl nicht neu und tief in der Gedankenfolge, doch in jener Rücksicht der Anerkennung werth ist z. B. *die Elegie auf den Tod eines holden Knaben*, schöner und origineller noch *der Tauftag*. Das Ganze schliesst mit *Sinngedichten nach Martial*, die meistens zu loben sind, und einem epischen Fragment, *Hekuba*, worin wenigstens ein recht brauchbarer Stoff für grössere Ausarbeitung angedeutet ist.

No. 2. Nur die alte Neigung des Menschen zur verbotenen Frucht erklärt es, warum Mancher ein Vergnügen darin findet, etwas ungeschickt nachzumachen, was nicht seines Amtes ist. Allerdings ist Poesie keine Zunft, und es kann Keiner zurückgewiesen werden, der Verse machen will; aber viel unmöglicher, als das Eindringen in eine Zunft, ist die Erreichung der Weihe der Kunst für den, der sie nicht von den Sternen hat. Der Vf. von No. 2 nennt sich Privatlehrer der Mathematik und Musik, und so sehr wir von dem Glauben durchdrungen sind, dass es zwischen diesen beiden scheinbar heterogenen Musen einen Punct des Zusammentreffens giebt: so lassen die Gedichte, mit welchen sich der Vf. überdiess beschäftigt, kaum vermuthen, dass er diesen Vereinigspunct, den nur die Poesie ahnen kann, getroffen hat. Zum Lobe jener beiden Musen äussert er sich also:

Die schönsten *Compositionen*,
Sie schwinden hin, im Strom der Zeit,
Die *Grössenlehre* trotzt Aeonen,
Ihr Loos ist Unvergänglichkeit. —

Lässt sich in diesen höchst elenden Gedichten, die meistens eine schülerhaft incorrecte Folge der alltäglichsten Schnurrpfeisereyen von Gedanken enthalten: etwa irgendwo ein blosses Fünkchen, nicht etwa von Poesie, sondern von reiner richtiger Prosa entdecken, so möchte es in den Gedichten: *die Zukunft* und *die Hermannsschlacht*, der Fall seyn. *Der Frühlingsmorgen* liess sich zwar zu Anfang besser an:

Es war ein schöner Morgen,
Um freudig aufzustehn,
Und frey von allen Sorgen
In's weite Feld zu gehn.

Das klang wie aus einer anderen Heimath; sogleich zeigt sich aber, dass ein blosser Hauch des Ungefährs diesen reinen Ton in die Wüste herübergeführt hat. Denn bald darauf heisst es:

Und uns *akkompagnierte*
Der Vögel leichtes Chor;
Die Lerche *deklamierte*
Ihr Lied uns jubelnd vor.

Die Lerche wird sich dafür bedanken! Sie ist Frühlingsbote. — Wenn Hr. *K.* pathetisch wird, ist es ungefähr so anzuhören:

Deine Kinder . . . .
Folgen deines Feindes Winken,
Und wenn Hügel *ihre Säfte* trinken,
Sind befreyt *es* deine Grenzen?

Aber ihre Schatten werden klagen
Über dich dereinst am *Hoch*-Gericht.

(S. 49 u. 50.)

Jedem ist seine Freude gegönnt: am ungetrübtesten würde die des Vfs. an seinen Gedichten bleiben, wenn er sie ungedruckt liesse.

— us.

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *München*, b. Fleischmann: *Schulreden*(,) gehalten bey öffentlichen Prüfungen und Preisevertheilungen an die Jugend, von *Joseph Röckl*, Professor der Pädagogik und Geschichte am königl. Lyceum und Districts-Schulinspector zu Dillingen. 1812. VIII und 164 S. 8. (12 Gr.)

Im J. 1808 wurde Hr. *Röckl* an die Stelle des verstorbenen Prediger *Hörmann* als Schulinspector zu Dillingen angestellt. Als solchem lag ihm die Verpflichtung ob, alljährlich bey der öffentlichen Prüfung der Schüler und bey der Vertheilung der Preise eine Rede zu halten. Fünf derselben theilt er in vorliegender Schrift mit. Sie geben Auskunft über den Zustand und die Fortschritte der Volksschulen in Dillingen. Auch hier befand sich das Schulwesen im traurigen Verfall, und man kann Hn. R. das Verdienst nicht absprechen, dass er bey so wenigen Hülfsmitteln in Kurzem viel geleistet. Beygegeben ist eine Gelegenheitsrede über den Einfluss der häuslichen Erziehung auf die öffentliche.

Zwar zeigen diese Vorträge (denn der Name „*Reden*" ist für dieselben wohl zu stolz und anmassend) von mehr Einsicht und Geschmack als die pädagogische Reise, welche Hr. *R.* 1808 herausgab, und wodurch er sich bey dem pädagogischen Publicum so sehr in Misscredit gesetzt hat; aber doch ist noch alles sehr trivial und oberflächlich, und die Schreibart sehr schwerfällig und fehlerhaft. Der Vf. macht sich kein Gewissen daraus zu schreiben: überhaupts, ferners, mittels, ärndten, Erde-Beschreibung, ich hätte wohl *gewunschen*, von *Seite* der Bewohner, viele arme Mädchens, engere Schlupfwinkeln aufsuchen, zween Setzkästen, verborste Eltern und dergl. Doch wollen wir Hn. R. eine entschiedene Liebe für das Schulfach und einen gewissen praktisch pädagogischen Sinn gern zugestehen. — Interessant war uns die Nachricht, dass nach authentischen Angaben in zehn baierischen Landgerichts-Districten, in der Zeit von zwey Jahren, gegen 450 Schulgärten angelegt, 6330 hochstämmige Obstbäume und über 10,000 Baumpflänzchen gesetzt und mehrere Millionen Obstkerne von den Schulkindern gelegt worden sind.

L. Th.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Berlin, in Commiss. b. Hitzig: *Louise, Königin von Preussen.* Der preussischen Nation gewidmet. Zum Besten der Wittwen und Waisen der für König und Vaterland gefallenen Landwehrmänner und freywilligen Jäger. 1814. 124 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Berlin, b. Wittich: *Über deutsche Geselligkeit, in Antwort auf das Urtheil der Frau von Stael,* von *Karoline de la Motte Fouqué.* 1814. 56 S. 8. (4 Gr.)

3) Leipzig, b. Rein: *Frauensteuer an der Wiege des wiedergeborenen Vaterlandes.* Von *Elisabethe von F.* 1814. 80 S. 8. (6 Gr.)

4) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Deutsche Worte über die Ansichten der Frau von Stael von unserer poetischen Literatur in ihrem Werk über Deutschland.* 1814. 250 S. 8. (1 Rthlr.)

Wir fassen die drey ersten Schriften in dieser Anzeige zusammen, nicht nur, weil sie alle drey von Frauenhänden gefertiget sind (von der ersten vermuthen wir es nur ihrem Ton und Geiste nach): sondern auch, weil ihre Verfasserinnen denselben löblichen Zweck verfolgen, die Deutschheit zu erwecken und höher zu stimmen, sich ungefähr desselben Grades von Cultur erfreuen, mit einerley Elementen und Vorstellungen, die in der deutschen Literatur an der Tagesordnung sind, ihr Wesen treiben, sich auch darin gleichen, dass sie ihres Denkens und Empfindens nicht Meister genug geworden, um trotz der angemassten Einfachheit und Naivheit und Verständlichkeit nicht als Pedantinnen zu erscheinen und mitunter recht dunkel zu bleiben, wo sie sehr klar zu sehen glauben. Endlich sind diese drey Schriftstellerinnen Beweise, wie schwer den Frauen und besonders den deutschen es wird, einen historischen Gegenstand und das Denken mit der höheren Ökonomie der Anlage und des Stils zu handhaben. Sie zeigen sich in dieser Hinsicht als schlechte Haushälterinnen. Wir gesellen den drey Damen den Sprecher der *deutschen Worte* bey, damit sie Jemand haben, der ihnen gewiss besser gefällt, als Rec., und durch seine Anbetung der neuesten Poesie, seinen schwachen, empfindsamen Kunstjüngersinn vortrefflich geeignet ist, insonderheit den beiden letzten von ihnen die Schleppe zu tragen.

Über die Königin Louise von Preussen wird die Notiz, dass sie am 10 März 1776 geboren ward und den 19 Jul. 1810 starb, vorangestellt, um die Schlussfolge daraus zu ziehen: also noch in der vollen Blüthe u. s. w. Dann wird erwähnt, wie tief die Trauer des Königs über den Verlust seiner Gemahlin sey, und der Übergang gemacht, dass nächst ihm sein ganzes Volk die tiefste Trauer um die Königin empfunden habe; und endlich bemerkt, dass dieses seine grosse und schöne Gegenwart an das Andenken Louisens knüpfe, deren Leben also bedeutend gewesen seyn müsse, aber eben desswegen in der dunkeln Zeit vor der Wiederherstellung von Preussens Ruhm nach seiner ganzen Bedeutung nicht ausgesprochen werden durfte. Hier treffen wir auf das eigentliche Thema der Vfn., welches sie mit kurzen, schön gesagten Sprüchen, woran es ihr bisweilen nicht fehlt, in die ersten Zeilen ihrer Schrift hätte stellen sollen. Eben so ungeschickt wird nach den plauderhaften Umwegen, ehe es in der Einleitung an das Hauptthema kommt, mit der Versicherung angehoben, dass *Klarheit des Geistes*, und *Wahrheit des Charakters*, wahre Naturanlagen der Königin gewesen seyen, was man gern aus der Schilderung ihres Lebens abnehmen würde, ehe man es uns versichert. Jene Klarheit des Geistes und Wahrheit des Charakters hätten ihr *grosses Gemüth* gebildet und gekräftiget; und dass sie wirklich ein grosses Gemüth besass, sollen wir darum glauben, weil jene beiden Eigenschaften die Grundlagen desselben wären. Weil, was wir zugeben, ein grosses Gemüth nicht ohne dieselben seyn kann, folgt daraus, dass es immer und nothwendig da sey, wo sie sind? Hätte die Vfn., wovon hier keine Spur ist, sich nur deutlich gemacht, was ein grosses Gemüth sey: so würde sie es der Verewigten nicht auf eine so wenig beweisende Art beygemessen haben. Sie fährt fort, dass dieselbe auch ein *schönes* Gemüth besass, indem sie mit jenen beiden Eigenschaften auch die Liebe verband; und nach solchem kleinen, zum Theil verunglückten logischen Bemühen, welches der historischen Anschauung vorgreift, sie wohl gar ersetzen soll, wird die Behauptung, dass die Königin ein grosses und schönes Gemüth in vollem Mass (ist ein grosses Gemüth in vollem und nicht vollem Masse zu haben?) besass, unter ihren grossen Schicksalen zeigte, auf das ungeschickteste als Brücke gebraucht, um auf die Jahre zu kommen, welche sie vor diesen grossen Schicksalen verlebte. Bey jenen hätten wir sogleich nach dem spruchhaften Ausdruck des obenerwähnten einleitenden Hauptthema seyn sollen.

Indem erwähnt wird, dass die Königin den König gleich nach der Thronbesteigung in die verschie-

denen Theile ſeiner Erbſtaaten begleitete, und auf dieſen Reiſen den erſten Grund zu der allgemeinen Liebe und Verehrung, deren ſie im Preuſſiſchen genoſs, durch ihre Güte, Schönheit und *Grazie* legte, wird die letzte vortrefflich geſchildert. „Sie war nicht bloſs äuſserlich, heiſst es S. 9, ſie geſtaltete ſich aus dem Innerſten ihres Gemüthes, darum war ſie ſo ſeelenvoll und bedeutend. Die Königin hat durch ihr Seyn uns erklärt, warum die Grazien der alten Welt gerade dreyfach geſtaltet wurden: weil es in der Natur eine dreyfache Grazie giebt, die des Geiſtes, des Charakters, und des Körpers, und daſs nur durch dieſe dreyfache Vereinigung die wahre und ächte Grazie entſteht.“ Ob die weitere Schilderung von dem geiſtigen Leben der Königin nicht idealiſirt ſey, ob ſie ſich wirklich nur mit Geiſtern, wie Herder, Goethe, Schiller, befaſste, etwa nur noch an geiſtreichen franzöſiſchen Memoiren und einen Geſchichtſchreiber, wie Gibbon, Vergnügen fand, und an keiner deutſchen gewöhnlichen Modelectüre, ob ſie ſo ganz rein innig nur in Gemüth und Geiſt und Pflicht lebte, kein Intereſſe an bloſs zerſtreuenden, äuſseren Vergnügungen hatte, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen, und bloſs durch die eigenen Worte der gewiſs edeln Vfn. andeuten, wie die Kritik ihr Bild von der Königin zu nehmen habe, von welcher es S. 18 heiſst: „Durch ihr Seyn war etwas entſtanden, was wir eine *Verklärung* des Lebens nennen möchten, was dem Gewöhnlichen im Leben ſo ungleich war, und in deſſen Nähe man ſich *gleichſam* (?) ſo veredelt und ſo beglückt fühlte, daſs der Königin der Name *Engel* bey denen, die ihr Weſen ganz durchſchauten, vorzugsweiſe geworden war. Der *Engel* wurde ſie genannt von allen, deren Herzen ſie am nächſten war.

Indem die Vfn. nun wieder auf die Jahre kommt, wo die Königin mit einem harten und groſsen Schickſal kämpfen muſste, will ſie uns eine allgemeine Überſicht der Ereigniſſe geben, welche ſo mächtig auf dieſelben eingewirkt haben. Wir wünſchten, daſs dieſe allgemeinen Züge tiefer aufgefaſst und richtiger entworfen wären. Wenn ſie meint, daſs alle Hoffnungen, welche in frommen, aber der Zeit und der Geſchichte unkundigen Gemüthern entſtanden, die franzöſiſche Revolution ſey die nahe Morgenröthe einer groſsen Zeit in der Geſchichte, eitel geworden ſeyen: ſo dient zur Berichtigung, daſs derjenige, welcher der Geſchichte nicht oberflächlich kundig war, eine gleiche Hoffnung faſste, und gewiſs noch feſthält, immer mehr beſtätiget ſieht; nur weiſs er, daſs eine nahe Morgenröthe in der Geſchichte auch eine ſolche heiſsen kann, vor deren Anbruch manche Lebensalter der Menſchen vergehen. So flach die Grundanſicht der Vfn. von der franzöſiſchen Revolution iſt, eben ſo flach auch die von Bonaparte. Gewiſs iſt, daſs ſein Wille nicht rein war, was bey einem Machthaber, der eine Revolution zügeln ſoll, für unmöglich gehalten werden muſs; gewiſs auch, daſs die geſunderen Begriffe, die er unbezweifelt in den früheren Jahren und auch noch als Conſul über das Grundweſen der Revolution nicht nur hatte, ſondern in ſich hegte, durch den Sturm der Leidenſchaft, in welchem er ſich und die Welt fortwirbelte, die gute Kraft auf ihn wenig mehr äuſserten. Ihn deſshalb aber, wie hier geſchehen iſt, als das böſe Princip ſelbſt zu nehmen, ſo wie den Kaiſer von Ruſsland als das gute, das iſt nur eine unhiſtoriſche Plauderey zu nennen. Wahrer iſt der Zuſtand beſchrieben, in welchen die Maximen ſeines politiſchen Syſtems die beſiegten Völker verſetzten. Wenn der Vfn. kein Zweifel übrig bleibt, daſs er geſonnen war, ganz Europa unter ſeine Familie zu vertheilen, müſſen wir ſie doch daran erinnern, wie ſehr er ſich bemühte, die Macht ſeiner Familie durch ſeine Vermählung mit einer Prinzeſſin aus der gröſsten und blühendſten unſerer alten Dynaſtieen zu befeſtigen.

Wir freuen uns, auch hier die Verſicherung zu finden, daſs die Königin den Krieg von 1806 nicht wünſchte, ja nicht einmal erfuhr, daſs er beſchloſſen werden ſollte. Eine andere Frage bleibt indeſs, ob ſie nicht eine Stimmung theilte und auf ihren hohen Standpunct erweiterte und kräftigte, nach welcher ein Theil der Preuſſen, inſonderheit die Officiere und der Adel, zu dem Kriege geneigt waren. Die Schmähungen des franzöſiſchen Kaiſers gegen ſie, als die Furie des Krieges, das unbeſchreiblich elende Zeitungsblatt, das telegraphiſche Ungeziefer eines gewiſſen *Lang*, werden hier gehörig gewürdiget. Statt aller Declamationen, „daſs die Königin wie ein Kunſtwerk und Symbol der Schönheit bisher dageſtanden, und die Menſchen kein Urtheil gewagt über ſolches Symbol des Himmliſchen, damals aus dem Tempel gehoben und der Erde, dem Urtheile des Volks übergeben ſey,“ hätten wir deutlicher ausgeſprochen, individueller ausgeführt gewünſcht, was über die Art angedeutet iſt, wie die Königin die telegraphiſchen Verunglimpfungen aufnahm.

Am wünſchenswertheſten wäre eine Auswahl ihrer Briefe geweſen, welche ſie in der Unglücksperiode ſchrieb, und eine Mittheilung der bedeutendſten Blätter aus ihrem Tagebuch. Die wenigen hier gegebenen Proben ſind Belege, wie eine Frau ſchreiben ſoll, und die Natürlichkeit ihres Stils beſchämt unſere Schriftſtellerinnen. „Zwey Hauptgründe habe ich, ſo ſchreibt ſie nach der Schlacht bey Friedland, die mich über alles erheben: der erſte iſt der Gedanke, wir ſind kein Spiel des blinden Zufalls, ſondern wir ſtehen in Gottes Hand, und die Vorſehung leitet uns — der zweyte, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewieſen, der Welt hat er es bewieſen, daſs er nicht Schande, ſondern Ehre will. Preuſſen wollte nicht freywillig Sclavenketten tragen.“ Wahrhaft poetiſch beſchreibt ſie ihren inneren Zuſtand, wie ſie nach Berlin zurückkehren will. „Mir wird es bey dem Gedanken ganz beklommen vor Freuden, und ich vergieſse ſchon ſo viele Thränen hier, wenn ich daran denke, daſs ich Alles auf dem nämlichen Platz finde, und doch alles ſo ganz anders iſt, daſs ich nicht begreife, wie es dort werden wird. — Schwarze Ahndungen ängſtigen mich; *immer möchte ich allein hinter meinem Schirmleuchter ſitzen*, mich meinen Ge-

lanken überlassen: Ich hoffe, es soll anders werden." Die Vorahndung der Königin von ihrem baldigen Tode ist vortrefflich hervorgehoben, so wie überhaupt gegen das Ende dieser Schrift, wo die Vfn. nicht mehr an sich denkt, sondern ganz an den Gegenstand ihrer Schilderung hingegeben ist, wo sie nichts Allgemeines von der Welt- und Völkergeschichte mehr begreifen, keine philosophischen Sätze mehr drecheln, keine Definitionen mehr geben will, ihr Stil, hre Weise natürlicher, klarer werden, und selbst von geistiger Verwandschaft zwischen ihr und ihrem Gegenstande zeugen. Die Innigkeit ihres Seyns sprach die Königin auf dem Sterbebette ganz aus, als sie auf die Frage: ob sie Schmerzen fühle? antwortete: ach nein, aber so ein Aufhören des Seyns! Und die ganze Grazie ihres Wesens leuchtet uns wieder von ihrem Sterbelager, als sie dem Arzte sagt: aber bedenken Sie, wenn ich dem König und meinen Kindern stürbe! Das Schwert geht durch jedes fühlende Herz, wie der König, nach solchen Jahren voll Sturm und Unglück nun mit dem grössten Verlust bedroht, die bittere Überzeugung ausspricht: sie würde leben, wenn sie nicht meine Frau wäre.

Frau von Fouqué will *Geistes*werke nur solche nennen, „die mit dem Geist den Geist berühren und ihn zwingen fortzuarbeiten, ohne Rast und ohne Ruhe, bis er erkennt, was ihn bewegt." Allein es hat Werke des Geistes gegeben, die lange Zeit hindurch auf keinen Geist trafen, den sie berühren und zur Erkenntniss treiben konnten, bis sie an der Zeit waren und gewaltig wirkten. Nach *Fr. v. F.* waren sie also vor dieser Epoche keine Geisteswerke. Sie meint ferner, die lebendige Gewalt einer Schrift werde allein dadurch bewährt, dass sie, das Gefühl wie den Verstand *umfassend*, beide nicht eher wieder loslasse, bis sie sich in einem *Selbsterzeugten* vollkommen verstehen." Wir müssen bekennen, dass diese schwankenden Begriffe in einem Schwall geschraubter Worte uns keine Hoffnung machten, hier ein *Selbsterzeugtes* zu finden, worin die Klarheit eines Geisteswerkes sey; müssen uns inzwischen den Standpunct gefallen lassen, dass die Schrift der Frau *von Stael* über Deutschland ein Geisteswerk nach obiger Beschreibung sey, und die gegenwärtige ein durch jene veranlasstes *Selbsterzeugtes*. Wir sehen hier also eine französische Baronin als Schöpfer, eine deutsche als das Geschaffene, das aber doch auch Schöpfer mit ist. Den Zustand, in welchen die letzte bey solcher Operation gerieth, müssen ihre eigenen Worte beschreiben: „der gleichsam zur Schau (warum gleichsam, da das ganze Werk zur Schau nach Herzenslust ausgestellt ist?) gestellte *Schattenriss* meiner Nation ängstete mich so lange, bis mich eine genauere Bekanntschaft durch alle Linien und das ganze Trieb- und Räder-Werk desselben (ein Schattenriss mit einem Trieb- und Räder-Werk wird wohl alle bewegliche Mienen eines lebendigen Gesichtes nachmachen können?) *zerrend*, plötzlich den Hahn- und Wende-Punct des ganzen Streites entdecken liess, und ich den lästigen Traum von mir schiebend rief: *Das sind wir nicht! das sind ja gar keine Deutsche!*". Hätte die Vfn. mit dieser Ausrufung ihr Büchlein angefangen, und uns nicht sechs dunstvolle Seiten hindurch darauf warten lassen: so würde sie gesprochen und begonnen haben, wie einer liebenswürdigen Frau geziemt; und hätte sie einfach die Bemerkung hinzugesetzt, dass Frau *von Stael* der deutschen Sprache und Art nicht genug mächtig war, um ein Bild von uns mit lebendiger Wahrheit zu schaffen: so wären wir der folgenden Seiten auch überhoben gewesen, und brauchten uns nicht durch Stellen wie folgende *zerren* zu lassen: „Ihr fehlte das erste Element, deutschen Lebens, *deutsche Luft* (da aber Frau *von Stael* ihr Buch wahrscheinlich grösstentheils in Deutschland schrieb, muss sie bey dieser Arbeit ihr Schreibcabinet wohl mit einer mitgebrachten künstlichen französischen Luft gefüllt haben?). Ihr Athem, ihr Organ ward durch einen anderen Hauch (nämlich, als die deutsche Luft) bewegt, die Töne fliessen und brachen sich in dem fremden (wahrscheinlich *Hauch*, soll also heissen: sie sprach und schrieb französisch in Deutschland) ohne in einander zu fliessen (daraus folgt offenbar, dass die Franzosen, wenn sie ihre Sprache in Deutschland reden wollen, sich schlechterdings Luft mitbringen müssen!), *es lagen Berge dazwischen* (Berge, zwischen dem Athem der Frau *von Stael* und der deutschen Luft, wenn jene Dame in Deutschland ist!)." Dass wir hier nur über den Ausdruck schetzen, brauchen wir wohl nicht zu erinnern. Die Vfn. hat keinen anderen Gedanken, als die richtige und ganz gewöhnliche Bemerkung, dass Frau *von Stael* auch in Deutschland eine Französin geblieben sey, aber sie will viel höhere Gedanken haben, und die Ausdrücke spielen ihr den Possen, dass sie auch jenen unterschlagen. Späterhin, nachdem sie sich noch mit vielen pomphaften und gezierten Redensarten umhergetummelt, fasst sie ihn wieder, spricht ihn mehr aus, doch immer noch seltsam genug: „Frau *von Stael* blieb auch der äusseren Erscheinung nach in ihrem Frankreich, und schob dieses nur, sich fortbewegend, über Deutschlands Boden hin. (Ein Glück für uns, dass diese mächtige Frau sich nie mit Bonaparte befreundet hat.) In dem weiteren Schaum von Phrasen, in welchem bisweilen ein Ding von Gedanken aufgeworfen wird, sehen wir auch das richtige Urtheil, dass Frau *von Stael* den deutschen Volkssinn gar nicht kannte, und desshalb auch die Spitzen unserer Cultur, sowohl in literarischer, als geselliger Hinsicht, nicht vollkommen zu würdigen verstand. Indessen hat sie darin gewiss Recht, wenn sie von dieser höchsten Sphäre unseres Lebens urtheilt, dass in ihr viel Ernst, wenig heitere Gesellschaft sey, und kann nicht damit widerlegt werden, dass in der Nacht, wo der Landsturm an der Havel und Elbe aufgeboten war, die alten Männer den Jünglingen in der Dunkelheit Bärte malten, die Weiber mit Laternen hinzutraten, und unter schallendem Gelächter die geschwärzten Gesichter beleuchteten. „Ich habe da nichts von dem speculirenden Ernst, oder von jener kränklichen Einbildungskraft bemerkt, wovon Frau *v. St.* sagt: *qu'elle inspiroit la crainte du péril.*" Wir sind auch der Meinung, dass das deutsche Volk Spass und Geselligkeit liebt; nur ist zwi-

schen unserer feineren Gesellschaft und Literatur und unserem Volkssinn noch gar zu wenig Wechselwirkung, und das einheimische Leben von diesem ist für jene beiden nicht um den hundertsten Theil so ergiebig gewesen, als ausheimische Sitte und Literatur. Da Fr. *v. St.* nach der ganzen Anlage ihres Buches eigentlich nur über den Deutschen in Literatur und Gesellschaft (*société*) und nicht über den Charakter unseres ganzen Volkes urtheilt, ist demnach nicht zu verwerfen, was sie über unser ernstes und einsames Leben spricht. Vielleicht hätte Fr. *v. St.* sich über unseren Mangel an Thatkraft und unseren Mangel an fester Seele, welchen man bey unseren rohen Manieren nicht erwarte, weniger hart ausgedrückt, wenn sie nach der letzten Epoche in Deutschland geschrieben hätte. Ob sie zu dieser Milderung befugt gewesen wäre, möchte indess durch unseren kurzen, glücklichen Kampf wider die französische Tyranney nicht so vollkommen entschieden seyn, wie die deutsche Baronin glaubt, welche wider die französische ausruft: „wahrlich, die ewige Gerechtigkeit konnte zur Widerlegung aller dieser Schmähungen nicht lebendiger wirken, als dass sie sie eben jetzt erst laut werden liess." Dabey sieht diese selbst recht gut ein, dass politische Unabhängigkeit die gesellige bedinge; doch hat sie Unrecht zu glauben, dass wir jene schon mit geliebtem Blute erkauft haben. Höchstens erstritten wir die Unabhängigkeit von Frankreich, doch damit keine politische überhaupt, die nicht ohne politisches und öffentliches Leben seyn kann. Das Gefühl von wahrer bürgerlicher Freyheit, welches in uns erwacht war, muss noch sehr gestärkt, umgetrieben werden, in vielseitiges Handeln übergehen, ehe wir den Vorwurf der Fr. *v. St.*, dass die Deutschen energische Schmeichler und rüstige Unterthanen sind, garnicht mehr verdienen.

Was die Vfn. über unseren Mangel an einer frey herausgebildeten Einheit in der Lebenssprache bemerkt, ist in diesem Büchlein besser gesagt, als man nach den gegebenen Proben von seiner Sprache erwarten sollte. Wir hoffen, bey Erörterung der Art hat ihr das Gewissen geschlagen, und sie habe wohl gefühlt, dass bey einer Lebenssprache, die wir durch politische und gesellige Freyheit gewännen, eine Buchsprache, wie die ihre, von der guten Gesellschaft nicht geduldet werden kann.

Elisabethe von Fouqué schrieb in dem Augenblick, als die Deutschen über den Rhein gegangen waren, um ihren Sieg für die deutsche Freyheit in der Heimath der Tyrannen zu verfolgen. Etwas wortreich erklärt sie zuerst, wie uns die Franzosen um unsere Volksthümlichkeit (die eigentlich nie vorhanden war) allmählig gebracht haben. Man sollte eine solche Untersuchung eigentlich so benamen: wie kam es, dass unter den ausheimischen Formen, die zu allen Zeiten, nachdem das Römerthum eingewandert war, in Deutschland eine grosse Rolle spielten, das Franzosenthum die allgemeinste und am meisten durchgängige Sclaverey über uns brachte? Die Vfn. hätte hier mit ihrem klugen Worte, „dass uns die Franzosen seit Ludwig dem vierzehnten für Deutsche viel zu schlecht, zu Franzosen noch lange nicht tauglich gemacht haben," wirklich ausgereicht, ohne dass sie gegen den „alten germanischen Volksgeist, der sich zurückzog, ein Gewitterhimmel seine Stirne", den „leichtfüssigen Sanscülotte" aufzustellen brauchte; und wie wahr und schön wäre die geistige Revolution, die bey uns gleichzeitig mit der politischen französischen vorging, nach ihrer Art und ihren Wirkungen mit den Worten geschildert gewesen: „ein leuchtender Abendstern, der die untergehende Sonne deutscher Herrlichkeit begleitete, um als Morgenstern ihr wieder voranzugehen". Aber um solche Sätze bringen die schreibenden deutschen Frauen mit seltener Ausnahme so viel krauses Gewölk, dass man ihren Strahl leicht übersieht. Beherzigung verdient der Eifer wider die Aufnahme, welche die französischen Emigrirten in Deutschland fanden. „Mit zuvorkommender Milde ward eine bedeutende Anzahl Franzosen aus der verdorbensten Classe dieses Volkes aufgenommen an den Höfen unserer Fürsten, und von den wohlhabenderen Einwohnern der Städte, ja der Städtchen und Flecken. Eine Masse der frivolsten Ausschüsslinge eines frivolen Volkes, gaben sie in Kurzem dem französirenden Ton unserer höheren Stände ein so bedeutendes Übergewicht, dass die schwachen Überreste deutscher Sitte mehr und mehr einer bedeutungslosen Flatterhaftigkeit weichen mussten, von welchen die Frauen zuerst und am gefährlichsten ergriffen wurden." Die Zeit ist wiederum so geworden, dass wir diese Erfahrung als Warnung brauchen können. Was über die deutschen Helfershelfer für Deutschlands Unterdrückung während der gestürzten Tyranney Napoleons gesagt wird, ist schon dadurch äusserst schief, weil die Apostel des französischen Heils in Deutschland die rächende Nemesis so ereilen soll, wie sie den Verräther Magdeburgs ereilte. Einige der grössten Köpfe und besten Patrioten unter unserer Nation haben von den napoleonischen Einrichtungen und Maximen etwas Erspriessliches für unser Vaterland erwartet, und die Erfahrung wird ihre Hoffnungen immer mehr rechtfertigen: was haben sie gemein mit dem kopflosen und feigen Krieger, der die Veste Magdeburg so schmählich hingab? Unter jene Helfershelfer sind hier auch alle diejenigen gerechnet, „die wenig danach fragen, ob Deutschland oder Frankreich in dem Kampf unterliege, wenn nur ihre persönliche Existenz nicht gefährdet wird." Wir mögen dergleichen Menschen gewiss so wenig, als irgend eine unserer Patriotinnen leiden; aber die Masse derselben in Deutschland steigt auf neun und neunzig vom Hundert, selbst unter denen, die für deutsche Patrioten gehalten seyn wolten. Wie ist nun ausführbar, was Frau *Elisabethe v. F.* vorschlägt, dass man jene Menschen sammt und sonders nach Frankreich schicken solle? Den Vortheil hätte sie freylich bey einer solchen Entvölkerung Deutschlands, dass dadurch die Ausmerzung der französischen Sprache in unserem Vaterlande gewiss befördert würde; denn diejenigen, welche dieselbe brauchen und lieben, gehören beynahe sammt und sonders zu solchen, die den Sieg Frankreichs über Deutschland selbst gern sähen, wenn ihr Privatvortheil gar nicht darunter litte.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
MAY 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

3) Leipzig, b. Rein: *Frauensteuer an der Wiege des wiedergeborenen Vaterlandes.* Von *Elisabethe von Fouqué*, u. s. w.

4) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Deutsche Worte über die Ansichten der Frau von Stael von unserer poetischen Literatur in ihrem Werk über Deutschland*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Untauglichkeit jener Sprache für eine wahrhaftig feine Gesellschaft finden wir hier mit einem scharfen und zarten Sinn dargethan. „Die gehaltlose Leere, dass der Franzose lange und artig schwatzen kann, ohne etwas gedacht oder gesagt zu haben, wurzelt allerdings in seiner Sprache, und ist gewiss nicht die Anmuth der Unterhaltung, die dem Deutschen zusagt. Keine Sprache aber, und diess ist hier das Wichtigste, hat je, wie die französische, die sich vor allen die galante nennt, die Zartheit in dem Umgange beider Geschlechter so gewaltsam verletzt, dass man es, als ein eigenes, seltsames Vorrecht des Franzosen ansehen muss, züchtigen Ohren unzüchtige Dinge vorsagen zu dürfen, die in jeder anderen Zunge mit Recht als Beleidigungen angesehen würden." So gern wir dieses Urtheil einer zart und edel denkenden deutschen Frau unterschreiben: so gern stimmen wir auch in ihre Hoffnung ein, dass die gebildeten Männer unserer höheren Stände, unter welchen ächte deutsche Bildung keine Seltenheit mehr sey; die deutsche Sprache durchaus zu der ihrigen wählen, und ihr so erst die letzte feine Bildung geben werden. Die kaum erschienenen *Memoiren des Freyherrn von S — a* können für eine solche Hoffnung Epoche in unserer Literatur machen. Wenn dagegen die Vfn. zur ausheimischen Sprache für unsere höheren Stände die spanische vorschlägt, weil sie leicht zu lernen, wahrhaft adelich sey, Wohllaut mit Kraft, und Anmuth mit Hoheit verbinde: so müssen wir zunächst überhaupt gegen einen Vorschlag der Art protestiren, weil eben die letzte Ausbildung unserer eigenen Sprache für das feinere Leben dadurch hintertrieben würde, und es uns noch lächerlicher kleiden möchte, den Spanier zu spielen, als den Franzosen, welcher uns doch immerhin näher verwandt ist, als jener, so wie unser Volk in den Zeiten, da es wenigstens mehr Deutschheit hatte, als unser gegenwärtiges, die spanische Nation bitterer hasste, als je die französische. Dann würde auch die Realisirung jenes Vorschlags uns das einzige Gute rauben, welches wir von der französischen Sprache haben, dass wir bequem mit ihr uns bey allen gebildeten Völkern durchhelfen. *Elisabethe von F.* meint zwar, diess gerade solle ja aufhören, und für diese Bequemlichkeit die spanische Sprache gestempelt werden. Allein eine solche Operation würde auf lange Zeit eine grosse Unbequemlichkeit zur Folge haben, und zuletzt doch misslingen, wenn sie nicht auf einmal ein paar Jahrhunderte herzaubern kann, die alle die Umstände, unter welchen die französische Sprache in Europa allgemein geworden, zu Gunsten der spanischen mit sich bringen. Gelänge dann aber auch die Operation; so wäre diess gewiss kein Glück für uns. Wir wollen eine ausheimische Sprache einzig der Bequemlichkeit halber für den europäischen Verkehr reden können, und dazu ist die französische nicht nur hinreichend, und einmal eingeführt, sondern auch deshalb vorzuziehen, weil die ächte deutsche Bildung dieselbe nie als ein Organ für sich ansehen, wohl aber durch die Höhe und Anmuth der spanischen verführt werden könnte, ihr die Blüthe der Cultur, und nicht der deutschen aneignen zu wollen.

Dass auch die französische Mode für deutschen Sinn verderblich sey, und eine deutsche Nationaltracht manches Übel des Luxus und der Entartung unter uns wegräumen könnte, versteht sich von selbst. Wir sehen aber nicht ein, wie unsere Vfn. zu einer Nationaltracht gelangen will. Sie geht von der sichtlichen Wahrheit aus, dass die Menschheit nackt sey, es also keine Kleidung an sich gebe, sondern nur die Kleidung eines bestimmten Menschen. Daraus scheint uns zu folgen, dass jedes Individuum, der Art und dem Bedürfniss seines Leben und Landes, der Eigenthümlichkeit seines Körpers gemäss, sich eine Kleidung wählen müsse. Wie man aber aus jenen Vordersätzen die Nothwendigkeit einer Nationaltracht beweisen will, ist gar nicht abzusehen, weil auch das Volk, welches seine Nationalität am schärfsten ausgeprägt hat, doch zu verschiedene Individuen und Lebensarten in sich begreift, als dass eine und dieselbe Tracht für Alle von diesem Volk die Kleidung des bestimmten Menschen seyn könnte. Die Erfahrung beweist auch, dass höchstens eine sogenannte Nationaltracht die Tracht von einem oder wenigen Gauen ist. So weiss auch unsere Vfn. offenbar selbst nicht recht, was sie die deutsche Tracht nennen soll, und wenn sie auf die Kleidungen hindeutet, welche die deutsche Kunst des Mittelalters gezeichnet hat: so möchte sich historisch leicht darthun lassen, dass dieselben eine ausheimische Mode

waren, wie jetzt der französische oder englische Schnitt in Deutschland.

Über die sittliche Heiligkeit der Ehe, als die Basis aller guten bürgerlichen Gesellschaft, die leichte und nothwendige Verbindung zwischen dem wissenschaftlichen und praktischen Leben der Männer, und dergl. mehr, werden gegen den Schluss der Schrift allerley Aussprüche gethan, welche wir der Vfn. höher anrechnen würden, wenn sie nicht selbst verriethe, dass ihr dieselben mehr stückweise zugekommen, als durch ihre Geisteskraft und in organischer Einheit gewachsen sind. Beyspiele können in solchem Fall arge Verräther seyn, dass man selbst nicht einmal ganz gefasst habe, was man ausspreche. Um zu zeigen, dass der Gelehrte das praktische Leben nicht vernachlässigen dürfe, thut sie die wunderliche Frage: „Sollte z. B. der Geist des Alterthums, mit dem Sokrates in den Reihen athéniensischer Männer focht, und heimgekehrt sein Volk in der Weisheit unterrichtete, nicht der wahre Geist des *Philologen* seyn?“ Die Apostrophe am Schluss der Schrift an ein paar Philosophen und Dichter neuerer Secten in Deutschland beweiset nichts, als dass *Elisabethe v. F.* den engen Kreis ihrer Bildung für die Cultur des Zeitalters, und was ihr zusagt, für das Heil der Gegenwart und Zukunft hält.

Schliesslich machen wir noch die Bemerkung, dass man diesen drey schreibenden Frauen, welche überhaupt die Schule, oder die Tradition nicht verläugnen können, durch welche sie die verschiedenen Stücke, und die Farbe ihrer Cultur überkamen, noch bestimmt den Lehrmeister ansieht, der sie unterrichtet hat. Die erste übt, ehe sie einfach die Sache ausdrückt, eine Dialektik aus, wie *Fichte* sie gelehrt haben mag, in dessen starken Händen sie noch immer gefährlich und schwach zugleich blieb, weil auch sein sonderlicher Scharfsinn bey den Gegenständen, worauf er als die einzig mögliche Grundlage fortbaute, doch mitunter wohl Sätze unbemerkt liess, die daneben in der Tiefe lägen, und unbenutzt seine Grundlage aus einander schoben. Von der zweyten Dame ist hinlänglich bekannt, dass sie mit einem Gemahl lebe, der vielleicht neben *Tieck* allein in den neueren literarisch poetischen Secten ein ächtes poetisches Talent besitzt, welchem aber eben so, wie bey jenem Dichter, Verstand und Stärke des Willens zu wenig beywohnen, als dass es Genie genannt werden könnte. Von den Streifzügen der Phantasie, welche sie mit ihm in die beiden nur dämmernden Regionen der Wissenschaft und Kunst macht, findet man auch in dem vorliegenden Büchlein Spuren. Den Schluss der Schrift von *Elisabethe von F.* vergleiche man mit der Vorrede zu *Tiecks* Phantasus. Man sollte vermuthen, dass sie beide zusammengekniet haben, um die Brüder Schlegel, Novalis u. s. w. als Sterne der ersten Grösse anzubeten, wobey sich von selbst versteht, dass *Elis. v. F.* den Mitbeter auch unter diese Sterne erhöht. Dass sie mit der spanischen Sprache etwas Donquixotterie treibt, lässt gleichfalls auf die Nähe jenes Lehrers schliessen, oder eines seiner innigen Geistesverwandten: denn aus antiker Einfalt, romantischem Zauber, altdeutscher Art, der buntesten Poesie aller Völker, Naturphilosophie und Religion, hat die neuere deutsche Literatur ein Compositum gemacht, und Statuen daraus gegossen, in denen zum Theil nur ein klingen des Leben ist, die sich aber so ähnlich sind, und so gleichlauten, dass sie sich einander repräsentiren können.

Von dem Nachsatz in dem Schmelztiegel solcher Composition ist der *deutsche Wortführer* gegen Frau *v. Stael* gemacht, der *Isidorus* heissen will, und einen Freund *Dionysius* hat, „mit welchem er erstanden ist, so dass sie den Herrn bey sich haben.“ Ein sehr geistreicher Recens. der Frau *v. St.* in dieser Allg. Literaturzeitung, Jahrgang 1813. No. 133. hat dargethan, welchen ungebührlichen Einfluss eine neue Secte in der deutschen Literatur auf die Ansichten und Urtheile jener Schriftstellerin hatte, so dass ihre Mitglieder mit dem übertriebensten Lob überschüttet wurden. Isidorus hat bey dem gegenwärtigen Buch den Hauptzweck, zu zeigen, dass jene Secte noch bey weitem nicht genug von der Fr. v. St. gelobt sey, und noch viele Glieder derselben, die in dem Werke über Deutschland nicht genannt sind, als grosse Männer bey der Unsterblichkeit einzuführen. Rec. wünscht, dass aus vielen Winkeln und Sippschaften des literarischen Deutschlands Wortführer aufstünden, die auch ihre schreibenden Bekannten und Freunde als grosse deutsche Männer im Vergleich mit der französischen Literatur aufstellten. Welche furchtbare Landwehr von Geistern! Die Trommelschläger bey ihren verschiedenen Abtheilungen hiessen dann insgesammt *Isidoristen*.

Capitel vor Capitel des beschriebenen Buches über unsere poetische Literatur wird hier mit Anmerkungen begleitet. Wir können uns nicht einer gleichen Ausführlichkeit befleissigen, um Isidorus und Frau *v. St.* mit einander zu verständigen; wir greifen nur einige Bemerkungen des Ersteren auf, die ihn und seinen Ton besonders charakterisiren. „Wenn Fr. v. St.,“ heisst es S. 17, „uns vorwirft, dass wir uns wenig um Kritik kümmern,“ (allerdings um gesunde, richtige). „so können wir antworten, eher zu viel, als zu wenig,“ (auch richtig, um die der Sippschaft, die bestellte und eine solche) „die durchaus ein Element alles neuen Strebens, so auch des poetischen, geworden; gleichsam der Protestantismus der Poesie.“ (Diese Kritik des poetischen Strebens ist vortrefflich dazu gemacht, um jedes Hirngespinnst unserer Freunde durch sie zu vergöttlichen, indem ihr freysteht, zu erdichten; und leider ist es in unseren Tagen dahin gekommen, dass die Kritik Poesie, und die Poesie Kritik seyn will, und sich einander zu Grunde gerichtet haben.) „Kritiken unter aller Kritik, wie z. B. mit Clemens (von welchem Papst dieses Namens mag hier die Rede seyn?) zu reden, jeder Morgen ein Blatt fallen lässt, und Freymüthigkeit mit Huttens edlerem Bilde beschönigt, achten freylich die wahren Freunde der Kritik eher für kritische Zeugen des Augenblicks, als für kritische Zeugen der Zeit.“ (Um einer bekannten Zeitschrift, einen Hieb zu geben, trägt Isidorus kein Bedenken, die Freymüthigkeit in der Kritik für ein schlimmes Zeichen zu halten; und sollte man die Spielerey nicht noch weiter treiben, und sagen, dass sein kritisches Spiel mit Kritik und kritisch unter aller Kritik sey?)

Die Gemälde, welche Frau *v. St.* von *Goethe* und

Schiller aufgestellt hat, werden sehr ähnlich, geistreich aufgefasst genannt, und seyen besser gelungen, als die Analysen ihrer Werke; nur begreife man nicht, wie die Vfn. es anfange, „um mit einem einzigen Blicke das anzusehen, was unserer Meinung nach eben so aus einander folgend und in sich Eines ist, wie Natur und Menschenleben." Soll diess heissen, dass der Dichter und seine Werke Eins sind, diese aus seiner Natur hervorgehen, wie das Menschenleben aus dem Naturleben: so müssen und sollen ja beide mit einem einzigen Blick gefasst werden, und bey Frau *v. St.* ist eben das Übel, dass sie nicht vermochte, die Personalität und die Werke der genannten Dichter wie Eines mit einem einzigen Blick zusammenzufassen. Wir kennen nichts, was an Wahrheit, Tiefe der Abstraction und Versinnlichung des Abstrahirten den Gemälden gleich käme, welche die *Gräfin Rosamunde* im ersten Theil der erwähnten *Memoiren* des Freyherrn von *S—a* von *Goethe* und *Schiller* entwirft.

Über unsere Prosodie möchte Isidorus etwas besonders Schönes sagen, und geräth deshalb, wie es ihm und allen den Kritikern, welche die Kritik mit Poesie durchdringen wollen, gewöhnlich geht, auf Übertreibung und Verunstaltung einfacher und bekannter Wahrnehmungen. Er meint, weil wir Deutsche bestimmtere Jamben und Trochäen als Spanier und Italiäner hätten, wäre gleichwohl unsere ganze Prosodie auch auf das accentuirende Princip aller romantischen Sprachen gebaut, und die antiken Gründe der Längen und Kürzen fänden bey uns nicht Statt; „nicht die Stellung der einzelnen Töne gegen einander, sondern die Stellung des Tongebildes, auf dem der Hauptsinn ruht, und das Verhältniss der mit ihm zusammenhängenden anderen, bestimmt die rhythmische Zeit. In dieser Verschiedenheit des Princips beider Prosodieen schläft der Sinn des ganzen Gegensatzes der alten und der neuen Welt. Es ist der der *Bedeutung für sich* und der *Bedeutung im Bezug auf ein Unsichtbares*, das sich hier in den Klang, den die einzelnen Töne bilden, verschliesst." Welche Verunstaltung und Verzerrung der ganz einfachen Wahrnehmungen, dass in jeder Sprache die Accentuirung und die Stellung der einzelnen Töne gegen einander zusammen die Prosodie bilden, in der einen jene, in der anderen diese den überwiegenden Einfluss hat, die Griechen besonders, auch die Römer, dieses doppelte Princip der Prosodie ungleich höher ausgebildet hatten, als wir alle sogenannten Romantischen, dass indessen wir Deutsche das Princip der Stellung der einzelnen Töne gegen einander, wie es hier ausgedrückt ist, in unserer Sprache weit mehr hervor- und hervorheben können, als die übrigen modernen Sprachen, in der Accentuirung aber hinter manchen von ihnen zurückstehen. Nach der Theorie von Isidorus wird man viele der neueren deutschen, oder aufgewärmten altdeutschen Gedichte für vortrefflich versificirt ausgeben können, welche für das gebildete Ohr schülerhafte Stümperey sind. Denn sobald einer behauptet, in der Poesie eines seiner Freunde, oder seiner eigenen sey eine meisterhafte Stellung des *Tongebildes*, das ein *Unsichtbares* in sich verschliesse: wer kann ihm widersprechen? Wenn auch tausend gesunde und ausgebildete Ohren sagen, dass sie dergleichen nicht finden: so bleibt es immer hart, ihn einen Narren zu schelten, wenn er ein *Tongebilde* sieht, und in demselben etwas *Unsichtbares sieht*, und in diesem Unsichtbaren die musikalisch poetische Meisterschaft seiner Freunde, oder seine eigene entdeckt. So ist überhaupt das Treiben und Schicksal der neueren Ästhetik in Deutschland, dass die Theorie durch höchst einseitige Wahrnehmungen an den Werken der Kunst entstand, zum Theil durch den Kitzel, etwas Neues zu sagen, und andere unlautere Triebe veranlasst, alsdann Kunstgebilde nach ihr gefertigt wurden, und sie wiederum durch Anstaunen derselben und das läppische Bemühen, das mehr oder weniger erbärmliche Machwerk, welches sie eigentlich geschaffen, als etwas Herrliches darzustellen, immer blödsichtiger ward.

Zu ähnlichen Rügen geben alle Abschnitte dieser Schrift Anlass. Bey solchen Theorieen, bey der Jüngerschaft, der läppischen Denkart, wovon der Vf. besessen ist, darf man sich nicht wundern, dass trotz der Armuth an wahrhaft productiver Kraft, die in der neuesten Zeit immer mehr in Deutschland überhand genommen, es den vorliegenden Blättern nach in unseren Gauen von reichen Genies wimmelt. Indem *Matthisson* und *Salis* (dem unverrückten Gefühl und klarem Kunstsinne gesunder deutscher Herzen und Köpfe nach die beiden besten jetzt lebenden lyrischen Dichter, wenn wir *Goethe* auf seiner Höhe allein stehen lassen) den *wahrhaften* Dichtern entgegengesetzt werden: folgt diese Stelle, die noch als Beleg der albernen Freundschaftlichkeit dieses deutschen Wortführers gelesen werden mag: „Lyrischer Poesie, heisst es S. 69, bey Deutschen zu gedenken, und zu verschweigen, was *Tieck* und *Friedrich Schlegel* auf zwey ganz verschiedenen Wegen für sie gethan, was *Novalis* für Hymnen gesungen; so vieler ihnen nachfolgender Erscheinungen nicht zu gedenken, worunter die von *Wilhelm von Schütz* als Repräsentanten des deutschen Strebens nach Umfassung südlich -idealer Poesie, wie die von *L. A. von Arnim* und *Clemens Brentano* (wohl jener obige Clemens, wo wir auf einen Papst riethen?) als Repräsentanten ächter Wiedererneuerung des Volksliedes wenigstens genannt werden muss, vieler anderer reicher Genies und Talente zu geschweigen; heisst den Becher absichtlich mit Lethe füllen." Wahrhaftig, bey dergleichen Stellen ist uns wohl eingefallen, dass Frau *v. St.* statt der Einrichtung, die sie ihrem Werke gab, das gelehrte Deutschland von *Meusel* mit preisenden Anmerkungen hätte herausgeben sollen. Inzwischen wird dieser Missgriff wieder gut gemacht seyn, wenn unser Aufruf in dieser Recension nur bald bewirkt, dass die *isidorianische* Landwehr mit der Trommel einherzieht.

Es überfällt uns ein gar zu grosser Ekel, die Vergötterungen, die Isidorus in seiner süsslichen, von einer unendlichen Liebe durchflossenen Seichtigkeit weiter vornimmt, noch mehr zu beleuchten, als dass wir nach geäusserten Bedauern, wie der arme *Goethe* immerfort paradiren muss, damit dieser oder jener von den *Dionysien* des Hn. *Isidorus* ihm zur Seite gestellt, und somit ein grosser Mann werde, nicht eilen

sollten, von dem Letzteren zu scheiden. Nur ist noch unsere Pflicht, des Capitels über die schreibenden Frauen in Deutschland zu erwähnen, damit unsere gute Absicht klar werde, warum wir ihn den obigen drey Damen zugesellten. „Die Vfn., schilt er Frau v. *St.*, hat sich noch einer Vergesslichkeit, oder wie wir es nennen sollen, schuldig gemacht, die wirklich ganz unerhört ist." Er versichert dann, dass unsere neue Poesie nicht nur an Meisterwerken des männlichen Genius reich sey, sondern dass wir auch Dichterinnen haben, die im Wettstreite mit den Meistern auch ihre Kränze fodern könnten. Frau *v. St.* müsste durch das Gefühl, eine solche Nebenbuhlerin zu haben, sich zu einem schönen Wort über die *grosse Schriftstellerin Karoline von Fouqué* begeistern lassen. So wird dieselbe Dame aufgeführt, die wir unter No. 2 haben kennen lernen, und von welcher wir hinreichend gezeigt haben, dass sie der ersten Elemente eines guten Stils nicht mächtig sey. Ihr zu vergütigen, was ihr an unserem Tadel wehe gethan haben könnte, auch des seltsamen Anblicks wegen, wie ein Kritiker seine Phantasie quetscht, um die Kritik mit Poesie zu durchdringen, heben wir die Schilderung von ihr aus: „Was unter den Blumen die dunkele königliche Granate, ist sie unter den sinnigen Frauen in Deutschland. Was ihre Werke voll Tiefe, Kraft und Genialität so unendlich auszeichnet, ist, dass ihr Wesen Fülle philosophischer Reflexion ist, und die glühendste Phantasie wie aus einem vollsaftigen bunten Blumenquell herauf die Alpe, wo sie steht, den Umkreis zu beherrschen, mit Farben durchglüht. Ihre Gedanken wären fast kalt für Helligkeit und Besonnenheit, wenn die Phantasie sie nicht wieder herabzöge in die dunkele Wundertiefe des Gemüths, einer Sirene gleich, und der Gedanke dann als Blumenkoralle wieder emportauchte, die funkelnden Tropfen in seinem Stern." Könnte unser obiges Urtheil über dieselbe Schriftstellerin besser belegt werden, als mit dieser Stelle, wo ihr wunderbarer Geist sich in der Poesie von Isidorus abspiegeln soll? Mit ähnlichen Ausdrücken, welche dieser Zeitung nicht mehr zur Last fallen sollen, preiset er die Heldin, welche ihm gleich gross wie jene dünkt, die Vfn. von dem Roman *Florentin*. Schon früher hatte er eine *tiefere Bedeutung* darin gefunden, dass die Romane *Florentin* und *Lucinde* nur mit den ersten Theilen erschienen sind. Sollte jene tiefere Bedeutung darüber hinausgehen, dass Publicum und Verleger nicht nach mehreren Theilen sehnsüchtig waren? Der *Agnes von Lilien* wird nur ein ganz kleiner Bückling gemacht, und gleichwohl sind die ersten Bogen von ihr unbezweifelt unser bestes Zeugniss von der darstellenden Kraft der deutschen Frauen.

R. V. K. St.

LITERATUR - GESCHICHTE.

LINGEN, b. Jülicher: *Münsterländisches Schriftsteller-Lexicon, ein Beytrag zur Geschichte der westphälischen Literatur.* Angefertigt von *Fr. Rassmann.* 1814. X u. S. 167. Anhang 4 S. 8 und fast 2 S. Druckfehler-Verzeichniss. (16 Gr.)

Deutschland ist an Schriftsteller-Verzeichnissen einzelner Länder und Städte reich, wiewohl im letzten Jahrzehende weit weniger als vorher zum Vorschein gekommen sind; sie haben nicht bloss als Vorarbeiten zu *Meusels* gel. Deutschland, oder als Ergänzungen und Berichtigungen desselben ihren Werth, sondern können mehr leisten, als von einem allgemeinen Werke gefodert werden darf; die biographischen Nachrichten können mehr Vollständigkeit haben, das Örtliche wird berücksichtigt, Nebenbemerkungen finden Statt, und eine kleinliche Genauigkeit ist da an ihrer Stelle. Dergleichen Bücher gehören zu dem Apparat der vaterländischen Literaturgeschichte, und werden den Nachkommen vielfach nützlich seyn.

Zu den besseren Sammlungen der Art gehört das vorliegende münsterländische Schriftsteller-Lexicon, eine Fortsetzung von *Driver's Biblioth. Monast.*; es ist mit Fleiss und Sorgfalt zusammengetragen, und enthält mehrere schätzbare Artikel. Aufgenommen sind lebende Schriftsteller, welche im Münsterischen geboren sind oder sich aufhalten; von Verstorbenen werden gelegentlich in Anmerkungen Nachrichten beygebracht. Viele biographische Skizzen zeichnen sich durch Ausführlichkeit aus, und sind aus handschriftlichen authentischen Mittheilungen geflossen. Bey den Schriften werden oft die öffentlichen Beurtheilungen nachgewiesen, und auch Gelegenheitsgedichte oder Aufsätze in Sammlungen und Zeitschriften, sind nicht mit Stillschweigen übergangen. Freylich besteht die Mehrheit der hier aufgeführten schriftstellerischen Productionen in solchen Aufsätzen, die dem Augenblicke oder dem örtlichen und persönlichen Interesse angehören, oder in Dissertationen und ascetischen Arbeiten; aber unter den 126 Schriftsteller-Namen kommen doch mehrere vor, welche von allgemeinerer Wichtigkeit sind, und über die eine bestimmtere Auskunft dem Literator willkommen seyn muss.

Von Theologen bemerken wir: *Anton Wilhelm Peter Möller*, jetzt in Breslau; *Marcellin Molkenbuhr*; *Friedrich Leopold*, Graf zu Stollberg; *Michael Wecklein*. Von Juristen: *Friedrich v. Bulow*; *Anton Matthias Sprickmann*, jetzt in Breslau. Von Medicinern und Naturforschern: *Anton Bruchlausen*; *Heinrich Chavet*; *Mauritz Detten*; *Joseph Fehr*; *Johann Heinrich Niemann*; *Alexander Rave*; *Albert Matthias Vering*; *Joseph Bernard Wilbrand*. Unter den Mathematikern und Technologen zeichnen wir aus: *Friedrich Matthias Berghaus*; *Joseph Isaak Bergh*; *Sever Campill*; *Mauritz Eilmann*; *Wilhelm Gertz*; *Johann Heinrich Joseph Niesert*. Unter den Philosophen war uns besonders *Anton Joseph Dorsch* merkwürdig; unter den Pädagogen der verdiente *Bernard Overberg*. Von den Philologen sind die bekannteren: *Johann Hyacinth Kistemaker* und *Johann Christoph Schlüter*. Als Historiker schienen am bemerkenswerthesten: *Georg Bernard Depping* zu Paris, der unter anderen auch den Text zu des Grafen *Rechberg* (hier durch Druckfehler: *Rochberg*) Prachtwerke: *Les peuples de la Russie*, in 2 Fol. geschrieben hat; sodann der für Urkundenkenntniss so unermüdete *Nicolaus Kindlinger*, und *Friedrich Wilhelm Ferdinand von Rael von Boegelskamp*.

MR.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

GESCHICHTE.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Berlin, b. Maurer: *Die neuesten Ereignisse in ihren Folgen für die Menschheit.* Erstes Heft: *Die Ereignisse der Jahre* 1812 *und* 1813 *in ihren Folgen für die Menschheit, für die jetzige Generation und besonders für den preussischen Staat. Ein Blick in die Zukunft.* Von *E. C. W. Cosmar*, königl. preuss. Justiz-Commissarius. 1814. VI u. 77 S. 8. broschirt. Zweytes Heft: *Nachrichten und Bemerkungen aus den Feldzügen der Jahre* 1813 *und* 1814, aus dem *Tagebuche eines Feldgeistlichen* in dem preussischen Heere. Nebst einer *Beschreibung der Schlachten*, von welchen der Verfasser Augenzeuge war. 1814. VI u. 282 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es ist viel auf einmal unternommen, die Ereignisse der letzten Jahre in der dreyfachen, auf dem Titel von H. 1 angegebenen Beziehung entwickeln zu wollen. In der Vorrede, die zu jedem denkbaren Inhalt passen würde, sucht man vergebens einige nähere Nachricht über den Plan des Vfs., und auch aus den bis jetzt erschienenen beiden Heften geht nur so viel hervor, dass sie durch Mannichfaltigkeit des Inhalts den Leser zugleich zu belehren und zu unterhalten bestimmt sind.

In der Überschrift der ersten Abhandlung (H. 1. S. 1 — 44): *Der Geist der Geschichte — oder Einfluss der Jahre* 1812 *und* 1813 *auf die Cultur des Menschengeschlechts*, hebt der beschränkende Nachsatz die Allgemeinheit des ersten Begriffes auf. Betrachtungen über die Zeitbegebenheiten und ihre wahrscheinlichen Folgen sind noch nicht Geist der Geschichte. Der Vf. meint es jedoch ernstlich, und nimmt den Mund etwas voll. „Heil uns, ruft er aus, dass wir gewürdigt sind, in diesen Tagen der Läuterung Mensch zu seyn! Vor uns entschleyert sich die Ewigkeit. — — Wie elektrisirt und erhebt uns die himmlische Lehre der Astronomie! Aber unser Geist verliert sich in der unendlichen Ferne der Fernen, unser Seelenauge erblindet in dem *Spiegelgedanken* der Centralsonne der Centralsonnen" — —. Nach und nach senkt dieser hohe Flug sich erdwärts. „Das Universum, — — heisst es ferner, — sollte bloss die Ahnung des Höchsten in uns erwecken, der Geschichte dagegen ist es vorbehalten, uns, unserer Fassungskraft gemäss, durch Vorhaltung des Spiegels der Vergangenheit und der Gegenwart über den hohen Zweck unseres Daseyns und über das Göttliche in uns zu belehren." — Wir denken: auch über das Menschliche; aber der Vf. kann noch nicht Fuss fassen auf dem Erdboden, er schwingt sich abermals als Seher auf: „Der Schleyer der Schöpfung ist gelüftet! Es sey uns vergönnt, in das Allerheiligste des Lebens und des Todes zu schauen, u. s. w.!"

Es folgen nun eine Menge aphoristischer Sätze, z. B.: „Der Mensch ist frey; diese Freyheit des Willens ist die Quelle seiner Vervollkommnung und documentirt seine göttliche Abkunft; die wahre Welt ist für den Menschen nicht ausser ihm, sondern in ihm; in dem Krystall seiner Seele spiegelt sich die Welt; jede optische Täuschung ist subjectiv, und je reiner der Spiegel, desto schöner die Welt. — Was das Licht der Welt, den Sonnen und Planeten, ist die Liebe der Geisterwelt. — Es giebt keine Theilbarkeit der Liebe, und der magische Zusammenhang der Liebe, dieses ewige Ausströmen und Zurückströmen, ist der geistige Weltverband. — Der Mensch soll nur Mensch, nicht Engel seyn; der Mensch soll daher *nichts lernen*, als *lieben und sterben*; alles übergeistige Forschen und Streben führt nur in das Labyrinth der Mystik — (wir glauben davon eben jetzt einen Beweis vor Augen zu haben), — „so wie die blosse Vernunft ohne Glauben in die Wüste des Atheismus. Kosmopolitismus ist daher der höchste menschliche Zweck."

Nachdem der Vf. dieses herausgebracht und zugleich bewiesen hat, dass die Menschheit von jeher nach ihrem höchsten Ziel, dem allgemeinen Kosmopolitismus, hingestrebt habe, will er nun auch zeigen, „was bereits dafür geschehen ist, und was noch dafür geschehen muss und *wird*, — denn *Kants* ewiger Friede ist kein Traum."

Nach so viel Philosophie erlaubt er sich jedoch einen etwas unphilosophischen Sprung, indem er (S. 6) mit Einem Schritt aus dem Paradiese bis zu der Völkerwanderung hinüber schreitet, bis zu einem Zustand, wo schon die Überwinder die *Gesetze* und *die Bildung* der überwundenen Völker annehmen, wo *Luxus*, *Sittenverderbniss* und *höher cultivirte* Schiffarth die physischen und *geistigen* Producte zu Gemeingütern der ganzen Erde machen. Griechen und Römer werden jedoch (S. 7) nachgeholt, aber als etwas ganz Neues erfahren wir, dass „Alexanders Schwert *Griechenlands Tugenden geweckt* haben soll." Auf der 10ten Seite ist der Vf. endlich so rasch

vorgerückt, daſs er fragen kann: „Wer sieht nicht, daſs ich die Geschichte der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts schreibe?"

Von Adam bis auf die Kaiserregierung in Frankreich ist der Geist der Geschichte auf nicht vollen 5 Seiten zusammengedrängt; natürlich folgt nun eine zwar nur mit Umrissen gezeichnete, aber doch etwas mehr ins Einzelne gehende Schilderung der neuesten Begebenheiten. Ausführlichkeit kann von einer solchen Darstellung nicht verlangt werden, aber wohl Gediegenheit, und deswegen dürfen nicht offenbare Unrichtigkeiten als Wahrheit mit unterlaufen, wie z. B. (S. 21) bey der Erwähnung des russischen Feldzuges: „Bonaparte — verlieſs im entscheidenden Augenblick die nur für ihn fechtenden Krieger wie ein Verzweifelnder, der alles verloren giebt." — Als er das Heer verlieſs, war auf dieser Stelle wahrlich nichts mehr zu entscheiden; das Fechten hatte ein Ende, und was zu verlieren gewesen war, war verloren.

Noch weniger genau nimmt es der Vf. mit seinen Versicherungen von der Gegenwart und seinen Blicken in die Zukunft. Er *weiſs gewiſs* (S. 24), daſs Spanien *jetzt* die Früchte seines unermüdeten Kampfes erndtet, und bey seinen Äuſserungen über Italien würde selbst der eifrigste Carbonaro das in der Vorrede gerühmte *nonum prematur in annum* vermissen. Das lange Räsonnement über den Krieg (S. 29) läſst sich ganz bequem auch umkehren. Es wird hier folgende Zeitordnung aufgestellt: Eroberungskriege, nachher Religionskriege, dann Kriege aus Habsucht, fernerhin aus Ehrgeiz und Politik, aber „erst viel später macht uns die Geschichte mit Kriegen bekannt, welche für Freyheit und Nationalität geführt wurden." — Der Widerstand, den freye Völker den Eroberern, den Habsüchtigen, den Religionsschwärmern und den Politisch-Ehrgeizigen leisteten, war also kein Kampf für Freyheit und Eigenthümlichkeit? — Doch nun erhebt der Vf. sich plötzlich auf die höchste Sprosse seiner Leiter der Kriege: denn „dem neunzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, das Beyspiel eines *Kriegs aus Liebe*" aufzustellen (S. 30); „schon ein Religionskrieg ist wohlthätig in seinen Folgen (S. 31); noch mehr ein Freyheitskrieg: wie unendlich heilbringend wird nun nicht erst der heilige Krieg aus Liebe seyn!"

Wie es scheint, war diese Abhandlung schon vor dem 19ten October geschrieben; dieser Tag machte einen Anhang nöthig, welchen der Vf. mit einem Gebet beginnt, um nachher zur Bestätigung seiner Weissagungen begeistert versichern zu können (S. 41), daſs „Leipzigs Ebenen das Grab aller Laster geworden sind, — — daſs mit Leipzigs Schlacht das Zeitalter der Liebe begonnen habe." — „Ja wohl, ruft er am Ende aus, wer diese Zeit erlebt, kann ruhig sterben!" — Wer würde dazu nicht gern Amen sagen!

Die zweyte Abhandlung: *Welche wohlthätige Folge darf der preussische Staat von den Ereignissen der Jahre 1812 und 1813 erwarten?* nennt der Vf. patriotische Wünsche, welche er den *hochverehrten Männern, denen jetzt die Sorge für das Wohl des preussischen Staates anvertraut ist*, und denen er laut der Zueignung sein Werk gewidmet hat, ans Herz legen will. Seine Vorschläge beziehen sich hauptsächlich auf folgende Puncte: Abschaffung des stehenden Heeres; — da (S. 49) „die alte Chimäre der Nationalfeindschaft in dem lebhaften Gefühle des Kosmopolitismus ihr Grab gefunden, und alle Rivalität der Staaten aufgehört hat": so ist die stehende Armee allerdings überflüssig geworden, und es läſst sich kaum errathen, was das für ein Fall seyn könnte, wo (S. 50) „das Volk einen Krieg wünscht oder bedarf." — Verminderung der Zahl der Officianten. — Völlige *Gleichgültigkeit des Staates gegen die Erziehung*; — „der Fleiſs (S. 50) ist die Quelle des Wohlstandes und der Moralität. Hierauf beschränke sich die einzige Sorge des Staats in Hinsicht der Erziehung. Ob der Bauer seine Kinder in die Schule schickt, oder nicht, ist gleichgültig, wenn er sie nur zu fleiſsigen Menschen erzieht." — Und das in einem Zeitalter des Kosmopolitismus und der Liebe!? — Keine ängstliche Ausgleichung der Kriegslasten. — Freyheit der Gewerbe. — Wiederherstellung des *Credits*; sollte es auch (S. 52) durch *Reduction* der Staatsschulden und Staatspapiere seyn. — Keine Ertheilung von Moratorien, wohl aber die Befugniſs, in den ersten Jahren alle gekündigten Capitalien in (reducirten?) Staatspapieren nach dem Nominalwerth zu zahlen. — Vereinfachung und unparteyische Handhabung der Gesetze. — Befreyung des Handels im Inneren und Handelsverträge mit dem Auslande; — hier scheint der Vf. endlich in eine Gegend gekommen zu seyn, wo er Bescheid weiſs. Was er über Hemmungen des Handels, über Accise, Imposten und die mancherley Plackereyen bey dem Vertrieb der Waaren, über Getreidesperre, über eine zweckmäſsige Besteuerung des Groſs- und Detail-Handels, über Bezahlung der Accisbedienten und Aufmunterung der Angeberey (von S. 56 bis zu Ende) sagt, beweiset durchgehends, daſs er über diese Gegenstände nachgedacht und seinen Ideen Zeit gelassen hat, zu reifen. Er geht hier sehr ins Einzelne, und beschränkt mit Recht seine Vorschläge bloſs auf den preussischen Staat. Merkwürdig ist, was er in der Kürze über den Schaden sagt, den Stettins Handel durch den nun aufgehobenen, sogenannten *schweigerschen Zoll* und den *Banque-Impost* gelitten hat. Der erste wurde wegen eines, durch einen gewissen Schweiger verschuldeten Ausfalls, und der zweyte zur Deckung des Verlustes bey einem der Regierung miſslungenen Handelsgeschäfte aufgelegt (S. 62). Diese Hemmungen waren Ursache, daſs der Handel nach dem Norden über Braunschweig und Lübeck zu Lande wohlfeiler und schneller (S. 61) getrieben werden konnte, als zu Wasser über Stettin, daſs vor 1806 Lübeck jährlich 250 Schiffe nach Ruſsland befrachtete, Stettin kaum 30. — Das Vorurtheil gegen die Einführung fremder Waaren sucht der Vf. auf richtige Grundsätze zu beschränken. „Vorzüglich, sagt er (S. 72), werden gegen die Einfuhr fremder Fa-

ricate, deren rohes Material mit zu grosen Kosten m Lande angeschafft werden muss, so wenig strenge erbote, als hohe Imposte helfen, auch davon abgesen, dass es nicht gerecht ist, das Publicum zwingen u wollen, das Monopol der schlechten Industrie des ländischen Fabricanten zu unterstützen, und dadurch ie Nothwendigkeit der Verbesserung des Fabricats ufzuheben. — Über die zweckmässigsten Mittel zur ermeidung der Contrebande spricht er sehr gut; wenn r aber anstatt der Besteuerung der Gegenstände des uxus eine persönliche Luxussteuer in Vorschlag bringt: o hätte er auch über die Möglichkeit einer billigen inrichtung derselben seine Gedanken ausführlicher ntwickeln sollen. Er erklärt sich zuletzt freymüthig egen die in den neuesten Zeiten eingeführte Städterdnung, und schliesst mit einer gerechten Lobrede auf ie Freyheit der Presse. — Sollte auch gegen die in em letzten Theile der zweyten Abhandlung aufgestellen Grundsätze hie und da eine Einwendung zu mahen seyn: so enthalten sie doch einen Reichthum von tatistischen Kenntnissen, die jedem Freunde dieser Vissenschaft angenehm seyn müssen. Rec. hat es daer auch für Pflicht gehalten, auf den Punct hinzuveisen, wo der Vf. seines Stoffs mächtig wird, damit Niemand durch die schiefen Ansichten im Anfang des weyten, und durch die mystische Empfindsamkeit es ersten Aufsatzes, die, indem sie an den Ton einer ielgelesenen Gattung von Romanen erinnert, weder ine Quintessenz giebt, noch einen Geist, sondern nur in Gespenst der Geschichte erscheinen läst, abgeschreckt werde.

Das *zweyte Heft* liefert in dem *Tagebuche des Feldgeistlichen* ein ganz für sich bestehendes Werk, n welchem man zwar keine militärische Geschichte er Feldzüge, keine vollständige Beschreibung des riegesschauplatzes, auch keine merkwürdigen Reiseabentheuer erwarten darf, das aber jedem gebildeten eser als eine geistreiche und angenehme Unterhalung zu empfehlen ist. In einem leichten, stets der ache angemessenen Vortrage, und in einer gereinigen Sprache schildert es die Beobachtungen, Gedanen und Empfindungen des Vfs. bey den Gegenständen, ie ihm vorkamen, bey den Begebenheiten, deren euge er war, und oft auch bey den Erinnerungen, ie dadurch in ihm geweckt wurden. Ohne in irgend inen Stoff tief einzudringen, noch weniger ihn zu erchöpfen, und bey dem raschen Wechsel der Gegenände leicht von dem Einen zum Anderen hinübergleiend, weiss er doch stets die Aufmerksamkeit zu feseln, und wird selten den Leser ganz unbefriedigt assen.

Er zeigt sich durchgehends als einen Mann, der nit einem, durch das Studium der Alten gebildeten eist, einen in hohem Grade religiösen Sinn, ein für Wahrheit und Recht beseeltes Gemüth, und einen regen Trieb, sich zu unterrichten, und seine Kenntnisse u erweitern, verbindet. Er ist nicht frey von dem Einfluss angenommener Meinungen; Vorurtheile seier Provinz und seines Standes beschränken seine Ansichten, und verleiten ihn hie und da zu unbilligen Aussprüchen. Aber wenn er auch in der Welt seiner Studirstube besser zu Hause ist, als in der wirklichen: so hat doch keine im thätigen Leben angenommene Falte seinem Geist eine schiefe Richtung gegeben, und seine irrigen Urtheile gehen nur aus der Unbekanntschaft mit der wahren Gestalt der Dinge hervor. Er besteht daher auch nicht eigensinnig auf seiner Meinung; er kömmt im Laufe der Erzählung selbst von manchem seiner Vorurtheile zurück, und es ist ein lobenswerther Beweis seiner uneigennützigen Bescheidenheit, dass er auf sieben von dem Verleger nachgelieferten, umgedruckten Bogen die meisten seiner zu schroffen Entscheidungen zurückgenommen oder gemildert hat.

Seine Reise geht von Königsberg über Frankfurt a. d. Oder nach Berlin, von da nach Dessau, und wieder über Potsdam, durch einen Theil von Sachsen nach Crossen, und endlich durch das angrenzende Polen nach Breslau. Von Strehlen in Schlesien macht er mit der Armee den Marsch durch Böhmen, und ist Augenzeuge der Schlachten von Dresden, von Culm und von Leipzig, wo er, durch sein Amt zum Trost der Verwundeten berufen, sich stets in der Nähe des Kampfplatzes aufhält. Sein Weg führt ihn nachher über Coblenz, Trier, Nancy und Laon nach Paris. In der Hauptstadt Frankreichs ist ihm nur ein kurzer Aufenthalt vergönnt, aber er benutzt die Musse seiner Cantonirung in der Picardie, um nach England überzuschiffen, und auf einige Tage nach London zu gehen. Mit seiner Rückreise bis Dünkirchen endigt das Tagebuch.

Auf den umgedruckten Bogen hat der Vf. sowohl seinen strengen Tadel der Landschulen in Preussen im Vergleich mit den sächsischen, als auch sein zu voreiliges Urtheil über die Prediger in Sachsen und Schlesien gemildert. Dass er auch hier die Familien, bey welchen er einquartiert wurde, nennt, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen, da er nichts als Gutes von ihnen zu sagen weiss, und mit Vergnügen wird man sein freymüthiges Urtheil über die berühmtesten Kanzelredner Berlins, deren Predigten er besuchte, lesen. Berlin und Wörlitz beschreibt er gut mit wenigen Worten; er ist überhaupt glücklich im Auffassen und Darstellen der Physiognomie einer Stadt oder einer Gegend, und die sonst so schwierige Beschreibung von Naturschönheiten misslingt ihm nicht leicht. Weniger glückt es ihm, den Charakter eines Volks richtig zu begreifen, weil hier gewöhnlich seine mitgebrachte Meinung sich einmischt. Rec., der sich lange in Preussen aufgehalten hat, erinnert sich nicht, im Ermeländischen bey dem Volke „jene abstechenden Gesichtszüge, jene Züge des heimlichen Argwohns gegen Andersdenkende, neben Bigottismus und Einfalt, und bey den Gebildeteren den gleich ins Auge springenden Jesuitismus," welche der Vf. ihnen beylegt (S. 9), vorherrschend gefunden zu haben, und er hat mit Bedauern in den umgedruckten Bogen (S. 22) die harte Folgerung wieder gefunden: „Da sie (die Kaschuben)

katholisch sind: *so* ist Einfalt und krasse Bigotterie auf ihren Gesichtern zu lesen.“ Da gleich nachher bemerkt wird, dass „an Schulen auf dem Lande gar nicht zu denken sey“: so sollte doch wohl die Schuld nicht ausschliessend auf die Religion geschoben werden.

Über Breslau hat der Vf. sein erstes Urtheil zurückgenommen; er würde gewiss auch die schönen schlesischen Fabrikdörfer mit anderen Augen gesehen haben, wenn er sie in einem, für den Kunstfleiss weniger ungünstigen Zeitpunct besucht hätte. Dagegen spricht sich in seinem Entzücken über die Kolonieen der Herrnhuther, „dieser Christenfamilie (S. 91), die Ein Herz und Eine Seele ist, von der allein dereinst die Verbesserung des Menschengeschlechts ausgehen kann,“ ganz die treuherzige Schwärmerey aus, die seinen Charakter bezeichnet, und die ihn von dem Guten, das er wahrnimmt, gleich auf das Vollkommenste schliessen lässt.

Bey den Beschreibungen des Zuges der Armee durch Böhmen und über das Gebirge, seines eigenen Campagnelebens und des Eindrucks, welchen der Anblick der Stadt Prag auf ihn machte, findet der Vf. Gelegenheit, sein schönes Talent für malerische Darstellungen zu üben. Ob er gleich in Allem, was zum Kriegswesen gehört, so durchaus unerfahren ist, dass er oft die technischen Ausdrücke völlig missversteht, und z. B. [S. 95, 96, auch auf den umgedruckten Bogen, und 99] *Donjon* (in Festungen oder auf hohen Gebäuden) als zwey Wörter: *Don Jon*, schreibt, oder (S. 124) *Kaliber* für eine Gattung von Geschütz hält: so gelingt es ihm doch, indem er schlicht und einfach erzählt, was er selbst gesehen hat, von den Schlachten von Dresden und Culm ein deutliches, selbst dem Militär genügendes Gemälde zu entwerfen. Seine Gabe, Gegenden zu schildern, kömmt ihm bey der Beschreibung des Terrains zu Statten, und der Sachverständige wird aus diesen kurzen Angaben sich einen richtigeren Begriff von den Vorgängen jener merkwürdigen Tage abziehen können, als aus den vielen weitläuftigen Armeeberichten.

Die Romanze, zu welcher bey Töplitz die Legende des Klosters Mariaschein den Vf. begeisterte, ist eine freundliche Blüthe. Er hat sich hier so völlig mit der katholischen Religion ausgesöhnt, dass er nur die poëtische Seite der mit so manchen Missbräuchen verbundenen Wallfahrten sieht, und (S. 139) innig bedauert, „dass der Protestantismus, die Prosa der Christenheit, uns um diese schönen Gebräuche, die so herrlich auf das Gemüth wirken, gebracht habe.“ Die katholischen Physiognomieen stossen ihn von nun an nicht mehr zurück.

Das an der Mosel gesungene Weinlied (S. 196) ist nicht ohne dichterischen Werth, aber an inniger Empfindung steht es der Romanze nach. Am wenigsten ist die Ode auf die Schlacht von Leipzig gelungen (S. 151). Die Zeile: „Öffne, Leipzig, deine Thoren,“ kann nur Einen, und zwar einen höchst lächerlichen Sinn geben, und der Dichter spornt sich in der ganzen Ode zu einem Ethusiasmus, über welchem er gerade die Eigenschaft, die ihn den Lesern am werthesten macht, seine fromme Gutmüthigkeit, verleugnet.

Diese einzelnen Züge werden hinreichend seyn, um den Geist des Ganzen zu bezeichnen, und Rec. glaubt nun den Reisenden auf seiner ferneren Wanderung nicht länger begleiten zu dürfen. Er darf jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, dass ihn die Ansichten von Paris und London unter Allem am wenigsten befriedigt haben. Bey dem kurzen Aufenthalt des Vfs. in diesen Städten werden seine Sinne durch die Grösse, die Mannichfaltigkeit und die Neuheit der Gegenstände verwirrt. Die hochgespannte Stimmung, in welcher das Heer nach Paris kam, lässt ihn nicht zu der nothwendigen Nüchternheit gelangen, um Eindrücke, für welche ihm der Massstab fehlt, gehörig festzuhalten und zu sondern; er ist sich nur der Vorstellungen, welche er mitgebracht hat, deutlich bewusst, und glaubt am Ende nur das gesehen und empfunden zu haben, was er in beiden Städten zu sehen und zu empfinden erwartet hatte.

Kf.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Germanien: Bedarf Deutschland einen Kaiser, und gebührt dem Hause Österreich die deutsche Krone?* Vielleicht noch ein Wort zu seiner Zeit! Im Monat November 1814. 58 S. 8. (4 Gr.)

Die deutsche Nation bedarf eines Kaisers, keines Bundes-Directors, sondern eines Bundeshaupts mit selbstständiger Gewalt, die dem vereinigten Cabinets-Interesse der Bundes-Fürsten entgegen gesetzt ist: sie bedarf eines erblichen Oberhauptes von Einflusse, ohne Zuwachs der Macht, und Österreich im Besitze der Kaiserkrone kann allein alle Gefahren beseitigen, eben so wenig die Unterthanen den Fürsten, als die Schwachen den Mächtigen preis geben; auch Österreich bedarf zu dem Höhepuncte seiner Bestimmung dieser Krone; Preussen muss dem Bunde wachsam und sorgend gegenüber stehen; Baiern, Wirtemberg, Hannover, mächtig genug, sich gegen jeden ihrer Mitstaaten (die obigen zwey ausgenommen) zu schützen, sind gegen den äusseren Feind nicht mächtig genug, und dann auch nicht so mächtig, um sich einander umzustossen; die Constitution dieser Staaten muss unter der Garantie des Bundesgerichts stehen; dieses ist aber bey den Staaten vom dritten und vierten Range, wo der Stoff zu arm, die Form zu begehrig ist, nicht nöthig, weil die Fürsten hier dem Volke gegenüber gestellt, theils die weit grösseren Beschwerden einer repräsentativen Reaction, theils grössere Gefahren der souveränen Willkühr unter den Freudengenüssen einer uncontrollirten Herrschaft übernehmen müssen. Nicht ganz unbefriedigt wird auch derjenige bey den gedrängten Ansichten des unterrichteten und gewandten Vfs. bleiben, dem Almendingen, der rheinische Merkur, Oken einen höheren Standpunct gaben. — Dann möchte man wohl S. 27, wo die zwey Hauptmächte die Constitutionen der Staaten vom zweyten Range prüfen, modificiren und bestätigen können, nicht mit S. 29 ganz vereinigen, wo es nicht einmal nöthig ist, die eingeführten Constitutionen der Suprematie des Oberhaupts und Staatenvereins zu unterwerfen.

Ds.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

1) London, b. Schulze u. Dean, und Paris, b. Normand: *Lettre* à son Excellence Monseigneur le Prince de *Talleyrand Perigord*, Ministre et Sécretaire d'Etat de S. M. t. ch. au département des affaires étrangères et son plenipotentiaire au Congrès de Vienne, *au sujet de la traité des Nègres* par *Wm. Wilberforce*, écuyer, membre du parlement britannique. Traduit de l'Anglois. 1814. 99 S. 8.

2) Paris, b. Egron: *De la traité et de l'esclavage des noirs et des blancs par un ami des hommes de toutes les couleurs.* 1815. 84 S. 8.

3) London, b. Schulze u. Dean: *De l'intérêt de la France à l'égard de la traité des Nègres*, par *J. C. L. Simonde de Sismondi.* 1814. 52 S. 8.

Der pariser Friede vom 30 May 1814 ist die Veranlassung zu diesen 3 Schriften über den Negerhandel. In dem ersten Zusatz-Artikel zum Vertrage mit Grossbritannien verbindet sich der König von Frankreich, bey dem künftigen Congresse alle christlichen Mächte zur Abschaffung dieses Handels, gegen den sich sowohl die natürliche Gerechtigkeit als die jetzigen aufgeklärten Zeiten auflehnten, zu bewegen; für Frankreich ward der Zeitraum von 5 Jahren als der Endpunct dieses Handels und zugleich dabey festgesetzt, dass während dieses Zeitraums jeder Sclavenhändler die Sclaven bloss in die Colonieen des Staats, dessen Unterthan er ist, einführen und daselbst verkaufen dürfe. — Diesen Artikel, den keiner der oben angeführten Vff. wörtlich aufgefasst, und dem Sinne nach erklärt hat, muss man fest im Auge behalten, um über den Gegenstand und die Form, über die Mittel und den Zweck, die Wirkung and die Ursache der Verhandlungen und der Sache zu entscheiden. Nach Rec. Ansicht bedarf es der Beweise für die Nothwendigkeit der Abschaffung des Negerhandels gar nicht, da die vertragenden Mächte, die sich noch in dieser Beziehung christliche Mächte nennen dürfen, diesen Handel in Widerspruch mit der natürlichen Gerechtigkeit, und dann mit der Cultur des Zeitalters finden, und durch dieses Bekenntniss ihre unumwundene Hochachtung gegen die Grundsätze, die die Abschaffung als Pflicht fodern, und ihre keusche Schaam, wenn sie unter den Zeiten zurückstehen sollten, beurkunden; es muss also Alles in diesen drey Schriften als unerheblich, und, wenn man will, als ungehörig (*impertinent*) angesehen werden, was gegen die Ungerechtigkeit und Verewigung des Neger- oder Sclaven-Handels thetisch und historisch vorgebracht wird. Das, was nach Abzug dieses übrig bleibt, möchte sich wohl auf folgende drey Fragen beschränken: 1) Konnte der Negerhandel nicht, und musste er nicht augenblicklich als abgeschafft erklärt werden? 2) Was für ein Interesse hatte Frankreich dabey, ihn, obgleich ungerecht und unschicklich anerkannt, noch auf 5 Jahre zu verlängern? 3) Was für Folgen lassen sich aus einer der Gerechtigkeit und dem Zeitgeiste anerkannt widersprechenden Pacification ziehen? Für die erste Frage würden wir alle drey Schriften, für die zweyte die dritte, und für die dritte die zweyte Schrift, theils als Commentar, theils als Beytrag zur Beantwortung angeben. Diesen charakteristischen Unterschied, der sich noch weiter nüançiren liesse, vorausgesetzt: so scheint uns die Wirkung von No. 1 meistens auf Frankreich, die von No. 2 auf England, die von No. 3 auf die Sache berechnet. Der rüstige Vertheidiger der Freyheit, Hr. *Wilberforce* No. 1 (übersetzt in dem ersten Stücke der Minerva von 1815), geht von der Voraussetzung aus, dass weder die Natur noch die Wirkungen des Negerhandels hinlänglich in Frankreich, wenigstens nicht so, wie in England, bekannt wären; er fasst daher Alles, was er nach der Geschichte, nach dem Wesen, und den Wirkungen dieses Handels, z. B. der aufgehaltenen Civilisation von Afrika, der Blutscenen in St. Domingo, in Wort und That mit eben so viel Kraft als Wahrheit dagegen vorgebracht hat, zusammen, um das Gewicht seiner Gründe ganz auf den Mann zurückfallen zu lassen, der diesen Frieden unterzeichnete, und schwach genug war, den unvernünftigen Klagen der Kaufleute von Nantes, die allein an diesem Artikel Ursache waren, nachzugeben. Sein ganzes Gefühl empört sich bey dem Hinblick auf die Fläche von 700 franz. Meil. an der afrikanischen Küste, wo dieser Handel so getrieben wird, dass die Waare mit der Nachfrage im Verhältnisse steht: diese Höhlen der Wildheit spieen, sagt er, jährlich 80—100,000 Opfer von Menschen unseres Gleichen aus, die Park, Goldberry, Winterbotton wegen ihrer Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden auszeichnen; auf eine herabwürdigende Weise nennt man die Abfuhre eine Ladung, und un-

ter 130 Sclaven fand Park 25, die arabisch schreiben konnten; es ist eine falsche Ansicht, den Negerhandel eine Schule der Matrosen zu nennen; er ist vielmehr ihr Grab, bey unserer Ausfuhre (jährlich 8,054,941 Pf.), bey unserer Einfuhre (jährlich 17,092,119 Pf.) wird die Bildung der Matrosen nicht vernachlässigt werden. Er kommt endlich zu den Gründen, die die Kammer von Nantes zur Vorstellung bewogen haben können. Er entwaffnet sie mit eben so kräftigen Gegengründen durch Erinnerung an die Ströme von Blut, durch welche sie waden müsste, um zu ihrem Endzwecke zu gelangen, an die Opfer, die es kosten wird, an die wenigen Mittel, die den Franzosen zu Gebote stehen, an die Möglichkeit eines weit vortheilhafteren Handels, der sich mit Afrika anknüpfen liesse, an die Erfahrung, dass Liverpool, das ehemalige Nantes von Grossbritannien, jetzt noch nach abgeschafftem Negerhandel eben so glücklich sey, so unglücklich es sich auch anfänglich glaubte. Dann wendet er sich an die schönen Seiten der franz. Nation, die er eine Ritternation nennt, für die die Fortsetzung des Handels eine unbegreifliche und missgeburtliche Anomalie wäre. Endlich fragt er, warum man einen ungerechten Handel wieder anfangen, 5 Jahre fortsetzen und dann wieder aufgeben will. Dieses hiesse mit anderen Worten, 5 Jahre hinter einander Brennstoffe in ein Haus bringen, das von dem Brande des nachbarlichen erhitzt sey. Ein Auszug von verschiedenen Schriften zur Unterstützung seiner Gründe schliesst das Ganze.

Der Vf. von No. 2 lässt sich aus den Stellen der Bibel und der Kirchengeschichte, womit er den Negerhandel bekämpft, aus seiner umfassenden Belesenheit in den Werken der Alten und Neueren, besonders Reisen, aus dem Glauben an die Unerschütterlichkeit des päpstlichen Stuhls, *usque ad consummationem seculorum*, aus dem Zwecke, den er dabey beabsichtigte, besonders aber aus einer S. 31 angeführten mündlichen Unterredung, die er mit *Wilberforce* 1802 zu Clapham hatte, deutlich errathen; es ist der wackere *Gregoire*, ehemaliger Bischof von Blois. Sein Zweck scheint dreyfach zu seyn: 1) die Gründe *Wilberforce's* durch Aneignung an die franz. Nation noch mehr zu verstärken und alles Misstrauen, das man vielleicht gegen die englische Nation als erklärte Feindin des Sclavenhandels haben konnte, zu entfernen. Er wird daher sogar hart, wo *W.* schonend gewesen war. Z. B. *W.* glaubte, dass Unkunde der Greuel an diesem Artikel Ursache sey; *Gregoire* erwidert darauf, dass es abscheulicher Geiz, dem nichts zu heilig sey, dass es Vorurtheil eines niederen Stolzes wäre, da sogar die mathematische und physikalische Classe des Instituts Hn. *Lislet Geoffroy*, Director des Depots der Marine zu Isle de France (von dem wir die kostbaren Charten über diese Insel und Bourbon haben), obgleich corr. Mitglied der Akademie der Wissenschaften, wider alles Recht aus der Liste wegliess, weil er ein Halbschwarzer war. 2) Wollte er wahrscheinlich der gegenwärtigen Ansicht der Dinge in Frankreich und dem übrigen Europa und der Stimmung das schreyende Bild des Contrastes mit Beziehung auf die vorige Zeit darstellen. Er lässt daher im Geiste einen anderen Genserich als Befreyer an Europens Küsten landen, um Repressalien auszuüben, z. B. für die mit Blut der geraubten Afrikaner gedüngten Antillen entschädigt sich Genserich dadurch, dass er europäische Künstler und Handwerker nach Afrika gewaltsam versetzt, um die Industrie und den Lebensgenuss in seinem neuen Reiche blühend zu machen; ein Codex der Weissen tritt in die Stelle des der Schwarzen, und die Massregeln erhalten Gesetzeskraft; — Genserich, gekrönt vom Glücke, der Eitelkeit durch Ordenszeichen, der Habgierde durch Gnadengehalte schmeichelnd, sieht jetzt eine grosse Masse Individuen in Verzückung zu seinen Füssen; eine Menge ihm geweihter Werke nennen ihn den Grossen, den Vielgeliebten; bald wird man ihm mit Boileau zurufen: grosser König, höre auf zu siegen, oder ich höre auf zu schreiben! — Dieser Contrast — eine bittere Anspielung auf die Zeitgeschichte — wird durch alle Nüancen durchgeführt. 3) Ein Hauptzweck, zum Theil Angriff auf England, ist das zweyte Capitel, wo er die Arten der Sclaverey der Weissen durchgeht, und am heftigsten wider die Verfolgung der Katholiken in Irland eifert. Rec. hat die wenigen Blätter mit Vergnügen gelesen, und er glaubt, dass in neuerer Zeit über diesen Gegenstand kaum Etwas so Befriedigendes gesagt ist. Dass *Wilberforce* dabey sehr ins Gedränge komme, lässt sich leicht denken; die Inconsequenz liegt am Tage. Sinnig ist das Motto aus *Price*: Habt ihr ein Recht, Andere zu beknechten: so können Andere seyn, die euch zu beknechten ein Recht haben.

No. 3 sieht von den moralischen und rechtlichen Grundsätzen ganz weg, und zeigt, dass der Negerhandel dem Interesse Frankreichs entgegen sey, und es die Klugheit erfodere, die Neger durch Freygebung zu gewinnen; Frankreich habe keine Mittel, die dieser Handel erfodere. Ist es nicht thöricht, fragt er, den Zucker mit 40 Sous an die Colonisten zu bezahlen, den ich für 20 Sous von den Engländern haben kann? nicht thöricht, das schönste Tuch, das ich selbst machen kann, aus der Fremde zu kaufen? Selbst auch das Gelingen der Wiederherstellung, wovon er aber alle Hindernisse angiebt, und unübersteiglich nennt, könne zu gar nichts führen. — Der Vf. gehört zu denjenigen, die die Geschichte des Handels und der Staatswissenschaft zu gründlichen Gegnern dieses Handels gebildet hat.

Kein Vf. von allen dreyen ist, wie sich aus dieser Darstellung ergiebt, der wahren Ansicht des Friedensartikels gefolgt, und keiner hat die von uns hienach gestellten Fragen ganz gelöst.

Deutschland: *Deutsche Ansicht der Vereinigung Sachsens mit Preussen.* 1814. 66 S. 8.

Wenn der Vf. behaupten will, S. 20, dass in Preussens Volk schon 1806 eine höhere Gesinnung rege war: so möchte man schon danach Ursache haben, die deutsche Ansicht für eine preussische zu halten; und wenn

er von den historisch untergegangenen und neu auferstandenen Staaten, und von dem grösseren Umfange der Wechselwirkung der Staaten und Völker der Gegenwart, wobey nur kolossale Berechnungen Statt fänden, einen Beweis für die Rechtlichkeit der Vereinigung hernehmen will: so möchte seine deutsche Ansicht sogar aufhören, deutsch zu seyn; endlich wenn er für die Vereinigung nur die Gründe findet, dass nicht die Sachsen ihren König verlassen, sondern der König sie verlassen habe, dass sein Land als ein erobertes, der König als Gefangener müsse betrachtet werden, dass in der Beharrlichkeit der Voraussetzung von Sachsens Unabhängigkeit und der Wiederkehr des Königs die Hoffnung verhüllt sey, das Ausland werde die Stütze werden: so muss die Ansicht sogar unpreussisch werden. Der Vf. hätte besser gethan, in seinen Gründen, die er aus der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenzieht, bey den zwey einfachen Sätzen: Nothwendigkeit und Rechtlichkeit der Entschädigung Preussens, dann bey der Nothwendigkeit, das Ganze durch Opfer des Einzelnen zu retten, stehen zu bleiben, um eine deutsche Ansicht nur deutsch seyn zu lassen.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Briefe über Hamburgs und seiner Umgebungen Schicksale* (über die Schicksale Hamburgs und seiner Umgebungen) *während* 1813 *u.* 1814, geschrieben von einem Augenzeugen im Sommer und Herbst. I Heft. Sommer-Beschreibungen, Ansichten und Erinnerungen. 1815. 212 S. 8. (20 Gr.)

Wenn auch diese Briefe nur das äussere mehr, als das innere Leben in Fluss und Stillstand, das Wirken und Nichtwirken eben so, wie fast alle die vielen über diesen Gegenstand erschienenen Schriften darstellen: so können sie doch den besseren von diesen zur Seite gesetzt werden, ja sie füllen sogar noch eine Lücke in diesen aus, da der Vf. sich bemüht, auch für Auswärtige, die Hamburg und die Umgebungen nicht kennen, durch einleitende Beschreibungen des Schauplatzes und des Örtlichen verständlich zu seyn, und die Umgebungen mit dem nämlichen Interesse, wie die Stadt, in seinen Kreis zu ziehen. Auch die Ökonomie gereicht der Bearbeitung zum Vorzuge: denn er erlaubt sich meistens nur dann die Erzählung von Begebenheiten, wenn sie entweder gar nicht, oder unrichtig vorgetragen sind. Er scheint kein Hamburger, aber innig durch das ehemalige Leben, die Betriebsamkeit der Stadt, den Sinn, die Gemüthsart der Bürger, durch Erinnerungen an eine merkwürdige Vergangenheit, und durch die Leiden der Gegenwart angezogen zu seyn. Ich habe, sagt er, Hamburg in allen Perioden dieser letzten so wichtigen Zeit gesehen, in den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts, dem Jahre 1803, und nach der französischen Vereinigung, wo es langsam seinem gewissen Tode entgegenreifte, endlich im Frühjahre 1813 im Jubel der lang ersehnten Freyheit. „Sie können denken, setzt er etwas unpassend hinzu, wie sehr ich wünschte, diese reizende Gegend und diese vormals blühende Stadt in dem Zustande der Zerstörung und des Elends wiederzusehen, in welchen französische Willkühr sie versetzt hatte." Er fängt mit Lüneburg an, geht nach Winsen, Hapte, dem Posthof, dem Zollenspicker und dann auf einzelne Theile der Stadt über, um daran die Begebenheiten chronologisch zu reihen. Er ist über die kleinsten Kleinigkeiten sehr unterrichtet, kennt die Namen und die Stärke, den Abgang und Verlust eines jeden Corps, die Anlagen aller Werke nach Grösse und Umfang, nach Beschaffenheit und Wirkung; eben so genau ist er in Zahlen, sie mögen die Zeit oder Gegenstände betreffen. Leicht verzeiht man ihm, da er dadurch eine vollständig genaue Geschichte vorbereitet, einzelne Fehler; auch wird man gern von mehreren anderen Schwächen wegsehen. So beweist er fast etwas weniger als naiv S. 17, welche Vortheile derjenige hat, der in einem Lande, wo ihm die Einwohner von ganzem Herzen ergeben sind, Krieg führt; S. 20 beklagt er die vielen verwüsteten Gärten und Wäldchen, weil sie erst nach vielen Jahren wieder emporblühen können, und S. 73 sieht er sie im Geiste schon viel schöner, als sie waren. Die Entstehung des Mistes und des Unraths, wobey er sich S. 83 lange verweilt, würden wir ihm nach dem bekannten Sprichworte nachgelassen haben. Unnöthig, ja sogar durch Mainz, Aschaffenburg, Trier, Berlin, Wien u. s. w. zum Theil widerlegt ist wohl der Beweis S. 115, warum sich in Residenzen nicht die schönen Umgebungen finden; und warum, darf man wohl S. 137 fragen, sind dem Vf. die Aussichten in die Zukunft nur erregt worden, so oft er seit dem Beginnen des grossen Kampfs den Platz zwischen Hamburg und Altona besuchte? Warum hat er, da er S. 65, 67, 78, 110 die Franzosen und Davoust der muthwilligen Zerstörungs- und Rachsucht, des boshaftesten Muthwillens, der Büberey, der Bosheit und aller unedeln Gesinnungen beschuldigt, die Beweise hierüber nicht vollendet, um die Beschuldigten aus der Brustwehre erhaltener Befehle gänzlich zu vertreiben? Und warum trägt er die Klagen wider Tettenborn, den er S. 49 der Indolenz zeiht (das nicht einmal nach S. 98 ganz denklich ist), nicht motivirter vor? Der zweyte Heft soll eine Übersicht des ganzen Kriegs an der Unterelbe vom Jahre 1813—1814 geben. — Eine Charte wäre schon jetzt nicht überflüssig gewesen.

Breslau, b. Korn: *Ideen über die Ausgleichung der unmittelbaren Kriegsschäden im preussischen Staate*, von Kreis-Justizrath *Böck*. 1814. 38 S. 8. (4 Gr.)

Wir sind ganz mit dem Vf. darin einverstanden, dass die unmittelbaren Kriegsschäden von den schädlichen Folgen des Kriegs, z. B. des gesunkenen Werthes des Grundbesitzes, des Stillstandes der Fabriken, Manufacturen und des Handels, unterschieden werden müssen, und jene, nicht diese, einer Aufrechnung fähig sind; auch geben wir ihm gern zu, dass die erhobenen Contributionen, Lieferungen, Requisitionen, die Ein-

quartierungskosten, das bey Transportfuhren eingebüsste und das vom Feinde weggenommene Vieh und Getreide, die entbehrte Nutzung der zu Lazarethen bestimmten Häuser, die feindlichen Verheerungen des Privat-Grundeigenthums nebst Inventarien, die Verheerungen des Materials von Fabriken, der verarbeiteten Stoffe dahin gerechnet werden müssen. Allein da er die Einquartierungskosten angeschlagen wissen will: so begreifen wir den Grund nicht, warum er Vorspannkosten davon ausschliesst. Will er diese als persönliche Last der Eigenthümer von Vorspann: so muss er jene als Local-Last der Häuser ansehen. Die Abrechnungsgrundsätze der Capitalisten und Grundeigenthümer gegen einander ist eben so gerecht, als die vorgeschlagenen Ausmittelungs-Commissionen, die vom Orte ausgehen, und sich in eine Hauptcommission vereinigen, vernünftig, ausführbar und erschöpfend.

Oldenburg, b. Schulz: *Germania*, eine Zeitschrift von *F. R. Ricklefs*. II B. III Heft. 1815. 122 S. 8. (9 Gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1814. No. 192. 1815. No. 17.]

1) *Was darf und muss Deutschland von dem Congresse in Wien erwarten?* Fortsetzung des vorigen Heftes. — Der wackere Herausgeber hat Recht, auch die *pia desideria* in Antrag zu bringen; die Art dieses Antrags ist zugleich humaner, als die des Prof. *Görres* im rheinischen Mercur, der keine dieser Saiten unberührt gelassen hat. 2) *Erlösung*, ein Gedicht von wenig Werth. 3) *Achtungswerther Zug im Charakter der Altdeutschen.* Die Stelle des Tacitus: *Nemo illic vitia ridet, nec corrumpere nec corrumpi Seculum vocatur*, verdiente die Rückerinnerung und Homilie. 4) *Über Bürgergarden.* Sie sollen aus der sedentären Volksclasse zur Vertheidigung der Städte und Erhaltung öffentlicher Ordnung seyn. Der Aufsatz ist vielseitig und nirgends ohne Interesse für die Gegenwart. 5) *Berichtigung von B. F. von Halem*, betrifft eine Flugschrift von D. *J. H. Gildemeister*, in Hinsicht d. Ermordung Finks und Bergers zur Charakteristik der franz. Herrschaft in Deutschland. Wir freuen uns, dass *von Halem* nicht mehr *levis notae macula* ist. 6) *Einige Bemerkungen zu einer Rüge der Anmassungen des hannöverischen Adels in den deutschen Blättern* (welchen?) — eine Bestätigung der Rüge, und fast Rüge der zu gelinden Rüge. 7) *Ein aufgefundener Brief, französisch und deutsch.* Warum hat man den Schuft nicht namentlich vor dem deutschen Publicum aufgeführt?

Schwelm, b. Scherz: *Auch in unserer Sprache können und sollen wir Deutsche seyn!* Erwiesen von *Henrich Holthaus*. 1814. 44 S. 8. (5 Gr.)

Weil wir innerlich immer mehr und endlich auch äusserlich durch die Aneignung der franz. Sprache in Knechtschaft gerathen, und sie nur auf Kosten einer deutlichen, lebendigen, fruchtbaren Einsicht, auf Kosten unserer Gebildetheit und unseres Geistes-Reichthums, auf Kosten des Gefühls vom Schönen erlangen können: so fodert der Vf. Selbstständigkeit, und um die Möglichkeit derselben zu beweisen, oder, welches er für Eins hält, um zu beweisen, dass wir mit Geschmack und Anstand im *völligen Deutsch* übersetzen können, hebt er aus Herders Ideen und Archenholz's siebenjährigem Kriege zwey Stellen aus, die er ohne Einmischung einer fremden Sprache wiedergiebt. Wenn gleich diese beiden Proben nicht durchaus verfehlt sind: so gehört doch zur Selbstständigkeit einer Sprache nicht bloss die Übersetzungs-Möglichkeit mit Geschmack und Anstand, sondern besonders, dass der Ausdruck das Wort und den Sinn deutlich, kurz, bestimmt und vollständig decke, und für eine solche Selbstständigkeit hat der Vf. wenig bewiesen; er ruft sogar in gewissen nicht nothgedrungenen Fällen das beständige Exerciren (das Üben im mechanischen Sinne) für Zunge und Ohr an, ohne dass selbst die Gewohnheit die Musik verlieblichen kann.

Dk.

FORTSETZUNGEN.

Leipzig u. *Altenburg*, b. Brockhaus: *Conversations-Lexicon* oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände über die in der gesellschaftlichen Unterhaltung und bey der Lectüre vorkommenden Gegenstände, Namen und Begriffe in Beziehung auf Völker- und Menschen-Geschichte; Politik und Diplomatik; Mythologie und Archäologie; Erd-, Natur-, Gewerb- und Handlungs-Kunde; die schönen Künste und Wissenschaften, mit Einschluss der in die Umgangssprache übergegangenen ausländischen Wörter und mit besonderer Rücksicht auf die älteren und neuesten merkwürdigen Zeitereignisse. Fünfter Band. Von I bis L. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage. 1815. XXXIV u. 886 S. 8. (Pränumerationspreis 1 Rthlr. 6 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1811. No. 46.)

Leipzig, b. Barth: M. *Christian Friedrich Schneiders Wörterbuch über die gemeinnützlichsten Belehrungen der Bibel, das eben sowohl von jedem einzelnen Gegenstande derselben eine systematische Übersicht giebt, als jeden dahin einschlagenden Ausdruck der lutherischen Übersetzung nach seinen mannichfaltigen Bedeutungen erklärt*, fortgesetzt von *Joh. Christ. Fried. Hempel*, Pastor zu Tegkwitz im Altenburgischen, und Inspector *Christ. Friedr. Böhme*, Pastor zu Luckau, ebenfalls im Fürstenthum Altenburg. Vierten Bandes erste Abtheilung. 1815. IV u. 369 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften auf die Tagesgeschichte Deutschlands bezüglich.

LÜBECK, b. Michelson: *Über die Seeräuber im Mittelmeer und ihre Vertilgung.* Ein Völkerwunsch an den erlauchten Congress in Wien. Mit den nöthigen historischen und statistischen Erläuterungen von *Friedrich Herrmann*, hochfürstl. schwarzburg. rudolstädt. Hofrathe, D. der Philosophie, Prof. am Gymnasium zu Lübeck u. s. w. 1815. 468 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Erst zwey Vorfragen, ehe wir dieses in so vielfacher Hinsicht vorzügliche Werk näher anzeigen. 1) Gehört dieser Gegenstand an den wiener Congress? und 2) in der Gestalt, die ihm der Vf. gegeben hat? Die erste Frage beantwortet er nicht bloss in dem Titel und in der Dedication (an die beiden Kaiser auf dem Congresse, die Könige von Frankreich, von Spanien, Schweden, Dänemark, an den Fürsten von Holland, den P. Regenten von England, den P. Regenten von Portugall, und Kronpr. von Schweden und Norwegen), sondern auch in der ganzen Darstellung. Rec. glaubt aber, dass dieser Gegenstand dem Congresse fremd seyn müsse, weniger, weil er zu keinem Artikel des Friedens gezogen werden kann, und nur unmittelbar das Interesse der durch die Seeräuber betheiligten Staaten anspricht (der Vf. selbst überlässt es dem Congresse S. 379. zu bestimmen, ob Nordamerica an dem Kreuzzuge Theil nehmen soll), als weil er ausser den Grenzen desselben liegen muss. Denn was soll nicht alles an den Congress kommen, wenn man von dem Begriffe der erhabenen Beschützer alles Edeln, Grossen, Schönen, wenn man von der Erwartung eines volleren und kräftigeren Lebens für die europäische Menschheit ausgeht? Gehört dann eine ähnliche Frage über die Türkey, und über jede die Menschheit beleidigende harte Art der Sclaverey der Schwarzen und Weissen (*Gregoire* rechnet im Betreff der letzteren dahin die Verfolgung der Katholiken in Irland, den Verkauf der Menschen, als Truppen u. s. w.) nicht auch zu dem Congresse, und wann soll der Congress, den schon die Entscheidung über nahe verwandte Dinge so lange aufgehalten hat, endigen? Muss aber dennoch die Sache dahin gebracht werden: so würde Rec. die zweyte Frage so beantworten: man gebe eine, so viel möglich, genaue Übersicht der Nachtheile, welche die Seeräuber den dahin handelnden und nicht handelnden Staaten und Menschen mit und ohne Rücksicht auf die politische Verbindung, worin sie stehen, zugefügt haben und noch zufügen, mit einer kurzen bündigen Geschichte der damit und mit der Gefangennehmung der Christen verbundenen Greuel, vergleiche diese Nachtheile mit den Vortheilen, die aus der Errichtung eines christlichen Reichs in diesen Gegenden entspringen können, und zeige die Möglichkeit der Ausführung durch eine richtige Abschätzung der dazu unter Zeit- und Ort-Verhältnissen nothwendigen Kräfte. Der Vf. hat es vorgezogen, einen anderen Gang zu nehmen, und in der Voraussetzung, dass es zur Vollständigkeit der Ansicht und des Beweises gehöre, 1) *allgemeine historische Blicke* auf die Staaten der Barbaresken überhaupt, dann auf die einzelnen Staaten von Marocco, Algier, Tunis, Tripolis insbesondere, von ihrem Entstehen an, vorausgeschickt, 2) hierauf eine *historische Übersicht der Verhältnisse* der Barbarey zu den Staaten Europas in den 3 letzten Jahrhunderten überhaupt, und von den verschiedenen 4 Staaten insbesondere, und zwar von dem Verhältnisse eines jeden zu Portugall, Spanien, Frankreich, Holland, England, Dänemark, Schweden, Preussen, Russland, der Pforte, den italiänischen Staaten und Ragusa, Österreich, den Hansestädten, den Freystaaten von Nordamerika folgen lassen, 3) dann *die Kräfte der Barbarey* in der ersten Hälfte des 19 Jahrhunderts im Allgemeinen und insbesondere nach dem Volksgeist der Regierung und den natürlichen Eigenthümlichkeiten des Landes (als den 3 von ihm sogenannten Factoren der Statistik) entwickelt, und endlich 4) unter dem Titel *Betrachtungen über die Seeräuber im Mittelmeer* die Art der Seeräuberey und den Zustand der gefangenen Christensclaven näher bestimmt, um folgende Fragen zu beantworten: a) sind durchgreifende Massregeln gerecht? b) sind sie möglich? c) wie sind sie ausführbar? d) welche nützliche Folgen würden daraus entspringen? Am Schlusse ist noch ein ziemlich vollständiges Verzeichniss der hieher gehörigen Schriften angehängt. So viel Beyfall auch die Arbeit des Vfs. als eine gelehrte Arbeit verdient, worin der Fleiss des Sammlers, seine Umsicht, seine Genauigkeit, Vollständigkeit, worin sogar die geregelte Ordnung des Vortrags, Zusammenhang und Bildung in Sprache und Ausdruck unverkennbar sind; so viel wir auch dem Vf. in Ansehung der ganzen innig verbundenen Geschichte und der historisch politischen Verhältnisse dieses Landes, wobey er nicht bloss die Notizen in weit entlegenen Werken, sondern

sogar handschriftliche Nachrichten, besonders bey den Hansestädten, zu Rathe gezogen, ja sogar über Tripolis neue historische Ansichten eröffnet hat, schuldig sind: so hätten nach unserem Dafürhalten die 3 ersten Abschnitte für den Congress leicht auf einige Bogen zusammengezogen werden können. Rec. würde auch in Voraussetzung der erlauchten Einsichten des Congresses Anstand genommen haben, eine philosophische Abhandlung über die Analyse einer jeden Kraft, sobald sie sinnliche Erscheinung wird, vorzutragen, wie der Vf. S. 207 gethan hat, um die von ihm sogenannten drey Factoren der Statistik daraus festzustellen; und was sollen diese analysirten Kräfte in *ihrer Anwendung auf Staaten als Begriffe von Formen der Menschheit, die sich in einer Welt, wo Alles Form ist, als solche geltend zu machen und zu behaupten suchen*, im Angesicht des Congresses sagen? Was soll der König von Frankreich, gesetzt dass er der deutschen Sprache vollkommen mächtig wäre, dabey denken? Wenn der Vf. das in ihnen thätige Princip, das unaufhörlich Wirkungen hervorbringt, und Funken aus sich ausströmt, den Volksgeist nennt, von welchem Alles, was im Staate vorkommt, die Regierung nicht ausgeschlossen, Ausflüsse sind: so hat er das wahre Wesen des Volksgeistes als einer unsichtbaren Macht im Verhältnisse theils zum Staate, theils zu der zweyten unsichtbaren Macht, dem Zeitgeiste, der mit dem Volksgeiste in entgegengesetzten Richtungen wirkt, verkannt! Was soll ein Ausfall auf die Statistik S. 211, worin selbst das liebe Federvieh Stück für Stück aufgezählt ist, nutzen? Dem Titel des Werks und mehreren einzelnen Stellen nach sollte man glauben, dass der Vf. auf eine Vertilgung der Raubstaaten antrage; allein das ist nicht seine Meinung, auch sanfte Mittel der Civilisation will er nicht, sondern eine, jede Thatkraft lähmende Furcht, verbunden mit den sanfteren Mitteln. Was Juan d'Austria 1572 aus persönlichem Ehrgeize bey der Eroberung von Tunis beabsichtigte, das werde, sagt er, Mittel zur Befreyung Europas aus reinem Interesse der Menschheit; es werde an der Nordküste von Afrika ein christliches Reich errichtet, nicht in Tunis, wo Juan d'Austria, nicht an der Küste von Marocco, wo die Portugiesen so lange mächtig waren, sondern in Algier, weil dieses am meisten gefrevelt hat, weil es der mächtigste Staat ist, und weil die Bezwingung dieses die Zahl der Corsaren um $\frac{2}{3}$ vermindert; es soll ein Kreuzzug aller Mächte (bey Amerika ist er, wie schon oben gesagt, zweifelhaft, als wenn der Congress sich hierin etwas aneignen könnte!), und die Beyträge nach Art der Kräfte, nach dem Umfange des Verkehrs im Mittelmeere, nach Lage, Entfernung bestimmt, die Expedition im Frühjahre mit einer ausgesuchten Kriegsmacht von 75,000 Mann, wovon 25,000 die Reserve bilden, und ein unabhängiges christliches Reich von einem neuen Friedens-Orden gestiftet werden, wozu die wegen Malta noch nicht entschädigten Johanniter mitwirken könnten und würden. — Alle Mittel, Kräfte, Hindernisse dieses Plans hat der Vf. mit Sachkenntniss und Interesse dargelegt; er ist so weit unparteyisch, dass er S. 322 gesteht, dass die Sclaverey in ihren Schrecknissen von den Befreyten und von den Missionarien übertrieben worden sey. Mit dem heiligen Feuer des Enthusiasmus, das ihn belebt und begeistert, reisst er das Gemüth unwiderstehlich an sich, ohne ihm kaum die ganze besonnene Überlegung des Rechts derjenigen Staaten, die in unverletzten Verbindungen gegenwärtig stehen, zu vergönnen, beständig hinweisend auf das, was bereits gethan ist, um es mit dem zu vergleichen, was der Zweck der Menschheit fodert. Er scheint sich sogar S. 160 mit Napoleon zu versöhnen, wenn dieser die grossen, von Gott in seine Hände gelegten Mittel zur Vertilgung dieser Unholde von der Erde verwendet hätte; dann, sagt er würde ihn die Welt segnen, und seine Grösse würde eben so bleibend, als wohlthätig gewesen seyn! — Einzelne Berichtigungen und Ergänzungen liessen sich aus dem System der Seehandlung und Politik nach Arnould (von Prof. *Dominicus*), Erfurt 1798, das der Vf. nicht zu kennen scheint, und aus einigen anderen Werken, wenn man das vorliegende in Hinsicht der Literatur beurtheilen will, angeben, und dann hätte auch die Angabe der besten Charten und Pläne nicht fehlen sollen.

Düsseldorf, b. Büschler: *Kleiner Beytrag zum Weltfrieden*, von *Joseph Schramm*, Prof. der deutsch. Lit., des Natur- Staats- und Völker-Rechts, Mitgliede des bergischen Schulraths und öffentl. Bibliothekar zu Düsseldorf. 1815. 204 S. 8.

Viel und Wenig zugleich. Viel für die Mannichfaltigkeit der Abhandlungen (49 an der Zahl), Wenig für die Sache; Viel für die Reinheit der Absicht, Wenig für den Grund; Viel für die Empfänglichkeit, Wenig für die Bearbeitung des Stoffs; Viel für das Streben, auch in der Sprache, wie in der Handlung deutsch zu seyn, Wenig für die Bildung und Geschliffenheit im Ausdrucke; Viel für ein beschränktes, Wenig für ein höheres Publicum. — Wahrscheinlich sind die Abhandlungen nach und nach von dem Bedürfnisse der Zeit und des Orts hervorgetrieben, und erst nach ihrer Bearbeitung hat der Vf. den Titel dazu gesucht, zugleich aber auch frühere gedruckte Abhandlungen wieder benutzt. So musste ihm dann der gewählte Titel *Beytrag zum Weltfrieden* der passendste scheinen, da sich darunter das Meiste bringen liess. — Was Alles nach ihm dahin gehört, kann man besonders an folgenden Abhandlungen sehen. No. 3. *Napoleons Beschwerde wider Ideologie.* No. 9. *Frankreichs Gelehrten spötteln über das Streben der Deutschen im Gebiete der Philosophie.* No. 10. *Hauptaufgabe der Philosophie Liebe zu Gott.* No. 45. *Elend voriger Zeiten aus Nichtachtung der Stimme Gottes.* No. 48. *Die mystische Richtung, welche die Philosophie nahm, war eine Folge des gepressten Zustandes der Herzen.* Zwar bemüht sich der Vf. den Zusammenhang aller Abhandlungen zu beweisen,

und in sofern hat er auch, da ein Friede von moralischen und gerechten Menschen bey möglichst vollständiger Cultur und Bildung erwartet werden darf, nicht Unrecht, die Moralität, Religion, Rechtlichkeit, Cultur, Bildung oder das, was damit verwandt ist, sich in dieser Hinsicht anzueignen; aber wenn bey der Stiftung eines Friedens die Gründe des Haders und Streits und die Gründe von den Gründen mit ihren Verästungen von Neuem aufgesucht werden sollen: so kann es über die Untersuchung eben so leicht, als über die Frage, ob so untersucht werden soll, ob diese Gegenstände nicht ausserhalb aller Berührung liegen müssen, wieder zum neuen Krieg kommen. So möchte es leicht dem Vf. nicht bloss für die oben erwähnten Abhandlungen, sondern auch für andere ergehen, die noch weiter ausgreifen, und sogar in das Gebiet der Staatswissenschaft und der Staatswirthschaft einschlagen. Z. B. No. 17. *Wohlstand der Völker besteht nicht in Reichthum, sondern in gleichmässiger Vertheilung.* No. 18. *Dem Colonialsysteme steht eine Umwandelung bevor.* No. 21. *Mit Abschaffung des Sclavenhandels und des Übermasses besoldeter Heere wird die Regierungskunst wieder ganz die himmlische Kunst, Menschen zu beglücken.* Die einzige Abhandlung, die nicht bloss die Oberfläche berührt, und nicht in blossen Sentenzen und Maximen besteht, ist die No. 22, die sich in No. 23, 24, 25, 29 und 32 fortsetzt, und die Grenzen betrifft, die den Völkern gezogen sind. Der Vf. behauptet, dass Gebirge, Meere und Flüsse keine Grenzen sind, dass, wenn die Natur die Grenzen hätte ziehen wollen, die Erde eher in Würfel- als Kugelgestalt erschienen wäre, dass die Sprache in geistiger Hinsicht, nicht in wörtlicher, dass auch die Volksthümlichkeit nicht die äusserlich bestimmbare Grenze seyn könne, sondern dass sie nach dem ersten Grundsatze des Rechts ursprünglich bestimmt sind, und mit *Gerstäcker* nimmt er den Leib des Menschen, und was er ohne Verletzung Anderer damit verbunden, als Rechtsgrenze des Einzelnen an, um den Boden, worauf die Stammväter sich ruhig niederliessen, und worauf ihre Nachkommen sich ausgebreitet haben, mit den urbar gemachten Wäldern, den schiffbar gemachten Flüssen, den bearbeiteten Bergen und Ebenen, den Völkern als Ureigenthum und so als Grenze zuzuweisen; aber in dem Augenblicke, wo Rec. den Gebrauch von dieser Abmarkung erwarten wollte, verwischt der Vf. auch diese Grenze wieder, da er die Urrechte einzelner Menschen, wie die uranfänglichen Völkergebiete, dem unendlichen Wechsel unterwirft, so dass er nun gar keine Grenzen mehr hat. — Bemerkenswerth ist eine historische Angabe No. 12, wo er den Verlust der Bewohner zwischen der Maas und dem Rhein in 6 Monaten 1794.—1795 auf 257,515,000 Liv. anschlägt. — Sense der Aushebung, dem thierischen Scheusale des Kriegs kreischende Hymnen singen, die eingefleischte Grobheit der Grundpfeiler, die Wechselbälge mondsüchtiger Schulsysteme, die Ungethüm des Stolzes mit der buhlerischen Brut des Genusses, die Menschenliebe, nicht jene hinschmachtende allgemeine, die gern das ganze Menschengeschlecht umarmen möchte, und die um so magerer und schwindsüchtiger wird, je weiter sie greift; Napoleon ward ein Sohn des Mords und der Fäulniss, der Moderhauch umherdunstete, dem nicht schlug des Gewissens Puls u. s. w. sind nur einige wenige Beweise der Kraftanstrengung des Vfs. in der Sprache, woran er eine Versündigung wie eine Versündigung am Vaterlande ansieht (No. 27).

WIEN, b. Gerold: *Habsburgs Geist über Wiens Freuden Flamme den 16 Juny 1814 von Friedr. Kanne.* 1814. 19 S. 4. (6 Gr.)

Wem der Titel dieses Gedichts in 45 Stanzen nicht genügt, dem geben wir noch ein paar andere Pröbchen:

S. 40.

Des Tages Glanz hast du unbewölkt erhalten
Lass morgen Seegenreiche Ströhme (Ströme) *walten.*

oder:

Von Abend kommt der Segensstrom gezogen,
Das Zeichen wird erfüllt im Regenbogen.

Ein solcher Kaiser in Wort und That, Vater seiner Völker, geliebt von ihnen und allen Deutschen, verehrt von ganz Europa, und ein solcher Tag sprechen sich in Namen und Datum grösser aus.

BERLIN, b. Maurer: *Drey Briefe über Pressfreyheit und Volksgeist*, von M. C. F. W. *Grävell*, königl. preuss. Regierungsrathe. 1815. 170 S. 8. (16 Gr.)

Unbegreiflich ist es, wie ein königl. preussischer Regierungsrath keine Grenzen des Guten und Schädlichen finden will, und es Jedem erlaubt, seine Waare (auch Tollkirschen, Schierling? u. s. w.) zu Markte zu bringen, weil eine neue Mode auch schlechten Waaren einen Abgang verschaffen könne. Es soll keine Censur seyn; jede Censur sey ein Zeugniss von der Untauglichkeit des Staats; der gegründete Tadel gegen Regierung sey Dankes werth, da er ihr eine Pfütze weise, die sie ableiten könne, um nicht in Fäulniss überzugehen; gute Sitten dürfe der Staat nicht einmal vorschreiben; er sey keine Gouvernante, die uns lehrt, ein halbes Dutzend Knickschen zu machen, und uns einsperrt, wenn wir dagegen verstossen; gegen Gott könne Jeder schreiben, was er wolle, da Gott über alle Schmähungen erhaben sey; der §. 151, Theil II, Titel 20 des allgem. preuss. Landrechts, der auf frechen, unehrerbietigen Tadel, oder auf Verspottung der Landesgesetze 6 Monate Gefängniss oder Festungsstrafe setzt, bleibe eine Fussangel auf offenem Wege, worauf Jedermann nach Belieben laufen, kriechen, springen könne; jede Revision der Manuscripte sey dem Verbote des Brantweinbrennens ähnlich, damit Niemand in der Besoffenheit Excesse begehe; selbst in der Periode des eintretenden Fiebers (Volksrevolutionen) sey Pressfreyheit ein unschätzbares Gut; doch erkennt er die gute Seite der Censur in dem ein-

zigen Falle der ausgebrochenen Revolution an: denn, sagt er, das ist ein abnormer Zustand, der durch abnorme Mittel hergestellt werden müsse, wie man *Campher* bey dem Faulfieber gäbe, der in *gesundem Zustande erkranke oder tödte*; auch will er, der das preussische Gesetz §. 151. II Th., Tit. 20 tadelt, Correctionsstrafen für diejenigen, die Ärgerniss geben; und der Staat habe allerdings Recht, jede, dem Religionsrechte zuwiderlaufende Handlung zu verpönen; Friedrich II, der den schriftlichen Angriff auf den Landesherrn und seine Räthe mit Zuchthausstrafe verpönte, wäre weiser gewesen als Justinian, der sich über alle Schmähung erhaben sah: denn, setzt er hinzu, S. 45, die Pressfreyheit kann allerdings missbraucht und *verpönt* werden. — In einem solchen Gewirre schwebt der Geist des Vfs. über dem Wasser. Die Wahrheit S. 12, *zu deren Fusse der bezauberte Liebhaber knieet, und bittend um Erhörung zum Auge der Göttin hinauf schaut, scheint sein Wesen nicht so* (S. 28) *durchzogen zu haben, wie die Anhänglichkeit und Treue jeden Preussen, der davon* nach ihm *wenig Worte zu machen gewohnt ist.* — Die zweyte Abhandlung betrifft die *Volksthümlichkeit.* Jeder Mensch, also auch jedes Volk, muss seinen Charakter haben, so lange es bey Verstande ist, sagt er; der unterscheidende Charakter des Deutschen scheint mir kein grosses Kopfbrechen zu kosten; er ist männliche Vernunft, und die preussische Nation muss der Mittelpunct deutscher Nationalität werden, und daher auch diese männliche Vernunft, die auf Erweiterung des Verstandes und Schärfung der Urtheilskraft beruhe, vorherrschend machen. Ausser der allgemeinen Landesbewaffnung wären Nationalerziehung, Nationalrepräsentation, ein Regierungsblatt, Nationaltracht und Feste dazu nöthig. — Die Kosten der Nationalerziehung machen ihm den geringsten Kummer, denn sie *müssen* aufgebracht werden. — Der dritte Aufsatz, der beste unter allen, ist eine Diatribe über ein *Regierungsblatt.* Ein für die Geschichte schätzbarer Original-Anhang: *Kurzer Bericht von dem Finanzwesen in der Neumark und den incorporirten Kreisen*, vom Kriegs- und Domainen-Director *Hille*, 1731, dem damaligen Kronprinzen (nachherigen K. Friedrich II während seiner Gefangenschaft in Cüstrin) vorgetragen, hat sich am Schlusse verloren. Der Vf. gesteht bey seiner Weitläuftigkeit, dass er sich noch beschränkt habe, um seinen Brief No. 2, S. 102, nicht zu einer Corpulenz anzuschwellen, dass sein Freund nicht vermocht hätte, ihn, ohne einzuschlafen, durchzulesen; es bliebe ihm daher Vieles noch in *reservatione mentali.* Gern wollen wir diese humane Berücksichtigung von ihm annehmen.

Halberstadt, im Bureau für Literatur und Kunst: *Über Pressfreyheit.* — Ein Turnschreiben an alle Verfechter des Presszwanges. 1815. 30 S. 12.

Offenbar ist es dem Vf. mehr um Herausfoderung, als um den ernsten Kampf zu thun. Er will ebenfalls unbedingte Pressfreyheit. Wer will eine Schrift, fragt er, so zeichnen und zünfteln, wie die Polizey die Hunde, als wenn diese dadurch vor dem Tollwerden sicher wären? Die Pressfreyheit ist der Mund des Menschengeistes, durch Presszwang kann man nur schaden: der Patriotismus bedarf dieser Freyheit, man denke sich aber unter dem Patrioten nicht den Vetter Michel, und er nennt die Weisheit, die im Hinterhalte lauert, und die Gabe dem Volke nur so darbietet, wie den Mäusen den Speck, eine Weisheit von schlechtem Schrote und Korne. Doch stellt er am Schlusse die Censur dem guten Gewissen und der rechten Einsicht anheim, ohne sich über das *hic Rhodus hic salta* weiter zu erklären. Dann giebt er den Vf. oder Verleger und Drucker eines uncensurirten Buchs aller Verantwortung, das censurirte Manuscript dem amtlichen Urtheile des Censors preis, der dieses Urtheil auf dem Titelblatte, z. B. ein schlechtes, lüderliches Buch, beysetzen, und die unveränderte Erhaltung dieses Beysatzes überall verlangen dürfe. So glaubt der Vf. ungehindert durch die Prügelknechte in die Schranken zu treten.

Dh.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Halle*, b. Hendel: *Franz Drakes Leben und Seereisen, nebst seiner Entdeckung der Kartoffeln, in ihrer Verpflanzung aus Amerika nach England, Frankreich, Italien, Schweiz, Deutschland und andere Länder.* 1815. 96 S. 8. (6 Gr.)

Ein elendes Machwerk in gemeiner Sprache, voll geographischer Fehler, ohne Sinn für Sache und Darstellung, angeblich nach einem Manuscripte bearbeitet, bereits 1811 zu Leipzig gedruckt, und selbst mit dem Schmutztitel abermals in die Welt geworfen, sogar mit der Lüge begleitet, die Entdeckung der Kartoffeln und ihrer Verpflanzung dabey zum Gegenstande geschichtlicher Erörterung gemacht zu haben. — Die Frechheit, es dem gebildeten ökonomischen Publicum, den Freunden des Nützlichen und Guten, und allen denen zu widmen, die stilles Verdienst ehren, drückt noch das ganze Siegel darauf.

H. P. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

SCHÖNE KÜNSTE.

Pesth, b. Hartleben: *Die Gründung Prags, ein historisch-romantisches Drama von Clemens Brentano.* 1815. 450 S. 8.

Die Kritik, welche in den neuesten Zeiten so vorzugsweise von uns Deutschen ausgebildet ist, der wir manche heitere und objective Ansicht verdanken, würde in Hinsicht auf die dramatische Poesie, mit welcher sie sich besonders beschäftigt hat, Veranlassung zu einer sonderbaren Art von Ungeheuern, die unter dem Namen von romantischen Tragödien bey uns auftraten. Wird menschliche Leidenschaft, menschliches Schicksal von einem wahrhaft dichterischen Gemüth so tief und lebendig aufgefasst, dass sie dasselbe zur Darstellung bewegen: so ordnen sich die einzelnen Theile des Kunstwerkes nothwendig und von selbst zu einer Einheit, wie der erste Ton eines angeschlagenen Accordes in der Musik die Töne gleichsam fodert, die ihn zu einem Ganzen vollenden. Das Grundelement, aus welchem ein Dichterwerk also entsprang, in demselben zu entdecken, aus ihm selbst zu erklären, ward eine allgemeine Manier der neueren Kritik, und sie stellte durch diese geistvolle Ansicht besonders dramatische Kunstwerke unter einer Beleuchtung dar, die ihren Eindruck erhöhte; man freute sich, was bewegt, erschüttert hatte, nun in einen Begriff verwandelt verstehen, sich Rechenschaft über die eigene Empfindung geben zu können, sie gerechtfertigt zu sehen.

Allein bald erfolgte, selbst in besseren, vorzüglich in philosophischen Köpfen, der wunderliche Wahn, die Sache lasse sich auch umkehren. Könne man Begriffe aus Kunstwerken construiren: so müssten sich auch Kunstwerke aus Begriffen construiren lassen, da Alles darauf ankomme, dass eine Einheit, ein Ganzes entstehe. Alarkos im dramatischen Fache trat als Chorführer auf, Lacrymas, Niobe folgten, und die Kritik in gleicher Irrsal befangener Kritiker behauptete, es seyen Kunstwerke entstanden, weil Bedeutung und Einheit nicht fehle: man hätte es ihnen glauben können, wenn sie nicht als Belege Proben citirt hätten. Eine Zahl von Kunstjüngern und Jüngerlein, Figuranten ohne Namen, folgten diesen Beyspielen, und so haben wir denn nicht wenig Tragödien, der Romane hier nicht zu gedenken, welche sich durch nichts, als ihre dramatische Form, von den Disputationen der Studirenden zur Erlangung der Doctorwürde unterscheiden, deren handelnde Personen vielmehr perorirende sind, die durch die applicirte Thesis nicht mehr Leben bekommen haben, und auch kein anmuthigeres, als todte Frösche durch den galvanischen Apparat erhalten. Die Langeweile solcher Stücke wäre selbst für den Vf. nicht auszuhalten, wenn der Zeitgeschmack nicht den reichen Schatz der Romantik so eben zu Tage gefördert hätte und ihn liebte; aus diesem putzten sie mit der ärgsten Überladung ihre Marionetten auf, und das vorliegende historisch-romantische Drama zeichnet sich noch durch eine Zuthat von Mythen und von Historisch-Nationellem aus, wie sie der Zeitgeschmack ebenfalls liebt.

Nach dem Titel erwarteten wir eine Begebenheit dargestellt zu sehen, woran sich die Gründung Prags knüpfte, welche durch sie vollendet würde; davon ist aber nichts zu finden. In dem vorletzten Auftritt kömmt ein Mann zu Libussa, welche so eben mit Primislaus ihre Vermählung feyert, und fodert, sie solle dem Volke eine Stadt gründen; der Bräutigam ruft ihren Sehergeist auf, sie antwortet:

> Hört ihr der Äxte Schlag jenseits im Wald
> u. s. w. — — — — — — — — —
> dort fragt die Zimmerleute,
> Was heute ihrer Äxte Werk bedeute;
> Habt ihr erfraget, was sie dort bereiten,
> So kehrt zu mir, dann will ich euch bescheiden.

Nach einer Zwischenscene kehrt dann derselbe mit einem Gefährten, der, man weiss nicht wie, oder warum, sich hier zu ihm gesellt hat, wahrscheinlich, weil er bey früherem Erscheinen auch mit ihm war, zurück, und sie berichten, wie beide die bezeichnete Stelle, die Zimmerleute, gefunden, die mit ihrer Arbeit schon fertig gewesen wären:

> Wir grüssten, fragten: Meister und Geselle,
> Was zimmert ihr? Sie sprachen: Prag, die Schwelle.

Hierauf erwacht der Sehergeist in Libussa von Neuem, sie spricht sechs Stanzen, worin das künftige Schicksal Prags prophetisch angedeutet ist, wo die letzte Zeile einer jeden mit den Worten, Prag, Prag, Schwelle, anhebt und schliesst: worauf das ganze Stück mit dem Rufe des Volkes endet:

> Prag, Prag! du unsres Heils und Glaubens Schwelle.

Weiter kömmt nichts von der Gründung Prags vor, und schöne Verse in diesem Schluss-Gedicht, wie:

> Sieh! auf dem Schloss erglänzet eine Krone,
> Und wie ein Königsmantel weit ergiesst
> Die goldne Stadt sich von des Berges Throne,
> Um ihn als ein gestirnter Gürtel fliesst
> Die Moldau ernst, und Heil der Nachwelt Sohne,
> Der mit der Brücke Demantschloss ihn schliesst.
> Durch Siegesbogen lobsingt laut die Welle:
> Prag, Prag! du meines Heils umpalmte Schwelle!

schöne Verse, an denen es dieser Dichtung überhaupt nicht fehlt, können nicht den gänzlichen Mangel an Handlung, an wahrhaft dramatischem Leben der Figuren vergüten.

Dass die Gründung Prags, die von ihren 410 Seiten keine 5 einnimmt, und deren in den übrigen mit keinem Worte Erwähnung geschieht, nicht ihr eigentlicher Gegenstand seyn kann, ergiebt sich beym Lesen zugleich mit dem Gedanken, aus dem sie gebildet ist. Sie soll uns den Zeitpunct in der alten Geschichte Böhmens darstellen, wo der przemislische Stamm auf dem Stuhle Czechs gegründet wurde, wo Prag entstand. In denselben hat der Vf. auch die für das ganze künftige Schicksal Böhmens eben so entscheidend wichtige Einführung des Christenthums daselbst verlegt. Könnte eine Zeit an sich zu etwas anderem als zum Hintergrunde einer dramatischen Handlung geeignet seyn, könnte ihre Darstellung allein durch Bedeutsamkeit für die Zukunft dramatisches Leben und Interesse bekommen: so wäre der Gedanke des Vfs. glücklich zu nennen. Da jedoch ein Drama nur das Interesse und die Würde der an die Zeit geknüpften Handlung durch ihre Bedeutsamkeit für die Zukunft gesteigert werden mögen, und die Handlung in diesem vorliegenden höchst armselig ist: so gewinnt er nichts durch jenen.

„Als ich es unternahm, die Aufgabe dieses Gedichtes in dem Tone, und der Gesinnung, welche es bezeichnen, zu lösen, ward es nöthig, mir den Weltzustand, in welchem meine Handlung vorgehen sollte, entweder durch historische Erkenntniss, oder durch *poetische Construction* (?) zugänglich und reich genug zu erschaffen, um meiner Handlung *einen Himmel* und eine Erde zu geben." Mit diesen Worten hebt die Einleitung zu den Noten an, welche zugleich dem ganzen Gedicht als Einleitung dient, und wo der Vf. darauf ferner uns über die Art belehrt, wie er diess zunächst angefangen hat. „Die wenigen fragmentarischen Mythen, die mir in meiner Lage vergönnt waren, so sehr ich es vermochte, in Naturdichtung *zurück* aufzulösen, damit diese Fabeln dem Leser symbolische Figuren der Rede der Handelnden und wenigstens so sehr seine eigenen Götter werden konnten, als die Wahrheit der Leidenschaft in dem Gedichte ihn rühren kann." An diesem doppelten gigantischen Unterfangen, sich eine Zeit durch poetische Construction zugänglich zu machen, und eine Mythologie aus einzelnen gegebenen Mythen in Naturdichtung zurück aufzulösen, scheitert natürlich das Gedicht, und der letzte Zweck bleibt so unerreicht, als er unerreichbar ist, wie es einem gesunden Verstande allezeit hätte erscheinen sollen. Gesetzt, es kennte Jemand sämmtliche Figuren der griechischen Mythologie, das Land, die Geschichte, die gegenwärtige Sitte der Griechen, wie Hr. *B.* einzelne Figuren der slavischen Mythologie, das heutige Böhmen, die Geschichte und Sitten seiner Bewohner kennt, und versuchte aus diesen Elementen eine Theogonie zu bilden, und vergliche sie dann mit der des Hesiodus: so würde er erstaunen über die Einseitigkeit, Allgemeinheit seiner Arbeit im Vergleich mit der Vielseitigkeit, Individualität von jener: dergleichen schafft nur Ein Volk. Aber diesem Unternehmen gesellt der Vf. das so viel ungeheurere zu, vergangene Jahrhunderte zu dichten, wo seine Theogonie in Wirksamkeit war, diese Jahrhunderte sich in den Figuren seines Dramas abspiegeln zu lassen. So etwas hat sich wahrhaftig noch kein Dichter zugemuthet; und konnte der Vf. im Ernst denken, dass er diese von ihm gebildeten Götter von seinen handelnden Personen so wahrhaftig geglaubt, ihnen so längst vertraut darzustellen vermöchte, dass sie uns durch dieselben rühren?

Aber selbst davon abgesehen, hat er nicht einmal dasjenige benutzt, was als individueller Glaube seiner Heldinnen, Libussa, Tetka, Kascha, im Hagek, dem er übrigens vorzüglich folgt, zu finden ist: von den Gottheiten, denen Libussa und ihre Schwestern eigenthümlich als Schutzgöttern dienten, ist keine Erwähnung geschehen. Er hat ein Princip des Bösen und ein Princip des Guten zum Grunde seiner Theogonie gelegt, das erste durch den alten heidnischen Volksglauben, und vorzüglich durch Zwratka, die Priesterin des schwarzen Gottes Tschart, die zugleich eine Zauberin ist, repräsentiren lassen. Libussa, ihre Schwestern, die Besten aus dem Volke, neigen sich zum Princip des Guten, das als Christenthum und durch eine junge byzantinische Christin, Trinitas, repräsentirt erscheint. Die ungeheuere Aufgabe des Zurückauflösens fragmentarischer slavischer Mythen in Naturdichtung macht sich der Vf. aber ganz leicht. Er flickt aus allem möglichem Aberglauben, aus welchem er ein wahrhaftes bizarres Studium gemacht hat, aus dem, was uns spanische und italiänische Novellenbücher von Liebes- und Hexen-Tränken, von Sterbekerzen erzählen, was die nordischen Volkssagen von der Vögelsprache haben, was unsere Hexenprocesse berichten, was als besonderer Aberglaube sich noch heute in Deutschland und Böhmen unter dem Volke vorfindet, aus demjenigen was in Igors Zuge gegen die Polowzer, in Handbüchern von der slavischen, der wendischen Mythologie vorkömmt, aus Reminiscenzen der griechischen Mythologie, aus eigenen allegorischen Phantasiegebilden und phantastischen Grillen ein so scheckiges, bizarres Ding mit einem Ernst zusammen, über den man halb staunen, halb lachen muss, über den sein gutes, natürliches Talent für das Komische, wie viele der Noten verrathen, selbst oft lacht, und mit dem es allen seinen besseren Kräften kein Ernst ist und seyn kann; das uns aber nichts desto weniger vorkommen soll als ein gelungenes Bemühen, eine Theogonie im Geiste eines Volkes zu schaffen. So sehr freylich, als die *Wahrheit der Leidenschaft* in diesem Gedichte rührt, werden auch diese Frazzen *unsere Götter;* aber ausserdem hätten wir ohne die Noten, wodurch der Vf. seine Einfälle weislich erklärt, wahrlich nichts davon verstanden. Wenn z. B. der Europäer Rozhon, als er Libussa nächtlich im Bade überfallen und ermorden will, von Primislaus Hand erschlagen wird, der zu ihrem Schutze insgeheim herbeygeeilt ist, und sterbend den Primislaus bittet:

Vom Räuber Katzei spreche mir die Lieder,
Auf ihren dunklen Sprossen steig' ich nieder.
Katzei, Katzei u. s. w.

wenn Primislaus dann anfängt:

Katzei! Katzei!
O du nie sterbender,
Mägdlein verderbender
Räuber wohin? u. s. w.

bis er schliesst:

Krönet mit Myrthenreis
Kotar den Freund!

so merkt man weder hieraus, noch aus der vorhergehenden Scene, wo die Mägde der Libussa Lieder von Triglawa, der Göttin der Nacht, singen, wie sie ihren Geliebten den Mond im Arme trägt, wie er es ward, weil er sie von einem Überfall der Leschien (Satyren), als sie eben im Bade war, befreyte, und auch nicht daraus, dass sie nach Libussas Befreyung, bey der Niemand Primislaus erkannt hat, rufen:

„Kotar hat dich gerettet!"

warum der Verräther Rozhon so nach Katzei! Katzei! verlangt. Eine Note erklärt es aber. Katzei (der Unsterbliche) sey nach der russischen Mythologie ein lebendiges Skelet, das junge Mädchen und Bräute raubte. „Endlich soll er doch gestorben seyn. Ich lasse ihn von Kotar erschlagen," setzt der Vf. hinzu; und nun merken wir denn wohl, dass Libussa, die im Bade ist, und überfallen wird, wie Triglawa, auch Triglawa bedeute, ihr Retter Primislaus aber, welcher dieser seiner That ihren Besitz eigentlich verdankt, Kotar, der Geliebte Triglawas, seyn soll. Rozhon ist natürlich Katzei, sein Gewissen hält es ihm sterbend vor. Wir glauben mit diesem Beyspiele genug für unsere Behauptung von der Willkührlichkeit, Frostigkeit und Dunkelheit der Theogonie des Vfs. bewiesen zu haben, die wie ein Ballast auf der Dichtung liegt.

Das Christenthum im Gegensatz zu seiner Mythologie hat er mit allem dem mystischen Apparat ausgestattet, der jetzt ebenfalls an der Tagesordnung ist. Symbolische Träume und Gesichte, Dreyeinigkeit, Lamm, Kelch, Taube, Pelikan, als Sinnbild der Liebe des Erlösers, Schlange, Satan, Taufe, Sacramente, Mutter und Sohn fehlen nicht.

„Vom heiligen Geiste
Sprach sie noch das Meiste."

Im Übrigen ist die Figur der Trinitas, wie die ganze Episode der ersten Einführung des Christenthums in Böhmen durch dieselbe, ihre Verborgenheit im Walde, in der verlassenen Hütte des Croks, die nach einem alten Brauch als ein Asyl für fremde Wanderer offen gehalten wird, die Schilderung ihrer Erscheinung von den Kindern aus der Zauberschule der Zwratka, welche im Walde Kräuter lesen, und sie, die sich zu ihrem Zusammentreffen mit Tetka, der Schwester von Libussa, festlich geschmückt hat, für Lado, die slavische Venus, halten,

(Ihr Leib war umflossen
Vom rothen Gewand,
Der Gürtel geschlossen
Mit goldenem Band.
Am Mantel, dem blauen,
War schimmernd zu schauen
Von Sternen ein Rand,
Die goldenen Locken
Ihr Mayblumenglocken
Und Veilchen umflochten.)

die Art ihres Märtyrerthums, wie sie, von einem vergifteten Pfeile Zwratkas getroffen, am Morgen der Frühlingsfeyer sinkt, indem sie eines dieser Kinder am Ufer der Moldau tauft, welches, da alle christlichen Taufzeugen in dem wüsten heidnischen Lande fehlen, die eben erblühte Primel, Himmelsschlüssel, von der Wiese zum Taufzeugen und deren Blumennamen zu den seinen erwählt, wenige spielende und pretiösmystische Flecken abgerechnet, eine überschwenglich liebliche Dichtung, die sich wie ein goldener Faden durch das scheckige Gewirr des ganzen Drama's windet.

Sich die Zeit seiner Handlung durch die Historie und durch poetische Construction zugänglich zu machen, wählt der Vf. zwey Mittel. Er folgt erstlich der Erzählung Hageks ganz unbedingt, und ohne sie irgend zu bearbeiten oder verarbeiten, ohne die abgerissenen Anekdoten, welche jener Chronist hat, seiner Handlung wesentlich einzuflechten. Denn das fördert dieselbe nicht, das kann man nicht Verarbeitung nennen, wenn Druhee und Gobol einen gefundenen Silberblock der Libussa hier eben am Tage ihrer Geburt und Erwählung zur Herzogin der Böhmen bringen, und dass Libussa bey dieser Veranlassung dieselbe Weissagung in Versen spricht, welche Hagek sie an einem anderen Tage und in Prosa sprechen lässt; oder, dass diese Weissagung hier mit Worten schliesst, die Hagek nicht hat, und deren Klingeley wir auch gern missten:

„So hatte denn die heilge Morgenstunde,
Mein gutes Volk, heut Gold für dich im Munde;
Chobol und Druhee, euch sey nun verliehn
Des Bergbaus Amt, erwählet auch Gesellen,
Was ich verkündet, an den Tag zu stellen,
Und fördert, was ihr findet, nach Libin,
Dass sich der Erde Segen, weit geleitet,
In allen Adern dieses Volks verbreitet.
Doch wer bemerkte meiner Ruthe Schlag
Und kennt noch meiner Rede reichen Gang?
Er fördre meines Traumes Schatz zu Tag,
Den mein Erwachen wieder nun verschlang.
Die goldnen Berge, die ich mir geträumet,
Sind sonst wie Morgenwolkengold verschäumet."

Eben so wenig ist auch für die Handlung von Bedeutung, dass Biwog, der, wie Hagek erzählt, so stark war, dass er einen Eber fing und lebendig der Libussa überbrachte, hier, indem sie eben Gericht hält, und von ihrer Schwester Kascha besucht ist, mit dem Eber auftritt, und da ein widerspenstiger Slave sie beschimpft, den Eber von dem Felsen schleudert, dass er das Genick bricht, und den Slaven packen will, welcher unterdessen schon anderweitig gepackt ist. Kascha wird von diesem lastträgerischen Heroismus gerührt, und giebt dem Starken auf der Stelle ihre Hand. Aber weder seine Stärke, noch diese Verbindung bewirken etwas weiter in dem Stück, als dass Biwog fortan mehrentheils mit auftritt, wenn die drey Schwestern er-

ſcheinen, und ſich beypflichtig äuſsert. Vom Myſticismus verſteht der ſtarke Mann nicht viel. Er antwortet, als Pachta, der alte Maurer und Bildner, ein in Böhmen geborener Mann, welcher Trinitas aus Byzanz in ſein Vaterland geführt hat, damit ſie das Chriſtenthum hier verbreiten ſolle, Libuſſa und ihre Schweſtern durch ſinnbildliche Reden, die von ſeiner Kunſt hergenommen ſind, auf deren Erſcheinung und Lehren vorbereiten will, ſo ungelehrig dazwiſchen, daſs ſeine Gemahlin Kaſcha ihn derb abfertigt.

Tetka.

Miſslang dir jemals ſo ein Werk?

Pachta.

Mir nicht,
Doch einem Meiſter im herzyniſchen Wald
Aus einer Schule, die man Corbey nannte,
Er zog auf Arbeit aus dem Vaterland,
Goſs zu Arkona auch ein heilig Bild.
Ihm ward zu früh lebendig da das Wort,
Kalt war die Form, der Gluthſtrom brach ſie wild,
Kaum kam er mit dem Leben von dem Ort,
Weil gegen ihn die Feuerwelle ſchoſs.
Aus einem *Sancta Kite*, den er goſs,
Ward ungeſtaltet nur ein Swantewid.

Biwog.

Nur um ein O iſt ja der erſte geſſen,
Das ſcheint mir doch kein groſser Unterſchied.

Pachta.

Und jenen gar gefiel er noch viel beſſer.
Doch mit dem Tage uns das Licht erwacht,
Und andre liegen während dem in Nacht;
So lebt dann wohl, ich rufe euch zur Zeit.

Tetka.

Auf Wiederſehn, wir halten uns bereit,
(*Pachta ab.*)

Biwog.

Ein ſeltner Mann, doch unverſtändlich ſpricht
Er nur in Redensarten ſeiner Kunſt,
Und wer kein Maurer iſt, verſteht ihn nicht;
Mir, der ich Jäger bin, wär's eine Gunſt,
Doch das lebendige Wort einmal zu ſehn.

Kaſcha.

Du möchteſt wie den Eber es beſtehn.
u. ſ. w.

In den Äuſserungen über ſein Gedicht ſagt der Vf.: „Mir waren immer alle Schauſpiele verhaſst, in welchen die Perſonen keine anderen Geſichtszüge haben, als die ſie gerade in dieſer Handlung machen müſſen: denn jede dramatiſche Figur müſste doch wohl Spuren aus einem früheren und Anlage zu einem ferneren Leben haben, damit man glauben könne, ſie habe auch vor dem erſten Acte ſchon gelebt, und werde nach dem fünften wohl in einem weiteren Leben mitſpielen, wenn ſie nicht vor, oder auch in demſelben bereits todtgeſchlagen worden. Um dieſs ſo ſehr zu bewirken, als es meinem Talente möglich war, habe ich in Stiaſon und Wlaſta die Zukunft bis zum böhmiſchen Mädchenkrieg vorwirken laſſen" u. ſ. w.

Der erſte Satz iſt gewiſs richtig; aber dieſes Leben der Vergangenheit und der Zukunft in dem Augenblicke der Darſtellung muſs aus der Wahrhaftigkeit der dargeſtellten Weſen und ihrer Leidenſchaften entſpringen. Daſs Wlaſta nach dem Tode der Libuſſa die Anführerin des Mädchenkrieges wurde, durch Stiaſons Hand fiel, und jener mit ihrem Tode beendet war, wird demjenigen, welcher dieſs nicht weiſs, zuverläſſig nicht dadurch vermuthlich, daſs Libuſſa, als ihr Schreiber Ziack ihr Kräuter zum Siegeſchmuck ihrer Mägde bringt, welche ſie aus einem Überfall der Avaren gerettet haben, indem ſie ihre Mützen damit ſchmücken, ruft:

O halte ein, was iſt dieſs, Unglücksknabe!
Weh mir, daſs ich dir anbefohlen habe,
Die Sträuſser zu der Mägde Schmuck zu brechen.
Hinweg mit ihnen! wiſst ihr, was ſie ſprechen?
Dieſs hier iſt Frauenkrieg, dieſs Mägdekrieg,
Dieſs Weiberkrieg!

noch aus anderen dergleichen Prophezeihungen meiſt durch Benennungen von Kräutern und Blumen, die in dieſem Buche zu Hunderten vorkommen und ganze Seiten bis zum äuſserſten Überdruſs anfüllen; auch nicht durch Wlaſtas Traum:

Es ſpielten die Geſchlechter blutig Spiel
Um Luſt, Noth, Mord, des Todes Schleier fiel,
Sie ſchäumten blutig, wie verbiſsne Hunde,
u. ſ. w.
Bis jener dort den Sieg von dannen trug.
Es ſchrie der bunte Hahn mit hellem Schrey,
Wie mit der Sichel, mir den Traum entzwey.

Stiaſon, der Hahnefedern an ſeiner Mütze trägt, fragt:

Was ſchaueſt du mich an?

Primislaus.

Was haſt du Tolle gegen dieſen Mann?

Wlaſta.

Ich fluche ihm, er iſt der rothe Hahn,
Ich fluche ihm, ich fürcht' ihn dann und wann.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Allgemeine Encyklopädie für praktiſche Ärzte und Wundärzte.* Bearbeitet und herausgegeben von D. *Georg Wilh. Consbruch*, königl. preuſſ. Hofrathe u. ſ. w., und D. *Joh. Chriſtoph Ebermaier*, königl. preuſſ. Landphyſico der Kreiſe Dortmund u. ſ. w. Achter Theil. Erſter Band. Zweyte verbeſſerte Auflage.

Auch unter dem Titel:

Taſchenbuch der Geburtshülfe für angehende Geburtshelfer, von D. *Joh. Chriſtoph Ebermaier* u. ſ. w. Erſter Band. Zweyte verbeſſerte Auflage. 1815. XIV u. 558 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1807. No. 251.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE-LITERATUR-ZEITUNG
MAY 1815.

SCHÖNE KÜNSTE.

Pesth, b. Hartleben: *Die Gründung Prags, ein historisch-romantisches Drama* von *Clemens Brentano* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Besser wird der Mägdekrieg als eine Begebenheit über die Grenzen dieses Dramas hinaus durch die Schilderung des Geistes der Mägde überhaupt angedeutet, durch ihre Stellung zu den Männern, die von Libussa's Herrschaft, von dem übermäsigen Lohn, den sie ihrer Tapferkeit gewährt, veranlasst wird. Diese Schilderung scheint der Vf. vorzüglich zu meinen, wenn er sagt, er habe sich das Zeitalter seiner Darstellung durch poetische Construction zugänglich gemacht. Er hat eine gewaltige Aufgabe auch hier mit ganz bequemen Mitteln gelöst, und sein natürliches Talent spielt bey dieser Gelegenheit seinem transcendentalen überspannten Vorhaben einen Possen, der fast wie eine Parodie auf dasselbe herauskömmt. Er zeichnet nämlich derb, etwas frech sogar und scurril, aber mit der allerlebendigsten Wahrheit das heutige Leben, den heutigen Sinn der niederen Volksstände in Böhmen, mit einer Wahrheit, die selbst die österreichisch-deutschen Redensarten nicht verschmäht, welche seit der Herrschaft Österreichs in jenes Land mit der deutschen Sprache verpflanzt sind, wenn diess anders nicht eine tiefe Beziehung auf den Sehergeist der Libussa hat, was aber nicht zu vermuthen ist, da er es sich so bequem damit macht, dass, wie er uns in einer Note erzählt, er nicht eher Ruhe gehabt hat, bis er den Spruch: *ist sie das Mensch, bin ich die Frau, bin ich das Mensch, ist sie die Frau?* den er täglich vielmal von einer zänkischen Hauswirthin hörte, der Libussa und dem Primislaus in den Mund legte. In sofern der Pöbel und die höheren und die höchsten Stände in jenen Zeiten nicht durch solche Bildungsstufen getrennt standen, als in unseren Tagen, ist dieses Verfahren consequent genug. Wer mit recht derben Zoten es nicht genau nehmen will, kann sich an der baaren Wahrheit, an der lächerlichen Gruppirung dieser Zeichnung ergötzen: und wäre eine moderne ordinäre Figur, ein prager Student etwa, ein Hainderlejude, der Mittelpunct, um den sie sich bewegte; spielte des Vfs. Talent zur Schilderung idealer Figuren, in sofern diese nicht über einen elegisch passiven Zustand hinaustreten, als eine höhere contrastirende Welt zwischen durch; wäre das Ganze auf eine geschicktere Art mit den lyrischen Gedichten durchwebt, als sie hier in der Libussa angebracht sind, und ihr schöner Anfang nicht, wie hier jederzeit, durch einen läppischen, wortklingelnden Schluss verzettelt: so hätte Hr. *B.* eine Dichtung geschaffen, die Niemand verfehlt nennen könnte, was der gelindeste Ausdruck für diese Libussa seyn muss.

Allein zu seinem Unglück, und zu dem seiner Leser, sind ihm seine Heldinnen von der Sage als mit göttlichen Künsten begabte Sibyllen übergeben, will er in Primislaus die gediegene Ruhe männlicher Weisheit, Kraft und Milde, und in Wlasta den Kampf der Ehrsucht, des Stolzes und der Liebe schildern, und weil „diess alles auf einem Glaubenssystem wurzelt, welches sowohl durch das Christenthum vernichtet ist, als es auch keine rein menschlichen Beziehungen durch Kunstwerke auf uns erhalten hat", die wenigen vereinzelten schwankenden Mythen desselben in Naturdichtung *zurückauflösen*. Zur Schilderung hoher selbstthätiger Charaktere und Leidenschaften ist ihm aber alles Talent völlig versagt, und er reckt sich und uns auf der Folter, jene Zwecke zu erreichen, auf das Martervolleste aus. Ja wir haben nicht einmal die Erquickung, die er sich vergönnt, uns mit Grillen, Launen, Geschmäcken, recht breit mitten in das Gedicht hineinzulegen.

Es ist gewiss nicht möglich, dass irgend eine wahrhafte Dichtung erscheine, aus der man nicht Richtung und Eigenschaften des Geistes und Gemüthes ihres Urhebers erkenne. Die harmonische Würde, welche Sophokles beseelte, die Kraft, welche Äschylus hinriss und trieb, der moralische Schwung in Schiller, die umfassende und naive Fülle des Lebens in Shakspeare und Goethe, rühren und ergreifen uns in ihren Gedichten, sind im Einklange mit deren Wirkung, erhöhen sie. In diesem Gedichte ist ein wirres, frazzenhaftes, eigenwilliges Wesen, das nicht in lustigen Vorstellungen, wie man nun, nicht in elegischen Stimmungen, wie man dann glaubt, auch nicht in der Natur Ruhe findet, von der es oft so schön und wahrhaft tief ergriffen ist.

Was die innere poetische Kraft versagt, soll durch eine Spiegelfechterey der Phantasie geschaffen werden, und daraus entsteht die ganze Handlung.

Libussa, Tetka, Kascha, die drey Töchter des Kroks, neigen sich ab von den alten Göttern des Volkes, und wenn nicht zum Christenthum, doch zur geistigen Erkenntniss; Kascha durch die Erforschung der Geheimnisse der Erde, Tetka des Himmels, und

Libussa durch Kunde der Vergangenheit, Einsicht in die Gegenwart, Ahndung der Zukunft.

Zwratka, die Zauberin und Priesterin des Tschart, des schwarzen Gottes in Hn. *Brentano's* Theogonie, mit dem sie nebenher ein Liebesverhältniss ganz im Costum der Hexenprocesse hat, hasst und verfolgt die drey Schwestern wegen jener Gesinnung, weil sie in der Volksgunst hoch und zwischen ihrem Gatten, dem hinkenden, wortspielenden Priester Lapack, von Kroks Stamme, und dem Stuhle des Czechs stehen, endlich wegen altes Neides und alter Eifersucht gegen deren Mutter Niva. Sie umzuwandeln oder ins Verderben zu bringen, läst sie ihnen am Tage ihrer Geburt bezauberte Äpfel, die das Hirn betäuben, von verkleideten Zauberlehrlingen bringen, und stiftet den Avarenprinzen Moribud an, Libussa nach ihrer Wahl zu überfallen, und sie mit Pfeilen, die Liebeswuth im Blute erregen, zu treffen. Die Tapferkeit der Mägde der Libussa schlägt die Avaren, und Wlasta unter ihnen fängt einen der vergifteten Pfeile, welche auf Libussa gerichtet waren, mit dem Arme auf. Libussa, als die Gefahr vorüber ist, verbindet den Arm der Wlasta mit ihrem Schleyer, und verwechselt unbemerkt, sie zu belohnen, den Armring der Jungfrau, durch den sie die Wunde schliesst, mit ihrem eigenen, dem jener völlig gleich sieht, ein Werk wie dieser von der Mutter Libussas für Zwratka, aber nicht wie er mit geheimen Kräften begabt, die seinen Besitzer erheben und beglücken; Zwratka und Wlasta kennen diese Gaben des Ringes der Libussa wohl, die durch Zwratka's Unheiligkeit dem der Wlasta nicht werden konnten. Jenen nun, den unbemerkt vertauschten, umwickelt Libussa mit ihrem Schleyer, legt ihn an eine Quelle, und lässt Steine zum Ehrendenkmal des Mädchensieges darüber häufen. Also haben wir denn hier abermals einen Zauberring, der eine Art von Ordensschmuck für ebenbürtige mystisch-romantische Dichtungen zu werden scheint.

Indessen wirkt das Gift aus dem Pfeile Moribuds und der Mutter in Wlastas Blut, und entzündet sie zur Liebe für den Landmann Primislaus, dem Libussa wohl will, der nebst Domaslaus, dem reichsten, und Wrsch, dem kriegerischsten der Czechen, es war, dessen Gewicht beym Volke diese vorzüglich auf den Thron erhob. Die Leidenschaft entzündet das Verlangen in Wlasta, Libussa von demselben zu stürzen, sich mit Primislaus darauf zu erheben, und zu diesem Endzweck trachtet sie mit Raserey nach dem Ringe, den sie unbewusst schon besitzt. Ihn unter dem Siegessteine hervorzurauben, trifft sie bey diesem ein, und findet ihre Mutter Zwratka und ihren Vater Lapack schon in gleicher Absicht daselbst; aber der Siegesstein ist zerstört. Domaslaus und Wrsch, aus Grimm über die Ehre, den Übermuth der Jungfrauen, haben die Steine aus einander geworfen, zu gleicher Zeit den Ring der Wlasta, den sie ebenfalls für Libussa's hielten, erfasst, und weil Keiner ihn lassen wollte, ihn dem Landmann Primislaus in Gewahrsam gegeben, damit er ihn dereinst demjenigen von beiden zustelle, der die Hand der Herzogin, nach der sie Beide trachten, nicht gewinnt. Zu diesem Endzwecke heben sie den Unmuth des Volkes, das einen Herzog begehrt, empört ob des Übermuthes der Dirnen der Libussa, und hoffen viel für sich von der Wildheit Rozhons, der einen Rechtshandel vor ihr Gericht bringen, und bey dem nothwendig ungünstigen Spruch die Herzogin durch jene Stimmung des Volkes, jenen Übermuth der Mägde aus Rache auf das heftigste bedrängen, und zur Wahl eines Gemahls treiben wird, die sie dadurch, dass sie sich derselben gegen seine Wildheit annehmen, auf einen von ihnen zu lenken hoffen.

Libussa hält Gericht, sie ertheilt den Mägden silberne Ehrentrompeten, Sold, freyes Recht, um Männer zu werben, und bestellt sie zu ihrer Leibwache. Rozhon schmäht sie und ihre Schaar, und wird von dieser gehalten: das Volk fodert einen Herzog. Domaslaus und Wrsch bewerben sich um Libussa, sie sendet sie gegen die Avaren, der Übermuth der Mägde steigt, sie verbinden sich zu einer Schaar: ihr Ruf ist:

Huchussa,
Die freyen Mägde der Libussa!

Die Mägde wehren den von dem Kampfe gegen die Avaren siegreich zurückkehrenden Männern den Zug über ihr Siegesfeld. Bey der Hochzeit der Kascha bricht ihre Raserey frech hervor. Ziak, der Schreiber der Libussa, der Sohn Lapaks, von dem Vater eigentlich als Späher ihr zugegeben, belauscht ihre Gesänge und Pläne, wird entdeckt, gezüchtigt, und berichtet sie den Männern, die dadurch in ihrem Entschluss, ein männliches Oberhaupt zu fodern, bestärkt werden. Rozhon sinnt auf Rache wegen des ihm abgesprochenen Rechtes. Primislaus erspäht es, und sticht ihn bey seinem nächtlichen Überfall der badenden Libussa nieder, giebt dieser, als sie aus dem Bade gesprungen ruft:

Ein Schwert; ein Schwert, ganz Böheim für ein Schwert!

das seine, und entweicht unerkannt. Diese Reminiscenz aus Shakspeare möchte der Vf. auch gern nicht nur entschuldigen, sondern als etwas Nothwendiges einschwärzen. Libussa muss das Schwert erkennen, sich beym Wort genommen halten, und als sie einen Gemahl wählt, ihre Gesandte an Primislaus senden, und den stillen Pflüger von seinem Acker zu dem dermassen an ihn verpfändeten Besitz Böheims rufen. Unterdessen hat die ihn besuchende Wlasta Libussas Armring, den sie trägt, und der ihr unbewusst derjenige ist, nach dem sie trachtet, mit ihrem eigenen, welchen er für Wrsch und Domaslaus bewahrt, aus Trug wieder verwechselt, im Wahne, sich des ächten zu bemeistern, der seiner Wunderkraft bey Primislaus alle Ehre macht. Mit seiner Vermählung am Tage der Frühlingsfeyer, an demselben, wo Trinitas von dem giftigen Pfeile Zwratkas fällt, schliesst das Drama.

Die Schilderung jener Vermählung hat uns — so weit ist durch die neue Poesie der Geschmack vorgeschritten — lebendig an die Gelegenheitsgedichte des Herrn *von Besser* bey der Vermählung Friedrich Wilhelms des ersten von Preussen erinnert; nur müs-

sen wir sagen, diese sind besser. Wenn in ihnen Alexander und Roxane ein Brod zusammen als Zeichen ihrer Verbindung brechen, und Borussia Hannover ansingt:

Komm herein, Quelfenhaus,
Breite dich in Preussen aus:

so ist das Sinnbild eben so sinnreich, und die Verse ganz derselben Art, als wenn Primislaus den Wrtak, einen böhmischen Nationaltanz der Art, wie die Kinder ihn in manchen Gegenden Deutschlands unter den Namen Schleifen und Speckrennen üben, mit Libussa tanzt, und das Volk dazu singt:

„Huchussa, huchussa!
Primislaus tanzt mit Libussa!
Huchussa, huchussa!
Jetzt schwingt er die Libussa!"

Diess ist Gang und Schluss der Fabel, von der wir leicht die keineswegs darein verflochtenen Episoden gesondert und beseitigt haben. Die Charaktere sind eben so schwach, als diese Erfindung, sobald sie Würde und Erhabenheit bezeichnen sollen. Kascha äussert ihr zur Tiefe geneigtes Gemüth durch lange Reden über Pflanzen, deren gemeine Namen sie trotz dem besten Schäfer kennt, und dadurch sie sich mit dem Gesicht an den Boden legt, um einzuschlafen. Tetka spricht den himmelanstrebenden Geist in lauter mystischen Anspielungen auf das Christenthum aus, und legt sich auf den Rücken beym Entschlafen. Libussa, die mit dem Gesicht gegen Morgen gewandt einschlummert, soll heiter, innig, fest bey ihrer Hoheit seyn. Allein der ganze Charakter ist verfehlt, sobald er sich handelnd zeigen soll; ihre Festigkeit erscheint nur pöbelhaft. Wenn sie, als das Volk ruft: Einen Herzog! gieb uns einen Herzog! schreyt:

Ein Herr, ein Herzog, ihr wollt einen Herzog!
So macht euch einen Herzog! Schreyt ihr doch,
Als trüg im Mantel einen ich versteckt,
Schaut her, habt einen Herzog ihr entdeckt?

und bey diesen Worten den Mantel von einander schlägt: so scheinen uns Rede und Gebehrde mehr einer Poissarde, als einer Figur voll tragischer Würde und Festigkeit geeignet. Ihre Prophezeihungen zeugen auch nicht durch Schwung des Ausdrucks und Motivirung der Begeisterung, durch den Augenblick, worin die Seherin ergriffen wird, von ihrer Wahrheit. Berichtete Hageck nicht deren Erfüllung, möchte man dem Lapak nicht Unrecht geben, wenn er sagt:

Den leeren Gänseblick in blaue Ferne,
Hält sie die Sterne wohl für Haberkerne (*körner*, *wenn der Reim nicht wäre*).

Was die Reden ihrer Weisheit betrifft: so gesteht uns der Vf. selbst in einer Note bey Gelegenheit ihres Ausrufs: ein Schwert, ganz Böheim für ein Schwert! die Libussa, wie Kosmas und Hageck sie ihm gegeben, habe in sich selbst eine Anlage, Dinge zu sagen, die Andere auch schon gesagt, da sie dem Volke, welches einen Herzog begehrt, dasselbe vorhalte, was Samuel den Israeliten vor Sauls Ernennung zum Könige. Er hat seiner Libussa auch keine anderen Worte bey dieser Gelegenheit in den Mund gelegt, und sich begnügt, das erste Capitel des Buches Samuelis in Verse zu bringen.

Der Charakter des Primislaus ist passiv gehalten, und daher besser gelungen. Die Genügsamkeit, Ruhe und Billigkeit des Landmanns übersteigen des Vfs. Kräfte nicht. Die Schilderungen seines Stilllebens, seines Abschiedes davon, als er zum Thron gerufen wird, gehören zu dem Gelungensten in diesem Werke.

Zwratka äussert ihre infernalische Kraft nur in Flüchen, und Wlasta die Leidenschaft in verworrenen, träumerischen Reden. Das hat sie mit Libussa gemein, dass sie in der höchsten Heftigkeit pöbelhaft wird, z. B. wie sie, als Primislaus zu seiner Vermählung mit Libussa eilt, in dem Augenblick, da sie ihn verloren sieht, seinem Zuge nachblickt, gar nichts zu thun weiss, als dessen zurückgelassene Bauerschuhe und seinen Mantel zu nehmen, nachzulaufen, sie ihm bey der Bekleidung mit dem Mantel des Czechs vor die Füsse zu werfen, um seine niedrige Abkunft zu beschämen, und das ganze lang verhehlte Geheimniss ihrer Leidenschaft, wogegen ihr jungfräulicher Ehrgeiz gerungen, vor aller Welt auszuschreyen. Dass diese Leidenschaft durch einen vergifteten Pfeil erzeugt, durch einen Zaubertrank, den sie in Wuth getrunken, zur Raserey, zur fallenden Sucht gesteigert wird, ist ein Fehlgriff in der Anlage, eine Roheit in der Ausführung. Dadurch wirkt die Leidenschaft so wunderbar und erschütternd, dass sie die vielfachen zu vielfacher Erkenntniss und Freude allseitig hingerichteten Lebenskräfte der menschlichen Natur auf einen einzigen Punct heftet, wo sie concentrirt sich mit Wonne in ihrer ganzen Kraft und doch mit Beklommenheit zugleich von so Vielem abgewendet fühlen, das im ruhigen Zustande Befriedigung gewährte. Wird diese da versagt, wohin sie trachten: so entsteht ein Zustand, der schmerzhafter ist, als der Tod, der jedes Gemüth ergreift, weil jedes ihn zu fürchten hat und versteht. Die Darstellung der Liebe aber muss mehr, als die einer jeden anderen Leidenschaft, erschüttern, indem hier der Contrast dadurch verdoppelt ist, dass sie auf der Neigung vom Menschen zum Menschen beruht, auf der Erfassung einer fremden Individualität, wodurch dem natürlichen Gange zufolge die meiste Fülle, Weite und Beglückung ins Leben gebracht wird. Eine Leidenschaft nun, die nicht aus innerer Nothwendigkeit der Natur bey gegebenen Verhältnissen entspringt, und ihr Daseyn dergestalt rechtfertigt, kann nicht anders betrachtet werden, als eine Krankheit, und verfehlt alle Wirkung auf den natürlichen Sinn, vor allen Dingen aber, wenn sich Liebe dem Geliebten, der ihr Daseyn nicht ahndet, dem sich offen zu entdecken jungfräulicher Stolz sie hindert, unter solchen frostigen Anspielungen zu entdecken sucht, wie die folgenden:

„Es gleicht mein Leid dem Traum, wie du ihn kennst.
Ein Kind ists, denn vom Mann hab' ichs empfangen,
Nur kurze Zeit bin ich mit ihm gegangen,
Dass ich es schon verfluchte, tausendmal,
Denn es zerriss mein Herz mit bittrer Qual.
Dein Anblick aber ist der schwarze Gott,

Der unreif noch, eh ich es konnt' verschmerzen,
Hervor mir es gerissen unterm Herzen,
So ward es ein Gespenst, ein Traum, ein Spott,
u. s. w."

Allein der Aberwitz des Vfs. hat hier noch nicht sein Ziel gefunden. Als Wlasta nun nach Helm und Panzer und Schlachten verlangt, ihr Geheimniss nur gerüstet sagen will, vermuthet der Geliebte aus dem Obigen, — sie habe sich ein Kind abgetrieben.

Die komischen und gleichgültigen, die zarten und die Kinder-Gestalten sind gut gelungen; vor allen ist der lebhafte, listige Knabe Ziack ein allerliebstes Bild voll Leben und Wahrheit, und sein Vater, der hinkende wortspielende Priester Lapack, wäre ebenfalls ergötzlich, wenn er die Albernheit nicht oft bis zum Unsinn übertriebe. Dadurch, dass sie die Wahrheit hascht, die sie nicht kennt, erwirbt sich Albernheit eine Stelle in der erhabensten Poesie; wenn aber Lapack, z. B. nachdem Libussa die siegreich wiedergekehrten Wrsch und Domaslaus zu *Zemannen* erhoben hat, und die Männer diese neue Würde deuteln und bekritteln, sagt.

„Nicht klagt Wladicken, denn des Land's Geschick
Begehrt euch zäher, männlicher, als dick."

so ist uns erst nach langem Betrachten dieser Stelle das elende Wortspiel mit *zäh* und *männlich*, und *Zemannen*, mit *dick* und *Wladick*, verständlich geworden. Dergleichen aber ist nicht zum Anhören, viel weniger zum Schreiben, zum Druck.

Die Einleitung enthält zuviel Anspielungen, die persönlich zu seyn scheinen, als dass wir ein Urtheil über sie als ein Ganzes haben können. Neben einzelnen Stellen findet sich auch hier viel Wortgeklingel und frostige Geschraubtheit, wie denn überhaupt das Schlechte und Gute, ja Execrable und Treffliche, in dieser Dichtung bunter als im Leben durch einander geht. Das Talent zum Komischen zeigt sich auch in der Einleitung sehr heiter, wie überhaupt soviel ächtes, verkanntes und missbrauchtes Talent und soviel überspanntes, verkehrtes Trachten wohl selten zusammengefunden werden mögen, als in dieser Libussa. Sie ist in dieser Hinsicht psychologisch merkwürdig und ein Repräsentant des ephemeren Modegeschmackes in der Poesie.

v. Klg.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Das Milchmädchen von Berey*. Schauspiel in zwey Acten mit Gesängen. Nach dem Französischen bearbeitet von *Theodor Hell*. 1812. 94 S. 8. (10 Gr.)

Der Gegenstand ist dem von *Cherubini* musikalisch bearbeiteten Wasserträger verwandt, ist nicht ohne Gemüthlichkeit, und mag auf dem französischen Theater, wo Stücke dieser Art mit einer nationell eigenthümlichen Anmuth, die dem Unbedeutenden einen gewissen Reiz verleiht, dargestellt werden, sich recht gefällig ausnehmen. Die Entwickelung ist gewöhnlich und bloss theatralisch behandelt; auch könnte der Gefangene die kurze Zeit, worin er seiner Freyheit geniesst, diesem Gefühl entsprechender anwenden, als es durch die Späfschen über seine Verkleidung geschieht, in welche die Abschiedsscene zwischen den beiden Gatten plötzlich wie nur auf theatralisches Commandowort eintritt. In der einen Scene tritt ein Bauernchor mit allen seinen Attributen auf, und singt:

Wenn der Tag verlischt,
Wenn der Abend uns erfrischt,
Geht es von der Arbeit heim,
Liebe ruft uns, *Liebe*;
Pflanzet in die Mitte
In der stillen Hütte
Ihrer schönen Freuden *Keim*,
Liebe, Liebe, Liebe.

Kaum sollte man einem Bauernchor solche schmachtend klingende Nervensaiten zutrauen; auch erinnert das Lallende: *Liebe, Liebe, Liebe*, an die Stimmchen aus dem Rosengesträuch in der klugen Frau im Walde. Der Vf. eines französischen Vaudevillestücks ist allerdings fähig, dergleichen schöne Sentenzen eben dem in den Mund zu legen, der ihm in seinem Stücke gerade von ungefähr in den Weg läuft; bey uns geht das nicht füglich.

Übrigens ist die Übertragung ins Deutsche gelungen, und mit wohllautender, aneignender Leichtigkeit ausgeführt.

— us.

PÄDAGOGIK. *Stuttgardt*, b. Löflund: *Erinnerungen für meine Zuhörer*, aus dem Lehrcurs 1811 erweitert und zur Beherzigung empfohlen von *B. F. K(ind)*.

Auch unter dem Titel:

Beyträge zur Erziehung für deutsche Schullehrer, gedacht, gesammelt, geordnet von einem Kinderfreunde. 1812. X u. 80 S. 8. (6 Gr.)

Diese kurzen, aus zehn anderen pädagogischen Schriften zusammengetragenen Erinnerungen enthalten 1) eine bewundernde Lobpreisung der königl. wirtembergischen General-Schulverordnung vom 26 December 1810; 2) einige von Rochow, Denzel, Tillich, Krug und Soyeaux entlehnte, flüchtig hingeworfene Ideen über Methode überhaupt und über die pestalozzische insbesondere; 3) eine kurze Biographie und Charakteristik Pestalozzi's nach Soyeaux, d'Autel, Witte, Türk, Johannsen, Ewald und Gruner; 4) ein paar Worte über die äussere Achtung der Schullehrer. Ursprünglich war diess alles an 28 Schullehrer und Provisoren, bey Eröffnung eines Lehrcursus gerichtet, und dann durch ein Dutzend Citate bereichert, zu Nutz und Frommen des lieben Publicums dem Druck übergeben.

L. Th.

Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Zweckmässige Materialien zu Vorschriften für Stadt- und Land-Schulen*. Gesammlet und theils selbst ausgearbeitet von *A. W. Meiner*, Schreib-Lehrer am Gymnasium zu Anspach. 1814. 188 S. 8. (12 Gr.)

Die hier gesammelten Materialien sind unter folgenden 12 Rubriken enthalten: — 1) Kurze Sätze. 2) Sittenlehre. 3) Etwas aus der Naturkunde. 4) Erfindungen. 5) Von Gott. 6) Beschreibung einiger Gegenstände aus den 3 Naturreichen und der Technologie. 7) Erzählungen. 8) Vom Rechtschreiben. 9) Briefe. 10) Allerley Geschäftsaufsätze. 11) Gebrauch fremder Wörter. 12) Gedanken und Bemerkungen, — und können mit Nutzen gebraucht werden.

m.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Altona, b. Hammerich: Θεοφράστου Χαρακτῆρες. *Theophrasti Characteres, seu facetae morum Atticorum notationes graece.* Quas ex optimis, quotquot hactenus exstant, textus restituendi praesidiis suaque conjectura emendatas atque dispositas illustravit *Severinus Nic. Joan. Bloch*, Doct. Philos., Scholae Cathedr. Neocopiensis in Falstria Rector, Ordinis Danebr. eques auratus. Pars prior, Graeca et Crisin complectens. 1814. XXXIV und 160 S. 8. (16 Gr.)

Für den Herausgeber, einen verdienten dänischen Schulmann, erweckt schon diess ein günstiges Vorurtheil, dass er, bekannt und versehen mit dem ganzen literarischen Apparat, welcher für diese Schrift nicht gering ist, es gewagt hat, sich als Richter oder Vermittler zwischen die so verschiedenen Meinungen und Urtheile der Gelehrten zu stellen, welche in dem letzten Decennio, vorzüglich nach Bekanntmachung der so beträchtlichen Supplemente der vatikanischen Handschrift, sich mit der Verbesserung und Erklärung dieser theophrastischen Schrift beschäftigt haben. Wenn er sein eigenes Urtheil mit Bescheidenheit und Achtung gegen die Männer von der entgegengesetzten Meinung ausspricht: so erkennt man zugleich in den Änderungen und Versetzungen, welche er gewagt hat, ein gewisses Zutrauen, welches das Gefühl und Bewusstseyn dem geübten Lehrer und Kenner zu geben pflegt. Nur freylich führt dieses Gefühl und Zutrauen nirgends so leicht irre, als in der Behandlung der alten Sprachen und Schriftsteller. Daher kann Hr. *B.* nicht darauf rechnen, dass alle Leser ihm überall beystimmen werden. Auch kann es Rec. nicht durchaus, welcher in dem Herausgeber einen Mann von schöner Kenntniss der griechischen Literatur hat kennen und schätzen gelernt. Er wird versuchen, das Ausgezeichnete dieser Ausgabe den Lesern bemerklich zu machen, und beyläufig sein Urtheil beyfügen, obgleich es ihm ziemlich bedenklich vorkommt, vor Erscheinung des zweyten Theils, welcher die Sacherklärungen und Rechtfertigung der Kritik enthalten soll, über die gemachten Änderungen zu urtheilen. Unterdessen wagt er, seine Privatmeinung öffentlich zu erklären, weil er denselben Apparat vor sich hat, seit mehreren Jahren sich mit derselben Schrift beschäftigt, und also so ziemlich errathen zu können vermeint, was sich etwa für die gemachten Änderungen sagen lässt. Wo er die Meinung und Gründe des Herausgebers nicht errathen haben sollte, wird es ihm bey Erscheinung des zweyten Theils sehr angenehm seyn, sein Urtheil zurücknehmen zu können.

Dass zur Erklärung des Textes, so wie zur Besserung desselben, die Aufklärung und Beantwortung der Frage: welches war der Zweck des Vfs. bey dieser Schrift? gar Vieles beytragen würde, wird jeder Leser dem Herausgeber gern zugestehen: dass aber bisher so wenig Befriedigendes über diese Frage von den vorigen Herausgebern beygebracht worden ist, liegt in der Beschaffenheit der Schrift selbst; und Rec. zweifelt, ob Hr. *B.* glücklicher seyn wird, diesen Zweck durch Aufsuchung eines ästhetischen Princips zu errathen. Denn die Frage ist ja, ob Theophrast selbst diese Charaktere entworfen, oder irgend ein Schüler oder Rhetor dieselben aus seinen Schriften gezogen und zusammengesetzt habe. Für die letztere Meinung scheint vorzüglich die viel vollständigere vatikanische Handschrift zu sprechen, deren sehr beträchtliche Supplemente Hr. *B.* mit vollem Rechte gegen Hn. Hottinger in Schutz nimmt. Bey Scheidung der in einigen Capiteln der alten kürzeren Charaktere zusammengeschmolzenen Züge folgt Hr. *B.* nicht blindlings der Leitung der vatikanischen Handschrift, sondern seinem eigenen Urtheile, nach welchem er auch die Folge der Schilderungen selbst abgeändert hat. Auch hierin werden nicht alle Leser ihr Urtheil befriedigt finden; und schwerlich wird je ein Herausgeber dieses Ziel erreichen, da manche Schilderungen wegen ihrer Verwandtschaft in vielen einzelnen Zügen so in einander und zusammenfliessen, dass es uns jetzt schwer, wo nicht unmöglich fallen muss, das Einzelne zu scheiden, und mit Sicherheit zu bestimmen, was der Athenienser überhaupt, oder der feiner unterscheidende Philosoph Theophrast, zu einem bestimmten Charakter und Benennung desselben, wie zu einem Ganzen die Theile, rechnete oder auswählte. Ein sprechendes Beyspiel giebt der fünfte Charakter, welchen Hr. *B.* No. 5 gestellt, und in zwey getrennt hat. Den zweyten fängt er mit den Worten καὶ πλειστάκις δὲ ἀποκείρασθαι καὶ τοὺς ὀδόντας λευκοὺς ἔχειν κ. τ. λ. an, und hat ihn überschrieben: περὶ μεγαλοπρεπείας. Dabey sagt er: *Titulum dedi e conjectura. Nisi enim hoc fragmentum casu quodam a char.* μικροφιλοτιμία, *quem ideo mox adponemus, avulsum esse, mecum malueris, existimaverim equidem, extremam hanc esse partem capitis, cujus periarit initium, inscriptumque forsan* περὶ μεγαλοπρεπείας. *Est enim* ὁ μεγαλοπρεπὴς, *interpretante Suidas,* μεγαλοφανής, ἢ ὁ ἐπὶ μεγέθει ἀναλωμάτων πονούμενος, *oppositus* τῷ ἐλευθερίῳ, *quem dicit* τὸν ἐπὶ

τὰ συνήθη καὶ εὐτελῆ (πονούμενον ἀναλώματα). *Neque id de rebus solum splendidis valet, sed et de hominibus harum rerum copia excellere cupientibus. Id quod et Schneidero placuisse video; qui „bellum et magnifici* (μεγαλοπρεποῦς) *simiam" hic a Theophrasto pingi putavit. Hottingeri* καλλωπιστὴς *primis tantummodo versiculis competit: neque Casaubonus quidem* βαναυσίᾳ *aut* ἀπειροκαλίᾳ *sua rem ipsam videtur plane assecutus esse. Sed cum ad* τὴν μικροφιλοτιμίαν *eodem jure pertinere videantur, quae hic* τῇ μεγαλοπρεπείᾳ *tribuuntur, ea malim illuc referenda. cf. c. V. not. 15 et deinde cap. IV — V.* Auffallen muss es dem Leser, wenn Hr. *B.* zweymal versichert, dass nach seiner Meinung alle die hier abgesonderten Züge der Schilderung der μικροφιλοτιμία zugehören, und dennoch durch die Überschrift geradezu sie einem ganz entgegengesetzten Charakter zugesprochen hat. Was er in der Anmerkung zur Erklärung der μεγαλοπρεπεία beybringt, ist eine verstümmelte Stelle des Grammatikers Suidas, wo das Zeitwort πονούμενος keinen bestimmten Sinn giebt. Wenn Hr. *B.* sich auf Schneiders Beystimmung beruft: so bedachte er nicht, dass *simia* μεγαλοπρεποῦς, *magnifici*, nicht der μεγαλοπρεπὴς selbst, sondern eine fehlerhafte Nachbildung desselben sey. Hätte Hr. *B.* die Schilderung bey dem Lehrer des Theophrast 4 Ethik, C. 2 verglichen, wo der μεγαλοπρεπὴς ὁ περὶ τὰ μεγάλα δαπανηρὸς, und weiter οὐκ εἰς ἑαυτὸν ἀλλ' εἰς τὰ κοινὰ δαπανηρὸς heisst: so würde er sogleich eingesehen haben, dass die von ihm gewählte Überschrift ganz widersinnig, falsch, und weit weniger als alle die von ihm verworfenen Vorschläge von Casaubonus und Hottinger der Schilderung angemessen sey.

Rec. geht nun zu den einzelnen Änderungen und Kritiken über, deren er eine ansehnliche Menge in den Zusätzen der vaticanischen Handschrift gemacht hat. Und allerdings war hier der Kritik ein grosser und freyer Spielraum von den vorigen Herausgebern übrig gelassen worden, wo Hr. *B.* also seine Geschicklichkeit vorzüglich bewähren konnte. Rec. wählt daher aus diesen Zusätzen die Beyspiele, woran er seine Bemerkungen knüpfen will. Im 22 Capitel (18 bey Hn. *B.*) hat er die Definition der ἀνελευθερία mit dem jüngeren Schweighäuser so umgeändert: ἡ δὲ ἀνελευθερία ἐστὶν ἀπουσία φιλοτιμίας δαπάνην ἐχούσης, wogegen sich nichts Erhebliches sagen lässt. Gleich darauf hat er geschrieben: καὶ ἐπιδόσεων γινομένων (ἐκ τοῦ δήμου) σιωπᾶν ἢ ἀναστὰς ἐκ τοῦ μέσου ἀπελθεῖν: wo er mit Koray die Worte der gemeinen Lesart, δήμου ἀναστὰς, σιωπᾶν, ἢ ἐκ versetzt hat; und die anderen ἐκ τοῦ δήμου sieht er als eine Erklärung von ἐκ τοῦ μέσου an. Um die Änderung ganz sicher zu stellen, wird Hr. *B.* im Commentar zu zeigen haben, ob die freywilligen Geschenke allemal in der allgemeinen Volksversammlung versprochen, oder ob sie auch einzeln bey den δήμοις in den Versammlungen gesammelt wurden. Auch lässt sich noch ein dritter Fall denken, dass nämlich in der allgemeinen Volksversammlung die dargebotenen Geschenke nach den einzelnen δήμοις aufgeschrieben wurden. Es folgt der Zug: Καὶ τὰ παιδία δὲ δεινὸς μὴ πέμψαι εἰς διδασκάλου ὅταν ἡ τοῦ ἀποτιθέναι καὶ τὰ παιδιμούσια, ἀλλὰ φῆσαι, κακῶς ἔχειν, ἵνα μὴ συμβάλλωνται; den man auf mancherley Art zu verbessern gesucht hat. Nachdem Hr. *B.* die Versuche angeführt und verworfen hat, schlägt er vor, die Worte τοῦ ἀποτιθέναι καὶ auszustreichen, als unnütze, entstanden aus einer Wiederholung der im vorhergehenden Zuge gebrauchten, von der Matratze des Steuermanns τὰ δὲ αὐτοῦ ἀποτιθέναι. Καὶ, so dass es nun heisst: ὅταν ἡ τὰ παιδιμούσια, und er setzt hinzu: *nobis quidem nihil cogitari potest manifestius, praesertim cum his omissis clara sint omnia. Quare non dubitavi textum e coniectura statim corrigere.* Dieses Verfahren wird man rasch finden; und damit stimmt die kleinliche Bedenklichkeit nicht, wo es heisst: *At displicet, ut nihil retineamus, adhuc verbum* ἡ, *quippe dicendum potius fuisset* ἄγωνται, *vel ejusmodi quid. Fortasse autem revera fuerit particula* ἢ *(lat. aut), omisso, per eandem scriptoris negligentiam altero membro.* — Den Zug, wo der Filz selbst auf den Markt geht, Fleisch einhandelt, und es selbst nach Hause trägt, so wie die Vorkost, will Hr. *B.* versetzen, und vor dem Zuge hinstellen, wo es heisst: καὶ τῇ γυναικὶ μὴ πρίασθαι θεράπαιναν. *Melius procederet sententiarum ordo, — Scilicet neque ipse opsonatorem habet, neque uxori emere vult ancillas.* Der Druckfehler διειλεγμένος für διειλεγμένου findet sich nicht mit den übrigen angemerkt. Den Zug καὶ τὰ ὑποδήματα πάλιν φήσει κακαττυμένα φορεῖν καὶ λέγειν ὅτι κέρατος οὐδὲν διαφέρει hat Hr. *B.* in die Schilderung des Ἄγροικος versetzt, weil der Zusatz καὶ λέγειν u. s. w. *rationem reddit rustico magis convenientem quam illiberali, cujus nulla praeterea in hocce capite dicta adferantur, sed tantummodo explicetur, quid agere soleat ejusmodi homo. Quid? quod, his extrusis, egregie superioribus adjunguntur sequentia:* καὶ ἀναστὰς etc. *Sordidus iste, quia nec servum sibi nec uxori ancillam emere vult, servilibus ipse fungitur officiis.* Da, wo stand καὶ ἀναστὰς τὴν οἰκίαν καλλῦναι καὶ τὰς κλίνας ἐκκορῆσαι, hat Hr. *B.* gesetzt καὶ ἀν. τὴν οἰκ. αὐτὸς ἐκκορῆσαι καὶ τ. κλ. καλλῦναι. Die Versetzung schlug schon Pauw vor: das Pronomen ist Hn. *B's.* Erfindung. Des Casaubonus ἐκκορίσαι, von Wanzen säubern, verwirft Hr. *B.* als *nauseam ab h. l. plane alienam excitans.* Den letzten Zug καὶ καθεζόμενος παραστρέψαι τὸν τρίβωνα, ὃν αὐτὸς φορεῖ hat er mit Schweighäuser von dem Mantel erklärt, den der Filz sich statt eines Kissens unterlegt. Allerdings spricht das Pronomen αὐτὸς sehr gegen die gewöhnliche Erklärung: aber Hr. *B.* soll noch erst beweisen, was Schweighäuser nicht gethan hat, dass παραστρέψαι bedeute, was Schw. sagt: *pour s'asseoir il roule le vieux manteau qu'il porte lui même.* Eben so wenig liegt in καθεζόμενος das *pour s'asseoir.* Wenigstens müsste es καθεσόμενος — καταστορέσαι heissen. — In dem letzten Charakter περὶ κακολογίας (gewöhnlich No. 28) hat Hr. *B.* sich mehrere Änderungen erlaubt, welche Rec. nicht billigen kann, bevor sie durch hinlängliche Gründe gerechtfertigt worden sind. Es hiess καὶ κα-

κῶς δὲ πρός τινα εἰπεῖν· ἐγὼ δή που τὰ τοιαῦτα οἶδα. Hier hat Hr. *B.* das Wort κακῶς ausgelassen, und meint, dass es durch ein Versehen aus dem folgenden Satze Ἀμέλει δὲ καὶ κακῶς ἑτέρων λεγόντων συνεπιλαμβάνεσθαι hieher gekommen sey. Aber so durfte Hr. *B.* den Text nicht stehen lassen καὶ δὲ πρός τινα εἰπεῖν, Ἐγὼ δήπου τὰς τοιαύτας οἶδα: denn jeder kundige Leser sieht, dass etwas fehlt; und die Wortstellung ist ganz ungriechisch. — Den vatikanischen Zusatz im Folgenden καὶ οἰκία τις αὐτή· τὰ σκέλη ἠρεῖσθαι· οὐ μὲν οἷον λῆρόν ἐστι τὸ λεγόμενον, ἀλλ' ὥσπερ αἱ γυναῖκες ἐν ταῖς ὁδοῖς συνέχονται, καὶ τὸ ὅλον ἀνδρολαλεῖ τινες, hat Hr. *B.* ausgelassen, und in die Anmerkung verwiesen, wo er sagt: *At sane non magnopere dolendum, si vel in perpetuum latuisset interpretatio;(?) neque puto fore, ut nobis parum constitisse videamur, qui haec putaverimus ad annotationes ableganda.* Darin kann Rec. ihm durchaus nicht beystimmen. Denn wenn Hr. *B.* die Worte für ächt ansah, und sonach Theophrast als Philosoph sich nicht geschämt hatte, seinen Lesern einen solchen Zug vorzuzeigen: so war es die Pflicht des Herausgebers treu das Überlieferte dem heutigen Leser wiederzugeben, und seine Meinung darüber in einer Anmerkung zu äussern; sonst fällt er in die Methode *ad usum Delphini.* — Den Zug, wie er in der vatik. Handschr. lautete: τῇ γὰρ αὐτοῦ γυναικὶ τάλαντα εἰσενεγκαμένῃ, ἣ προῖκα, ἐξ ἧς παιδίον αὐτῷ γεννᾷ (am Rande γέγονε) τρεῖς χαλκοῦς εἰς ὄψον δίδωσι, καὶ τῷ ψυχρῷ λοῦσθαι ἀναγκάζει τῇ τοῦ Ποσειδῶνος ἡμέρᾳ, hat Hr. *B.* so geändert, dass er die Worte καὶ ὃ ἐξ αὐτῆς παιδίον αὐτῷ γέγονε gleich nach δίδωσι einschaltete, und statt ἐξ ἧς schrieb καὶ ὃ ἐξ αὐτῆς· *quo facto commodior sensus evadere videbatur.* Man muss nun abwarten, wie Hr. *B.* den Beweis führen wird. Aber ausserdem muss er noch zeigen, dass neugeborene Kinder an einem bestimmten Tage gebadet wurden. — Gegen das Ende steht: καὶ συγκαθήμενος δεινὸς περὶ τοῦ ἀναστάντος εἰπεῖν, καὶ ἀρχήν γε εἰληφότος μὴ ἀπέχεσθαι, μηδὲ τοὺς οἰκείους αὐτοῦ λοιδορεῖσθαι, welche Stelle Hr. *B.* nach Schneiders Beyspiele so geändert hat: ἀρχήν γε εἰληφὼς — μηδὲ τοῦ — ἑαυτοῦ λοιδορεῖσθαι· καὶ δὴ καὶ περὶ τῶν τετελευτηκότων κακῶς λέγειν. Er hat also die Stelle καὶ ἄλλα πλεῖστα περὶ τῶν φίλων καὶ οἰκείων κακὰ εἰπεῖν als Tautologie ausgelassen, und in dem letzten Gliede δὴ καὶ zugesetzt. Nun möchte wohl gegen die vermeinte Tautologie in den ausgelassenen Worten noch Manches mit Grunde zu erinnern seyn: aber diess will Rec. noch hingehen lassen. Jedoch gegen die Änderung ἀρχὴν εἰληφὼς muss er sich erklären: denn in dem Zuge ἀρχήν γε εἰληφότος (vorzüglich wenn man mit leichter Änderung εἰληχότος schreibt) liegt etwas, was die Bosheit des κακολόγος vergrössert, weil er selbst den Mitbürger, der eben in der Versammlung zu einer Magistratur durch das Loos gewählt worden ist, nicht verschont. Hingegen lässt sich in der veränderten Lesart ἀρ. εἰληφὼς gar kein schicklicher Sinn finden und sagen, woher der κακολόγος die Veranlassung und den Anfang bekommen habe. Rec. kehrt nun auf das zuerst angeführte 4 C., welches Hr. *B.* περὶ μεγαλοπρεπείας überschrieben hat, zurück, und bemerkt, dass am Schlusse Hr. *B.* mit Schweighäuser τούτων ἐστὶν ἡ παλαίστρα geschrieben hat statt τούτου. Gerade diese Lesart hat die Handschrift, welche Rec. zu vergleichen das Glück hatte, und welche vor allen anderen sich dadurch auszeichnet, dass sie alle Charaktere zusammen enthält, da die übrigen nur die eine oder die andere Hälfte davon liefern. Überdiess ist sie die einzige, welche in diesem Capitel nach εἰς Κύζικον das fehlende Zeitwort πέμπειν einschaltet. — In dem ersten Capitel περὶ εἰρωνείας lautet die Definition: δόξειεν ἂν εἶναι προσποίησις ἐπὶ χεῖρον πράξεων καὶ λόγων· ὁ δὲ εἴρων τοιοῦτός τις, οἷος. Hiebey steht die Anmerkung: *Malim* ἐπὶ καιρὸν *ex ingeniosa Schwarzii conjectura.* Rec. ist begierig, die Deutung dieser ihm ganz sinnlos vorkommenden Muthmassung im Commentar zu erfahren. Unterdessen bemerkt er, dass die von ihm gebrauchte Handschrift ἐπὶ τὸ χεῖρον hat, wie Casaubonus schon vorschlug; ferner τοιοῦτός τίς ἐστιν οἷος, welchen Zusatz auch einige andere Handschriften geben. Nun vergleiche man die Definition bey Theophrasts Lehrer Nicom. 2, 7, wo εἰρωνεία προσποίησις ἐπὶ τὸ ἔλαττον heisst, und halte die sokratische εἰρωνεία in den platonischen Gesprächen dagegen: so wird deutlich erhellen, dass durch den Beysatz ἐπὶ τὸ χεῖρον eine zweyte Art von Ironie von der ersten gutmüthigen und schalkhaften geschieden werden sollte, welche man die boshafte nennen könnte. Denn mit Rudolphi über Ocellus S. 84 ἐπὶ τὸ χεῖρον für gleichbedeutend mit dem aristotelischen ἐπὶ τὸ ἔλαττον zu halten, ist eben so sehr gegen den Sprachgebrauch, als gegen die ganze theophrastische Schilderung. — In dem Zuge καὶ ἀκούσας τι, δόξαι μὴ προσποιεῖσθαι, καὶ ἰδὼν, μὴ ἑωρακέναι, hat Hr. *B.* mit Hottinger das Zeitwort φήσει nach ἰδὼν ausgelassen, welches seine Stelle behauptet, wenn man mit des Rec. Handschrift φῆσαι schreibt. — In dem zweyten Capitel hat dieselbe Handschrift mit einigen anderen richtiger ἅμα πορευόμενον εἰπεῖν, nicht πορ. ἅμα εἰπεῖν, welches einen verschiedenen Sinn giebt: in dem folgenden ἀποβλέπουσιν εἰς σὲ οἱ ἄνθρωποι, nicht πρὸς σέ. Dieses heisst *die Leute sehen nach dir:* jenes *aber die Leute sehen dich an.* — Als in der Gesellschaft die Rede davon war, τίς εἴη βέλτιστος, erzählt der Schmeichler, ἀπ' αὐτοῦ ἀρξαμένους πάντας ἐπὶ τὸ ὄνομα αὐτοῦ κατενεχθῆναι, sey sein Name von allen zuerst und zuletzt genannt worden. Hier will Hr. *B.* ἀρξαμένων τινῶν, πάντας. Diess würde heissen: *als einige ihn zuerst genannt hatten, wären alle übrigen auf seinen Namen gekommen.* Den Grund der Änderung findet Rec. so angegeben: *at me tamen offendit supervacuum illud* ἀρξαμένους — *nam vocabulo* κατενεχθῆναι *ex sola Fischeri auctoritate definendi potestatem tribuere, cum nullum hujus significationis suppetat exemplum, parum placet.* Die Vermuthung von L. Wolf καὶ ἄλλα τοιαῦτα λέγων ἀπὸ τοῦ ἱματίου ἀφελεῖν κροκίδα bestätiget die von Rec. verglichene Handschrift, und Hr. *B.* hat sie aufgenommen. In dem Zuge καὶ

τοὺς ἀπαντῶντας ἐπιστῆναι κελεῦσαι ἕως ἂν αὐτὸς παρέλθῃ (hier beim falsch gedruckt κελύσαι; ἕως), hat Hr. B. das von Casaubonus vor ἐπιστῆναι eingeschaltete μικρὸν ausgelassen, und nicht einmal in der Anmerkung erwähnt. Auch des Rec. Handschrift hat das Wort, und in der Folge παρακειμένων, wo die anderen παραμένων geben. — Im 4ten Capitel (bey Hn. B. dem 10ten) ist bey der Stelle καὶ ἀναβεβλημένος ἄνω τοῦ γόνατος καθιζάνειν, ὥστε τὰ γυμνὰ αὐτοῦ φαίνεσθαι, die richtigere Lesart ὑποφαίνεσθαι, welche auch der Rec. Handschrift hat, nicht erwähnt worden. — Im 7ten Capitel (25 B.) hat in der Stelle, wo der Schwätzer von seinen eigenen Kindern verspottet wird: ὅταν αὐτὸν ἤδη καθεύδειν βουλόμενον κελεύῃ, λέγοντα, „Πάππα, λάλει τι ἡμῖν, ὅπως ἂν ἡμᾶς ὕπνος λάβῃ", Hr. B. für die gemeine Lesart ταῦτα Sylburgs Vermuthung Πάππα vorgezogen: wo die vom Rec. verglichene Handschrift das unnütze ταῦτα ganz weglässt, wie schon Aubrier zu thun vorschlug. — Im 8ten Cap. (24 B.) hat in der Stelle Σὺ δὲ ταῦτα πιστεύεις die Handschrift des Rec. allein das Zeitwort γεγονέναι zugesetzt, welches jeder vermissen musste. In dem Zuge Λέγει δ' ὡς καὶ παρακήκοε παρὰ τούτοις κρυπτόμενόν τινα ἐν οἰκίᾳ πέμπτην ἡμέραν, hat dieselbe Handschrift richtiger ἐν τῇ οἰκίᾳ. Es folgt: καὶ ταῦτα διεξιὼν πιθανῶς σχετλιάζει, wo die Handschrift des Rec. sehr wohl hat καὶ ταῦθ' ἅμα διεξιών. Am Schlusse ποία γὰρ οὐ στοά, ποῖον δὲ ἐργαστήριον — οὐ διημερεύουσι hat Hr. B. die Änderung οὐκ ἐνδιημερ. stillschweigend aufgenommen. Aber ausserdem muss man mit der oft erwähnten Handschrift die Negation οὐ vor στοᾷ ausstreichen. — In dem 10ten Cap. (19 B.) περὶ μικρολογίας hat sie allein bey τόκου τόκον das Zeitwort ἀπαιτῆσαι eingeschoben. Die Züge τῶν μικρολόγων καὶ τὰς ἀργυροθήκας ἐστὶν ἰδεῖν εὐρωτιώσας καὶ κλεῖς ἰωμένας καὶ αὐτοὺς δὲ φοροῦντας ἐλάττω τῶν μικρῶν τὰ ἱμάτια verbessert die Handschrift des Rec. allein in der Art, dass sie den Artikel τὰς vor κλεῖς setzt, καὶ vor τὰς ἀργυρ. auslässt, und μηρῶν für μικρῶν setzt, welches Hen. Etienne vorschlug. Hn. B's. Anmerkung lautet: *i. e. justo minora s. male parva, ut recte Fischerus. Frustra igitur pro* μικρῶν *conjecere Stephanus* μηρῶν *et Casaub.* μετρίων. *Unum nos modo offendit: vox* μικρῶν *in eadem linea mox recurrens.* Solch einen Skrupel könnte wohl der Sprachgebrauch, wenn er erwiesen wäre, leicht überwiegen, und zwar in einer so zusammengestoppelten Schrift. In der Schilderung des Feigen 25 Cap. (29 B.) καὶ ἐν τῇ σκηνῇ ὁρῶν τραυματίαν τινὰ προσφερόμενον τῶν φίλων, προσδραμὼν καὶ θαρρεῖν κελεύσας ὑπολαβὼν φέρειν· καὶ τοῦτον θεραπεύειν — καὶ παρακαθήμενος ἀπὸ τοῦ ἕλκους τὰς μυίας σοβεῖν hat die genannte Handschrift τινὸς, wo die vaticanische τινὰ gab; aber in θαρρεῖν stimmt sie mit ihr überein: ausserdem giebt sie allein ἀποσοβεῖν für das einfache σοβεῖν. — Wo Cap. 27 (B. 28) der ὀψιμαθὴς auf einem fremden Pferde reitend ἅμα μελετῶν ἱππάζεσθαι καὶ πεσὼν τὴν κεφαλὴν κατεαγέναι, hat auch Hr. B. die casaubonische Muthmassung für die Lesart der Handschriften κατεσχάναι aufgenommen. Andere hatten κατεαγέναι vorgeschlagen, welches Hr. B. verwirft: *Merito enim evenisse dicimus homini stulto, si parvo quodam vulnere adficiatur: sed compescitur risus noster, ubi fracta cervice hominem videmus jacere.* So arg meinte es der Grieche nicht; und vom Halsbrechen ist gar nicht die Rede. Wie hätte sonst in der Rede bey Andocides S. 29 der ehrliche Mann dem Gerichte erzählen können ἐπὶ πῶλον ἀναβὰς ἔπεσον, καὶ τὴν κλεῖν συνέτριψα, καὶ τὴν κεφαλὴν κατέαγα, wenn er neben dem Schlüsselbeine den Hals gebrochen hatte? — Bey Cap. 23 (Bl. 6) περὶ ἀλαζονείας, wo die Prahlerey definirt wird προσδοκία τις ἀγαθῶν οὐκ ὄντων, folgt Hr. B. dem gelehrten Koray, und vertheidiget die Lesart προσδοκία, wofür Andere προσποίησις vorschlugen, mit ihm auf folgende Art: προσδοκίαν *non e verbo* προσδοκάω, *sed e* προσδέχομαι (*antique* προσδέκω) *h. l. oriri, quod, monente Hesychio, idem valeat, atque* προσποιέομαι: *esse igitur* προσδοκίαν *idem quod* προσποίησιν. *Nihil ergo mutandum.* Eine solche Deduction getraute Rec. sich nicht jetzt noch seinem Freunde Koray zuzuschreiben. — Nach mehreren Prahlereyen folgt der Beysatz: καὶ ταῦτα ψοφῆσαι εὐδαιμόνως ἐκ τῆς πόλεως ἀποδεδημηκώς, wo Hr. B. mit Hottinger ψοφῆσαι geschrieben hat: *verbum homini* ἀλαζονικῷ *certe accommodatissimum*, sagt Hr. B. Vermuthlich dachte der Erfinder an das lat. *crepare*, und desswegen wollte er auch im 26ten Cap. σοβεῖν τοὺς τοιούτους λόγους in ψοφεῖν verwandeln, wo aber Andere eine ganz andere Wortfügung vorgeschlagen, und einen verschiedenen Sinn angegeben haben. Dem Rec. ist das Wort in der figürlichen Bedeutung des lat. *crepare* noch nicht vorgekommen. — Die ganze Stelle aus dem 20 Cap. περὶ ἀηδίας von den Worten an καὶ ὅτι ψυχρὸν ὕδωρ — bis οὐ δύναιτο ἀπολαῦσαι hat Hr. B. versetzt, und dem Capitel von der Prahlerey zugelegt, doch mit Auslassung des Wortes ψυχρὸν, welches er für überflüssig hielt, da kurz darauf folgt ὥστε εἶναι ψυχρόν: Über die schickliche Stellung der in dieser Stelle enthaltenen Züge ist von allen Auslegern viel gemuthmasst und von Jedem anders geurtheilt worden, so dass es für einen vorsichtigen Herausgeber immer das Sicherste bleibt, den so zweifelhaften Stellen den alten Platz zu lassen, und die Gründe für seine Meinung, wegen der bequemeren Stellung, in den Anmerkungen zu entwickeln. — Rec. glaubt hiemit das Unterscheidende dieser neuen Ausgabe sattsam ausgezeichnet zu haben, so weit es ohne Einsicht des fehlenden Commentars geschehen konnte. Was er in Ansehung der Vollständigkeit der anzuführenden Lesarten und Erklärungsversuche noch vermisst hat, wird vermuthlich in dem Commentar nachgeholt werden, der an Umfange wohl den ersten Theil übertreffen möchte, wenn er den ganzen literarischen Apparat umfassen, und alle Versprechungen der Vorrede erfüllen soll.

S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
MAY 1815.

ÖKONOMIE.

1) Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Versuch einer Ausmittelung des Rein-Ertrags der productiven Grundstücke*, mit Rücksicht auf Boden, Lage und Örtlichkeit, zu genauerer Prüfung vorgelegt vom Staatsrath *Thaer*. 1813. 156 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Entwurf einer Gemeinheitstheilungs-Verordnung für die preussischen Staaten*. Als Vorschlag zur Prüfung vorgelegt vom Staatsrath *Thaer*. 1813. 47 S. 8. (8 Gr.)

Der gelehrte Vf. behandelt in No. 1 eine Aufgabe, deren Auflösung uns nach dem gegenwärtigen Stande der Landwirthschaft und der darauf Einfluss habenden wissenschaftlichen und politischen Elemente in der hier beabsichtigten Allgemeinheit zur Zeit noch als ganz unmöglich erscheint. Die Absicht dieser neuen Bearbeitung des landwirthschaftlichen Taxations-Problems beschränkt sich keinesweges auf Aufstellung und Berichtigung allgemeiner wissenschaftlicher und empirischer Maximen, durch deren Anwendung in speciellen Fällen comparative Ausdrücke des Grundwerths landwirthschaftlicher Objecte darzustellen sind; sondern es ist darauf abgesehen, den Reinertrag von Grund und Boden unabhängig von Verlag und Intelligenz dergestalt auf eine übereinstimmende Weise auszudrücken, dass eine gemeinschaftliche Taxationsformel auf einen grossen Ländercomplex angewendet werde. Die Abschätzung soll zum Behuf der Steuerkataster, für das Creditwesen, für allen gerichtlichen und aussergerichtlichen Gebrauch eine und dieselbe seyn, und der Güterschacher soll in dem Verhältnisse aufhören, in welchem der wahre Werth des Bodens, abgesondert von dem Ertrage des Wirthschaftsbetriebs, erkannt werden kann. Die Schwierigkeit einer Darstellung der Bodenrente, ohne die Intelligenz (landwirthschaftliche Kenntnisse und Industrie) vorauszusetzen, sucht man dadurch zu entfernen, dass in dem Normalcalcul der *landübliche* Wirthschaftsbetrieb gleichsam als der mittlere beständige Werth der Intelligenz aufgenommen ist. Allein da das Landübliche nur am Speciellen, und nicht an der Totalität aufgefasst werden kann; da ferner das Landübliche der allmählichen Verbesserung fähig ist: so wird es schwer werden, diesen Proteus so fest zu halten, dass er mit Ort und Zeit die Gestalt nicht wechselt. Damit, dass die Dreyfelder-Wirthschaft als die landübliche Betriebsweise angenommen ist, kann es um deswillen nicht abgethan seyn, weil die verschiedenartigen Nüançen in der Betriebsweise im Ganzen auf die Wirthschaftsbilance noch viel mehr Einfluss haben, als jenes Princip. Überdiess ist auch die Art, wie man die Allgemeinheit der Taxationsregel arithmetisch zu sichern sucht, nicht befriedigend. Das Verfahren, den Werth des Ackerlandes auszumitteln, besteht nämlich in Folgendem. Der Taxator macht zuvörderst ausfindig, in welche der aufgestellten 10 physisch-ökonomischen Classen ein gegebener Boden gehört. Für jede derselben ist ihm unter gewissen Voraussetzungen der Bodenwerth in Zahlen vorgerechnet, welche Proportionalzahlen heissen, und erst von dem Marktpreis ihren eigentlichen Nennwerth erhalten sollen. So ist z. B. die Zahl 24 der Ausdruck für den Werth des Roggens. Ist nun der Marktpreis 1 Rthlr. 8 gr. für den Scheffel: so ist die Schlussbilance — folglich alle im Calcul gebrauchten Zahlen — in dem Verhältniss von 24 zu 32 zu erhöhen. Die Wirthschaftskosten hängen nun offenbar nicht allein von der Schlussbilance, sondern auch vom Areal ab, und es ergiebt sich durch das Zusammentreffen, dass unter den Werthzahlen für die Getreidearten der Groschen, als Masseinheit für dieselben der Scheffel, und für das Areal der magdeburgische Morgen subsumirt ist. Sämmtliche Zahlen hätten daher schicklicher als landwirthschaftliche Erfahrungssätze aufgeführt werden können, was eine angenehme Übersicht für den Ökonomen gewesen wäre, wenn zugleich — was in solchen Fällen immer unerlässlich ist — die gebrauchte Masseinheit angegeben worden wäre. Das Verfahren, in Verhältniss des Marktpreises vom Roggen alle Rechnungselemente zu verbessern, setzt voraus, dass alle Wirthschaftsausgaben vom Roggenmarktpreis abhängen. Ist dieses auch in Rücksicht des Arbeitslohnes der Fall — wie z. B. die Architekten bey Bauanschlägen auf fremdem Local auf die Getreidepreise Rücksicht nehmen — so sind doch mancherley Wirthschafts- und Lebens-Bedürfnisse öfters vom Getreidepreise des Ortes und der Umgegend ganz unabhängig, z. B. Eisen, Holz, Tuch u. s. w. In dem Grade, in welchem dem Landwirth der Gebrauch der vorgeschriebenen Zahlen ohne Nachweisung bedenklich seyn muss, wird dem denkenden Rechner die Abhängigkeit aller Wirthschaftsausgaben von dem Marktpreise des Roggens anstössig seyn. Ähnliche Zweifel dringen sich gegen die Berechnung der sonst zu nehmenden Rücksichten, z. B. der Entfernung vom vortheilhaftesten Markte u. s. w., so wie gegen die Werthschätzung der Wiesengrundstücke auf.

— Diese Bemerkungen gelten vorzüglich der Aussicht auf die beabsichtigte Allgemeinheit der Schätzungsmethode. Nur die Form derselben kann allgemein werden; andere Zwecke, andere Örtlichkeiten, andere Zeiten werden immer andere Elemente erfodern, und wie scharf auch immer diese bestimmt werden mögen, der stets wechselnde Einfluss der industriellen und commerciellen Verhältnisse auf die Landwirthschaft wird nicht entfernt werden können, so wenig als der Affectionspreis der liegenden Grundstücke und diejenige Ebbe und Fluth in dem Güterpreise, welche der Vf. mit dem Ausdruck des Güterschachers bezeichnet zu haben scheint. — Abgesehen von dieser Allgemeinheit der Aufgabe, enthält die Behandlung des Gegenstandes, wie nicht anders zu erwarten war, sehr viel Treffliches. Für den Zweck der Steuerkataster, wo es nur auf richtige Proportion in den Anschlägen ankommt, ferner für das Hypothekenwesen, wo es nöthig ist, dass ein Minimum aufgestellt wird, unter welches der actuelle Preis eines Grundstücks in einem gegebenen Zeitraum niemals sinkt, wird eine nach des Vfs. Methode vorgenommene Abschätzung entsprechend ausfallen. Die physisch-ökonomische Classification des Bodens, eine nothwendige Vorarbeit für das theoretische Taxationswesen, ist besonders wohlgerathen, obgleich Rec. in praktischer Hinsicht mehr geneigt ist, Ertragsclassen aufzustellen, wie auch in Rücksicht der Wiesen wirklich geschehen ist. Auch manche praktische Winke werden dem Taxator willkommen seyn. So ist z. B. der Vorschlag, dass der Taxator auf einem fremden Locale an die ökonomische Terminologie der dortigen Landleute sich gewöhnen, und nicht jene nach der seinigen abrichten soll, ganz aus dem Felde der ächten Routine aufgegriffen. Hätte der Vf. auf einen wahrscheinlich zu jeder Zeit unerreichbaren Grad des Taxations-Problems Verzicht geleistet, bloss die Form der Grundwerthschätzung nach allgemeinen Grundsätzen entwickelt, den Schematismus der Einschätzungselemente theoretisch entworfen, die Manipulation erläutert, wie die Erfahrungssätze zur Ausfüllung des Schema zu Tage gefördert, angeordnet und berechnet werden, allgemeine Erfahrungssätze für diejenigen Wirthschaftsverhältnisse mitgetheilt, durch deren Anwendung der Taxator dasjenige ergänzte, was er nicht immer von der unmittelbaren Erfahrung ableiten kann: so würde die Lösung der Aufgabe für eine bey weitem grössere Anzahl von Lesern ein willkommenes Handbuch geliefert haben.

Der Entwurf einer Gemeinheitstheilungs-Verordnung (No. 2) ist als Anhang zu dem Vorigen zu betrachten. Wenn das hier vorgeschriebene Verfahren für zu weitläuftig angesprochen wird: so ist dagegen zu erwägen, dass es nur dann in Anwendung kommen soll, wenn eine Theilung auf dem gütlichen Wege nicht zu Stande kommen kann. Mit dem Gange desselben ist Rec. vollkommen einverstanden, so wie auch damit, dass eine nach den obigen Vorschriften vorgenommene Einschätzung zum Zweck einer Gemeinheitstheilung vollkommen genau ist, indem es hiebey mehr auf die comparative als auf die absolute Werthschätzung ankommt. Zu bemerken ist jedoch, dass das zu theilende Object von grossem Belang seyn muss, wenn die Theilungskosten nicht einen unverhältnissmässigen Theil davon verschlingen sollen.

— e —

FORSTWISSENSCHAFTEN.

Marburg und Cassel, b. Krieger: *Sylvan*, ein Jahrbuch für Forstmänner, Jäger und Jagdfreunde, auf das Jahr 1814, herausgegeben von *C. P. Laurop*, grossherzogl. badischem Oberforstrath, und *V. F. Fischer*, Forstrath. 208 S. 12. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Der Inhalt dieses Taschenbuchs ist dem bey Gelegenheit des vorhergehenden Jahrgangs (J. A. L. Z. 1814, No. 55) angezeigten Plane gemäss. Die *Selbstbiographie des hoffentlich noch nicht ganz vergessenen ersten Herausgebers eines Taschenbuchs für Forst- und Jagdfreunde*, hat Rec. mit Vergnügen und Antheil gelesen. Das dazu gehörige Porträt ist zugleich das Titelkupfer. Die colorirten Kupferstiche enthalten Abbildungen des Alpenhasen, des Dachshundes, des Flamingo und der Ledereiche in Vergleichung mit der Traubeneiche. Bey der Naturgeschichte des Alpenhasen (*Lepus variabilis*) tritt der Vf., Hr. *Fischer*, der Meinung von *Pennant*, *Pallas* und *Forster* bey, welche ihn für eine eigene Art ansehen, wogegen ihn viele Naturforscher als eine blosse Varietät des gemeinen Hasen betrachteten, welche, gleich den Wieseln und anderen Säugthieren, im kalten Norden im Winter die weisse Farbe tragen. Merkwürdig ist, dass bereits Plinius die Hauptzüge zur Naturgeschichte dieses Thiers ziemlich treffend angegeben hat. Der *Flamingo* (*Phoenicopterus ruber*) hat durch seinen Zug am Rhein im heissen Sommer 1811, wo aus einer Schaar von 27 fünf erlegt, und als Jagdtrophäen zum Theil in Cabinetten aufgestellt wurden, einen Platz in diesem Taschenbuch erobert. Beide naturhistorische Abhandlungen sind gründlich und angenehm, nur würde Rec. dem Vf. rathen, sich durch die Neigung zum lebendigen Vortrage nicht manchmal zum Gesuchten verleiten zu lassen. — Der *Dachshund* wird vom Forstm. *v. d. Borch*, besonders in Hinsicht auf Dressur und Pflege, umständlich abgehandelt. *Die Ledereiche* (*quercus coriacea*), vom Dr. *Bechstein*. Aus dem vorjährigen Taschenbuch ist in Erinnerung zu bringen, dass der Vf. vier neue *Quercus*-Arten entdeckt hat, und noch dahin gestellt seyn lässt, ob es nicht bloss Abarten unserer bekannten zwey Eichenarten seyn könnten, in welchem letzteren Falle die Ledereiche in die lederartige Traubeneiche (*quercus robur coriacea*) umzutaufen wäre. Ihre Diagnose ist: die Blätter oval, glatt, dick, mit spitzwinkeligen und weniger tiefen Einschnitten, rundlichen Lappen und mittelmässig langen Stielen; die Früchte einzeln oder zu zweyen stehend, gross, dick, mit kleinen flachen Kelchen und mittelmässigen Stielen. Rec. glaubt, dass eine längere Erfahrung für die Abart entscheiden wird.

Noch einer naturhistorischen Abhandlung, *die Grille vor dem Tribunal des Sylvan*, von des Fürsten *von Leiningen* Durchlaucht mitgetheilt, ist zu gedenken. Es gilt dem *Gryllus campestris*. Durch die Anzeige des Forstamtsgehülfen *Fischer* ist bekannt worden, dass dieser Halbflügler in Schaaren die Kiefernsaaten überfällt, und die Saamenkörner in so grosser Menge fortschleppt, dass das Individuum 8 — 10 Körner auf einmal trägt. Die Herausgeber treten ganz auf die Seite des Denuncianten, bringen auch das Heimchen mit hinein, indem es den Saamen in den Magazinen wegfrisst. Ob nun gleich gegen das Factum nichts einzuwenden ist: so sind doch die Acten noch nicht geschlossen. Rec. erinnert sich, die Feldgrille in den Waldungen durchaus nur an sonnigen Hügeln auf Blössen von geringem Umfang angetroffen zu haben, und es kommt darauf an, ob die Art zur Übervölkerung geneigt sey. Das Register der forstschädlichen Insecten ist gross, und ohne Noth dürfte es nicht vermehrt werden. So zufrieden Sylvan mit der besonderen Aufmerksamkeit seiner Priester sich bezeigen wird: so wird derselbe doch erst diese Zweifel zur näheren Erörterung gedeihen lassen, und nicht geradehin nach dem fiscalischen Antrage nächst den moralischen Grillenfängern auch alle Forst- und Jagd-Leute zu wirklichen Grillenfängern aufstellen. Für die Freunde der griechischen Dichter fügt Rec. noch die Bemerkung hinzu, dass die verwandte *Cicada plebeja*, die beliebte Cicade der Alten, nicht mit in die Sache verwickelt, mithin das anakreontische Cicadenlied in keinem Fall den Anhängern des Sylvans verpönt ist. *Über Nutzholz und Nutzholzmagazine* von *Laurop*. Sofern der Vf. die Nutzholzmagazine nicht allgemein empfiehlt, sondern ihre Zweckmässigkeit von der Örtlichkeit abhängen lässt, ist Rec. mit dem Inhalte dieser Abhandlung einverstanden, welche Alles erschöpft, was zum Vortheil dieser Anstalten zu sagen ist. Ob derselbe sie gleich zu allgemein anpreist: so scheint er doch gefühlt zu haben, dass das Locale nicht allenthalben zusagt. Wenigstens findet er sie nicht anwendbar, wo Waldungen zu sehr unter verschiedene Besitzer getheilt sind, wo Domänen-, Commun-, Körperschafts- und Privat-Waldungen vermischt liegen. Allein die Zweckmässigkeit der Nutzholzmagazine auf Rechnung des Forstbesitzers wird noch durch mehrere Umstände bedungen. Wo die Holztaxe dem relativen Holzwerth angemessen ist, wo der Massstab, auf dem die Verwerthung beruht, dem technischen Bedarf entspricht, wo die Gewerbseligkeit und die Fabrication in Verhältniss steht mit der Holzerzeugung, und wo endlich die in Holz arbeitenden Handwerker nicht wegen Armuth, Unkunde oder Trägheit einer besonderen Bevormundung bedürftig sind: da bedarf es keiner Nutzholz-Magazine, und der natürliche Verkehr stellt alsbald von selbst ein dem Forsteigenthümer vortheilhaftes Verhältniss her. Wo diese Umstände nicht eintreten, da hält es die leitende Forstbehörde billig für Pflicht, den Forstertrag uud den Holzabsatz durch künstliche Mittel zu sichern, und für diesen Fall ist die Abhandlung beyfallswerth. Rec. erwähnt dieses, um Nutzholzmagazine da, wo sie nicht nöthig sind, zu widerrathen. Es fehlt nicht an Beyspielen, wo man sie hat wieder eingehen lassen. *Extreme der Holzcultur* vom Oberförster *König* in Ruhla. Früher geschah zu wenig, jetzt geschieht zu viel, — das rechte Mass sey nicht fern, sagt der wackere Mann, und er hat, in dem Sinne, wie er es nimmt, Recht. Nach seiner Ansicht werden die Forstculturen zu geschlossen gemacht. Früher konnte eine Saat nicht dicht genug aufgehen. Sie läutert sich schon in jeder Periode, sagte man, wenn es recht dicht kam. Wie vieler vegetabilischer Nahrungstoff würde zweckmässig genutzt, wenn man anstatt der filzigen Wiederwüchse, wo ein Stämmchen dem anderen das Tröpfchen Wasser entzieht, Dickigte zöge, wo wenigstens erst im 20sten bis 30sten Jahr die Geschlossenheit sichtbar würde. Wo man aus den angesäeten Wiederwüchsen die Erzielung der Pflänzlinge zu anderen Culturen beabsichtigt, da mag immerhin nach Massgabe dieses Bedarfs dichter gesäet werden. *Wilhelmsthal* von Ebendemselben, eine topographische Beschreibung dieses vom Herzog *Johann Wilhelm* von Sachsen-Eisenach im Jahr 1712 gegründeten Jagdsitzes, mit einem Kupfer. Unter den *vermischten Gegenständen* hat Rec. manches Interessante gelesen, Manches aber auch, was füglicher in die spätere Rubrik der Anekdoten gehört hätte. Unter dem ersteren erwähnt er der *Bemerkungen über den Wetterfisch* (*Cobitis fossilis L.*) von Dr. *Leisler*. Die Rubrik: *Neue Erfindungen*, hat ihr Contingent auf die Zahl der Musen ausgedehnt. Rec. erwähnt der Etagenbacköfen und der paulischen Flinten. Da es heut zu Tage fast leichter zu werden scheint, Erfindungen zu machen, als sie anzuwenden: so dürfte es nicht unzweckmässig seyn, wenn der Sylvan alle 3 oder 5 Jahre aus den mitgetheilten Erfindungen wieder diejenigen ausläse, welche in der Anwendung bewährt gefunden worden sind. Die Anekdoten und Gedichte werden einem billigen Leser nicht missfallen, und Rec. hält sich nach den Bemühungen der Herausgeber zur Hoffnung berechtigt, dass das Taschenbuch mit jedem Jahrgang eine willkommene Aufnahme finden werde.

— e —

München, b. Herausgeber und in Commission b. Fleischmann: *Zeitschrift fürs Forst- und Jagd-Wesen in Baiern* u. s. w., herausgegeben von D. *Chr. Fr. Meyer*, königl. baier. Oberforstassessor. Zweyter Jahrgang in 12 Monatsheften, jedes von 5 Bogen. 1814. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Rec. findet an dem Urtheil, welches er im vorigen Jahrgang dieser Blätter (1814. No. 55) über diese Zeitschrift gefällt hat, nichts zu ändern. Der Herausgeber scheint sich selbst von der Nothwendigkeit, den äusseren Umfang nach dem geringeren Vorrath an brauchbaren Materialien zu beschränken, überzeugt zu haben, indem in der Folge jährlich 4 Quartalshefte erscheinen sollen, eine Abänderung, welche bey sorgfältiger Auswahl der Beyträge vortheilhaft auf die specifische Gehaltschwere wirken kann. Unter

den besseren Abhandlungen finden wir folgende einer näheren Erwähnung werth. *Über die Gewinnung und Benutzung des Fichtenharzes in geschichtlicher, technischer und finanzieller Beziehung, mit besonderer Hinsicht auf den königl. baier. Staat*, vom Herausgeber. Diese in 7 Heften vertheilte, etwas zu weitschweifige Abhandlung liefert einige schätzbare Ansichten, Erfahrungen und Resultate über diesen Forstnebennutzungszweig. Der Vf. ist von dem ganz richtigen Gesichtspunct ausgegangen, dass ein allzusteifes Festhalten an dem Princip der Hauptnutzung die Gewinnung derjenigen Producte nicht verkümmern dürfe, die sich durch weise Nutzung mit der Hauptnutzung vertragen, den Totalertrag, wie hier der Fall ist, erhöhen, und dem ländlichen Gewerbe unentbehrlich sind. Der Pechofen und die Russhütte, wie beide im Baierischen jetzt eingeführt sind, sind im 10 Hefte abgebildet. — Der Oberförster *Kasthofer* im bernischen Oberlande hat fernerweite Notizen über die Arve, und die damit gemachten Saatversuche mitgetheilt. *Über den Absprung der Fichtenzwige*, vom königlich baierischen Lieutenant *Seyffarth*. Ehedem hat man dieses Phänomen, aus dem man bekanntlich ein Fichtensaamen-Jahr prognosticirt, aus physiologischen Gründen zu erläutern versucht. Der Vf. hat entdeckt, dass die Eichhörnchen die Urheber dieser Erscheinung sind, indem sie die Zweige abbeissen, um desto bequemer die weiblichen Fichtenblüthen verzehren zu können. Rec. überzeugt sich ganz von der Richtigkeit dieser Entdeckung, und hofft, dass noch manche ähnliche Erscheinungen, zu denen die Pflanzenphysiologie vergeblich einen künstlichen Schlüssel sucht, auf dem schlichten Wege der Empirie ihre Erklärung finden werden. — *Forstsaamenzahlliste, oder Anzeige der Menge der auf ein Pfund baierisch gehenden Saamen*, vom Hauptmann *von Egloff*. Die mitgetheilten Erfahrungen betreffen 100 und einige Forstgewächse. Der übrige grössere Theil des Inhalts besteht aus mitgetheilten amtlichen Instructionen, Resolutionen und Verordnungen. Bey diesem Zweige hauptsächlich könnte die Redaction der Zeitschrift eine wesentliche Verbesserung einführen. Ein grosser Theil hat für das Ausland kein Interesse. Dass er dem baierischen Forstpersonale ein wichtiges Geschenk sey, bezweifelt Rec. deswegen, weil es dasjenige, was es nicht durch amtliche Zufertigungen erhält, doch grösstentheils im baierischen Regierungsblatt zu lesen bekommt. Derjenige Theil, welcher ein allgemeines Interesse für das forstmännische Publicum hat, ist durch seine Weitläuftigkeit, und zum Theil durch eine eigenthümliche Terminologie für den Leser abschreckend. Wenn es dagegen dem Herausgeber gefiele, bey solchen Gegenständen, wo es weniger der diplomatischen Umständlichkeit und Genauigkeit, als der logischen Ordnung und der Kürze gilt, das acten- und canzleymässige Gewand zu verlassen, und als Schriftsteller zu erscheinen, Auszüge aus diesen Materialien zu machen u. s. w.: so würde es diesen Mittheilungen nicht an Interesse fehlen, während jetzt der Leser, wenn er durch vier bis fünf Hefte einen solchen Gegenstand verfolgt hat, dem Anklang der Frage: „Was ist der langen Rede kurzer Sinn?" nicht entgehen kann. — Von den zwey Steindrücken giebt der eine die Abbildung eines seltenen Rehbock-Gehörns vom Revierförster *Wild*, der andere die Abbildung einer Fichte und einer Birke, aus deren Ästen zufolge gemachter Erfahrungen auf den fichtelgebirgischen Revieren Stammtriebe erwachsen sind. Rec., welcher einen ähnlichen Fichtenbaum mit drey daraus erwachsenen starken Stämmen gesehen hat, ist der Meinung, dass dieses Phänomen gewöhnlich erfolgen werde, wenn der Hauptstamm eine wagerechte Lage erhält, in dieser Lage auf Dammerde aufliegt, und unter diesen Zuständen noch mehrere Jahre vegetirt. Bey der Birke wird vielleicht schon die erste Bedingung ausreichen. Unter den naturhistorischen Notizen, Anekdoten und Miscellen ist manches Lesenswerthe enthalten; Rec. muss aber mehr ästhetische Würde empfehlen. Wo diese verletzt wird, gehört die Anekdote nicht in Sammlungen, die auf Bildung des Forstpersonals wirken sollen.

— e —

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. Neustadt a. d. Orla, b. Wagner: *Vorarbeiten für Lehrer in Bürger- und Land-Schulen.* (Ohne Jahrzahl.) VI u. 250 S. 8. (12 Gr.)

In der Vorrede zu diesem Buche liest man Folgendes: „Der Vf. liefert hiermit seinen Freunden und Amtsbrüdern den Schullehrern ein Büchlein, ohne eigentlichen Plan, aber (wie er hofft) nicht ohne Nutzen. Sein Inhalt hat folgende Rubriken: 1) Schulgebete. 2) Materialien zum Auswendig-Lernen für Kinder im dritten und vierten Schul-Jahre. 3) Orthographische Regeln mit Beyspielen als Dictir-Übungen zu brauchen. 4) Vorschriften, in welchen die fremdartigen Ausdrücke, die vorzüglich Richter und Schöppen oft vorkommen, erklärt werden. 5) Einige Muster von Briefen und Lebensläufen. 6) Sentenzen und Bilder in Unterredungen mit der Schuljugend zu gebrauchen."

Der Vf. hat nicht nöthig zu berichten, dass er sein Büchlein „ohne eigentlichen Plan" in die Welt schicke: denn schon aus dem angeführten Inhalt sieht man, dass er nicht einmal darüber nachgedacht hat, ob er dasselbe für Lehrer oder für Schüler bestimme. Nach dem Inhalte von No. 1 und 2 muss es Schülern in die Hände gegeben werden; die übrigen Rubriken hingegen sind für Lehrer. Aber auch der Inhalt der verschiedenen Rubriken ist nicht so beschaffen, dass man einen grossen Nutzen von dem Gebrauche desselben erwarten könnte. Die Schulgebete sind in einer Sprache abgefasst, die sich nicht für die Form des Gebets schickt, und die überhaupt beweist, dass der Vf. keine richtige Ansicht von dem Zwecke des Gebets hat. Die Materialien zum Auswendiglernen bestehen in biblischen Sprüchen mit darunter gesetzten Verslein, die nach der Versicherung des Vfs. noch nicht gedruckt, und nach dem Urtheile des Rec. des Druckes nicht werth sind. Es ist eine elende Reimerey. S. 69 lautet z. B. das Verslein zu dem Spruche: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn:

Das Lämmchen auf grünender Weide
Umhüpft seine Mutter voll Freude,
Möcht'st du so ein Lämmchen wohl seyn?
Doch lernt's bloss trinken und essen,
Wird bald seine Mutter vergessen,
Wird essend und trinkend wohl grösser,
Doch nimmermehr klüger und besser:
Ich möchte das Lämmchen nicht seyn.

Unter den übrigen vier Rubriken sind die Materialien zu Vorschriften noch am besten ausgefallen.

a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

THEOLOGIE.

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Briefe, den Werth der schriftlichen Religionsurkunde als solcher, und das Studium derselben, besonders ihrer Sprachen, betreffend.* Aus Veranlassung neuer Hypothesen. Von M. *Carl Victor Hauff*, Professor und Prediger am königl. Seminarium zu Maulbronn. Drittes Bändchen. XXXII und 502 S. kl. 8. (18 Gr.)

Auch unter dem Titel:

Briefe, das Studium der schriftlichen Religionsurkunde, besonders ihrer Sprachen, betreffend, u. s. w.

(Vgl. J. A. L. Z. 1810. No. 50. S. 393 — 399.)

Dieses Bändchen kann, wie der Vf. in der Vorrede sagt, entweder als das 3te zu *den Briefen, den Werth der schriftlichen Religionsurkunde u. s. w. betreffend,* oder als für sich bestehend angesehen werden. In den beiden ersten Bändchen ist der Werth der schriftlichen Religionsurkunde dargelegt worden, und zwar hauptsächlich in der Absicht, um daraus die Wichtigkeit des gelehrten Bibelstudiums und der Bibelsprachen, aus Veranlassung neuer, demselben ungünstiger Hypothesen zu folgern. Diese Folgerungen enthält nun das gegenwärtige Bändchen, und in sofern hängt es mit den beiden vorhergehenden zusammen, ungeachtet es auch abgesondert von denselben ein Ganzes ausmacht, wie die beiden vorhergehenden Ein Ganzes seyn können. Der Zweck des Vfs. war, dem Vorurtheil entgegen zu arbeiten, dass Sprachkenntnisse und überhaupt Bibelstudium wegen der Fortschritte der Zeit und neuer Ansichten und Behandlungsarten der Bibel jetzt entbehrlicher seyen, als vormals. Aus der Natur der neu aufgestellten Erklärungsprincipien wollte der Vf. zeigen, dass um derselben willen keine geringeren philologischen und hermeneutischen Kenntnisse als ehedem hinreichend seyen, und aus der Beschaffenheit der Fortschritte in der Philologie und Hermeneutik, dass wir vielmehr zu angestrengterem Fleiss hierin aufgefodert werden.

Er prüft nun, in dieser Beziehung, der Reihe nach die neuen, zum Theil aber schon wieder veralteten Hypothesen, welche dem Bibelstudium ungünstig scheinen können. Zuerst die in dem Werk: *Neue Erklärung des höchst wichtigen paulinischen Gegensatzes: Buchstabe und Geist,* vorgetragene Ansicht, dass von Jesus und den ersten Verkündigern seiner Lehre bloss die mündliche Fortpflanzung derselben beabsichtigt worden sey. Der Vf. hat Recht, wenn er zeigt, dass sich damit ein gründliches Studium der Bibel wohl vertrage, ja dadurch erst recht nothwendig gemacht werde. Der wesentliche Punct dabey ist aber doch nicht recht klar herausgehoben. Nämlich jene Ansicht von dem, jeder äusseren positiven Norm widerstrebenden Geiste des Christenthums ist ja weiter nichts als ein Resultat des grammatisch-historischen Studiums des N. T. selbst, und kann nur durch dasselbe gesichert werden. Ferner bleibt bey dieser Ansicht das N. T. als *historische* Quelle der christlichen Religion wichtig und nothwendig. Der Vf. findet es sonderbar, dass man aus der Bibel beweisen wolle, sie sey keine Religionsurkunde, und dass man dadurch, dass dieser Beweis aus derselben geführt wird, voraussetze und annehme, sie sey wirkliche Urkunde: aber hier nimmt er auf die Zweydeutigkeit des Wortes Urkunde, als kirchlicher und historischer, keine Rücksicht. Hierauf geht der Vf. zu dem *kantischen* Erklärungsprincip über, und zeigt, dass selbst mit diesem historisch-grammatische Interpretation bestehen könne, ja dabey als nothwendig vorausgesetzt werde: wofür mit grosser Ruhe und Unparteylichkeit die Aussprüche *Kants* angeführt und geprüft werden. Das Princip der moralischen Auslegung selbst hat sich der Vf. nicht vorgenommen zu beurtheilen: es wäre aber diese Beurtheilung nicht an unrechter Stelle gewesen, und würde, richtig angestellt, zu einem dem Zwecke des Vfs. sehr entsprechenden Resultat geführt haben. Das Wahre in *Kants* Vorschlag scheint Rec. darauf zu beruhen, dass der Inhalt des N. T. in Übereinstimmung mit der aus der Vernunft fliessenden Überzeugung stehen, und dass nach dieser Übereinstimmung der Religionsvortrag eingerichtet werden müsse: und wer möchte wohl daran zweifeln? Das historische Studium der Bibel ist dabey natürlich nicht nur zulässig, sondern sogar nothwendig, wenn die Vernunftwahrheiten der Religion nicht in der Luft schweben, und als subjective Meinungen erscheinen sollen. Der blosse Vortrag des in der Bibel enthaltenen Materials hingegen würde zur Geistlosigkeit und zum steifen todten historischen Glauben führen: der Religionslehrer muss es sich und seinen Lehrlingen aneignen und zur lebendigen Überzeugung bringen, dadurch, dass er es in das Gebiet der Vernunft zieht, und zum Gegenstande der freyen Betrachtung macht. Das Falsche in *Kants* Hypothese aber ist wohl diess, dass demjenigen, was nach der grammatisch historischen Auslegung keinen moralischen Sinn gebe, will-

kührlich ein solcher untergeschoben werden soll. Es kann nichts in der Bibel auf die Religion sich Beziehendes geben, was nicht nach dem Geiste der Zeit einen religiösen Sinn hätte, wenn man nur eine höhere Ansicht von der Religion, als *Kant* hat, und darin mehr als Moral erblickt, und den Geist der Zeit richtig versteht. Dieser zeitgemäße religiöse Sinn muss nun vom Religionslehrer ebenfalls wieder zeitgemäss vorgetragen werden: wobey freylich Manches bloss bildlich genommen werden kann. Gegen diesen letzteren Theil der kantischen Auslegungsart erklärt sich der Vf.; er scheint aber hierin nicht ganz den wahren Sinn *Kants* getroffen zu haben. Er bestreitet die Analogie der Behandlungsart der Bibel mit der allegorischen Deutung der heiligen Bücher und des Volksglaubens bey den Griechen, Muhammedanern und Indiern, worauf sich *Kant* beruft, scheint aber dieses Verhältniss nicht ganz richtig gefasst zu haben. Offenbar ist im Christenthume, wie in anderen Religionen, der Gegensatz einer späteren geistigeren Ansicht der Religion mit einer älteren gröberen vorhanden, und muss vermittelt werden. Eine falsche Vermittelung geschieht durch die allegorische Interpretation, weil sie willkührlich ist, und dem christlichen Geist der Wahrheit widerstrebt, und in sofern hat der Vf. Recht, wenn er diese Erklärungsart verwirft; aber die buchstäbliche Deutung kann unmöglich hinreichend seyn, denn für unsere Zeit sind viele biblische Vorstellungen unpassend geworden: es bleibt sonach nichts übrig, als Geist und Hülle zu unterscheiden, die allgemeine Wahrheit von der besonderen zeitgemäßen Auffassungsart zu trennen, und zu zeigen, dass jener eine ewige Gültigkeit zukommt, während diese für unsere Zeit höchstens die Bedeutung eines alten geheiligten Bildes erhalten kann: durch welches Verfahren das Gute der allegorischen Interpretation mit dem ächten Geist des historischen vereinigt wird. Gleiche Bewandniss hat es mit dem hierauf angeführten und beleuchteten *fichteschen* Erklärungsprincip, dass man die heiligen Schriftsteller immer so verstehen müsse, als ob sie wirklich etwas Wahres hätten sagen wollen, und, soweit ihre Worte das erlauben, das Rechte und Wahre gesagt hätten. Etwas Wahres liegt darin, nämlich dass die heiligen Schriftsteller nur religiöse Ideen, welche ewige Gültigkeit haben müssen, vortragen konnten und vorgetragen haben, und dieser Grundsatz lässt sich sehr gut mit der historischen Interpretation vereinbaren. Freylich wollen wir hiemit die gezwungenen Auslegungen *Fichte's* gar nicht vertheidigen, überhaupt auch nicht das Verfahren rechtfertigen, die Ideen einer Zeitphilosophie in die Bibel hineinzutragen; sondern wir wollen, dass man mit philosophischem Geiste das allgemeine Wahre in der Bibel, was für jede Menschenvernunft Gültigkeit hat, ausmittele, und soviel als möglich objectiv dabey zu Werke gehe. Hierauf lässt der Vf. die accommodative Erklärungsart folgen, welche mit der von uns gefoderten gewissermaßen eins ist. Statt sie zu prüfen, was der Vf. in einer früheren Schrift gethan hat, billigt er sie bloss im Allgemeinen, und zeigt, dass dadurch das gelehrte Studium der Bibel nicht entbehrlich, sondern nur nothwendiger gemacht werde. Er hätte noch hinzusetzen können, dass die Accommodationstheorie nur ein Resultat der grammatisch-historischen Auslegung selbst sey, diese also nicht unnöthig machen könne. Er nennt hierauf die Hauptquellen, aus welchen für diese Erklärungsart geschöpft werden muss, bleibt aber bloss bey dem ganz Bekannten stehen, und verräth gerade nicht eine tiefe vertraute Bekanntschaft mit denselben. Nicht einmal das zur Charakteristik jener Quellen Gehörige wird angegeben. So wird von *Philo* und *Josephus* nichts weiter gesagt, als dass sie weit über die Rabbinen zu setzen, und ihre Benutzung sicherer, als die der Apokryphen und Pseudepigraphen sey. — Es werden nun einige besondere Meinungen und Hypothesen neuerer Exegeten in Rücksicht ihrer etwa zu befürchtenden nachtheiligen Folgen für das Bibelstudium beleuchtet, z. B. die kritische Ansicht der neutestamentlichen Wunder, die Erklärung gewisser Dogmen aus der Zeit- und Volks-Meinung. Gegen die von mehreren Exegeten zwischen den neutestamentlichen Erzählungen von der wunderbaren Geburt Jesu und heidnischen ähnlichen Mythen gezogenen Parallelen wendet der Vf. ein, jene heidnischen Vorstellungen gehörten bloss in die älteren rohen Zeiten, und zu Jesu Zeit habe man die Geburt grosser Männer nicht mehr, wie früher, von der Gottheit abgeleitet; man irre daher, wenn man das weit Ältere auf spätere Zeiten anwende: eine Bemerkung, welche weder richtig ist, noch, wenn sie es wäre, jene Vergleichung unstatthaft machte. Einige Jahrhunderte machen keinen Unterschied, da, wo der Geist derselbe ist. Der Vf. behauptet übrigens, es sey ganz irrig, von Griechen etwas überzutragen auf Hebräer und Juden: als wenn nicht das Alterthum, bey aller Verschiedenheit der einzelnen Völker, durch ein gewisses Band der Verwandtschaft verknüpft wäre, und die Hebräer ganz vereinzelt dastünden! Nichts in der Geschichte darf als ganz abgesondert betrachtet werden. Auch widerspricht sich der Vf. weiter unten selbst, wenn er mit Recht behauptet, dass man aus den Schriften der Griechen und Römer auch für die Sacherklärung des N. T. Licht schöpfen könne. — Der Vf. ist auch kein Freund von der ästhetischen oder praktisch idealen Betrachtungsart der neutestamentlichen Wundergeschichten, welche *Horst* u. A. vorgeschlagen haben. Er will sie zwar nicht geradezu widerlegen, macht aber doch die eine und andere Einwendung dagegen. Es würde zu weit führen, wenn wir sie gegen den Vf. und so viele ihm gleichgesinnte Theologen vertheidigen wollten. Wir sind aber überzeugt, dass die ganze Theologie auf einen Standpunct erhoben werden muss, welcher gewissermaßen die Mitte hält zwischen der alten orthodoxen und der neuen kritischen ungläubigen Ansicht, und welches der ideale Standpunct ist. Die erste Ansicht verträgt sich nicht mit der vorgeschrittenen Verstandesbildung, die zweyte lässt das Herz kalt, und die Phantasie leer. Kann man die buchstäbliche Wahrheit nicht retten: so mache man wenigstens eine höhere ideale Bedeutung

ltend, welche, obschon unbewusst, dem alten Glaun zum Grunde liegt. Rec. hat nichts mit Hn. *Horst* id dessen Genossen gemein, er kennt sie nicht, und it ihre Schriften nicht gelesen; aber unabhängig von nen, hat ihn sein Nachdenken auf denselben Standnct geleitet, und er wagt es, trotz dem Kopfschütln der meisten jetzigen Theologen, zu behaupten, ss in weniger als zwey Jahrzehnten dieser Standnct allgemein seyn wird. Schon fühlen Manche das eere, Unbefriedigende jener kritischen Theologie, elche nichts als etwas Moral gelten lässt, und der eligion ihre grosse, tiefe Bedeutung raubt; freylich er zeigen sich auch hie und da Rückschritte und bwege: diese zu vermeiden, die Resultate der ächten itischen Forschung zu retten, und doch dem reliösen Bedürfniss genug zu thun, ist die Aufgabe, welie sich der ächte Theolog stellen muss.

Der Vf. kommt nun zu der von ihm mit Recht rtheidigten grammatisch-historischen Auslegung lle sich aber mit einer höheren philosophischen, ler idealen, oder wie man sie nennen will, recht gut rträgt), über die er sich weiter verbreitet, ohne doch ir den Kenner etwas Belehrendes zu sagen, und selbst ir den Anfänger, weil er sich nur im Allgemeinen id Oberflächlichen hält, sehr unterrichtend zu seyn. in Gleiches gilt von der Art, wie der Vf. vom Zummenhang der Profanphilologie mit der Bibelerkläng redet. Dabey können wir seinen Vorschlag icht billigen, dass man das N. T. auf Schulen in den tzten Vorbereitungsjahren auf die Universität lesen lle. Wir glauben, dass der junge Theolog durch e Kenntniss der rein griechischen und der hebräihen Sprache hinreichend auf die Lesung des N. T. rbereitet sey, und dass, was ihm noch fehlt, auf der niversität ersetzt werden könne. Die Hypothese des amäischen Urevangeliums benutzt der Vf., um die othwendigkeit der Kenntniss der aramäischen Sprae zu zeigen, lässt sie übrigens aber auf sich beruhen; gen ein aramäisches Original der paulinischen Brieerklärt er sich mit Recht unbedingt. „Das Gehrey, sagt er, von dem Heil, das aus Aram komen soll, ist wenigstens hie und da zu gross." Dessenngeachtet verlangt er von jedem Religionslehrer die enntniss des Aramäischen, weil, abgesehen von jeen Hypothesen, so Manches im N. T. aus dieser Spraie sein Licht erhält. Hierauf kommt er auf das tudium der hebräischen Sprache, wofür er die Verleichung der Dialekte empfiehlt, zugleich aber auch or dem Missbrauch derselben warnt, Alles nur etwas allgemein und oberflächlich; auch müssen wir die nbekanntschaft mit den neuesten Arbeiten in diesem ach, besonders von *Gesenius*, rügen, und dass Hülfsittel, wie *Leuns Handbuch*, vor welchem man waren muss, den Anfängern empfohlen werden. Dagegen müssen wir es sehr loben, dass der Vf. sehr angelegentlich zum Studium der hebräischen Sprache ermuntert, und den Nutzen desselben für jeden Religionslehrer zeigt. Wir unterschreiben auch ganz, was r vom Zusammenhang des A. und N. T. sagt, dass es n Grunde Eine Religionslehre sey, welche die alten und neuen Offenbarungen Gottes enthalte. Wir halten dafür, dass diejenigen, welche das N. T. isoliren, und ausser Zusammenhang mit dem A. T. betrachten, eben so sehr dem ächten historischen Geiste widerstreben, als sich gegen die kirchlich sanctionirte Anerkennung des A. T. als einer göttlichen Offenbarung auflehnen. Der Vf. lässt der lutherischen und den neueren Übersetzungen Gerechtigkeit widerfahren, aber er behauptet mit Recht, dass man nur aus dem Original mit dem wahren Geiste des A. T. bekannt werde. Überhaupt dringt er in diesem Theile seiner Schrift mehr in das Tiefere ein, und zeigt überall eine gründliche Einsicht. Zuletzt giebt er noch die wichtige Wahrheit zu beherzigen, dass man von dem Religionslehrer mit Recht gelehrte Bildung überhaupt, eigene Überzeugung, Selbstdenken, Unabhängigkeit von Autoritäten fodere, und dass der Religionslehrer nur durch geistige Überlegenheit über seine Lehrlinge sich ihr Vertrauen erwerbe, und mit Nutzen auf sie wirken könne. „Je reicher der Schatz von Kenntnissen ist, aus welchem der Lehrer wählen kann, was für seine Lehrlinge angemessen seyn mag, und je fester der Grund ist, auf welchem jene beruhen: um so nützlicher wird dieser Lehrer seyn, und um so richtiger wird er die Wege sehen und betreten, auf welchen er dem Verstand und Herzen Anderer sich nähern kann. Selbst auch die Form, in welcher er seinen Unterricht giebt, wird um so passender und wirksamer seyn, je ausgebreiteter seine Erkenntniss, und je sicherer seine Überzeugung ist." Wenn nun aber der Vf. diese Bildung hauptsächlich aus dem Studium der Alten geschöpft wissen will: so hat er zwar allerdings Recht, weil es ohne classische Bildung überhaupt keine wahre Bildung geben kann; allein er zeigt sich zuerst darin einseitig, dass er Alles nur auf die Verstandesbildung bezieht, und den Einfluss auf den Geschmack gar nicht in Anschlag bringt (freylich scheint ihm die innige Verbindung zwischen der Religion und der Poesie und Kunst noch ein Geheimniss zu seyn); sodann hätte er doch die Philosophie nicht so ganz vergessen sollen, ohne welche es gewiss keine ächt theologische Bildung geben kann. Wenn unsere Theologen diese beiden nothwendigen Elemente der Bildung, das philosophische und classische, in sich aufnehmen und verarbeiten: dann wird der Predigerstand wieder zu dem Ansehen emporsteigen, das er durch ein auffallendes Zurückbleiben hinter der weit vorgeschrittenen Zeitbildung verloren hat. Es freut uns vom achtungswürdigen Vf., dass er mit uns in diesem Mangel an Bildung die Ursache des Sinkens dieses Standes findet, und sich und Anderen nicht den Blick verwirrt durch Aufsuchen anderer Ursachen, die allerdings auch Statt haben, zunächst aber nicht in Betrachtung kommen dürfen.

n.

Berlin, b. Salfeld: *Palingenesie der Kirche Jesu durch eine mögliche und unvergängliche Reform.* Ein Gedanke an alle Geistliche und Geistige im Volke von *A. Fink*, Prediger zu Jahns-

felde in der Kurmark. 1813. IV u. 100 S. 8. (10 Gr.)

Ein mit kräftigem, religiösem Geiste und mit Bescheidenheit geschriebenes Buch. Der Hauptinhalt desselben ist, darzuthun, dass die Confirmation der vierzehnjährigen Jugend bis gegen das zwanzigste Jahr verschoben werden solle, wo dann der Vf. „von solches Werkes innerer Zweckmässigkeit und Würdigkeit," und zuletzt von dessen äusserer Möglichkeit redet. Obgleich Rec. behaupten möchte, dass sehr viele der Knaben, die er jährlich confirmirt, eine gründlichere und umfassendere Erkenntniss des Christenthums besitzen, als die meisten, welche im ersten christlichen Jahrhundert gelehrt und dann getauft wurden: so hat er doch im Ganzen gegen die Idee des Vfs. nichts Gründliches einzuwenden. Nur eine einzige, dem Rec. wichtige, Bedenklichkeit hat der Vf. zu wenig oder gar nicht berücksichtigt, nämlich den Widerstreit dieses reformatorischen Vorschlags mit der bürgerlichen Bestimmung der christlichen Jugend. Nothwendig wäre es, dass der Unterricht bis zur Zeit der Confirmation fortgesetzt würde, wo sich dann von dem guten Willen z. B. der Meister und Lehrherrn, etwa junger Ökonomen, ohne die Dazwischenkunst der Staatsbefehle, die in diesem Gebiete nicht an der rechten Stelle seyn möchten, nicht allgemein erwarten liesse, der christlichen Jugend die zum Unterrichte erfoderliche Zeit zu vergönnen. Sonntagsschulen reichen aber hier nicht aus, um die Jugend vollständig in die Lehren der Religion nach des Vfs. Sinne einzuweihen, und die religiösen Grundsätze zur Lebensseele der Jünglinge und Jungfrauen zu erheben. Wie ferner da, wenn ein funfzehnjähriger Jüngling durch mannichfaltige Umstände gedrungen fern von seiner Vaterstadt ein Lehrling werden müsste? Wie, wenn der Staat sich seiner vor dem beendigten Unterrichte und vor der Confirmation zu militärischen und anderen Diensten bemächtigte? Muss da nicht die Kirche mit ihren jungen Christen eilen, wenn nicht der Staat in den Bürgern der Kirche die Christen entführen soll? Doch dem Vf. ist eigentlich die Kindertaufe ein Greuel, gegen welche er S. 69 f. sehr energisch spricht, und an ihre Stelle eine christliche Weihe setzen will. (So behandelte Rec., als er noch taufte, längst schon die Kindertaufe.) Tritt nun aber als das Wahre und Rechte die Taufe in demjenigen Alter ein, wo nach des Vfs. Vorschlag die Confirmation geschehen sollte: so wird die Confirmation, als Nachhülfe der Kindertaufe, ganz überflüssig. Soll aber eine spätere Confirmation auf die Einführung der späteren Taufe die Gemüther nur vorbereiten: so wird das Volk gegen „beständige Neuerungen" noch ungehaltener werden. Lieber rücke man also mit der Einführung und Wiederherstellung der alten christlichen Taufe nach vollendetem Unterrichte heraus! Jedoch ehe man an diese Reformation gehen könnte, müsste eine grosse Reformation in den Gemüthern in Betreff so manches Wahnes, so mancher Abermeinung, wie der Vf. spricht, vorhergehen. Ob wir gleich nicht leugnen, dass die Taufe zu der Zeit und unter den Umständen, wie sie der Vf. haben will, ganz anders das christliche Gemüth ergreifen müsse, als die Kindertaufe oder die Erinnerung daran; nur würden wir Bedenken tragen, die etwa zwanzigjährige Braut vor dem Traualtar erst zu taufen, weil wir glauben, dass der religiöse Enthusiasmus durch Hochzeitgedanken gar zu sehr geschwächt werden möge: so können wir uns doch nicht überzeugen, dass der in spätere Zeit verlegte Ritus der Taufe eine *Palingenesie* der Kirche Jesu bewirken könne. Noch viel mehr zu einer solchen Palingenesie scheint uns eine neue, nach richtigen Ideen einer Kirche angelegte und ausgeführte Reform einer gleichmässigen Organisation und des Regimentes der Kirche in der christlichen Welt zu führen. — Auch hier kommen die Klagen über kärgliche und klägliche Dotirung der Pfarr-, (setze hinzu: und Schul-) Stellen vor. Aber, wie? es wäre nicht zu helfen? Auch dann nicht, wenn der zehnmalhunderttausendste Theil von dem, was auf die Zerstörung der Welt verwandt wird, zu jenem heiligen Zwecke in Anspruch genommen würde, da doch zehnhunderttausendmal mehr zum Zwecke der Zerstörung wirklich da ist, und da seyn muss?

Nicht gefallen hat uns die gekünstelte, pretiöse, neu deutsche Sprache im Periodenbaue, und in einzelnen Ausdrücken. Wie dunkel und schwerfällig werden nicht die Perioden, wie z. B. gleich der Anfang, durch die vielen Einschiebsel! Ist das „durchsprechen" des Vfs. besser, als das beliebte „sich aussprechen"? Ein „unbenommener" Beobachter für uneingenommener, ein „unbenommenes" Denken für ein unparteyisches (S. 44), ist das richtig? Wir wagen es nicht, dieses für gesucht zu erklären, sondern meinen, ohne es für eine „Abermeinung" zu halten, dass des Vfs. hoher, energischer Geist, die gewöhnlichen Formen zersprengend, ungesucht neue zu erschaffen strebe.

— g.

NEUE AUFLAGEN.

Erfurt, b. Keyser: *Christliches Lehrbuch für Lehrer und Kinder in Bürger- und Land-Schulen, nebst den fünf Hauptstücken des Katechismus Lutheri mit kurzen Worterklärungen*, von *Heinrich Gottlieb Zerrenner*. Dritte verbesserte Ausgabe. 1815. XX u. 300 S. 8. (10 Gr.) Die anerkannte Brauchbarkeit des Buches bewährt sich immer mehr.

Bremen, im Comptoir für Literatur: *Lesebuch zur Übung in der Declamation*: Erster Theil für Elementarschulen. Herausgegeben von *Betty Gleim*. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1815. XII u. 308 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1813. No. 219.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

JURISPRUDENZ.

Berlin, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Versuch über das Ideal einer Gerichtsordnung.* Von *Ernst Wilhelm v. Reibnitz,* kön. preuss. Ober-Landes-Gerichtspräsidenten. *Erster Theil.* 1815. 496 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die glückliche neue Gestaltung der Dinge, welche wir der Befreyung Deutschlands von dem bonapartischen Drucke verdanken, hat auch wieder zu der Erneuerung früherer Ideen über eine zweckmässige, uns eigenthümliche und nicht von fremder Herrschsucht uns aufgedrungene Reform unseres Gerichts- und Process-Wesens geführt; und Niemand wird wohl verkennen, dass eine solche Erneuerung nöthig und nützlich sey. So hohen Werth auch die möglichst richtige Bestimmung der bürgerlichen Rechtsverhältnisse durch eine gute Gesetzgebung haben mag: so entscheidet diese doch bey weitem weniger über das Wohl der Völker, als eine gute Organisation der Gerichte und ein zweckmässiger Gang des gerichtlichen Verfahrens. Den todten Buchstaben der Gesetze ruft dieser eigentlich erst ins Leben. Der Bürger eines Staats ist bey weitem weniger dabey interessirt, seine Rechtsverhältnisse nach juridisch und politisch ganz richtigen Principien bestimmt zu sehen, als dabey, dass er bey entstandenen Streitigkeiten seine gesetzlich begründeten Rechte ohne Schwierigkeit und Umschweife gerichtlich verfolgen könne, und dass zu dem Ende eine Form des gerichtlichen Verfahrens vorhanden sey, welche den Charakter der gerichtlichen Wahrheit auf einfache, leicht erkennbare Kennzeichen zurückführt, und dadurch der Chikane und Streitlust des Gegners und dem Missbrauche der richterlichen Willkühr ein Ziel setzt.

Was den vor uns liegenden Versuch betrifft: so hat der Vf. seine Gedanken über die zweckmässigste Gestaltung des Gerichtswesens und des Processverfahrens hier in einer Reihe von Abhandlungen vorgetragen, welchen er im zweyten Bande eine nach seinen Ideen vollständig abgefasste Gerichtsordnung selbst folgen lassen will. Diese Ideen aber concentriren sich auf folgende Hauptpuncte. — Um den Richter in den Stand zu setzen, der historischen Wahrheit der, der rechtlichen Entscheidung zum Grunde liegenden Thatsachen nachzuspüren, und diese erst möglichst ins Klare zu bringen, ehe er die Gesetze auf sie anwendet, dazu giebt es zwey verschiedene Wege. Entweder der Richter leitet bloss die Bemühungen der Parteyen, deren Interesse es mit sich bringt, die Wahrheit in dieser oder jener Gestalt an das Licht zu fördern, und beschränkt seine Bemühungen nur darauf, dass den Interessenten der volle Genuss der Gelegenheit, die von ihnen behauptete Thatsache nachzuweisen, unverkümmert verstattet werde; oder der Richter arbeitet selbst thätig mit an der Enthüllung der Wahrheit, er verfolgt jede Spur, die ihn dazu führen kann, und ergreift auch ohne Anstoss von Seiten der Interessenten jedes Mittel, um die vorkommende Thatsache in ihrer wahren Gestalt darzustellen. In dem ersten Verfahren spricht sich das Wesen des *Anklageprocesses* aus, in dem letzten das des *Untersuchungsprocesses.* Jenem giebt der Vf. vor diesem überall (S. 15 u. 112 folg.) den Vorzug. Insbesondere scheint es ihm völlig ausgemacht zu seyn, dass bey *bürgerlichen* Rechtshändeln der Untersuchungsprocess ganz am unrechten Orte sey. Die erste unerlässliche Pflicht des Richters, die strengste Unparteylichkeit, kommt dabey ins Gedränge. Es muss dem Richter, der die Thatsache untersucht, völlig einerley seyn, ob das Resultat der Untersuchung die Thatsache so oder so darstellt. Unvermeidlich ist es aber, oder der Richter müsste mehr als Mensch seyn, dass, wenn er bey der Untersuchung thätig mitwirkt, er nicht beym Anfange schon irgend eine Meinung gefasst haben sollte, wie die Thatsache gestaltet sey, und wie sie sich bey näherer Untersuchung entwickeln werde, und dass er, auf diese Meinung gestützt, nicht einen Plan zur Untersuchung sich bilde; der nur den von dem Richter aufgefassten Gesichtspunct verfolgt, und das, was ausser demselben liegt, minder beachtet. Ausser diesem wesentlichen Nachtheile kann aber auch der Untersuchungsprocess den Richter leicht verleiten, der Thatsache weiter nachzuspüren, als es die Entscheidung der streitigen Rechtsfrage nothwendig macht, und mit unbefugter Neugierde in die Geheimnisse der Familien einzudringen. Auch diese Besorgniss hebt der Anklageprocess, der dem Richter jede officielle Einmischung in die Entwickelung der Thatsachen wehrt, und ihn nur das wissen lässt, was das gegenseitige Interesse der Parteyen davon anzuführen für gut findet. Überhaupt müssen (S. 20) nicht nur die Finalentscheidung, sondern auch die vorbereitenden Massregeln, die Formen der gerichtlichen Wahrheit, die Mittel zu deren Auffindung, die Fristen zur Entwickelung der Thatsachen, auf die strengste Unparteylichkeit berechnet seyn. Empört durch den Schneckengang mancher Processformen, hat man hin und wieder mehr Werth auf den schnellen Gang der gericht-

lichen Verhandlungen gelegt, als ihm gebührt, und hat dagegen dem Richter Manches erlaubt, was mit der strengsten Unparteylichkeit streitet, oder den Richter wenigstens in Gefahr bringen kann, für eine oder die andere Meinung eine Vorliebe zu fassen, oder wenigstens den Schein davon zu haben. Diess zu vermeiden ist der Hauptgesichtspunct, auf welchen alle Vorschriften der Gerichtsordnung berechnet seyn müssen, und die Güte und Zweckmässigkeit eines solchen Gesetzbuchs hängt nächstdem von folgenden Bedingungen ab (S. 21 folg.): a) Es muss ein völlig abgerundetes Ganzes seyn, das ohne Bekanntschaft mit den früher bestandenen Formen von jedem wissenschaftlich gebildeten Manne leicht verstanden werden kann, ohne erst in ein tieferes Studium der Geschichte der früheren Rechtsformen eindringen zu müssen. b) Die Formen, welche zur Entwickelung der gerichtlichen Wahrheit, oder zur festeren Knüpfung neuer Rechtsverhältnisse in den Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit vorgeschrieben werden, müssen so einfach als möglich seyn. c) Diese Formen müssen überall strenge und ohne alle Ausnahme beobachtet werden. d) Es muss in den Rechtsformen der Willkühr des Richters so wenig als nur immer möglich eingeräumt werden. e) Von den verschiedenen, durch die Rechtspflege nothwendig werdenden und dazu erfoderlichen Haupt- und Neben-Beschäftigungen müssen nur jene dem eigentlichen Richter zugetheilt werden, und der Richter muss mit allen solchen Beschäftigungen möglichst verschont werden, die sich der Handarbeit mehr oder weniger nähern. Und endlich muss f) eine Gerichtsordnung so kurz seyn, als möglich ist, ohne in den Fehler der Dunkelheit zu verfallen. Die aufsehende Gewalt in Justizsachen durch den Justizminister, oder die Mittelbehörden in Ansehung der Untergerichte, soll nicht zu sehr ausgedehnt werden, damit sie nicht die zur Sicherheit des richtigen Ganges der Justiz nöthige Unabhängigkeit des Richters von fremdem Einflusse beschränke, sondern sie soll sich bloss erstrecken auf die Bestellung und Entlassung der Justizbedienten, auf die Erhaltung der vorgeschriebenen Ordnung im Mechanismus des Dienstes, auf die Erinnerung und mehr rathgebende als in die Entscheidung der Sache selbst eingreifende Zurechtweisung der Gerichte in einzelnen Fällen, auf die Beschwerden der Interessenten, und auf die schnelle Kenntniss von allen im Staate vorgefallenen Verhaftungen. „Denn (S. 37) die persönliche Freyheit des Bürgers ist ein so wichtiges, so unverletzliches Gut, dass man, wenn die höheren Zwecke des Staats dessen Antastung gebieten, nicht genug eilen kann, alle übrigen Bürger recht öffentlich zu überzeugen, dass bloss jene höheren Zwecke, nicht aber Eigenmacht, noch Rachsucht, noch andere unedle Leidenschaften an der Kränkung desselben Theil haben." Die Ernennung der Richter soll überall (S. 40) nur von dem Regenten auf den Vorschlag des Justizministers ausgehen: denn „es ist ein verwerflicher Rest der Barbarey des Mittelalters, von dem man sich nicht bald genug entfernen kann, wenn Individuen oder Corporationen im Staate auf den Grund alter Privilegien das Recht üben, den Richter für einen gewissen District zu ernennen;" und jeder Richter soll in der Regel auf Lebenszeit zu seinem Amte berufen werden, weil dieses eine der Hauptbedingungen seiner Unabhängigkeit in der Erfüllung seiner Amtspflichten ist. Für die Competenzverhältnisse der einzelnen Gerichte soll keine andere Grenze berücksichtiget werden, als die *geographische:* denn die verschiedenen Spaltungen der Gerichtsbarkeit, welche in den neueren Zeiten in den cultivirten Staaten — besonders in Preussen — aus so sehr verschiedenen Gesichtspuncten Statt gefunden haben, gehören zu den sonderbarsten Ausgeburten der Verbildung, welche ein gewisser Grad der Cultur mit sich führt; weder eine besondere Kunst oder wissenschaftliche Erfahrung in irgend einem Fache, welche bey der Entscheidung eines Rechtshandels zur Sprache kommen kann, noch die grössere Geschwindigkeit, mit der vorzugsweise eine Art von Rechtshändeln vor anderen behandelt werden mag, können einen Grund abgeben, Sachen dieser Classe einen eigenen Gerichtshof zu widmen. Der Vf. verwirft (S. 155) jeden Unterschied der Gerichtsstände, der durch Geburt, Amt, die Beschaffenheit gewisser Sachen, durch Contracte, Administration, oder sonst was immer für Ursachen begründet werden könnte; er findet selbst keinen hinreichenden Grund, ein *Forum reale* zuzulassen bey dem Richter, in dessen Bezirk die Sache gelegen ist. Bloss der Wohnort des Beklagten begründet die Competenz des Gerichts. Am zweckmässigsten würde es nach der Meinung des Vfs. (S. 71) seyn, jedes Gericht aus *Einem Präsidenten* oder *Director, sechs Richtern*, und *Einem Gerichtsschreiber* zusammenzusetzen, und eine Bevölkerung von 60—70000 Seelen zu einem gewöhnlichen Gerichtssprengel anzunehmen; jedem Appellationsgerichte aber den Bezirk von zehn Gerichten erster Instanz anzuweisen. Über den Appellationsgerichten steht das *Obertribunal*, mit dem sich die Hierarchie des eigentlichen Justizwesens schliesst (S. 72): denn der *Justizminister* ist nicht sowohl eine eigentliche Richteramtsperson, als vielmehr nur der Depositär der höchsten Oberaufsicht über das gesammte Justizwesen im Staate (S. 33). Die Anstellung von *Friedensrichtern* hält der Vf. für unzweckmässig, weil solche als Anstalt zur Beförderung der Sühne unter den Parteyen nicht viel leisten kann; als eigene Richteramtsbehörde zur Verhandlung und Entscheidung minder wichtiger Sachen ihr das entgegensteht, dass es bedenklich ist, in der Person Eines Individuums ein Gericht niederzusetzen (S. 74). Dagegen aber hält er eine aus der Masse der Bürger gewählte *Jury* für einen wesentlichen Bestandtheil einer guten Gerichtsverfassung, und weist dieser Jury — von der eine Zahl von Gliedern ihren Functionen fortwährend obliegen soll — an (S. 75): a) in peinlichen Fällen beym Eingange des Processes die Entscheidung der Frage, *ob die Anklage Statt finde*, und nach beendigter Untersuchung die weitere Entscheidung, *ob, und welches Verbrechen von dem Angeklagten begangen worden sey;* b) die Leitung aller Executionen; c) die [illegible] Auf-

richt über die Vormünder ihres Bezirks; d) den Sühneversuch in Processen nach beendigter Instruction, und e) die Obhut über die äussere Sicherheit der Hypothekenbücher ihres Bezirks, und der Testamente. Übrigens sollen sich die Gerichte mit den Geschäften der freywilligen Gerichtsbarkeit gar nicht befassen, sondern diese sollen von eigends dazu bestellten *Notarien* besorgt werden (S. 85). Denn nicht allein, dass die Verrichtung dieser Geschäfte sehr oft vom Augenblick abhängt, welchen der Richter nicht allemal ohne Nachtheil seines übrigen Berufs benutzen kann: so scheint es auch dem Vf. die Würde und die Parteylosigkeit des Richters ins Gedränge zu bringen, wenn nachmals vielleicht in seinem Gerichtshofe Instrumente wegen formeller Fehler angefochten werden, die unter seiner unmittelbaren Leitung abgefasst und ausgefertigt wurden. Ausserdem bringt es den Richter mit den Privatverhältnissen der Parteyen und mit ihnen selbst in zu genaue Bekanntschaft, die doch so viel als möglich vermieden werden muss. — Damit endlich der Richter über das, was im Staate Rechtens ist, ohne Schwierigkeit immer im Klaren seyn möge, sollen alle neuen Gesetze und alle authentischen Declarationen älterer Gesetze nur ganz allein von dem Regenten ausgehen, und ohne Beobachtung der von ihm vorgeschriebenen Form der Publication keinen Richter binden.

Was die *Form des gerichtlichen Verfahrens* angeht: so haben wir bereits oben bemerkt, dass der Vf. dem Anklageprocess vor dem Untersuchungsverfahren den Vorzug giebt. Diess vorausgesetzt, verlangt er denn (S. 118), dass es dem Richter niemals erlaubt seyn müsse, ohne Antrag der Parteyen oder *ex officio* zu verfahren. Der Richter soll zwar schnell entscheiden, wenn ihn die Parteyen darum ansprechen; er hat aber keine Veranlassung, sich unberufen in den Streit zu mischen. Seine Pflicht beschränkt sich bloss darauf, während der Instruction die Formen zu bestimmen, in denen die gegenseitige Auslassung (Vernehmlassung) erfolgen muss, und nach der Beendigung dieses Verfahrens das festzusetzen, was aus den ihm vorliegenden Thatsachen rechtlich folgt, *allemal aber nur, wenn und in so weit die Parteyen ihn darum ansprechen.* Das *Instructionsverfahren* soll, wenigstens für den gewöhnlichen (*ordentlichen*) Process, der mit allen Solennitäten geführt werden kann, *schriftlich seyn* (S. 121): denn „sollte der Richter die Führung des Protocolls in seinen Händen behalten: so würde sein Einfluss auf die Stellung des Factums, welcher vermieden werden soll, durch die Wahl der Worte, die er dictirt(?), und die ihm überlassen ist, mehr als gut ist, begründet werden; sollte hingegen den Parteyen verstattet seyn, dem Richter ihre gegenseitigen Einreden in die Feder zu dictiren: so wäre diess theils gegen die Würde des Richters, theils wäre es offenbar eine völlig unnütze und frivole Zeitverschwendung, dasjenige nicht gleich geschrieben zu übergeben, was viel leichter gleich in dieser Form vor die Augen und in die Hände des Richters kommen soll." Das Verfahren der Parteyen soll (S. 123) bis zur *Duplik* gehen. Ist es geschlossen: so soll der Richter mit den Parteyen zusammen einen *statum causae et controversiae* reguliren, auf die Art ungefähr, wie es die preussische Gerichtsordnung vorschreibt; wobey übrigens (S. 163) den Parteyen nachgelassen seyn soll, in dem Termine zur Regulirung dieses *status* unterbliebene Vernehmlassungen über diese oder jene vom Gegner angeführte Thatsache noch nachzuholen und zu ergänzen, auch noch mehrere Beweismittel für dieses oder jenes Factum anzugeben (S. 125). Ist die Sache zum Definitivurthel geschlossen: so sollen (S. 129) die Parteyen oder ihre Sachwalter sich bereit halten, ihre Sache noch einmal *mündlich* vor Gericht zu vertheidigen. An dem Tage, wo der Definitivvertrag erfolgen soll, trägt der Referent im versammelten Gerichte die Sache mit seinem Votum ohne Anwesenheit der Parteyen vor. Hierauf werden, ehe noch die Richter darüber debattiren, die Thüren geöffnet, und wird jetzt den Parteyen gestattet, vor den Schranken des Gerichts gegenseitig zu plaidiren, wobey es ihrer Willkühr überlassen bleiben soll, ob sie sich eines schriftlichen, oder eines freyen mündlichen Vortrags bedienen wollen. Der Kläger fängt an, und der Beklagte spricht nach ihm. Eben so in den ferneren Instanzen derjenige, der die Instanz ergriffen hat. Nach geendigtem Plaidiren schliessen sich die Thüren des Gerichts den Zuhörern wieder, die Debatten des Gerichts fangen an, die Sache wird entschieden, und die Entscheidung sofort publicirt. An sich unzulässige Klagen soll der Richter *a limine judicii* abzuweisen befugt seyn; für von ihm zugelassene Klagsachen aber soll es unbedingt Regel seyn, dass der Richter in keinem Fall dem Kläger mehr zuerkennen darf, als die Klage fodert. Auch soll die Foderung des Klägers während der Instruction auf keinen Fall vermehrt, überhaupt nie wesentlich verändert werden dürfen (S. 135). Hat indess während der Instruction der Beklagte einen Theil der Foderung eingeräumt, einen anderen aber aus irgend einem factischen oder Rechts-Grunde bestritten: so steht es dem Kläger frey, seine ursprüngliche Foderung hienach zu modificiren, und was er hier fodert, bestimmt den Umfang dessen, worauf der Richter beym Erkenntniss Rücksicht zu nehmen hat. Die Befehle, welche der Richter zur Instruction der Sache auf die bey ihm angebrachte Klage erlässt, will der Vf. (S. 150 folg.) möglichst kurz gefasst wissen, bloss nur im Allgemeinen dasjenige andeutend, was geschehen soll. Die Fristen zur Einreichung der Wechselsätze sollen beym *ordentlichen Processe* (S. 161) für jede solche Schrift auf *sechs Wochen* bestimmt werden, von dem Tage an gerechnet, wo die vordere eingereicht, und die Einreichung der folgenden vom Gerichte verfügt worden ist. Ist das Verfahren mit der Duplik beschlossen: so wird der Termin zur Regulirung des *status causae et controversiae* nach *vierzehn Tagen* bestimmt. In diesem Termine wird, wie wir bereits oben bemerkten, durch einen vom bisherigen Instruenten verschiedenen Justizdeputirten das bisherige Verfahren revidirt, und was etwa noch fehlt oder berichtiget werden muss, ergänzt und berichtiget; übrigens aber legen sich die Parteyen hier wechselseitig die Originale der Beweis-

urkunden vor, und reguliren die Fragstücke, über welche die abzuhörenden Zeugen vernommen werden sollen. Entstehen über diese Fragpuncte Streitigkeiten: so hat (S. 165) die Meinung derjenigen Partey, welche einen Zeugen vorgeschlagen hat, hier den Vorzug. Die andere aber kann nichts desto weniger Fragen hinzufügen, welche ihr von erheblichem Einfluss auf die Entscheidung der Sache zu seyn scheinen. Und auch dem Richter kann es nicht verwehrt werden, die Parteyen *rathgebend* auf diese oder jene Umstände aufmerksam zu machen, welche durch den Zeugen noch aufgeklärt werden könnten. Entsteht Streit über die Erheblichkeit der Vernehmung dieses oder jenes Zeugen, so wie über die Erheblichkeit eines anderen Beweismittels: so muss derselbe hier entschieden werden. Über die dem einzelnen Zeugen vorzulegenden Fragen aber kann, auf den Fall, dass er einmal abgehört wird, kein Streit zugelassen werden, sondern sie müssen ihm vorgelegt werden, es mögen nun beide Parteyen oder nur die eine die Fragen erheblich finden. Überhaupt hat (S. 166) das Gericht die Verbindlichkeit, den Beweis *auch gegen seine Überzeugung* aufnehmen zu lassen, *wenn beide Theile über die Erheblichkeit eines Factums einverstanden sind*, auch in dem entgegengesetzten Falle, wenn die Parteyen über die Erheblichkeit des Factums streiten, nicht leicht und ohne sehr erhebliche und klar am Tage liegende Gründe ein Factum als unerheblich zu verwerfen. Die Beweisaufnahme selbst soll (S. 169) längstens binnen *drey Monaten*, von dem Tage des diessfalls ergangenen Decrets an zu rechnen, vollendet seyn, und die Beweismittel, welche binnen diesem Zeitraum der richterlichen Beurtheilung nicht vorgelegt werden können, sollen *für diese Instanz wenigstens* (?) für die Partey, welche solche produciren will, verloren seyn. Ist die Beweisaufnahme, — deren Form und Bedingungen grösstentheils nach den von der preussischen Gerichtsordnung hierüber festgestellten Regeln (S. 269—310) weitläufig aus einander gesetzt werden — beendiget, oder der oben zu ihrer Beendigung angegebene Zeitraum verflossen: so ist unmittelbar, und längstens binnen *acht Tagen*, ein Termin vor dem nämlichen Gerichtsdeputirten, der den *statum controversiae* regulirt und den Beweis aufgenommen hat, zur Inrotulation anzusetzen (S. 174), um einer Seits einer Unvollständigkeit und anderer Seits einer möglichen Verfälschung der gerichtlichen Acten vorzubeugen. Doch können die Parteyen diesen Termin ohne bestimmten Nachtheil versäumen, weil das hier vorzunehmende Geschäft von der Art ist, dass es der Richter auch ohne Zuziehung der Parteyen füglich verrichten kann. Sind die Acten gehörig instruirt: so wird zum Vortrag der Sache der Referent bestellt, dessen Beurtheilung es überlassen bleiben soll, ob er die Sache dem Gerichte mündlich oder schriftlich vortragen will. Nur darauf hat er zu denken, dass der Vortrag zur gehörigen Zeit geschehe, in der Zeitfolge, welche die Sache mit anderen vorzutragenden Sachen trifft. Zum Behufs des *Sühnversuchs* sollen (S. 179) die Parteyen unmittelbar nach dem Inrotulationstermin zur Jury hingehen. Die Sühnversuche gehören für die permanente Jury. Das Gericht giebt dieser von dem Inrotulationstermine Nachricht, und diese setzt unmittelbar nachher, spätestens in acht Tagen, den Termin zum Versuch der Sühne vor Einem ihrer Mitglieder an. Es bedarf dazu keiner besonderen Vorladung, sondern die Parteyen, welche diesen Gang der Sache kennen, sind schuldig, sich bey dem Präsidenten der Jury sogleich nach dem Inrotulationstermin nach dem Termin zum Versuch der Sühne zu erkundigen, und in diesem Termin die vollständigen Acten mitzubringen, und sie dem Deputirten der Jury zur Einsicht vorzulegen. Unterlässt eine Partey dieses, oder erscheint sie gar nicht in dem Termine zum Sühnversuche: so muss sie die Processkosten der Instanz tragen, *ohne Rücksicht, ob sie ein obsiegliches Urtheil erhält oder nicht* (S. 179). Übrigens berichtet das Mitglied der Jury, welches zum Sühnversuche deputirt war, mündlich oder schriftlich an den Präsidenten der Jury, und dieser giebt einen kurzen schriftlichen Bericht desshalb an das Gericht, worin er entweder bloss sagt, dass die Sache verfahren, oder, wenn sie nicht verglichen, zugleich anzeigt, dass die Parteyen beym Sühnversuche erschienen, oder welche von ihnen etwa ausgeblieben sey. Kam ein Vergleich zu Stande: so hängt es von den Parteyen ab, ob sie denselben von einem Notar in beglaubter Form aufnehmen lassen wollen, oder nicht. Doch hält der Vf. in jedem Falle einen schriftlichen Vergleich für nothwendig: theils damit künftige Streitigkeiten möglichst vermieden werden, theils damit nicht etwa gar die Frage, ob die Sache verglichen worden, irgend einmal zur Contestation gezogen werden könne. Das Gericht aber bedarf (S. 180) in keinem Falle Notiz darüber, in welcher Art der Vergleich zu Stande gekommen sey (?). Ist das Urthel gesprochen: so erhalten die Parteyen *noch an dem Tage der Gerichtssitzung, wo es gesprochen und eröffnet wurde*, eine Abschrift unter der gewöhnlichen Unterschrift des Präsidenten und des Gerichtsschreibers. Diese Ausfergung erfolgt (S. 181) ohne Gründe. Indessen steht es jedem Interessenten frey, sich die Gründe von dem Gerichte zu erbitten, welches sie dann aus der schriftlichen Relation von dem Gerichtsschreiber kurz extrahiren, oder, wenn mündlich referirt worden seyn sollte, durch den Referenten aufsetzen, dem Collegium zur Genehmigung vorlegen, und sodann den Parteyen gewöhnlichermassen mittheilen lässt. Jedes Urthel soll übrigens, sobald es kein weiteres Rechtsmittel zulässt, (S. 182) in der Regel *sofort* executorisch seyn. — Diess wären die Hauptpuncte des Verfahrens beym ordentlichen Processe. In der Hauptsache sollen sie auch in den *summarischen* Processarten beobachtet werden, nur mit kürzeren Fristen (S. 197), und bey *Wechselprocessen, Processen, deren Object nicht* 50 *Thlr. beträgt, Injurienprocessen unter Leuten gemeinen Standes*, und *Spolienklagen* (S. 189) mündlich. Auch fällt das Plaidiren hinweg, und der Sühnversuch bleibt dem Richter überlassen. Zur Instruction und Aburthelung der mündlichen Processe soll bey jedem Gerichte eine Commission niedergesetzt werden, welche monatlich abwechselt, und aus *Einem Richter*, dem *Gerichtsschreiber* und *Einem Assessor* oder *Referendar* besteht (S. 197).

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

JURISPRUDENZ.

Berlin, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Versuch über das Ideal einer Gerichtsordnung.* Von *Ernst Wilhelm von Reibnitz* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Was die Folgen des Ungehorsams gegen richterliche Befehle betrifft: so hält es der Vf. (S. 210) für das Natürlichste, dass derjenige, der auf die ihm von dem Richter mitgetheilte Klage in der ihm gesetzten Frist nicht antwortet, oder überhaupt auf eine ihm zur Beantwortung zugefertigte Schrift des Gegners sich nicht erklärt, demjenigen gleich geachtet wird, der nichts zu antworten hat, und dass der Richter nun die nachtheilige Folge seines Ungehorsams gegen ihn festsetzt, dass die factischen Behauptungen des Gegners für wahr angenommen werden. Zuweit aber würde man (S. 210) gehen, wenn man ausser dem Factum, das der Gegner vorgetragen hat, bey dem Ausbleiben des anderen Theils auch die rechtliche Folgerung des Ersteren für wahr annehmen, und also auf den Grund seiner Bitten den Gegner verurtheilen wollte. Ausserdem sollen (S. 213) die Nachtheile, welche die Parteyen wegen eines verschuldeten Ungehorsams treffen, nur für die Instanz gelten, worin die Versäumung geschehen ist (?). Auch will es der Vf. (S. 213) dem Richter nicht verstatten, die Folgen des Ungehorsams der Parteyen von selbst festzusetzen, ohne dass der Gegner darum bittet. *So lange noch keine Ungehorsamsbeschuldigung eingegangen ist, bleibt die Sache in ihrer alten Lage.* Aber ist die Ungehorsamsbeschuldigung vorhanden: so treten die Folgen der Versäumung unbedingt ein (S. 214). *Was versäumt ist, ist versäumt,* und der Nachtheil, den das Gesetz an die Versäumniss knüpft, ist unwiderbringlich. Restitutionen oder dergleichen Rechtsmittel sind unzulässig, als nur zur Verlängerung und Verwirrung der Processe dienende Schleichwege. — Was die Rechtsmittel gegen richterliche Erkenntnisse betrifft: so will der Vf. in der Regel nur *zwey Instanzen* gestatten. Nur dann soll noch eine dritte zulässig seyn, wenn der Richter der zweyten Instanz vielleicht das Erkenntniss des Richters der ersten abgeändert haben sollte (S. 255). „Denn soll der Richter der dritten Instanz in Fällen, wo die Erkenntnisse der beiden ersten Instanzen gleichförmig ausgefallen sind, nur gutachtlich gehört werden: so wäre diess weiter nichts, als ein unnöthiger und unnützer Aufenthalt; soll derselbe aber die Erkenntnisse der beiden ersten Instanzen aufheben und ändern können: so ist es vernunftwidrig, dem Richter, der zuletzt spricht, der nicht anders gebildet ist, als der Erste, der seine Meinung aus denselben Quellen schöpft, einen Vorzug einräumen zu wollen, und dadurch das wohlthätige und wichtige Gesetz der Stimmenmehrheit, die in Rechtssachen die Entscheidung bewirkt, zu vernichten." Die *Appellationsfrist* soll (S. 236) bestimmt werden auf *drey Tage;* die Frist zur *Einreichung der Appellationsschrift* aber auf *sechs Wochen* im *ordentlichen,* auf *vierzehen Tage* im summarischen Process, und auf *drey Tage* da, wo *mündliches Verfahren* Statt findet, mit der weiteren Bestimmung, dass die Appellation bis zum Eingange der Rechtfertigungsschrift ohne allen Nachtheil zurückgenommen werden kann. Wenn diese Schrift gar nicht eingeht: so soll diess für eine stillschweigende Zurücknahme der Appellation geachtet werden. Doch soll (S. 236) dem Appellanten verstattet seyn, diese Schrift noch immer einzureichen, so lange der Gegentheil auf den Grund dieser stillschweigenden Zurücknahme noch nicht gebeten hat, das ergangene Urtheil für rechtskräftig zu erklären, und es dem gemäss zu vollstrecken (?). Die Instruction der zweyten und dritten Instanz (S. 242 und 251) soll allemal so, wie die der ersten Instanz, bey dem Gerichte geschehen, wo die Sache zuerst anhängig gemacht wurde (?); und sie erfolgt ganz auf dieselbe Art, wie in der ersten Instanz, ohne Unterschied, ob neue Thatsachen vorkommen, oder nicht, nur dass im letzteren Falle keine neue Beweisaufnahme Statt finden kann. Nach dem Inrotulationstermin übergiebt das instruirende Gericht die Acten dem Appellanten, der sie mit der nächsten Post, wenn er nicht des Rechtsmittels verlustig seyn will, dem Appellationsgerichte übersenden, oder persönlich übergeben, und um den Urtheilsspruch in zweyter Instanz bitten muss, welcher hier auf dieselbe Weise gefasst wird, wie in der ersteren. — Die Vollstreckung der richterlichen Erkenntnisse gehört, wie wir oben sahen, für die Jury, die dem Vf. aus mehreren (S. 325 folg.) entwickelten Gründen zu einer Vollstreckungsbehörde am geeignetsten zu seyn scheint. Damit nun diese wisse, ob die Execution eines Urtheils Statt finden könne, soll in den Fällen, wo ein Zweifel obwalten kann, ob ein Rechtsmittel gegen das Urtheil Statt finde, und ob solches nicht von dem Verurtheilten vielleicht eingewendet worden sey, (S. 313) der obsiegende Theil den Richter bey der Publication oder nach verflossener Appel-

Finanz-Wesens, der Gesetzgebung-, Justiz- und Polizey-Verfassung) gegründet seyn muss, aber mit dieser bey weitem nicht identisch ist. Übrigens sind die *Betrachtungen über Montesquieu's Geist der Gesetze* hier erst begonnen, und nur die Puncte angegeben, welche der Vf. dabey ins Auge fassen will, nämlich 1) ob es bey der Unleugbarkeit eines steten Eingreifens der Freyheit in die Weltbegebenheiten und äusseren Verhältnisse überhaupt solche allgemeine und nothwendige Gründe (wie Montesquieu angegeben hat) oder, wie sich der Vf. weiter (S. 84) erklärt, einen *Mechanismus der Freyheit*, geben könne, ob mithin nicht etwa die ganze Idee des G. d. G. chimärisch und widersprechend sey; 2) ob alle von Montesquieu angegebenen Gründe wirklich allgemein und nothwendig, und ob sie so beschaffen sind, dass alle speciellen Gesetze bey allen Völkern gleichsam von selbst und mit Nothwendigkeit daher entspringen; 3) ob, wenn es überhaupt solche allgemeine und nothwendige Puncte giebt, Montesquieu sie erschöpft und vollständig dargestellt, oder vielleicht sehr wichtige übergangen habe. Freylich sehr interessante Puncte, die jedoch der Vf. nach seinen hier gelieferten Proben wohl schwerlich allgenügend erörtern dürfte. Uns wenigstens scheint sich ihre genügende Erörterung nur von einem Montesquieu erwarten zu lassen, keinesweges aber von einem Schriftsteller wie der Herausgeber, der sich bloss im Gebiete der Speculation, oder eigentlich, metaphysischer Spitzfindigkeiten herumtreibt, ohne das weitere Gebiet der Erfahrung — der *Geschichte* — gehörig erfasst zu haben, und den Gang der Ausbildung des menschlichen Geschlechts, den diese giebt; worauf doch hier so Vieles, vielleicht Alles allein ankommt. Um desswillen sind wir denn auch auf die Fortsetzung dieser *Betrachtungen* eben so wenig begierig, als auf die *Lösung der wissenschaftlichen Aufgaben, welche*, nach den Erklärungen (No. VI. S. 117 — 131), *in den künftigen Heften dieser Zeitschrift versucht werden sollen. Non cuilibet licet adire Corinthum.* Wer, wie der Herausgeber, keinen Beruf zu einer solchen gewagten Unternehmung hat, unterlasse sie lieber, als dass er sich aufs Gerathewohl den Wogungen hingiebt, mit welchen der Schiffer zu kämpfen hat, der sich auf ein so unsicheres Meer wagt.

ZS.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *St. Gallen*, in Commiss. b. Huber u. Comp.: *Anleitung die Fähigkeiten der Kinder auf eine dem Naturgang ihrer Entwickelungsfähigkeit angemessene leichte Art zu ergreifen, und sie auf eine gründliche Weise durch alle Stufen des Elementarunterrichts auszubilden.* Von *Joh. Vetsch*, Lehrer in Grabs, Mitglied und Actuar der evangelischen Schullehrer-Gesellschaft des Bezirks Sargans. Auf Verfügung dieser Gesellschaft gedruckt. 1814. XXIV u. 120 S. 8. (12 Gr.)

In einer Schullehrergesellschaft im Bezirk Sargans sind im August 1810 drey und zwanzig Fragen zur näheren Beleuchtung des Schulunterrichts aufgestellt worden, die alle ihre Bearbeiter gefunden haben. Unser Vf. hat folgende Fragen beantwortet: „Welches ist der Gang der Natur in der Entwickelung der Fähigkeiten des Kindes? Und welche Mittel führen am sichersten und leichtesten zur richtigen Erlernung der Laute, der Buchstaben und des Lesens?“ Die Beantwortung der ersten Frage soll als eine Einleitung zur Behandlung der zweyten angesehen werden; und die Beantwortung der zweyten besteht in einer Abhandlung zur Lautmethode. Was nun die Bearbeitung der Fragen selbst betrifft: so ist die erste Abhandlung S. VIII — XXIV ganz oberflächlich, und giebt nichts weniger als neue Aufschlüsse über den Gang der Natur bey der Entwickelung der Fähigkeiten bey den Kindern: aber nur allzugründlich ist die zweyte Frage abgehandelt, welche eine Anweisung enthält, wie die Lehrer den Kindern den Unterricht im Lesen nach der Lautmethode ertheilen sollen. Man höre nur, mit was für Weitläuftigkeiten die Lehrer den Laut eines jeden Buchstabens beybringen sollen. So wird z. B. S. 6 der Laut des Buchstabens A auf folgende Weise gelehrt: Der Lehrer nimmt den Buchstaben a, stellt ihn an die Lesemaschine und sagt: Der Laut dieses Buchstabens entsteht, wenn man mit dem Munde die weite Stellung macht, und zuerst Luft, dann Ton durch diese Stellung des Mundes hervorgiebt. — Dann machen die Kinder mit dem Munde die weite Stellung, geben zuerst Luft, dann Ton durch diese Stellung des Mundes. Dieses kann zwar nach dem Takte geschehen, den der Lehrer mit der Hand oder einem Stäbchen angiebt, auf welche Art also der Laut a entsteht.

Der *Lehrer* fragt hernach: Wann entsteht der Laut a? *Kinder.* Wenn man mit dem Munde die weite Stellung machet, zuerst Luft, dann Ton durch die Stellung des Mundes hervorgiebt. *Lehrer.* Wie muss man den Mund stellen, um den Laut a hervorzubringen? *Kinder.* Weit — und wiederholen nach dem Takte alle auf einmal die Worte: Mund weit. *Lehrer.* Welcher Laut entsteht, wenn ihr mit dem Munde die weite Stellung macht, zuerst Luft, dann Ton durch diese Stellung des Mundes hervorgebet? *Kinder.* Alle a — dann jedes einzeln a. u. s. w.

Wir bedauern die armen Kinder, welche durch solche Weitschweifigkeiten zur Kenntniss der Laute gebracht werden, die sie weit schneller dem Lehrer nachahmen, ohne sich der Functionen ihrer Sprachorgane dabey bewusst zu seyn. Der Lehrer muss diese Functionen kennen, damit er diejenigen Kinder, die vielleicht bey der Nachahmung dieses oder jenes Lautes Anstoss nehmen, darauf leiten kann; aber eine unverzeihliche Verkehrtheit ist's, wenn die Kinder, wie hier geschehen soll, angehalten werden, diese Functionen der Sprachorgane durch öfteres Nachsagen im Gedächtnisse zu behalten. Rec. muss nach seiner Überzeugung vor einer solchen zwecklosen Gründlichkeit jeden Lehrer warnen.

n.

Druckfehler.

In der Recension von *Gemeiner Geschichte der altbaierischen Länder*, No. 74. S. 110. Z. 5 von oben st. Guaren l. *Guarener*. Z. 50 st. Molensibus l. *Metensibus*, Z. 54 st. Warche l. *Waccho*. S. 111. Z. 51 von oben st. Anibo l. *Aribo*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

MEDICIN.

Kritik der neuesten Schriften
über den contagiösen Typhus.

(Fortsetzung der in
J. A. L. Z. 1814. No. 206 ff. 1815. No. 11 ff. und Erg. Bl. 1814. No. 49 ff. No. 75 ff. befindlichen Recensionen-Reihe.)

35) Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Über die Kriegspest alter und neuer Zeit, mit besonderer Rücksicht auf die Epidemie des Jahres 1813 in Deutschland* von D. *Christ. Wilh. Hufeland*, kön. preuss. Staatsrath, Leibarzt und Prof. der Medicin auf der Universität zu Berlin. 1814. 136 S. 8. (18 Gr.)

36) Halle u. Berlin, in den Buchhandlungen des hallischen Waisenhauses: *Das Faulfieber. Besonders in Beziehung auf desselben Erscheinung und Ausbreitung im Kriege*, in Aphorismen dargestellt vom Prof. Dr. *Karl Wolfart*, Ritter des eisernen Kreuzes zweyter Classe, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. 1814. 96 S. 8. (8 Gr.)

37) Leipzig, b. Mittler: *Epidemieen, oder Annalen der Epidemieen, Contagien, Constitutionen und des Genius der Krankheiten* von Dr. *W. Knoblauch. Erstes Heft*, mit den Krankheiten Leipzigs, vom Februar bis July 1814. 1815. XII u. 190 S. gr. 8.

Wie könnten wir die Fortsetzung dieser Kritik würdiger eröffnen, als mit der Anzeige der Schrift des trefflichen *Hufeland* (N. 35). Rec. darf voraussetzen, dass diese gehaltvollen Blätter sich bereits in den Händen aller gebildeten Ärzte befinden: nichts desto weniger hofft er, durch eine nähere Anzeige derselben, da sie durch Reichhaltigkeit des Inhalts und Gediegenheit der Form sich so sehr auszeichnen, den meisten Lesern einen angenehmen Dienst zu erweisen.

Nach Anführung einer sehr geistreichen Stelle aus *Allen's Synopsis universae med. pract.*: „dass nur jene Eigenschaften, welche nicht erkennbar, sondern angeboren und eine Gabe Gottes sind: richtiges Urtheil, reiner Sinn, ruhige Eile, die genaueste Beobachtung aller Umstände, den wahren Arzt machen, und den rechten Blick in die Krankheit geben," beginnt der würdige Vf. mit folgender Bemerkung: „Die antiphlogistische Methode, und namentlich der Aderlass, fange jetzt an eben so herrschend zu werden, wie vor zehn Jahren die reizend stärkende, und unleugbar werde sie bey der jetzigen Typhusepidemie oft mit vielem Nutzen angewendet. So erfreulich diese Veränderung dem rationellen Arzte seyn müsse: so habe man doch sehr zu fürchten, dass nun bald der grosse Hause der nicht selbstdenkenden, sondern nur nachahmenden Ärzte eben einen solchen Missbrauch mit dem Aderlass treiben werde, wie noch vor kurzer Zeit mit dem Opium. Es sey ferner natürlich, dass sich die besseren Ärzte selbst fragen: Ist es möglich, dass ihr die wahre Natur des Typhus so lange verkannt haben solltet? Ist er wirklich und immer eine Hirnentzündung? Und wenn dieses der Fall ist, wie konntet ihr ihn vor zehn Jahren mit Opium und Wein behandeln, und glücklich heilen, und jetzt mit Aderlassen und Nitrum? Wie kann man die nämliche Krankheit auf so ganz entgegengesetzte Weise und glücklich behandeln?" (Hierauf könnte man erwiedern: Es ist keinesweges etwas Unerhörtes, dass die Ärzte lange Zeit die wahre Natur einer Krankheit verkannten, und erst spät zur Kenntniss ihres eigentlichen Wesens gelangten. Die Geschichte unserer Kunst giebt uns solcher Beyspiele sehr viele an die Hand. Dass der contagiöse Typhus ursprünglich auf Hirnentzündung beruhe, dafür sprechen allerdings sehr wichtige Thatsachen. Die glückliche Heilung des Typhus mit Opium und Wein vor 10 Jahren begründet in dieser Hinsicht keinen Widerspruch. Der Erfolg einer Heilmethode ist nicht immer ein gültiger Beweis für den Charakter einer Krankheit. Übrigens ist Rec. noch sehr wohl erinnerlich, wie langsam die Heilung des Typhus bey dem reizenden Verfahren erfolgte, wie auffallend die wesentlichsten Krankheitserscheinungen durch den unzeitigen Gebrauch des Mohnsaftes und des Weins verschlimmert, wie viele Kranke dadurch in die grösste Gefahr gestürzt wurden.) „Das Publicum endlich, zu innig mit dem Handeln des Arztes vertraut, um sich nicht das Recht des Mitdenkens und Mitredens anzumassen, muss es nicht irre an uns werden, und am Ende die ganze Kunst für ein Gaukelspiel, und der Herrschaft der Mode unterworfen ansehen?" (Mit Unrecht masst sich das nichtärztliche Publicum eine Stimme an, da es den ganzen Zusammenhang nicht zu überschauen vermag, und daher stets einseitig urtheilt. Diese Einmischung des Publicums in Sachen der Kunst wurde bekanntlich in dem letzten Decennium durch manche populäre medicinische Schriften, zum grössten Nachtheil der Wissenschaft, nur zu sehr befördert.) „Jenen Missbrauch zu verhüten, und

Aufschluſs zu geben über diesen scheinbaren Widerspruch, dadurch mehr Licht zu verbreiten über das Wesen und die Behandlung dieser so wichtigen Krankheit, ist der Zweck dieses Aufsatzes. Der Vf. hält sich dazu um so mehr aufgefodert, da er Gelegenheit hatte, diese Epidemie an den verschiedensten Orten, in Breslau und in Berlin, und unter den mannichfaltigsten Gestaltungen und Behandlungen, im Groſsen und im Kleinen zu sehen, da er schon im Jahr 1807 die damalige Kriegspest recht in ihrer Nähe beobachtete und beschrieb, und nie ein Anhänger eines herrschenden Systems der Schule gewesen ist." (Gegen die letztere Behauptung lieſsen sich gegründete Einwendungen machen. Früher war Hr. *H.* offenbar ein Anhänger der gastrischen Schule, später huldigte er dem Brownianismus mehr wie billig, wofür die Schilderung der im J. 1807 herrschenden Typhusepidemie fast unzweydeutige Beweise liefert.)

I. *Vergangenheit.* Um diesen Gegenstand in seinem ganzen Umfange zu würdigen, beantwortet hier der Vf. die Frage: was lehrt die Geschichte über die Veränderungen der Heilmethoden im Fieber überhaupt, und über Typhus und Kriegspest insbesondere, mit besonderer Rücksicht auf das Aderlassen?

Fieber überhaupt. Durch einen sehr lehrreichen historischen Überblick beweist Hr. *H.*, daſs von *Hippokrates* bis zu *Galen*, und während seiner viele Jahrhunderte daurenden Geistesherrschaft, die antiphlogistische Methode die allgemeine bey fieberhaften Krankheiten war. Sobald die erwachende Chemie auf die Medicin übergetragen wurde, verlieſsen die Ärzte jenen wahrhaften Heilweg, bey dem man sich Jahrhunderte lang so wohl befunden hatte. Das chemische System des *Paracelsus* und *Sylvius*, und die dadurch bedingte Vorliebe für hitzige Diaphoretica, sowie die späterhin aufkommende Lehre von gastrischen Krankheiten, beschränkte die antiphlogistische Methode immer mehr. Durch den Brownianismus, welcher die Sache auf die höchste Spitze stellte, und den Aderlaſs fast ganz verbannte, wurde der Übergang zu diesem, mit Unrecht verlassenen kühlenden Heilverfahren in fieberhaften Krankheiten, in der neuesten Zeit vorbereitet. (Rec. kann mit dem Vf. nicht übereinstimmen, daſs die Herrschaft des Brownianismus durch den asthenischen Charakter der Epidemie, welche Aderläſse und antiphlogistische Mittel nicht vertragen habe, begünstigt, und ihr Sturz durch den auffallenden Schaden der reizenden Methode bey dem sehr entzündlichen Charakter des vorkommenden Scharlachfiebers herbeygeführt worden sey. Nicht solche zufällige Umstände verdrängten die Herrschaft der Erregungstheorie, vielmehr die höheren Ansichten des lebenden Organismus, welche von der Naturphilosophie ausgingen, wodurch die Irrigkeit der dem Bronianismus zum Grunde liegenden Principien dargethan wurde. Dann erst erhielten auch die aus der Erfahrung entlehnten Einwürfe ihre volle Bedeutung.) In dieser kurzen Geschichte unserer Kunst sehen wir einen Cyklus von Hauptmethoden, die wechselsweise einander verdrängten, und am Ende wieder zu ihrem Anfange zurückkehrten. (Ein solcher Umlauf scheint zum Gedeihen unserer Kunst unentbehrlich gewesen zu seyn. Es ist nicht wohl denkbar, daſs sich der einmal durchlaufene Cyklus in derselben Form noch einmal wiederholen werde, wohl aber, daſs er noch nicht geschlossen sey.)

Nervenfieber. Was Hr. *H.* über die erste Unterscheidung und Eintheilung des sogenannten Nervenfiebers äuſsert, dient zum Beweise, wie wenig sich die Ärzte über die eigentliche Natur dieses Fiebers zu vereinigen vermochten. Wie äuſserst unbestimmt sind nicht die Begriffe des *Hippokrates* und *Galenus* über diese Fieberform! Ersterer unterschied nämlich unter den Fiebern gewisse Arten, in denen sich etwas Bösartiges, Geheimes offenbarte. Letzterer bestimmte den Begriff der Malignität, welchen er in Prostration der Lebenskräfte, scheinbare Gelindigkeit und doch groſse Gefahr, den Mangel gehöriger Krisen und regelmäſsiger Zeitperioden setzte. Trotz ihrer Unbestimmtheit blieben diese Begriffe lange Zeit die leitenden Principien der meisten nachfolgenden Ärzte, wovon sich Viele sogar zu unserer Zeit nicht ganz loszusagen vermochten. — Noch gröſser wurde die Verwirrung, nachdem *Willis*, *Whytt* und *Huxham* den Namen *Nervenfieber* zuerst in die Praxis der acuten Krankheiten eingeführt hatten. Von da an schreibt sich die merkwürdige, die neueste Zeit charakterisirende Periode der Nervenkrankheiten in der Medicin, die nun sowohl durch den Namen und die Ansicht der Ärzte, als durch den mehr nervösen Charakter der Menschen die herrschende wurde. (Durch Ersteres gewiſs weit mehr als durch Letzteres, da die Ausnahme eines nervösen Charakters der Menschheit eine bloſse Hypothese ist.) Diese Periode kann man mit Recht als eine Hauptepoche für die Proscription des Aderlasses betrachten, da nun selbst solche Fieber, welche man bisher für Blutkrankheiten gehalten hatte, auf das Nervensystem übergetragen wurden, und die Idee von Blutentziehung dadurch bey weitem nicht mehr so nahe lag, als vorher. Nicht zu berechnen ist der Schaden, welcher durch diese herrschenden Nervenkrankheiten in der Technik unserer Kunst veranlaſst wurde. *Selle* wies diesen Fiebern zuerst ihre systematische Stelle an, und unterschied zwey Geschlechter, *Nerven-* und *Faul-Fieber.* Für beide Classen setzte er den stärkenden Heilplan fest. *Cullen* machte zuerst den Namen *Typhus* geltend, kam aber ganz von dem wahren Heilwege ab, indem er Nervenfieber und Schwäche für synonym hielt. (Es ist noch nicht sehr lange her, daſs sich selbst angesehene Ärzte von dieser cullenschen Idee nicht lossagen konnten.) Der Gastricismus machte den Übergang zu einem besseren Heilverfahren. Die göttinger Schule, *Tissot* und *Stoll*, zeigten besonders, wie groſs der Antheil gastrischer Unreinigkeiten zur Hervorbringung solcher Fieber, besonders der Petechien und des Frisels, sey. *P. Frank* strich das Faulfieber ganz aus seinem System weg, und sprach bloſs vom Nervenfieber, wobey er zwar eine inflammatorische Complication annahm, den Gebrauch des Aderlasses jedoch sehr ein-

schränkte. So wurde denn, heifst es S. 22, die Ansicht bey den Ärzten allgemein, dafs das Nervenfieber zwar in seinem ursprünglichen Wesen eine Krankheit des Nervensystems, und zur Schwäche, endlich zur Fäulnifs hinneigend sey, dafs aber damit sowohl das gastrische, als auch das entzündliche Fieber, so wie wahre Localentzündungen, verbunden seyn können. — Das heifst mit anderen Worten: was das Nervenfieber eigentlich sey, wufste man nicht. Man hielt es bald für eine Krankheit der Nerven, mit der Neigung zur Schwäche und Fäulnifs, bald für ein gastrisches, bald für ein entzündliches Fieber, welches die verschiedenartigsten Mittel und Methoden erfodere. In diesem Sinn gab bekanntlich Hr. *H.* seine Schrift über das Nervenfieber im Jahr 1799 heraus, in welcher, ausser der gastrischen, auch einer entzündlichen Complication gedacht, und dagegen die Blutentleerungen empfohlen wurden. Wie viel Hr. *H.* defshalb von den Anhängern des Brownianismus zu leiden hatte, welche nichts von diesen Complicationen wissen wollten, ist Rec. noch wohl erinnerlich. Der Brownianismus wurde späterhin durch die Naturphilosophie gestürzt, (der entzündliche Charakter der Krankheiten, dem Hr. *H.* so viel beymifst, brachte diese Wirkung keineswegs hervor), und die antiphlogistische Methode fand hierauf in *Stieglitz* beym Scharlach, und in *Hildenbrand* und *Marcus* beym Typhus ihre stärksten Vertheidiger. — Der Vf. dringt darauf, dem Missbrauche, welchen man bisher mit der Benennung *Nervenfieber* getrieben, ein Ende zu machen, und zur ursprünglichen Bestimmung zurückzukehren. Hr. *H.* will nämlich, man solle nur das Nervenfieber nennen, wo das Nervensystem ursprünglich leidet, also unterscheiden: *Febris nervosa* und *Febris cujuscunque generis cum affectione nervosa*, und auch bey dem ersten nicht vergessen, dafs es mit allen anderen Fiebergattungen, selbst mit dem entzündlichen, verbunden seyn könne. (Diese Bestimmung läfst uns jedoch immer in Ungewifsheit, worin der Vf. das Wesen des Nervenfiebers eigentlich begründet glaubt.)

Epidemieen. Hr. *H.* wirft einen Blick auf die seit den ältesten Zeiten herrschenden Epidemieen, um anschaulich zu machen, wie mannichfaltig dieselben von jeher in Rücksicht ihrer Form, ihres Charakters und ihrer Behandlung gewesen sind. Das über die verschiedenen Ausbrüche der sogenannten Kriegspest Gesagte hat Rec. mit dem gröfsten Interesse gelesen. Den Namen *Kriegspest* schlägt der Vf. als den passendsten vor. Obgleich Rec. Hn. *H's.* Überzeugung theilt, dafs in der Medicin sehr Vieles von der Benennung einer Krankheit abhänge, und viele Tausende dadurch umgekommen sind, dafs man die Krankheit Nervenfieber nannte, und als solches behandelte: so scheint ihm jene Benennung doch nicht ganz passend. Zwar wird der Typhus vorzugsweise im Kriege wahrgenommen; aber auch ausserhalb desselben tritt derselbe, sogar in epidemischer Form, nicht selten auf. Rec. erinnert an das sogenannte Lazareth-, Kerker-, Schiffs-Fieber, welche sich in den wesentlichsten Erscheinungen und in ihrem Verlauf mit der gewöhnlichen Kriegspest völlig übereinstimmend zeigen. Am gerathensten möchte es daher seyn, allen diesen Formen des Typhus den gemeinschaftlichen Namen *Typhus contagiosus* beyzulegen. — Die Schilderung der verschiedenen Ausbrüche der Kriegspest, von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten, führt zu dem interessanten Resultate, dafs in allen diesen Epidemieen gewisse, auf das Leiden des Cerebral- und Nerven-Systems deutende Erscheinungen vorherrschend waren. So nannte man das im Jahr 1566 in Ungarn wüthende Fieber, wegen der hervorstechenden Gehirnaffection, die hitzige Hauptkrankheit. Eine im Jahr 1683 von *Fr. Hoffmann* beschriebene Epidemie zeichnete sich durch heftige Kopfschmerzen, Schwindel, bald darauf folgende Delirien und Petechien aus. Die gewöhnlich gereichten *Alexipharmaca* verschlimmerten das Übel, kühlende, säuerliche Mittel, selbst Blutentleerungen, erwiesen sich am heilsamsten. Die durch den Franzosenkrieg im Jahr 1740—50 entstandene, von *Pringle* beschriebene Epidemie stimmte in den Hauptzufällen mit der vorigen überein. Brechmittel waren am heilsamsten; aber auch allgemeine und topische Blutentleerungen oft erfoderlich, starke Aderläfse jedoch schädlich. — Bey der im siebenjährigen Kriege herrschenden Epidemie wurden die nämlichen Zufälle, grofse Ermattung, Betäubung, Delirien, die heftigsten Rasereyen, beobachtet. *Baldinger* unterliefs die Blutentziehungen, wendete Anfangs Brech- und Abführungs-Mittel, später Säuren, Spiritus Mindereri, Campher, Blasenpflaster, zuletzt China und Serpentaria an. — Die von *Larrey* geschilderte Epidemie stimmte in den wesentlichsten Erscheinungen ganz mit der vorigen überein. Jedoch zeigte sich der Aderlafs immer schädlich, und das reizende Verfahren allein hülfreich. Die bösartige Epidemie im Jahr 1806—7, in Preussen und Polen, beobachtete der Vf. selbst, und entwarf davon in seinem Journal, B. 26. St. 3, ein treues Gemälde. Den Charakter dieser Epidemie setzte er in Schwäche und Neigung zur faulichten Auflösung. Die Behandlung geschah ganz im Geiste der Erregungstheorie, Anfangs mit gelinden, in der Höhe der Krankheit mit sehr starken Reizmitteln. Aderläfse wurden in keinem Falle, selbst nicht bey jungen, vollblütigen, vorher nicht geschwächten Personen, und bey den heftigsten Kopfaffectionen, angewendet. Die neueste Kriegspest in dem Winterfeldzug 1812—13 hatte die meiste Ähnlichkeit mit der von *Fr. Hoffmann* und *Pringle* beschriebenen, weniger mit der von 1803, noch weniger mit der vom Jahr 1807.

Hirnentzündung. Die Gehirnaffectionen, sagt Hr. *H.*, hätten bey den Fiebern überhaupt eine merkwürdige Rolle gespielt, und laufen auch jetzt noch immer mit unter, bald als Symptom der Fieber, bald als Entzündung, bald als nervöse Affection des Gehirns betrachtet. Schon *Hippokrates* habe die heftigsten Delirien und Rasereyen nicht als Entzündungen, ja nicht einmal als Affectionen des Gehirns, sondern weil sie mehr durch Brech- und Abführungs-Mittel, als durch Aderläfse gebessert wurden, als aus den Präcordien entstehend betrachtet. (Hr. *H.* wird diese hippokratische Überzeugung nicht theilen. Rec. we-

nigstens hat keinen Sinn dafür, wie Delirien, Rasereyen ohne Affection des Gehirns denkbar sind.) Der äussere Anschein und die zuweilen glückende Anwendung des Aderlasses bey diesen Zufällen, wendete nachher die Meinung wieder mehr auf das Localentzündliche des Gehirns. Aber nun traten die Anatomen hinzu, und zeigten, dass die heftigsten und anhaltendsten Rasereyen in Fiebern da seyn könnten, ohne dass man nach dem Tode die mindeste Spur von Entzündung im Gehirn oder Zwergfell fand. (War dieser Schluss aber nicht übereilt? Giebt es nicht viele unleugbare Entzündungskrankheiten, wo man nach dem Tode vielfach die Spuren der Entzündung vermisst?) *Brendels* und *Schröders* Erfahrung machten späterhin die Überzeugung allgemein, dass dergleichen Hirnaffectionen nicht als idiopathische, noch weniger Entzündungsaffectionen, sondern als symptomatische aller Fiebergattungen, und oft als blosse sympathische (*e praecordiis*, von gastrischen Anhäufungen) zu betrachten und zu behandeln seyen. (Was sahen die gastrischen Ärzte nicht alles, wie geschickt waren sie, die verborgensten Krankheitsursachen aus den gastrischen Unreinigkeiten abzuleiten!) Endlich bewies die Chirurgie die Ungewissheit der Zeichen der Hirnentzündung, und so verschwand sie in der neueren Zeit aus dem System als *Morbus primarius*. (Mit welchem Unrechte und mit wie grossem Nachtheile für die Kunst dieses geschehen sey, hat die Geschichte unserer Tage nur zu sehr dargethan. Rec. hält daher die Bemühung neuerer Ärzte, die Hirnentzündung wieder in ihre alten Rechte einzusetzen, für sehr verdienstlich.)

Gegenwärtige Epidemie. Das Historische können wir um so mehr übergehen, da hier nur ein Auszug aus der (von uns in den Erg. Bl. 1814 No. 51 u. 52 angezeigten) Schrift von *Horn* gegeben ist. Sowohl der Form, als auch dem Charakter nach, war diese Epidemie von der im Jahr 1807 herrschenden verschieden. Diarrhöe, *Subsultus tendinum*, convulsivische Zufälle waren selten, die Kopfzufälle aber sehr hervorstechend. Noch mehr unterschied sich diese Epidemie in Absicht auf den inneren Charakter, und durch die Wirkung der Reagentien. Der geringste Gebrauch erhitzender, reizender Mittel, besonders des Weins, bewirkte sogleich Vermehrung, die Anwendung kühlender, ableitender, selbst Darmausleerungen, Erleichterung der Kopfzufälle und des Fiebers. Jedoch fanden hier manche Verschiedenheiten Statt, welche vom Grade der Krankheit, der Individualität, Localität und der Zeit der Epidemie abhingen. Die erste Ansteckung, die erste Zeit der Epidemie, war die gefährlichste; je weiter die Krankheit sich entfernte, und mit ihr die neue Erzeugung: desto gelinder und gutartiger wurde sie, verlor zuletzt die Ansteckungskraft, und verlosch endlich in sich selbst. Die individuelle Verschiedenheit bewirkte mannichfaltige Modificationen des Krankheitscharakters. Wurde ein durch Alter, oder durch übermässige Strapatzen und Entbehrungen erschöpfter, oder ein von Natur schwächlicher Mensch davon befallen: so nahm die Krankheit auch mehr den asthenisch - nervösen Charakter an. (Nach Rec. und anderer Ärzte vielfacher Erfahrung, hatte die Krankheit bey den schwächlichsten Personen nicht selten einen ausgezeichnet entzündlichen Charakter, und zwar vom Anfange an bis zum Ende.) So soll die Krankheit in Berlin weit entzündlicher gewesen seyn, als in Breslau, wo wegen der vorausgegangenen Überschwemmung ein mehr faulichter Charakter herrschend war.

Was die *Heilung* betrifft: so konnte die Krankheit im geringen Grade, zuweilen auch im hohen, durch die Hülfe der Natur allein, wenigstens viel leichter, wie bey einer unpassenden Kunsthülfe, überwunden werden. Die allgemeinsten und hülfreichsten Mittel waren: frische Luft, Kälte und Reinlichkeit. Die Anwendung des kalten Wassers in der Form der kalten Fomentationen, der Waschungen und Begiessungen, war ein höchst wirksames Mittel. Beherzigungswerth ist, was der Vf. über die, bey der Anwendung der sogenannten Sturzbäder zu beobachtenden Cautelen erinnert. Blutentziehungen waren nicht selten heilsam und nothwendig, selbst allgemeine Aderlässe; jedoch nur in den ersten Tagen der Krankheit, höchstens bis zum 7 Tage, bey jungen, vollblütigen Körpern, bey heftigen Kopfschmerzen, Betäubung oder Delirien, mit rothem Gesicht, rothen Augen, klopfenden Hals - und Kopf - Adern, bey Entzündung der Brust - oder Unterleibs - Eingeweide. Der Puls war dabey kein sicheres Zeichen, so wie bey allen entzündlichen Affectionen nervenreicher Organe. Doch war die Blutentleerung kein allgemein und immer passendes, helfendes Mittel. Es starben auch Kranke, bey denen man reichlich Blut gelassen hatte, und Viele kamen durch, wo es unterblieben war. In einer Note wird angeführt, dass der sehr erfahrene *Heim* die Blutentleerungen bey allen wohlgenährten und vollsaftigen Menschen mit dem grössten Nutzen angewendet habe, ohne sich an den Tag der Krankheit zu kehren. Bey schwächlichen, nicht zur Entzündung geneigten Personen unterliess Hr. *Heim* die Aderlässe, und sie kamen zu Theil davon. — Bey Ersteren liessen die grosse Angst, die Eingenommenheit des Kopfes, darauf nach; es entstanden, wenn es Anfangs geschah, in der Folge keine, oder nur schwache Delirien, und die Krankheit durchlief ihre Stadien weit leichter. Diese Erfahrungen sind für den Nutzen der Blutentleerungen im contagiösen Typhus sehr sprechend. Der Vf. aber hat kein rechtes Vertrauen zu diesem grossen Mittel, wesshalb er den Rath ertheilt, den Aderlass in zweifelhaften Fällen lieber ganz zu unterlassen, und den topischen Blutentziehungen den Vorzug vor den allgemeinen einzuräumen. Die Erfahrung in der letzten Epidemie hat inzwischen bewiesen, dass man mit den örtlichen Blutentziehungen in den wenigsten Fällen, und bey nur einiger Intensität der Krankheit, nicht auslange, sondern allgemeiner, oft reichlicher, mehrmals wiederholter Blutentleerungen bedürfe. Bey dem grossen Verbrauch der Blutigel verdient der Vorschlag, sich statt ihrer des Schröpfens zu bedienen, besonders in grösseren Krankenhäusern, die allgemeinste Berücksichtigung.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

MEDICIN.

Kritik der neuesten Schriften
über den contagiösen Typhus
von
Hufeland, Wolfart und Knoblauch.
(Fortsetzung.)

Die Anwendung innerer Mittel erfoderte die grösste Vorsicht. Am unglücklichsten war der Gebrauch erhitzender Reizmittel. Es war unglaublich, wie schnell die geringste Gabe Kampher, Opium, ja selbst Valeriana, Wein, auch unter Wasser gemischt, auf der Stelle die Kopfzufälle vermehrte. Kühlende Diaphoretica, Salmiak, Antimonialwein, Spiritus Mindereri erwiesen sich am wohlthätigsten. Auch Weinessig, Tamarinden, vorzüglich die Präparate der Salzsäure, waren im ersten Zeitraum die besten Mittel. Nitrum verwirft Hr. *H.* als zu schwächend. (Rec. bediente sich dieses Mittels in der letzten Epidemie, oft in sehr grossen Gaben, mit dem ausgezeichnetsten Erfolge. Wo der Typhus mit entzündlichen Brustaffectionen complicirt ist, ein in der letzten Epidemie sehr häufiger Fall, konnte der Salpeter durch kein anderes Mittel ersetzt werden.) Brechmittel, welche sonst so wohlthätig wirkten, leisteten keine ausgezeichneten Dienste. Calomel in reichlichen Gaben war bey örtlich inflammatorischen Affectionen, besonders in jener Periode sehr hülfreich, wo die Blutentziehungen nicht mehr angezeigt waren, und Reizmittel noch nicht passten. — War das erste Stadium bis zum sechsten, siebenten Tage vorüber, und Fieber und Kopfaffectionen verminderten sich nicht, stiegen vielmehr, mit zunehmender Schwäche: so mussten mehrentheils Nervenmittel mit beygezogen werden. Eine Mischung von Kampher und Salpeter entsprach vor Allen diesem Zustande. — Sanken Puls und Kräfte noch mehr, mit Zunahme des Sopor, des Delirium, des Zitterns, oder stellten sich krampfhafte Zufälle ein: dann war Opium das herrlichste, und oft in 24 Stunden die ganze Scene verändernde Mittel. Die Arnica war als fixes Stärkungsmittel sehr wohlthätig. Auch der Moschus zeigte sich einigemal sehr heilkräftig, wenn die Krämpfe bey dieser Lebensschwäche hartnäckig andauerten. Eine mässige Diarrhöe, bey welcher sich der Zustand nicht verschlimmerte, durfte nie gehemmt werden. Ihre plötzliche Unterdrückung durch Opiate konnte die gefährlichsten Zufälle hervorbringen. Vermehrte gastrische Ausleerung war in dieser Epidemie heilsam, ja Bedürfniss, und musste, wo sie fehlte, durch eröffnende Mittel bewirkt werden. — Die Mortalität war sehr verschieden, und richtete sich nach dem Grade der Krankheit, nach ihrer Modification, Behandlung, und nach der Zeit der Epidemie. In dem geringsten Grade der Krankheit starb ungefähr einer von zwölf, in dem höchsten drey von vieren, was z. B. in Torgau der Fall war. Wie tödtlich die Seuche den Ärzten gewesen, beweist das Beyspiel von Breslau, wo 16 Ärzte ein Opfer dieser Krankheit wurden. *Leichenöffnungen* wurden sehr häufig vorgenommen; der Vf. verweist in dieser Hinsicht auf *Horns* Schrift. *Gehirnentzündung* war gerade das Seltenste, was man fand, höchstens beym zehnten. Bey neun Zehntheilen fand sich das Gehirn entweder völlig gesund, und die Gehirnsubstanz ungefärbt, oder nur wenig wässeriges Extravasat, zuweilen die nervösen Gefässe etwas aufgetrieben, nie ein Extravasat von Blut, selten Lymphe, die man bey vorhergegangener Entzündung findet. (Wenn man erwägt, dass die Hirnentzündung mit allen ihren Zufällen von einer grossen Zahl neuerer Ärzte bey dem ansteckenden Typhus wahrgenommen wurde, wovon Rec. in der bisherigen kritischen Übersicht die Belege mitgetheilt hat: so erscheint es sehr räthselhaft, dass gerade die berliner Ärzte das Gleiche bey den angestellten Leichenöffnungen vermisst haben wollen. Rec. vermag sich diesen anscheinenden Widerspruch nicht anders zu deuten, als dass die Begriffe der Ärzte über die Entzündung des Gehirns, und deren Erkenntniss nach dem Tode, noch nicht gehörig geordnet sind.

Resultate. Eine Recapitulation des früher Gesagten, von dem Vf. dazu benutzt, um die Behauptung geltend zu machen, dass der günstige Erfolg der kühlenden Methode, selbst des Aderlasses, in der letzten Typhusepidemie keinesweges den Schluss erlaube, dass die Kunst bisher ein blindes Herumtappen, ein Spiel der Mode gewesen, dass die Krankheit immer entzündlich, und die beste Methode die entzündungswidrige sey. Dieses zu glauben, wäre Eigendünkel, eine Versündigung an den Manen unserer Vorfahren. (Sobald jedoch der Beweis geführt würde, dass das Wesen des contagiösen Typhus auf Entzündung beruhe: so wäre zugleich die Ansicht gerechtfertigt, die entzündungswidrige Methode für die eigentlich indicirte anzusehen. Jener Behauptung, von der entzündlichen Natur des ansteckenden Typhus, sprechen aber sehr wichtige Gründe das Wort. — Von einer Versündigung gegen die Manen unserer Vorfahren kann nicht die Rede seyn, sobald wir zu einer bessern Erkenntniss und Behandlung irgend einer Krank-

heitsform gelangt sind.) Hr. *H.* will die Erfahrung der Gegenwart und der Vergangenheit vereinigt wissen, um nützliche Folgerungen daraus zu ziehen, zuerst wodurch überhaupt diese Verschiedenheit der Gestaltung und der Meinung entstanden, dann, was uns die Vergangenheit und die so lehrreiche Gegenwart für die Natur und Behandlung dieser Krankheit als wesentlich und immer gültig lehre. Er betrachtet dieses unter den zwey Hauptgesichtspuncten: *Constitution* und *Krankheit*, wovon Rec. die Hauptsätze mittheilen will. *Constitution.* Jede Krankheit wird in ihrem Charakter durch die Constitution bestimmt. Der physische Charakter der Menschheit, und insbesondere das, was wir die herrschende Constitution nennen, bleibt sich nicht gleich, sondern wechselt und durchläuft gewisse Perioden. Zu einer Zeit herrscht ein mehr entzündlicher, zur anderen ein mehr asthenischer Charakter, welcher sich in allen Krankheiten mehr oder weniger ausspricht, und sie verschieden modificirt. Der Wechsel der Constitution bestimmte die Ärzte zu allen Zeiten, ihre Methode zu verändern, indem sie sich überzeugten, dass die von ihnen bisher mit Vortheil gereichten Mittel nicht mehr hülfreich wären. Der Zustand der Atmosphäre, ihres verschiedenen Lebens, ihrer verschiedenen Mischung, ist der vorzüglichste Grund dieser Mannichfaltigkeit. Aber auch andere Einflüsse, Beschaffenheit der Nahrungsmittel, Gemüthsbewegungen u. s. w. tragen zu dieser Umstimmung des Lebens viel bey. Was der herrschende Zeitgeist für die Geister, das ist die herrschende Constitution für die Körperwelt. So wie jener stark hervortritt beym Austreten der gewöhnlichen Ordnung, besonders ganzer Volksmassen: so auch diese bey Krankheiten, besonders ganzer Massen, den epidemischen. Aber nicht bloss die Lebensstimmung im Ganzen vermag die Constitution zu verändern, sondern selbst auf ganze Systeme, ja besondere Organe einzuwirken, so dass bald das Nervensystem, bald das Blutsystem, bald das Schleimsystem, bald dieses oder jenes Organ krankhaft ergriffen wird. (Nach Rec. Ermessen ist diese Wirkung der herrschenden Constitution die am meisten zu berücksichtigende.) Dass dieselbe bald mehr nervös, bald mehr entzündlich oder gastrisch erscheint, hängt nicht sowohl von der veränderten Lebensstimmung überhaupt, sondern davon ab, dass bald mehr das sensible, bald mehr das irritable, oder reproductive System, und die ihnen entsprechenden Organe krankhaft afficirt werden. Nicht die veränderte Lebensstimmung giebt der Krankheit den Charakter, sondern die Eigenthümlichkeit des ergriffenen Systems, Organs. Deshalb erscheint die Peripneumonie unter allen Umständen als einer der heftigsten Entzündungszustände, wobey die Blutentleerungen niemals ganz entbehrt werden können. Räumt man dem Einflusse der veränderten Lebensstimmung zu viel ein: so kommt man zuletzt wieder auf die ganz verwerfliche Eintheilung der Krankheiten in sthenische und asthenische. Die Nothwendigkeit einer verschiedenen Behandlungsart der Krankheiten ist bey der vorzüglichen Berücksichtigung der leidenden Systeme, Organe, keineswegs ausgeschlossen; ihre Differenz giebt dafür die Indication. Die *Constitutio annua et stationaria* spricht dieser Ansicht gleichfalls das Wort. Die verschiedenen Jahrszeiten begründen andere Krankheiten, einen differenten Krankheitscharakter, weil durch die in ihnen waltenden Einflüsse der Organismus anders gestimmt, eine krankhafte Affection dieses oder jenes Systems, Organs, hervorgerufen wird.) Der Vf. bemerkt ferner, nach dem herrschend gewesenen gastrischen Krankheitscharakter sey mit den Kriegszeiten ein mehr nervöser, asthenischer eingetreten, welcher durch das Medium der in den Jahren 1808 — 1809 allgemein herrschend gewesenen Wechselfieberepidemie in den entzündlichen Charakter übergegangen sey. Das merkwürdige Jahr 1811 mit seinem lichtströmenden Kometen, mit seiner ungewöhnlichen Hitze, Trockenheit, solarischen und elektrischen Natur, war der wahre Wendepunct, und gab vollends den Ausschlag. Mit auffallender Macht verbreitete sich nun die inflammatorische Diathesis in allen Organismen, gab allen Krankheiten einen mehr inflammatorischen Charakter, und nöthigte selbst Ärzte, die ganz davon abgekommen waren, wieder zum Aderlassen. Sollten die verschiedenen Ansichten in der Medicin nicht auch eine Berücksichtigung verdienen? Vor Erscheinung des Brownianismus waren die gastrischen, während der Herrschaft des Brownianismus die asthenischen, nervösen Krankheitsformen an der Tagesordnung, jetzt sind es die entzündlichen. Treffend ist in dieser Hinsicht, was Hr. *H.* über die epidemischen Constitutionen in den Geistern sagt. Er zeigt nämlich, welchen wichtigen Antheil die Köpfe der Ärzte an der jedesmaligen Ansicht, Stimmung und Handlungsweise haben, woraus sich ergiebt, dass dieser Antheil nicht unbedeutend ist, und dass es eben so gut einen *Character epidemicus* der Ärzte, als der Kranken giebt. Den ersten Grund zur Entstehung solcher Arzt-Constitutionen legt gewöhnlich ein neuer Genius der Krankheit, oder eine neue Epidemie. Zuweilen giebt auch eine neue Entdeckung in der Physik, Chemie, Anatomie, ja selbst in der Philosophie dazu die Veranlassung, wozu sich denn die Autorität eines Mannes oder eines Systems gesellt. Die Verbreitung solcher neuer Kunstsysteme werde nun durch die *indifferenten Krankheiten* ausserordentlich begünstigt. Unter diesen versteht Hr. *H.* solche Krankheitszustände, welche ihrer Natur nach nicht tödtlich sind, und wobey es einerley ist, ob der Kranke so, oder anders, oder gar nicht, behandelt werde. Obgleich Rec. die Existenz solcher indifferenten Krankheiten zugiebt: so kann er sich mit dem verehrten Vf. doch nicht darin vereinigen, dass ihre Zahl so gross sey, wie hier behauptet wird. Wäre dieses wirklich der Fall: so müsste unsere Kunst nothwendig an ihrem Werth und Ansehen verlieren. Hr. *H.* sagt, er sey nun, nach einer dreyssigjährigen Praxis, zu der Überzeugung gelangt, dass von allen, von ihm behandelten Kranken zwey Drittheile auch ohne ihn, so wie ohne alle Medicin, ja bey den verschiedensten Methoden, dennoch gesund geworden wären. Das übrig bleibende Viertel theile er wieder in drey Theile: zwey Drittheile wären auch ohne ihn am Leben geblieben,

und nur das letzte Drittheil, etwa der *neunte* von der ganzen Zahl, ohne seine thätige Hülfe ein Raub des Todes geworden. — Wenn man an die Frequenz der fieberhaften und entzündlichen, so wie vieler anderer gefährlichen, schnell verlaufenden Krankheiten gedenkt: so kann man unmöglich glauben, dass es Hn. *H.* mit dieser Behauptung wirklich Ernst gewesen sey. Er scheint sich augenblicklich in dieser Paradoxie gefallen zu haben. Sehr geistreich ist die den Nichtärzten gesagte Bemerkung, dass sie nun nicht schliessen dürften, sie bedürften des Arztes nicht, da sie nicht wissen könnten, ob sie nicht der *Neunte* wären.

Die Krankheit. Die Geschichte aller Zeiten habe gelehrt, dass diese Krankheit stets ein Product des Krieges sey, erzeugt durch eine Vereinigung aller der Momente, deren jedes allein schon eine solche Krankheit erzeugen könne. (Rec. hat bereits darauf aufmerksam gemacht, dass dieselbe Krankheit, auch ausserhalb des Kriegs, nicht selten sogar in epidemischer Form, wahrgenommen wird.) Die Art and Weise, wie diese Krankheit im Kriege erzeugt wird, hat der Vf. auf die lehrreichste Art aus einander gesetzt. — Dem Ansteckungsstoffe der sogenannten Kriegspest legt er folgende Eigenschaften bey: 1) Er ist nicht bloss fixer Natur, wie das Pestcontagium, sondern auch auflöslich in der Luft, doch nur in geringer Entfernung von dem Kranken die Ansteckungsfähigkeit behaltend. 2) Er kann durch Träger (Zwischenkörper) Menschen und Orten in der Entfernung, wo kein Kranker war, mitgetheilt werden. Doch scheint ein solcher Körper nicht lange die ansteckende Kraft zu behalten, und das Contagium viel leichter in der Luft zerstörbar als das Pestgift, und nur in den gasförmigen Absonderungen der Haut und der Lunge zu finden zu seyn, und zu seiner Entwickelung des fortdauernden Lebensprocesses zu bedürfen. Hn. *H.* ist kein Beyspiel bekannt, dass eine Leiche, wenn sie gehörig abgewaschen war, die Ansteckung verbreitet hätte. 3) Der Ansteckungsstoff ist durch beständiges Zuströmen frischer Luft, durch Kälte und Sauerstoff zerstörbar. 4) Die Mittheilung selbst kann vollkommen oder unvollkommen, leicht oder schwer seyn, je nachdem die Empfänglichkeit des Organismus gross oder gering, die Intensität des Giftes grösser oder kleiner, die Mittheilung mit günstigen oder ungünstigen Umständen, z. B. Furcht, verbunden ist. Manche Ansteckungen bleiben offenbar nur in der äusseren Sphäre des Organismus, und dringen nicht tiefer ein. Oft gingen mehrere unvollkommene Ansteckungen dem Ausbruche voraus, und gewöhnlich war die Krankheit dann am heftigsten. So wurden Krankenwärter, Ärzte, Wundärzte, Lazarethinspectoren meistens am gefährlichsten krank, und hier schien eine vollständige Saturation mit dem Gifte Statt zu finden. Bey mehreren aber war die Ansteckung mit einem Schlage gesetzt. Ein Gesetz, welches der Vf. das der *Heterogeneität* nennt, schien bey der Ansteckung sehr wirksam zu seyn. Es beruht darin: je fremdartiger der Ansteckungsstoff und das Subject, welches ihn empfängt, einander sind, je grösser der Gegensatz gegen beide ist: desto schneller ist die Empfängniss, desto heftiger die Reaction, desto energischer das Product. Hr. *H.* erläutert dieses Gesetz durch treffende Beyspiele. So schien das Gift, welches Russen und Franzosen zuführten, heftigere Wirkung zu äussern, als das einheimische. — Den Vergleich der Kriegspest mit der Viehseuche findet der Vf. unpassend, indem die Viehseuche stets eine ausländische orientalische Entstehung hat, viel tödlicher und zerstörender, viel ansteckender ist als die Kriegspest. — 5) Die Wirkung des Contagiums auf den Organismus. Sie ist, wie bey jedem acuten Contagium, dreyfach. Zuerst wirkt es als ein fremdartiger Stoff, regt sowohl Blut- als Nerven-Thätigkeit auf, erregt Fieber, Nervenaffection, mit mehr oder weniger entzündlichem Charakter. Zweytens ergreift es ein Organ vor dem anderen, vermöge einer, dem Contagium selbst eigenthümlichen Affinität, das Scharlachcontagium den Hals, das Ruhrcontagium den Mastdarm, der Maserstoff die Lunge, das Typhuscontagium das Gehirn. Drittens wird dasselbe assimilirt, und assimilirt sich wieder, verähnlicht sich dem Organismus, und drückt ihm seinen eigenthümlichen Lebenscharakter auf, sowohl in der Form des äusseren Seyns, als in der inneren Natur des organischen Lebens, sowohl seiner dynamischen als chemischen Verhältnisse, daher Degeneration, Verderbniss der Säfte, Production des nämlichen Gifts, Fäulniss. — Hr. *H.* nimmt bey allen fieberhaften contagiösen Krankheiten zwey sehr verschiedene Stadien an, das entzündliche, und ein zweytes, welches den Charakter des in das organische Leben selbst aufgenommenen Stoffes und seiner Eigenthümlichkeit trägt. Bey manchen Contagien wird das erste Stadium schneller durchlaufen, und eine allgemeine Schwäche mit der Neigung zur Fäulniss erzeugt, wie bey dem Scharlach-, dem Pest- und Typhus-Contagium, bey anderen ist der entzündliche Charakter constanter, wie bey dem Masergift. (Die Erfahrung ist mit dieser Behauptung nicht im Einklange. Wir haben Beyspiele von Scharlach- und Typhus-Epidemieen, welche den entzündlichen Charakter von Anfang bis zu Ende standhaft behaupteten, wobey sich von allgemeiner Schwäche mit Neigung zur Fäulniss nichts entdecken liess.) Das Typhuscontagium ist seiner Wirkung nach mehr nervös, ergreift also zuerst Gehirn- und Nerven-System, und fixirt auch hierin den eigentlichen Sitz der Krankheit durch ihren ganzen Verlauf. Anfangs trägt diese Affection den Charakter der Entzündung. Sie ergreift zugleich auch noch andere Systeme, und erhält dadurch mancherley Complicationen, z. B. die gastrische, rheumatische. Nun geht sie aber früher oder später in das zweyte, passive Stadium über, wo Schwäche der Charakter des Ganzen ist, und Neigung zur Fäulniss, Colliquation u. s. w. eintritt. (Auch dieser Behauptung kann Rec. nicht beystimmen. Man sieht nicht ein, warum eine, durch ein Contagium oft plötzlich hervorgerufene Krankheit, welche den Charakter der Entzündung vielfach so rein an sich trägt, den gleichen Genius nicht durch ihren ganzen Verlauf behaupten, warum sie *nothwendig* in ein zweytes, passives, asthenisches Stadium übergehen müsse. In den Gesetzen des Organismus ist keineswegs der

Grund eines solchen Überganges enthalten. Sonst müsste bey jeder Entzündungskrankheit das Gleiche erfolgen, dem die Erfahrung widerspricht. Eine vorurtheilslose Beobachtung lehrt zugleich, dass die sogenannte Kriegspest in häufigen Fällen ganz wie ein Entzündungszustand verläuft, und von Zufällen der Fäulniss ganz frey ist. Das Zusammentreffen ganz ungewöhnlicher Umstände kann der Krankheit zwar einen solchen putriden Charakter ertheilen, wie z. B. in der torgauer Epidemie. Dieses ist jedoch nicht als Norm des eigentlichen Krankheitsgenius aufzustellen.) Der Vf. macht auf den Unterschied zwischen *Typhus contagiosus* und *spontaneus* aufmerksam. Ob letzterer immer das Product einer Schwächung des Ganzen, oder wenigstens des Nervensystems sey, und diesen Charakter der Schwäche von Anfang bis zu Ende trage, bezweifelt Rec. Hr. *H.* räumt selbst ein, dass in beiden Formen des Typhus das Gehirn - und Nerven-System das primär und ausgezeichnet leidende Organ sey. Giebt man dieses zu: so wird man auch nicht leugnen können, dass das Wesen des *Typhus spontaneus*, eben so wie des *Typhus contagiosus*, auf Entzündung beruhe, obgleich dieselbe hier nicht so ausdrucksvoll hervortritt. Dieses thut aber nichts zur Sache, indem die Gehirnentzündung der mannichfaltigsten Grade und Modificationen fähig ist, wie *Wedekind* erst neuerdings bewiesen hat. — Das Gehirn - und Nerven - System betrachtet der Vf. als das Hauptorgan, worauf das Gift wirke, und wo der eigentliche Sitz der Krankheit sey und bleibe. Die Veränderungen jedoch, welche durch dasselbe in diesen Organen hervorgebracht würden, vermöchten wir nicht zu bestimmen. Sie geradezu Entzündung zu nennen, scheine viel zu unbestimmt, und keinesweges durch die Erfahrung begründet, indem sich bey den Viertheilen aller nach dem Tode geöffneten keine Spur von Entzündung gezeigt habe, und der Aderlass keinesweges immer das wahre und helfende Mittel sey. Jede Affection des Gehirns aber Entzündung zu nennen, erlaube weder der Sprachgebrauch, noch eine gründliche Pathologie. Genau betrachtet finde zwischen der Wirkung des Typhuscontagiums, der narkotischen Gifte und des Kohlendunstes die grösste Ähnlichkeit Statt. Beide wirken zuerst auf das Gehirn, erzeugen Schwindel, Betäubung, Sinnlosigkeit, Aufreizung des Gefässsystemes, Turgescenz des Bluts, apoplektischen Tod. Nach dem Tode findet sich das Gehirn mit Blut überfüllt, oft extravasirt. Deshalb könne man die Narcotica keine entzündenden Potenzen, und ihre Wirkung nicht Entzündung nennen. (Dieses wird kein vernünftiger Arzt. Inzwischen bringen die hier angegebenen Einwirkungen allerdings eine solche Beschaffenheit des Gehirns hervor, welche mit der eigentlichen Entzündung grosse Ähnlichkeit besitzt. Wie nahe verwandt *Apoplexia sanguinea* und *Encephalitis* sind, ist von englischen Ärzten neuerlich anerkannt, und deshalb sehr starke Blutentziehungen zur Rettung solcher Kranken empfohlen werden. Was Hr. *H.* gegen die Ansicht, dass das Wesen des contagiösen Typhus auf Entzündung beruhe, einwendet, überwiegt keinesweges die dafür sprechenden Gründe.)

Behandlung. Als Princip für die Behandlung stellt der Vf. den Satz auf: Die Kriegspest ist kein Nervenfieber im gewöhnlichen Sinne des Worts, sondern eine durch ein eigenthümliches Gift hervorgebrachte und bedingte hitzige Ansteckungkrankheit, eben so wie Pest, gelbes Fieber, Scharlachfieber, mit welchen sie die meiste Ähnlichkeit besitzt; sie hat demnach so wenig wie jene einen bestimmten und immer sich gleich bleibenden therapeutischen Charakter, sondern kann bald nervöser, bald putrider, bald gastrischer, bald entzündlicher Natur seyn. Es giebt demnach auch keine ihr eigenthümliche, immer gültige Heilart, sondern jede neue Epidemie muss immer erst erforscht, ihr Charakter ausgemittelt, und dem gemäss die Heilart festgesetzt werden. — So viel Wahres in dieser Behauptung liegt: so kann ihr Rec. im Wesentlichen doch nicht beypflichten. Nach seiner Ansicht hat der contagiöse Typhus einen sich unter allen Umständen gleichbleibenden Grundcharakter, den *entzündlichen*, und eine immer geltende Heilmethode, die *antiphlogistische*, welche jedoch den verschiedenen Graden, Modificationen, Complicationen der Krankheit angepasst werden muss. Dieses will jedoch Hr. *H.* schlechterdings nicht zugeben. Diessmal, heisst es S. 104, war der Charakter der Krankheit allerdings mehr entzündlich, und die Heilart in ihrem Grunde antiphlogistisch; man würde aber sehr Unrecht thun, dieses nun auch in Zukunft immer zu erwarten, und die antiphlogistische Heilart für immer als die allein passende festsetzen zu wollen. Und selbst das Entzündliche bey diesem Fieber ist nicht rein entzündlich, sondern nervös entzündlich, weshalb das Übermass der Antiphlogosis leicht schaden kann. — Weil sich die Entzündung in einem, der Sensibilität angehörenden Organ darstellt, deshalb sie für weniger rein anzusprechen, scheint Rec. ein entschiedener Missgriff. Die Eigenthümlichkeit des ergriffenen Systems, Organs, modificirt zwar die Entzündung, ohne jedoch ihr Wesen selbst abzuändern. Die Enteritis ist daher eine eben so reine Entzündung, wie die Peripneumonie, obgleich grosse Verschiedenheiten unter ihnen obwalten. Das Übermass der Antiphlogosis kann hier, wie bey jedem anderen Entzündungszustande, grossen Schaden verursachen. Indess fragt sich, ob die nicht hinlänglich angewendete Antiphlogosis nicht noch bedeutendere Nachtheile erzeuge. Geht man von solchen Gesichtspuncten aus: so erscheint freylich der Aderlass als ein zweydeutiges Mittel im contagiösen Typhus, und man unterlässt dasselbe in zweifelhaften Fällen lieber, in der Überzeugung, man könne den Schaden des unterlassenen Aderlasses durch andere Mittel eher wieder gut machen, als der des unschicklich angewendeten. Solchen Principien wird Rec. niemals huldigen, da hiebey das Handeln des Arztes am Krankenbette stets schwankend und unsicher bleiben muss. Deshalb kann Rec. auch den in dem *Schlusswort* aufgestellten nosologisch - therapeutischen Axiomen, so schön sie auch gesagt sind, und so viel Wahres und Treffendes sie zum Theil enthalten, seinen Beyfall nicht schenken.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

MEDICIN.

Kritik der neuesten Schriften
über den ansteckenden Typhus
von
Hufeland, Wolfart und Knoblauch.
(Fortsetzung.)

Der Vf. von No. 36, der um die grössere Verbreitung des thierischen Magnetismus in Deutschland sehr verdiente Hr. Prof. *Wolfart* in Berlin, hat in der neuesten Zeit eine fast an Einseitigkeit granzende Vorliebe für *Mesmers* Natursystem gezeigt, und dadurch von mehreren Seiten einen nicht ungerechten Tadel auf sich gezogen. Die vorliegende Schrift ist nicht geeignet, eine günstigere Meinung für die gegenwärtige literarische Tendenz des Vfs. zu erwecken. Die Ansichten des sogenannten Mesmerismus werden auch hier in ihrem ganzen Umfange dazu benutzt, die Natur des ansteckenden Typhus zu erklären, und die Grundsätze der Heilung daraus abzuleiten. Zu wie vielen Verirrungen, unerwiesenen Behauptungen, und gewagten Schlüssen der Vf. durch diese kühne Anwendung einer in ihren Principien noch so wenig haltbaren Lehre auf eine fieberhafte Krankheit von solcher Wichtigkeit, wie der Typhus, verleitet worden ist, wird im Verlauf dieser Anzeige sich von selbst ergeben. Nach Rec. Ermessen verdient dieses Beginnen eine um so strengere Rüge, da durch solche voreilige Anwendung des sogenannten Mesmerismus nicht zu berechnende Verwirrungen in der Theorie und Technik der Heilkunde herbeygeführt, und der Sache des thierischen Magnetismus selbst offenbar geschadet wird.

Zuerst handelt der Vf. *von der Erkenntniss des Wesens der Krankheit im Allgemeinen*, und sucht der Quelle nachzuforschen, aus welcher sich dieses Übel entwickelt. Der ansteckende Typhus „ist der merkbar im Fieber hervortretende Kampf des Lebens gegen die aus irgend einer hinreichenden Ursache (durch innere oder äussere Vergiftung) herbeygeführte Hinneigung der organischen Materie zur Entmischung, worin das Leben nicht ferner ebenmässig bestehen kann." (Diese Definition ist höchst unbestimmt, da ihr zufolge jede fieberhafte Krankheit für Typhus angesehen werden könnte. Denn bey jedem Fieber findet ein Kampf des Lebens und eine Hinneigung der organischen Materie zur Entmischung Statt. Eben so verwerflich sind die zum Beweis dieses Satzes angeführten Gründe.) „Ein solcher Zustand," heisst es §. 3, „kann lediglich dadurch entstehen, dass in den feinbeweglichen organischen Stoffen, welche die Träger der Fähigkeiten sind, und auf der einen Seite durch die Nerven, auf der anderen durch Blutgefässe geleitet werden, zuerst Wirkungen ihrer verhältnissmässigen Bewegbarkeit sich einfinden." (Hier drängt eine unerwiesene Hypothese die andere. Was sind das für feinbewegliche organische Stoffe, welche die Träger der Fähigkeiten sind? Wie will Hr. *W.* beweisen, dass dieselben auf der einen Seite durch die Nerven, auf der anderen durch die Blutgefässe geleitet werden? Welchen Begriff sollen, können wir uns von den Veränderungen, Stockungen machen, welche nothwendig in der nicht sinnlich wahrnehmbaren Organisation, in den feinlebendigen Strömungen (nach §. 10) vor sich gehen, und als Grundwesen und inwohnendes unveränderliches Merkzeichen des Typhus, der sinnlich wahrnehmbaren Hinneigung zur organischen Entmischung vorangehen? Wie kann uns Hr. *W.* zumuthen, solche aus der Luft gegriffene, wesenlose, rein hypothetische Principien für die haltbare Basis einer Theorie des Typhus anzuerkennen? Und dennoch stellt er diese Sätze so apodiktisch auf, als wären sie auf das gründlichste bewiesen.) Alle Differenz des Typhus hält der Vf., nach §. 11, darin begründet, ob die zur wahrnehmbaren Entmischungshinneigung fähig machende Stockung oder Hemmung in der Lebensstimmung ursprünglich von einem Misston dieser Schwingungen, also ganz von feinorganischen, oder von einer örtlich entstandenen Stockung und gröberen Veränderung durch Stoffumbildung, oder endlich durch Einwirkung von aussenher, durch äussere Ansteckung, Vergiftung, hervorgebracht worden ist. Die ersten beiden Arten sollen vorzüglich ansteckend seyn, bey der ersteren mehr das Gehirn und Nervensystem, bey der zweyten mehr das Blut- und Absonderungs-System den Heerd der Ansteckung abgeben. Ausser diesen hängt, nach §. 13, die Beschaffenheit des Typhus noch von dem ursprünglich leidenden Organ, und von den, während der Krankheit von aussen einwirkenden Einflüssen ab. Diese Grundsätze sollen nicht bloss beym Typhus, sondern auch bey der Pest und dem gelben Fieber ihre Anwendung finden. Die Pest soll das feine Glandularsystem, und zwar besonders die Nervendrüschen (obgleich die Anatomen deren Existenz leugnen!), das gelbe Fieber das Leber- und venöse Blut-System, das Faulfieber das ganze Ernährungssystem in Anspruch nehmen. (Den ansteckenden Typhus für ein Faulfieber zu erklären, das Wesen dieser Krankheit in eine Neigung zur organischen Entmischung zu setzen, und das reproductive

System als ihre eigentliche Werkstätte anzusehen, ist ein Fehlgriff, zu welchem der Vf. nur aus Vorliebe für *Mesmer's* einseitiges Natursystem verleitet werden konnte. Es widerspricht allen physiologischen Gesetzen, dem Organismus eine Tendenz zur Auflösung, in dem von dem Vf. gebrauchten Sinne, zuzuschreiben. Die Erscheinungen und der Verlauf des ansteckenden Typhus stehen zugleich mit der Annahme, dass dieser Krankheit eine Neigung zur Entmischung zum Grunde liege, in dem entschiedensten Widerspruche. In dem ersten Zeitraum, nicht selten im ganzen Verlauf dieser Krankheit, wird ein der Fäulniss, der Entmischung gerade entgegengesetzter Zustand wahrgenommen. In allen Systemen des Organismus offenbart sich eine grössere Lebhaftigkeit, die Secretionen sind unterdrückt, das Blut ist äusserst verkohlt, coagulabel, nicht selten mit einer starken Entzündungskruste bedeckt, von Erscheinungen der Auflösung, Fäulniss, ist keine Spur vorhanden. — Dass der ansteckende Typhus unter besonderen Umständen den Charakter der Putrida annehmen könne, ist allerdings wahr, aber kein Beweis der ursprünglich putriden Natur dieses Fiebers, da unter ähnlichen Umständen das Gleiche auch bey anderen fieberhaften und Entzündungs-Zuständen wahrgenommen wird. Beruhte das Wesen des ansteckenden Typhus wirklich auf einer Hinneigung zur organischen Entmischung, zur Fäulniss: so hätten die in der letzten Epidemie so allgemein angewendeten kühlenden Mittel, die allgemeinen und topischen Blutentziehungen diese Tendenz nicht allein sehr unterstützen, sondern nothwendig einen tödtlichen Grad von Putrescenz erzeugen müssen. Die Erfahrung in jener Epidemie hat aber gerade das Gegentheil gelehrt, und die grosse Heilkraft dieser Mittel bewiesen. Man kann daher die Ansicht des Vfs. von dem ursprünglichen Wesen des contagiösen Typhus für nichts als eine Chimäre erklären, welche mit Theorie und Erfahrung im gleichem Widerspruche steht.) Das Fieber und die Entzündung bey dem ansteckenden Typhus betrachtet Hr. *W.* nur als Ausdruck des im Allgemeinen oder im Besonderen Statt findenden Kampfes. Die sich äussernden Entzündungszustände, besonders des Gehirns, sollen zwar berücksichtigt, keineswegs aber für identisch mit dem Typhus, sondern nur als Erscheinung der durch das ganze Assimilirungssystem verbreiteten organischen Entmischungsneigung beurtheilt werden. Alle Ursachen, welche das Faulfieber erregen, treffen im Kriege zusammen, besonders wenn grosse Heeresmassen sich gegenseitig begegnen, §. 24, 29. (Wäre die Ansicht des Vfs. von der Entstehung des Typhus mehr als eine Hypothese: so bliebe es unbegreiflich, wie diese Krankheit im Kriege nur jemals fehlen könnte, was die Erfahrung doch unbezweifelt lehrt, da sich hier so viele, die Neigung zur Fäulniss begünstigende Momente vereinigt finden.) Die Unempfänglichkeit — Immunität — mancher Individuen gegen die Ansteckung wird sehr scharfsinnig aus den Gesetzen der Gewohnheit abgeleitet (§. 38). Die starke Ofenhitze der Stuben begünstigt im Winter zwar den Ausbruch des Typhus, wohl aber kaum, insofern dadurch die Neigung zur Fäulniss vermehrt wird. Die Ansteckung lässt der Vf. nach den Gesetzen des thierischen Magnetismus erfolgen. Es soll sich damit wie mit der Fortpflanzung des Feuers verhalten, wo dem wirklichen Entbrennen erst eine Veränderung vorausgehe. (Dieses Bild ist nicht ganz passend. Denn obgleich der wirklichen Ansteckung beym Typhus öfters eine Veränderung des Organismus, eine besondere Anlage, Disposition, vorausgeht: so erfolgt dieselbe in anderen Fällen, bey den gesundesten Menschen, nicht selten mit Blitzes-Schnelligkeit.) Starke kritische Aussonderungen sind zwar bey dem ansteckenden Typhus meistens sehr wohlthätig: aber nicht deshalb, um die verdorbene Gährungsmasse aus dem Körper zu treiben, wie der Vf. §. 43 behauptet. Auch lehrt ja die Erfahrung, dass viele Typhöse genesen, ohne dass merkliche, noch viel weniger sehr starke kritische Ausleerungen wahrgenommen würden. Wie liesse sich dieses begreifen, wäre der Typhus wirklich ein Faulfieber und die Ausleerung verdorbener Gährungsmassen Bedingung der Heilung? Die ächte Erfahrung, sagt Hr. *W.* §. 44, müsse endlich über die bisher gewöhnlichen Systeme den Sieg davon tragen. Sie gehe mit *Mesmers* Lehre Hand in Hand, und bezeuge, dass in dem bisher gewohnten Gebrauch der üblichen Arzneyen nicht das Heil gegen diese Seuche zu finden sey; dass in dem einen Fall das zu nützen scheine, was sehr bestimmt in einem anderen zu schaden scheine; dass man in den allermeisten Fällen am glücklichsten diese Krankheit behandle, wenn man wenig mit Arzneyen thäte. (Die Erfahrung der neuesten Epidemie hat uns die Überzeugung verschafft, dass der Typhus zwar nicht mit einem solchen Heer von Arzneyen, am allerwenigsten mit so starken Reizmitteln behandelt werden dürfe, wie der Brownianismus lehrte; dass jedoch bestimmte Arzneykörper sich dabey sehr heilkräftig erweisen.) Die §. 46 aufgestellte Behauptung, in der Benutzung der Elemente, der Luft, des Wassers, der Wärme, Kälte, beruhe zum Theil das Heil bey der Behandlung des Typhus, enthält zwar viel Wahres, was jedoch bey jeder fieberhaften Krankheit, nicht bloss beym Typhus, seine Anwendung findet. Der Typhus, als solcher, fodert stets seine besondere Heilart. Das Wesentliche in den thierischen Magnetismus zu setzen, ist eine unverzeihliche Einseitigkeit des Vfs. Wie weit Hr. *W.* in dieser Hinsicht gegangen sey, kann man aus §. 48 entnehmen, wo es wörtlich heisst: Die rechte Behandlung des Faulfiebers (wie jeglicher Krankheit) nach dem Mesmerismus ist also *die weise und geschickte Benutzung aller dem Menschen zu Gebote stehenden Naturkräfte, in gehöriger Übereinstimmung mit dem Zustande des Kranken.* Wenn der Vf. durch Benutzung aller dem Menschen zu Gebote stehenden Naturkräfte die Heilung unternimmt: so thut er nichts Anderes, als was man zu allen Zeiten versuchte. Dadurch aber wird unser ärztliches Handeln am Krankenbette um keinen Schritt weiter gebracht. Mit dieser Art des Mesmerismus begnügt sich jedoch der Vf. nicht, sondern dringt auf die Be-

nutzung des thierischen Magnetismus selbst, wie wir im Verlauf dieser Anzeige erfahren werden. Der 2 Abschnitt beschäftigt sich mit der *Entwickelungs-Geschichte des Faulfiebers.* Dass aus einer allgemein verbreiteten Fieberart zuletzt ansteckende Faulfieber hervorgehen müssen, ist nur bedingt wahr. Herrschende Ruhren, Ausschlagsfieber, Lungenentzündungen verlaufen oft rein, ohne alle Beymischung eines faulichten Zustandes. Nur besondere Umstände, Verhältnisse rufen eine solche Complication zuweilen hervor. Die leichtere Entstehung dieser Umwandlung im Kriege ist lediglich der Concurrenz schädlicher Einwirkungen zuzuschreiben, keineswegs im Wesen der Krankheit begründet. Eben so irrig ist die Behauptung §. 54, dass die höchste Stufe einer jeden Krankheit, da wo sie sich dem Sterben, der gänzlichen Stockung nähere, nicht nur das Wesen, sondern auch die äussere Erscheinung des Faulfiebers mehr oder weniger annehme. (Bey sehr vielen, mit dem Tode endigenden Krankheiten wird von einem solchen Zustande der Putrescenz, selbst in dem letzten Zeitraum, nichts wahrgenommen.) Zuweilen findet dieser Übergang allerdings Statt, und dann ist es auch möglich, dass ein an einer nicht ansteckenden Krankheit Sterbender seinen Umgebungen das Faulfieber mittheilen kann. In solchen Fällen concurriren meistens viele ungünstige äussere Umstände, wodurch die Krankheit eine besondere Bösartigkeit erhält. — Dass ein am stärksten Typhus danieder Liegender, und zwar in häufigen Fällen, gar Niemanden anstecke (§. 56), findet Rec. sehr unwahrscheinlich, vorausgesetzt, dass der Typhus ein wirklich contagiöser war. Übrigens will Rec. nicht in Abrede stellen, dass das *Contagiöse* bey dem Typhus noch viel räthselhafte Seiten darbiete. Es ist daher wohl möglich, dass von einem leicht und vollkommen genesenden Typhösen vielfach eine stärkere, giftigere Ansteckung ausgehe, als von einem, an dem heftigsten Typhus leidenden Kranken. In allen diesen Fällen hängt unendlich viel von der äusseren Lage des Kranken ab. — Der Vf. erklärt es §. 58 für einen „ungeheueren Irrthum, eiternde Wunden als das Schutzmittel gegen die Ansteckung zu betrachten." Er hätte den Mund nicht so voll nehmen sollen, da durch sehr sprechende Erfahrungen in der letzten Epidemie die nicht seltene Schutzkraft der natürlichen oder künstlichen Geschwüre erwiesen ist. Dass eine durch Eiterung der Wunden verdorbene Luft zur Verbreitung des Typhus viel beytragen könne, ist allerdings wahr: diess ist jedoch kein gültiger Einwurf gegen die Schutzkraft natürlicher oder künstlicher Geschwüre gegen die Typhusansteckung. Eben so wenig stimmt die Erfahrung mit Hn. *W's.* Behauptung überein, dass die meisten der Verwundeten oder Operirten am Faulfieber sterben. Wie viele erliegen nicht der Schwäche, der Erschöpfung, ohne irgend eine Spur von Fäulniss bemerken zu lassen! In vollgepfropften Lazarethen, in welchen der Typhus wüthet, verhält sich dieses freylich anders.

Im 3 Abschnitt, *zum eigentlichen Verlauf des Faulfiebers,* theilt der Vf. mehrere sinnreiche diagnostische Bemerkungen mit. In den Gefühlen und Zufällen, welche dem Ausbruche der Krankheit vorausgehen, erkennt er nur die Tendenz des organischen Lebens, ein fremdes Ergriffenseyn los zu werden. Dahin rechnet er auch die hier, wie bey jeder Vergiftung, nie fehlende Neigung zum Erbrechen. Diese widerstrebenden Bewegungen pflanzen sich zunächst auf das Lebersystem fort, von wo die Auswerfung fehlerhafter Stoffe bey der inneren oder äusseren Vergiftung stets ausgehe, weshalb dieselbe als Reinigungsorgan im Typhus anzusehen sey. Starke Ausleerungen machen die vollkommene Krise nicht aus. (Früher (§. 43) foderte der Vf. starke Aussonderungen zur vollkommenen Krise, und gründete darauf die Nothwendigkeit der magnetischen Behandlung.) — Als ein pathognomisches, noch von keinem anderen Beobachter erwähntes Zeichen des typhösen Zustandes bezeichnet der Vf. *einen Strich in der Mitte der Zunge,* in der Richtung gegen die Spitze hinlaufend, welcher durch seine verschiedene Art und Gestalt ein treues Abbild der verschiedenen Stufen abgebe, worin sich der Typhus befindet.

Der 4 Abschnitt, *zur Erklärung vom Wesen des Faulfiebers,* enthält die weitere Ausführung der, dieser ganzen Schrift zu Grunde liegenden Idee, dass das Wesen des Faulfiebers in einer Vergiftung und dadurch bedingten Neigung zur Entmischung, Gährung, Fäulniss, bestehe. Auf das Hypothetische, Irrige dieser Ansicht hat Rec. bereits aufmerksam gemacht. Dieser Zustand von Entmischung bedingt, nach §. 95, *einen Aufruhr in allen Systemen des Organismus.* Ob mehr das Gehirn und Nervensystem, die Brust und das ganze Blutsystem, die Unterleibs-Organe und das ganze Secretionssystem, Leber und Milz leiden, soll davon abhängen, ob sich das Contagium ursprünglich aus einem Misston in den Lebensschwingungen erzeugt hat, oder ob der Typhus aus einer gröberen Stoffumbildung hervorgegangen ist, oder endlich, ob geradezu von aussen eine Ansteckung erfolgte. Darauf soll zugleich die Differenz des sogenannten katarrhalischen, biliösen, rheumatischen, inflammatorischen, nervösen Charakters beruhen. (Das Vage dieser Bestimmung fällt von selbst in die Augen. Es giebt keinen Typhus mit prädominirendem Gehirnleiden, wobey nicht das ganze Blutsystem den grössten Antheil nähme, und zugleich Brust und Unterleib in Mitleidenschaft gezogen würden. Dann ist uns auch die Art der Ansteckung viel zu wenig bekannt, um dieselbe zum Masstab einer besonderen Eintheilung benutzen zu können. Es ist immer nur ein System, Organ, vorwaltend beym Typhus ergriffen; die anderen leiden secundär. Nur in sofern kann von einem katarrhalischen, rheumatischen, gastrischen Typhus die Rede seyn. Es ist irrig, dass der Giftstoff sich bald auf dieses, bald auf jenes Organ werfe. Dieser rein humoralpathologischen Vorstellungsart ist es wohl allein beyzumessen, dass der Vf. sogar die nichtssagende Eintheilung der Sthenie und Asthenie hier wieder geltend zu machen sucht.) Die ferneren Bemerkungen, z. B. über Krisen, kritische Tage, über

die Entstehung der Petechien (welche für den Auswurf eines verdorbenen, aufgelösten organischen Stoffes aus den aushauchenden Gefäsen erklärt werden) übergeht Rec., und wendet sich gleich zum 5 Abschnitt: *Zur Behandlung des Faulfiebers überhaupt.* Hr. *W.* will, dass die Behandlung der Krankheit noch früher beginne, als der Keim dazu da ist, und fodert desshalb, vor allen der Ansteckung vorzubeugen. (Dieses ist leichter gesagt, als ausgeführt.) Er sucht diesen Zweck durch die Verstopfung der dreyfachen Quelle der Ansteckung zu realisiren. Einmal soll der Kranke vor krankhaftem Misston bewahrt werden, durch Belebung seiner organischen Schwingungen im richtigen Mass; jedes Hinderniss soll weggeschafft, endlich die Ursache der Ansteckung von aussen her entfernt, zerstört werden. Die erste Indication wird dadurch erfüllt, dass die Ordnung des Lebens erhalten, das *Leben* fortdauernd *belebt* wird (!). Dieser Zweck wird erreicht durch angemessene gesunde physische und psychische Nahrung, durch gute Luft, Aufheiterung, und besonders durch Furchtlosigkeit. Die Benutzung des thierischen Magnetismus soll zur Erreichung dieser Absicht besonders viel beytragen. — Die Erfüllung der zweyten Indication enthält einen wesentlichen Theil der Behandlung. Als Zerstörungsmittel des Contagiums preist der Vf. mit Recht die salzsauren Räucherungen, sieht sie jedoch nicht für ein absolutes Gegengift an. Das S. 56 angeführte Beyspiel, dass ein beständig mit der Entwickelung der salzsauren Dämpfe beschäftigter Apotheker zuletzt dennoch vom Typhus angesteckt worden sey, beweist nichts gegen die Schutzkraft dieser Räucherungen. Denn die Ansteckung konnte ja in dem Hospitale sehr leicht in einem Augenblick geschehen, wo der Apotheker mit den Räucherungen nicht beschäftigt war, und zufällig mit einem Typhuskranken in Berührung kam. Dass die immerwährende Beschäftigung mit den salzsauren Dämpfen die Selbstentwickelung des Faulfiebers bewirkt habe, wird der Vf. niemals beweisen können. — Hr. *W.* schloss hieraus, dass nicht sowohl die salzsauren Räucherungen, als vielmehr die Luftbewegung das eigentliche Zerstörungsmittel des Faulfieberstoffes sey. (Wäre dieses: so bedürften wir der mineralsauren Räucherungen gar nicht, indem sie ein erregter Luftzug ersetzen würde. Die Reinigung verunreinigter Orte, ohne allen Luftzug, beweist die nach chemischen Gesetzen erfolgende Wirkungsart dieser Räucherungen.) So wohlthätig auch Luftzüge, das Öffnen der Fenster und Thüren, selbst im kältesten Winter den meisten Typhuskranken sind: so kann man doch den Vorschlag des Vfs. (§. 165), den Typhösen diese Wohlthat zugleich durch das Anwehen, Anblasen durch Blasebälge und kleine Windmühlen oder Fächer zu gewähren, nicht ohne Lächeln lesen. — Die Schwierigkeit, der dritten Indication Genüge zu leisten, um nämlich der äusseren Ursache der Ansteckung vorzubeugen, räumt der Vf. selbst ein. Seine Vorschäge in dieser Hinsicht verdienen inzwischen alle Beherzigung. Der 6 Abschnitt: *Zum Heilverfahren insbesondere*, geht in das Einzelne der Behandlung ein. Wer der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt sey, findet nach §. 186 Schutz in so guter Nahrung als möglich, in angemessenem Genuss des Weins, in frischem gutem Quellwasser, besonders wenn dasselbe mesmerisirt worden, in Citronensäure, der freyen Luft, dem lauwarmen Bade, mässiger Bewegung. (Manche dieser Schutzmittel möchten eher dazu dienen, den Ausbruch der Krankheit zu befördern, als ihrer Entstehung vorzubeugen, z. B. der Genuss einer sehr guten Nahrung, des Weins.) So sehr Hr. *W.* auch die Schutzkraft des Mesmerismus gegen die Ansteckung, und zwar aus eigener Erfahrung rühmt: so würde Rec. doch weder dem mesmerisirten Wasser vertrauen, noch viel weniger ein wirkliches Magnetisiren empfehlen. Durch letzteres könnte die Verbreitung dieser Krankheit sehr leicht befördert werden. Weit mehr vertraut Rec. den lauwarmen Bädern und den Brechmitteln, sogleich angewendet, wenn sich die ersten Spuren der Ansteckung zeigen. Wie oft aber auch diese an und für sich sehr wirksamen Mittel die gehegte Erwartung täuschen, hat die Geschichte der letzten Epidemie hinlänglich bewiesen. — Vieles Trinken sieht der Vf. nicht ohne Grund für ein Hauptmittel der Behandlung an, wozu die Natur selbst den Fingerzeig gebe, indem die Kranken keinen Hunger, sondern bloss Durst haben.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt, in der herrmannschen Buchhandlung: *Georg Thomas Flügels Aufgaben zum Gebrauche bey mündlicher Unterweisung in der Rechenkunst.* Erster Theil, in welchem Exempel nach der gemeinen Art zu rechnen enthalten sind. Achte Auflage. 1814. VI u. 130 S. Zweyter Theil, in welchem Exempel nach der allerkürzesten Art zu rechnen, nebst vier zu den Gründen der kaufmännischen Rechenkunst gehörigen Regeln enthalten sind. Sechste Auflage. 1810. VIII u. 115 S. 8. (14 Gr.)

Leipzig, b. Barth: *Recepte und Curarten der besten Ärzte aller Zeiten.* Von einem praktischen Arzte. Vierter und letzter Theil. *Syphilitische Krankheiten und die des Lymphsystems überhaupt, der Verdauung, der Harn- und Zeugungs-Organe.* Zweyte, verbesserte und mit einem Register über alle 4 Bände vermehrte Auflage. 1814. XII u. 417 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1814. No. 28.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

MEDICIN.

Kritik der neuesten Schriften *über den contagiösen Typhus* von **Hufeland, Wolfart und Knoblauch.**

(Beschluss.)

Der Behauptung des Vfs. §. 193 kann Rec. nicht beypflichten, dass die Anwendung des Mesmerismus im ganzen Verlauf der Behandlung des Typhus durch kein anderes Heilmittel zu ersetzen sey. Welcher augenscheinlichen Gefahr, angesteckt zu werden, sich der behandelnde Arzt durch das empfohlene Auflegen der Hand in die Herzgrube, den Unterleib, Rücken, Nacken und Kopf aussetze, ist nur zu einleuchtend. — Den Gebrauch des Weinsteins empfiehlt der Vf. in der Fortschreitungsperiode der Krankheit, als Unterstützungmittel der kritischen Naturbestrebung, oder zur Wegräumung offenbarer Hindernisse, wo sich Ausscheidungen nach den ersten Wegen absetzen wollen. Die in gleicher Absicht gerühmte sehr erhitzende Aloe findet Rec. hier ganz unpassend. Bey Neigung zu kritischen Schweissen, besonders bey Brustaffection, soll man sich des Camphers, des *Liquor ammon. acet.* oder *anisat.* bedienen: es wird jedoch nicht angegeben, wo das eine oder das andere dieser Mittel angewendet werden darf. Unter allen Arzneyen setzt Hr. *W.* das grösste Vertrauen auf die Auflösung eines Grans Brechweinsteins in 4 bis 6 Unzen Wasser, wozu eine Unze Sauerhonig gemischt wird. Diese *Mixtura simplex* ist ihm die *wahre* und *fast einzige Arzney* im Typhus. Der mässige Gebrauch der *Säuren* wird gleichfalls gerühmt. Alle übrigen Arzneymittel, namentlich den Moschus, hält er für entbehrlich, ja schädlich. (Obgleich der Bisam, so wie die meisten Reizmittel in den ersten Zeiträumen des Typhus verwerflich sind: so erweisen sie sich doch im weiteren Verlaufe der Krankheit nicht selten sehr heilkräftig. Unter besonderen Umständen ist zuweilen sogar ein früherer Gebrauch dieser Mittel erfoderlich, und zur Rettung des Kranken unerlässlich. Es ist eine grosse Einseitigkeit des Vfs., dieses nicht eingesehen, und das Verdammungsurtheil über diese so wirksame Classe von Arzneykörpern geradezu ausgesprochen zu haben. Kam Hr. *W.* in der von ihm geschilderten Epidemie ohne den Gebrauch dieser Mittel aus: so ist noch keine Folge, dass sie nicht bey einer neuen Epidemie erfoderlich, ja die wahren Rettungsmittel des Kranken seyn werden.) Stellt sich das Faulfieber mit heftiger Bewegung im Blutsystem, Hypersthenie, entzündlichem Zustande, dar: so soll man die Ader öffnen, Blutigel anwenden. (Nach diesem Kriterium ist das Aderlassen bey jedem Typhus indicirt, indem eine heftige Bewegung im Blutsystem wohl nie, besonders in den ersten Stadien, vermisst werden dürfte.) So wie die Krankheit bedeutende Bewegungen im Gehirne durch heftige Kopfschmerzen, Röthe der Augen, Phantasieen darstellt, sind kalte Umschläge und Blutigel angezeigt. Das äussere Anwehen und Anblasen mit kühler Luft auf den Kopf, die Stirn und Herzgrube wird als ein sehr wirksames Mittel gerühmt, um besinnungslose, unempfindliche Kranke schnell zur Besinnung zu bringen. Zu diesem Behuf liess Hr. *W.* bewegliche Blasebälge mit breit runder Mündung, wie eine Trompete rückwärts das Zugrohr gestaltet, fertigen. (Etwas Abenteuerliches hat dieses Mittel allerdings; entspricht dasselbe jedoch dem beabsichtigten Zwecke, was Rec. bezweifelt: so wollen wir es in unseren Heilapparat gegen den Typhus mit Dank aufnehmen.) Der Reconvalescent soll sich dann am schnellesten erholen, wenn man ihn die Speisen sich selbst wählen lässt. Denn der Geschmackssinn sey ja doch der Hüter des inneren Stoffbedürfnisses. Rec. kann diese Überzeugung des Vfs. nicht theilen; wollte man dem Instincte des Kranken jedesmal Folge leisten: so möchten die Recidive noch ungleich häufiger vorkommen. Denn die Verdauungskräfte der Reconvalescenten stehen in gar keinem Verhältniss mit ihrer Esslust, und die Indigestion wird kaum ausbleiben, wenn man den Gelüsten der oft kindischen Kranken nachgiebt. — Es stimmt auch mit den Erfahrungen des Rec. überein, dass im Stadium der Reconvalescenz sehr selten Arzneymittel erfoderlich sind, und der von manchen Ärzten so sehr beliebte Gebrauch der China vielfach schadet. — Hr. *W.* nimmt bey dieser Gelegenheit Anlass, von einem im *Reichsanzeiger* gegen den Typhus empfohlenen Specificum zu reden. Er glaubt, dass der in so viele tausend Theile vertheilte Ein Tropfen der *Zaumrüben*- oder *Giftsumach* - oder *Bilsenkraut - Tinctur* als Substanz wohl wenig wirken möge. Ob aber die mit Glauben vom Arzte angestellte Vertheilung nicht aus diesem Tropfen sammt dem Weingeist einen Träger des Mesmerismus mache, sey eine andere Frage. (Wie leicht doch selbst einsichtsvolle Ärzte sich durch vorgefasste Meinungen verblenden, und zu Paradoxieen hinreissen lassen!) — Der Vf. wirft die Frage auf, warum Faulfieberkranke nach allen möglichen Methoden, antiphlogistisch, antigastrisch, ja sthenisirend be-

handelt, oft im gleichen Grade wieder gesund werden. Die Antwort hierauf, weil für sich betrachtet keine dieser Methoden die angemessene und wahre sey, findet Rec. nicht passend, da über die Schädlichkeit der rein sthenisirenden Methode beym contagiösen Thyphus nur Eine Stimme ist. Der Vf. glaubt, dass alle diese Methoden auf einer Stufe der Nützlichkeit und Schädlichkeit stünden, und es daher heisse: „wie's gerade trifft!" Eine Bemerkung, welche sich auf das von ihm gegen den Typhus empfohlene Verfahren ebenfalls anwenden liesse.

Hr. *W.* schliesst diese Schrift mit dem Wunsche, dass recht viele seiner Mitärzte Stütze, Trost, Beruhigung, Befestigung ihrer Grundsätze, ihrer Erfahrung, ihres Heilverfahrens in dem finden möchten, was er hier gesagt habe. Ob er gleich S. 83 ausdrücklich versichert, dass nicht eitele Träumereyen, nicht leere einzelne Beobachtungen, sondern sorgfältig und in grosser Menge angestellte Erfahrungen die wahre Quelle gewesen, aus welchen er diese Grundsätze geschöpft habe: so kann Rec. doch nicht verhehlen, dass die Fundamentalsätze, auf welche der Vf. seine Theorie des Typhus gebaut hat, zu sehr das Gepräge der unerwiesenen Hypothese an sich tragen, und mit der Erfahrung zum Theil in zu grossem Widerspruche stehen, um ein sicher leitendes Princip für die Heilung daraus herleiten zu können.

Der Vf. von No. 37, Hr. Dr. *Knoblauch* in Leipzig, hat ein sehr interessantes Thema zum Stoff einer besonderen Bearbeitung erwählt. Wer wollte leugnen, dass wir über *Epidemieen*, *Endemieen*, *Contagien*, *Constitutionen*, und *den Genius der Krankheiten* noch grosse Aufklärungen zu erwarten haben, da hier die Gesetze des Mikrokosmus und des Makrokosmus auf gleiche Weise berücksichtigt werden müssen, um zu einem, nur einigermassen genügenden Resultat zu gelangen. Von diesem Gesichtspuncte hat der Vf. die Bearbeitung dieses interessanten Gegenstandes unternommen, und den Versuch gewagt, neue Aufschlüsse über das Verhältniss des Organismus zu der uns umgebenden Natur, besonders der Atmosphäre, zu ertheilen. Viele Jahre hindurch angestellte, sehr genaue Wetterbeobachtungen setzten ihn hiezu besonders in Stand. Den auf diese mühsame Arbeit verwendeten Fleiss, so wie den Scharfsinn, mit welchem er aus den Resultaten seiner Beobachtungen sich zu sinnreichen Schlüssen erhob, muss man alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Um so mehr ist zu beklagen, dass seine Schrift, durch die Art der Darstellung, die meisten Leser von dem genaueren Studium abschrecken wird. Die fast ins Unendliche gehenden Abtheilungen und Unterabtheilungen, der schleppende Vortrag, die gehäuften Kunstausdrücke, und besondere Benennungen erschweren das Verständniss dieses, in mancher Hinsicht interessanten Werkes ausserordentlich. Es würde die Grenzen dieser Blätter bey weitem überschreiten, dem Vf. Schritt vor Schritt in seinen Untersuchungen zu folgen. Rec. begnügt sich daher mit einer kurzen Bezeichnung des wesentlichsten Inhaltes dieser Schrift. Leser, welche sich für den Gegenstand besonders interessiren, werden dadurch zum eigenen Studium Auffoderung erhalten, und das Werk, trotz der Mängel seiner Form, nicht ohne alle Befriedigung aus der Hand legen, da sich über Leben, Krankheit, Atmosphäre u. s. w. manche sinnreiche, sogar originelle Ideen in demselben aufgezeichnet finden.

Dem verhängnissvollen Jahre 1814 hat Hr. *K.* diese Schrift gewidmet. Wer wird nicht seinen Wunsch theilen: es möge in der politischen, wie in der wissenschaftlichen und medicinischen Thätigkeit die wahre, gediegene Bahn sich wieder öffnen, und in letzterer fortan nur ächtes, hippokratisches Forschen allein gelten. — Über den Zweck seines Strebens drückt er sich S. XI folgendermassen aus: „Er wolle, an der Hand der Natur, von ihrer Sprache geleitet, dem Gange und der Entfaltung des menschlichen Lebens nachforschen, und die Gesetze aufstellen, nach welchen es, durch höhere atmosphärische Verhältnisse erregt, seine Bahnen überschreitet, oder durch die Gewalt der Erde in niederen Kreisen sich bewegt, oder durch die Wechselwirkung beider wahrhaft menschlich sich entfaltet, und endlich durch dem Leben feindselige Dinge ganz von seiner Bahn abgelenkt wird." Um dieses zu erfüllen, dienen am besten die Erscheinungen, wie sie im Lauf eines Jahres erfolgen. Das Jahr selbst scheide sich in die aufsteigende und absteigende Hälfte. Nach dieser Norm könne die Betrachtung am besten geleitet werden. Jährlich soll daher ein Band Annalen in zwey Heften erscheinen. Jeder wird, ausser der monatlichen Übersicht der Krankheiten, einen oder mehrere Gegenstände der Kunst wissenschaftlich verhandeln, vorzüglich solche, welche gleichzeitige Belege in der Erfahrung aufstellen.

Nach einer kurzen *Einleitung*, in welcher auf die Mangelhaftigkeit unserer Kenntnisse der epidemischen, endemischen, contagiösen Krankheiten, so wie des Genius und der Constitution derselben, aufmerksam gemacht wird, wendet sich der Vf. zu seinem Gegenstande selbst.

Das ganze Werk zerfällt in zwey Theile, einen *wissenschaftlichen* und einen *praktischen*. Der erste liefert in drey Abtheilungen *Materialien zur wissenschaftlichen Begründung der Krankheiten überhaupt, der herrschenden Krankheiten insbesondere, und zur Begründung der Lehre von der Atmosphäre.* In letzterer Abtheilung finden sich viele interessante Bemerkungen über die Beschaffenheit der Atmosphäre, die Gesetze, nach denen dieselbe wirksam ist, das Verhältniss derselben zum menschlichen Organismus. — Der *praktische Theil* enthält eine skizzirte medicinische Topographie der Stadt Leipzig, und die Übersicht der Krankheiten vom Februar bis Julius 1814. Am häufigsten, und in den mannichfaltigsten Formen, kam der Typhus vor. Nächst diesen wurde die *Angina membranacea*, deren entzündlichen Charakter der Vf. leugnet, katarrhalische und rheumatische Zustände am meisten wahrgenommen.

Die vorzüglichsten, in dieser Schrift enthaltenen Ideen hat der Vf. unter dem Titel: *Allgemeine Resultate*, in 25 Sätzen zusammengefasst. — Rec. wünscht diesen Annalen viele Leser, und hofft, dass

der Vf. bey der Fortsetzung dieses Unternehmens sich eines verständlicheren Vortrags befleissigen werde.

G. G . . . R.

Hildburghausen, b. Hanisch: *Versuch über den Rheumatismus*, von *Latour* d. J., aus dem Französischen übersetzt von D. *Christian Philipp Fischer*, HR. u. LA. 1806. 260 S. 8. (18 Gr.)

Wenn man in den neueren Zeiten Schriftstellern oft den Vorwurf der Einseitigkeit und Beschränktheit in ihrer Vorstellungsweise machen muss: so muss man diesen Vf. wegen seiner Vielseitigkeit und Ausdehnung tadeln. Er legt es recht darauf an, seinen Gegenstand möglichst schwer, wichtig und verwickelt darzustellen. Denn nicht genug, dass er in diesem ganzen Buche nur von der Geschichte, Eintheilung und Complication des Rheumatismus handelt, fängt er diese, fast einzig und allein historische Untersuchung sogar mit einer Eintheilung der Wissenschaften selbst an. Das Unschickliche dieser philosophisch seyn sollenden Eintheilung, wie Hr. *F.*, der Übersezer, sich ausdrückt, fühlte derselbe selbst, war aber so schwach, dass er sie, durch deren Unterdrückung Niemand etwas verloren hätte, dennoch stehen liess. Das ist doch gewiss eine übertriebene Gefälligkeit und Treue! Nun kommt eine gelehrt seyn sollende, dass wir mit Hn. *F.* reden, Untersuchung der Existenz des Rheumatismus im Alterthume, eine Übersetzung *in extenso* von vier Krankengeschichten aus dem Hippocrates, einige Stellen aus dem Aretaeus und Caelius Aurelianus; auf den Galenus aber verweiset der Vf. die Leser selbst. Und damit ist die Geschichte des Rheumatismus im Alterthum abgethan! Die Geschichte des Rheumatismus vom siebenzehnten bis zu unserem Jahrhunderte theilt er in zwey Theile: der erste umfasst den experimentalen Theil, der zweyte den hypothetischen oder wahrscheinlichen. Über die Ursachen des Rheumatismus erklärt sich der Vf. folgendermassen: „Heut zu Tage hält man fast durchgängig die Philosophie für die beste Methode (!), in den verschiedenen Theilen der Wissenschaften Fortschritte zu machen, und darum muss man sich für diese Theile interessiren und ihnen in dem Verhältnisse Aufmerksamkeit widmen, als sie für den Endzweck der Wissenschaft Nutzen haben. In der Heilkunde sind indessen die Ursachen bey weitem nicht von so grossem Nutzen u. s. w." Dieser Satz kann als eine Probe gelten beides von der medicinischen Denkart des Vfs. und der Übersetzungskunst des Hn. *F.* Auch vergisst in diesem Capitel der Vf. seine Allseitigkeit gänzlich; denn er sagt ausdrücklich: „Ich wage es nicht, dem zerbrechlichen Schiffe zu trauen, das mich auf einem Meere trägt, wo so viele Klippen verborgen sind, und das noch mit Wrack von so vielen Schiffbrüchen bedeckt ist (das ursachliche Verhältniss); ich übergehe daher die hypothetischen Ursachen, und beschäftige mich ausschliesslich mit den in die Sinne fallenden." Und weiterhin heisst es: „Dieser Artikel (Abschniit) enthält nicht alle Ursachen des Rheumatismus, sondern bloss die Erbschaft und Ansteckung." Mit einer unausstehlichen Geschwätzigkeit wird das Capitel von den Symptomen abgehandelt. Bald verliert sich der Vf. in demselben dahin, bald dorthin. Nachdem diess eine Zeitlang gedauert hat, macht er uns mit der wichtigen Entdeckung bekannt, dass der hitzige Rheumatismus mit Schauder anfange, auf welchen Hitze folge, darin seyen alle Schriftsteller mit einander einstimmig. Wirklich ist Rec. nicht im Stande gewesen, das Buch ganz zu durchlesen, so unangenehm war ihm die Lectüre desselben, und er begreift in der That nicht, wie Hr. *F.* sich mit einer Übersetzung desselben habe beschäftigen mögen, während er zu bey weitem nützlicheren und dankbareren Arbeiten geschickt ist. Das Äussere steht mit dem geringen inneren Werthe der Schrift in vollkommener Harmonie.

Fj. n. m.

Zerbst, b. Kramer: *Medicinisch-chirurgisches Handwörterbuch*, zum Selbstunterricht und für Lehranstalten, von M. *Joh. Christoph Vollbeding*. 1807. 232 S. 8.

Wenn man die Vorrede des Werkes liest: so sollte man glauben, Hr. M. *V.* wäre ein wirklicher Meister und seine Schrift ein Meisterstück, einen so hohen Werth legt er selbst auf sein Werk. Kommt man aber an das Buch selbst: so findet sich leider nichts weiter als ein Verzeichniss lateinischer und deutscher Wörter, welche in der Chirurgie und Medicin gebräuchlich sind, nach Art des *kirschischen Cornu copiae* eingerichtet, manchmal ohne alle, manchmal mit einer kurzen, nicht ganz hieher gehörigen, manchmal mit einer falschen Erklärung. Z. B. *Abarticulatio*, eine natürliche Zusammenfügung der Gebeine, dass sie freye und starke Bewegung haben. *Abductio*, eine Art von Beinbrüchen bey dem Gelenke. *Ablactatio*, das Abgewöhnen, Abspanen, Niederd. Spanen, diess stammt von dem angels. *Spana*, Brust, Warze. *Abruptio*, eine Art von Beinbrüchen bey dem Gelenke. *Abstracticum*, *Abstractivus*, Pflanzengeist in Kräutern, die viel flüchtiges Salz bey sich haben. *Accidens*, Zufall bey Krankheiten. *Achores*, *Crusta lactea*, der Grind, auch *Tinea*. *Acrimonia*, die Schärfe der Säfte, *lactis*, scharfe Milch, *salivae*, scharfer Speichel. *Affectio*, Empfindungszustand des Körpers, der Seele, Einfluss, Einwirkung, Verhältniss eines Dinges gegen das andere. *Affectio*, Gemüthsbewegung, Gefühlsstimmung, Gesinnung. *Agonizans*, kämpfend, seelzagend. *Alcohol*, Alcool, arab. unbetastbares feines Pulver. *Alratica*, eine Krankheit, wenn die weibliche Schaam entweder gar keine Ritze, oder eine sehr kleine hat. *Alveoli dentium*, Zahnlücken. *Amnios*, das Schaafhäutchen, welches eine nährende Feuchtigkeit in sich schliesst. Von aussen umgiebt dieses Häutchen die *Membrana urinaria* und *Chorion*. *Arteria bronchialis Ruyschii*, die Lungenzweigschlagader des Ruysch; dabey eine magere Notiz von Ruysch selbst. — Wir wünschen, dass der Vf. für die Zukunft des Sprüchleins eingedenk seyn möge: *Ne sutor ultra crepidam!*

Fj.

KLEINE SCHRIFTEN.

Chemie. *Göttingen* u. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer in Commiſſ.: *Diſſertatio inauguralis chemico-phyſiologica, ſiſtens indagationem chemicam pigmenti nigri oculorum taurinorum et vitulinorum, adnexis quibusdam in id animadverſionibus phyſiologicis.* Quam — — publico eruditorum examini ſubmittet Auctor *Leopoldus Gmelin* (Gottingenſis). 1814. 71 S. 8. (12 Gr.)

Sowohl das Intereſſe, welches der Gegenſtand dieſer Unterſuchung mit ſich führt, als auch die Gründlichkeit, mit welcher der Vf. ſeine Arbeit durchgeführt hat, zeichnen dieſe Diſſertation vor vielen anderen aus, die auf Akademieen geſchrieben werden. Wenn man nicht ſagen kann, daſs die chemiſche Unterſuchung des Pigments der Augen gänzlich vernachläſſigt ſey, und daſs auſser *Elſäſſer*, der, laut des Vfs. Bericht, 1799 ebenfalls eine Diſſertation über das Pigment geſchrieben und gezeigt hat, daſs es beym Verbrennen Kohle hinterlaſſe, die kein Eiſen lieferte, kein anderer Chemiker dieſen Gegenſtand bearbeitet habe: denn *Berzelius* hat ſehr ſchöne Verſuche mit dem Pigment der Säugethiere, und *John* mit dem der Hühner angeſtellt, wodurch wir über die Natur deſſelben lange vor Erſcheinung dieſer Diſſertation ſehr genaue Aufſchlüſſe erhalten haben: ſo iſt doch nicht zu leugnen, daſs Hr. *G.* durch dieſe Diſſertation die Kenntniſs des Pigments ungemein erweitert hat. Das ſchwarze Pigment, welches ſich in der *Uvea*, in den *Proceſſibus ciliaribus*, in dem Aderhäutchen auf der ganzen inneren Oberfläche, ausgenommen auf dem *tapeto lucido*, und der äuſseren Oberfläche der Chorioidea befindet, wurde vorzüglich aus den erſten beiden Theilen, worin es am häufigſten iſt, genommen. Durch mechaniſche Mittel wurde es von den adhaerirenden benachbarten Theilen, beſonders der *Retina* und den *Proceſſibus ciliaribus*, und durch den Weg der Auflöſung, Schlämmen und Schütteln mit Waſſer von der wäſſerigen Augenfeuchtigkeit, und dem beygemiſchten Schleim befreyt. Von S. 1 — 19 handelt der Vf. von der Natur der Augen, aus denen das Pigment genommen wurde; von der anatomiſchen Beſchaffenheit des ſchwarzen Pigments; von der Methode, das Pigment zu erhalten: von den Eigenſchaften des unreinen Pigments; von der Reinigung deſſelben; von der chemiſchen Beſchaffenheit des Mucus, mit dem das Pigment chemiſch verbunden ſeyn ſoll. In dieſen verſchiedenen Abtheilungen ſind einzelne ſchöne und zur Beurtheilung des Folgenden nothwendige Beobachtungen enthalten; allein ſie ſind mit einer zu groſsen Menge überflüſſiger, zu Nichts führender und bekannter Erzählungen und Verſuche verbunden, die ſchon darum keinen Werth haben, weil ſich der Vf. in der Regel Augen von Ochſen und Kälbern bediente, die ſchon halb gefault waren. Dieſer Fehler der Weitſchweifigkeit und zu häufiger Wiederholung erſtreckt ſich auch auf den gröſsten Theil des folgenden Inhalts. Man ſieht indeſs, daſs das Pigment in ſeinem unreinen Zuſtande alle die Eigenſchaften des reinen Pigments zeigt, wenn es mit fremdartigen, beſonders mucöſen, Theilen verbunden wäre. Von S. 21 bis 57 folgen die zum Theil ſehr ſchönen Verſuche, welche mit dem reinen Pigmente auf trockenem und auf naſſem Wege angeſtellt worden ſind, und mit den wenigen von *Berzelius* bekannt gemachten ſehr genau correſpondiren. Hieraus geht hervor, daſs das Pigment der Augen eine eigenthümliche (mit Mucus chemiſch verbundene) Materie ſey, die eine gröſsere Menge Kohlenſtoff enthalte, als irgend eine andere Subſtanz des animaliſchen Körpers, und daſs nicht Eiſen, ſondern Kohle die Urſache der ſchwarzen Farbe ſey. Übrigens fand Hr. *G.* in der Aſche auſser Spuren von Salzen auch Eiſen, jedoch in einem viel geringeren Verhältniſſe, als dasjenige, in welchem es in die Miſchung des Bluts eingeht. Wenn man bedenkt, daſs ſich (Hn. *G's.* Verſuchen zufolge) die bey der Deſtillation zurückbleibende Kohle zu dem Pigmente verhält, wie 440: 980, daſs 6 Gran Pigment auſserdem noch 0,669 Cubikzoll kohlenhaltiges Waſſerſtoffgas lieferten, und das Pigment des Vfs. offenbar noch mit fremdartigen Stoffen, wenigſtens mit unauflöslichem Mucus, verbunden war: ſo folgt, daſs kein organiſcher Körper ſo viel Kohle enthalte, als das ſchwarze Pigment der Augen. Daher betrachtet es auch *John* als ſchwarzes Kohlenoxyd, verbunden mit thieriſchem Stoffe. Vollkommene Kohle ſcheint das Pigment indeſs darum nicht zu ſeyn, weil es ſich nach Hn. *G's.* und *Berzelius* Verſuchen in kauſtiſcher Lauge auflöſet und durch Säuren daraus etwas modificirt wieder gefället wird. Auch ſcheint das Pigment mit dem Gerbeſtoff oder Gallusſäure eine Verbindung einzugehen. Hr. *G.* löſte nämlich Pigment in Lauge auf, fügte der Auflöſung ſoviel Salzſäure hinzu, als ſie, um nicht zerſetzt zu werden, vertragen konnte, verband ſie dann mit Gallusinfuſion, wodurch ſie getrügt wurde, ohne ihre Farbe zu verändern, was offenbar von Mucus herrührt, und zerſetzte dann die filtrirte Solution durch Salzſäure. Die dadurch gebildeten braunen Flocken löſten ſich zum Theil in Waſſer, und ſelbſt auch in Weingeiſt auf (was das reine Pigment nicht thut), und dieſe Auflöſungen gaben mit Eiſenauflöſung, nicht aber mit Hauſenblaſe, einen ſchwarzen Niederſchlag. Daſs dieſe letztere Erſcheinung bloſs von Gallusſäure herrühre, wie Hr. *G.* ſchlieſst, iſt jedoch keineswegs bewieſen. S. 57 — 71 folgen einige Verſuche mit der Dinte der ſchwarzen Materie der Gallenblaſe einiger Sepien, und phyſiologiſche Bemerkungen über das Pigment der Augen. Nachdem Hr. *G.* von dem Nutzen des Pigments gehandelt hat, der bekanntlich hauptſächlich darin beſteht, daſs es die auf die Retina fallenden Lichtſtrahlen abſorbirt, um den zu groſsen Reiz zu verhindern und zur Deutlichkeit der ſich auf dieſer Membran abbildenden Bilder beyzutragen: geht er zur anatomiſchen Betrachtung über. Hier zeigt er, daſs das Pigment keineswegs als ein Secretum betrachtet werden könne, ſondern daſs es, gegen die Meinung der meiſten Anatomen, ein eigenthümliches Organ ſey, welches, wie das malpighiſche Netz, aus einer Schleimhaut beſtehe, und innig mit der ſchwarzen Materie verbunden ſey. — Bemerkenswerth iſt die Beobachtung des Vfs., daſs das Pigment der Kälberaugen ſchwarz, dasjenige der Ochſen hingegen ſchwarzbraun iſt, womit auch die von Zinn an bey Kindern und Menſchen gemachten Erfahrungen übereinſtimmen. *Haller* hat jedoch wieder die Beobachtung gemacht, daſs beym Fötus das Pigment röthlich iſt, und hiemit ſtimmt ebenfalls die Erfahrung mehrerer, daſs ſchwarze Nationen erſt nach der Geburt gefärbt werden. Dieſe Anomalie erklärt Hr. *G.* nicht, und es iſt auch in der That mit Schwierigkeiten verknüpft. Man könnte zwar annehmen, daſs das Licht auf das Pigment desoxydirend wirke, daſs es das Oxygen des Pigments nöthige, mit dem Hydrogen und vielleicht auch dem Azot Verbindungen einzugehen, wodurch die Kohle entwickelt, und folglich die Intenſität der ſchwarzen Farbe vermehrt werde; wenn aber in der ſpäteren Lebensperiode das Pigment wieder an Schwärze verliert: ſo verliert jene Theorie an Glaubwürdigkeit, weil man zur Erklärung dieſer Erſcheinung einen ganz anderen Proceſs ſupponiren müſste.

J. A.

NEUE AUFLAGEN.

Wien, b. Camefina: *Archaeologia biblica in epitomen redacta a Johanne Jahn*, Philoſ. et Theol. Doct. u. ſ. w. Editio ſecunda emendata. 1814. 632 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1806. No. 78.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Paris, b. Egron: *Réflexions politiques sur le projet d'une constitution pour le royaume de Wirtemberg; lû par ordre du roi, au conseil d'état, à Stuttgardt, le 11 Janvier 1815.* 1815. 50 S. 8.

Der Verfassungs-Entwurf, welchen der König von Wirtemberg gleich nach seiner frühzeitigen Rückkehr vom wiener Congresse seinen Staaten ankündigte, überraschte die Gegner des Königs um so mehr, als er dadurch nicht bloss dem Zwange, den man gegen ihn von Seiten des Congresses wegen Einführung landständischer Versammlungen eintreten zu sehen hoffte, aus eigenem Willen zuvorkam, sondern auch an freysinniger Einrichtung Alles überbot, was ihm in dieser Rücksicht durch den Congress denkbarer Weise angesonnen werden konnte. Der kluge König hatte nun wenigstens die Genugthuung, dass der gefährlichste Tadel, der in dieser Zeit die Machthaber treffen kann, der Tadel eigensinniger Verstockung gegen den Volksgeist, an seinem frühen Entschlusse abglitt, und wir sehen ihn mit thätigem Fortschritt schon mitten in allen Händeln der Verfassungs-Kämpfe, während es noch lange zweifelhaft bleibt, ob der Congress überhaupt wegen dieses Gegenstandes noch zu einem Beschlusse kommen werde. Welche gerechte und bedeutende Einwendungen man auch von einem höheren Standpuncte aus gegen die Art des Entwerfens sowohl, als gegen den Inhalt der seitdem in Wirksamkeit getretenen wirtembergischen Verfassung zu machen hat: so kann man doch nicht leugnen, dass sie die lichtesten Grundstriche enthält, und mit grossem Freysinn dem Hauptübel unserer Staaten, dem Aristokratismus, entgegentritt, der nie aufhört sich zwischen Regierende und Regierte zum Nachtheil beider einzudrängen, und in seinem Eigennutz immer den ganzen Staat aufgehen zu lassen sucht. Hat der König durch die Gleichstellung aller Stände, und durch die Vereinigung aller Stellvertreter in ein einziges Haus diesen Aristokratismus empfindlich verletzt und zurückgesetzt: so mag immerhin bey ihm die Absicht vorgewaltet haben, die Rechte des Throns und die Gewalt der Oberherrschaft gegen die Ansinnungen unternehmender Grossen zu bewahren; das Volk findet darum nicht minder seine Rechnung dabey, und kann, wenn es im Ganzen auch noch unzufrieden ist, doch nicht mit denjenigen Anordnungen unzufrieden seyn, welche alle Staatsbürger in Rücksicht der Gesetze, der Besteuerung und der Waffenverpflichtung gleichstellen. Ist die königliche Gewalt noch zu ausgedehnt, und wünscht das Volk deren Beschränkung: so ist es doch nur scheinbar übereinstimmend mit dem Adel, dessen Beschränkung ihm noch viel mehr am Herzen liegen muss. Sonderbar aber ist es, dass der Vorwurf, die Verfassung Wirtembergs sey nicht freysinnig *genug*, fast gar nicht gehört wird, desto häufiger aber der Vorwurf, sie sey es zu *sehr*, und nicht alt herkömmlich, nicht feudalistisch genug, obwohl man sich scheuen muss, dieses so geradezu herauszusagen, um nicht der öffentlichen Meinung durch solche widerstreitende Richtung zu grossen Anstoss zu geben. Diese Scheu hat der Vf. der gegenwärtigen Schrift grösstentheils überwunden, oder vielmehr gar nicht gekannt, indem er die öffentliche Meinung in aller Unschuld für solche Dinge anspricht, die der öffentlichen Meinung und dem Geiste der Zeit am meisten widersprechen.

Von vorn herein ist daher in dieser Schrift Alles schief und unhaltbar, und es hilft ihr nichts, dass die Meinungen der grössten Staatsschriftsteller, eines *Montesquieu*, *Ferrand* (?), *Lally-Tolendal*, *Chateaubriand* (!) zum Theil mit ihren eigenen Worten hinein verwebt sind, da die allenfalls zuzugebende Richtigkeit einzelner Sätze noch nichts für den Gebrauch beweist, zu welchem sie hier verwendet worden. Die gegenwärtige Schrift beschäftigt sich nämlich keineswegs mit allgemeinen Betrachtungen von einem höheren Standpuncte der Staatskunst, von welchem aus der Verfassungs-Entwurf, wie wir schon oben berührt, allerdings in vielen Stücken grosser Verbesserungen bedürftig erscheinen könnte, sondern sie ist durchaus nichts weiter, als ein Einspruch gegen diejenigen Bestimmungen, durch welche die sogenannten Mediatisirten, als deren einen er sich in der Folge zu erkennen giebt, sich für beeinträchtigt halten, und dieser beschränkte Gesichtspunct allein ist es, dessen Ansichten hier mitgetheilt werden. Wo lediglich von dem Besten einer Classe, eines Standes die Rede ist, da hat man sich schon des Staats entäussert, der es durchaus mit der Wohlfahrt des Ganzen zu thun hat; das Bemühen jenes an die Stelle von diesem zu setzen und geltend zu machen, muss unfehlbar in staatsrechtliche und geschichtliche Schiefheiten gerathen.

Gleich auf den ersten Seiten enthüllt der Vf. seine eigentliche Absicht ganz deutlich, dass er nichts anderes wolle, als die Herstellung der alten Vorrechte der Mediatisirten, eine Benennung, die er zwar erniedrigend und barbarisch findet, sich aber zur Schande

von ganz Europa noch gezwungen sieht beyzubehalten. Er sagt zwar bald darauf, die mediatisirten Staaten seyen bereit, dem gemeinschaftlichen Vaterlande die theuersten Opfer zu bringen, und keinesweges begehrten sie die unbedingte Wiederkehr ihrer alten Verhältnisse, sondern nur die Aufhebung ihres jetzigen Zustandes unter ihren ehemaligen Mitständen; allein die Folge zeigt, dass er noch nicht recht damit im Reinen ist, welche der alten Vorrechte eigentlich aufzugeben wären, und dass vor der Hand wohl die Wiedererlangung aller gemeint ist. Doch darüber ist er ganz ruhig; die Ehre der Deutschen befiehlt es, das Interesse von ganz Europa erheischt es gebieterisch, dass die Mittelbarkeit, in welche diese ehemaligen Reichsunmittelbaren gerathen, aufgehoben werde; dieses Denkmal der Schande und Erniedrigung bestehen zu lassen, hiesse nichts anderes, als die revolutionären Grundsätze, die noch vor Kurzem ganz Europa beherrschten, in Ehren halten, das Recht des Stärkeren heiligen, den Aufruhr der Völker, die Verachtung der Gesetze, und die schrecklichste Unsittlichkeit im Voraus rechtfertigen; es hiesse die Ehrfurcht, die wir den grossen Herrschern, unseren Befreyern, dankbar zollen müssen, verletzen, wenn wir an ihren gerechten und grossmüthigen Vorsätzen zweifelten. Diese Herrscher, sagt er, werden sich erinnern, dass der letzte Coalitionskrieg *nur dadurch ein Krieg der allgemeinen Meinung geworden ist, dass die geheime, aber mächtige Entgegenwirkung der mediatisirten Staaten gegen das System des Tages ununterbrochen fortdauerte.* Über alles dieses bleibt der Vf. uns die näheren Erläuterungen schuldig, und wir fürchten, dass er die Vorsätze der Herrscher nicht viel besser kenne, als er das gebieterische Interesse Europa's, und die Ursachen des Siegs der letzten Coalition zu kennen scheint.

Die Ansprüche der Mediasirten gründen sich auf die ehemalige Verfassung des deutschen Reichs, oder auf den Rheinbund; ihr jetziger Zustand entspricht im Allgemeinen weder der ersteren, noch dem letzteren. Der Rheinbund, der ihnen noch ziemliche Vorrechte zusicherte, aber nicht überall gewährte, hat aufgehört, sie selbst erkennen diess an, und verzichten auf Alles, was ihnen von daher übrig war, um gleich den Wiedereintritt derjenigen Vorrechte zu verlangen, die ihnen nach der alten Reichsverfassung zukamen. Allein diese hat auch aufgehört, und ihre Elemente sind längst getrennt, so dass an eine völlige Wiederherstellung des Ganzen gar nicht zu denken ist, eine Wiederherstellung, die in den ehemaligen Formen von einer ungeheueren Mehrheit der Deutschen gar nicht gewünscht wird, ja nicht einmal gestattet würde. Mag die Auflösung des Reichs durch äusseren Zwang geboten und höchst unrechtmässig gewesen seyn: die Thatsache ist nun einmal da, und nicht zurückzunehmen, und es wäre jetzt eben solcher Zwang und höchst unrechtmässig, gegen den Willen der Völker und Staaten ein solches Reich wieder zu verknüpfen, da sich weder ein Kaiser, noch Kurfürsten, noch andere Stände, eine kleine Anzahl schwacher ausgenommen, dazu finden. Ausserhalb jener alten Reichsverfassung haben die Mediatisirten kein Recht zur Reichsunmittelbarkeit, das sehen sie selbst ein, und gehen auch, da sich für sie, wie für alle deutschen Fürstenhäuser, je weiter man in die früheren Jahrhunderte zurücksteigt, eben nur immer das Ergebniss findet, dass die uralte Freyheit der Deutschen in dem Masse verloren gegangen, als die Grossen aus den Beamten derselben sich zu ihren Herren machten, nicht weiter in der Geschichte mit ihren Ansprüchen zurück, als bis auf den westphälischen Frieden. Der auf diesen gegründeten Reichsverfassung, sagt auch unsere Schrift, verdankten die jetzt mediatisirten Staaten so geraume Zeit ihre Erhaltung, und die Erhaltung ihrer Vorrechte. Wenn jedoch diese ganze Ordnung der Dinge (von welcher der Vf. nur aus grober Unwissenheit oder absichtlicher Täuschung die abentheuerliche Versicherung aufstellen kann, *dass sie für Deutschland anderthalb Jahrhunderte lang ein glückliches und blühendes Daseyn unter weisen Gesetzen und väterlicher Obhut gewährt habe!*) im Sturme der Zeit sich nicht retten gekonnt, sondern unwiederbringlich dahingesunken ist: wie sollen sich die einzelnen Beziehungen erhalten und wiederherstellen lassen, die ohne die Zurückrufung des Ganzen keinen Sinn haben, ja völlig unmöglich sind? Es ist bloss lächerlich, wenn unser Vf. sich so anstellt, als sey mit der Auflösung des Rheinbundes von selbst die frühere Reichsverfassung wiedergekehrt, die eigentlich gar nicht aufgehört habe, sondern nur unterbrochen worden, als müsse der pariser Frieden unter der Benennung *deutsche Staaten* nothwendig alle diejenigen begreifen, die das erhabene Haus Bourbon zuletzt als solche anerkannt habe, ja sogar alle ohne Ausnahme, die der Frieden von 1648 erkenne (also alle Reichsstädte, geistlichen Staaten u. s. w.), als sey alles zwischen 1789 und 1814 Vorgegangene und durch Verträge aller Art Bestätigte nur eine ungeheuere Anhäufung von Gesetzlosigkeit und Verbrechen, und dieser ganze Zeitraum aus der Geschichte zu vertilgen als etwas Ungeschehenes. Die Willkühr in solchen Annahmen liegt am Tage: denn warum ist der westphälische Frieden heiliger, als der Rheinbund? Beide wurden von Frankreich vorgeschrieben, beide zum unsäglichen Jammer des armen Deutschlands. Und warum soll gerade 1648 das Normaljahr der Rechtmässigkeit seyn, hinter welchem keine andere mehr liegt? Soll durchaus eine frühere Zeit mit ihren Satzungen den Zustand der unserigen bedingen: so fragen wir, woher dieser früheren Zeit denn ihre Satzungen kamen. Hatte sie dieselben aus noch früherer Zeit überkommen: so können wir ja immer weiter auf den Urquell des Rechtmässigen zurückgehen, so weit wenigstens die Urkunden reichen; hatte sie ihre Satzungen aber selbst geschaffen und gebildet: so können wir ja für unsere Bedürfnisse ein gleiches Recht anwenden. Zwar sagen auch wir, dass, zufolge der unverbrüchlichen in jeder Volksthümlichkeit naturgemäss gegründeten Rechte, die deutschen Völker nie aufhören konnten und durften, ihr Zusammenhalten im Geiste zu

behaupten und dem Streben ihrer Bundes- oder Staats-Vereinigung die ununterbrochen gebliebene Fortdauer der Urbilder von Kaiser und Reich zur Grundlage anzunehmen; allein diese Grundlage, als eine bloss geistige und innere, schliesst gerade deshalb die Zurückrufung der starren Verfassungsformen aus, welche dieser Geist ersterben liess und floh. Würde die alte Reichsverfassung hergestellt: so wäre es ungerecht, bloss die Mediatisirten zurückzusetzen, wie es auch ungerecht wäre, nicht allen ehemaligen Reichsstädten wieder ihre sogenannte Freyheit zu geben. Allein von einer solchen gänzlichen Zurückrufung des Alten ist, wie schon gesagt, nicht entfernt die Rede; die Welt ist nicht still gestanden, sie hat andere Einsichten, Foderungen und Bedürfnisse, gleich viel ob bessere, oder schlechtere, genug es sind andere, und *das Fortkommen ist hier*, wie ein tiefdenkender Schriftsteller sagt, *eben so wichtig, wie das Herkommen.* Die Mediatisirten haben also ihre Ansprüche an die neue Verfassung Deutschlands nicht nach dem, was in der alten Reichsverfassung wirklich war, einzurichten, sondern nach dem zu bedingen, was im dem Zustande der Gegenwart möglich, dem Geiste der Zeit angemessen, und dem Ganzen nützlich und heilsam ist. Welche Vorrechte ihnen hierin zugestanden werden können, welche Bedeutung sie zu behaupten vermögen, das ist hier nicht der Ort zu untersuchen; doch ist unbezweifelt gewiss, dass der wahre Gehalt ihres Daseyns, der Beytrag an wirklichem Guten, den sie dem Vaterlande als diese Körperschaft und als dieser Stand aus der alten Zeit herüberbringen und zutragen, allein ihr künftiges Verhältniss und Gewicht im Staate bestimmen werden, und dass jedes grössere, das ihnen Gunst und Vorurtheil über ihre Kräfte hinaus geben wollten, nur ein höchst gefährliches Geschenk würde. An ihre ehemaligen Mitstände, von welchen die Mediatisirten durch den Rheinbund unterdrückt worden, mögen diese allerdings den gerechten Anspruch haben, dass die unrechtmässige Gewalt in ihren Wirkungen aufhöre, dass die erlittene Beeinträchtigung auf alle Weise *entschädigt* werde: diess zu erlangen, mögen sie Alles aufbieten, was ihre Persönlichkeit und ihre Stellung nur immer in einem solchen, das Volk nichts mehr angehenden Kampfe gestattet. Aber sie mögen nicht vergessen, dass auch die jetzigen Herrscher, denen sie unterworfen sind, nicht mehr vermögen, ihnen ihre alten Vorrechte unbedingt zurückzugeben: denn die Gerechtigkeit gegen Einzelne ist der öffentlichen Gerechtigkeit untergeordnet, und um ihrer Ansprüche willen gegen die Herrscher wird nicht die Sache der Völker aufgegeben oder beschädigt werden, vor deren Richterstuhl jetzt die Ansprüche der Unmittelbaren wie die der Mittelbaren gezogen werden; Alles, was der Geist der Zeit mit dem Wohl des Ganzen unvereinbar zeigt, ist schon von selbst ein Unrecht, das darum, weil die Vergangenheit es gelten liess, die Gegenwart nicht verpflichten kann. Was gewesen ist, kann nur die zweyte Frage seyn; die erste ist immer, was seyn soll. Kein Mensch wird behaupten, dass die Zerstückelung Deutschlands in kleine und immer kleinere Staaten, wir wollen nicht sagen vortheilhaft, sondern nur nicht äusserst gefahrvoll und misslich sey. Das mannichfache Gute, das aus der Vielheit und Vielartigkeit dieser Staaten für die Bildung deutscher Volksthümlichkeit hervorgegangen, ist genugsam erörtert worden, und auch wir sind weit entfernt, dasselbe abzuleugnen; allein dieses Gute ist nun schon längst *alles* erlangt worden, und daraus bereits ein *Gemeinsames* entstanden, so dass die Fortdauer der Zerstückelung jetzt unsere Volksthümlichkeit gerade in dem Masse hemmt, als sie dieselbe sonst förderte. Diese in Bezug auf das Innere Deutschlands leicht erweisliche Behauptung ist sonnenklar in Bezug auf das Ausland, das von allen Seiten in grossen Massen uns umgiebt, und schon so lange Zeit vergebens die wachsamen Hüter des deutschen Namens zur Erweckung der deutschen Volkseinheit auffodert. Können wir diese Einheit, nach der Versäumniss in dem letzten Kriege, auch nicht sogleich erschaffen: so ist doch schon jede Annäherung an dieselbe ein Gewinn, den wir, statt ihn ohne Noth zu verringern, auf alle Weise und mit Eifer zu vermehren suchen müssen. Diese Betrachtungen sind es auch, welche den Congress abhalten, die Mediatisirten in ihren vorigen politischen Zustand wieder einzusetzen, da dieser bey dem fehlenden Kaiserthum, und ohne die übrigen Reichseinrichtungen nicht derselbe, sondern ein viel bedeutenderer, ja ein völlig souveräner seyn würde, und Deutschland auf diese Weise, wenn es schon früher kaum zusammenhing, jetzt völlig aus einander fallen müsste in lauter ganz abgesonderte Staaten vom allerkleinsten Umfang. Können die Regierungen auf der einen Seite nicht einwilligen, dass sich unabhängige Kleinstaaten aus den schon vereinten grösseren Körpern ausgliedern: so werden auf der anderen Seite die Völker schwerlich gestatten, dass in ihrer Mitte bevorrechtete und begünstigte Stände sich erheben, ohne dass diese Vorrechte auf eine nothwendige Weise mit besonderen Leistungen verknüpft seyen. Denn im Staate kann nur derjenige etwas vor den anderen Staatsbürgern voraus haben, der irgend eine besondere und grosse Verpflichtung zum Besten des Staates unternimmt und ausübt, und selbst dann kann er nichts anderes voraus haben, als was gerade mit seiner besonderen Verpflichtung unvermeidlich als Bedingung der Möglichkeit ihrer Erfüllung verknüpt ist. Diess ist der einzige vernünftige Grund irgend eines Vorrechts im Staate, und, wenige Fälle ausgenommen, auch immer der geschichtliche. Nun bleibt dem Adel, sowohl dem höheren der mediatisirten Reichsstände, als dem geringeren landsässigen, nichts anderes zu seiner festen und kraftvollen Behauptung übrig, als seine entweder schon genommenen oder noch bestrittenen Vorrechte durch die Übernahme neuer, grosser und wegen ihrer Schwierigkeit gerade am meisten vernachlässigter Berufsarbeiten im Staate zu beleben, damit in der öffentlichen Meinung das Vorrecht nur als Folge der Last, und nicht als Grund des Genusses dastehe. Sol-

chen Beruf zu entdecken, zu schaffen, zu erfüllen, scheint uns in diesem Augenblicke die einzige Aufgabe alles Adels.

Nach dieser allgemeinen Erörterung des Gegenstandes kehren wir zu unserem Vf. zurück, um demselben in das Einzelne seiner Behauptungen zu folgen, wobey der wirtembergische Verfassungs-Entwurf eigentlich nur Nebensache ist, auf die wir uns hier nicht weiter einzulassen brauchen; bey dem niedrigen Standpunct, auf welchem sich der Vf. in philosophischer Rücksicht zeigt, können bloss die Gesinnungen, welche er äussert, als Zeichen der Zeit unsere Aufmerksamkeit verdienen, die allerdings von dem, was aristokratischer Dünkel und Wahnwitz noch in unseren Tagen ohne Scheu sich erlaubt, getroffen und überrascht seyn muss.

Es ist eine alte Bemerkung, dass die ehrfurchtsvolle Scheu, und der würdevolle Glanz, von welchen das Herrscherthum in der Meinung der Völker umgeben seyn muss, und welches wir so häufig haben verschwinden sehen, niemals zuerst durch die Völker, sondern immer vorher durch die Aristokraten, die sich den Thronen am nächsten dünken, durchbrochen wird, und dass durchaus sie es sind, welche das Beyspiel einer Auflehnung geben, deren Opfer sie am Ende selbst werden. Sie sind es, welche die Revolution in Frankreich gemacht haben: denn sie hatten nicht nur die Zerrüttung herbeygeführt, welcher der unglückliche König Ludwig XVI abhelfen wollte, sondern sie wagten auch zuerst, die königlichen Befehle offenbar zu verachten, und den Bürgerstand zu derjenigen Kraft emporzureizen, der sie nachher so schrecklich unterlagen! Sie sind es auch, welche, wenn Deutschland dem Unglück einer Revolution nicht entgehen sollte, lediglich die Schuld davon tragen werden! Der Vf. dieser Schrift giebt uns zu diesem Ausspruche neuen Anlass. Wir sind nicht berufen, die Lobredner des Königs von Wirtemberg zu machen, wir wissen, dass dieses Fürsten kräftige Regierung mit vielem Druck verbunden war; aber wenn die Ausübung seiner Macht auch weiter ging, als die Verhältnisse, unter denen viel grössere Herrscher sich eine Zeitlang beugen mussten, zu erfodern schienen: so wurde doch weder von seinen Unterthanen, noch von den anderen Fürsten irgend etwas versucht, diese Macht gewaltsam zu beschränken, oder gar als unrechtmässig zu verwerfen. Es war einem Aristokraten vorbehalten, den König gerade zu der Zeit, wo seine Gesinnung sich als eine volksgemässere offenbart, mit allen Beschuldigungen anzufallen, welche die Herrscherwürde in ihren Grundfesten erschüttern können. Den Anordnungen des Königs nicht Folge zu leisten, wird zur Pflicht gemacht, seine Souveränetät für nichtig erklärt, und den Bestimmungen des wiener Congresses unterworfen, seinem Eidschwur der Glaube abgesprochen, und seine neue Verfassung den scheuslichsten Tyranneyen an die Seite gesetzt, ja sogar wegen der früheren Verbindung mit Napoleon bleibt die gehässigste Erinnerung nicht aus. Die bittere Leidenschaft unseres Vfs., nicht zufrieden, den König auf eine Weise anzugreifen, die sich wenigstens für einen Schriftsteller, der von der Ehrfurcht für das Ansehen des Fürsten beseelt seyn will, nicht schickt, wirft sich mit hämischer Wuth auch auf den allverehrten Kronprinzen, dem er den Freysinn, von welchem er ihn beseelt weiss, so wenig wie seine anderen grossen Eigenschaften, zum Verbrechen machen darf, und gegen den ihm nichts anderes übrig bleibt, als dessen *künftige* Rechtschaffenheit und Treue noch in Zweifel zu lassen. Und warum diese heftige Wuth, die bey der Ausübung der unbedingtesten Willkühr nicht ärger seyn könnte, jetzt bey einem Verfassungs-Entwurfe, der aufs allerwenigste als ein Schritt zum Besseren angesehen werden muss? Zwar spricht unser Vf. dem Könige überhaupt alle Befugniss zu einem solchen Schritte ab, und schreibt dieselbe dem Congresse zu, der hierin jedoch anderer Meinung zu seyn scheint, und so wenig Wirtemberg in seinen inneren Einrichtungen hindert, als er Hannover, Hessen u. s. w. darin gehindert hat, oder Preussen, Österreich, Baiern darin hindern wird. Allein das eigentliche Attentat des Königs besteht nach unseres Vfs. Meinung auch gerade nicht in der Anmassung, eine Verfassung geben zu wollen; hätte er nur eine solche entworfen, die den Aristokraten schmeichelte: so möchte das übrige Volk darin mit Füssen getreten werden, unser Vf. würde sie schon in den Himmel erheben, und ihre Rechtmässigkeit gegen die etwanigen Eingriffe des Congresses vertheidigen. Aber der König hat für die Stellvertreter des Volks nur Eine Kammer gemacht, hat den Bauer, den Bürger, den geringen Adel mit den ehemaligen Reichsmittelbaren zusammengeworfen, hat die Lasten, Pflichten und Rechte für alle Unterthanen gleichgesetzt: das ist es, was um Rache schreyt, was den Verfassungs-Entwurf zum Attentat, zum Eingriff in das Recht des Congresses macht, was den König als den verderblichsten Tyrannen darthut, den Kronprinzen, der ihm *hierin* beystimmt, in ein zweydeutiges Licht stellt: darum wird der Verfassungs-Entwurf in allen seinen Puncten untersucht, getadelt, verworfen, und auch in solchen Puncten, deren wirkliche Fehlerhaftigkeit sonst von *dieser* Seite lange ungerügt geblieben wäre. Dass dem wirklich also sey, und wenigstens dieser Schrift keine andere Gesinnung zum Grunde liege, als solche aristokratische, wird durch die folgenden Äusserungen des Vfs. ausser allen Zweifel gesetzt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Paris, b. Egron: *Réflexions politiques sur le projet d'une constitution pour le royaume de Wirtemberg; lû par ordre du roi, au conseil d'état, à Stuttgard, le 11 janvier 1815 etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nachdem der Vf. in einem breiten und verworrenen Redeflusse die Gründe wiederholt, welche man für die Trennung der Volksvertretung in zwey Kammern von jeher anzuführen gewohnt ist, und dem Königreich Wirtemberg, wenn es bey der Einen Kammer verbleibt, alles mögliche Unheil, ja sogar die Herrschaft der *Dantons*, *Marats* und *Robespierre's* gedroht hat: geht er zu den einzelnen Theilen der dahin gehörenden Anordnungen des Verfassungs-Entwurfs über, und begleitet dieselben mit Anmerkungen. Wir können uns hier nicht auf die Prüfung der Verfassung einlassen, sondern nur auf die Prüfung der Anmerkungen, welches wir nochmals ausdrücklich erinnern. Die Zusammensetzung der volksvertretenden Versammlung ist zufolge des Verfassungs-Entwurfs sehr gemischt, und es findet sich darin allerdings auch etwas von der Art, welche, nach der gewöhnlichen Vorstellung, dem Oberhause angehören müsste. Die sogenannten Viril-Stimmen, welche der König vorzugsweise dem hohen Adel zueignet, sind, ungeachtet der grossen Freyheit, welche er seiner Wahl dabey vorbehält, nichts anderes, als die erblichen Vertreter der eigenen Persönlichkeit im Gegensatze der gewählten Vertreter der Gemeine. Solche Virilstimmen haben zuvörderst die Inhaber der vier Erbwürden des Königreichs, nämlich die Senioren der Fürsten von Hohenlohe, der Fürsten von Waldburg, der Fürsten von Löwenstein und der Grafen von Zeppelin. Dem letzteren, der, wohlgemerkt, kein ehemaliger Reichsgraf, sondern der Sohn eines blossen Edelmanns ist, und daher *an solchem Platze unseren Vf.* immer befremden muss, möchte dieser die Richtigkeit der von ihm bekleideten Erbwürde in Ansehung ihrer alterthümlichen Ableitung eigentlich nicht zugestehen; allein die gelehrten Unkosten, in welche er sich desshalb setzt, sind hier ganz fruchtlos aufgewandt, da diese Erbwürde, gleich den drey anderen, lediglich aus dem Ansehn des Königs fliesst, und mit dem ehemaligen Reiche gar nicht zusammenhängt, wie diess bey den drey anderen noch sichtbarer ist. Obwohl ihm nun sonst ganz in der Ordnung dünkt, dass die genannten fürstlichen Häuser im Besitze dieser Erbwürden sind: so kann er doch nicht verschmerzen, dass die durch den König geschehene Aufhebung aller Familienverträge die Möglichkeit zulässt, dass der Senior eines dieser Häuser arm an Vermögen sey, oder es gar verschleudert haben könne, und nun doch der Vertreter des Volks bleibe; der Staat, so will der Vf., soll durch eigene Anordnungen die vornehmen Geschlechter zwingen, dass der Reichthum nicht von ihnen weichen könne, gleichsam als sey dieser der Adel selbst. So ruft bey dieser Gelegenheit unser Vf. aus: „*Welch andere Gewähr können wir haben, dass ein solcher seine Pflichten mit Ehre erfüllen wird, wenn es nicht diese ist, dass, von erlauchtem Blut entsprossen, er sich stets den würdigen Erben der Tugenden wie des Namens seiner Vorfahren zeigen wird?*" Sollte man es für möglich halten, dass mit dieser tönenden Redensart nichts anderes gemeint ist, als die noch dazu vielleicht nicht selbstverschuldete Verarmung? Der Vf. nennt die höchsten inneren Eigenschaften, und spricht von den niedrigsten äusseren, vom Gelde! Nein, dadurch, dass der Staat euch zwingt, Glanz und Reichthum von Vater auf Sohn ungeschwächt zu vererben, vermag er keineswegs diess auch in Rücksicht der Tugenden zu veranstalten, und was für diese wünschenswerth, aber unerreichbar bleibt, ist nur für jene Güter möglich, wo es zu nichts hilft. Denselben Kummer, den er hier ausspricht, hegt der Vf. auch in Rücksicht aller übrigen Familienhäupter der mediatisirten Fürsten und Grafen, deren ehemals reichsunmittelbare Besitzungen im Königreich Wirtemberg liegen. Er sieht dieselben im Geiste schon als die allerärmsten im Volke; wir glauben aber, dass es damit sobald noch keine Noth haben werde, indem ja weder eine so ungeheuere Vermehrung der Nachkommenschaft, noch eine so allgemeine Verschwendung in den Familien anzunehmen ist, und überhaupt das Steigen und Sinken des Vermögensstandes dem natürlichen Fliessen, welches die Folge der menschlichen Lebensbewegungen ist, füglich überlassen werden kann.

Damit der König bey Ertheilung der Virilstimmen ja nicht aus dem strenggezogenen Kreise des ächten, reinen Adels, der ehemals reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen, gegen welche selbst die ehemalige Reichsritterschaft in einem niedrigen Abstand bleibt, herausgehen möge: so schlägt unser Vf. vor, dass nur der Vorschlag dem Könige erlaubt, die Entscheidung aber den Ständen vorbehalten seyn solle; jener würde dann weit vorsichtiger in seiner Wahl seyn, und z. B. den Grafen Dillen weglassen müssen,

nicht etwa wegen anderer Eigenschaften, welche ihn von den Volksvertretern auszuschliessen Grund gäben, sondern bloss *weil das ihm vom Könige geschenkte Schloss Dötzingen nebst den dazu gehörigen Ländereyen keine adliche Besitzung, keine Herrschaft in dem Sinne ist, wie die Besitzungen, welche den Mediatisirten ehemals Sitz und Stimme beym Reichstage gaben!* Wahrlich, man sollte Wunder glauben, wenn man von diesem Sitz und Stimme so viel Wesen machen hört, welch ungeheuere Sache das gewesen, und welch besondere Menschenart dazu vonnöthen sey!

Beynahe mit gleicher Wärme, wie der Mediatisirten, nimmt sich der Vf. der Geistlichkeit an; sie solle in grösserer Anzahl und *als Geistlichkeit* in *alle* deutschen Volksvertretungen aufgenommen werden, in der wirtembergischen habe sie schon dieses Recht von selbst. Um ein Beyspiel der Schreibart unseres Vfs. zu geben, führen wir die Worte an, mit welchen er sich hierüber vernehmen läst: „*Officiers de morale, nous les entendrions, dans les comices nationaux, recommander de rendre à César, ce qui apartient à César de respecter les propriétés, les moeurs. Cet ordre, le plus ancien de tous, n'a jamais cessé de soutenir l'Allemagne par ses tributs, de l'éclairer par ses lumières, de l'édifier par ses vertus, de la féconder par ses travaux et ses aumônes.*" Wenn die Sache auch völlig wahr ist: so kann doch aus solch eitlem Wortschwall nur mit Achselzucken entnommen werden, wie freylich der Adel die Geistlichkeit auf die Seite zu stellen geneigt seyn muss, welche dem *tiers-état* gegenübersteht.

Am meisten fühlt sich der Vf. empört, nicht sowohl dass auch der Bauer, der ein gewisses Grundeinkommen besitzt, seine Volksvertreter wählen dürfe, das will er noch zugeben, obwohl die Landbewohner eigentlich hinlänglich durch den hohen Adel vertreten seyn könnten, sondern *dass nun diejenigen Fürsten, Grafen, Barone, Herren,* denen der König keine Virilstimmen verliehen hat, *mit der niedrigsten Classe des Volks vermengt seyn werden!* Dieser entsetzliche Zustand, der freylich in England seit Jahrhunderten in wenig veränderter Weise besteht, ist den deutschen Adelsvorstellungen ein Greuel, und beruht auf gar keinem Grunde; auch weiss man recht gut, was der König eigentlich damit meint, er nennt hier die Bauern nur, um zur Demüthigung des Adels zu zeigen, *dass er einen erblichen Volksvertreter selbst aus dem Kothe (la boue) heraufholen, oder welchen Fürsten und Herrn er will, auf immer dahin hinabstossen kann.* Wer noch zu unserer Zeit den Bauernstand auf solche Art zu bezeichnen vermag, der hat sich selbst gerichtet, und muss in dem Schlamme seiner Seele untergehen. Der Schwindel, der den Vf. ergreift, wenn er sich die Möglichkeit denkt, dass Menschen aus dem Volke der Vorzüge, Würden und Ämter theilhaftig werden, welche seiner Meinung nach nur dem hohen Adel eigen seyn können, verrückt ihm aber gänzlich den Sinn: wie könnte er sonst bey dem trefflichen Artikel des Verfassungs-Entwurfs, dass alle Wirtemberger vor dem Gesetz gleich sind, und zu allen möglichen Ämtern, ohne dass Geburt, Stand, oder Religion einen Unterschied machen, gelangen können, folgende Anmerkung schreiben: „*Wir begreifen wohl, dass man den Mangel an Geburt nicht anführen kann, um Jemanden von irgend einer Stelle zu entfernen; aber dass man seinen Stand nicht gegen ihn anführen könnte, das haben wir noch nirgends gelesen. Wie soll man denken, dass man eine diplomatische Mission nicht einem Menschen aus dem Volke, einem Handwerker abschlagen könnte? Wird der Minister angeklagt werden, wenn er in seiner Weigerung sagt, dass man einem Schuster keine Gesandtschaft vertrauen könne?* Gleichsam als wenn der Erste der Beste eine Gesandtschaft nun fodern dürfte, *weil* er ein Schuster sey, oder als ob der Gesandte, der ein Schuster war, auch als Gesandter noch fortführe Schuhe zu machen! Meint aber der Vf., dass nur der Adel fähig sey, und das Recht habe, diplomatischen Würden vorzustehen: so dürfte diess nach der Ansicht, welche die Welt jetzt von den Diplomaten zu fassen geneigt ist, ein höchst zweydeutiges Vorrecht seyn, nicht zu gedenken, dass die Geschichte zahlreiche und grosse Beyspiele dagegen anzuführen wüsste.

Damit alles nach möglichst aristokratischem Zuschnitt sey, möchte der Vf. auch, dass ein höheres Grundeinkommen, als die festgesetzten 200 Gulden erfoderlich wäre, um wählen zu dürfen, ein noch weit höheres aber, um gewählt werden zu können, damit der hohe Adel so wenig als möglich mit dem verächtlichen, ärmeren Theile des Volks, oder, behüte Gott, gar mit dem Kothe in Gemeinschaft trete. Es kann nach allem diesem nicht mehr auffallen, dass er es auch für die Fürsten und Grafen, welche Virilstimmen haben, sehr *unbequem* findet, *immer selbst ihre Stimme führen zu müssen, und nicht an ihrer Stelle ihre Diener zu den Versammlungen schicken zu dürfen.*

Die Befreyung von allen Steuern und Abgaben fodert der Vf. als eine blosse Gerechtigkeit für die mediatisirten Fürsten, Grafen und Ritter; der übrige Adel geht ihn weiter nichts an, ja es wäre eine neue Ungerechtigkeit, wenn die Vorrechte des hohen Adels ihm zwar wiedergegeben, aber auch Anderen ertheilt würden; für den Aristokraten gilt es beynahe für dasselbe Verbrechen, ob Anderen gegeben oder ihm genommen werde; wenn er auch Alles hat, was er wünscht, und er hat es nicht voraus: so ist es ihm, als habe er nichts. „Die Einwohner aller Länder, sagt er, theilen sich jetzt in zwey grosse Classen: diejenigen, welche nicht zu arbeiten brauchen, um zu leben, und diejenigen, welche der Mangel an Vermögen in einen Zustand von Abhängigkeit setzt. *Die letzteren bedürfen, mit ihrem körperlichen Daseyn beschäftigt, nur guter Gesetze; aber die ersteren haben neben dem Bedürfniss guter Gesetze auch noch das der äusseren Verehrung (considération); dieses Bedürfniss ist in aller Herzen.*" Man traut seinen Augen kaum, wenn man weiter liest: „*Es giebt keine menschliche Gewalt, welche heutiges Tages dieses Bedürfniss zu zerstören vermöchte, oder es ungestraft antastete; diese Ideen anzustossen, ih-*

ten entgegen zu arbeiten, sie in einen zu engen Kreis zu beschränken, wäre unklug, gefährlich, sie würden ausbrechen, und eine allgemeine Umwälzung erzeugen." Diese Stelle ist ein Beweis, dass man sich von der Wahrheit und Vernunft nur bis auf einen gewissen Grad entfernen kann, und wenn man diesen überschreitet, wider Willen dahin zurückkehren muss; was unser Vf. sagt, ist ganz richtig, aber seine bündigste Widerlegung.

Die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste dünkt ihm ebenfalls, trotz der für die Mediatisirten im Königreich Wirtemberg bestehenden Vergünstigung, eine unerträgliche Schmach. „*Der Adel,* sagt er, *hat niemals nöthig gehabt, dass die Regierung ihn zur Ergreifung der Waffen zwänge; es ihm als Pflichtgesetz aufzuerlegen, heisst bloss vorziehen, dass er aus Zwang das thue, was er besser that aus Neigung, aus Ehre, und aus freyem Willen."* Freylich ist der ganze Adel, mit wenigen Ausnahmen, nichts anderes, als ein Überbleibsel ehemaliger Kriegsordnung, und der Dienst der Waffen der eigentliche Grund aller seiner Vorrechte, welche in der geldarmen Vorzeit die Stelle des Soldes vertreten mussten. Aber die Sache hat sich seitdem geändert; jene Kriegsordnung ging ein, und es entstand eine neue; der Adel behielt seine Vorrechte von jener her, ohne Verpflichtungen dafür zu haben; und nahm er an der neuen Theil: so empfing er dafür vom Staate seine besondere Bezahlung, gleich jedem Anderen. Nun wurde es sogar ein Vorrecht, zum Kriegsdienste nicht gezwungen zu seyn, und der Adel muss doch häufiger von diesem Vorrecht Gebrauch gemacht haben, als unser Vf. zugeben will, weil in neuerer Zeit so viele Regierungen sich zur Aufhebung desselben bewogen sahen. Überhaupt scheint es jetzt kein günstiger Augenblick, um in ruhmredigen Worten den hohen Rittergeist einer dichterischen Vorzeit in unserem heutigen Adel zu beschwören. Die Tapferkeit und Kriegslust theilen unsere Adelichen mit den Bürgerlichen, und es ist Lobes genug, wenn man sagt, dass jene hinter diesen nicht zurückstehen. Das wahre Verdienst weiss nichts von prunkender Anmassung. In Preussen haben die Adelichen an Vaterlandsliebe, Aufopferungen und Heldenthaten mit dem Ruhme aller Zeiten gewetteifert; aber sie überheben sich nicht, und gerade sie sind es, die zuerst den Verlust der mit dem Wohl des Ganzen nicht mehr vereinbaren Vorrechte ertrugen. Dagegen in Frankreich hat gerade der alte Adel, der durch die Arbeit Anderer ohne sein Verdienst dahin zurückkehren konnte, der in seinem Übermuthe Alles verachtete, was nicht seinen Vorurtheilen angehörte, der seine angestammte Ehre nicht sorgsam genug vor der Gemeinschaft mit den Emporgekommenen bewahren konnte, der grosssprecherisch jeden Augenblick sein Blut für den König zu verspritzen bereit seyn wollte, derselbe Adel hat ein Beyspiel der unwürdigsten Entartung und Verzagtheit gegeben, und ist mit dem unglücklichen König, für den er sterben wollte, bey dem Herannahen der Gefahr entflohen, ohne dass auch nur ein Einziger das Leben verloren hat!

Wir schliessen unsere Anzeige mit der Bemerkung, dass der Adel, die Mediatisirten, die Throne selbst, keine gefährlicheren Feinde haben, als diejenigen, welche sich ihnen zu Vertheidigern unberufen aufdringen, und statt dieselben mit dem Zeitgeiste in einträchtiges Fortschreiten zu bringen, diesen nur empören. Wir haben es hier weder mit den Mediatisirten, noch mit der wirtembergischen Verfassung zu thun, sondern nur mit dem aristokratischen Geiste, der jene schlecht beschützt, und diese schlecht angreift, welches beides wir uns getrauten mit ganz anderem Erfolg auszuführen.

E. V.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Dresden,* in Commission b. Walther: *Über den Getreidewucher und die Mittel, ihn zu verhindern,* mit Rücksicht auf die Theurung vom Jahr 1806, und *über die Nothwendigkeit der Moratorien für die jetzigen Zeiten.* Zwey Abhandlungen, welche zum Besten der Casse der kön. sächsischen Landwehr verkauft werden, geschrieben von *Karl Ferdinand Menken,* kön. sächs. Hof- und Justiz-Canzley-Secretär u. s. w. 1814. 89 S. 8.

Auch unter dem zweyten Titel:

Kleiner vaterländischer Gesellschaftsabhandlungen Erstes Bändchen, von *Karl Ferdinand Menken* u. s. w.

Diese beiden Abhandlungen haben ausser der auf dem Titel angenommenen patriotischen Bestimmung auch noch die zweyte und dritte, einmal als eine Gratulationsschrift zu der auf Ostern v. J. gefallenen funfzigjährigen Jubelfeyer der kön. sächs. ökonomischen Gesellschaft die Dankbarkeit des Vfs. für die ihm zu Theil gewordene Aufnahme als Ehrenmitglied der Gesellschaft darzulegen, und dann wieder die Stelle der statutarischen Leistungen auf die Jahre 1813 und 1814 zu vertreten; und durch diese verschiedenartige Bestimmung hat der Vf. seine Würdigkeit, als Mitglied der ökonomischen Gesellschaft, *in ökonomischer Beziehung* gewiss ausreichend nachgewiesen. Der Vorwurf einer unökonomischen Verwendung seiner literarischen Thätigkeit kann ihm gewiss nicht gemacht werden. Allein zu einem Belege seiner Würdigkeit in *wissenschaftlicher Beziehung* möchten diese Abhandlungen wohl schwerlich zu gebrauchen seyn. Aus dem wissenschaftlichen Gesichtspuncte betrachtet, haben seine Arbeiten nur äusserst wenig Verdienstliches. Sie zeigen nur zu klar, dass der Vf. in das Wesen der Dinge und den Gang des Verkehrs bey weitem nicht tief genug eingedrungen sey, um über das mitsprechen zu können, worüber er hier seine Stimme erhoben hat. Weil der Staat als ein Ganzes, bestehend aus mehreren neben einander bestehen wollenden Menschenclassen, nicht dulden soll, dass einer seiner Stände oder Classen gegen einige oder alle übrigen dergestalt aus dem Gleichgewichte trete, dass er sie mit den Preisen seiner Producte so zu übersetzen vermöge, dass sie bey aller ihrer Anstrengung, durch ihren Erwerb oder ihr Einkommen in einem Theile ihrer Individuen, neben ihm ferner zu bestehen sich ausser Stand gesetzt sehen, sondern verhungern oder ihm leibeigen oder zinsbar

werden müssen (S. 2); — weil es der Zeitpunct jeder Staatspolitik seyn soll, das Gleichgewicht aller Menschenclassen möglichst zu erhalten (S. 3); — weil die policirten Staaten bereits schon Preisbestimmungen, Wuchergesetze, und andere vorbauende Anordnungen gegen den Wucher der Fleischer, der Bäcker, Capitalisten u. s. w. aufgestellt haben (S. 4); — und weil sich nach einem in unserer Gesetzgebung ausgesprochenen Princip überhaupt Niemand zum Verderben eines Anderen bereichern soll (S. 5); — weil die hohen Getreidepreise selbst auf den wuchernden Getreidebauer nachtheilig wirken, ihn zum Luxus hinleiten und dadurch moralisch und ökonomisch verschlechtern, so dass er das Beste, z. B. sein erzogenes Federvieh, selbst verspeist, statt es in die Stadt zum Verkauf zu bringen (S. 6); — weil die hohen Getreidepreise die Güterpreise zur Ungebühr in die Höhe treiben, und schnelle Veränderungen der Getreidepreise auch hier ein schnelles Sinken nach sich zieht, diess aber nicht bloss die Güterbesitzer gefährdet, sondern selbst auch die mit diesen in Verbindung stehenden Geldcapitalisten (S. 7); — weil — sagen wir — alles diess der Freyheit des Getreidehandels widerstrebt: so wünscht diesen der Vf. möglichst beschränkt zu sehen, und bringt dazu in der *ersten Abhandlung* aus der Fülle seiner politischen Weisheit folgende treffliche Mittel in Vorschlag: 1) *Anlegung von Staatsmagazinen;* 2) *Verbot des Getreidehandels im Grossen;* 3) *Ausfuhrverbote, oder Getreidesperre,* und endlich, wenn diess alles nichts fruchtet, 4) *Ausschreibung von Lieferungen für gewisse Marktplätze zum feilen Verkauf unter Bestimmung eines den Umständen angemessenen Preises* (S. 8); und überhaupt wünscht er, wahrscheinlich eingedenk des trefflichen politischen Waidspruches: *Rustica gens, optima flens, pessima ridens,* 5) *den Grundstücksbesitzer immer in einiger Abhängigkeit zu erhalten,* weil es allemal ein Unglück für den gesammten Staat sey, wenn die Grundstücksbesitzer zu *reich,* d. h. auch immer zu *übermüthig* werden, oder mit anderen Worten: *wenn der Bauer zum Edelmann wird* (S. 15): — Vorschläge, zu welchen sich — am glimpflichsten über sie geurtheilt, denn hier ist es äusserst schwer, nicht satirisch zu werden — nichts weiter sagen lässt, als dass sie durchaus dem widerstreben, was uns die einsichtsvollsten Staatswirthe und die Erfahrung aller Zeiten und Länder als die sichersten und zuverlässigsten Mittel empfehlen, um die Getreidepreise immer in ihrem natürlichen Gleichmasse zu erhalten. — In der *zweyten Abhandlung* scheint sich der Vf. mit den Grundeigenthümern, über die er früherhin das Anathema ausgesprochen hat, wieder aussöhnen zu wollen. Jetzt aber kommt die Reihe an die Geldcapitalisten. Den Hauptgrund, warum sie sich das Moratorium gefallen lassen sollen, setzt der Vf. darein, dass sie von den jetzigen Kriegslasten gegen die Grundstücksbesitzer fast gar nichts gelitten haben (S. 47), und dass die Herstellung des dessfallsigen Gleichgewichts mit den Letzteren nicht anders bewirkt werden könne, als durch vermehrte Beyziehung der Geldcapitalisten zu den Staatslasten, und durch *allgemeine Moratorien auf die besonders gedrückt gewesenen Classen der Staatsbürger* (S. 61). Ein solches Moratorium, meint der Vf. (S. 61), dürfte während des Krieges selbst und bis zwey Jahre nach dem Frieden in Absicht der Capitalstämme allgemein, für nachher aber so zu modificiren seyn, dass während anderweiter zwey Jahre nur die Hälfte der Stämme in vier halbjährigen Fristen gefodert werde, um den Grundstücksbesitzern Zeit zur Erholung zu lassen. Damit indess die Capitalisten darunter nicht litten, hält er es (S. 62) für billig, den Capitalisten bis zum Frieden in der Regel zu der Hälfte der Zinsen (wenn nicht totale Plünderung der Vorräthe und des Inventars, oder gar Abtragung, Zerstörung oder Niederäschern der Gebäude auch dieses unmöglich machte), die folgenden zwey Jahre aber zum vollen Zinsbetrage zu verhelfen. Denjenigen, welche Brand oder totaler Ruin mit völliger Ausplünderung betroffen hätte, dürften, der Billigkeit nach, zwey Jahre lang keine Zinsen, und dann, wenn der Friede noch nicht eingetreten, erst die Hälfte angesonnen werden. Übrigens sollen an der Wohlthat dieser Stundung nicht bloss *Grundstücksbesitzer* Theil nehmen, sondern auch *Kauf-* und *Handels-Leute,* in sofern sie nicht Handelsverbindlichkeiten zu erfüllen haben; ferner *Besoldete, Künstler, unangesessene Handwerker,* wenn sie durch die Last der Einquartierung gelitten, oder in ihrem Gewerbe und Einkommen Stockung erfahren haben; endlich auch *Officiere,* die stets zubüssen und kostspielige Equipage anschaffen mussten. — Ob das Gouvernement von Sachsen auf diese Vorschläge des Vfs. achten werde, lassen wir dahin gestellt seyn. Wir selbst müssen offenherzig bekennen, dass wir solchen Institutionen, wie das hier vorgeschlagene Generalmoratorium ist, durchaus abhold sind. Durch den nachtheiligen Einfluss, den sie auf den allgemeinen Credit des Landes und den freyen Umlauf der zum Fortgang der Betriebsamkeit nöthigen Capitale haben, vermindern sie das allgemeine Elend, das durch sie vermindert werden soll, in der Regel nicht nur nicht, sondern vergrössern es vielmehr. Und wie solche Massregeln auf dem vom Vf. eingeschlagenen Wege gerechtfertigt werden können, sehen wir ganz und gar nicht ein. Um von den Kriegslasten den Capitalisten zuzutheilen, was ihnen gebührt, bedarf es nicht solcher Massregeln, sondern kann schon durch eine umfassende Kriegsschäden-Peräquation bewirkt werden. Und kommt ein Schuldner durch einen hartherzigen Gläubiger ins Gedränge: so kann ihm ja durch ein Specialmoratorium geholfen, oder es kann der Weg jetzo wieder eingeschlagen werden, den man im siebenjährigen Kriege nach dem Generalrescripte vom 26 März 1761 (S. 75—77) eingeschlagen hat, wo in Fällen, wo es auf Subhastation von Häusern, Gütern und Grundstücken ankam, die Unterbehörden erst bey der Regierung anfragen, und weiteren Bescheid für die einzelnen Fälle zu gewärtigen hatten. Hüte man sich doch durch solche gewaltsame Mittel, wie das vorgeschlagene Generalmoratorium seyn würde, das Kind mit dem Bade auszuschütten: und richte man nicht das ganze Volk zu Grunde, während man einem schon zu Grunde gerichteten Theile desselben wieder aufhelfen will. Wenn der Staat in solchen verhängnissvollen Zeiten, wie die des vorigen Jahres für Sachsen waren, nicht Alles garantiren konnte, was er seiner Bestimmung nach garantiren sollte: so suche er wenigstens das zu erhalten, was sich erhalten lässt, und versage aus einem übertriebenen Billigkeitsgefühle dem nicht die Hülfe, dem er noch helfen kann. Diess erfodert die Gerechtigkeit und die staatswirthschaftliche Klugheit; jedes andere Verfahren ist nicht bloss unrecht, sondern ungerecht und verderblich zugleich.

Z.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Katechetische Anleitung zu den ersten Denkübungen der Jugend,* von *M. Johann Christ. Dolz,* Vicedirector der Rathsfreyschule. Erstes Bändchen. Vierte, durchgesehene Auflage. Nebst einer Kupfertafel, welche die Lesemaschine darstellt. XXVI u. 164 S. 8. (10 Gr.) (S. d. Rec. Jahrg. 1806. No. 46.)

Berlin, b. Stuhr: *Kurze Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten des siebzehnten Jahrhunderts für den Bürger und Landmann.* Neue Ausgabe. 1814. 160 S. 8. (12 Gr.) Die erste Auflage erschien 1803 bey Müller in Berlin, und diese zweyte hat weiter nichts Neues als das Titelblatt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften auf die Tagesgeschichte in Deutschland bezüglich.

1) Ohne Druckort: *Politische Ansichten über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.* 1814. 184 S. 8.

2) Erlangen, b. Heyder: *Der Wiener Congress, oder was muss geschehen, um Deutschland von seinem Untergang zu retten, und das Interesse aller Fürsten und Nationen daselbst zu vereinigen?* von Dr. *Alexander Lips*, ausserord. Prof. der Philos. zu Erlangen. 1814. 48 S. 8. (8 Gr.)

3) Germanien: *Bescheidene, doch freymüthige Andeutung über Übertreibungen und Rückwirkungen mit besonderer Hinsicht auf Deutschland.* 1815. 134 S. 8. (12 Gr.)

4) Leipzig, b. Baumgärtner: *Über deutsche Freyheit und Vertretung deutscher Völker durch Landstände.* 1814. 46 S. 8. (8 Gr.)

5) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Ansichten der Vergangenheit und Zukunft in besonderer Beziehung auf Deutschland und dessen künftige Verfassung.* 1814. 47 S. 8. (7 Gr.)

6) Germanien: *Beantwortung der in den jetzigen Zeiten für jeden Deutschen besonders wichtigen Frage: was haben wir zu erwarten?* 1814. 52 S. 8. (8 Gr.)

7) Marburg, b. Krieger: *Ernste Worte der Vaterlandsliebe an alle, welche Deutsche sind und bleiben wollen.* 1814. 40 S. 8. (4 Gr.)

8) Würzburg, b. Stahel: *Briefe über die Angelegenheiten der Deutschen bey der Wiedergeburt ihres Vaterlandes.* 1814. 60 S. 8. (8 Gr.)

9) Leipzig, b. Barth: *Auch einige Worte über Deutschlands gegenwärtiges höchstes Interesse.* 1814. 22 S. 8. (3 Gr.)

10) Erlangen u. Leipzig, b. Heyder; *Vaterlandskatechismus der Deutschen aus den höheren Ständen*, von Dr. *J. L. F. Richter.* 1814. 269 S. 8. (16 Gr.)

11) Giessen, b. Heyer: *Einige Worte an das deutsche Vaterland von einem Deutschen*, im December 1813. 16 S. 8. (2 Gr.)

12) Leipzig, b. Hartknoch: *Deutschlands Hoffnungen.* 1813. 15 S. 8. (2 Gr.)

13) Berlin, b. Maurer: *Der Sprach-Gerichtshof, oder die französische und deutsche Sprache in Deutschland vor dem Richterstuhl der Denker und Gelehrten.* 1814. 79 S. 8. (10 Gr.)

14) Frankfurt a. M., b. Andreä: *Von den Vorzügen einer Nationaltracht.* Ein Wort an Deutschlands Frauen. 1814. 39 S. 8. (4 Gr.)

15) Ohne Druckort: *Norddeutschlands Grenzen und Vertheidigung.* 1814. 48 S. 8. (4 Gr.)

16) Dublin: *Das schwarze Buch des französischen Kaiserhofes.* 1814. 251 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

17) Berlin, in d. neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Jupiters Gericht über Herrn Urian.* 1814. 31 S. 8. (4 Gr.)

18) Altenburg, b. Brockhaus: *Sündenregister der Franzosen in Deutschland.* 1814. 132 S. 8. (12 Gr.)

Diese Schriften würden, in sofern sie Hoffnungen für Deutschlands Zukunft und Verachtung Napoleons aussprechen, viel anders lauten, wenn sie jetzt erst erschienen. Weil die meisten und heitersten Erwartungen für die Zukunft der Deutschen nun nach geraumer Zeit noch nicht in Erfüllung gegangen sind: lässt man die beste und gerechteste Hoffnung ermatten, oder giebt sie ganz auf, gewiss ohne Grund. Ein ächtes Bundesleben zwischen den deutschen Völkerstämmen kann nach so langer Zwietracht, so schmählichen Bürgerkriegen zwischen uns, ein freyes Volksleben kann in unseren Gauen nach Feudalsclaverey Jahrhunderte hindurch, nach Druck und Wohlthat alter unconstitutioneller Regierungen, nicht auf einmal wie eine Frühlingssaat hervorschiessen. Wir wollen vergnügt seyn, wenn wir unseren Wünschen nur merklich näher rücken. Ein allgemeiner Bund der Deutschen unter einem mächtigen Oberhaupt und einem freyen Bundestage, auf welchem die deutsche Nation im eigentlichsten Sinn repräsentirt würde, sind der gemeinschaftliche erste Wunsch aller einsichtsvollen Deutschen: er wird schwerlich in diesem Jahrhundert erfüllt. Preussen, auch Baiern, Wirtemberg, Hannover, werden sich nicht unter ein germanisches Oberhaupt fügen, das im Inneren wirklich mächtig, also auch der sämmtlichen Streitkräfte in Germanien Meister wäre, so lange es im Geist der Constitution handelt. Aber zu hoffen ist noch, dass wir einen ächt

germanischen Bund der übrigen deutschen Staaten unter Österreich erleben. In ihm können kräftige Obergewalt des *einen* Hauptes und Bundestages, und eine Freyheit, die von den untersten Wurzeln des Volkes heraufwächst, vereinigt erscheinen. Blüht in ihm ein neues wahres Deutschland auf: so werden die treuesten Herzen und hellesten Köpfe in den abgesonderten deutschen Staaten sich zu ihm hinneigen, hindrängen, und so kann geschehen, dass unsere späten Enkel, alle Nachkommen deutscher Zunge, die noch geographisch zusammenhängen, zu einem allgemeinen germanischen Bunde verbrüdert stehen. Bis dahin werden sich schwächere politische Bande finden, wodurch die ausgeschiedenen deutschen Reiche mit dem germanischen Bund in Verbindung bleiben.

Wenn wir vermuthen, dass man jetzt nicht mehr mit solcher Verachtung Napoleons schreiben würde, als vor etwa einem Jahr in Deutschland Mode geworden: so bezieht sich diese Vermuthung nicht darauf, dass er nun wieder an der Spitze eines der mächtigsten Reiche stehe, denn eben desshalb, weil diess der Fall ist, ist ja der Ton der Verachtung und des Hasses wider ihn auf das stärkste angegeben; sondern wir gründen unsere Meinung auf die Erläuterungen über sein Scheiden ins Exil, welche die freye brittische Nation dem Lord Castlereagh abgefodert hat. Was wir ehemals in diesen Blättern (1814. No. 203) über seine damalige Lage, wie er vollkommen im Stande war, den Krieg mit den verbündeten Mächten und nicht ohne Hoffnung glückliches Erfolgs fortzusetzen, wie er mit wahrhafter Grösse seiner Macht entsagte, um Frankreich vor dem Bürgerkriege zu bewahren, den er jetzt nach seiner Rückkehr gar nicht einmal befürchtet hat, bey der Parallele zwischen ihm und Georg Podiebrad gesagt haben, das ist nun durch Castlereaghs Rede auf das glänzendste bestätigt. Dieser Vorgang im englischen Parlament, glauben wir, wird den verächtlichen Ton gegen Napoleon, wird den Hass wider ihn, *in sofern derselbe unedel ist*, in Deutschland niederschlagen. Aber um so lauter verkündet nun, dass seine persönliche Grösse uns jetzt gefährlicher geworden, als jemals, da er wenigstens den Anschein haben will, dass er zu seiner Riesenkraft Mässigung und Reinheit des Willens geselle. Ihn unserer Sicherheit wegen in Frankreich stürzen wollen, heisst, unsere Nationalkraft aufreiben, um die französische über Deutschland herzuziehen. Eine bessere Sicherheit werdet ihr in euerem deutschen Sinne haben. Stiftet nur schnell den erwähnten, bedingten germanischen Bund unter Österreich, stellt sein Heer, immerfort und gleichmässig aus der Nation erneut, in Lagern auf, wie einst die Römer wider uns hatten; Heerhaufen der deutschen Bundesgenossen, Preussen, Baiern, Wirtemberg und Hannover werden sich gleichfalls gegen die Grenzen Frankreichs aufstellen, und hinter diesen Lagern, die für Deutschland nicht halb so drückend seyn werden, als unser stehender Soldat in Friedenszeit, aus welchen ein deutsches Bundesgefühl immer neu in unsere Gauen ausströmen, und in welche das freye Volksgefühl aus diesen zurückströmen wird, hinter diesem Bollwerk, das uns wider französischen Übermuth, und wenn Napoleon wiederum das Schlangenhaupt der Tyranney schütteln wollte, hinlänglich schirmen sollte, kann sich Deutschland bey gut organisirter Landwehr in sicherer Stille und immer freyer gestalten.

Wir haben so den Standpunct angegeben, wie das doppelte Hauptthema der meisten während etwa funfzehn Monate in Deutschland erschienenen politischen Schriften in *unseren* Tagen genommen werden soll, und können nun leichter andeuten, wie man die Ansichten und Gesinnungen in denselben für die veränderte Lage der Dinge benutzen dürfte.

Leider scheinen die No. 1 angeführten *politischen Ansichten* über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart, sich nicht über die *Zukunft*, wie der Titel verspricht, erstreckt zu haben. Wenigstens enthält der vor uns liegende Band nichts davon. Das vormalige Deutschland kennt der Vf. genau, er spricht darüber scharfsinnig und lebendig, vorurtheilsfrey und unparteyisch. Wahr ist, was er selbst von seinen Blättern urtheilt: „sie schmeicheln keiner Partey. Sie reden von den grossen Gebrechen der vormaligen deutschen Reichsverfassung, da man jetzt nur von ihren Wohlthaten reden hört, sie wagen es auch etwas von den wohlthätigen Wirkungen des Rheinbundes und der darin begründeten Souveränität zu sprechen, indess die Stimmung des Tages nur von ihren Unthaten hören will." Seine Bemerkungen über unsere Reichsverfassung beginnt er mit dem Satze, welchen sich alles Urtheil über dieselbe nicht gegenwärtig genug erhalten kann, „dass die *Idee* dieser Verfassung von dem, was sie in der Ausführung leistete, himmelweit verschieden war." Wirklich hat die Geschichte kein so grosses Beyspiel, wie sie, darzuthun, dass allerdings politischen Verfassungen eine Idee zum Grunde liegen soll, sie aber immer nur eine leitende Norm bey den wirklichen politischen Verordnungen seyn darf, und positiv nur in soweit ausgesprochen werden soll, als die gegebenen Umstände ihren Eintritt in die Wirklichkeit zulassen. Nur zu häufig haben wir an den Reichsordnungen erlebt, dass sie viel weniger gültig wurden, als den Umständen nach möglich war, weil sie weit mehr verlangten, als diese leisten konnten. Wir sagen diess mit Hinsicht auf unsere einleitenden Gedanken, dass man nicht streben soll, einen allgemeinen, kräftigen germanischen Bund jetzt zu Stande zu bringen, weil man über diese Unmöglichkeit leicht das Glück verscherzen könnte, den geschilderten bedingten zu stiften. Man vergesse in Rücksicht auf diesen auch nicht die hier geäusserte Beobachtung, dass in Staaten vom Mittelrang die Reichsverfassung in Wahrheit und mehr oder weniger zweckmässig wirkte, indem grosse mit Königskronen verknüpfte Staaten sich eigentlich um dieselbe nichts bekümmerten und sie nur in diplomatischen Formen ehrten. Darum werden solche von dem vorgeschlagenen germanischen Bunde schicklich vor der Hand ausgeschieden, bis einst die deutsche Nation von so mächtigem allgemeinem Brudergefühl durchdrungen ist, dass so-

irung und Zwietracht gekrönter oder ungekrönter Häupter von deutschen Staaten gegen seine Kraft ein schwaches Unbild ist. Deutsche Staaten vom Mittelrang stehen am besten zusammen, kleine Republiken können in ihrem Bunde wie ein Ventilabrum zur Erfrischung der Freyheit geduldet werden; zu winzige fürstliche Souveräne taugen ihm nicht, denn sie führen die Ungleichheit ein, und thuen der Würde der Souveränität Abbruch. „Die Regierungen der kleinen deutschen Staaten, sagt der Vf., waren die schlechteften: Keine einzige liberale Idee, keine gemeinnützige Anstalt, kein Gefühl für den eigentlichen Staatszweck: ein paar schlecht besoldete geschmeidige Hofschranzen, sportelsüchtige Beamten und geschundene Bauern — das war der ganze Staat." Mit Recht wird ein anderer Grund, warum in den kleinen Staaten kein Volksglück blühen konnte, darin gesucht, dass in denselben der Fürst zugleich Landesherr oder Souverän, Gutsherr und Leibherr war, und als letzter nämlich der einzige. Dass in den grosen und mittleren deutschen Staaten es deren mehrere gab, Edelleute und Städte, dass der Souverän, der die Gutsbauern fremder Grundherrn auch als Unterthanen für das Wohl des Staates in Anspruch nahm, und darum das Interesse hatte, für ihren Wohlstand durch das Beyspiel an seinen Kammerbauern zu sorgen, diess milderte das Übel, welches die Verbindung so ungleichartiger Personen wie Souverän und Grundherr in einer einzigen, die also ihr eigener Unterthan seyn muss, an sich nothwendig mit sich führt.

Eine andere Bemerkung aus dem dritten Capitel heben wir wiederum mit Hinblick auf den vorgeschlagenen germanischen Bund hervor. Vorzüglich der kleine, auch der mittlere und selbst der grosse deutsche Reichsstaat wären dadurch gehemmt, dass durch die Reichsverfassung die Vertheilungsart der Steuerlasten mehr oder weniger fixirt war, und die Unbeweglichkeit des deutschen Steuerwesens „ein sprödes Widerstreben gegen die in dem veränderten Zustande der Industrie und des Geldumlaufs gegründeten staatswirthschaftlichen Foderungen zur Folge hatte. Auch in der Steuergesetzgebung muss der selbstständig handelnde Staat sich frey bewegen, den Localitäten, den Umständen, den fortschreitenden Einsichten der Wissenschaften folgen dürfen." Über die Geschichte des deutschen Steuerwesens thut der Vf. dann helle Blicke, und besonders ist die constitutionelle *Grundfarbe* desselben im Mittelalter beleuchtet, welche das Schiesspulver durch das veränderte Kriegswesen untauglich machte. Das Detail der Ideen des Vfs. über die Verderblichkeit unseres Steuerwesens in seinen verschiedenen Epochen wird wohl zurückschrecken, dass man Oberhaupt und Bundestag in die Steuereinrichtungen der einzelnen verbündeten Staaten nicht weiter mische, als die Erhaltung der freyen constitutionellen Form eines jeglichen Landes und die Mobilmachung, Belebung der Streitkräfte, es nothwendig machen könnte.

Über die Reichsbewaffnung wird richtig bemerkt, dass noch unendlich schlechter, als die Reichsarmee, der Sinn der deutschen Fürsten für die Reichsvertheidigung war. Das lehrt uns die Geschichte augenscheinlich, dass ein germanischer Bund zu keiner Ehre kommen mag, wenn Oberhaupt und Bundestag nicht mit seinen sämmtlichen Streitkräften in Einheit schalten dürfe. Also gebe es keinen Staat in unserem hoffentlich nahen Bunde, der sich diess nicht gefallen lassen will, oder zu mächtig ist, um es sich gefallen lassen zu müssen.

Ein besonderer Abschnitt handelt von den wahren Ursachen des Untergangs der deutschen Reichsverfassung. Zuletzt erhielt sie sich allerdings nur durch die wechselseitige militärische und politische Stellung zwischen Frankreich, Österreich und Preussen, „in deren Mitte das deutsche Reich als eine ungeheuere neutrale oder neutralisirte Strecke lag. Es hielt den Süden und Norden von Europa ausser Berührung. Seine Fürsten waren nicht bedeutend genug, um gefürchtet, aber bedeutend genug, um gesucht, geschmeichelt, und benutzt zu werden." Früher aber war der Reichsverfassung schon dadurch der Todesstoss vorbereitet, dass Preussen mit in jene Stellung und Rolle gekommen, und zu mächtig geworden war, um nichts als ein gleichsam constitutioneller Opponent gegen die kaiserliche Macht in Deutschland zu seyn. Da nun einmal die Existenz des deutschen Reichs davon abhing, dass die Politik von Frankreich, Österreich und Preussen sich gegenseitig im Zaum hielt: so findet der Vf. mit Recht die erste Ursache von denen in unseren Tagen, warum die deutsche Reichsverfassung unterging, in dem basler Frieden 1795, „in welchem Preussen nicht nur an der Rettung der gemeinen Sache verzweifelte, und nur auf die seinige dachte, sondern auch, da in den geheimen Artikeln desselben schon von Entschädigung für das Wenige, was es auf dem linken Rheinufer verloren hatte, und von Secularisation die Rede war, schon den Enschluss zeigte, die Erniedrigung des deutschen Reichs und Österreichs Unfälle so gut zu seiner Territorialvergrösserung zu benutzen, als es die Umstände erlauben wollten." Eben so müssen wir der Äusserung beypflichten, dass Preussens Abfall den Norden von Deutschland neutralisirte, und sein Beyspiel nach sich zog, dass „ein so schamloser Egoismus, eine so unverhüllte Verachtung des Reichsverbandes und reichsständischer Pflichten sich so allgemein auch der kleinsten Reichsstände noch nie bemächtigt hatte." Widersprechen kann man auch nicht der weiterhin geäusserten Behauptung, dass Preussen, da es nun die Rolle eines Beschützers der deutschen Reichsverfassung mit der Rolle eines Beschützers des Hausinteresse der Erbfürsten auf Kosten der Reichsverfassung verwechselte, den letzten Tragpfeiler von dieser umstürzte, indem seine Politik selbstthätig, da die französische nur passiv dabey war, den Fall aller deutschen geistlichen Staaten, aller Mediatstifter und der freyen Reichsstädte, bis auf wenige, die Frankreich gerettet, bezweckte und durchsetzte. Wie unbezweifelt wahr ist ferner die Bemerkung, dass schon damals die gänzliche Niederreissung des Reichs erfolgt seyn würde, wenn Frankreich nicht seinetwegen die Reichsverfassung noch zur Zeit aufrecht erhalten hätte; denn was von ihr übrig geblieben, lähmte die mi-

litärische Kraft der deutschen Völker, die es selbst noch nicht nach seinem Gefallen benutzen konnte. Als es sich auf dem Punct glaubte, dass diess der Fall sey, sprach es die Vernichtung des Reichs aus, die dem Wesen nach von Preussen bewirkt war.

Sehr scharfsinnig ist dargethan, dass Napoleon damals mit der deutschen Kaiserkrone nur eine Bürde bekommen hätte, die Österreich kaum niedergelegt, dass ein Versuch von ihm, die Territorialherrn selbst zu stürzen, gerade das Mittel gewesen wäre, die deutsche Nationalkraft gegen sich zu reizen, und schon im Jahre 1806 eine deutsche Nationalbewaffnung, die Bildung einer Landwehr und eines Landsturms zu erleben. Der einzige Weg, den er gehen konnte, war von der Natur selbst vorgezeichnet. Er musste die Landeshoheit zur vollen Souveränität steigern, „sich der Person der neuen Souveräne verpflichten, und sich durch diese die Völker versichern, die Souveräne durch ihr eigenes Interesse, die Unterthanen durch ihre Treue gegen die Souveräne zu jeder Anstrengung bestimmen; und so entstand der Rheinbund."

Was zur Vertheidigung der Lossagung der Territorialfürsten vom Reich und ihrer Annahme von Herrscherrechten über kleine Mitstände gesagt wird, zeugt von einer Freyheit des Geistes, die einen politischen Standpunct zu wählen und festzuhalten weiss, ohne durch herkömmliche Begriffe und Vorstellungen beengt und verwirrt zu werden. Allerdings war die Gestaltung des Rheinbundes eine Geburt von Napoleons Politik. Benutzung der militärischen Kraft seiner Mitglieder scheint nicht nur dessen erster, sondern einziger Zweck gewesen zu seyn. Dazu taugten ihm die gar zu kleinen ehemaligen Reichsstände nicht: sie mussten untergehen in die grösseren Gebiete des Bundes, damit die militärische Operation mit denselben einfacher und leichter würde; dass Leyen, Isenburg u. s. w. als Souveräne stehen blieben, war eine Inconsequenz. Die deutschen Zwergmonarchen, die unter der Herrschaft der Reichsverfassung wegen ihrer beschränkten Mittel die Regentenpflichten nicht erfüllen konnten, wie wollten sie es ausser dem Reichsverbande, da sie dem Glanze der neuen Souveränität, den erschöpfenden Foderungen des Protectors und seines Systems genügen sollten? „Stand es nicht, sagt der Vf., in der Macht kleiner Fürsten, *Väter* ihres Landes zu seyn: so mussten sie der Nothwendigkeit ausweichen, die *Geissel* desselben zu werden. Sie mussten dem edeln Beyspiel eines deutschen Kaisers folgen, der eine Krone niederlegte, die er nicht mehr mit Würde glaubte behaupten zu können."

Auch die Ansicht, dass die jetzigen Standesherren mit Beginn des Rheinbundes aus der luftigen Sphäre kleiner Souveräne in die stille Würde grosser Güterbesitzer traten, und losgesprochen von der unermesslichen Verantwortlichkeit des Regenten mit den Vortheilen eines sehr grossen Privatwohlstandes ausgesteuert wurden, entspricht so sehr der Wahrheit, dass wir sie bey Bildung des in der Einleitung vorgeschlagenen germanischen Bundes sehr berücksichtigt wünschen.

Was die Bundesacte selbst betrifft: so ist der Vf. am wenigsten in Abrede, dass sie eine höchst unvollkommene, flüchtige Staatsurkunde war; aber sie sprach einige aus dem Zustande der Nation geschöpfte *Grundansichten* aus: Sätze der Art, dass jeder Bundesstaat ein in sich geographisch geschlossenes Ganzes bilden, jeder Souverän des Bundes von jeder dem Bunde fremden Macht unabhängig bleiben sollte (der Protector war also durch die Principien der Urkunde selbst verworfen, und die grösste Inconsequenz, doch das Protectorat keine erbliche Würde), ferner, dass der Bundestag die Streitigkeiten der Bundesfürsten unter einander zu entscheiden hätte, wird jede Organisation eines germanischen Bundes in sich aufnehmen müssen. Von der anderen Seite werden hier Fehler der Bundesacte gerügt, die schlechterdings in der Organisation eines jeden germanischen Bundes vermieden werden müssen. Dass Souverän und Volk des Rheinbundes durch kein Gesetz wider die Macht des Protectors, die Völker weder durch den Protector, noch eine Volksvertretung wider ihre Fürsten geschützt waren, dass die Standesherren, im Besitz vieler ihrer alten Rechte, eben sowohl die Regierungsgewalt beschränkten, als auf dem Volke lasteten, sind Grundfehler des Rheinbundes, welche für die Zukunft nicht genug warnen können. Das Hauptübel war allerdings das Erste. Ein Völker- oder Staaten-Bund, welcher der Willkühr eines Einzelnen, nun gar eines Ausheimischen, hingegeben ist, anstatt durch eine nie sterbende Verfassung sein freyes Leben über alle Persönlichkeit zu erhöhen, ist einem Bündel von Ruthen in der Hand eines Zuchtmeisters zu vergleichen.

Wenn denkende Köpfe der Meinung gewesen sind, dass die Souveränetät in der Person, auf welche sie, dem vorausgesetzten Volkswillen gemäss, durch Erbrecht oder die Wahl übergegangen ist, etwas Schrankenloses sey, und daher durch kein positives Gesetz beengt werden könne: so ward zugleich die Idee geäussert, dass eine Organisation zur vollkommenen Aussprechung des Nationalwillens und der Nationaleinsicht eintreten müsse, die freylich nie etwas *Befehlendes*, nur etwas *Rathendes* für den Souverän mit sich führe. Ein solcher Souverän nun, der eine so ausgesprochene öffentliche Meinung nicht ehrte und berücksichtigte, über den richtet derselbe vorausgesetzte Volkswille, der ihn zum Souverän machte. Dann wäre freylich ein revolutionärer Zustand da, vor welchem wir so gern durch Constitutionen bewahrt seyn wollen; aber er ist nicht leicht zu fürchten, wenn das Organ der öffentlichen rathenden Meinung weise eingerichtet ward; und ist der revolutionäre Zustand nicht da, wenn positive Gesetze, die den Souverän *befehlend* einschränken sollen, von ihm verletzt werden? und wird er sich nicht mehr gereizt fühlen, Institute zu untergraben, die ihn positiv fesseln, als einer öffentlichen Meinung Hohn zu sprechen, die ihn nur leiten, warnen will? Diese wird nie ihre Kraft auf die Souveräne verfehlen, wenn dieselben nicht zweifeln, gar nicht die Ausflucht nehmen können, dass es wirklich die öffentliche Meinung sey, was zu ihnen gesprochen wird. Also nur ein constitutionelles Organ, wodurch sie sich selbst geläutert und vollkommen ausspricht, und unumschränkte Souveränetät und Volksfreyheit stehen im schönsten Bunde zusammen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften auf die Tagesgeschichte in Deutschland bezüglich.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Diese Ideen stellen wir dem neunten Capitel dieser Schrift, *über Souveränität*, nicht so sehr entgegen, denn der Vf. erkennt selbst die Nothwendigkeit einer *organisirten* öffentlichen Meinung; aber wir möchten durch sie sowohl ihn als andere denkende Köpfe auf den Satz richten, dass man bey Bildung von repräsentativen Verfassungen weit mehr dahin zu trachten habe, durch die Repräsentation Willen und Einsicht der Nation vollkommen auszusprechen, so dass sie sich selbst läutern und ganz verstehen, indem sie ausgesprochen werden, als dahin zu streben, dass die Souveränität durch die Volksvertretung positiv eingeschränkt, also verkümmert, eigentlich ganz zu Grunde gerichtet werde. Wenn man jenes Ziel erreicht hat: so entsteht für den Souverän selbst das höchste Interesse, obzusorgen, dass das Organ, welches den Willen und die Einsicht des Volkes ausspricht, immer ein lauteres bleibe: denn sonst hätte er zu fürchten, dass er zu Verhütung eines revolutionären Zustandes sich einem Privatwillen fügen müsste.

Der Vf. schliesst seinen Tadel über die Bundesacte mit den gewichtigen Worten: „man sah einen Protector, unumschränkte Souveräne und aufgehobene, in Grundherrn (nicht ganz) verwandelte Regenten, alles Übrige war verschwunden." Dann geht er zu den *Wohlthaten der Rheinbundesepoche* über, welche nach ihm theils aus dem Missbrauche der Nation selbst, theils aus der Centralisirung ihrer Kräfte, zum Theil aus der freyen Bewegung der Gesetzgebung entstanden. Auch die ärgsten Feinde Napoleons können ihm das Verdienst lassen, dass er die deutsche Nation nöthigte, ihre eigenen Kräfte zu üben und kennen zu lernen. „Er weckte selbst und gegen sich den schlummernden Löwen, lehrte uns das Geheimniss, dass auch nach der neuen Kriegskunst eine Nation stark und kriegerisch organisirt seyn kann, ohne zahlreiche stehende Heere." Gewiss ist, dass der Übergang von der Lohnmiliz zur Landwehr eine eben so erfreuliche Epoche in der Geschichte des Kriegswesens machen wird, als der Übergang vom Heerbann in die Vasallenmiliz, das Übel, welches durch jene wieder ausgeglichen wird, eine unerfreuliche macht. Wir können nicht umhin, auch hier auf unsere Einleitung über Napoleons Wiedererscheinen zurückzukommen. Die Wohlthat, die er unserem Kriegswesen erzeigt hat, möchte uns ohne dauernde Furcht vor ihm schwerlich befestigt seyn: denn wir wollen nicht verkennen, dass der Geist der ehemaligen Lohnmiliz noch nicht ganz aus manchen unserer Fürsten, Regierungen und militärischen Körper gewichen sey.

Für die grösste Wohlthat der Rheinbundsepoche, die aber nicht in allen Staaten sichtbar wurde, hält der Vf., dass nun erst die gänzliche Aufhebung der einfachen und der gesteigerten Grundherrlichkeit mit allen ihren Folgen möglich war. Wer an der Schädlichkeit der Grundherrlichkeit noch irgend zweifle, solle auf England schauen, wo der Ackerbau höher, als sonst irgendwo, geblüht habe, weil dort die Grundherrlichkeit nur dem Namen nach geblieben, der Sache nach in allen ihren Spuren längst erloschen sey. Seitdem sie in Frankreich nach Namen und Wesen abgeschafft worden, hebe sich der französische Ackerbau wie der englische empor. Unter Napoleons ehemaligem eisernem Scepter wären die Kräfte des Volkes so angestrengt, dass die Staatseinnahme, mit Rücksicht auf die Territorialvergrösserung, beynahe um das Doppelte ihren Betrag vor der Revolution überstieg; aber zuverlässig habe kein einziges Departement, wiewohl man die *Droits réunis* und das fiscalisirte *Enrégistrement* eine Volksgeissel nannte, von dieser erlöst seyn wollen, wenn es dagegen die Frohnen, die Zehnten, die *Taille arbitraire*, auch ein Ausfluss der gesteigerten Grundherrlichkeit, hätte zurücknehmen sollen. Scharfsinnig werden dann die schädlichen Wirkungen der Grundherrlichkeit erwiesen nach dem richtigen Princip staatswirhschaftlicher Systeme, die grösstmöglichste Schonung des erwerbenden Steuerträgers sey mit der grösstmöglichsten Verbesserung des Steuerfiscus zu vereinigen. Übrigens kann man nicht leugnen, dass diese Entwickelung, die als ein erläuterndes Beyspiel auch die Reform der Grundherrlichkeit im Herzogthum Nassau umfasst, im Verhältniss zur Ausführung der übrigen Gegenstände zu überwiegend sey. Das ganze Capitel über die Wohlthaten der Rheinbundsepoche schliesst mit einer Bemerkung, die für unsere Tage, welche mehr als je eine Zeit sich als einen Übergang zeigen, mannichfache Anwendung leidet. „Sie wird nicht, heisst es von jener Epoche, glänzen in den Annalen der Nation, aber die unparteyische Geschichte (nicht sie bloss, schon der Zeitgenosse soll es) wird in ihr den nothwendigen Übergang zu einer besseren Ordnung nicht verkennen.

Sie untergrub die publicistischen Fundamente des Mittelalters, hob den in die Verfassung verschlungenen Widerspruch zwischen Einrichtungen und Sitten auf, räumte geräuschlos die nicht anders, zu überwältigenden Hindernisse durchgreifender Verbesserung hinweg, und war die Morgenröthe eines schönen Tages."

Im letzten Capitel wird die staatsrechtliche Lage der deutschen Fürsten nach der Auflösung des Rheinbundes beleuchtet. Unbezweifelt ist, dass die Glieder von diesem der Bundesacte entsagten, in sofern sie durch dieselbe an den Protector auf dem französischen Thron geknüpft waren; aber desshalb möchten wir nicht mit dem Vf. annehmen, dass sie darum auch auf ihre aus dem Rheinbund abgeleitete Gewalt verzichteten: denn die hohen verbündeten Mächte bezweckten und foderten wenigstens vor der Hand nur das Erste, und liessen den im Übrigen durch die Bundesacte hergeführten Zustand wenigstens provisorisch gelten. Ist S. 170 doch zugestanden, dass im südlichen Deutschland und am Rhein die durch den Rheinbund geschaffenen Herrscherwürden und ihre Benennung fortdauern, die Wirkung ihre Ursache überlebe; und hätten die Fürsten des Rheinbundes wirklich durch ihre Trennung von dem Protector auf alle aus der Bundesacte abgeleitete Gewalt verzichtet: wie reimt sich damit die Behauptung des Vfs., dass die Politik nicht stillschweigend an dem Recht vorübergehen dürfe, und die Verhältnisse, die Verträge ehren müsse, die als ein gegenwärtiges Gegebenes sich auf die Rheinbundesacte zuletzt gründen? Doch nein, dieser Inconsequenz macht er sich nicht schuldig. Weil er einmal angenommen hat, dass die *ganze* Rheinbundesacte für null und nichtig angesehen werden müsse, und doch den durch sie bewirkten Zustand grösstentheils als einen rechtlichen retten möchte: so nimmt er an, dass auch der ganze Zustand in Deutschland, welcher die aufgelöste Reichsverfassung zum Grunde habe, des staatsrechtlichen Fundaments entbehre. Nur in dem Fall, scheint uns, hätten die Grundverträge, auf welchen die Reichsverfassung und der Rheinbund ruhten, gar keine staatsrechtliche Kraft mehr, wenn in Hinsicht auf die erste alle zum ehemaligen deutschen Reiche gehörigen Mitglieder und in Hinsicht auf den zweyten alle seine Bundesfürsten, und die hohen Mächte, die sein Protectorat stürzten, förmlich erklärt hätten, dass jeder rechtliche Zustand, der durch die ehemalige Reichsverfassung und durch die Rheinbundsacte herbeygeführt und veranlasst war, als ein unrechtlicher fortan nichtig seyn solle. Dergleichen Erklärungen würden ein Unding seyn und etwas Unmögliches fodern. Handlungen des bürgerlichen und politischen Lebens verhalten sich zu der Grundacte, wodurch sie möglich und rechtlich wurden, nicht wie zu der Wurzel diejenigen Zweige eines Baums, die mit ihr als ein Ganzes und nur durch sie fortleben, sondern wie diejenigen, die bestimmt wurden, eine eigene Wurzel zu schlagen oder einem fremden Stamm veredelnd eingesenkt zu werden. Ihre ehemalige Grundwurzel mag ersterben; darum können sie bestehen und gedeihen.

Gänzlich verkannt hat der Vf. diese Wahrheit nicht; das sieht man aus der Basis, auf welche er die Rechtmässigkeit der Macht unserer Fürsten gründen will, nämlich auf die im Laufe der Jahrhunderte erzeugte Ehrfurcht der Völker gegen jene, auf den *gegenwärtigen anerkannten Besitz* und auf völkerrechtliche Verträge.

Ehrfurcht der Völker gegen ihre alten Fürsten ist allerdings vorhanden; aber darum möchten wir nicht den hier gebrauchten Ausdruck billigen, dass in der Verbindung zwischen Fürst und Volk etwas *Unerforschliches* liege. Das Verhältniss zwischen dem Regenten und den Regierten ist so verwickelt, abstossend und anziehend, dass es langer Zeit bedarf, ehe beide Theile sich einander verstehen, einander vertrauen, ohne welches es immer Tyranney und Sclaverey bleibt. Der Glaube, welchen sie an einander haben, ist die schönste, zarteste und wirksamste Blüthe des Lebens im Staat, und nur da, wo er wirklich gedeiht und blüht, ist reine politische Freyheit; doch unerforschlich ist er an sich gar nicht, und eine tüchtige Geschichte könnte die Anatomie der Pflanzen auf ihn anwenden. Soviel aber bleibt gewiss, dass die Gewalt eines Fürsten, welche auf ihm ruht, die vortrefflichste staatsrechtliche Basis hat. Noch haben wir kein Beyspiel, dass er in kurzer Zeit durch ausserordentliche Eigenschaften eines Regenten und seines Volkes, durch ein Zusammendrängen der wichtigsten Erfolge und Einrichtungen in wenige Jahre, erzeugt wäre; aber unsere Tage haben gelehrt, dass er, wiewohl er Jahrhunderte lang gewurzelt, einmal verloren gegangen durch Schuld der Regenten und des Volkes und durch den Geist der Zeit, nicht wieder hergestellt werden kann.

Diese Ideen sind denen vom Vf. geäusserten ähnlich, der wohl fühlt, dass die Standesherren, welche er doch den consolidirten Staaten des ehemaligen Rheinbundes nicht wieder entzogen sehen will, ihre Souveränität auch auf eine solche staatsrechtliche Basis zu gründen befugt seyn könnten. Er hilft sich damit, dass jenes heilige Verhältniss zwischen den Völkern und ihren Urmonarchen auch für das kleinste monarchisch regierte Land Gültigkeit hätte, „wenn nur ein paar Tausend leibeigene Bauern einen Staat bilden, wenn sie ein anderes Bedürfniss haben könnten, als einem Staat einverleibt zu werden, der sich selbstständig organisirend, und nach Innen und Aussen als Staat bewegen und bestehen kann." Diese Ansicht wäre gewiss richtig, auch wenn jene paar Tausend Bauern nicht leibeigen wären.

Was die zweyte bemerkte Grundlage der Herrscherrechte deutscher Fürsten nach der Auflösung des Rheinbundes, den gegenwärtigen anerkannten Besitz, betrifft: so verweisen wir auf unsere obige Ableitung desselben aus den aufgehobenen Verfassungen des deutschen Reichs und des Rheinbundes. Der Vf. setzt die Anerkennung des Besitzes der Herrscherrechte deutscher Fürsten in den Zweck des letzten Kampfes, dass die ursprünglichen Verhältnisse zwischen Fürsten und Völkern wieder hergestellt werden sollen. Auf solche Art würde freylich diese Grundlage unbestimmt und

schwankend seyn. Die ausdrücklichen Staatsverträge, für welche die Übereinkunft zwischen Österreich und Baiern den Ton angab, sind eine bessere Basis der nunmehrigen Fürstengewalt. Genug, „die Deutschen, sagt diess edle Buch, sind wieder geworden, was sie seit den ältesten Zeiten waren; ein grosses, mächtiges, unter mehrere Herrscher getheiltes, durch Sprache und Sitten, durch einen gleichen Nationalsinn, sobald es auf Widerstand gegen den Frevel fremder Eroberer ankam, vereinigtes Volk." Wir äussern nochmals unser Bedauern, dass die Ideen des Vfs., wie diess Gegebene für die künftige Gestaltung des deutschen Völkerbundes gebraucht werden solle, noch nicht vor uns liegen. Nach unserer Einleitung wäre vor der Hand nichts zu erreichen, als ein wahrhaftiger deutscher Völkerbund unter einem wahrhaftigen Oberhaupt und mit ihm verbündete deutsche Staaten. Unter diese letzteren haben wir das Königreich Sachsen nicht mitgezählt: denn gern wird sein König dafür, dass er die Macht der deutschen Volksgesinnung zu lange bezweifelte, mit einer treuen Einfügung in den germanischen Bund und einiger Aufopferung von Rechten eines selbstständigen Herrschers büssen wollen.

Die Blätter von *Alexander Lips* (No. 2) können in unseren Tagen deshalb Aufmerksamkeit erregen, weil sie den stehenden Soldaten als das Hauptübel betrachten, welches aus Deutschland und Europa durch den wiener Congress fortgeschafft werden müsse, ehe von ihm für die Freyheit etwas Haltbares geschehen könne. Wo auch Bonaparte lebe, auf der nahen Insel Elba oder im fernsten Winkel der Erde, jeder Ort werde zu nah bleiben, wenn ihm das Werkzeug nicht entstehe, womit er Alles gethan habe, der Soldat. In ihm hatte er nach der Ansicht des Vfs. eine von allen Weltbanden losgerissene Masse, deren Interesse mit seinem Glück so innig verschmolzen war, „dass es befremden müsste, wenn Frankreichs und jedes Landes Armeen, die unter ihm fochten, nicht laut ihn zurückwünschen sollten." Gegen die Gefahr nun, welche von diesen alten Soldaten drohte, hätte der Vorschlag des Vfs., wie sie abgewendet werden solle, schwerlich geholfen, wenn er auch noch so thätig und wohlmeinend von den hohen Mächten aufgenommen wäre. Dieser Vorschlag geht nämlich dahin, dass alle diejenigen alten Soldaten und Befehlshaber, die das Kriegshandwerk nicht aufgeben wollen, sich zusammenthäten, um Griechenland zu befreyen. „An den Ufern der Donau senken sich Deutschlands, Preussens und Österreichs Krieger hinab, und vereinigen sich mit Russlands Heere, von der Landseite her das Reich der Barbarey zu stürzen; — die Soldaten Frankreichs, Spaniens, Italiens gehen auf Schiffen dem Ziele zu, um von der Seeseite her zu landen; eine englische Flotte lege sich hart ans Ufer, dass die ungeheueren Schätze in den Gewölben des Serails uns nicht entgehen, und immerhin bleibe England, das so grossmüthig Schätze zu verschwenden (?) weiss, der grösste Theil davon, seine Staatsschuld damit zu tilgen (??); das Übrige soll von uns anderen Europäern ans Licht und in Circulation gesetzt werden, und nach so grossen Anstrengungen, Ausleerungen und Schulden uns wohl bekommen." Auf solche Art spielt der Vf. der hohen Pforte noch weiter mit, und stattet Österreich und Russland mit den Ländern derselben reichlich aus. Griechenland, die Halbinsel Morea, Livadien und ein Theil von Macedonien würden ein griechischer Föderativstaat. Die erobernden europäischen Soldaten erhielten Belohnungen, Dotationen, Landgüter aus den zurückbleibenden Schätzen der Türken, die sämmtlich nach Asien hinüber geschafft werden müssten; und vielleicht könnte man bey Vertheilung der eroberten Länder, wie Hr. *Alexander Lips* meint, auch auf Bonapartes Familie, den König von Rom, von Neapel, Rücksicht nehmen, und sich so dieser gefährlichen Dynastie entladen. Wahrlich, hätte der Congress schnell zu diesem Vorschlag gegriffen, insonderheit aber der französische Hof alle Soldaten, die unter Bonaparte gedient, zur Ausführung desselben herbeygeschafft, und wäre die Expedition in so kurzer Zeit ausgeführt, als noch nie eine: wie ganz anders würden nun die Rheingegenden und Italien aussehen! Das ist nur das Unglück bey allen Vorschlägen der Art, dass man die Menschen und die Zeit nicht berechnet, durch welche und in welcher solche Vorschläge ausgeführt werden sollen. Wie viel werden wir in unseren nächsten Verhältnissen noch durch Blutvergiessen ausgleichen müssen, ehe wir den Türken vereint zu Leibe gehen. Die christliche Begeisterung, deren vorige Zeitalter wohl noch fähig waren, und der wir keine andere gleich starke an die Seite setzen können, hat nicht vermocht, nach den Kreuzzügen des Mittelalters einen Verein wider den damaligen Erbfeind zu Stande zu bringen.

Vor der Hand ist also der glückliche Moment, welchen sich der Vf. zur Beseitigung der stehenden Heere gedacht hatte, gar zu schnell vorüber gerauscht; es ist selbst ein Zustand eingetreten, welcher diesem Moment, wie er sich ihn dachte, geradezu entgegengesetzt ist, und der stehende Soldat droht, wie die schwerste Gewitterwolke, über Europa, wenn er gleich den vorherrschenden Begriffen zufolge, die ihn in solchen Massen aufriesen, eigentlich kein stehender Soldat seyn oder werden soll. Indessen wollen wir die Hoffnung, welche der Vf. unter Voraussetzung der gelungenen Entladung der gebildeten europäischen Welt von den alten Soldaten für Deutschland fasste, noch immer nicht ganz aufgeben. Er meint, es gebe einen dreyfachen Weg, wie aus unserem Vaterlande etwas werden könne: der erste sey, dass die einzelnen deutschen Staaten, als souveräne, wie sie sich in der letzten Zeit ausgebildet hätten, ohne Oberhaupt, ohne Verbindung unter einander stehen blieben. Allein in solcher Situation waren sie doch eigentlich niemals, als während der Vollendung der letzten Kriegsepoche und des ihr folgenden vorläufigen Zustandes, welcher auf den wiener Congress hofft, und es ist zu weit gegangen, wenn es hier heisst, dass jener Zustand schon seit Jahrhunderten in Deutschland gewesen sey: denn zu einem vollen Schattenbilde war die Reichsverbindung nur seit dem regensburger Entschädigungsgeschäft geworden. Dass ein solcher Zustand ein Unglück für unser Vaterland seyn würde, es also auf diese Art nichts werden könne, gesteht der Vf., und widerspricht hiemit seiner dreyfachen Einlei-

tung für unser Heil. Eben so geht es mit dem zweyten Wege, dass „Unterwerfung unter einen Willen, Verbindung des Einzelnen zu einem Staat oder der Herrschaft dessen, der die gröste Macht besitzt, eintrete, mit Beybehaltung der Fürsten unter gewisser Beschränkung, nämlich als Grundherrn, Magnaten u. s. w., während das Obereigenthum mit den ihm anklebenden Rechten an den alleinigen Herrscher von Deutschland überginge." Vor einem solchen Zustande bewahrt uns die ganze Gegenwart, sowohl von Innen als Aussen, und wir kommen also auf den dritten Weg des Vfs., den einzigen, wie aus Deutschland etwas werden kann, nämlich, dass es eine Föderativverfassung habe, „ein Reich von Staaten sey, eine ganze grosse Familie von Völkern, die gleichsam der Typus des ganzen übrigen Europas sind." Es ist wohlgemeint, dass der Congress erst die Selbstständigkeit der deutschen Fürsten und Staaten nach festbestimmten Grenzen garantiren soll. So weit, dass diess wirklich geschehen war, hatte er sich fast vollendet entwickelt, als das Gewitter in Frankreich aufzog, welches eigentlich in seine Handlung keinen Stillstand und keine Zögerung bringen darf. Wir müssen den Vf. loben über die Grundsätze, die er bey jener ersten Handlung des Congresses beobachtet sehen will. Zunächst soll man die Bewohner eines Landes hören, an welchem Fürstenhause sie am meisten Anhänglichkeit hegen, und dann die Verwandtschaft in Sitten, Sprache, Bildung berücksichtigen, damit sie dem deutschen Staate zugetheilt werden, der ihnen am meisten entspricht. Nur mit Schonung dieser ersten Norm will der Vf., wie recht ist, das Gesetz der Arrondirung gelten lassen. Damit war aber auch einem Missbrauch derselben hinlänglich vorgebaut, und es ist zu weit gegangen, wenn der durch Arrondirung erreichte Zusammenhang ein chimärischer genannt wird. Dass so viel wie möglich den deutschen Völkern ihre alten Fürsten wieder gegeben werden sollen, ist gleichfalls dem deutschen Nationalcharakter und der menschlichen Natur überhaupt gemäss. Den aufgestellten Principien nach will der Vf. dann Deutschland auf diesen Blättern vertheilen. Dass Österreich sich auf einen festen Punct am Rhein lehnen soll, ist gut ersonnen, damit es desto sicherer Deutschland wider Frankreich schirmen könne; doch aus den aufgestellten Principien folgt diess nicht, und noch viel weniger ein anderer Vorschlag, der hier gethan ist, dass Preussen ausser allen seinen alten Provinzen, die ihm allerdings nach den entworfenen Normen gebühren, „zur Entschädigung für seine letzten grossen entscheidenden Opfer noch das Land zwischen der Maas, der Mosel und dem Rhein mit Ausschluss von Jülich und Berg, die beiden Lausitzen, den mittleren Theil von Sachsen, zwischen der Saale und Pleisse (wohl nach dem Princip der Anhänglichkeit der Bewohner eines Landes an einem bestimmten Fürstenhause?), das ganze Grossherzogthum Warschau (ist es auch ein deutsches Land?) haben solle." Ähnliche Bemerkungen lassen sich über die weitere Vertheilung machen. So müssen wir z. B. den Vf. für den übertriebensten Anhänger des arrondirenden Systems halten, wovon er doch eben das Gegentheil seyn will, wenn er meint, dass England ganz Hannover an Preussen cediren soll. Den deutschen Föderativstaat selbst will Hr. *L.* unter eine *perpetuelle*, *permanente* (also selbst der deutsche Bundestag muss mit ausländischen Worten beschrieben werden?) Versammlung von Abgeordneten aller einzelnen Staaten gestellt sehen. Diese Bundesversammlung soll alles Verhältniss Deutschlands zu Europa, und der deutschen Staaten unter einander lenken und entscheiden, soll auch im Fall eines Kriegs die ganze deutsche Kriegsmacht, die einzig auf dem System der Nationalbewaffnung ruht, etwa zehntausend Mann von jeder Million der Volksmenge, zu ihrer Disposition haben, so wie überhaupt die deutschen Streitkräfte zur Vollziehung ihrer Beschlüsse. Der Präsident der Bundesversammlung, oder der deutsche Kaiser, „der mit Kraft und Würde an der Spitze des Bundes steht," soll alle fünf Jahre alterniren, unter den Häuptern derjenigen deutschen Länder, die über eine Million Einwohner besitzen. Österreich begönne. Ob Preussen wohl sich dazu verstehen möchte, auch nur auf fünf Jahre seine Streitkräfte unter die Disposition dieses Präsidenten zu stellen? Und wenn nun das Bundesruder an Wirtemberg oder Hessen käme: würden diese Präsidenten voll Kraft und Würde mit Österreich und Preussen schalten? Es wird kein Bund lange und kräftig in Eintracht bestehen, dessen Haupt nicht überwiegend stark gegen jedes einzelne Glied desselben ist, oder welcher ausser dem Haupte so mächtige Glieder zählt, dass sie glauben unabhängig von dem Bunde sicher in Selbstständigkeit fortdauern zu können.

Eine andere Hauptpflicht, welche der Congress zu erfüllen hat, oder vielmehr der deutsche Ausschuss des Congresses, sieht der Vf. wohl ein, dass nämlich durch ihn die Grundzüge einer freyen Verfassung, die allen deutschen Staaten gemein würden, ausgesprochen werden sollen. Das Wenige, was hier über dieselben gesagt ist, berühren wir nicht weiter, weil es auf Gedanken führte, welche wir in den voranstehenden Recensionen und in mehreren unserer kritischen Beyträge zu dieser Allg. Literaturzeitung bereits erörtert haben.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Communionbuch für gebildete Christen.* Von *Valentin Karl Veillodter*, Hauptprediger an der Kirche zu St. Sebald in Nürnberg und Decan. Fünfte verbesserte Auflage. 1815. 242 S. 8. (9 Gr.) Der Werth dieses Buches ist anerkannt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
JUNIUS 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften auf die Tagesgeschichte in Deutschland bezüglich.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Vereinigung aller Christen in der einfachen göttlichen, und sittlichen Lehre Jesu wird zuletzt noch dem Congress ans Herz gelegt, doch nicht in der Absicht, dass die erwachsene Generation vereinigt werden solle, denn ihr Glaube sey mit ihr aufgewachsen wie ihr Körper; aber die ganze christliche Jugend solle nur in den sanften moralischen Wahrheiten Jesu erzogen werden. Die eigentlichen Dogmen fielen also weg? Denn sonst ist der Grund zu Streit und zu Secten gleich wieder da. Fallen die Dogmen weg, wo bleibt dann die Offenbarung und der Glaube an sie? Die Geschichte Jesu und seiner Lehre dürfte auch nicht erzählt werden, denn Streit und Secten wären sogleich wieder da; die Offenbarung aber, und der Glaube entbehren dann ihres zweyten Pfeilers. Ausserdem hätte die erwachsene Generation, die ihren Sectenglauben nach der hier gegebenen Versicherung so wenig ablegen kann, als die Theile ihres Körpers, bey der Religionserziehung ihrer Jugend doch mitzusprechen, und würde darauf einwirken müssen. Wir fürchten daher, dass dieser zweyte *noch höhere Triumph*, die Vereinigung der Christen, welchen der Vf. dem *poetischen Gemüth eines Alexanders von Russland* angemessen glaubt, eben so wenig zu Stande kommt, als der erste, welchen er dem Congress bestimmt hatte, die Befreyung Griechenlands und Sicherung der europäischen Freyheit durch Entladung unseres Welttheils von allem stehenden Militär, schon nichtig geworden ist. Darum braucht aber noch nicht in Erfüllung zu gehen, was er durch jenen doppelten Triumph abwenden wollte. „Nein, heisst es S. 46, Napoleon soll den Zeitgenossen nicht hohnlachen, und sagen können, dass er ihnen Wahrheit, Verfassungen, Einheit und Kraft geben wollte, dass er schon die Inquisition gestürzt, die Vernunft auf den Thron erhoben hätte, und dass mit seinem Verschwinden Alles wieder verschwinden werde.“

No. 3. Es erweckt schon ein gutes Vorurtheil für die Unbefangenheit eines Urtheils, wenn es sich in *unseren Tagen Übertreibungen* und *Rückwirkungen* zum Gegenstand wählte. Eine Stelle der Vorrede bekräftigt dieses Vorurtheil, und beweist, wie wenig der Vf. geneigt ist, mit einer Modeansicht zu spielen, oder von ihr besessen zu seyn. „Nicht die Kreuzzüge, sagt er daselbst, noch die Vehmgerichte schufen das für uns nicht mehr passende Glück des Mittelalters, und nicht die Mönche und ihre Guerillos, feige im Treffen, aber zum Vergiften und Erwürgen wehrloser und einzelner Unglücklichen bereit, befreyten Spanien, sondern die hochherzigen, jetzt durch eben diese Mönche in den Kerkern der Inquisition schmachtenden Cortes und die Britten. Wenn das Romantik ist, was im Mittelalter Deutschland entvölkerte und jetzt Spanien zur Hölle macht: so bewahre uns Gott davor!“ Bey seinen weiteren Betrachtungen stützt sich der Urheber dieser *bescheidenen doch freymüthigen Andeutung* auf den Satz, dass jeder Schritt, der zu weit, oder zu schnell über das jedesmal erreichbare Ziel geschehe, durch eine unausbleibliche Gegenwirkung den übertriebenen Versuch weiter vom Ziel zurückwerfe, als der Punct, wovon er ausging. Wir bezweifeln die Richtigkeit dieses Satzes keinesweges, sobald man ihn auf den Moment und die ersten Folgen der Rückwirkung beschränkt. Im Übrigen ist wohl möglich, ja oft geschehen, dass das Zurückwerfen einer Übertreibung doch wieder der Anfang einer festeren Kraft wurde, als vor der Übertreibung vorhanden war. Auf jeden Fall bleibt wahr, dass Mässigung und kluge Berechnung des Möglichen bey einem Übergang von einem System zum anderen die nothwendigste Bedingung sey. Man sieht leicht die Anwendung von dieser Maxime auf Napoleon. „Dass er den Zustand seiner Zeit richtig fasste, und schonend das Bestehende achtete, das gründete allein seine Macht; aber von dem ersten Augenblicke an, wo er sein Jahrhundert gewaltsam bilden, und das Vergangene zu seinen Zwecken wieder erschaffen wollte, untergrub er ihre Grundveste und waffnete Aller Interesse gegen sich.“ Wir stimmen diesen schönen, sinnvollen Worten ganz bey; und da das Erste wahr ist, dass Napoleon einst den Zustand richtig fasste, und das einmal Vorhandene schonte: wie sollte unmöglich seyn, dass er die gute alte Einsicht, von welcher ihn der ungeheuerste Strudel verblendender Leidenschaften und Begebenheiten weit fortgerissen, nun in der Einsamkeit seines Eilandes wieder gewonnen habe? Wäre diess: so hätten wir sogleich ein Beyspiel, dass die Reaction einer Übertreibung eine festere Macht begründete, als wovon die Übertreibung ausging, und derjenige, „dem nur ein kleines Eiland blieb, als er die Welt beherrschen wollte,“ stünde näher als jemals an seinem ursprünglichen Ziel, sicher über Frankreich zu gebieten.

An die vorhergehenden Gedanken reiht der Vf. die erhebende Wahrheit, daſs der Geiſt der Völker und der Nothwendigkeit immer ſiege und nie unterliege. Dieſer war einſt mit Frankreichs Heerſchaaren gegen die Könige, und im Jahr 1815 mit den Königen gegen den eiſernen Herrſcher, und die Wirkungen davon liegen am Tage. Jetzt iſt es nun die groſse Frage geworden, ob jener Geiſt der Völker und der Nothwendigkeit mit den Königen ſeyn werde, wenn ſie jenen Machthaber von dem wieder beſtiegenen Thron herabwerfen wollen. Durchaus bejahend wäre gewiſs die Antwort, wenn er zuerſt die Könige und Völker angriffe.

Indeſſen konnte den Vf., als er ſchrieb, die Frage noch nicht beſchäftigen; ihn beunruhigte nur die geringe Mäſsigung, die man in Ländern, welche unter Napoleons Hoheit und Einfluſs geſtanden, nach ſeinem Sturz bewies, um ſie eiligſt zu entnapoleoniſiren; er iſt daher bemüht, dasjenige, was eigentlich Napoleons Schöpfung war, von dem Erbtheil der conſtituirenden Verſammlung und der Revolution, das ihm zufiel, wie auch von dem, was er von der alten Regierung wieder aufnahm und nach ſeiner Weiſe zuſchnitt, auf das genaueſte zu ſcheiden. Die desſfalſige Unterſuchung iſt äuſserſt belehrend, wenn ſie gleich nicht auf einmal erſchöpfend angeſtellt werden konnte.

Zuerſt wird bemerkt, daſs Alles, was es noch von Volksvertretung unter ihm gab, ſo wenig ſein Werk war, daſs er jede Nationalmitwirkung vielmehr ganz aus dem Wege zu räumen ſuchte. Mann kennt ſein Wort, daſs er allein der Repräſentant des Volkes ſey, und das geſetzgebende Corps bloſs ſein Geſetzgebungsrath. Nach der einzig conſequenten Theorie über Souveränität und Volksfreyheit, welche wir in der erſten dieſer Recenſionen angedeutet haben, war nun jener Ausſpruch Napoleons keineswegs grundlos, und hatte gewiſs nichts Schreckliches für die Freyheit, ſobald das geſetzgebende Corps ein vollkommenes Organ der Einſicht und des Willens der Nation geweſen wäre, ein dem Souverän nur rathendes Organ, aber vor deſſen Stimme jede Tyranney zu Boden ſinkt. Uns hat immer aus der Ferne geſchienen, daſs Napoleon auch in ſeinen politiſchen Abſtractionen ein vortreffliches Genie zeigte, und ſie gleichwohl äuſserſt gefährlich wurden, weil er, des wiſſenſchaftlichen Denkens nicht mächtig, ſie zu keinem Syſtem verarbeitete und gegen einander ausglich, auſserdem zu gewaltſames Temperamentes war, um der Stimme eines Syſtems zu gehorchen, wenn ſie ſeinen Trieb beſchränken wollte. In wiefern ſeine Überzeugung auch zuſammenhängender und darum milder, ſeine Anſicht friedſamer geworden ſeyn mag, würden die republicaniſch geſinnten Phalangen in Frankreich die innere Freyheit doch immer wider ihn ſo bewachen müſſen, wie an ſeiner Grenze das deutſche dauernde Bundeslager die Unabhängigkeit Deutſchlands und Europa's wider ihn bewachen ſoll.

Eben ſo wenig läſst der Vf., und mit Recht, die gleiche Beſteuerung, die Abſchaffung der drückenden Feudalabgaben, der Zehnten und des Lehnsverhältniſſes, als Grundſätze gelten, die Napoleon erfunden oder auch nur gefördert hätte. Auch hier finden wir die Verſicherung, welche ſchon der zuerſt beurtheilte Schriftſteller gab, daſs jene Grundſätze, nicht ſowohl wegen des Vortheils an Geld, ſondern weil ſie *Alle* im gleichen Verhältniſſe an Wohl und Wehe des Ganzen knüpften, den Franzoſen ſehr an ſeine Verfaſſung feſſelten. Wenn nun gleich Napoleon ſie dadurch mittelbar verletzte, daſs er indirecte Vortheile für die Krondomänen einführte: ſo billigte er doch nicht, wenn in den Rheindepartementen ſolche Abgaben von der niedergeſetzten Commiſſion wieder hergeſtellt wurden, die eigentlich feudalen Urſprungs waren. Haben eure Rechtsgelehrten, ſagte er, das Maſs überſchritten: ſo iſt dieſs nicht mein Fehler. Ausdrücklich habe ich ihnen anempfohlen, auf das Intereſſe des Fiscus keine Rückſicht zu nehmen. Ich will nichts von Feudalität.

Wir übergehen, daſs auch die Öffentlichkeit der Rechtspflege und die milderen und öffentlicheren Formen in der peinlichen Verfahrungsweiſe theils ſchon von der alten Verfaſſung, theils von der Revolution herrühren; daſs die Conſcription, an ſich eine herrliche Einrichtung, die zuerſt eine Nationalarmee ſchuf, von Napoleon nur übertrieben, und ohne Maſs wiederholt, voraus hinweggenommen wurde, um Frankreich und Europa zu Grunde zu richten; daſs ſchon vor ihm die zur Armee gehörigen Krieger den bürgerlichen Geſetzen und Beamten unterworfen waren, indem überhaupt Bürger und Kriegerſtand im Innerſten auf das innigſte verknüpft, ja im Grunde Eines wurden. Alle dieſe Früchte der Revolution, ſo wie die Beförderung des Ackerbaues und der Viehzucht durch ſie, indem ſie die Nationalgüter in kleineren Theilen verkaufen, die Erbſchaften gleich vertheilen lieſs, und ſo das Eigenthum und die kleinen Eigenthümer vervielfältigte, hat Napoleon von ſeinem Syſtem nicht ausgeſchloſſen, und darum blieb es der Nation angenehm, das fremde Verdienſt ward ihm angeeignet. An der Revolution ſollte der franzöſiſche Bauer hangen, nicht an ihm: denn ſchon durch Stiftung der Majorate und durch Verſteigerung der Nationalgüter in groſsen Maſſen unter ſeiner Regierung that er eben den Wohlthaten, die dem Ackerbau und der Viehzucht erzeigt waren, einigermaſsen Abbruch. Auch darf man die Religionsfreyheit und das gleiche Recht zur Ausübung aller Religionen in Frankreich nicht wie eine Erfindung Napoleons anſehen. Als Grundſatz waren ſie längſt ausgeſprochen; doch hielt er darauf, daſs den Proteſtanten wirklich freye Religionsübung wurde, wiewohl er eigentlich eine herrſchende Religion einführte. Wir ſind gleicher Meinung mit dem Vf., daſs der Kaiſer den Plan hatte, allmählich alle Religionsparteyen in die herrſchende Religion aufzulöſen; ob aber nur durch künſtliche und langſame Mittel, weil er viel zu klug geweſen ſey, je gewaltſame anzuwenden, wiſſen wir nicht; wenigſtens deutet ſeine Rede gegen die belgiſche Geiſtlichkeit und ſeine Erklärung, daſs er, wofern ſie und der Papſt widerſpen-

ßig blieben, sich sofort zum Protestanten machte, und dreyssig Millionen mit ihm sofort protestantisch seyn würden, wohl darauf, wie er durch einen gewaltsamen Streich den Glauben von Millionen glaubte ändern zu können. Zweifeln läſst sich nicht, daſs er den ganzen religiösen Zustand nur wie ein Polizeyinstitut nahm, und die Geistlichen nur als Lehrer des blinden Gehorsams gegen ihn; doch ist damit nicht die hier gewagte Behauptung gerechtfertigt, daſs er sie als seine Werkzeuge zur Abstumpfung und Unterdrückung des Pöbels betrachtete. Erfreulich war uns die Versicherung des achtungswerthen Vfs., welcher offenbar der rheinischen Provinzen des ehemaligen Kaiserreichs sehr kundig ist, daſs der Clerus in den Rheinländern sich nie von der Tyranney so miſsbrauchen lieſs, und dem Guten der Revolution nie so wild widerstand, kein Schauspiel der Balgerey zwischen geschworenen und ungeschworenen Geistlichen gab, wie die französische Geistlichkeit. Nicht nur den Unterschied der beiden Volkscharaktere merkte man hier, sondern auch die groſse Verschiedenheit zwischen dem in ehemaligen rheinländischen Seminarien gebildeten Priester und dem Zögling der neuen französischen Priestertreibhäuser. Auch stimmt mit dem französischen Nationalcharakter und der Entwickelung seiner Cultur im achtzehnten Jahrhundert überein, was der Vf. bemerkt, daſs wahre Religiosität in Frankreich nicht gedeihen wolle, und man sich dort zwischen Heucheley, Gleichgültigkeit und wüthendem Fanatismus umhertreibe. Eine höchst seltene Ausnahme wären Männer wie *Gregoire*, von welchem er ein kleines Gemälde entwirft, das keinem, der sich mit der Tagesgeschichte befaſst, verborgen bleiben soll. „Dieser Mann, heiſst es S. 124, der vor der Revolution an den König von Spanien um Abschaffung der Inquisition schrieb, der unter den Schrecken Robespierres auch nicht einen Augenblick seinen Glauben verleugnete und ihm das Geständniſs abzwang, dieser Schwärmer glaubt wahrhaft, was er sagt; der, wider den Willen Napoleons in den Senat gekommen, allen seinen Anerbietungen, den gezeigten Erzbisthümern und der Aussicht auf den Kardinalshut widerstand, die ihm für eine kleine Verleugnung seiner Grundsätze geboten wurden, wie sehr gewinnt er, u. s. w."

Auf gleich lehrreiche Weise wird ferner gezeigt, was in den napoleonischen Einrichtungen von den alten bourbonschen Zeiten entlehnt war, und man kann der Revolution keine schönere Lobrede halten, als wenn man es mit dem vergleicht, was von ihr fortbestand. Sie hat die glänzende Seite der kaiserlichen Regierung, so wie jenes die Schattenseite derselben gemacht. Daſs alle ihre Ausnahmen, Special-, Prevotal-, und Mauth-Gerichte, Militär-Commissionen (Sire, sagte ehemals ein bourbonscher Höfling, ernennen Sie mich zum Präsidenten einer auſserordentlichen Commission, und ich will alle ihre Unterthanen zum Tode verurtheilen machen), ferner ihre Salz-, Tabacks-, Mauth-, Tranksteuer-Einrichtungen, dann ihre hohe und geheime Polizey, die Censurgesetze und Bücherverbote, das unsägliche Tabelliren, Ligniren, die Elatomanie und Büreaucratie, endlich das Einmischen in alle auswärtigen Angelegenheiten, die Unterjochung des Auslandes, daſs alle diese Dinge in ihrer Wesenheit von der sanften Regierung der Lilien herrühren, behauptet unser Vf., und wer kann ihm widersprechen? Wir wenden uns gern mit ihm von diesen Gegenständen weg zu demjenigen, was er etwa als eine Erfindung Napoleons gelten lassen will. Zuerst ist die kaiserliche Universität genannt, „mit dem ganzen Apparat von militärischer Jesuiterey, um die Menschen zu Marionetten zu machen." Auch wir sehen diese Universität als den Hauptbeweis an, wie halb die wissenschaftliche Cultur ihres Urhebers seyn muſs, aber vergessen doch auch nicht, daſs in der Idee, aus sämmtlichen Culturanstalten ein Ganzes zu schaffen, etwas Groſses lag, und daſs sie mit Franzosen ausgeführt werden muſste. Gewiſs war die Ehrenlegion nach ihrem ursprünglichen Sinn eine vortreffliche Erfindung Napoleons, und eine Centralisirung des guten Nationalgeistes in der Revolution. Sie entartete mit der Regierung überhaupt. Über den Rheinbund, eine napoleonische Stiftung, seine innere Niederträchtigkeit und seine wohlthätigen Wirkungen, haben wir oben genug geredet. Durchaus verwerflich nennen wir die Dotationen seiner Groſsen und Heerführer auf Kosten der Gleichheit des Nationalvermögens und des Auslandes; die Verflechtungen seiner Dynastie mit bestehenden Fürstenstämmen finden wir dem Wesen nach den Grundsätzen der Revolution nicht entgegen, aber sie leiteten den Kaiser doch immer mehr von denselben ab, und doch konnte seine Macht nur auf ihnen mit Sicherheit ruhen. Von dem Continentalsystem hat der Vf. dieselbe Ansicht, welche wir auf den ersten Blättern dieser Zeitung v. J. aufgestellt und der faden Verächtlichkeit, womit man es nur bespottete, entgegengesetzt haben. Daſs Englands Seecodex keineswegs auf Gerechtigkeit ruht, sollte man nie bey Beurtheilung jenes Systems vergessen. Über Napoleons Gesetzgebung ist gesagt, daſs sein Handelsgesetzbuch gut sey, sein Civilgesetzbuch in einigen Theilen vortrefflich für Frankreich, wie es damals war, sein peinliches Gesetzbuch den Charakter seiner Tyranney trage, doch noch milder sey, als die alten peinlichen Gesetze Frankreichs. Seine Anordnung der Civilprocedur und Criminalprocedur wird in vielen Stücken verwerflich genannt, „weil seine Räthe, die Urheber derselben, den ganzen Wust französischer Procuratorschikanen, und das verfaulte Gerüste alter königlicher Ordonanzen, mit allen Kleinlichkeiten und verrosteten Förmlichkeiten, Rabulisten-Liebhabereyen und Kniffebegünstigungen darin anzubringen suchten." Besonders treffend ist endlich eine Haupterfindung Napoleons geschildert, die mit dem feinsten Macchiavellismus ausgedachte Centralisirung aller Gewalt und Verknüpfung des Daseyns aller Beamten mit dem der neuen Dynastie, die Lähmung alles Willens und Einschraubung Aller in die künstliche Maschine. Wir glauben nicht mit dem Vf., daſs dieſs höllische Kunstwerk nicht ganz entwickelt werden solle, damit es nicht irgendwo nachgeahmt werde. Dieſs ist nicht

zu fürchten: denn ein Haupt, wie Napoleon, und Werkzeuge, wie Franzosen, gehörten doch auch zur Nachahmung desselben. Auf Isolirung aller Theile der Verwaltung, welche etwas anderes ist, als scharfe Abscheidung der Verwaltungszweige, auf wechselseitige geheime Controllirung, auf Centralisirung der Gewalt in den Chefs der Administrationen nebst der Unmöglichkeit der Mittheilung zwischen ihnen, und auf den einzigen Mittelpunct aller Geschäfte in der Person des Selbstherrschers, war der Macchiavellismus von Napoleon gegründet. Allein die zu weit getriebene Controllirung, wodurch er Alles erfahren wollte, hatte zur Folge, dass er nichts erfuhr: denn ein Jeder von den Staatsbeamten fürchtete den anderen zu sehr, als dass er ihn nicht schonte, und in dem Augenblick, wo der Zusammenhang zwischen der höchsten Gewalt und den Verwaltungen unterbrochen war, stockten sie ganz, weil Niemand ohne den höchsten Willen etwas zu unternehmen wagte. „Man brauchte, sagt der Vf., nicht den *Staat* umzustürzen, nur *einen* Mann, und das Ganze war vollendet, weil dieser Mann im Grunde der Staat war." Nun hat sich der umgestürzte Mann wieder aufgerichtet, und macht Miene, künftig auch einen Staat neben sich dulden zu wollen: wird er wieder umgestürzt seyn, ehe er diess vollbringt?

Von den Hausgesetzen, der Familieneinrichtung seiner Dynastie, kann man nach unserer Ansicht gar nicht urtheilen, weil sie zu sehr Trümmer geblieben sind. Man versuche z. B. nur die Verordnung über den Erziehungspallast in allen ihren Puncten und nothwendigen Folgesätzen zu begreifen. Den grossen Entwürfen Napoleons, die zum Theil begonnen und ausgeführt sind, zu Strassen, Kanälen, Verschönerung der Städte, Kunstsachen u. s. w. lässt der Vf., wie man nicht anders vermuthen konnte, Gerechtigkeit widerfahren. Wenn er Napoleon und die Franzosen lobt, dass sie die Kunstwerke auf einen Punct sammelten, und sie in dem Gefühl, sie seyen die Bewahrer eines Weltschatzes, auf das liberalste von jedem Künstler, und Jeglichem zum Genuss der Anschauung, benutzen liessen: so wäre es doch ein zu tolles Beginnen, wenn wir anderen Völker für die Kosten einer Reise nach Paris nicht einmal dasjenige frey schauen sollten, was man uns geraubt hat.

Dürften wir aus der ganzen bisherigen Erörterung ein Resultat ziehen: so wäre es: Napoleons bestes Lob besteht darin, dass er von den guten Wirkungen der Revolution mehr bewahrte und erhielt, als vielleicht unter den einmal gegebenen Umständen irgend einem Anderen des französischen Volkes möglich gewesen wäre. Wie wir dadurch weder seine Tyranney, noch den Unverstand, den er in so manchen Dingen bewiesen hat, irgend beschönigen wollen, brauchten wir nicht zu erinnern, wenn über die Tagesgeschichte nicht die unverständigsten Schreiber in Deutschland das lauteste Wort führten. Auch pflichten wir völlig dem Vf. bey, wenn er an dem Beyspiel von Spanien zeigt, dass die Wiederaufbauung alles Alten mehr Unglück über die Menschheit bringen würde, als jener Machthaber ihr gebracht hat.

Die Betrachtungen, welche nun folgen, dass die Menschheit noch immer dem Bilde gleiche, welches Luther von ihr entwarf, sie sey wie ein betrunkener Bauer, der immer wieder auf der anderen Seite von dem Pferde fällt, nachdem er auf dieser sich hinaufgeholfen hat, dass der wahre Volksfreund dieses Schwanken zu mässigen, nicht zu beschleunigen suche; besonders auch die kräftigen Worte über die läppische Ansicht vom Mittelalter, die in Deutschland an der Tagesordnung ist, über die Erbuntugend der Deutschen, dass sie nicht aufhören können, nachdem ein Fehler geschah, sich ihn wechselsweise vorzuwerfen, zeugen von einem gediegenen und ächtdeutschen Sinne.

Ein solcher spricht sich auch in dem Gedanken aus, dass das Hauptmittel, uns zu einer wahrhaft deutschen Nation zu machen, in einer von deutschen Fürsten und Völkern für deutsche Fürsten und Völker geschaffenen Verfassung liege, die jedem Volksstamme zwar seinen eigenthümlichen Charakter lasse, doch alle durch Gesetz und Wehreinrichtung wie durch ein unauflösliches Band vereinige. Dass Niemand das Glück einer solchen Verfassung mehr wünschen, ihre Organisation zur kräftigsten Einheit für ganz Deutschland aus den ursprünglichen Keimen der Freyheit vom untersten Volk herauf an sich ausführbarer glauben kann, wie wir, davon zeugen viele unserer Erörterungen in dieser Allg. Literaturzeitung. Aber unter den jetzt gegebenen Umständen, nach den Verhältnissen, Gesinnungen, die sich auf dem wiener Congress entwickelt haben, beschränken wir die mögliche Ausführung unserer politischen Wünsche für Deutschland auf die in unserer Einleitung angedeuteten Grenzen. Mögen sich die Mächte jetzt mit Vertheidigungsanstalten wider Napoleon begnügen, mögen sie den kraftvollsten Offensivkrieg wider ihn beginnen, dessen glückliche Entscheidung unserem Vaterlande ohne Zweifel noch das übrige von Frankreich entrissene alte deutsche Land wiederbrächte: es ist jetzt die dringendste Nothwendigkeit und der glücklichste Zeitpunct, den germanischen Bund unter Österreich rasch zu Stande zu bringen, und Preussen, Baiern, Hannover, Wirtemberg, die jetzt des Beystandes von allen deutschen Kräften bedürfen, zu einem solchen Verein mit ihm zu bewegen, dass diese seine Bundesgenossen in den wichtigsten und innigsten Einrichtungen mit ihm ein nationales Ganzes ausmachen, wenn sie gleich seinem Oberhaupt und Bundestage nicht unterworfen seyn wollen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften auf die Tagesgeschichte in Deutschland bezüglich.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. eilt dann dem besonderen Zwecke zu, welchen er bey allen seinen bisherigen Betrachtungen im Auge hatte, nämlich zu warnen, dass man in dem wieder gewonnenen rheinischen Lande nicht übertrieben eifrig seyn solle, es zu entnapoleonisiren, und wohl gar den ganzen rechtlichen Zustand, der unter der französischen Kaiser-Regierung dort eintrat, als einen unrechtmässigen zu betrachten, wohl gar die verkauften Nationalgüter an den Souverän und die Geistlichkeit zurückbringen zu wollen. Dadurch ist der Moment, wann diese Schrift verfasst wurde, hinlänglich bestimmt. Aber sie bleibt lehrreich, welche Zeiten jenem Moment gefolgt sind, und folgen werden. Niemand könnte mehr aus ihr lernen, als Napoleon selbst, wenn er auf dem Thron Frankreichs bliebe. Sie würde ihm sehr begreiflich machen, wie er sich entnapoleonisiren, und sich und Alles aus dem Frankreich vor der Revolution Angenommene in den Geist dieser versenken müsse, wozu er seiner neuen Constitution zufolge wenig ungeheuchelte Lust besitzt. Man denke nur an die erblichen Pairs, die er in beliebiger Anzahl machen kann, an den Präsidenten des Unterhauses, der seiner Bestätigung bedarf, an seine Staatsräthe, die als constitutionelle Spione die Berathschlagungen der freyen Volksrepräsentanten bewachen sollen.

In No. 4 ist nach einer etwas redseligen und umständlichen Einleitung der ehrwürdige, und den germanischen Völkern eingeborene Grundsatz staatsbürgerlicher Freyheit, *nec regibus illimitata potestas* (*Tac. de mor. Germ.*, nicht *Gall.*, wie der Vf. nach einem hier sehr seltsamen Schreibfehler citirt; die Gallier wollen jetzt durch eine neue Constitution diesen unseren uralten Grundsatz von Napoleon geschenkt haben), trefflich geschildert. „Er unterschied dieselben von jeher als einen edleren Menschenstamm von den eingedrungenen slawischen Nationen, begleitete die deutschen Völker aus ihren Wäldern durch alle Epochen ihrer Geschichte hindurch, bildete sich nach Zeit und Umständen in verschiedenen Gestalten aus, und brachte zuletzt jene heiteren freundlichen Landesverfassungen hervor, in welchen neben der Macht auch die Freyheit wohnte, und das Gesetz den Fürsten wie das Volk beschützte." Diese Schilderung idealisirt freylich unsere ehemaligen Landstände; doch verkennt der Vf. späterhin nicht ihre Schattenseite, und wir müssen hinzufügen, dass despotische Pläne und Gesinnungen vieler deutscher Fürsten dem französischen Despotismus, der die Landstände ganz niederwarf, sehr vorgearbeitet hatten. Wie hoch wird dagegen die Nachwelt dem *edlen* König von *Sachsen* es anrechnen, dass er selbst während der Epoche des Rheinbundes, und ein Glied desselben, die Stände seines Landes in ihren alten ehrwürdigen Rechten zu bewahren wusste! So deutsch dachte eben derselbe Fürst, welchen man als einen Verräther der deutschen Freyheit behandelt, weil er sich nicht früh genug von einer geschlossenen Verbindung lossagen konnte.

Als die wesentlichsten Vorzüge unserer alten Landstände sind hier genannt der Antheil, welchen die Nation durch sie an der gesetzgebenden Gewalt hatte, und ihr Recht, nicht willkührlich besteuert zu werden, sondern nur mit Bewilligung des Landtages, wenn das Gesetz und althergebrachte Gewohnheit nicht die Abgaben bestimmte. Dass eine freye Verfassung, welche diese beiden alten Vorzüge allenthalben in Deutschland an eine Volksvertretung knüpft, uns gegeben werden solle, macht der Vf. sehr fühlbar durch die Bemerkung, wie der Zerrüttung der Finanzen und der Schuldenlast, die sich in den deutschen Ländern aufgethürmt hat, nur durch die Nation selbst abgeholfen werden könne. Allerdings ruht der wahre Staatscredit nicht bloss auf der Regierung, und um so weniger, je ungebundener sie ist. Nur da, wo sie mit dem Volke selbst das ganze Schulden- und Steuer-Wesen zu besorgen verpflichtet ist, kann ein wahrer Staatscredit entstehen. Vielleicht ist es dieser Standpunct, von welchem aus das repräsentative System den deutschen Regierungen am leichtesten annehmlich gemacht wird: denn viele von ihnen möchten den so wahren Satz nicht begreifen wollen, „dass die Gründung freyer Verfassungen nicht bloss Bedürfniss zum Heil der Völker, sondern auch zu Ruhe, Sicherheit und Macht der Fürsten sey."

Die *Ansichten der Vergangenheit und Zukunft* (No. 5) sind nicht unverständig, zeichnen sich aber durch keinen eigenthümlichen Blick aus. Wenn der Vf. meint, Napoleon habe sich als erster Consul der Zügel der Regierung bemächtigt, „ohne seinerseits etwas Wesentliches für die Erreichung dieses grossen Zweckes gethan zu haben:" so möchte man ihn fragen, ob nicht etwa diess, dass alle Übrigen für die Absichten des Helden thätig seyn mussten, für die Grö-

ſie ſeiner Thatkraft auch bey dieſer Gelegenheit zeugt? Wer aus Geſchichtsbüchern, wie *Eichhorns* Geſchichte der drey letzten Jahrhunderte, ſeine Anſichten ſchöpft, muſs ſich freylich mit flachen Wahrnehmungen begnügen. Unter dieſe rechnen wir auch die Verwunderung des Vfs., mit welcher er ausruft: „zwey Feldzüge nur — wird die Nachwelt es glauben? — waren alſo hinreichend, jene furchtbaren, welterobernden Heere der Franzoſen zu vernichten, durch welche Napoleon von der Weichſel bis an den Tajo, von der Nordſee bis über die Mündung von Cattaro herrſchte u. ſ. w." Uns ſcheint nicht, daſs die Nachwelt ſich darüber ſehr verwundern werde: denn die Unhaltbarkeit eines Syſtems, wie das Napoleoniſche, das eine Univerſalmonarchie mit den Werkzeugen des Deſpotiſmus auf die freyeſten Ideen, welche durch die franzöſiſche Revolution in die Politik eingeführt waren, gründen wollte, war ein Unding, das ſich ſelbſt zerſtörte. Nimmt man dazu den verwegen abgewarteten Froſt im Norden, der Hunderttauſende ſeiner Krieger ihm koſtete, den endlichen Abfall gemiſshandelter Völker in der Kriſis des Kampfes und in der Schlacht ſelbſt, und zuletzt Napoleons Stolz, lieber ganz geſtürzt, als nicht Herrſcher Frankreichs nach ſeiner Idee zu ſeyn: ſo war ſein jäher Sturz viel begreiflicher, als der Zuſammenhang der Dinge und der Zuſtand der europäiſchen Staaten und Regierungen, wodurch ſeine rieſenmäſsige Gröſse ſo lange, als ſie wirklich beſtand, möglich geworden.

Am wenigſten flach iſt die Anſicht von dem tief eingewurzelten Princip des franzöſiſchen Cabinets, dem Streben zur Begründung einer Univerſalherrſchaft auf dem Continent; und in dieſer Hinſicht iſt Napoleons Syſtem nur als eine Fortſetzung von den Plänen Ludwigs des Vierzehnten mit Recht betrachtet. Auch von dieſem konnte man ſagen, daſs mit ihm kein Friede beſtehe, kein Vertrag geſchloſſen werden dürfe; denn ſeine ränkevolle Politik, und ſeine deſpotiſche Ehrfurcht galten ihm weit über Treue und Ehre, und ſeine Exiſtenz war unvereinbar mit der Ruhe von Europa. Hätten ſich die friedlicher geſinnten Mächte wider ihn vereinigt, und die Waffen nicht eher niedergelegt, als bis ſie ihn vom Thron geworfen: wahrlich die Zeit Napoleons wäre nie gekommen.

Wir brauchen kaum zu erwähnen, daſs auch in dieſer Schrift die Anſicht herrſche, für Europa ſey kein dauerhafter Zuſtand des Friedens zu hoffen, ohne Deutſchlands Unabhängigkeit, und dieſe nicht anders als von einer feſten und kräftig geſicherten Vereinigung ſeiner Regenten unter ein gemeinſchaftliches Oberhaupt und eine gemeinſchaftliche Conſtitution. Faſt alle deutſchen Herzen und Geiſter ſehnen ſich nach einem groſsen Deutſchland unter dem Banner des habsburgiſchen Hauſes. Was wir von dieſem Nationalwunſche vor der Hand nach unſerer Meinung irgend erreichen können, ſollen wir doch nicht noch einmal wiederholen? Das Verzichtleiſten auf unbeſchränkte Souveränität iſt von mächtigen Königen nicht ſo leicht zu erhalten, als der Vf. zu hoffen ſcheint.

No. 6. Der Schriftſteller, welchen wir auf ihn folgen laſſen, erinnert an die Worte, womit Voltaire, nach ihm der Patriarch der Irreligion, die durch ihn und ſeine „Helfershelfer eingeleitete Revolution" verkündigte: *nos enfans verrons beau jeu.* Die Erfüllung dieſer Weiſſagung ſieht unter anderen der Beantworter der Frage: *was wir Deutſchen zu erwarten haben?* darin, „daſs die Franzoſen zu Meudon eine Lederfabrik aus Menſchenhäuten errichtet haben, auch ſchon den Vorſchlag gethan, Öl aus Menſchenfett zur Erleuchtung der Straſsen zu gebrauchen, und man ſogar die Gefangenen mit Paſteten vom Fleiſch der Guillottinirten geſpeiſet habe." (!!!) Damit wir Deutſchen nun nicht Fleiſch, Fett und Haut zu gleichen Zwecken dereinſt hergeben müſſen, werden wir tapfer zur Religion ermahnt. Wie wir ſolcher Gefahr nahe ſind, wird S. 14 daraus bewieſen, daſs die Kirchen ganz leer ſtehen und die Geiſtlichen wie Prediger in der Wüſte. Der Vf. ſieht gar keine Rettung für unſere Nation, als wenn die proteſtantiſche Kirche unter Ein Oberhaupt und einen authentiſchen Ausleger der heiligen Schriften geſetzt wird, gegen welchen keine Philoſophie, keine hiſtoriſche und exegetiſche Gelehrſamkeit proteſtiren darf. Seine gröſste Hoffnung geht dahin, daſs bey der neuen Ordnung der Dinge die hohen Alliirten uns ein ſolches Geſchenk des Himmels geben werden. Begeiſtert ruft er aus: *Fiat lux! Unus Paſtor et unum Ovile!* wobey wir nur das Bedenken haben, daſs das Licht faſt allenthalben beſſer angebracht iſt, als im Schafſtalle.

No. 7. So kommen wir vorbereitet zu den *erſten Worten u. ſ. w.*, in welchen Jeſaias eine groſse Rolle ſpielt, und eine fürchterliche Zuchtruthe über Napoleon Bonaparte ſchwingt. Ein hier angeführtes Wort des Propheten ſpricht die Haltung, welche in dem gegenwärtigen Moment die hohen Alliirten wider Napoleon behaupten und den Ton, den er angeſtimmt, vortrefflich aus: „wenn du des Verachtens ein Ende gemacht haſt, ſo wird man dich wieder verachten!" Im Übrigen glaubt der Vf., daſs jener franzöſiſche Machthaber von Natur und in der Jugend nicht ſo durchaus ſchwarz geweſen ſey. Über den Augenblick, da derſelbe das Oberhaupt eines mächtigen Volkes ward, drückt er ſich ſo aus: „Erkaltet waren die romanhaft hohen Gefühle, welche ſeiner Jugend Gängelband geweſen, untergegangen die lieblichen Traumgebilde von Völkerfreyheit und Staatenwohl; einſam und verwaiſet ſtand der Emporgekommene in einer Welt, die nur um ſeinetwillen vorhanden zu ſeyn ſchien, u. ſ. w." Die kleine Schrift iſt noch vor dem pariſer Frieden geſchrieben; aber gleichwohl kann auf unſere Tage der Aufruf paſſen: wer ſein Vaterland, wer ſeinen Fürſten liebt, darf jetzt nicht ruhen; die heiligſte Pflicht fodert auf zum gröſsten Kampfe, der ſeit vielen Jahrhunderten beſtanden worden iſt!

Die Briefe über die Angelegenheiten der Deutſchen (No. 8) ſind nicht ſo ſchlecht, wie ihr Anfang; „Du haſt Recht, lieber Bruder, es müſste eine erbärmliche Maſchine ſeyn, wer nicht ergriffen würde, von den

Nachrichten aus allen Enden unseres Vaterlandes u. s. w." Sie sind geschrieben, als die Befreyung Deutschlands noch nicht entschieden war, doch in dem Augenblick, als kein deutsches Volk mehr unter den Fahnen von Bonaparte focht. „Unser altes Kaiserhaus, heisst es in ihnen, hat das grosse Schwert gezogen, und die Paniere aller Fürsten haben sich um dasselbe versammelt zum heiligen Kriege." Ein Glück übrigens, dass uns England mit besseren Waffen versehen hatte, als die Schwerter sind, die uns nach dem Vf. „*aus den Wolken winken, und das geweihte Eisen, das uns hinzieht zu dem Pole unseres edleren Lebens!*" Hoffentlich macht ein kriegerisches Leben und ein öffentliches, welches wir durch das Schwert erkämpfen, uns bald wieder so natürlich, dass dergleichen Art zu reden in Deutschland nicht mehr erlaubt wird: denn sehr wahr ist, was S. 31 ausgesprochen wird, dass in ehemaligen Freyheitskriegen die Völker grösstentheils nur um ihre Erhaltung, wir in dem unserigen um unsere *Wiedergeburt* stritten.

Richtig ist auch im Verfolg bemerkt, dass der universelle Geist deutscher Bildung auch in den Zeiten der Entartung, aus welcher uns die Wiedergeburt retten soll, sich fort entwickelte. Wir möchten hinzusetzen, dass eben unser universeller Charakter unsere nationelle Entartung förderte. Das grösste Problem, welches unsere Politik zu lösen hat, wird immer die Frage seyn, wie wir die beschränkte und concentrirte Kraft einer Nation uns aneignen, ohne unserer menschlichen Universalität Abbruch zu thun. Die einzig mögliche Art, es glücklich zu lösen, zeigt uns die Geschichte in unserer alten Verfassung, dass nämlich die freyen deutschen Völker „durch das Band der Treue unter einem gemeinsamen Oberhaupt vereinigt seyen." Lasst uns von dieser Idee jetzt soviel verwirklichen, als es die Umstände erlauben, damit sie uns nicht ganz verloren gehe!

Die allgemeine Religionsgleichheit, Pressfreyheit, allgemeine Handelsfreyheit, Auswanderungsfreyheit, welche No. 9. als das gegenwärtige höchste Interesse der Deutschen betrachtet, können zu den Grundzügen der Verbindung zwischen dem jetzt möglichen germanischen Bunde und den mit ihm harmonirenden gesonderten deutschen Staaten gehören. Die Reichsjustiz, welche der Vf. ausserdem noch verlangt, kann freylich bey jenem Verhältniss kein allgemeines Band für alle Deutschen werden.

No. 10. Es war ein glücklicher Gedanke, in unseren Tagen einen *Vaterlandskatechismus für die Deutschen* zu verfassen: denn es ist unter uns noch gar wenig bekannt, wohin wir als solche trachten sollen. Der vorliegende ist nur für die *höheren Stände* bestimmt, wie der Titel aussagt. Ohne Zweifel soll dieser Zusatz anzeigen, dass in dem Buche selbst Gegenstände berührt und Gedanken entwickelt sind, zu deren Fassung schon eine gewisse Bildung des Geistes erfodert wird. Ausserdem thut es freylich mehr Noth, die höheren Stände, als den gemeinen Bürger und Bauer auf die Deutschheit zu richten: denn diese haben sich von ihr nicht entwöhnt, wie jene. Wünschenswerth ist übrigens sehr, dass ein Katechismus auch dem gemeinen Mann in Deutschland Vorstellungen von der grossen deutschen Nation und über dasjenige gebe, was er dunkel in sich fühlt.

Sowohl aus einem solchen eigentlichen deutschen Volkskatechismus, wie aus dem hier bezweckten Vaterlandskatechismus für die höheren Stände, müsste aber Alles wegbleiben, was nicht den Deutschen allein als solchen betrifft: denn sonst würden diese Bücher ihren eigenthümlichen Charakter und Zweck verfehlen, und gar keine Grenzen für ihren Inhalt sehen. Der vorliegende Versuch hat sich dieselben nicht genau gezogen. Die Rede in solchen Katechismen müsste höchst einfach und spruchhaft, der Begriff unwandelbar bestimmt, die Methode sokratisch seyn. Wir müssen auch in diesen Hinsichten den gegenwärtigen Vaterlandskatechismus vielfach tadeln; und gleichwohl verdient er als erster Versuch der Art allerdings Lob. Ein herzlicher deutscher Sinn ist unverkennbar in ihm, und die Aufgabe ist nicht mit Kargheit gedacht.

Sofort der erste Abschnitt, welcher die Überschrift hat: „der Deutsche soll in seinem Vaterland bleiben," und mit Frage und Antwort zu dem Resultat führt, er solle es desshalb, weil dem Bürger jedes Volkes aus der Natur seines Landes, aus den überlieferten geistigen Formen eine Eigenthümlichkeit anstamme, innerhalb welcher der Mensch in ihm sich am schnellesten und besten entwickele, zeugt sowohl von einer wahrhaft deutschen Denkart, als von einer weiteren Basis der Gedanken; und wenn eben daselbst so allgemeine Fragen vorkommen, als z. B. wer ist Gott? so wird man nicht glauben, dass der Vf. mit der Ökonomie zu Werke gehe, deren ein Katechismus am wenigsten entbehren kann; oder wenn man eben daselbst auf Phrasen der Art stösst: „dann kann die Sonne ein Eisberg und das Weltenmeer der Milchstrasse ein Sandhaufe werden, wenn der Deutsche den an ihm ergangenen Ruf Gottes im Auslande besser erfüllt, als wie in seinem Vaterlande:" so verzweifelt man an einem einfachen und spruchhaften Vortrag in diesem Buche.

Im zweyten Hauptstück verliert sich die Weise eines Katechismus schon so sehr, dass nur die eine Frage geschieht, welche die Vorzüge Deutschlands seyen, und dann eine nicht unberedte, doch auch wortreiche, ungefähr zwanzig Seiten lange Schilderung unserer Vorzüge erfolgt, welche beweisen soll, dass das deutsche Land und Volk die vorzüglichsten der Erde sind. Geziert, und also undeutsch, in jeder Art von Vortrag, und um wie vielmehr in einem Katechismus verwerflich, sind Stellen der Art: „Unsere Sprache rollt mit dem Donner, braust mit dem Sturm, tobt mit dem Meere, lispelt mit dem Blatte, säuselt mit dem Westen, flötet mit der Flur, jauchzet mit dem Himmel, *brüllet mit der Hölle.*" Muss den Zöglingen dieses Katechismus bey solchen Stellen nicht blau und grün vor den Augen werden, und warum wollen wir die deutsche Universalität so weit ausdehnen, dass sie auch mit der Hölle brüllen soll? Die Übertreibung ist ein sehr undeutscher Zug, und eine Krankheit unserer

neuesten Secten. Weg mit diesem Übel aus einem Katechismus für Deutsche!

Das dritte Hauptstück hätte nicht überschrieben seyn sollen, die deutsche Reichsverfassung *ist*, sondern *war* gut. Es enthält dann auch nur fromme Wünsche für eine künftige Verfassung Deutschlands. Der eigentliche Satz, welcher erhärtet werden soll, dass nicht die deutsche Reichsverfassung, sondern die häufigen Verletzungen derselben unser Vaterland in namenlose Leiden stürzten, hat zu wenig bestimmte Wahrheit, als dass er in einem Volksbuch stehen dürfte: denn dass sich die gute Reichsverfassung soviel verletzen liess, ist doch wohl Beweis, dass es ihr irgendwo fehlte.

Sämmtlichen Ständen Deutschlands werden im vierten Hauptstück nicht nach Weise eines Katechismus, sondern in Abhandlungen, die sich auf eine kleine Frage losgeben, allerhand nützliche Wahrheiten gesagt; allein mancher Abschnitt, wie z. B. über den Arzt, den Richter, den Polizeybeamten, den Schatzbeamten (nennt man diese letzten füglich einen Stand?), könnte eben so gut in einem Vaterlands-Katechismus für andere Nationen stehen. Überhaupt hätten alle diese Ausführungen gedrängter seyn, und vorzüglich auf die deutsche Individualität und den Zustand in Deutschland streng bezogen werden müssen. Wenn dem Bauernstand allerley ökonomische Lehren gegeben werden: so sieht man gar nicht ein, wie sie in diesen Vaterlands-Katechismus der Deutschen aus den *höheren Ständen* kommen.

Warum in einem besonderen Hauptstück über den *Staat* noch einige allgemeine Sachen gesagt werden, da die Wünsche über politische Verfassungen der Deutschen besonders vorgetragen sind, möchte auch nicht befriedigend zu beantworten seyn. Zweckmässiger werden die Haupttugenden beschrieben, an deren Befolgung die Freyheit und das Wohl des deutschen Volkes hängt. Wie viel Schönes, Eindringliches könnte ein gediegener klarer, einfacher deutscher Mann, und Meister der Sprache, volksmäsig darüber sagen! Der Vf. macht zu viel Wortgepränge und Rednerey in *Arndts* gewiss nicht populärer Manier.

Sein Eifer ist so redlich, er betrachtet Deutschland aus so vielen guten und richtigen Gesichtspuncten, dass er sich gewiss bey neuer Bearbeitung dieses Buches einer strengeren Form, eines schärfer gedachten Planes, einer ächt deutschen Ökonomie und Einfalt befleissigen wird.

Der Bogen No. 11 enthält *einige Worte*, wie man sie jetzt allenthalben in Deutschland hört, welche Freyheit des Handels, ungestörtes Gewerbe mit den deutschen Brüdern, Gleichheit der Verpflichtungen sämmtlicher Stände, gänzliche Aufhebung des Feudalwesens, Pressfreyheit, Volksrepräsentation u. s. w. verlangen. Wird uns nicht alles gefoderte Gute zu Theil: so müssen wir besorgen, dass die Fürsten von dem Rufen auf allen Heerstrassen taub geworden sind.

Dem Vf. von *Deutschlands Hoffnungen* (No. 12) glauben wir seine Versicherung, dass die Jahre ihm verbieten, an der Seite seines Sohnes für die deutsche Freyheit zu kämpfen, denn auch die Stimme, die er dafür erhebt, ist schon schwach. Er verlangt übrigens als ein aufgeklärter, gutdenkender Mann, allerley heilsame Dinge gleich seinem Vorgänger.

Der *Gerichtshof über die französische und deutsche Sprache* (No. 13) wird auf die Art gehalten, dass der Vf. nach seinen eigenen einleitenden Bemerkungen die Urtheile mehr und weniger achtungswerther Männer aus verschiedenen Zeiten über dieselben mit ihren eigenen Worten zusammenstellt. Er hat dabey die lobenswerthe Absicht, darzuthun, dass die französische Sprache weder für die formelle Bildung, noch für die Beförderung der Wissenschaft in Deutschland, nöthig sey; unserer freyen Ausbildung überhaupt, und besonders der Entwickelung unserer Sprache geschadet habe; dass diese den Schutz unserer Fürsten und Völker verdiene. Wie hart ist, dass dergleichen noch in unseren Tagen bewiesen werden muss!

Die ersten Abschnitte über die Allgemeinheit der französischen Sprache in *Deutschland* und über die *Gründe* ihrer Allgemeinheit, gehören eigentlich nicht in den Plan des Vfs., und die Stelle aus Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit weder in den zweyten Abschnitt, weil sie keinen *Grund* von der Allgemeinheit der französischen Sprache angiebt, noch in den ersten, weil sie von derselben in *Europa* überhaupt redet. Übrigens sagt sie sehr wahr, dass seit dem Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten alle europäischen Sprachen durch den Einfluss der französischen, oder durch ihre Herabsetzung zu Gunsten derselben, mehr oder weniger gelitten haben.

Wie die deutsche reicher sey, als die französische, soll hier dadurch bewiesen werden, dass diese eine abgeleitete, jene eine Ursprache ist, die sich ins Unendliche fortbilden könne. Allein hieraus folgt höchstens, dass dieselbe einst reicher werden könne, als die französische. Vor der Hand möchte doch noch Manches, was wir für Reichthum halten, ausgemerzt werden, so wie die Cultur unserer Sprache höher steigt. So dürftig, wie die Franzosen, sind wir freylich nicht in der Beugung (Declination), und doch dürftig, klanglos darin, bis zum Ärger und zur Schande. Wir haben ehemals vielmehr Beugung gehabt, was beweiset, so wie auch der Überrest derselben, dass an sich eine reiche Beugung, wie Griechen und Römer sie besassen, unserer Sprache gar nicht zu entstehen brauchte. Unsere geistreichsten Schriftsteller müssen dazu thun, dass wir allmählich wieder mehr Beugung erhalten. Wir Deutschen sollen auch bey der Sprache nicht vergessen, dass wir uns weit mehr durch eigene Kraft und Einsicht zu Deutschen machen, uns weit mehr selbst schaffen müssen, als sich andere Völker selbst zu solchen zu bilden brauchen. Unsere Freyheit ist grenzenlos, die reiche Mutter aller europäischen, und darum dürfen wir nie das Schicksal sorglos walten lassen, wenn unsere Fehler, Irrungen, uns nicht in eine grenzenlose Erbärmlichkeit bringen sollen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften auf die Tagesgeschichte in Deutschland bezüglich.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wie billig, ist sehr hervorgehoben, dass unsere Sprache in Ableitungen und Zusammensetzungen so gross sey, als die französische armselig. „Bey den Deutschen treten die Urwörter jedes mit einer zahlreichen Sippschaft auf; die Ableitungen sind *grösstentheils* regelmässig gebildet, und *jeder* derselben ist Zug und Charakter des Stammwortes so fest eingedrückt, dass man *sie* zugleich für Mitglieder einer Familie erkennen muss.“ Diese Stelle ist vom Herausgeber selbst, und beweiset, dass er, ungeachtet er den Sprachgerichtshof versammelt, nicht zu sprechen verstehe. Sind die Ableitungen nur grösstentheils regelmässig gebildet: so kann nicht einer jeden von ihnen der Charakter u. s. w., und nicht alle Ableitungen, welchen Sinn hier die Wortfolge giebt, sondern nur jene von demselben Stammwort wird man für eine Familie erkennen.

Wenn wir in Hinsicht auf Kürze des Ausdrucks vorzüglich wegen unseres Reichthums an Ableitungen und Zusammensetzungen, dem wir insonderheit auch die Poesie unserer Sprache verdanken, und aus den übrigen hier bemerkten Gründen, den Vorzug vor der französischen haben, und unsere Schreibart dennoch weitschweifiger ist: so möchte die eigentliche Ursache davon hierin zu suchen seyn, dass wir unserer eigenen Sprache noch wenig Meister sind, und in unserer reichen Schriftstellerwelt noch immer eine unglaublich geringe Zahl wirklich einen Stil schreibt.

In dem Urtheil, dass die französische Sprache vieltöniger und wohlklingender sey, als die deutsche, ist freylich richtig in Anschlag gebracht, welchen Schwarm von dumpfklingenden Endungen, und welche Einförmigkeit des Tons in unseren Ableitungen und Zusammensetzungen wir nicht los werden können, wie dagegen die Franzosen bey ihrer Menge von Stammwörtern, und ihrer Armuth an abgeleiteten und zusammengesetzten, mehr Wechsel des Tons haben dürfen. Allein man sollte doch auch erwägen, dass die einförmige Art, wie diese ihre Wörter aus den römischen machen, eine unleidliche Eintönigkeit unvermeidlich mache; und da hier zugegeben ist, dass unsere Sprache viel malerischer sey, ein genaueres Zeit- und Ton-Mass habe, als die französische, sollte sie da wirklich an Wohllaut hinter der letzten zurückstehen können?

In der Kunst des *Vortrags* muss nach diesem Sprachgerichtshof der Deutsche dem Franzosen weichen. Es erhellt nicht ganz, ob hier unter Vortrag der Stil überhaupt, oder bloss mündliche Darstellung verstanden sey. Von Vortrag überhaupt scheint indess die Rede zu seyn: denn ein schöner, leichter, wird den Franzosen so im Gespräch, als in Schriften beygemessen. Er ist freylich bey ihnen häufiger, wie bey uns; aber diess liegt weder in unserer Sprache noch Naturanlage, sondern einzig darin, dass wir in der formellen Ausbildung bis auf wenige Ausnahmen noch Barbaren sind. Vor der Hand ist Klarheit des Vortrags, das erste Element des guten Stils, ohne welches keine Schönheit desselben Statt finden kann, der französischen Sprache allerdings leichter, weil sie, wie hier richtig bemerkt ist, nicht nur für einzelne Begriffe festen und strengen Umriss ihrer Zeichen, sondern auch für zusammengesetzte sich stete Formen gebildet hat. Es wird aber eine Zeit kommen, wo wir ein Gleiches für unsere Sprache mit viel reicherer Mannichfaltigkeit gethan haben, ohne desshalb Sclaven der Stetigkeit solcher Formen zu werden. Wenn nur unsere Schriftsteller, so wie sie etwas darstellendes Talent in sich empfinden, nicht gleich ein Wunder von Stil seyn wollten, und eben deshalb anschauliche Klarheit in Begriff und Wortordnung und den Wohlklang, wie ihn ein gesundes deutsches Ohr will, durch Schnörkeln und Künsteleyen aller Art unmöglich machten, oder, indem sie sich der Klarheit und Einfachheit befleissigen, sie erreichen zu können glaubten, ohne das Bleyerne ihrer Natur in Elasticität verwandelt zu haben!

Wir übergehen die Stellen, welche den schädlichen Einfluss der französischen Sprache auf Deutschland hier darthun sollen, weil in dieser Zeitung schon oft über denselben Gegenstand die Rede gewesen ist. Um die deutsche Sprache in alle Rechte, aus welchen sie verdrängt ist, wieder einzusetzen, scheint uns der Hauptpunct, dass alle deutschen Staaten eine treue Übereinkunft treffen, nie in den Staatsgeschäften, weder unter sich, noch mit anderen Mächten, eine andere, als die deutsche Sprache, zu gebrauchen, und die lateinische daneben als übersetzende Dolmetscherin gelten zu lassen. Dass die französische als die eigentlich diplomatische galt, als die officielle in den wichtigsten Angelegenheiten und für die am feinsten ausgebildeten und geistreichsten Männer der vornehmen Welt,

die Diplomatiker, ist die Quelle alles Übels gewesen: denn dadurch ist verhindert, dass zwischen unserer besten Gesellschaft und unserer Sprache eine Wechselwirkung eintrat, durch welche allein die letzte ein Leben erhalten kann, das wiederum eine lebendige Gesellschaft hervorbringt. Die lateinische Sprache aber nennen wir die diplomatische Dollmetscherin, wenn ein europäischer Staatsmann mit einem Staate verhandelt, dessen Sprache ihm nicht geläufig ist. Dass man, wie hier vorgeschlagen ist, die deutsche und italiänische Sprache zur doppelten europäischen Staatensprache erheben sollte, wäre eine Ungerechtigkeit gegen die übrigen Nationen, die uns noch verwerflicher dünkt, als die usurpirte Herrschaft der französischen: denn diese ist durch den Lauf der Zeiten und als ein Missbrauch entstanden, wogegen die vorgeschlagene doppelte Staatensprache Tyranney von Rechtswegen ausüben würde.

„Sind wir Deutsche,“ sagt das Büchlein von den *Vorzügen einer Nationaltracht*, (No. 14), das sich viel zu schaffen macht mit den *guten deutschen Frauen*, gesinnet, wie es Deutschen ziemt, wie unsere Voraltern gesinnt waren, *warum nicht auch so aussehn?* Der Deutschen Charakter ist kein erborgter Charakter: warum seine Kleidung? (nämlich eine erborgte?) Uns dünken diese Fragen gar zu naiv, denn so schwer es ist, auszumitteln, wie unsere Voraltern gesinnt waren, und welche derselben, aus welcher Zeit, die Vorbilder unseres Sinnes seyn sollen: eben so schwierig ist, ins Reine zu bringen, wie welche von ihnen wir aussehen wollen. Zuletzt finden wir keine ächt deutsche Tracht, als in den Urwäldern Germaniens, und das berühmte Büchlein von Tacitus wird an die Stelle unseres Modejournals treten. Damit ihr aber den Knüttel, womit der Uhr erschlagen wird, nicht in den Koth fallen lasst: so stellt vier an der Zahl einen Deutschen vor, und tragt jenen insgesammt. Oder wollt ihr aussehen, wie die deutschen Ritter und Ritterfrauen eurer romantischen Zeit? Leider waren die noch ausländischer gekleidet, als wir heut zu Tage, und ahmten in ihren Moden nicht bloss Franzosen und Engländer nach, sondern auch die Spanier, Italiäner, Niederländer, Byzantiner u. s. w. So deutet schon die Geschichte darauf hin, dass wir Deutschen so wenig, als die übrigen europäischen Völker, uns durch eine Nationaltracht sondern sollen: sie passt durchaus nicht in den modernen oder universellen Zusammenhang der Welt, der etwas Grosses hat, das über alles sogenannte Volksthum weit hinausreicht. Darin nur liegt das Übel, dass wir Deutschen bisher nicht verstanden, uns in der europäischen Gesellschaft als selbstständige Leute aufzuführen. Sinnet nur in euren Hauptstädten nach, wie ihr Bequemlichkeit, Zweckmässigkeit, Schönheit, in sofern die dermaligen Begriffe davon nicht zu hart durch das wahrhaft Schöne bedrängt werden, mit allen möglichen Variationen in einer deutschen Kleidung vereinigen wollet, und bestehet hartnäckig darauf, dass sie als ein deutscher Schnitt eben so gut in Europa gelten solle, wie der französische, englische. Bald scheint der Vf. auch aus ein Gleichheit, mehr Unabhängigkeit von der ausländischen Mode, als eine bestimmte deutsche Nationaltracht zu fodern, dann wieder gar keine Mode dulden zu wollen, sondern nur die entschiedenste Nationalform, jedoch mit allerley Variationen nach dem originellen Sinn eines Jeden. So ermahnt er S. 25. 26 die guten Frauen: „gehet nicht *vermessen* (verwegen, oder schlecht gemessen?) gekleidet, lasst nicht *jede* Woche einen anderen Schnitt an euren Kleidern wahrnehmen, gebt dem Schönen vor dem Ausgezeichneten, dem Bequemen vor dem Unbequemen den Vorzug, ändert und wechselt *nicht immer* (zweymal im Monat, gute deutsche Frauen, kauft euch demnach Kleider mit einem neuen Schnitt, aber hört dabey): „was euch gut lässt, (was euch gut bleiben lässt?) „daran haltet euch. Eine anders Gebaute gehe anders gekleidet, wenn die Abweichung, die sie sich erlaubt, nicht allzusehr von der *Nationalform* abweicht, *denn diese muss jedem Schnitt zum Grunde liegen.*“ Wir fürchten, dass Deutschland auf solche Weise weder eine Nationaltracht, noch eine geschmackvolle Mode, sondern nichts als eine gezwängte Mode bekommen werde.

Der Versuch über *Norddeutschlands Grenzen und Vertheidigung* (No. 15), ist von einem Mann verfasst, der einen hellen militärischen Blick hat. Auch er erwartet ungleich mehr von dem pariser Frieden, als uns derselbe geleistet hat. „Die neueren Zeitereignisse, sagt er, haben erwiesen, dass Deutschland mit dem Elsass, Lothringen und den Niederlanden seine Vormauer verlor.“ Zum Theil ist uns diese Vormauer wieder gesichert worden; und bricht jetzt der grosse Krieg wider Frankreich wirklich wieder aus: so wünschen wir herzlich, dass der Friede, welcher ihn beendet, jene *ganze* Vormauer den Franzosen entreisse. Der eigentliche Gegenstand dieser Schrift, die norddeutsche Militärgrenze, wird nur aus dem Gesichtspunct einer aufzustellenden Defensive betrachtet. Norddeutschland befindet sich, wie die meisten Länder, in der Nothwendigkeit, sich eine Vertheidigungsfronte durch die Kunst schaffen zu müssen. Für das Land zwischen der Niederelbe und dem Gebirge in westlicher Richtung glaubt der Vf. die Militärgrenze am vortheilhaftesten vom Ausflusse der Saale längs dem Gebirge über das Eichsfeld bis zur Werra und Weser zu ziehen. Hessen bilde da ein Bollwerk, dessen man sich wenigstens durch eine genaue Verbindung mit seinem Inhaber versichern müsse. Von der Weser ab zeigen sich dann zwey Richtungen zur Militärgrenze mit Ausschluss von Hessen, deren eine über das waldecksche und übrige Gebirgsland auf Coblenz hinablaufe, die andere aber über Paderborn und Lippstadt bis zum Rhein auf Wesel fortgehe. Da der Vf. die Gegenden vom Main und Neckar zum Centrum von Deutschland rechnet: so zieht er auch in Hinsicht auf sie die Vertheidigungslinie von Norddeutschland, welches wir, wenn der hier gezogene Plan zu Stande käme, wohl das preussische Deutschland nennen müssten. So lange sich nicht, heisst es in der Vorrede, in der Mitte von Deutschland, in dem alten Frankenlande, eine eigenthümliche Macht bilde, welcher sich alles Übrige an-

schliessen könne, sey Preussen die Stütze von Norddeutschland, so wie Österreich von Süddeutschland. Allein wir sehen keine Möglichkeit, als durch die gewaltsamste, vielleicht mit dem Verderben Deutschlands endende Operation, wie eine solche grosse deutsche Kaisermacht in der Mitte von Deutschland entstehen möchte. Bilden nur vorläufig Preussen, Hannover, Baiern und Wirtemberg befreundete Bollwerke des von uns vorgeschlagenen germanischen Bundes unter Österreichs starker Obhut: so ist für ganz Deutschland eine allgemeine Militärgrenze zu erreichen, die zu einer vollendeten künftigen Einheit der deutschen Kräfte eben so viel Hoffnung giebt, als ihr durch die genaue Sonderung der Militärgrenzen von einzelnen deutschen Ländermassen Abbruch geschieht.

No. 16. Über das *schwarze Buch* wissen wir nichts zu sagen, als dass in demselben eine Fratze, die Napoleon genannt wird, recht schwarz hingesudelt ist. Warum sollten wir uns mit einem Buche länger beschäftigen, wodurch man im Grunde nichts Authentisches erfährt, als dass sein Vf. auf Napoleon ergrimmt ist? Zur unparteyischen Beleuchtung von dessen Charakter nimmt er noch einen anderen Schriftsteller zu Hülfe, der „Alles umfassende Kraftausdrücke" hat, und uns folgenden authentischen und unparteyischen historischen Aufschluss über Napoleon Bonaparte giebt: „Sein erster Laut war *eine Lästerung Gottes*, seine erste Empfindung *Blutdurst*, und das erste Zucken seiner Hand ein *Krampf der Wuth, ein Faustschlag gegen den Schooss, der ihn gebar.*" Es wäre doch wohlgethan gewesen, wenn uns das schwarze Buch eine Bescheinigung dieser Thatsache von Madame Lätitia Bonaparte geliefert hätte.

No. 17. *Ob Jupiters Gericht über Herrn Urian* wirklich, wie der Titel aussagt, *in der Hofbuchdruckerey des Herrn Jupiter* gedruckt sey, können wir nicht entscheiden; nur steht dieselbe, wenn es wahr ist, gewiss in einem recht unsaubern Bierkeller, wohin auch der Ton vortrefflich passt, welchen die olympischen Götter in diesem Gericht führen. So sagt Mars über Napoleon:

„Den Urian, den muss man tödten!"

und Jupiter entgegnet:

„Was will das Titschli-Watschli sagen."

Juno sagt von ihrem Gemahl:

„Doch weil er selbst noch gerne *grabelt*,
Und, wenn er kann, mit *Dirnen schnabelt*, u. s. w.

No. 18. Das *Sündenregister der Franzosen in Deutschland* wird dadurch vermehrt, dass sie dieses Buch veranlasst haben. Es ist eigentlich geschrieben, um obscure Schriftsteller zu verherrlichen, die von der französischen Polizey Etwas auf die Finger bekommen haben, und im Grunde von jeder guten Polizey auf dieselbe Art gestraft werden sollten.

Mr.

N. S. *Nachdem obige Recension schon grossentheils abgedruckt war, wurde bemerkt, dass die unter No. 1 beurtheilten* Ansichten über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft *dieselbe Schrift sind, deren* zweyter Abtheilung *sowohl der Verlagsort* (Wiesbaden, b. Schellenberg), *als der Name des Verfassers* (J. N. Harscher von Almendingen) *beygefügt ist. Der Hr. Recensent hat nur die* erste *Abtheilung in Händen gehabt; das* ganze *Werk, 448 S. in 8, war bereits früher einem anderen Mitarbeiter zur Beurtheilung übertragen.*

Das Directorium der J. A. L. Z.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Cnobloch: *Der Eilfertige.* Eine Original-Charakter-Komödie in 5 Aufzügen und in Versen, von *G. L. P. Sievers.* VIII und 192 S. 8. (18 Gr.)

Der Titel und die Vorrede beweisen, welche hohe Meinung der Vf. von dem hegt, was er hier geleistet zu haben wähnt. Indem er uns auf der einen Seite eine Erinnerung an die stehenden Charakterstücke, wie sie die französische Bühne aufgestellt hat, ja eine hohe Meinung von der Einheit der Scene wiedergeben will, glaubt er auf der anderen das, was in den bisherigen Productionen deutscher Lustspieldichter aufgeflackert sey, zuerst in einem Kunstwerk, wo Alles aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangen, hieraus geführt zu haben. Nirgends jedoch beurkundet sich irgend ein wahrhaft komischer Trieb, und man sieht dem Vf. nichts, als die selbstgefällige Absichtlichkeit an, womit er durch ein eigenes Product seine anderwärts aufgestellten Theorieen besiegeln und mit Autorität versehen will. Das Stück läuft in regelrechten fünffüssigen Jamben ab, gegen welche sich nichts einwenden lässt, als dass ihre Gemessenheit nur ein Zusatz mehr zu dem Bley der Langenweile ist, die dem Leser von Anfang bis zu Ende auf den Schultern haftet. Man soll durchaus lachen und den Witz anstaunen, und fühlt sich nur zu jenem wie mit einer stumpfen Bürste gekitzelt; der Witz und das Komische ist gleichsam in Bravourarien abgetheilt, und doch wird es Niemand zu dem Klatschen bringen, worauf es berechnet ist. Die Lustspielelemente liegen hier in trockenen Pülverchen, in Papierchen gewickelt, gefangen neben einander da, und es fehlt der Aufguss, der die chemische Procedur erst ins Leben bringt; man sieht nun die Papierchen auf Marionettenart hin und her tanzen, von einem schwachen elektrischen Knistern bewegt.

Der Held des Stücks, *der Eilfertige*, ist von der fixen Idee belebt, er habe zu nichts Zeit. Nun sieht man aber in der ganzen übrigen Erscheinung des Mannes durchaus nichts, was diese Narrheit motivirt und in irgend einen Zusammenhang mit seinem Übrigen bringt; und die Übertreibung kann ein paar Mal als Schnak und Posse gelten, wird aber, systematisch

wie hier behandelt, ja man kann sagen abgehandelt, zur abgeschmacktesten und geistlosesten Manier. Der Halt, auf den sich das ganze Stück stützt, beruht daher im Grunde genommen auf einer Unstatthaftigkeit, auf einer Sünde gegen das wahre Komische. Und so steht die Grobheit, zu welcher die fixe Idee, zu nichts Zeit zu haben, den Baron gegen alle Anderen verleitet, im Contrast mit Allem, was man von einem Manne, der die Welt gesehen und ihre Sitte anerkennt, zu erwarten hat: so dass man sagen kann, indem er in die Rolle seiner fixen Idee hineingeräth, fällt er aus der Rolle des Edelmanns, und schon überhaupt des Menschen von Takt und richtigem Gefühl widrig heraus, z. B. gegen den Hofmarschall und gegen den Fürsten. Ganz ohne Sinn ist das Duell zwischen ihm und dem elenden Wicht, von Habicht. Ausserhalb seiner Narrheit wird der Baron vom Vf. auf eine Weise vorgestellt, die für ihn einnimmt, und die zugleich die Wirkung seiner lächerlichen Seite aufhebt, und diese aus aller Bedeutung reisst. Höchst widrig ist es auch, wie sich die Hauptpersonen des Stücks erniedrigen, den wahrhaft unehrlichen Habicht, aus dem man, und wohl auch der Vf., am Ende gar nichts zu machen weiss, zum Vertrauten ihrer Herzensangelegenheiten, und zwar der Major mit klingenden Bestechungen zu machen, die am Ende der Baron noch überbietet.

Der Witz ist überall beabsichtigt, und nirgends aus Naturgabe hervorgegangen. Wo wäre wirklicher Witz in Späsen, wie folgt: Verstehst Du keinen Spass, *Du Spitzchen?* (S. 3.) S. 11 sagt die Kammerjungfer zu sich:

Lass, Lieschen, deines Witzes Mienen *spielen!*
(Die Gräfin kommt.)
Sieh da! ich kann sogleich *ins Schwarze* zielen!

S. 53 sagt der Major zu demselben Lieschen, das ihm Glück verschaffen will:

So lass zum voraus dich, du holde Seele,
Den Phönix aller Kammermädchen heissen,
Und wirst einst zum Verbrennen du dich neigen,
Sollst schöner aus der Asche du ersteigen.

Ist hierin Witz: so muss er weiter hergeholt seyn, als man ihn zu suchen Lust hat. Ein recht plump petrificirter Superlativ ist die alberne Geschichte S. 39, wo Bettelkinder, die dem Baron für seine Gabe danken wollen, dem Abwehrenden, der „dazu keine Zeit hat," den Rock herunter reissen, worauf der Rocklose, für einen Dieb gehalten, vor die Polizey geführt wird!!. Der Vf. scheint den Witz, wie jener alte Spruch die Gelegenheit und das Glück, beym Haar erfassen zu wollen. — Eben eine solche Übertreibung, die als blosse Prätension auf Witz die entgegen gesetzten Eindrücke giebt, ist der Spaziergang des Hofmarschalls mit der Obersthofmeisterin. Der Hofmarschall von Schaaf wird wahrhaftig so bloss *en passant* keinen Vers zu Stande gebracht haben! Aber der Vf. vergisst an vielen Stellen seine Personen über dem Witze, dem er nachjagt. Sehr unangenehm, und einem gesetzten Manne übelstehend, ist auch des Majors beständig wiederkehrender Spass mit einer Herausfoderung gegen den Baron, an dessen Muthe zu zweifeln er durchaus keine Ursache hat. Gegen die Verhältnisse, die in der Welt, und darum auch in den theatralischen Abbildern derselben zu gelten pflegen, wird in diesem Stücke vielfach verstossen: das Kammermädchen redet seine Herrin: *liebe Gräfin*, auch ohne Umstände bloss *Gräfin* an; die ebenbürtig neben einander stehenden Männer werfen gegenseitig mit *unterthänigst* nach allen Seiten umher. Zu den stehenden Witzen gehört auch noch, dass Herr von Habicht zu Allem sein *très humble Serviteur*! sagt. Wenn man über dergleichen Dinge lacht: so muss die Eitelkeit des Vfs. darum nicht glauben, dass es immer dem *beabsichtigten* Lächerlichen gelte.

— us.

KURZE ANZEIGEN.

Römische Litteratur. *Berlin*, b. Nauck: *Des Publius Ovidius Naso Metamorphosen für Schulen*, in einem Auszuge herausgegeben von *G. K. F. Seidel*. Zweyte Auflage, durchgesehen und erweitert von *J. H. C. Barby*. 1814. VI u. 262 S. 8. (10 Gr.)

Ebendaselbst: *Publii Ovidii Nasonis Metamorphoseon libri XV*. Ad fidem optimorum librorum. 1814. XII u. 504 S. 8. (14 Gr.)

Im Jahr 1794 lieferte der verstorbene Prof. *Seidel* einen Auszug aus Ovids Metamorphosen, und verwirklichte dadurch einen guten Gedanken, da es leider auf den meisten Schulen eingeführt ist, den Ovidius in den mittleren Classen ohne Auswahl zu lesen. Uns ist die erste Ausgabe eben nicht zur Hand; doch wissen wir, dass die Wahl der einzelnen Stücke nicht durchaus gebilligt werden konnte, und der für Schüler bestimmte Zweck durch die beygefügten kritischen Noten verfehlt wurde. Eine neue Auflage ward nöthig, und Hr. *B.* übernahm die Umarbeitung. Was *Seidel* nirgends gethan hatte, holte der neue Herausgeber nach, und legte dem Ganzen einen sicheren Plan unter, über den er sich in der Vorrede rechtfertigt. Dieser Auszug ist „zunächst und hauptsächlich für gelehrte und höhere Bürgerschulen bestimmt", daher glaubte der Herausgeber vorzüglich solche Erzählungen auswählen zu müssen, die sich durch die Vorzüge der Darstellung auszeichnen, aber auch — was sonderbar lautet — keine Fabel übergehen, „deren Kenntniss zu einem richtigen Urtheil über alte und neue Kunst wichtig oder nöthig ist." Die Auswahl umfasst jetzt mehr Stücke als sonst, dagegen sind die kritischen und historischen Anmerkungen weggelassen worden; angehängt wurde statt des ehemaligen Wörterbuchs ein Verzeichniss der Eigennamen, mit den nöthigen Erläuterungen. Der Vf. sagt in der Vorrede, dass der Text nach der gierigschen Ausgabe abgedruckt und nur an einigen Stellen die von Anderen gebilligte Lesart aufgenommen, hie und da aber die Interpunction verbessert worden sey. Man wird dem Rec. eines solchen Buches nicht zumuthen, das ganze Werk, um diese wenigen Stellen auszukundschaften, bis ans Ende zu vergleichen. Bey solchen Abdrücken thuen die Herausgeber wohl, wenn sie ihre Veränderungen in der Vorrede angeben. Wir können berichten, dass die Auswahl wirklich das Vorzüglichere getroffen hat, und sowohl in dem Auszuge als in dem vollständigen Werke ein correcter Text auf gutem Papiere enthalten ist. Wir empfehlen beide Ausgaben für den Ankauf in Schulen.

W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im geographischen Institut: *Der fünfte Welttheil oder Australien*, ein geographisches Hand- und Lese-Buch zur Belehrung und Unterhaltung. Nach den Berichten der glaubwürdigsten Reisenden entworfen von Dr. *L. Lindner*. Mit Kupfern und Charten. 1814. 588 S. 8. (3 Rthlr.)

Dieses Handbuch von Australien gehört zu den brauchbarsten geographischen Werken, die uns die neuere Schriftstellerey Deutschlands geliefert hat. Es füllt einstweilen die Lücke aus, die v. Zimmermanns eben diesem Gegenstande gewidmetes, aber noch nicht vollendetes Werk zum Theil gelassen hat. Die Freunde der Erdkunde finden in demselben eine sehr befriedigende Darstellung desjenigen, was uns von Australien bekannt ist. Zuerst kömmt die Geschichte der Entdeckung desselben in chronologischer Ordnung. Es ist in derselben nicht leicht ein bedeutender Umstand übersehen. Eine gedrängte, nach den Küsten geordnete Übersicht derselben würde jedoch den Lesern gewiss sehr willkommen seyn. Diese würden es auch bequemer finden; wenn die Längengrade nicht von der Sternwarte von Greenwich, sondern von Ferro, 20° westlich von Paris, an gerechnet wären. Der Vf. giebt die Ausdehnung Australiens, einige kleine entferntere Inseln abgerechnet, zu 70 Breiten- und 110 Längen-Graden an. Er handelt hierauf erst im Allgemeinen von der Luftbeschaffenheit und den Erzeugnissen des fünften Welttheils. In Ansehung der letzteren stellt er den Satz auf, dass sich die neue Welt, in Hinsicht auf die Entwickelung ihrer Natur, noch auf einer unteren Stufe befinde, und dass selbst der Mensch in seiner affenähnlichen Gestalt und hülflosen Dürftigkeit zum Beweise dieses Satzes diene. Die neue Welt scheint die Wirkung einer neuen Erdrevolution, die aus Trümmern einer eingestürzten Welt, aus durch Vulcane gesprengten Massen von Urgebirgen, gebildet worden. Die kleinen Inseln sind zum Theil das Werk von Korallenthierchen. Die Bewohner Australiens theilen sich in zwey Hauptstämme: 1) in negerartige Napuas, die sich, in Ansehung des Körperbaues, gleichsam an die Affen anschliessen, und 2) in eine von den Europäern an Bildung und Gestalt wenig verschiedene malayische Menschengattung. Gatterer theilt die Australier in schwarze und nicht schwarze. Jene stammen offenbar aus Africa, und diese aus Asien her. Diese beiden Hauptstämme haben durch vielfältige Vermischung, manche Mittelraçen erzeugt. Die besondere Beschreibung fängt der Vf. mit Neuholland, dem Hauptpunct Australiens, an. Der Flächeninhalt desselben wird, nach v. Zimmermann, zu 150,380 geographischen Quadratmeilen, 9495 kleiner als Europa, angegeben. (Nach einer Berechnung in den A. G. E. 1814, Sept., beträgt derselbe 166,000 Quadratmeilen, und Neuholland ist folglich 11,000 Quadratmeilen grösser als Europa.) Die Küsten beschreibt der Vf. sehr genau. Eben so genau schildert er den Zustand der brittischen Colonie von Neusüdwallis. Bey den Ureinwohnern dieses Landes hätte noch Barrington's Zeugniss zufolge verdient bemerkt zu werden, dass sich dieselben immer mehr an Arbeit und Unterricht gewöhnen, und dass sie in einigen Stunden oft mehr, als die aus Europa nach Neusüdwallis versetzten Verbrecher in ganzen Tagen, arbeiten. Dadurch widerlegt sich die Behauptung einiger Reisenden, vornehmlich Grants, die ungewiss sind, ob sie diese Menschen über oder unter die Affen setzen sollen. Wie ganz anders wird man vielleicht, wenn die Colonie sich weiter in das Innere ausbreitet, in 50 Jahren von der Bildungsfähigkeit der negerartigen Neuholländer urtheilen! Neuholland ist gerade derjenige Theil von Australien, mit welchem uns die Länderentdecker noch am wenigsten bekannt gemacht haben. In einem ganz anderen Verhältnisse befindet sich unsere Kunde von anderen Theilen der neuen Welt, zu deren Beschreibung der Vf. nun fortgeht. Diese verbreitet sich zunächst über Neuguinea, von welchem wir freylich auch nur noch sehr unvollständige Nachrichten haben. Und doch ist dieses Land, das den südindischen Inseln so nahe liegt, früher als die meisten anderen Inseln entdeckt worden; aber sein grosser Flächeninhalt, 12—13,000 Quadratmeilen, musste allerdings schon ein Hinderniss der Erforschung seines Inneren abgeben. Schon in Hinsicht auf seine Producte aus dem Pflanzenreiche schliesst sich Neuguinea an die südindischen Inseln an, mit welchen Australien überhaupt in einem so genauen Zusammenhange steht, dass sie die Erdbeschreiber in ihrer Darstellung nicht von demselben trennen sollten. Der Vf. hat auch die Ladeonen oder Merianen zum Gegenstande seiner Beschreibung gemacht. Bey den Marquesas- oder Washington's-Inseln haben ihn die Nachrichten des Hn. v. Krusenstern und Langsdorf in den Stand gesetzt, seiner Schilderung eine von anderen Handbüchern noch nicht erreichte Vollständigkeit zu geben. Er beschliesst sein Werk mit

ner Literatur der Kunde von Auſtralien, die in einem anderen Buche nicht leicht ſo vollſtändig angetroffen wird. Für die Liebhaber der Erdkunde ſind bey Charten, 1) von der Inſel Otaheite, 2) von ganz Auſtralien, 3) von Neuholland, ſodann ein Plan und eine Anſicht von Sidney, der Hauptſtadt von Neuſüdwallis, ingleichen eine bedeutende Zahl von Abbildungen von Menſchen, Thieren, Pflanzen, Gebäuden, Gebräuchen, ein angenehmes Geſchenk.

Ig.

Salzburg, b. Mayer: *Salzburg, die Hauptſtadt des Salzach-Kreiſes. Ein Hand- und Addreſs-Buch für Jedermann. Geſchichtlich, topographiſch und ſtatiſtiſch bearbeitet* von *Franz Xaver Weilmeyr*, kön. baier. erſtem Regiſtrator des General-Commiſſariats dieſes Kreiſes. Mit 1 Kupfer. 1813. 343 S. 8. (1 Rthlr.)

Einer Stadt, wie Salzburg, welche über tauſend Jahre lang den Vorzug einer Reſidenz genoſs, und beſonders wegen ihres Alterthums zu den merkwürdigſten Städten Deutſchlands gezählt zu werden verdient, kann es an älteren Topographieen, deren der Vf. in der Vorrede nur im Allgemeinen gedenkt, nicht fehlen; allein ſie ſind entweder von zu groſsem Umfange, als daſs ſie für den In- und Ausländer eine ſchnelle Überſicht gewährten, oder ſie haben durch die neueſten Zeitereigniſſe und durch manche ſtatiſtiſche Veränderungen ihren eigentlichen Gebrauch verloren, und ſind nur noch als literariſche Producte der Vorzeit zu betrachten. In jeder Hinſicht hat alſo Hr. *W.* in dieſer neuen topographiſch - ſtatiſtiſchen Beſchreibung der Stadt Salzburg, wodurch er das Publicum mit ihrem gegenwärtigen Zuſtande bekannt zu machen ſucht, eine verdienſtliche Arbeit unternommen. Die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, welche in dieſem Buche abgehandelt werden, ergiebt ſich aus der Inhaltsanzeige. Lage und Gröſse, Boden, Klima und phyſiſche Lage, Geſchichte der Entſtehung und fernere Schickſale der Stadt, ihre Beſtandtheile, Thore, Kirchen und geiſtliche Gebäude, Reſidenzen, Civil- und Militär-Gebäude, Einwohner, Anſtalten in Bezug auf Regierung, Wiſſenſchaften, Erziehung und Kunſtbildung, Verzeichniſs der hier wohnenden Gelehrten und Künſtler, Unterſtützungs-, Wohlthätigkeits- und Beſſerungs-Anſtalten, Veredlung des Lebensgenuſſes und der Geſelligkeit, Lebensbedürfniſſe, Conſumtion, Handlungsweſen und Gewerbfleiſs, Bezirks-Comité des landwirthſchaftlichen Vereins, intereſſante Umgebungen der Stadt, Verzeichniſs der Rechtsanwälde, Überſicht der ankommenden und abgehenden Poſten, Boten und Schiffe, Verzeichniſs der Waaren- und Vieh-Märkte im Salzachkreiſe — dieſs ſind die allgemeinen Rubriken, unter welchen von den einzelnen Gegenſtänden genaue Nachrichten gegeben werden. Zum Beweiſe der Genauigkeit wollen wir nur einige anführen. Die Lage der Stadt, die einen Flächenraum von 119,800 Quadratſchuhen einnimmt, iſt 1214 pariſer Fuſs über der Fläche des mittelländiſchen Meeres erhaben. Ihre Bevölkerung beträgt gegenwärtig, mit Inbegriff der Vorſtädte, und mit Ausſchluſs der Fremden, der Studenten und des königl. Militärs, 13,066 Einwohner, worunter ſich viele Gelehrte, Schriftſteller und Künſtler befinden, die S. 142 f. nebſt ihren Schriften namentlich angegeben ſind. Die Bibliothek am königl. Lyceum enthält 20,000 und die bey St. Peter 36,000 Bände. Incunabeln zählt man aus dem 15 Jahrhundert über 1000. Im bibliſchen Fache iſt ein wahrer Schatz vorhanden, und von geſchriebenen Bibeln aus dem 13 Jahrhundert trifft man hier 7 im gröſsten Folio an. Sehr zahlreich ſind die Wohlthätigkeitsanſtalten, die aus 36 Stiftungen beſtehen, und ihrer Einrichtung nach kürzlich beſchrieben werden. Zu den Anſtalten, die zur Veredlung des Lebensgenuſſes dienen, gehören vorzüglich das Theater, das Muſeum, — ein, zum geſellſchaftlichen Leben 1810 errichtetes Inſtitut, deſſen Zweck literariſche Ausbildung, Converſation und Muſik iſt, — der Mirabell-Garten, der Mönch- und Kapuziner-Berg, Promenaden u. dergl., die man S. 205 genau beſchrieben findet. Die Conſumtion iſt hier beträchtlich. Die jährliche Einſuhre des Holzes z. B. beläuft ſich auf 30,000 Klaftern und auf etliche 1000 Klaftern Torf; ferner werden 3881 Stück Hornvieh, und 15,900 Kälber eingebracht. Die Einſuhre des Weins ſchätzt man auf 10,500 Eimer. Auſser den gewöhnlichen Nahrungs- und Handels-Zweigen giebt es hier 2 Fabriken, die zeziſche Leder-Fabrik, welche mit 10 Arbeitern jährlich 1200 Ochſen- und Küh- und 2500 Kalbs-Häute verarbeitet, und die manginſche Eiſendrath-Fabrik, die 200 Centner Eiſen und 170 Centner Drath verarbeitet. S. 241 beſchreibt Hr. *W.* die intereſſanten Umgebungen der Stadt, die dem feineren Publicum zu Vergnügungsorten dienen, und worunter das prächtige Schloſs *Leopoldskron* ſich durch eine Gallerie von Gemälden von den beſten Künſtlern älterer und neuerer Zeiten und durch eine ſchöne Sammlung engliſcher Kupferſtiche und Handzeichnungen vorzüglich auszeichnet. Mit der Topographie von Salzburg vereiniget der Vf. eine Anzeige des geſammten hier befindlichen Dienſtperſonals, wodurch dieſe Schrift zugleich die nützliche Eigenſchaft eines ſalzburger Addreſskalenders bekommt. Der ausgebreitete Wirkungskreis des General-Kreis-Commiſſariats wird zuvörderſt bemerkt, und ſodann deſſen Perſonal-Etat ſowohl als die Dienerſchaft der, demſelben untergeordneten weltlichen und geiſtlichen Departements namentlich verzeichnet. Das auf dem Titel bemerkte Kupfer giebt eine Anſicht des Reſidenz-Platzes in Salzburg, deſſen Zeichnung der Hand des Künſtlers Ehre macht.

Möchte doch dieſes Buch zu mehreren Beſchreibungen von anderen vorzüglichen deutſchen Städten Gelegenheit geben, und die, welche dergleichen Arbeiten unternehmen, eben die Unterſtützung bey ihren Landsleuten finden, die Hr. *W.* in Salzburg gefunden hat!

A. S.

GESCHICHTE.

Ansbach, b. Gassert: *Franconia. Beyträge zur Geschichte, Topographie und Literatur von Franken.* Erster Band. VI u. 260 S. Zweyter Band. XIV u. 218 S. 1813. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. — der vormalige kön. baierische Kriegsrath D. *Büttner* zu Stuttgardt, — liefert hier eine nützliche Sammlung historischer Aufsätze und Nachrichten, die zwar nur einzelne Theile Franconiens betreffen, aber doch immer brauchbare Materialien enthalten, die dem Geschichtsforscher bey der künftigen Zusammenstellung des Ganzen sehr gut zu Statten kommen werden. Einen Auszug dieser sachreichen Sammlung werden unsere Leser wohl nicht verlangen; wir glauben genug zu thun, nur die abgehandelten Gegenstände anzuzeigen.

Erster Band. I. *Denkbuch der Stadt Ansbach.* 1 Abtheilung, von den ältesten Zeiten bis zu Ende des XVII Jahrhunderts. Graf Gumbert von Rotenburg, ein Sohn Herzog Gozberts zu Würzburg, stiftete im VIII Jahrhundert im *Rangau* (nicht im Radenzgau) das Kloster Onolzbach, worüber nachher die Herren von Schalkhausen und nach ihnen die von Dornberg die Schutzvogtey besassen. Dieses Recht kam, nach Erlöschung des dornberger Mannsstammes, durch weibliche Erbschaft an die Grafen von Öttingen, die (1299) vom Stifte Würzburg mit dem Castro und dem Domicilio in Dornberg und mit der Advocatie zu Onolzbach beliehen wurden, aber im J. 1332 diese Rechte und Besitzungen den Burggrafen zu Nürnberg um 23000 Pf. Heller verkauften. Der Vf. erzählt hierauf die Geschichte dieser Stadt unter brandenburgischer Hoheit, bis zum Schlusse des XVIII Jahrhunderts, in welchem Zeitraume sich manches Bemerkenswerthe ereignete. Dahin gehören z. B. die Einführung der Reformation, die Secularisirung der Klöster, die Verwendung ihrer Güter zu wohlthätigen Instituten, und die Polizey-Gesetzgebung, welche manche denkwürdige Züge zur Sittengeschichte damaliger Zeiten enthält. Von der Reformation sagt der Vf. S. 45 sehr richtig, dass sie die unglückliche Trennung der deutschen Nation in zwey grosse Hauptparteyen veranlasst habe, wodurch die Einheit der Nation verschwand. Die Folgen des 30jährigen Krieges, welche die ansbachischen Lande betroffen haben, werden meistens aus ungedruckten Quellen erzählt. Nur allein die ausserordentlichen Steuern, die zu Bestreitung der Kriegslasten entrichtet werden mussten, beliefen sich im Laufe des XVII Jahrhunderts auf 12 Millionen Gulden. Über den überhand genommenen und durch die Obrigkeit begünstigten Aberglauben liest man S. 61 manche Beyspiele, die von dem Verfall der Sitten und des Unterrichts zeugen. — II. *Geschichte des alten Stifts und der Stadt Feuchtwangen.* III. *Von der ehemaligen Burg und dem Weiler Altenberg bey Zirndorf.* IV. *Historische Nachrichten von dem Nonnenkloster Birkenfeld bey Neustadt an der Aisch.* V. *Briefe aus Kissingen und Boklet.* Geschrieben im J. 1811. Sie enthalten meistens Nachrichten von der Einrichtung der beiden Curorte, von dem inneren und äusseren Gebrauche des Wassers, von dessen Bestandtheilen und Wirkungskraft u. dgl. m. Nach einer Berechnung S. 182 belaufen sich die Unterhaltungskosten eines Curgastes, auch bey der grössten Sparsamkeit, auf 4 fl. 35 kr. VI. *Georg Burkhard, genannt Spalatinus, bereichert seine Vaterstadt Spalt mit einem Muttergottesbild.* Eine Anekdote aus den Zeiten der Reformation. VII. *De prima Sacelli in Steinbuch prope Rauhenzell origine, Sacramentoque ibidem reperto.* Aus einem alten Manuscript. VIII. *Historische Nachrichten von dem Marktflecken Absberg, der alten adlichen Familie dieses Namens und der Freyung daselbst.* Hier ist besonders das *Asyl* zu Absberg merkwürdig, das sich bis auf die neuesten Zeiten erhielt. Nach dem Zeugnisse der kaiserl. Confirmations-Urkunde vom J. 1541 hatte jeder Flüchtling und Verbrecher hier einen Zufluchtsort, und konnte, wenn er bis an die absberger Markung verfolgt wurde, von jedem dasigen Bürger in Schutz genommen werden. Nur Verbrechen der beleidigten Majestät und eines erwiesenen vorsätzlichen Todtschlags waren von der Freyung ausgenommen. Vom J. 1591 bis 1792 waren zu Absberg 227 Asylanten. Zuerst im J. 1799 fand man für nöthig, diese, der Sicherheit des Staats gefährliche Freyung aufzuheben. IX. *Deutsche Gedichte aus dem XIV Jahrhundert*, deren Verfasser aber unbekannt sind. X. *Miscellen aus Chroniken.*

Im *zweyten Bande* findet man XIII, theils historische Abhandlungen, theils Actenstücke: I. *Geschichte des Augustiner-Nonnenklosters Pillenreuth.* II. *Die Fischerey bey Pillenreuth am St. Georgen-Abend 1450.* Enthält, als Seitenstück zum Treffen bey Atalterbach im J. 1502, eine Erzählung der Fehde zwischen Markgraf Albrecht zu Brandenburg und der Reichsstadt Nürnberg, bey Gelegenheit einer, von dem Markgrafen vorgehabten Ausfischung der pillenreuther Weiher. III. *Geschichte des ehemaligen Benedictiner-Klosters Hasenrieth.* Auszug aus einem Manuscript des ehemaligen fürstbischöfl. eichstädtischen Hofraths *Barth.* Dieser Aufsatz hat für die Aufklärung der ältesten Geschichte des Nordgauen, in welchem das Kloster Hasenrieth lag, ungemein viel Interesse. Der Vf. geht über die Zeiten *Deochars*, dem das Kloster sein Daseyn zu verdanken hat, zurück, und zeigt, dass es in derjenigen Gegend gestanden habe, welche einen Theil des herzynischen Waldes ausmachte. Späterhin wurde diese Gegend zu dem grossen Nordgau gerechnet, der sich, wie der Vf. meint, über die heutige Oberpfalz, das *bayreuthische, ansbachische, bambergische, coburgische* und *eichstädtische* Gebiet, dann über die Ganen Sualefeld und Ries ausgebreitet hat. Diese Angabe kann man aber um so mehr als unrichtig verwerfen, weil hienach der Nordgau beynahe den grössten Theil von Ostfranken verschlungen haben würde, welches doch, urkundlichen Nachrichten zufolge, eine selbstständige und vom Nordgau ganz abgesonderte Provinz ausmachte. Ei-

nen vorzüglichen Werth erhält übrigens dieser Auffatz durch einige demselben beygefügte kaiserl. und königl. Urkunden von den Jahren 832, 846, 888, 900 und 995, welche das Kloster Hasenrieth betreffen, und für die Geschichte des Mittelalters wichtig sind. IV. *Glaubhafte Nachrichten von den Wundern des heil. Theocars, ersten Abtes im alten Kloster Hasenrieth.* V. *Actenstücke, den Simon Marius, seinen Aufenthalt zu Kloster-Heilsbronn und seine Empfehlung an Tycho Brahe betreffend.* Vom J. 1597—1601. VI. *Nachrichten von dem Pfarrdorf Gnottstadt, einem der sogenannten sechs Maindörfer.* Dieser Ort, von welchem eine adeliche Familie den Namen führte, gehörte im XIV Jahrhundert, nebst den übrigen 5 Maindörfern, den Herren von Braueck, nach deren Aussterben ihre Herrschaft, durch Heirath, an die Burggrafen von Magdeburg, und von diesen im J. 1448, durch Kauf, an das Haus Brandenburg überging, welches diese Besitzung dem Fürstenthum Ansbach einverleibte. VII. *Historische Nachrichten von der alten Burg und den Advocaten zu Dornberg.* Neuere Geschichtschreiber haben diese fränkische Familie mit den bairischen Grafen von Dornberg verwechselt, und ihr irrig den Grafentitel beygelegt. Diesen Irrthum berichtiget der Vf., und zeigt, dass die Vögte von Dornberg von einem alten adelichen Geschlechte, *Schalkenhausen* genannt, abstammen, welche in Urkunden vom J. 1140 die Advocatie über das St. Gumbertsstift zu Ansbach inne hatten. In eben dieser Eigenschaft erscheinen im folgenden Jahrhundert die Vögte von Dornberg, die das unweit Ansbach erbaute Bergschloss Dornberg zu ihrem Wohnsitz wählten, und sich davon einen Geschlechtsnamen beylegten. Nach ihrem Aussterben 1288 nahm ihre Schutzvogtey ein Ende, und ihre Besitzungen kamen an die Grafen von Öttingen, die solche nebst der Stadt Ansbach 1331 an die Burggrafen von Nürnberg verkauften. VIII. *Geschichte des alten adelichen Frauenklosters Sulz.* IX. *Vom Prämonstratenser-Orden.* X. *Historische Nachrichten von dem Pfarrdorf und ehemaligen Frauenkloster Königshofen.* XI. *Denkbuch der Stadt Ansbach.* II Abth. Vom Anfang des XVIII Jahrhunderts bis zu Ende der marggräflichen Regierung. Diese Fortsetzung empfiehlt sich durch manche interessante Nachrichten. Den Beschluss macht *ein Gutachten der ansbachischen Räthe, die Bestrafung des Juden Elkan Fränkels betreffend,* vom J. 1712, in welchem die dem Juden beygemessenen Verbrechen dem Landesherrn aus den Acten vorgetragen werden; und ob er gleich deren weder geständig noch überführt war, so wurde dennoch auf dessen Bestrafung angetragen. Auffallend ist es, dass man keinen Anstand nahm, die *begutachtete* Strafe, ohne Vertheidigung des Fränkels, und ohne Urtheil und Recht, an demselben zu vollziehen.

Mit Vergnügen haben wir aus der Vorrede zum 2 Band ersehen, dass Hr. B. noch einen ziemlichen Vorrath von dergl. diplomatischen Abhandlungen besitze, und nicht abgeneigt sey, solchen durch den Druck bekannt zu machen. Wir wünschen also, dass der Verleger durch einen reichlichen Absatz der gegenwärtigen 2 Bände zum Verlag des dritten Bandes aufgemuntert werde.

A. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Leipzig, b. Steinacker: *Das Recht und die Verwaltung der milden Stiftungen mit besonderer Rücksicht auf die Vermengung ihrer Einkünfte mit dem Staatsvermögen und die von Staatswegen versuchte Veräusserung ihrer Realitäten* von *Sebald Brendel,* D. der Rechte. 1814. 64 S. 8. (10 Gr.)

Ein Doctor der Rechte hätte doch wohl den Begriff der milden Stiftungen erst feststellen sollen, um zu wissen, was er zu milden Stiftungen rechnet, ob Klöster, Collegien, Schulen, Bursen und andere Institute dieser Art davon ausgeschlossen sind oder nicht. Aus dieser Unterlassung kommen denn auch die schwankenden Bestimmungen, wonach man bald alle Institute, die mit Religion, öffentlichen Bildungsanstalten in Berührung stehen, sogar alle diejenigen, die der Mildthätigkeit gewidmet sind, aufzunehmen, bald sie auszuschliessen berechtigt wird. Dann hätte ein Doctor der Rechte die besonderen Rechte der milden Stiftungen (das Recht des freyen Eigenthums, das Recht der stiftenden Familien, ihre Pupillenrechte, die Freyheit von Besteuerung in gewissen Fällen, das Recht des besonderen Staatsschutzes sind durch einander genannt) in ihrem Wesen und in ihrer Anwendbarkeit bey Fällen, wo von Lasten des Staats und von Folgen des Kriegs die Rede ist, deutlich und genau mit allen Abweichungen angeben sollen, wenn er den Irrthümern und Fehlgriffen der neuen Verwaltung, wie seine Absicht war, vorzubeugen strebte; und war er noch Willens, sich in die Geschichte derselben einzulassen: so durfte sie nicht so dürftig und nackend erscheinen. — In Ansehung der Verwaltung zieht er gegen das Centralisiren zu Felde, weil es zur Vereinigung mit den Staatseinnahmen führe, als wenn diese nicht ohne jenes möglich wäre. Beschuldigt er doch Deutschland, es habe sich durch Frankreich, woher es seine Moden, Stickmuster, wie Stempel, Accise, genommen, zu Umgriffen verleiten lassen; damals dachte noch Niemand an das Centralisiren. — Wir wollen es gern glauben, dass der Vf. belesen und vielseitig sey; aber die Belesenheit so weit zu treiben, dass der türkische Onyx mehrmals vorkommt, dass von Davids Krönungsgemälde, von Raphaels Verklärung gesprochen, dass seine Vielseitigkeit die Plastik und die Baukunst und Tibet als die Schwelle im grossen orientalischen Naturstile in seinen Kreis zieht, ist doch unerwartet. Ob diese von uns angeführten Beyspiele passend sind, kann man an dem Schlusse sehen, der wörtlich so heisst: „So wie Cato stets wiederholte: *Carthago est delenda:* so muss durch eine fortgesetzte und übereinstimmende redliche Bemühung jenes für die milden Stiftungen so nachtheilige System endlich besiegt werden."

Dh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JUNIUS 1815.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Predigten* von *F. Schleiermacher*, der G. G. D. und ord. öffentl. Prof. an der Universität zu Berlin. Dritte Sammlung. 1814. 291 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1808. No. 18 und 1809. No. 40.]

Sowie Rec. in diesen Predigten für sich viel Erbauung gefunden: so kann er auch gleichgestimmten Seelen einen wirklich schönen, herrlichen Genuss von dem Lesen derselben versprechen. Sie sind nicht, ehe sie gehalten worden, niedergeschrieben, sondern der Predigtamtsgehülfe des Vfs., Hr. *Pischon*, hat sie, wie man aus der vorgesetzten Zuschrift sieht, während des Haltens mit der Feder aufgefasst, und sein Manuscript ist sodann von dem Vf. durchgesehen und nicht gerade, um es dem, was mündlich vorgetragen worden, ganz gleich zu machen, sondern so, wie es dem Publicum übergeben werden sollte, verändert worden. Vortrefflich wird man es an diesen Kanzelreden finden, dass der Vf. immer sein Auditorium in Gedanken hat, so dass die Predigt nie eine Abhandlung, sondern immer eine Anrede ist und bleibt, wie sie es seyn soll, was aber so viele Geistliche zu vergessen scheinen. Dann schwebt ihm auch immer vor, was eine christliche Gemeine seyn soll, und was der Zweck ihrer Zusammenkünfte ist. Man sieht nämlich hier noch mehr als aus des Vfs. früheren Predigten, dass er die christliche Kirche als eine Gesellschaft betrachtet, deren Glieder in sich und um sich her das Reich Gottes herbeyführen oder erweitern helfen, und dass ihre Versammlungen dazu dienen sollen, sie in diesem Vorsatz zu stärken und in der Ausführung desselben immer weiser zu machen. Auf diesen Zweck zielt Alles, was der Vf. sagt; ja es scheint, als ob er sich bemühte, ihn vorzüglich durch das zu erreichen, was unstreitig bey den Reden der Apostel und allerersten christlichen Lehrer das vornehmste Mittel zur Vollführung dieses Werkes war, nämlich, durch die Erinnerung an die Absichten, Tugenden, Thaten und Schicksale Jesu. Denn wie die ersten Christen gewiss in ihren religiösen Zusammenkünften hauptsächlich Jesu gedachten, auf Jesum Stellen des alten Testam. anwandten, aus Reden und den Fügungen Gottes mit ihm Lehren der Weisheit und Ermunterungen zum Guten herzunehmen suchten: so ist in diesen Predigten auch immer ein Zug aus dem Leben Jesu oder eines seiner Worte, unter besonderen Umständen in seinem Leben gesagt, als Veranlassung zu der Lehre gebraucht, die gegeben werden soll. Daher haben auch alle diese Predigten, die achte allein ausgenommen, Texte aus den Evangelien, und auch die achte, über 1 Petr. 4, 8—10, ist so abgehandelt, als sey sie bloss durch das Andenken an die Lage veranlasst, in welcher sich die Apostel befanden, als sie der sichtbaren Gegenwart ihres Herrn beraubt, und sich der versprochenen Geistesfülle noch nicht vollkommen bewusst geworden waren. Diese Umstände aus der Geschichte Jesu dienen aber nicht nur zum Anlass der Abhandlung, sondern sie werden auch zur Erläuterung der zu gebenden Lehren und Ermunterungen reichlich benutzt, und zwar nicht bloss, wo sie Gelegenheit zur Auswahl des Themas gegeben haben, sondern auch, wo etwas Einzelnes in den Predigten aufzuklären oder lebhaft zu machen ist. Hier werden Prediger von dem Vf. um so mehr lernen können, als heutiges Tages viele mit der biblischen Geschichte zu wenig bekannt sind, und andere entweder nicht daran denken, oder es nicht recht verstehen, bey den Kanzelvorträgen sie zu gebrauchen. Rec. wünscht hier und wird sich selbst bemühen, vom Vf. zu lernen. Denn wie nützlich wird doch Geschichte dem Redner!

Schon aus dem Bisherigen wird man schliessen, es müsse in diesen Reden sehr merklich seyn, dass der Vf. tief in den Geist des Christenthums eingedrungen ist. So findet es sich auch in der That; und je mehr noch immer Predigten gehalten werden, in welchen auf das Eigenthümliche der Religion Jesu wenig Rücksicht genommen wird: um so mehr ist es nöthig, auf diesen Vorzug aufmerksam zu machen. Er wird nach Rec. Urtheil noch dadurch erhöht, dass, obgleich fast Alles, was hier gesagt wird, gleichsam aus dem innersten Heiligthum der christlichen Wahrheit genommen ist, doch nicht in der Sprache irgend eines Systemes, sondern nur der Bibel gesprochen wird. Mag es seyn, wie man aus anderen Schriften des Vfs. zu schliessen berechtigt scheint, dass er bey den Worten, die er gebraucht, nicht immer eben das, was sein Zuhörer, denkt: so dienen sie ihm doch zu einem Zwischenpunct, von wo er entweder zu den Zuhörern sich herablässt, oder sie zu sich erheben will, und dergleichen muss ja jeder Prediger haben.

Noch muss gerühmt werden, dass diese Predigten tiefe Blicke in das menschliche Herz verrathen und immer in den Grund desselben gehen, um ihn noch mehr zu heiligen, auch öfters moralische Lehren von weitem Umfange und tiefer Wirkung geben, die von den Predigern wenig eingeschärft zu werden

pflegen. Zwey Themata sind von der Art, wie sie wohl oft auf die Kanzel kommen, die übrigen muss man geradezu neu nennen; aber auch jene werden so abgehandelt, dass theils auf das Eigenthümliche der Zeit besondere Rücksicht genommen wird, theils auch die meisten Prediger darin eine neue Belehrung finden werden. Man sehe nur, wie in der 12 Predigt (dass man sich nicht freuen solle über das, was man ausrichtet, nach Luc. 10, 17 — 20) im zweyten Theil angeführt wird; dass diese Freude der Liebe schaden würde, und dass wir sie nicht immer würden fest halten können, oder wie in der 13ten (dass viele Jünger Jesu zu seyn wähnen, die es nicht sind, nach Luc. 14, 25 — 35) gezeigt wird, woher diess kömmt, und dass weder diejenigen, die sich wegen ihrer Wohlthätigkeit, noch die, welche sich wegen ihrer Achtung für das Pflichtgebot, noch die, welche sich wegen ihres Festhaltens an der christlichen Lehre, noch endlich die, welche sich wegen ihrer christlichen Gefühle für gute Christen halten, es wahrhaft sind. Wie selten wird besonders das letzte Thema mit dieser Umsicht und so zeitgemäss von der Kanzel abgehandelt!

Endlich verdient auch die Diction des Vfs. an manchen Stellen ihr gebührendes Lob. Der Leser wird hie und da wirklich ergriffen und fortgerissen, und der Vortrag ist um so wirksamer, je ruhiger der Redner zu bleiben scheint. Beym Hören müssen diese Stellen noch einen stärkeren Effect machen. Man sieht, dass der Vf. auf die Wirkung hinarbeitet, statt dass viele Prediger entweder nur zu predigen scheinen, weil gepredigt werden soll und muss, oder damit sie Beyfall erhalten, damit man ihre Predigt gut finden und sie für geschickte Prediger erkenne.

Sogern aber Rec. die grossen Vorzüge dieser Kanzelvorträge anerkennt, und so anerkennt, dass er sie als Muster aufstellen möchte: so hält er es doch auch für Pflicht, auf zwey an ihnen bemerkbare grosse Fehler aufmerksam zu machen, vor deren Nachahmung gewarnt werden muss. Sie kommen beide davon her, dass der Vf. sich seine Zuhörer auf einer höheren Stufe theils der Verstandesbildung, theils der Tugend stehend denkt, als sie sich doch gewiss befinden. Das Eine, dass sie überall als schon der Heiligung nachstrebend oder gar theilhaftig, gern für das geistige Reich Gottes arbeitend gedacht werden, zeigt sich überall, höchstens in dem ausgenommen, was oben aus der 13 Predigt angeführt wurde. So heisst es z. B. in der zwölften: Wir wollen alle das ganze Reich Gottes u. s. w. Wenn wir etwas Grosses für dasselbe gethan haben, theilen wir diess mit vielen, mit welchen wir uns doch nicht in eine Reihe stellen möchten. In diesem Tone wird überall gesprochen. Der Vf. kann denselben vielleicht dadurch rechtfertigen, einmal dass christliche Predigten Anreden an solche sind, die schon das Bekenntniss christlicher Gesinnung öffentlich abgelegt und feste Vorsätze dazu mehr als einmal vor der Gemeine gefasst haben, dann, dass die wirklich Rohen und schlecht Gesinnten jetzt wenig oder gar nicht in die Kirche kommen, und endlich dadurch, dass die Wahrheit, so vorgetragen, ihren Eindruck auf das Gewissen auch solcher Menschen, die sich noch nicht zu denen zählen können, die eigentlich angeredet werden, nicht verfehlen kann, indem doch immer ihnen das richtige Maass vorgehalten wird, wonach sie sich messen müssen. Einige Prediger, zu denen man aber den Vf., nach dem Geiste, der in diesen Predigten wehet, offenbar nicht rechnen kann, scheinen das, dass sie ihre Zuhörer frömmer schildern, als sie seyn mögen, als eine Redefigur zu gebrauchen, und meinen vielleicht darum, weil sie ihnen schmeicheln, um so lieber gehört zu werden, oder auch, da Vorwürfe nur erbittern, um so mehr Nutzen zu stiften. Aber die letzte Denkungsart wird man an einem Prediger der Wahrheit doch immer verwerflich finden, und wenn gleich die Kanzel nie der Ort des Schmähens und Scheltens seyn darf, und dadurch gewiss nichts ausgerichtet wird: so darf doch nicht von dieser heiligen Stätte herab ein Vorzug der ganzen Gemeine gelobt werden, der sich in den wenigsten Gliedern findet. Man muss es doch in den Predigten merken lassen, dass einige das Irdische noch viel höher halten als das Geistige, sich um dieses noch viel zu wenig bekümmern, und der Wahrheit und Tugend noch viel zu wenig nachstreben. Wenn auch nicht der grösste Theil unserer Zuhörer aus solchen Menschen besteht: so wird man doch zugeben, dass ihrer noch sehr viele unter denen sind, die in unsere christlichen Versammlungen kommen, ja, dass in allen Mitgliedern derselben der Sinn für das Höhere und Ewige noch mehr geweckt werden muss. Dass diess auch geschehen könne, wenn man in dem Tone des Vfs. spricht, will Rec. nicht ganz leugnen; aber eben so wenig kann doch auch in Abrede gestellt werden, dass dadurch das erzeugt und genährt wird, was man sonst geistlichen Stolz und fleischliche Sicherheit nannte, und in der jetzigen Zeit leider nur allzu vorherrschend ist. — Doch, wollte man auch diesen Fehler dem Vf. zu gute halten und davon so traurige Folgen nicht befürchten: so ist der andere, der davon herrührt, dass er seine Zuhörer für gebildeter und geistreicher hält, als sie sind, gewiss von sehr nachtheiliger Wirkung. Denn dadurch entsteht ein fast gänzlicher Mangel an Popularität oder Gemeinverständlichkeit. Der Vf. mag immer für sich haben, dass man in Berlin vor einem durch Lectüre sehr vorbereiteten Auditorium rede, dass sich besonders zu ihm ein solches sammle, oder dass eine Predigt ihrer Natur nach wenig gebildeten Zuhörern gar nicht gehalten und nützlich werden könne, oder, da es schlechterdings unmöglich sey, allen so sehr verschiedenen Theilnehmern an unseren gottesdienstlichen Versammlungen Alles zu werden, der Prediger sich eine Classe derselben, der er Worte ans Herz sprechen wolle, herausheben und die übrigen gleichsam an andere verweisen müsse, dergleichen sie alle, ein jeder für sich, in einer solchen Stadt, wie Berlin, auch immer finden würden, und dass man jedem, also auch ihm, darin freye Wahl lassen müsse; oder er mag auch der Meinung seyn, dass der Vortrag der Religionslehren weder eine grosse Verständlichkeit verstatte noch bedürfe, weil zu dem religiö-

en Herzen geredet werden müsse, und diesem gar Manches hinlänglich klar sey, was dem Verstande nicht hell gemacht werden könne: Alles diess kann nach Rec. Urtheil die geringe Gemeinverständlichkeit, die in diesen Predigten herrschet, nicht entschuldigen. Denn in allen christlichen Zusammenkünften findet sich ein grosser und wohl der grösste Theil solcher Glieder, die wenig von unseren neueren Schriften lesen, und diesen, als dem grössten Theile, muss vornehmlich gepredigt werden. *Den Armen*, sagt unser Herr, *wird das Evangelium geprädigt*, und eigentlich müsste man es nach Rec. Meinung jeder Predigt ansehen, dass ihr Vf. die Classen, wozu der sogenannte gemeine oder Mittel-Mann gehört, vorzüglich im Auge hat, und die übrigen Zuhörer müssten, wie *W. A. Teller* einmal in einer Predigt sagt, auch darin das gute Herz zeigen, womit man das göttliche Wort hören muss, dass sie es gern sehen, dass alles vornehmlich für diese, nicht für sie, eingerichtet ist, zumal da doch auch sie in der Kirche als Menschen, und nicht als Gelehrte oder Vornehme, betrachtet werden sollen. Was übrigens die Natur der Predigten und christlichen Religionswahrheiten betrifft: so giebt Rec. gern zu, dass das Bemühen, überall ganz deutlich reden zu wollen, sehr irre führen kann, dass Lebendigkeit einer der grössten Vorzüge ist, welche unsere Predigten haben müssen, und dass allerdings vor ganz Ungebildeten eine Predigt schwerlich mit grossem Nutzen gehalten werden kann. Aber so Ununterrichtete, denen ein Mann von dem Geiste unseres Vfs. nicht nützlich werden könnte, wenn er daran dächte, sich herabzulassen, giebt es sehr wenige. Nur einseitig gebildete Prediger, die ihre ganze Religionskenntniss mehr in Worten, als im Geiste und Herzen haben, verstehen diese Kunst wenig; und gehört dazu, wie zu allem Predigen, keine völlige Deutlichkeit, sondern ... doch an einer gewissen Verständlichkeit nicht fehlen, wenn nicht alle Frucht der Religionsvorträge für [illegible] Zuhörer ganz verloren gehen soll. Daran [illegible] es gewiss den meisten dieser Predigten, [illegible] in allen, aber doch in den meisten Stellen. [illegible], und allenfalls einen grossen Theil [illegible] den Zusammenhang der Vergebung und der Liebe nach Luc. 7, 36—50, wird man einigermassen von diesem Vorwurfe freysprechen, so wie diejenigen Stellen, worin Erläuterungen aus der biblischen Geschichte gegeben werden, wenn gleich auch dabey zuweilen die Anspielungen so eingewebt werden, dass man mit der biblischen Geschichte schon sehr bekannt seyn muss, um sie zu verstehen. Sonst aber muss gewiss auch der gebildete Leser mehrere Predigten und manche Stellen in ihnen mehrmals lesen, ehe er ihren Sinn recht auffasst, ein offenbarer Beweis, dass sie für den Zuhörer ziemlich umsonst gehalten wurden, da vor diesem die Worte viel zu schnell vorüber gingen.

Dieser Mangel an gehöriger Verständlichkeit liegt nur selten im Stil oder in der Sprache; vielmehr können die einzelnen Redensarten, die der Vf. gebraucht, alle auf der Kanzel vorkommen. Der Stil hat mehrentheils eine grosse Klarheit, und nur selten kommen etwas unverständliche Wortfügungen vor, wie z. B. S. 241: „Nicht nur dass Jeder seinen eigenen Gegenstand hat, der seine Seele besonders anzieht, während andere, von Anderen geliebt und gesucht, ihn gleichgültig lassen," wo es verständlicher seyn würde, wenn es hiesse: Nicht nur dass Jeder etwas Eigenes hat, was seine Seele besonders anzieht, während Andere wieder an solchen Dingen Gefallen finden, die ihn gleichgültig lassen. Denn bey dem Ausdruck des Vfs. bleibt es dem Zuhörer vielleicht eine Zeitlang zweifelhaft, ob andere Menschen oder Gegenstände gemeint sind. Auf diese kleinen Verstösse würde gar Wenig ankommen; wer kann sich ganz von ihnen frey erhalten? Die zu rügende Unverständlichkeit liegt vielmehr zum Theil in den Themen, zum Theil in der ganzen Art der Ausführung, und zwar auch hier nur selten in dem Ausdruck desselben, sondern darin, dass die Wenigsten beym einmaligen Hören eigentlich lernen, was ihnen empfohlen, oder wovor ihnen eine Warnung ertheilt wird, ob sie in einer Lage sich befinden, in der sie das Vorgetragene auf sich anwenden können, oder was das für eine Lage sey. Der Ausdruck im Thema der vierten Predigt, von dem Vorurtheile des Buchstabens, ist gewiss den wenigsten Zuhörern verständlich genug, und wird auch in der Predigt selbst zu wenig deutlich gemacht. Bey der zehnten, wie sich in grossen Wendepuncten der menschlichen Dinge die Würdigen verhalten, wissen gewiss die Wenigsten, ob und wann solche Wendepuncte vorhanden sind. Bey der achten, wie wir eine Zeit zwischen grossen Ereignissen liegend anwenden sollen, wird es Wenigen klar werden, dass von der Anwendung fast ihres ganzen Lebens die Rede sey, indem solche grosse Ereignisse selten sind, und dass sie eigentlich davor gewarnt werden sollen, das Alltägliche nicht für unwichtig zu halten.

Wenn in der ersten Predigt, dass man bey Anknüpfung der freundschaftlichen Verhältnisse eben so schlicht und gerade, und eben so gläubig und vertrauensvoll zu Werke gehen müsse, wie unser Herr und seine Jünger dabey, wie sie einander fanden: so bleibt ungeachtet alles dessen, was darüber gesagt wird, ganz dem Gefühle eines Jeden überlassen, wie das geschieht. Wenn angeführt, oder mehr ausgehoben wäre, wodurch dagegen gefehlt wird: so würde Alles leicht heller werden. Bey der zweyten über das Gespräch Jesu mit der Samariterin Joh. 4, die im ersten Theile so viel Treffliches enthält, werden im zweyten und dritten Wenige einsehen, wie sie Jesum sich dabey zum Vorbild nehmen können, obgleich die Veranlassungen dazu häufig genug sind, auf welche der Zuhörer nur zu wenig hingeleitet wird. Bey der dritten wird es Vielen schwer werden, zu wissen, ob die Sünde etwas ihnen Fremdes, oder noch zu ihnen Gehöriges sey; auch im zweyten und dritten Theile müsste mehr ins Einzelne gegangen seyn, wenn gehörige Klarheit herrschen sollte. Um so grösser die Vorzüge dieser Predigten sind, und um so mehr und leichter der Vf. Nachahmer findet, wie er deren bisher

schon mehrere gefunden hat: um so mehr glaubte Rec. darauf, wie auf den ersten Fehler, die Aufmerksamkeit der Leser hinrichten zu müssen, damit doch ja nicht unser Predigen ein tönendes Erz und eine klingende Schelle werde, welches um so leichter geschehen kann, wenn man den Vf. nachahmt, ohne seinen Geist zu haben.

Dfr.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Gebete und Betrachtungen für kranke und sterbende Christen, und die, welche sie umgeben.* Von *H. Peronnet*, Oberpfarrer an der Kirche zum heiligen Ambrosius in Melun. (Ohne Jahrzahl.) XVI und 472 S. 8. (12 Gr.)

In der Überzeugung, dass Jesus nicht nur das beste, erhabenste Muster für alle Menschen überhaupt, sondern auch insbesondere für Kranke und Sterbende seyn könne, hat der Vf. obiger Schrift, nach der Vorrede, das Leiden Jesu von seiner letzten Ostermahlzeit, und von der Einsetzung des heiligen Abendmahls an bis zu seiner Kreuzigung, als Bild des Zustandes eines kranken Christen, und das Leiden Jesu von seiner Kreuzigung bis zu seinem letzten Seufzer, als ein Bild des Zustandes sterbender Christen vorgestellt. Warum aber als ein Bild des Zustandes, und nicht vielmehr als ein Bild des Verhaltens? Die Betrachtungen, oder, wie sie hier genannt werden, die Andachten selbst, sind so eingerichtet, dass ihnen immer ein Umstand aus den Leiden Jesu zum Thema dient, und eine Ähnlichkeit zwischen Jesu Leiden und eigenen gesucht wird. Freylich ist die Anwendung nicht allemal leicht und ungezwungen, oft genug wird sie sonderbar. Z. B. Andacht 10. Ein von dem kranken Christen zur Anhörung seiner Beichte beschickter Priester vertritt bey ihm die Stelle des Engels, welcher Jesum tröstete. Andacht 11. Der kranke Christ macht sich zum Empfange der heiligen Wegzehrung geschickt, wie sich Jesus anschickte, die letzte Ostermahlzeit zu halten. Andacht 19. Jesus setzt dem Eifer des heiligen Petrus, ihn zu vertheidigen, den Willen seines Vaters entgegen, und der kranke Christ den Heilmitteln, die man zu seiner Linderung gebraucht, den Willen Gottes. Andacht 22. Jesus, der, ohne sich zu beschweren, sich von einem Richterstuhle zum anderen führen lässt, lehrt den kranken Christen, die Abwechselungen seiner Krankheit ohne Murren zu erdulden. Andacht 36. Der kranke Christ vereinigt die Schmerzen, die er in seinem Kopfe empfindet, mit denjenigen, welche Jesus erduldete, da man ihm eine Dornenkrone aufsetzte. Andacht 44. Die Worte Jesu an die Töchter Jerusalems geben dem kranken Christen Gelegenheit, seinen Kindern mit dem ihnen ertheilten Segen gute Ermahnungen zu geben. Andacht 45. Indem der kranke Christ sieht, dass Jesus den dargereichten bitteren Trank nur kostet, bittet er ihn um die Gnade, ihn denselben vollends austrinken zu lassen. Andacht 53. Der sterbende Christ bedient sich, um sich der heiligen Jungfrau zu empfehlen, der Worte, deren sich Jesus am Kreuze bediente, um ihr den heiligen Johannes zu empfehlen. Andacht 56. Der Durst Jesu erregt in dem Herzen des sterbenden Christen Durst nach den ewigen Gütern. Andacht 57. Der sterbende Christ nimmt die unangenehmen Getränke ein, und sucht sich dadurch mit Jesu zu vereinigen, dem man Essig darreichte u. s. w. Die Übersetzung ist durch viele Druckfehler verunstaltet.

— R —

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Ansbach*, b. Brügel: *Predigt nach dem siegreichen Einzug der verbündeten Heere in Paris.* Am 18 April 1814 gehalten von *Adam Theod. Alb. Franz Lehmus*, Diaconus. Zum Besten der Armen. 1814. 31 S. 8.

Der Vf. hat das Thema gewählt, welches, wie uns mehrere gedruckte Predigten bewiesen, von vielen seiner Brüder für das Siegesfest bearbeitet wurde: *„Die grossen Begebenheiten unserer Tage, als ein Sieg Gottes über das ungöttliche Wesen,“* nach Ps. 118, 15 — 25, und insbesondere als ein Sieg der göttlichen *Gerechtigkeit, Heiligkeit*, und *Erbarmung*. Hieraus ergiebt sich, auf welchen Gesichtspuncten der Gedankengang des Vfs. vornehmlich beruht. Die beredte Sprache dieser Predigt würde durchgängig Beyfall erlangen, wenn hie und da gewisse Auswüchse besonders in den gewählten *Bildern*, die mit dem reinen Geschmack nicht übereinstimmen, vermieden wären. Dahin gehören die *„Leichname (!) des Rechtsinnes und der Liebe für Selbstständigkeit und Vaterland“*, die aus ihren Gräbern erstanden seyn sollen; — die personificirte Religion, welche der Vf. *„Verzeihung lächelnd vom Himmel zurückkehren“* lässt u. s. w. Auch die tiradenmässige Schilderung des Gestürzten, „auf den der Himmel mit Entsetzen herabblickt, während die Hölle ein lautes Hohngelächter anstimmt,“ hat uns Anstoss gegeben. Dergleichen schmeckt — was der Vf. gewiss am wenigsten mag — nach französischem Redeprunk.

Z.

Wir lassen hierauf sogleich die Anzeige einer früher erschienenen Predigt desselben Vfs. folgen:

Ansbach, b. Rappold: *Was wir seyn, wozu und wie wir wirken müssen, wenn wir stark im Geiste seyn wollen.* Eine Predigt über Röm. 15, 1 — 6. am 27 Jul. 1813. Bey der Synode zu Ansbach gehalten von *A. Th. A. Fr. Lehmus* u. s. w. 32 S. 8.

Auf die Frage, welche der Titel aufstellt, wird dem Texte nach geantwortet: „wenn wir Nachsicht gegen die Schwachen zeigen, wenn wir Demuth und Bescheidenheit nicht vergessen, und überhaupt durch einen gebildeten Verstand und durch Trefflichkeit der Gesinnung und des Wandels ein leuchtendes Vorbild aufstellen, wenn wir bey unserem Wirken nur den Zweck, Besserung, christliche Einheit im Geiste und Verherrlichung Gottes zu fördern uns vorsetzen, und diesen Zweck mit Selbstverleugnung, mit Gemeinsinn und mit Hoffnung zu erreichen suchen.“ Viel, vielleicht zu viel Materie für Einen Vortrag, deren concentrirte Abhandlung überdiess durch die gewählte analytische Methode erschwert wird. Doch verdient, hievon abgesehen, diese freymüthige Synodalrede ihr Publicum unter denen Predigern des göttlichen Worts zu finden, welche sich für das „Starkwerden im Geist“, einen regsamen Sinn bewahren.

NA.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weigel: ΟΠΠΙΑΝΟΥ ΚΥΝΗΓΕΤΙΚΑ ΚΑΙ ΑΛΙΕΥΤΙΚΑ. *Oppiani Cynegetica et Halieutica.* Ad fidem librorum scriptorum emendavit *Joannes Gottlob Schneider*, Saxo. Accedunt versiones latinae metrica et prosaica, plurima anecdota et index Graecitatis. 1813. XVI. 250 und 98 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 Gr.)

Die beiden Gedichte, die unter dem Namen des Oppianus auf uns gekommen sind, haben in früheren Zeiten häufige Bewunderer gefunden: die Behandlung des Stoffes wie der Form ist dadurch auf mancherley Weise gefördert worden bis auf *Conrad Rittershusius*, der am Ende des 16 Jahrhunderts eine vollständige Ausgabe des Dichters veranstaltete. Doch schien diesem dadurch nicht eben geholfen; vielmehr wurde er seitdem weit weniger gelesen, als er verdiente; der unerträglich breite, von falscher Gelehrsamkeit prunkende Commentar des Herausgebers schien alle Leser zu verscheuchen, wenige Philologen ausgenommen, die doch lesen mussten, was griechisch geschrieben war. Beiden daher, den Freunden griechischer Literatur wie der Naturgeschichte, war es eine erwünschte Gabe, als im Jahre 1776 Hr. *Schneider*, damals in Strassburg, mit *Brunck* verbunden eine neue Ausgabe des Oppianus lieferte, die erste seit 180 Jahren. Man bekam einen ziemlich vollständigen, durch neue Bemühungen vermehrten kritischen Apparat; auf schwierige und verdorbene Stellen machten die Anmerkungen aufmerksam, wenn man auch mitunter nicht ohne Grund klagte über die Veränderung, die grossentheils durch *Bruncks* in mehr als einem griechischen Dichter erprobte, nicht immer heilsame Schneidekritik auch dem Oppianus zugefügt war; was etwa in der *rittershusischen* Ausgabe mehr stand, vermisste man nicht ungern, Mancher wenigstens war froh, den Wust alter Glossen oder sogenannter Scholien nicht mehr zu sehen, und was besonders wünschenswerth war, die dem Oppianus so nöthige Sacherklärung gab Hr. *S.* an mehr als einer Stelle. Als nun nach einem langen Zwischenraume Hr. *S.* dem Oppianus aufs Neue seine Bemühungen zuzuwenden versprach, waren die Wünsche der Verständigen ziemlich dieselben. Seit der Zeit der ersten Ausgabe hatte man sich gewöhnt, an den Herausgeber eines griechischen Schriftstellers weit höhere Foderungen zu machen, als man vor 40 Jahren machte: so dass, was damals angepriesen wurde, jetzt oft mit Mühe sein Daseyn über die Messe hinaus fristen kann. Man verlangte jetzt einen nicht bloss lesbaren Text, man verlangte den Text, den Oppianus gab; nicht wie er ihn hätte schreiben können, sondern wie er ihn geschrieben hatte; man foderte mithin Verzichtleistung auf manche zu voreilig gebilligte eigene oder fremde Veränderung des Textes und genaueres Anschliessen an die Spur der Handschriften; man erwartete einen kritischen Apparat, der, wenn nicht bereichert durch neuen Zuwachs, doch Alles enthielte, was in der alten schon vergriffenen, und fast seltenen Ausgabe gegeben war; in Hinsicht auf Erklärung wünschte man ebenfalls nicht bloss das schon früher Gegebene und Berichtigung desselben, wo es Noth that, sondern auch neue Belehrungen über sonst noch nicht behandelte, doch der Behandlung bedürftige Stellen, eine Foderung, welche zu befriedigen, der vielumfassenden Gelehrsamkeit des Herausgebers nicht schwer fallen konnte. Leider ist sie unerfüllt geblieben; er giebt nicht einmal Hoffnung, ihr künftig zu willfahren. Was können wir hiezu sagen? Unsere Wünsche haben wir genugsam zu erkennen gegeben; möchte man sie als Bitte annehmen und nicht vernachlässigen! Wie aber die anderen Foderungen erfüllt seyen, das wird eine mit Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit angestellte Zergliederung des Ganzen lehren.

Hr. *S.* hatte bekanntlich in seiner früheren Ausgabe die Kynegetika und die Halieutika für herrührend erklärt von verschiedenen Verfassern; diese Meinung war nicht ohne Heftigkeit in der Ausgabe der Kynegetika von *Belin de Ballu* (Strassburg 1786) bestritten worden; den Einwürfen dieses Gelehrten wird mit gleicher Heftigkeit in der Vorrede zur neuen Ausgabe geantwortet. Wir sondern die Gründe aus, welche für die aufgestellte Meinung bis jetzt beygebracht sind; es sind einige historische, aus den Gedichten selbst entnommene Zeugnisse, die schon früher und jetzt von Neuem besprochen sind. Den Anfang machen zwey Stellen im zweyten Buche der Kynegetika; sie sollen Verschiedenheit des Vaterlandes der Verfasser der Kyneg. und Halieut. beweisen. In der ersten V. 125 heisst es in den alten Ausgaben von dem Flusse Orontes: αὐτὸς δ' ἐν μεσάτοισιν ἐπαιγίζων πεδίοισιν αἰὲν ἀεξόμενος καὶ τεῖχος ἐγγὺς ὁδεύων χέρσον ὁμοῦ καὶ νῆσον ἐμὴν πόλιν ὕδατι χεύων. Der französische Herausgeber schrieb ἔβη statt ἐμὴν, eine Verbesserung, die uns leichter scheint als irgend eine andere, die doch irgendwo der Stelle beygebracht werden muss, da es sonst durchaus an einem Tempus Finitum fehlt. Wir können Hn. *S.* nicht beystimmen, wenn er die Stelle

nach dieser Verbesserung für sinnlos erklärt, das *judicium commune* des Lesers zu Hülfe rufend, und meinend, man müsse dann folgendermassen übersetzen: *Ipse vero Orontes fluvius mediis in campis ruebat semper crescens et prope moenia accedens Chersonesum ivit, urbem aquis inundabat*, und hinzusetzend (pag. IX): *Ridiculam tautologiam vel potius balbutiem poetae vides, quam impegit Gallus amasio suo, cujus patriam Ciliciam tueri volebat.* Hr. *S.* würde dem gelehrten Franzosen (*Gallus* heisst er das ganze Buch hindurch gar verächtlich) nicht Unrecht gethan haben, hätte nicht er, der zweymal das Imperfectum statt des Participiums in den Text hineincorrigirt, jenem seine eigene Änderung untergeschoben: so mussten Beider Änderungen, unter einander gemischt, die Stelle entstellen. *Belin* liest nicht ὁδεύει und nicht χεῦεν, sondern den Handschriften treu, ὁδεύων und χεύων, und so konnte kein anderer Sinn hervorgehen, als dieser: der Fluss ging die Stadt, welche zugleich Land und Insel war, mit seinem Wasser überschwemmend. An ἔβη, vom Flusse gebraucht, wird sich hoffentlich Keiner stossen, der ohne Scheu vom Gange und Laufe eines Stromes spricht; sonst würde ihn ein jener Stelle nahes καταβαίνετον, Cyneg. II, 139, und ein ähnliches εἶσι strafen bey Dionysius Periegetes 1088: Ἰνδὸς Ἐρυθραίης κατεναντίον εἶσι θαλάσσης, anderer Stellen nicht zu gedenken. — Was die zweyte oppianische Stelle, Cyneg. II, 156 anlangt: so bricht der Dichter hier ab, was er von den syrischen Fluren und dem Grabmal des Memnon sagte, also anhebend: Ἀλλὰ τὰ μὲν κατὰ κόσμον ἀείσομεν εὐρέα κάλλη πάτρης ἡμετέρης ἐρατῇ πιμπληΐδι μολπῇ. Hn. *S.* entgegen, der hier einen neuen Beweis findet für die syrische Herkunft des Verfassers der Kynegetika, liest *B. de Ballu* ὑμετέρης, eine Anrede findend an den Caracalla, oder wie sein eigentlicher Name war, an den Antoninus Bassianus, und an seine Mutter Julia. Dagegen meint Hr. *S.* (S. X): Oppianus hat sein Werk bloss dem Caracalla dedicirt, nicht zugleich der Mutter. Wäre das: so würde es uns nicht irre machen; ὑμετέρης stände dann gleichbedeutend mit σῆς, ein Gebrauch, der sich bey den späteren Epikern rechtfertigen lässt. So sagt bey Nonnus Dionys. VIII, 297 Semele zum Zeus: ἤθελον εἴ με κόμισσας ἐν ὑδασι ταῦρος ὁδίτης ὤμοις ὑμετέροισιν, „auf deinen Schultern." Wie aber, wenn Einer behauptete, nicht bloss dem Kaiser, sondern auch seiner an der Regierung theilnehmenden Mutter sey das Buch geweiht, und diess sey deutlich genug zu ersehen aus dem übertriebenen Lobe der Kaiserin am Anfang des Gedichts V. 4—7? Denn dass Domna und Julia dieselbe Person sey, wird wohl Niemand bezweifeln nach dem von Salmasius zu Ael. Spartianus Severus cap. XX geführten Beweise. Weiter meint Hr. *S.*, es sey das Buch nicht an Julia und Antoninus Bassianus geschrieben, sondern an Caracalla (*hos non alloquitur porta*, *sed Antoninum Caracallam*). Wer diese Distinction nicht versteht — auch uns geht es so —, der möchte glauben, hier seyen Antoninus Bassianus und Caracalla als verschiedene Personen angenommen, was sie doch nicht sind. Zum Dritten wird behauptet, wenn man nicht erweisen könnte, dass Caracalla aus Apamea, nicht bloss aus Syrien wäre: so könne dem Vf. der Kynegetika die syrische Abstammung nicht angefochten werden, und ἡμετέρης in jener Stelle sey nicht zu ändern. Auch diese Einwendung will nicht viel sagen. Denn der Zusammenhang, in welchem jenes πάτρης ἡμετέρης steht mit dem Vorhergehenden, fodert durchaus nicht, dass die Stadt Apamea darunter verstanden werde, sondern ganz Syrien. Fragt man nun, ob alsdann von des Caracalla Herkunft die Rede seyn kann: so lässt sich dieses nicht anders als bejahen. War er auch nicht geboren in Syrien: so konnte doch Syrien, das Vaterland seiner Mutter der Julie —, dass sie es war, beweisen die von Salmasius zu der angeführten Stelle des Spartianus gesammelten Zeugnisse — als das Land angegeben werden, wo er herstammte, und diess ist πάτρη. Dass die Bestimmung nach der Mutter gemacht ist, scheint freylich wenig römisch, wird aber durch die Zeit, in der sie geschah, vollkommen gerechtfertigt. Und somit würde auch diese Stelle nicht beweisend seyn. Hr. *S.* selbst scheint wenig Gewicht darauf zu legen, da er zuletzt noch den Weg offen lässt, anzunehmen, Oppianus habe das Bürgerrecht von Apamea erhalten. Doch auch dieser Nothbehelf war nicht nöthig. Wir halten das belinsche ὑμετέρης jetzt für gesichert: sonst würde auch die alte Lesart für die Hauptsache wenig beweisen. Denn wenn man daraus sähe, der Vf. der Kynegetika sey ein Syrier: so könnte man diess auch auf den der Halieutika übertragen, der nirgends widerspricht; die Zeugnisse in den alten Lebensbeschreibungen des Oppian brauchte man nicht für vollgültig zu erkennen, schon weil die doppelten Angaben, theils Oppianus sey aus Korykos, theils er sey aus Anazarbos, darauf führen könnten, keiner der Biographen sey seiner Sache recht gewiss gewesen. Doch dergleichen Luftsprünge sind, wie gesagt, hier nicht nöthig. — Eben so wenig können die angeführten Stellen des Athenäus I. S. 13. Τὸν ὀλίγῳ πρὸ ἡμῶν γενόμενον Ὀππιανὸν Κίλικα, und XII, S. 337, ὁ καθ' ἡμᾶς Κόμμοδος die hergebrachte Meinung vom Oppianus widerlegen. Wir wollen nicht mit *Belin* zu dem Epitomator der ersten Bücher unsere Zuflucht nehmen; wir wollen nicht das viel besprochene καθ' ἡμᾶς aufs neue besprechen — dass die Stelle des Athenäus offenbar nach Commodus Tode geschrieben sey, erkennt auch Hr. *S.* —; uns befriedigt hier *Belins* Annahme, Athenäus, obschon lebend zu Kommodus Zeiten, habe doch erst zur Zeit des Caracalla, kurz nach dem Tode des frühzeitig gestorbenen Oppianus, seine Werke geschrieben. Eine einzige Stelle heben wir noch aus, die Hr. *S.* S. XIII mitten unter mehreren bedeutungslosen Stützen für seine Meinung anführt; es ist Halieut. IV, 4 ἀλλὰ σύ μοι, κάρτιστε πολισσούχων βασιλήων αὐτός τ' Ἀντωνῖνε καὶ υἱέος ἠγάθεον κῆρ πρόφρονες εἰσαΐοιτε. „*Aperte Antoninum cum filio alloquitur*," sagt der Herausgeber. Allerdings, aber es fragt sich, welchen Antoninus. Gemeinhin kennt man unter diesem Namen nur den Antoninus Pius und seinen Sohn; seit einer bekannten, der unserigen ganz ähnlichen Strei-

tigkeit der römischen Juristen weiss man auch ziemlich allgemein, dass Caracalla seinem eigentlichen Namen nach Antoninus heisst; jener ist nur Spottname. Mehr konnte man aus Lampridius lernen, Anton. diadum. VI: *Et fuit quidem tam amabile illis temporibus nomen Antoninorum, ut qui eo nomine non niteretur, mereri non videretur imperium. Unde etiam quidam et Severum et Pertinacem et Julianum Antoninorum praenominibus honorandos putant.* Dass, wenn hier Antoninus als Beyname des Severus genannt wird, nicht an den einmaligen Antrag des Senats an den Alexander Severus gedacht werden darf (Lamprid. Alex. Sever. V.), zeigt für jeden aufmerksamen Leser der Zusammenhang der Stelle. Die Stelle der Halieutika wird nun hoffentlich keinen Anstoss mehr geben. Antonin ist dort Severus, sein Sohn Caracalla. Für die hergebrachte Meinung ist überdiess das Ende des zweyten Buchs der Halieutika, wo bedeutende Kriegsunruhen erwähnt werden als gestillt durch die gegenwärtigen Herrscher. Die Regierung aber der Antonine war bekanntlich ruhig, bedeutende Kriegsunruhen erhoben sich erst am Ende von Marc Aurels Regierung, an die hier Niemand denken wird, da Oppianus häufig Vater und Sohn anredet, wie eben II, 682. Mit der Regierung des Severus hingegen stimmt jene Stelle sehr gut.

Übrigens sieht ein Jeder ein, wie schwach dergleichen äussere Gründe zu seyn pflegen; sie können leicht überreden, die Überzeugung folgt erst, wenn eine hinlängliche Anzahl innerer Gründe beygebracht ist. An diesen fehlt es nach Hn. *S.* auch hier nicht; diess sagt er an mehr als einer Stelle, wie S. XIV: *carmen de venatione durum, inconcinnum, forma tota incompositum et saepissime ab ingenio, usu et analogia graeci sermonis abhorrens*, und wiederum am Schlusse seiner historischen Untersuchungen S. XV extr.: *ingenium utriusque poetae plane diversum et sermonis usus discrepans demonstrationem istam omnino excludunt.* Hätte es ihm nur gefallen, einige jener Gründe beyzubringen, damit nicht, was wir fürchten, noch lange Zeit hingehe, ehe die Sache aufs Reine kommt. Wer möchte sich auch nicht scheuen, wenn er im Falle des Widerspruchs fürchten muss zu hören, er gehöre nicht zu denen *qui graeci sermonis periti elegantiarum poeticarum sensum acutum et verum habent* (S. XIV)? Dieser Drohungen ungeachtet müssen wir gestehen, dass der schroffe Gegensatz beider Gedichte in Rücksicht auf Sprache und poetischen Sinn uns durchaus nicht so auffallend scheint als Hn. *S.*; im Gegentheile finden wir auffallende Ähnlichkeit zwischen beiden Gedichten, wenn wir an die Fülle poetischer Bilder, an die nicht geringe Anzahl recht trefflich erzählter Mythen, an so manche beiden Gedichten gemeine Wendungen denkt (vgl. z. B. Hal. *II*, 196. 487. und Cyn. II, 313. 550 u. a.) und wiederum an eine Menge in beiden wiederkehrender Redensarten, die selbst halbe Verse füllen — Ähnlichkeiten, die zum Theil durch Nachahmung entstanden scheinen können, die aber wenigstens ermahnen mussten, herabzustimmen, was von der grossen Verschiedenheit der Kynegetika und Halieutika gesagt wurde. Was in Rücksicht auf Sprache auffallen kann, gehört zu den Eigenthümlichkeiten, die nicht nur jeder Schriftsteller hat, sondern auch jedes Buch eines Schriftstellers, welches geraume Zeit nach einem anderen geschrieben, und jenem weniger ähnlich geworden ist durch die seit jener Zeit modificirte Individualität des Schriftstellers. Die Spuren der Barbarey, von denen uns so oft vorgesprochen wird — nicht von Hn. *S.* allein —, gehen, fürchten wir, grossentheils auf falsch verstandene Stellen. So ist es z. B. einem gewissen *ἐφρασάμην* Cineg. I, 32 ergangen, welches die genauere Ansicht des Zusammenhanges vollkommen rechtfertigt. Die Artemis fodert den Dichter auf, seine bisherigen Geschäfte verlassend ihr zu folgen. Meide, sagt sie, den Gesang und den Tanz am Bacchusfeste. Meiden will ich den nächtlichen Tanz, antwortet er: oft habe ich ihn gefeyert (denn so, nicht anders, war V. 27 zu nehmen). Sie: Rühme nicht Heroen, nicht die Argo, nicht Ares, und das wilde Kriegsgetümmel. Er: ich schweige vom Kriege und vom Ares; sonst wohl habe ich der Parther Niederlage gesehen. Warum nun die überall gültige Bedeutung von *φράσασθαι* hier nicht gelten sollte, sehen wir nicht ein. Wer da mit Gewalt dem Dichter Barbarismen andichten will, thut nicht gut. Furchtsam wird man zwar, wenn man liest (S. XIV): *minime ab usu hujus scriptoris peculiari recedendum esse, qui forma verbi eadem pluries utitur, ubi φράζειν ponendum erat*; aber die Furcht ist ohne Grund, sintemal der vorgeschützte häufige abweichende Gebrauch des Mediums nicht schrecken darf, so lange er nicht bewiesen ist; und das dürfte sobald nicht geschehen. Foderten wir bessere Beweise der Barbarey: so käme vielleicht ein gewisses *ἔκτεινε* statt *τέθνηκε* Cyneg. II, 611, was doch für *Brunck* so auffallend war, dass er trotz der Verschiedenheit der Züge das Letztere an die Stelle des Ersten setzen zu müssen glaubte. Es heisst dort von der Affenliebe: *κεῖνοι καὶ φίλα τέκνα δυσειδέα δοιὰ τεκόντες, οὐκ ἀμφοῖν ἀτάλαντον ἑὴν μερίσαντο ποθητύν, ἀλλὰ τὰ μὲν φιλέουσι, τὰ δ' ἐχθαίρουσι χόλοισιν· αὐταῖς δ' ἀγκαλίδεσσιν ἑῶν ἔκτεινε τοκήων.* Der französische Herausgeber suchte den Fehler in *αὐταῖς*, und schrieb nach einer Handschrift *αὐτὸς* d. i. *ὁ τοκεύς*, was wunderlich erscheint, sobald man gleich darauf *ἐν ἀγκαλίδεσσι τοκήων* liest. Hart für Sinn und Vers ist *Cannegieters* von dem neuesten Herausgeber gebilligte Änderung, durch die nach *ἐχθαίρουσι* Interpunction und statt *χόλοισιν* gelesen wird *πόθος*, d. h. die Liebe (verst. zu dem anderen) tödtete den einen. Auch hier wie an mancher anderen Stelle lässt sich der Barbarismus leicht heben durch nicht allzu plumpe Änderung. Man schreibe; *αὐταῖς δ' ἀγκαλίδεσσιν ἑῶν ἐκτείνετο πηῶν*; „durch die Hände seiner Verwandten“, eine Emendation, gegen die auch mancher Hartnäckige nichts einwenden dürfte.

Aufgefallen ist uns, dass Hr. *S.* die mancherley sehr auffallenden Verschiedenheiten im Versbau unserer beiden Verfasser wenig zu beachten scheint, die

doch schon *Hermann* in der Ausgabe der Orphika grossentheils als Beweis für die Verschiedenheit der Vff. bemerkt hatte. Wir erinnern nur an die Menge von Stellen der Kynegetika, in denen die *muta cum liquida* keine Position macht (in den Halieutika nur I, 578. II, 220. III, 88. V, 151. 255. 535. 233), an das Ende des Wortfusses mit dem vierten Trochäus, an δὲ und γὰρ nach dem zweyten, ja dritten und vierten Worte — eine Bemerkung, die nur hieher gehört —, anderer Verstösse gegen die Regeln des Versbaues nicht zu gedenken. Wenn wir dagegen uns vorhalten, dass diess nur Einzelheiten sind, und dass im Ganzen der vorherrschende Daktylus die Hexameter beider Gedichte ähnlich macht: so wüssten wir nicht, was dem zu entgegnen wäre, der da behaupten wollte, beide Gedichte rührten von Einem Vf. her; das letzte, die Kynegetika — die, beyläufig gesagt, wohl hinter den Halieutika stehen sollten, man mag sie als späteres Product des *Oppianus* oder als späteres Product eines Späteren betrachten —, sey nur im Einzelnen nicht genug ausgefeilt worden, der Dichter habe viele Verse noch nicht vollendet aufgezeichnet, sondern der späteren Überarbeitung Manches zu thun übrig gelassen. Doch über diess alles wünschen wir bald des Herausgebers nähere Aufschlüsse zu hören, von dessen vieljährigem Studium des Dichters man wohl mehr erwarten kann, als von irgend eines Anderen jüngerer Bekanntschaft. Wir brechen hier ab, um von der Beschaffenheit des neuen Textes zu sprechen, dessen Verhältniss zu dem alten die *breves annotationes* des Herausgebers — das Einzige, was er zugeben wollte — darstellen sollen. Ein Urtheil über das Ganze wird sich bilden aus einer genaueren Kenntniss des Einzelnen; um diese zu erreichen, wollen wir einzelne Theile einer genaueren Prüfung unterwerfen, und zwar einen aus jedem der beiden Stücke, wenn etwa das vermeintlich untergeschobene Product über stiefmütterliche Behandlung zu klagen hätte. Wir folgen dem Gange des Herausgebers, und machen daher den Anfang mit dem ersten Buche der Kynegetika.

Cyneg. I, 9. εὐμενέοι Τιτὰν Φαέθων καὶ Φοῖβος Ἀπόλλων. So schon die frühere Ausgabe. Andere εὐμενέες, εὐμενέον. Dieser Vers hat den Auslegern zu grossem Anstosse gereicht. Einige glaubten ihn vom Oppianus hingesetzt zur Beruhigung des Gewissens und aus Furcht vor der göttlichen Strafe. Oppianus habe seinen Kaiser zu sehr gelobt auf Kosten der Götter; diesen hoffe er nun Genüge zu leisten durch den vorliegenden Vers. Mit Recht wurde diess für unstatthaft erklärt: denn so würde die ganze preisende Anrede an den Kaiser vernichtet. Eben so wenig Beyfall verdient die Erklärung des französischen Herausgebers, der in Phaethon und Apollon neue Benennungen des Severus und Antoninus findet; aber Severus wird gar nicht angeredet, und man müsste dann ein ähnliches Verhältniss annehmen können, zwischen Phaethon und Apollon wie zwischen Severus und Antoninus. Uns scheint der Gegensatz des Phaethon und des Apollon darauf zu führen, dass der Dichter hier zugleich seine Gelehrsamkeit zeigen und zugleich dem Kaiser eine neue Schmeicheley sagen wollte. Soviel auch über jenen Gegensatz hin und her gesprochen werden kann: so ist doch so viel gewiss, dass der Titan Phaethon — gleichbedeutend mit Ἥλιος Φαέθων — in der homerischen Zeit Sonnengott war, Apollo, damals nicht Sonnengott, in der alexandrinischen Zeit es geworden ist; der Übergang geschah nicht unbemerkt, wie denn Kallimachos Fragm. XLVIII die alte Meinung und diejenigen heftig anficht, οἵ νυ καὶ Ἀπόλλωνα πανάρκιος ἠελίοιο χῶρι διατμήγουσι. Hierauf, denken wir, geht auch Opp. Cyneg. II, 6:8, Φινεῖ γὰρ τότε δὴ Φαέθων ἐκοτέσσατο Τιτὰν μαντιπόλου Φοίβοιο χολωσάμενος περὶ νίκης; nur da dort vom Phineus und dem Seheramte des Phöbus gesprochen wird, müsste man dem Dichter grobe Unwissenheit Schuld geben, wenn er nicht der *creuzerschen*, sonst durch mancherley Gründe ziemlich festen Meinung Symbolik und Mythologie B. 2. S. 153 ff. entgegen annahm, das ganze Gebiet des Lichts, die Sehergabe und das himmlische Feuer, habe ursprünglich nicht Apollo gehabt, der asiatische Gott, sondern der mehr ägyptische Helios, der nachher dem Apollo weichen musste. Auf alle Weise, da es gewiss ist, dass Apollo seit den Alexandrinern Sonnengott war an der Stelle des Helios, hindert uns nichts, den Dichter in unserer Stelle so zu verstehen, dass er sagt: Der alte und der neue Sonnengott schwinden vor dem Lichte (V. 2) des Antoninus. εὐμενέοι steht wie sonst χαίροι, auch σώζοι Nonn. IV, 182 und ἱλήκοι VIII, 75, und im Lateinischen *valeant*. — V 10. τὸν δὲ πατὴρ κρατερῇσι τινασσάμενος παλάμῃσι δῶκεν ἔχειν πᾶσαν τραφερὴν πᾶσαν δὲ καὶ ὑγρήν. Dass alle Bücher τὸν haben statt des τῷ der neuen Ausgabe, ist so wenig bemerkt, als dass statt des κρατερῇσι einiger Bücher die meisten μεγάλῃσι haben; beide Lesarten durften nicht so schlechthin verworfen werden. Eben so wenig wird V. 15 Φαιδρὰ τε μειδιόωσα θέει κλυτὸς ἠριγένεια bemerkt, dass Andere τέλει lesen; auch V. 22 ist nichts bemerkt: an allen diesen Stellen schwieg die alte Ausgabe nicht. In der letzten Stelle heisst es: ἵλαθι πότνια δῖα, τὰ δ' ἐν φρεσὶ σῇσι μενοινᾷς, ἄμμες ὑφ' ἡμετέρῃ μεροπηΐδι λέξομεν ἠχῇ. Eine Handschrift hat ἵλαο, welches freylich nicht Platz finden möchte im Text bey dem häufigen Gebrauche der aufgenommenen Formel. Weiterhin war die gewöhnliche Lesart τὰ μὲν, unser Text hat mit der ersten und der französischen Ausgabe τὰ δ' ἐν; zu beachten war des Codex Regius τὰ δ' ἐνὶ, welches Aufnahme verdiente, wenn eine Handschrift uns statt der beiden Adjective das homerische πότνια θεὰ — das Substantiv einsylbig wie Odyss. XIII, 391 — lieferte, das, freylich nicht zusammengezogen, auch Cyneg. IV, 21 steht. Dergleichen Vernachlässigungen finden sich wie im Anfang, so das ganze Buch hindurch. Mangel an Plan können wir hier mit dem besten Willen nicht ableugnen, wenn wir zu V. 24. τριετῆ ὀρίβακχον bemerkt finden, es seyen die bacchischen Mysterien gemeint, und zu V. 96. ἰθύνεις sey der Aoristus 1, und eben so V. 5 ὠδίνασα.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weigel: ΟΠΠΙΑΝΟΥ ΚΥΝΗΓΕΤΙΚΑ ΚΑΙ ΑΛΙΕΥΤΙΚΑ. *Oppiani Cynegetica et Halieutica.* Ad fidem librorum scriptorum emendavit *Joannes Gottlob Schneider*, etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Von V. 26 bis 72 wissen die Annotationen nichts zu sagen. Wie kann man sich nun auf die Benutzung der neu hinzugekommenen Hülfsmittel verlassen? Hr. *S.* hat einen schon von *Belin de Ballu* verglichenen, jetzt dem Hn. *v. Diez* in Berlin gehörigen *Codex Venetus* aufs neue verglichen. Er tadelt den französischen Herausgeber wegen der dabey gezeigten Ungenauigkeit mit Unrecht: denn er giebt uns bedeutend mehr als Hr. *S.*, wie wir gleich in der angeführten Stelle von V. 26 bis 72 sehen werden. Und so thäte es Noth, jene Handschrift zum dritten Male zu vergleichen; denn dass Hr. *S.* nicht etwa bloss aus ihr bemerken wollte, was der franz. Herausgeber übergangen hatte, sieht Jeder, der einen flüchtigen Blick in beide Ausgaben thut. Wir kehren zu unserem Schriftsteller zurück. V. 26 hat das λείψομαι der früheren Ausgabe einer anderen Lesart λείψομεν Platz machen müssen. Der von lauter Singularen umgebene Plural dürfte wenig Freunde finden. — 29. μή μοι βροτολοιγὸν ἀείδῃς. Cod. Vat. ἀοιδὴν. — 32. Ἀμφὶ μόθοις ὀλοοῖσιν ἀκὴν ἔχε, λεῖπέ τε κεστούς. Stillschweigend ist statt des δὲ der vorigen Ausgabe nun wieder τε in den Text gesetzt. Geschieht diess mit Recht, wie uns hier, selten bey häufigem ähnlichem Verfahren, scheint: so sind auch die μόθοι ὀλοοὶ desselben Verses schon auf die Werke der Aphrodite zu ziehen. Dem κελτοὺς des Cod. Vatic. wird wohl Keiner beystimmen. — 34. ἐκλύομεν σε, μάκαιρα, γάμων ἀμύητον ἐοῦσαν. Cod. Sylb. ἀμνηστον. — 37. στιβίης εὐκερδέος (nicht εὐκερδέος) ἔργα. So schon die frühere Ausgabe aus Handschriften; sonst wurde εὐκερδέα gelesen. — 40. καὶ τοκετοὺς ἐνὶ θηρσὶν ἀμαιεύτοιο λοχείης. Der Codex Regius liest θηρσ' ἀμογος τόκοιο bemerkbar, nicht als gute Lesart, doch vielleicht als führend auf eine solche. — 51. καὶ ταναοὺς ὄρνιθας ἀπ' ἠέρος εἰρύσασθαι Reg. 2. ἐκ ταναοῦ, wovon ταναοῦ wenigstens zu beachten. — 52. ἢ θηρσὶ (θηρσὶν) φονίοισιν ἐν οὔρεσι δηρίσασθαι. δηριάασθαι haben alle Bücher, ausser Cod. Reg. Vet., dieser δηρίσασθαι wird unterstützt durch Cyneg. I, 87. 205. III, 455. — 53. οὐ μὲν ἄρ' οὐδ' ἁλιῆϊ καὶ οὐκ, ἐτὸς (vielmehr καί, οὐκ ἐτὸς), ἰξευτῆρι ἄγρῃ νόσφι πόνοιο· πόνῳ δ' ἅμα τέρψις ὀπηδεῖ μούνη καὶ φόνος οὔτις· ἀναίμακτοι δὲ πέλονται. Dass φόνος nur eine, obgleich sehr gefällige Conjectur von *Herel* ist, findet man wiederum nicht bemerkt. Allerdings ist dann der sonst unnütze zweyte Halbvers ἀναίμακτοι δὲ πέλονται eine sehr passende und ganz epische Erklärung des vorhergehenden Wortes; und die lästige dreyfache Wiederholung des Worts verlieren wir nicht ungern, obgleich diese unser Vf. sich nicht übel nimmt. Weniger ungetheilten Beyfall dürfte vielleicht eine ähnliche Vermuthung des Herausgebers finden, der wir ihr Lob nicht versagen wollen, doch aber ebenfalls bemerkt wünschten, dass keine Handschrift von der Vulgate abweicht. Warum sollte man auch nicht sagen können, dass der Fischer den Fischen grosse Drangsale bereite (πικρὸν πόνον ἐντύνοιτο)? — 60. ὕψι μάλα θρώσκοντα βυθῶν ὕπερ ἀσπαίροντα. Andere ἀσκαίροντα. — 62. Der sonst in den *Analectis criticis* gebilligten Conjectur des *Brodäus* ἰξευτῆρσι statt ἰξευτῆρι war eine Stelle nicht im Texte, aber in den Anmerkungen zu wünschen. — 72. θηρητῆρες λύκους ὄλεσαν, θύννους δ' ἁλιῆες. Nach Handschriften ist jetzt δὲ weggeblieben. Das dadurch eingeführte Asyndeton ist eben so gefällig als das V. 76 durch Weglassung des καὶ entstandene. Statt κάπριον ἰχνευτῆρες καὶ ἀηδόνας ἰξευτῆρες heisst es jetzt: κάπριον ἰχνευτῆρες, ἀηδόνας ἰξ. — 77. ἀλλὰ σύ μοι, Νηρεῦ καὶ δαίμονες Ἀμφιτρίτης — ἵλήκοιτε. Ed. Ald. ἀλλὰ σὺ μέν. — 82. ἢ γάρ τοι σκιπέλοισι θορεῖν μέγ' ὑπείροχον ἵππον χρειὼ ἀναγκαίη. Ungern sieht man in unserer Ausgabe die Vulgate verdrängt und das lästige μὲν eingeführt, welches sich vergebens nach einer entsprechenden Partikel umsieht: denn das folgende δ' ἄρα wird hoffentlich Keiner dafür annehmen. Auf gleiche Weise ist, wenn wir nicht irren, die wahre Lesart durch die Abschreiber verdrängt Halieut. III, 198, wo wir lesen: ὡς οὐδὲν λιμοῖο κακώτερον οὐδὲ βαρείης γαστέρος, ἣ κρατέει μέγ' ἐν ἀνθρώποισιν ἀπηνής. — 89. τοὔνεκα μοι δέμας ὧδε κεραssάμενοι φορέοισιν. So nach dem Cod. Reg. B. die neue Ausgabe. Sonst las man φοιτώωσιν. Eine wunderbare Dittographie! Für jenes stimmt der sonst vorkommende, vom lateinischen *ferre* ganz abweichende Gebrauch von φέρειν. Man sehe I, 200 γλαυκρὸν φορέουσι δέμας. III, 25 φορέουσι δέρην. 499. φορέουσιν ἴσον τάχος οἰωνοῖσιν, und II, 107 finden wir gar unseren Halbvers wieder: ὧδε θεῶν κλυτὰ δῶρα κεραssάμενοι φορέουσιν. — Eine eben so wunderbare Dittographie finden wir V. 101 gegen des Herausgebers Meinung, der dort Verderbniss findet. Bleibt man bey

der herkömmlichen Lesart: γυμνοῖσι δὲ ποσσὶν ὁδεύειν κείνους τοῖσιν ἴχνη μέλεται δυςδερκέα θηρῶν: fo fteht der Infinitiv in der Bedeutung des Imperativus verbunden mit dem Accufativ des Subjects, wie häufig, wenn diefs eine dritte Perfon ift. Vgl. Cyneg. I, 437. Il. II, 414. Od. XVII, 354. Matthiä Gramm. S. 785. „die, welche die fchwer zu findenden Spuren des Wildes fuchen, follen mit blofsen Füfsen gehen." Einen anderen eben fo guten Sinn giebt die Lesart der parifer Handfchrift: γυμνοῖσι πόδεσσι μαχέσθω κείνοις τοῖσιν ἴχνη πέλεται δυςδερκέα θηρῶν, „barfufs foll er gegen die Thiere kämpfen, deren Spur fchwer zu finden ift." Denn fobald er fie durch den Lärm der Sohlen verfcheucht hat, wird er ihre Spur fo leicht nicht wiederfinden. Um jenen Lärm grofs genug fich zu denken, würde man das jetzt verdrängte στιβαροῖς nicht ungern fehen. Der homerifche Anklang in λιπαροῖς ift hier nicht fo ausdrucksvoll, und doch wohl darum nicht nöthig, weil Homerus fo gefagt hat. — 107. εἶμα πολλάκι κινύμενον πνοιῇ κελάδοντος ἀήτου θῆρας ἀνεπτοίησεν, ἀνήϊξαν δὲ φέβεσθαι. Warum ftatt ἀνήϊξαν jetzt ἀνήϊξεν nach dem Schreibfehler einiger Handfchriften gefchrieben wird, fehen wir nicht ein. Nach dem, was von *Ruhnken*. Epift. crit. p. 118. Ed. nov., *Porfon*. ad Eurip. Oreft. 1427, *Lobeck*, ad Sophocl. Ajac. 40 über den activen Gebrauch von ἀΐσσω bemerkt ift, geht hervor, dafs urfprünglich ἀΐσσω tranfitiv war, wofür noch das Medium ἀΐσσομαι zeugt bey Homerus und Hefiodus, dafs diefen alten Gebrauch des Worts die Tragiker, Alterthümliches fuchend, nicht verfchmähten, dafs er aber der Seltenheit wegen fich nicht über ihre Tragödien hinaus verbreitete. Was die fpäten Epiker betrifft, die doch manchen feltneren Sprachgebrauch der Tragiker in ihre Gedichte aufnahmen: fo möchten wir zwar jenen Gebrauch nicht ganz ableugnen, nicht eben wegen Apoll. Rhod. I, 1254, welche Stelle anders zu erklären feyn wird, wohl aber wegen Oppian. Halieut. V. 191: ἐπαΐσσει ῥιπὴν μαψιδίην, und wegen der von *Lobeck* angeführten Stelle Nonn. XXI, p. 564 Falk: εἰς φόβον ἀΐσσασα κυβηλίδα θῆλυν Ἐνυώ, doch find auch diefe Stellen die einzigen, und ihre geringe Anzahl war nicht durch die unferige ohne Noth zu vermehren. — 110. ἄλλοτε δ' ἀλλοίην ὥρην ἐπὶ θῆρας ἰόντων. Cod. Reg. ἐπὶ θῆραν ἰόντων. — 111. ἤματος ἀνομένοιο ftatt ἀνυμένοιο durfte wohl gefchrieben werden auch ohne Beyftimmung der Handfchriften bey dem ewigen Schwanken derfelben in ähnlichen Stellen des Apollonius und Anderer, vgl. *Valck*. ad Herodot. I, 189. — 118 ἔξοχα γὰρ τελέθουσι καὶ κυσὶν ὠμηστῇσι θέειν εὐκραέες ὧραι. Andere, dem Herausgeber unbemerkt, haben ὠμηστῆρσι; der Zufall hat die richtige Lesart im Texte gelaffen. Wer ähnliche Formen vergleicht, wird finden, dafs im Singular Oppianus die rauhere Form vorzieht, im Dativ aber des Plurals zu der weicheren überfpringt. Darauf führt uns nicht eben ὠμηστήρ: denn davon kommen nur *Cafus obliqui* vor, Cyneg. II, 252. Halieut. IV, 624. V. 524, die durch den Drang des Verfes herbeygeführt werden konnten, zumal da fonft ὠμηστής vorgezogen wird bey Homer, Apollonius u. A., auch bey Herodot. V, 92. 38; im Plural dagegegen finden wir ὠμησταὶ Hal. II, 622 und ὠμηστῇσι Cyneg. I, 431. III, 111. Hal. I, 705. II, 540 faft ohne Variante. Eben fo αἰχμητὴρ Cyn. III, 211 neben αἰχμητῇσι III, 133 und ἑρπυστὴρ häufig in den *Cafibus obliquis* Cyn. II, 235. 254. 270. III, 411 — nur ἑρπυστὴν Hal. III, 345 weicht ab —, welches wohl einen Dativ ἑρπυστῇσιν neben fich dulden konnte Hal. I, 312; die neue Ausgabe fchreibt ἑρπυστῆρσι, wie auch Cyn. III, 110 fteht. Ähnliche Dative find φαρμακτῇσι Hal. IV, 693, ἐνναετῇσι V, 469. Nur ἀγρευτῆρσι fcheint feft zu ftehen; gegen die Menge der Beyfpiele Cyn. I, 370. 446. 449. 450. III, 131. 363. 456. IV, 353. Hal. V, 130. 231 kann fich das ἀγρευτῇσι der neuen Ausgabe Hal. I, 370 nicht halten. Ganz einzeln fteht θηρητῆρσι Hal. V. 436. Sonft finden wir in den übrigen Cafen allgemein die rauhere Form: ἰχνευτῆρες und ἰξευτῆρες Cyn. I, 76. ἰχνευτήρων I, 468. ληϊστὴρ I, 517. γενετῆρι III, 10. 354. ἀγρευτῆρες II, 309 und fonft. ἁρπακτῆρα III, 267. ἐλατῆρι I, 119. ὁμοπλωτῆρες Hal. I, 208. ἰθυντὴρ I, 230. θηρητὴρ I, 238 und fonft. ἀϊκτὴρ I, 171. II, 254. ἐρευνητὴρ II, 438. αἰθυκτὴρ I, 368. Cyn. II, 332, und andere mehr. Von der anderen Form erinnern wir uns nur an γενέται und γενέτης Cyn. II, 371. 372 und an συρικτῇ I, 521. — 120. ὁππότε κοντοπόροισι βαθὺ πλώουσι θάλασσα. Diefe in der erften Ausgabe verdrängte Lesart ift jetzt wieder zurückgerufen, fo überflüffig auch jenes πλώουσι fcheinen mag. Beyfpiele ähnlicher Pleonasmen liefsen fich leicht aus unferem Dichter beybringen, und auf alle Weife war die Vulgate beffer als die mancherley Conjecturen, durch welche der Plural θαλάσσαι eingeführt werden follte, ganz gegen die Weife des Schriftftellers, oder κέλευθοι, deffen Verdrängung nicht begreiflich wäre. — 121. Statt ἄργυφα τεινομένοισιν haben Andere ἄρτι φαεινομένοισιν. — 127. καὶ βότρυν ἡμερίδων θλίβων ἐπιλήνια χαίρει. So wurde in der vorigen Ausgabe gefchrieben, und überfetzt: *uvam vitium calcans in torculari exfultat*. Wobey man nicht abfehen konnte, wie ἐπιλήνια heifsen follte *in torculari*. In der neuen Ausgabe ift nichts geändert, die Anmerkungen fchweigen. *Belin* nahm die Lesart der Handfchriften βότρυς für den Dativ und las σκαίρει ftatt χαίρει, den Vers verhärtend, fo dafs der Sinn feyn follte: *torcularius faltat faltationem preli fupra vitis uvas*, wobey mit Hülfe des *Lambertus Bos* ἐπὶ ergänzt wurde zu βότρυσι. Verftändige Grammatiker durften das nicht billigen, und fo wären wir geneigt, Hn. *S*. Änderung beybehaltend zu lefen: καὶ βότρυν ἡμερίδων θλίβων ἐπιλήνιος εἴλει, „der Winzer drückt preffend die Weintraube." Ein Subject, wovon θλίβων abhängig fey, fchien auch dem franzöfifchen Herausgeber wünfchenswerth, und die Kürze der letzten Sylbe darf nicht beleidigen; eben fo fteht βότρυν Nonn. VII, 86. 87. 339 und fonft. — 129 χείματι δ' ἐν μεσάτῳ μέσου ἤματος ἀγρώσσοιεν wird jetzt nach *Bodinus* gefchrieben ftatt ἀγρώσσοιο. „*Forma media verbi* ἀγρώσσω *non ufitata et praecedens* ἰόντων V. 110 *Bodino favet*," fagt der

Herausgeber. Den letzten Grund billigen wir: eben so steht 158 ἀγέσθων; der erste wird widerlegt durch ποιπίλον ἀγρώσσονται Hal. IV, 437. — 131. ὠκύμοςον φλόγα νήσας. Codex Vatic. ἐγείρας, was die Annotationen wiederum nicht wissen. Überhaupt haben sie eine Lücke von V. 129 bis 164. — 132. ἀμοςβός ist beybehalten, vgl. *Spanh.* ad Callim. in Dian. 45. Die Handschriften haben ἀμοργός. — 140. εὖτε καταστείχουσι ποτὶ σφετέρους πάλι σηκούς. Andere, wie die vorige Ausgabe, haben ἐπὶ σφετέρους. — 145. αὐτὰρ εὐκραίρω οἷας περὶ βληχάδας ἄμνω. Andere εὐκραίρους, welches *Dorville* Vann. Crit. p. 567 billigen konnte. Die gehörnten Schafe! — 151. εὐστρεφέας τε λύγους. Vatic. Ven. λίνους. Cod. Reg. εὐσταλέας. — 154. λαγωοφόνον τε τρίαιναν. Cod. Reg. λαγωοφόνων τε τριαίνας. — 164. ὄφρα κε μὴ χρεμέθωσι λιλαιόμενοι φιλότητος, καὶ τ' ἀΐοντες αὐδὴν χρυερὴν φυζάνδε νέωνται νεβροί. So die Bücher dem Versmaſs entgegen. Die neue Ausgabe lieſt ἀΐοντες ὄπα, nach einer Vermuthung von *Chinot*. Die leichteste und wahreste Änderung bleibt die im Texte der ersten Ausgabe aufgenommene des *Bodinus* ἀΐοντ' αὐδὴν, der Dual, wo man den Plural erwartet, wie öfter. — 166. ἔθνεα μύρια πώλων statt φωτῶν nach *d'Arnaud*. — In den folgenden Versen 176 und folg. ist eine vorher unbekannte *brunck*ische Kritik angegeben, ein lustiges Gaukelspiel, wie wir mehrere besitzen von diesem Gelehrten. In einer Reihe von Versen zählt der Dichter die einzelnen Theile des Pferdes auf und ihre Vorzüge. Er fängt mit dem Kopfe an: dieser solle sich von dem Halse aus hoch erheben. Nun scheint *Brunck* zu meinen, es müsse vorher von dem Halse gesprochen seyn, weil er doch sonst nicht hier genannt werden könnte; er setzt daher V. 184 und die folg., in denen der Hals beschrieben wird, gleich zu Anfange der Beschreibung, und zerstört so den ganzen Zusammenhang: denn der Dichter will in genauer Ordnung von oben bis unten das Thier beschreiben; daher er vom Kopfe anfangend zunächst übergeht auf den Hals, dann auf Brust, Bauch, Rücken bis zum Schwanz und den Füſsen. Daher an der gewöhnlichen Ordnung der Herausgeber mit Recht nichts geändert, sondern sich begnügt hat, die Verse nach *Bruncks* und wie es scheint zugleich seiner Meinung zu zählen. Was das Einzelne betrifft in diesen Versen: so hat 178 das in der vorigen Ausgabe aufgenommene κάρη dem κάρα der Handschriften wieder weichen müssen; die bey Epikner unerhörte Form hätte man gern verdrängt gesehen, nur freylich nach Handschriften. — 184. ὡς ὅτε χαιτήεσσα λόφον νεύει τρυφάλεια. Der Herausgeber will λόφου schreiben; uns ist alsdann der Satz unverständlich, der, wie er jetzt da steht, nichts anderes bedeuten kann, als: „wie ein Helm den Busch herabneigt." Fast möchten wir glauben, Hr. *S.* habe den transitiven, kurz vorher V. 178 vorkommenden Gebrauch von νεύειν übersehen, wenn wir finden, daſs auch II, 169 auf ähnliche Weise gefehlt ist. Auch dort konnte die alte Lesart ἐπικάρσιον αἰχμὴν stehen bleiben, nur das Vorhergehende bedurfte einer leichten Emendation, welche wir anderswo zu äuſsern Gelegenheit haben werden. — 196. Τυρσηνοὶ τοῖοί τε καὶ Ἀρμένιοι καὶ Ἀχαιοί. Diese Lesart der Bücher ist stillschweigend in τοιοίδε verwandelt ebenfalls ohne Noth. Eben so wenig durfte V. 206 πῶς γὰρ beleidigen. „Die kappadokischen Rosse, sagt Oppianus, sind trefflich im Kriege und zur Jagd. Denn wie aufmerksam horcht das muthige Schlachtroſs auf den Schall der Kriegsmusik; wie muthig schaut es auf den Feind und seine blitzenden Waffen!" — 208. ἀσκαρδαμύκτοισιν ὀπωπαῖς. So die Handschriften, und so mit Recht auch die neue Ausgabe; dergleichen Härten sind unserem Vf. zu lassen. — 210. καὶ χαλκὸν σελαγεῦντα καὶ ἀστράπτοντα σίδηρον. Anderswo wird gelesen ἔσχατον statt καὶ χαλκὸν, welches auf eine andere Lesart ἐς χαλκὸν führen konnte, verst. δέδορκε. — 213. πολλάκι καὶ δηΐων ἀνδρῶν ἐπελάσσατο πύργοις ἤρεμος ἀσπιδόεσσαν ὑπόπτερον. ἐπελάσσατο hat erst die neue Ausgabe statt ἐπελαύνετο oder der Unform ἐπελάσσετο. Statt des verdorbenen ἀσπιδόεσσαν ὑπόπτερον wäre *Belins* ὑπὸ πτέρυγα „*sub alam clypeorum*" beyfallswerth, wenn der Gebrauch von πτέρυξ sich erweisen lieſse; doch auch so besser als des Herausgebers ὑπὸ χέλυν, welches eben so sehr den Gesetzen des Versmaſses widerspricht, als es den Zügen des verdorbenen Wortes unähnlich ist. — 221. ἵπποις μὲν. Turn. A. W. ἵπποις γάρ. — 230. Βουκεφάλας ὁπλῇσιν ἐναντία δηριάασκεν. So rieth *Belin* statt ὅπλοισι. — 232. ἄλλος ὑπὲρ πόντοιο. Statt ἄλλος hat Marg. Reg. 2. ἵππος. Ähnliche Wiederholungen liebt Oppianus. — 239. προπάροιθε. Cod. Reg. τοπάροιθε gegen V. 256 und andere Stellen. — 253 ist die alte Lesart wieder aufgenommen: ἔλπετο γὰρ δὴ ὀδμὴν ἡγήτειραν ἀμαλδῦναι φιλότητος. Es ist die Rede davon, daſs die Pferde unnatürliche Liebe verschmähen; ein Fall wird erzählt, in welchem der Herr der Pferde diese dadurch zu bewirken suchte, daſs er die Pferde mit Öl salbte. Ist nun die Vulgate ächt: so bedeutet sie: er hoffte den Geruch zu zerstören, der die Pferde zur Liebe antreibt, und man muſs ἡγήτειραν als *Epitheton perpetuum* nehmen; hart aber ist es, die gewöhnliche Eigenschaft des Geruchs bey diesem Falle erwähnt zu sehen, wo er gerade hinderlich war. Daher hegen wir noch immer groſse Vorliebe nicht eben für *Du Puys* ἀναλδῆναι — denn der Geruch des Öls ist den Pferden nicht reizend, wohl aber für *Villoisons* δηλήτειραν: er wollte den Geruch vernichten, der die Pferde abhielt vom Beyschlaf. — 251. ἄλλοισι ῥινοῖς. ἄλλαισι wird vermuthet, doch bemerkt, daſs das Wort auch unten V. 422 als Masculin gebraucht wird. Eben so steht es immer in unserem Gedichte II, 298. 528. III, 74. 278. 346; als Femininum dagegen Hal. I, 177. V, 237. 378, so daſs wer viele ähnliche Verschiedenheiten beider Gedichte beybrächte, beweisen könnte, daſs jene nicht zufällig sind. — 255. ξεῖνος ἀπόπτυστος θάλαμος. So ist geschrieben statt ξυνὸς nach *Rittershusius* Vermuthung; nothwendig wegen der Zusammenstellung mit ἀπόπτυστος. Ähnlich ist II, 196 ξεῖνοι δὲ πόθοι κείνοισι μέλονται. — 266. ὀψὲ δὲ μυρόμενοί τε καὶ ἔσχατον ἀΐσσοντες. Statt jenes ἔσχατον, „zum letztenmal, mit den

letzten Kräften," ist vom Rande einer Handschrift ἄσχετον aufgenommen; die Verbindung ist gewöhnlich, vgl. II, 60. Halieut. IV, 192. — 267. ἑὰς κεφαλὰς ἑλόωντες. Cod. Reg. B. hat gewählter ἑὰς κόρσας ἐλ., wovon jenes Erklärung seyn dürfte. — 270. ὧδε φάτις προτέρῃ κλέος ἵπποισιν μέγ' ἀείδει. Eine pariser Handschrift hat προτέρῃς, woraus Hr. *S.* προτέροις macht. War der Dativ vorzuziehen: so konnte wohl προτέρῃς behalten werden bey der Vorliebe für den Gebrauch der Feminine, wenn im Allgemeinen von Thieren gesprochen wird, s. *Spanh.* ad Call. in Dian. 102 u. A. Allein hier scheint uns die Vulgate vorzüglicher. Oppian will nicht die früheren Rosse hervorheben vor den jetzigen; er will sagen, das Geschlecht derselben sey durch frühere Sagen schon berühmt. — 273. ὠκύτατοι Σικελοὶ, Λιλυβήϊον οἵτε νέμονται καὶ τρικάρηνον ὄρος, ὅθι τοι σκέπας Ἐγκελάδοιο, πυρσοῖς αἰθερίοισιν ἐρευγομένοιο κεραυνοῦ Σικελικῆς Αἴτνης ἀνεκάχλασεν ἀέναον πῦρ. Tautologie kann man hier nur finden, wenn man mit Einigen κεραυνὸν liest statt κεραυνοῦ. Behält man die Vulgate bey: so ist der Sinn: wo die Höhle des Enkelados, wenn in ihr unterirdischer Blitz mit Feuerflammen brüllt, aus dem Ätna das Feuer hervor sprudelt. So sehen wir nichts Absurdes, und möchten des Herausgebers Verdammungsurtheil über einen der Verse nicht unterschreiben. Überhaupt sind dergleichen strenge Urtheile öfter unglücklich angebracht. — 275 finden wir Σικελικῆς ἁλὸς statt Σικελίης ἁλός; statt der seltenen Form die gemeine nächst Σικελός, der *Heindorfs* Beyspiele nicht eben Noth thaten zu Platos Gorgias S. 157. — 278. ἀλλ' ἄρα καὶ Πάρθοισι μέγα προφέρουσιν Ἴβηρες. Der Herausgeber sucht den Genitivus einzuführen nach der gemeinen Regel, welche bey προφέρειν und ähnlichen Worten das Object des Vorzugs in den Genitiv setzt. Er verlangt Πάρθων μέγα τι, eine Correction, der wir die Wahrheit nicht zugestehen können. — 281. αἰετὸς αἰθερίοισιν ἐπιθύνων γυάλοισιν. So die Bücher. Hn. *S's.* Text hat ἐπιθύων, und so ist öfter gegen die Handschriften geschrieben, vermuthlich einem *brunck*ischen Kanon zu Liebe ad Apoll. Rhod. I, 393, welchem zufolge ἰθύνω Activ ist und ἰθύω Neutrum. Das Letztere wird sich durchführen lassen, nicht so das Erstere, wenn auch unser Schriftsteller jetzt nicht mehr widerstrebt, nachdem in sieben Stellen, wo ἰθύνω transitiv war, ἰθύω geschrieben ist. Man sehe ausser unserer Stelle Cyn. I, 385. 500. 512. IV, 68. Hal. II, 131. Ein gleicher Anfang war mit dem intransitiven θύνω gemacht. Cyn. I, 503. IV, 376. Die Halieutica wollte man wahrscheinlich reiner erhalten: denn dort steht noch unbestritten eben jenes θύνω I, 181. 472. II, 564. III, 63. 259. IV, 645. — 282. ἢ κίρκος τανάῃσι τινασσόμενος πτερύγεσσιν. So ist jetzt geschrieben statt τανυσσόμενος. — 292. ὅσσοι Κυρήνην πουλυψηφῖδα νέμονται. Was die Noten verschweigen, müssen wir bemerken, dass nämlich dieser Vers sich in einer einzigen Handschrift findet, aus der ihn der französische Herausgeber frohlockend in den Text setzte. In den Libyern seyen die Mauren enthalten, mithin sey es lächerlich, libysche und maurische Pferde zusammenzustellen und der Vers erwünscht, der nun aus libyschen kyrenaische machte. Die Lächerlichkeit fiel ihm doch sonst nicht auf oben V. 172 und unten IV, 48 ἵπποισιν κείνοισιν, ὅσοι περὶ Μαυρίδα γαῖαν φέρβοντ' ἢ Λιβύεσσιν; und sie durfte es auch nicht, wenn man annahm, Libyen sey hier in der engeren Bedeutung gesetzt, in welcher es sich von Ägypten bis zur Syrtis ausdehnend auch Kyrenaika umfasst. Mithin ist in dem eingeschobenen Verse nichts Unrichtiges gesagt, da auch Kyrene zu Libyen gehörte; aber die Beschränkung fällt auf, da auch sonst nur von libyschen Rossen gesprochen wird, wie gleich V. 294, und der fast ganz in Spondeen einherschreitende Vers trägt einen von den übrigen daktylischen Versen des Oppianus so auffallend verschiedenen Charakter — als ähnliche Verse kennen wir nur etwa zwey in den Kynegetika, selbst Verse wie Hal. IV, 548 sind selten, besonders in jenem Gedichte —, dass wir nicht anders glauben, als es habe jenen, wer weiss woher, irgend einer in den Text geschrieben, der gleiche Bedenklichkeiten hatte mit dem Franzosen. Es that um so mehr Noth, diess zu erinnern, da wir sehen, dass der Herausgeber nicht nur ohne Anmerkung, sondern auch ohne irgend ein Zeichen des Verdachts den Vers aufgenommen hat. — 295. Die gemeine Lesart war: πλευρῇσι γὰρ ἀμφὶς ἔχουσι τῶν ἄλλων πλευρὰ, σπαθίην κτένα θ', οὕνεκεν εἰσὶν παχσόνες εἰσιδέειν καὶ κρείσσονες εὐθὺς ὀρούειν· „*lateribus aliorum latera amplectuntur,*" wie man sinnlos übersetzte. Aus einer pariser Handschrift schrieb *Belin* πλεῦνες statt πλευρὰ, womit man sich begnügt hätte, hätte nicht das Ende des Satzes auf tiefere Wunden gedeutet. Die grössere Kraft konnte als Folge der stärkeren Seiten dargestellt werden, nicht als Ursache. Überdiess war nach *Belins* Erklärung von σπαθίη als *os costarum* und von κτείς als *pecten et ordo costarum* nicht erwiesen, wie beide Worte so zusammengestellt werden können. Diesen Schwierigkeiten hat Hr. *S.* unserer Meinung nach glücklich abgeholfen, indem er schreibt: πλ. γὰρ ἀ. ἔχ. τῶν ἄλλων πλέονα σπαθίης κτένα. τοὔνεκέν εἰσι π. εἰσιδ. καὶ κρ. ἰθὺς ὀρούειν. ἰθὺς, nach *Pierson* für εὐθὺς, wird gerechtfertigt durch II, 472. III, 76. 474. IV, 188. — 302 fehlt in einigen Handschriften. — 307. στικτοπόδεσσ' ἐλάφοις κυανώπεας ὀπλίζοιο. So ist in unserer Ausgabe geschrieben nach *d'Arnaud's* Vermuthung. Das gewöhnliche Beywort ist den Hirschen mit Recht wiedergegeben. — 313. καλὸς ἰδεῖν, ἀταλός τε φέρειν εὐπειθεῖ δεσμῷ. Hier ist der Herausgeber mit Recht angestossen, ohne jedoch aus den Schwierigkeiten der Stelle sich herauswinden zu können. Wie kann man sagen, das Pferd sey leicht zu tragen durch den Zügel oder für den Zügel, mithin der Zügel trage das Pferd? Wir lesen ἀταλός τ' ἐφέπειν „leicht anzutreiben," eingedenk des homerischen ἔφεπε κρατερώνυχας ἵππους Il. XVI, 724. 732 und ähnlicher Stellen. εὐπειθὴς δεσμὸς ist der leicht gehorchende, leicht bewegliche Zügel; denn δεσμὸς für Zügel zu nehmen, für das Band, welches die allzu hitzigen Pferde zurückhält, fällt uns wenigstens nicht schwer.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weigel: ΟΠΠΙΑΝΟΥ ΚΥΝΗΓΕΤΙΚΑ ΚΑΙ ΑΛΙΕΥΤΙΚΑ. *Oppiani Cynegetica et Halieutica.* Ad fidem librorum scriptorum emendavit *Joannes Gottlob Schneider*, etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

529, Πῶλον ἐπιγράψαι καὶ νηδύϊ μητρὸς ἐόντα. Nach *Valckenaer* ad Eur. Phoen. S. 226 ist κἂν νηδύϊ geschrieben: die zusammengezogene Form wird nicht beleidigen neben dem häufigen κἀκεῖνος. Cyn. I, 349. II, 52, 297, 386, 399. III, 31, 53. Hal. II, 476, 628. — Daher es nicht zu billigen, dass Hal. I, 700 das κἀκείνη bey *Rittersh.* Cod. Pal. 2 und Sylb. weder im Text noch in den Anmerkungen Platz gefunden hat — und neben κἀκεῖσε Cyn. IV, 108, κἀκ bey Nonn. III, 42 u. a.; aber danach wird man fragen, ob ἐν nöthig war, was fast zu bezweifeln ist, wenn man Hal. IV, 178 liest: τῇσιν ἀεὶ πᾶν ἦμαρ ὑπὸ γλαφυροῖσι μυχοῖσι κίχλαι ναιετάουσιν, vgl. I, 140 u. a. — 352. μητρὸς ἔτι γλαγερῇσι περισχομένους λαγόνεσσι: *d'Arnaud* vermuthete γλαφυρῇσι. — 353, μιγνύμεναι στομάτεσσι βαρυφθόγγοις ἀλόχοιο. Der Herausgeber hat ἀλόχοισι aufgenommen aus dem Codex Venetus; wir fürchten aus Verkennung eines bekannten Sprachgebrauchs, der hier hinderte, etwa ein στόματα hinzuzusetzen. — 354, τιθασοτρόφος ἀνήρ; offenbar nur aus Erklärung entstanden ist das von *Turnebus* bemerkte πελειοτρόφος. — 356, ταὶ δὲ κλιδὸν ὅσσε βαλοῦσαι. Was der Herausgeber früher vermuthet hatte aus Apollonius Rhodius (vgl. zu Halieut. III, 613), ἐγκλιδὸν durfte er nicht verschmähen und sogar aus den Anmerkungen verweisen: in solchen völlig übereinstimmenden Halbversen ist doch wohl Consequenz zu suchen mehr als in irgend etwas Anderem. — 364, ἠϊθέους. *Belins* Vermuthung ἡμιθέους war nicht zu übersehen, vgl. III, 245. — 370. Über das mit Unrecht aufgenommene ἀγρευτῇσι haben wir uns schon oben erklärt. — 376, εἰ δὲ νύ τοι κεράσαι φίλον ἔπλετο δία γένεθλα: Nach der Vermuthung des *Brodäus* liest die neue Ausgabe δοιά, aber δῖα γένεθλα ist der epischen Würde ganz angemessen, und δοιὰ γένεθλα würde von verschiedenen Stämmen der Hunde zu verstehen seyn. — 389, καὶ κάπροι πυρόεντες ἐποχμάζουσι συεσσιν. Nach *Brunck* ist ἐπαιχμάζουσι geschrieben, und allerdings passt ὀχμάζειν hier nicht, es heisst befestigen, nichts anderes. So κατοχμάσας, wie Hr. *S.*, oder κατοχμάσσας, wie wir schreiben, Hal. V, 226. — 390, καὶ χίμαροι λασίῃσιν ἐφιππεύουσι χιμαίραις. Andere haben λασίοισιν, und diess würde das Richtige seyn, wenn wirklich dieses Adjectiv nur zwey Endungen hätte, wie im griechischen Wörterbuche angegeben ist. Doch lesen wir bey Theocritus XXII, 42: λασίαις φίλα ἔργα μελίσσαις. — 399, ἀτὰρ πολὺ φέρτατα πάντων φῦλα μένει μονόφυλα, „am besten bleibt das Geschlecht, welches durch sich allein fortgeflanzt wird." Der Herausgeber hat nach einer Handschrift μένειν, so dass φέρτατα für sich zu nehmen ist: es ist weit das Beste, dass die Geschlechter unvermischt bleiben mit anderen Geschlechtern. Die Entscheidung ist schwer; φέρτατα dürfte auch so nicht beleidigen bey häufigem ähnlichem Gebrauche des Plural. — 407, τὼ πρόσθεν δὲ τ' ὀλιζοτέρω πόδε ἔσταν. Hr. *S.*: τοὶ — ὀλιζότεροι πόδες ἔστων. Den Hiatus sehen wir gern gehoben, aber nur πόδες war zu schreiben nach der venetianischen Handschrift, die Zusammenstellung des Dual und Plural ist am Ende häufig genug, vgl. II, 165, θηρῶν μεδέοντε λέοντες, und *d'Arnaud* Lectt. graec. pag. 186. — 411, στριφνή τ' ἐκταδιός τε. Unser Text στρυφνή. Woher doch? — 424, καὶ σθένος ἄφραστον καθαρὸν καὶ θυμὸς ἀναιδής. Statt καθαρὸν, das schon den *Brodäus* beleidigte, hat die vaticanische Handschrift κρατερόν, das Gemeine für das Gewähltere; die venetianische, jetzt diezische Handschrift κάραρον, worin wohl nur eine von jenen Lesarten steckt. — 426, τοὶ κνώδαλα πάντα δίονται. Nach einem Schreibfehler der venet. Handschrift hat der Herausgeber δίενται aufgenommen, welches als intransitiv Il. XXIII, 475 hier ganz unstatthaft war. Das transitive δίεσθαι und davon δίονται, δίωνται, δίηται u. a. sind aus Homerus genugsam bekannt. — 429, οὔτε νιφοβλήτοιο μένος πολυχειμέρου ὥρης. *Rittersh.* will πολυχείμερον, um das doppelte Adjectivum zu meiden; doch, meint er, sey diess nichts Neues. Daher es uns wundert, diese Änderung empfohlen zu sehen. — 431, ἴκελαι μορφαὶ ist jetzt geschrieben statt ἴκελοι. — 449, μηδ' ὑλάαν ἐθέλοισιν; sonst ὑλάειν. Jenes ist die epische Form. So ὁράαν Hal. II, 60, αὐτιάαν II, 330. Cyn. I, 204, ὁράᾳ Hal. III, 501, φριμάᾳ Cyn. I, 491, καγχαλάᾳ Cyn. I, 507, wogegen γοάει, Hal. III, 407 und πελάει Cyn. I, 515 auffällt. — 450, εἴδεα δὲ στιβίης δυσδερκέος ἔπλετο δισσά. Für δισσὰ war eine Variante δοιὰ zu erwähnen, obgleich ohne grosse Empfehlung und aus trüber Quelle. Jenes ist unstreitig das Richtige; vgl. II, 264, 603. IV, 124 und διπλοῖ IV, 127. — Eben so 455, πέλει περιδέξιος ὥρη χειμερίη haben Andere ἄγρη, vgl. Hal. III, 61, εὐκραεῖ δ' ἀνέμῳ περιδέξιος ἵσταται ἄγρη. — 464, ὀσμὴν (warum

nicht ὀδμὴν wie Cyn. I, 253, 512, Hal. IV, 258 und sonst alle Epiker?) πρεσβύτειραν ἀμαλδύνουσιν ἄρουραι. Unsere Ausgabe liest πρεσβεύτειραν; mit Recht, glauben wir, nicht des vorgeschützten Metrums wegen, denn die mittelste Sylbe ist lang in πρεσβύτης, sondern weil erst alsdann, von πρεσβευτὴς abgeleitet, das Wort einen guten Sinn zu geben scheint. Ὀδμὴ πρεσβεύτειρα ist der Gesandtegeruch, der Geruch der Hunde, der gesandt wird, um die Spur zu finden. Noch eine andere Erklärung liesse sich aufstellen, wenn eine Bedeutung von πρεσβευτήρ, „einer der da schickt," erweislich wäre, als entstanden von πρεσβεύομαι, ich schicke Gesandte, dann wäre ὀδμὴ πρεσβεύτειρα der Geruch, welcher die Hunde schickt und leitet, mithin gleichbedeutend mit dem sonst etwas keck aufgenommenen ἡγήτειρα. — 467, γυμνὴ δὲ σκυλάκεσσι μένει θήρεσσ' ἀϋτμή. Andere πέλει. — 469, ἀτὰρ μεγάλης ἀντάξιον ἔμμεν' ἀοιδῆς. Auch uns wie dem Herausgeber scheint jenes ἔμμεν' (es wäre Zeit, einmal den Apostroph wegzulassen) verdorben, doch das vorgeschlagene ἔμμορ' ἀοιδῆς nicht beyfallswerth, weil dann ἀντάξιον müssig steht. Wir würden ἄμμιν vorschlagen. So V. 23: ἄμμες ὑφ' ἡμετέρῃ μεροπηΐδι λέξομεν ἠχῇ. — 484, ἔρπυζει δὲ παροιθε παραίβατον ἀτραπιτοῖο. Hr. S. nach *Rittersh.* παραιβαδόν ohne Autorität. Wir ziehen des *Rutgersius* παρὰ πάτον vor. — 485, ἰξείαν aus *Turn.* statt εὐθεῖαν. — 496, λῦσεν δ' ἀπὸ δαίδαλα μαζῶν. Nach *Turnebus* will der Herausgeber δαιδάλου ἱστόν, was wir nicht verstehen. — 507, καγχαλάᾳ κηνζοῖ τε κεχαρμένας, οἷάτε τυτθαὶ σκιρτεῦσι (σκιρτεῦσιν) δαμάλαι περὶ πορτιας οὐθατοέσσας. Eine sehr bedeutende in der neuen Ausgabe wie so vieles Andere übergangene Variante führt *Turnebus* an, nämlich λισσαὶ statt τυτθαὶ, eine Lesart, die wir unbedenklich für ächt erkannt hätten. Ein Glossator schrieb τυτθαὶ über δαμάλαι um den Unterschied dieser von den Kühen zu bezeichnen. — 521, ἀτρεμέοντα. Cod. Ven. Reg. ἀτρομέοντα. — 525, ἢν δὲ τυχήσῃ, ῥεῖα μὲν (unsere Ausgabe nach *d'Arnaud*, ῥεῖα μιν) ὀξυτέρῃσιν δαμασσάμενος ὀνύχεσσι καὶ γενύεσσιν ἐλὼν φόρτον μέγαν ἀντιάσειεν, ὦκα φέρει μογέων τε βαρυνόμενός τε πελάζει. — Φόρτον μέγαν ἀντιάαν kann nach der Bedeutung von ἀντιάω mit dem Accusativ nichts anderes heissen als auf die Last stossen d. i. den Hasen finden, ist mithin gleichbedeutend mit τυχήσῃ und höchst lästig, man mag jene Worte betrachten als gefasst im Zwischensatz oder im Nachsatz. Hier suchen wir das Schwierige der Stelle, nicht im folgenden Verse, über den der Herausg. eine strenge Athetesis ergehen lässt. Irren wir nicht: so ist ἀντιάσειεν verdorben, und enthält entweder ein Beywort zu γενύεσσιν, oder ist zu ändern in ἄντια σεῖο, „in deiner Gegenwart," so dass der Dichter seine Rede an den Jäger wendet, und sich diesen als von fern zusehend denkt. — 530 fgl. finden wir die Participe ἐρείδων und ἀρήγων in die Indicative ἐρείδει und ἀρήγει verwandelt; ohne Noth. Die Participia reihen sich sehr bequem an einander an, abhängig vom Hauptverbum ἐλύσατο. — 534, θυμὸς δ' ἠπεδανοῦ μέγ' ἐχήρατο βουκολάταο. Andere μάλα χήρατο, vgl. 509, ὡς καὶ τῷ μάλα θυμὸς ἐχήρατο.

Halieut. I, 9, ἐπιπλώουσι θάλασσαν, sie schwimmen über das Meer hinweg. Das ἐνιπλώουσι der *Sylburgschen* Handschrift ist übergangen. Für V. 260 konnte diese dort verglichene Stelle nichts beweisen; ἐνιπλώουσι θαλάσσῃ konnte eben so gut stehen als ἐπιπλώουσι. — 30, ῥηϊδίη καὶ τοῖσι πέλει καὶ ὑπόψιος ἄγρη. *Brunck* wollte ἐπόψιος gegen die Handschriften. Uns scheint die homerische Stelle Il. III, 42, wo nicht einmal die Lesart sicher ist, der Beybehaltung der Vulgate nicht zu widerstreiten. Die schlimme Bedeutung von ὑπόψιος ist doch wohl nicht die ursprüngliche, welche weit allgemeiner ist. — 32, τοὺς δὲ δόναξιν ὑπέσπασαν ἰξοφόροισιν. Diese gewöhnliche Lesart ist durch das ὑπέσπασαν einer Handschrift verdrängt worden, so dass nun übersetzt werden muss: sie zogen die Vögel mit Leimruthen heraus. Woraus? doch nicht aus den Nestern? Vielmehr lockten und zogen sie die Vögel an durch die Leimruthen, und diess ist ἐπέσπασαν, vgl. II, 105, III, 173. — 38, κρυερῷ τε καὶ ἄσχετα μαργαίνοντι ὕδατι. Statt κρυερῷ hat Cod. Pal. 1 χαλεπῷ. — 40, καὶ μούνοιν ἐν ὄμμασι πειρήσασθαι. ὑπ' ὄμμασι eine alte Lesart, die des *Rittersh.* Handschriften bis auf eine haben. Cod. Petit. 2 θηήσασθαι statt πειρήσασθαι. — 49, εὖτ' ἂν ὑποβρυχίης ἄδυτον περόωσι θαλάσσης. Über ὑποβρύχιος ist unsere Meinung etwas abweichend von der gewöhnlichen. Zu dem grossen Stammworte βρύω, welches Fülle und Strömen anzeigt, gehört nicht bloss βρὺξ das Strömen und Brausen, daher vielleicht auch die Quelle, was wir doch bis jetzt nur auf die Autorität des griechischen Wörterbuchs glauben müssten; sondern auch βρύχω, welches sich doch wohl eher von βρύσσω trennen liesse, als von jenen Worten bey dem homerischen βέβρυχε κῦμα, Il. XVII, 264, vgl. Od. V, 412. Davon bey Hesychius βρύγδην, χύδην und βρυχμοί, ψόφοι. Βρὺξ war eigentlich nur der Zustand des brausenden Meeres, daher der Ort, wo das Brausen ist, mithin nur die Oberfläche des Meeres, wenn auch mit dem veränderten Sprachgebrauch endlich Oppianus Hal. II, 588 βρὺξ für das ganze Meer, βρὺξ νεάτη für die Tiefe des Meeres gebrauchen konnte. Wegen eben dieser sehr natürlichen Veränderung der Bedeutung kommt es, dass βρύχιος gelesen wird sowohl für brausend — in βρυχίης ἁλὸς Apoll. Rhod. I, 1310 wird βρύχιος von den Scholien richtig durch βρυχώδης erklärt, dessen Bedeutung, brüllend, heulend, auch Hr. S. anerkennt — als auch für das was dem Meere eigen ist, wofür des Hesychius βρύχιον, ὑποβρύχιον, βυθιζόμενον zeugt. Aus dem bisher Gesagten wird erhellen, dass ὑποβρύχιος heissen muss was unter der βρὺξ, unter der brausenden Oberfläche des Meeres ist, mithin ὑποβρυχίη θάλασσα das tiefe Meer, die Tiefe des Meeres, ganz was νεάτη ἅλς bey Apollonius Rhodius. So ὑποβρυχίη ἅλμη Hal. V, 559, βυσσὸς ὑποβρύχιος V, 159, κόλποισιν ὑποβρυχίοισι θαλάσσης V, 171 vgl. I, 790. III, 599. IV, 39, 519. V, 208. So kön-

te an unserer Stelle kein Anstoss genommen werden an der Vulgate; doch war nicht zu übersehen, was die *sylburgsche* Handschrift darbot ὑποβρύχιοι εἰς ἄδυτον π. θ.; man konnte dankbar ὑποβρύχιοι annehmen, und in εἰς finden, wodurch die gemeine Lesart entstanden war. Man denke an die Männer ὅσσοισιν ὑποβρύχιος πόνος ἅλμης μέμβλεται, II. 151, und an den ἐρευνητῆρα θαλάσσης σπερχόμενον ποτὶ βυσσὸν ὑποβρυχίοισι πόνοισιν II, 438. — 53, οὐ γάρ τι μιήν ὁδὸν ἔρχεται ἰχθύς. Die alte Lesart ἵσταται ἰχθύς, die bey *Rittersh.* nur eine Handschrift verleugnet, ist mit Stillschweigen übergangen. Man vergleiche ἵσταται ἄγρη, Hal. III, 61, 648. V, 599. — 56. Für οὐ μὲν ist die vollere Form οὐ μὴν gegeben. — 81, τὰ δ' οὔ κέ τις ἐξονομῆναι ἀτρεκέως· οὐ γάρ τις ἐφίκετο τέρμα θαλάσσης. Statt ἀτρεκέως haben Andere ῥηϊδίως. ἐφίκετο hat sich erhalten gegen ἀφίκετο und ἐσίκετο. — 88, γαίης πολυμήτορος. Andere πολυμητέρος. — 92, ἡμεῖς δ' ἀνδρομέοισι νοήμασι μέτρα φέρομεν. Der Zusammenhang ist: ob die Erde mehr Geschlechter ernährt oder das Meer, das wissen die Götter; wir aber wollen es berechnen, so gut es der menschliche Sinn vermag. Hierauf folgt die Aufzählung der Fische. Jeder wird einsehen, dass der die im Gedanken fern vorschwebende Zukunft bezeichnende Optativus hier nicht dem wegen seiner für die Gegenwart berathschlagenden und ermahnenden Kraft ganz zweckmässigen Subjunctivus aller Ausgaben und Handschriften vorgezogen werden durfte. Denn auch die *sylburgsche* Handschrift hat nicht φέροιμεν, wie die Anmerkungen sagen, sondern φέρομεν. — 93, ἰχθύσι μὲν γενεή u. s. w. μὲν ist auf die Autorität einer Handschrift aufgenommen, statt des gewöhnlichen γάρ; uns ist bange, dieses sey verdrängt durch die Ursachen der gewöhnlichen auch V. 219 vorkommenden Verwechselung zwischen μὲν und γάρ, oder aus Unkenntniss des häufigen Gebrauchs von γάρ, wenn die folgende Rede vorher angekündigt wird; die Partikel bekräftigt das Versprechen der Erzählung. — 98, κίθαροι gegen das κιθάρη und κιθάραι der Handschriften. Ungern entbehren wir hier des Herausgebers Commentar, eben so im folgenden Verse bey βούγλωσσά τε statt βούγλωσσοι. — 106, σαῦροί τε σκέπανοί τε καὶ ὅσσ' ἐνιτέτροφε πηλοῖς. Die zweyte pariser Handschrift hat πηλῷ, was sich freylich nicht halten durfte bey dem häufigen Gebrauche des Plural. Man sehe Hal. I, 277. Cyn. I, 452. III, 418. — 107, ὑπὸ χλοεραῖς βοτάνῃσι. Das unbemerkte χλωραῖς des Cod. Pal. 1 sehen wir nicht ungern verschmäht. Bey dem schon oben erwähnten Streben der beiden Oppiane nach daktylischen Versen ziehen wir immer am liebsten die Formen vor, die einen Daktylus geben. Daher steht auch unsere Form Cyn. II, 532. IV, 261. Aus eben dem Grunde tadeln wir das unerwähnte ψαμμωδέος der *sylburgschen* Handschrift statt ψαμαθώδεος unten V. 128, vgl. Cyn. II, 255, πυκνοῖσι derselben Handschrift V. 177 statt πυκινοῖσι, vgl. Cyn. I, 325. III, 75, und unten 277, ἀλγεινότερον statt ἀλεγεινότερον, welche Form wohl auch Hal. IV, 172 gestanden haben mag, ξείνην, welches 247 in unserem Texte steht, statt des unbemerkten ξεινὴν bey Ritt. Pal. 2. Sylb. Mit Recht ist V. 528 ἀντιάσωσιν aufgenommen; — dass geändert wurde nach einer Handschrift, war zu bemerken — vgl. 541, 562. II, 75. III, 500. IV, 74, 248, 400. V, 627, 667. Wäre nur auch III, 77 das ἀντιάσουσι der Handschriften nicht zurückgewiesen. Die widerstreitenden Stellen sind theils im fünften Buche, wo uns Handschriften fehlen, 338, 358, 588, theils Cyn. I, 530, wo Spuren derselben auf die daktylische Form führen; ἤντησαν musste durch den Drang des Verses gesagt werden Hal. V, 606, ἐνιπλήσατο steht richtig Hal. II, 257, 407, πορφυρέουσι, welches unbestritten steht Cyn. II, 597. Hal. I, 62, hätten wir auch Cyn. I, 462 stehen lassen. Die spondeische Form steht nur Cyn. II, 559. Statt κήτει Hal. V, 71 war κήτεϊ zu schreiben. — 126, οὔτε ist mit Recht dem fehlerhaften, wenn auch allgemein verbreiteten ὅστε an die Stelle gesetzt worden, welches leicht entstanden war aus unnützem Streben nach Beziehung zum nächsten Substantiv. — 137, μήλοισιν ἀναπτύουσι ἴσα φορβήν. Warum *Bruncks* ἀναπτύσσουσι aufgenommen ist, sehen wir nicht ein. — 144, καὶ τμηθέντες ἔτι σπαίρουσι σιδήρῳ. So ist stillschweigend wiederum geschrieben worden mit Verwerfung der anderen Lesart ζώουσι. — 145, ἐν βένθεσσιν ὑπόβρυχα μιμνάζουσι φωλειοῖς. Hier scheint uns *Bruncks* βαθέεσσι nothwendig. Ein Adjectiv φωλειὸς wenigstens wussten wir nicht abzuleiten. — 152, πτήσσει ὀπωρινοῖο κυνὸς δριμεῖαν ὁμοκλήν. Der Herausgeber hat, wie es scheint, sich die Regel gebildet, πτήσσειν sey immer intransitiv, πτώσσειν transitiv. Daher vermuthet man hier πτώσσει; anderswo hat er ähnliche Vermuthungen, denen sich der Text des Oppianus leicht schmiegte, ohne Unterstützung der Handschriften aufgenommen. So ist namentlich πτήσσειν, dessen transitiver Gebrauch sich nicht leugnen lässt, zweymal verdrängt. Hal. II, 305, 544. — 160, ὅσσοι γε βράγχη, στόματος πτύχας, ἀμφὶς ἔχουσιν. So ist aus der moskauer Handschrit geschrieben statt ὅσσοι τε β., wir wissen nicht warum, vgl. 283. — 162, αὐτὰρ ὅγ' ἐσσυμένοισι συνορμηθεὶς ῥοθίοισι. Andere μεθορμηθεὶς. — 172, σφύραινοι δολιχαί, ῥαφίδες θ' ἅμα τῇσιν ἀραιαί. Der Text des *Rittershus.* und die *sylburgsche* Handschrift haben ῥαφίδες θ' ἐπὶ τῇσιν ἀρ. „aufser diesen." — 179, οἱ δ' ἐν ἀμετρήτοις αὐλὶν πελάγεσσιν ἔχουσιν statt ἀμετρήτοισιν ἄλην π. ἔ. bieten aufser dem Texte des *Rittersh.* zwey seiner Handschriften dar. — 193, οὐδέ κεν αὐτόμολον κείνων πλόον, ἀλλ' ὑπὸ δεσμῷ φαίης εὐγόμφοισιν ἐνισχομένους πινάκεσσιν ἑλκομένους ἀέκοντας ἀναγκαίῃσιν ἄγεσθαι. Was von der Lesart ἕπεσθαι statt ἄγεσθαι zu halten sey, wird erst wissen, wer in anderen Ausgaben als in der neuen die Lesart κείνους aus Pal. 2, und κείνοις aus Pal. 1, erwähnt findet. Durch das Bestreben, diese zu unterstützen, scheint uns jenes ἕπεσθαι entstanden. οὐδέ κεν αὐτόμολον κείνους πλόον φαίης ἕπεσθαι, sie scheinen nicht aus eigener Bewegung der Schiffahrt zu folgen. — 198, ἀθλοφόρον θαλλοῖσι νεοδρέπτοισι κομῶντα. Wir billigen das aufgenommene νεοστέπτοισι nicht, νεόστεπτος ist wohl die Stirn des Siegers, aber nicht der Kranz. — 209, πομπίλε, ναυτιλίῃσι ...

91. Andere ναύτησιν τετιημένε. — 244, ἀβραμίδες φορέονται ἄθροαι, ἄλλοτε δ' ἄλλον ἁλὸς πόρον, ἢ περὶ πέτρας, ἢ πελάγη, δολιχοῖσί τ' ἐπέδραμον αἰγιαλοῖσι. Wie dieses τ' mit dem vorhergehenden doppelten ἢ in Übereinstimmung zu bringen sey, mögen Andere sehen. Wir lesen: ἢ πελάγη δολιχοῖσιν ἐπ. αἰγ., sie schwärmen um den Felsen herum, oder laufen am langen Ufer über das Meer hinweg. — 259, δοιοί, die dem Oppianus gewöhnliche Form, ist statt δοιώ aufgenommen, vgl. 345. 348. IV, 76. Cyn. III, 326. — 263. Was die moskauer Handschrift hat, ἄσπακος οὖν, war nicht zu verschmähen; αὖ dient wie δὲ, neue Materien anzuknüpfen, οὖν, die schon angekündigten ins Einzelne zu führen. — 265, ἀλλ' εἴ μιν ἀναγκαίῃ τις ἐρύσσας τῆλε φέρων ἑτέρωσε πάλιν πόντονδε μεθείῃ. Cod. Pal. 1 hat ἀναγκαίῃσιν ἐρύσσας, was nicht zu verwerfen wäre, wenn nicht alsdann ein Subject fehlte, das vielleicht künftig eine Handschrift in einer zweyten Person darbietet. Wenigstens haben nicht alle Handschriften μεθείῃ, die *sylburgsche* hat μεθίει. — 268, οὐδ' ἐθέλει ξεῖνον μυχὸν ἄλλον ἑλέσθαι. Aus einer Handschrift ist dieses stillschweigend aufgenommene ἑλέσθαι dem sonst gewöhnlichen ἱκέσθαι an die Stelle gesetzt worden. — 272, τῆς μιν ἀπεξείνωσαν ἁλίπλοοι ἀγρευτῆρες. ἁλίστονοι ἀγρ. konnte vorgezogen werden, das Gewähltere dem Gemeineren, schon wegen IV, 149, wo derselbe Halbvers, aber auch wegen des äschyleischen im griechischen Wörterbuche bemerkten Gebrauches, der öfter mit dem oppianischen übereinstimmt. — 273, ὡς ἄρα καὶ πλωτοῖσιν ἐὸς δόμος. Zwischen πλωτοῖσιν und πλωτῆρσιν ist sonst schwer zu entscheiden, daher der Herausgeber die Entscheidung dem Zufalle überlassen zu haben scheint. Dieser hat aber übel gewaltet, hier war πλωτῆρσι zu schreiben, wie in demselben Halbverse II, 196 geschrieben ist. — 275. στάζει ἐνὶ κραδίῃ γλυκερὸν γάνος. Andere βέλος, welches doch einer Glosse wenig ähnelt. — 276, οὐδ' ἄρα μούνοις πατρὶς ἐφημερίοισι πέλει γλυκερώτατον ἄλλων. Das γλυκερώτερον der moskauer und auch der sylburgschen Handschrift wird mit dem Herausgeber verworfen, wer den epischen und in späterer Zeit prosaischen Gebrauch des Superlativus mit pleonastisch beygefügtem ἄλλων und ähnl. Genitiven kennt, den wir wieder finden Cyn. III, 112. Hal. V, 467. Callim. in Del. 156. Dionys. Perieg. 47, 353, vgl. Hermann zu Hom. Hymn. in Cer. 362. Unser Dichter ging noch weiter, wenn es mit Cyn. III, 318, λύκου προφερέστατος, seine Richtigkeit hat: und ist das der Fall so können die Varianten zu Hal. I, 600, 702 auf Ähnliches führen. — 279. ὅς κεν ἀνάγκῃ φυξίπολιν πάτρης τελέσῃ βίον ἀλγινόεντα, ξεῖνος ἐν ἀλλοδαποῖσιν ἀτιμίης ζυγὸν ἕλκων. Die alte Lesart ξείνου für ξεῖνος hätte doch Bemerkung verdient. Die Bedeutung von ξεῖνος wird nicht schwächer, wenn sie als nähere Beschreibung der Ehrlosigkeit zugleich den Grund derselben anzeigt; die fremde Ehrlosigkeit, d. i. die Ehrlosigkeit, die Fremden gehört und Fremden bewiesen wird, als wenn jener Grund dadurch hervorscheint, dass das Prädicat dem verlassenen Manne selbst gegeben wird. Dass jedoch ξεῖνος hier den Vorzug verdiene, hatte der Herausgeber durch ein wie hier verbundenes ξεῖνος ἐν ἀλλοδαποῖσι bewiesen Cyn. II, 312. — 290, οἱ δ' ἤτοι πρῶτον μὲν ἐνὶ ψαμάθοισι τέτανται. Andere τάνυνται, welches Beyfall erhalten möchte, wenn man ein ähnliches, Hal. IV, 598 übel angefochtenes, bald darauf V. 668 glücklicher Weise übersehenes χέονται vergleicht. — 296, τόφρα δὲ θυμὸν ἔχουσιν ἀμήχανον ἀδρανέοντες. Diess aus zwey Handschriften des *Rittersh.*; sonst las man ἀδρανέοντα. — 298, ὡς δέ τις ἰητὴρ νουσαχθέα φῶτα κομίζων ἤμασι μὲν πρώτοισι βορῆς ἀπόπαστον ἐρύκει. Andere ὡς δ' ὅταν, vgl. II, 597. — Ein zwischen V. 303 und 304 gesetztes Zeichen einer Lücke können wir nicht verstehen. Uns scheint der Zusammenhang ziemlich klar vor Augen zu liegen: Wie der Arzt den kranken Mann zurückhält von aller Nahrung und die Mittel der Stärkung scheut, und erst nach einiger Zeit ihm wenig Speise reichen lässt: so furchtsam richten auch die Muschelthiere mit ihren neuen Schalen sich auf von der Krankheit, und scheuen sich dadurch, das Ende der Krankheit herbeyzuführen. Wie es scheint, wurde das Aufrichten als Vergleichungspunct zur Speise gehörig verkannt. — 305, ἁλὸς ναίουσιν ἐναύλους. Andere ἐναύλοις, was durch V. 341 ναίει μὲν ψαμάθοις sich vertheidigen liesse, wenn nicht dort die Lesart eben so unsicher wäre. — 310, εὐκάρποις wird vertheidigt gegen ἐγκάρποις durch II, 491. — 311, γλυκερόν τε φυτῶν ἀπὸ καρπὸν ἔδοντα. γλυκερῶν hat Cod. Pal. 1 und marg. Pal. 2. — 313, ἄλλα δὲ φῦλα μετ' οἰδμασιν ὀστρακόρινα. Andere μετ' ἰχθύσιν. — 315, νηρῖται στρόμβων τε γένος. Cod. Pal. 1 γένη. In ähnlicher Verbindung 428 lesen wir ebenfalls γένος, doch Cod. Pal. 2, dem Herausgeber unbemerkt γένη. Unbestritten ist σκυλάκων γένη Cyn. I, 36, aber doch nicht ganz beweisend für unsere Stelle. — 314, πολλὰ μὲν ἐν πέτρῃσι, τὰ δ' ἐν ψαμάθοισι νέμονται. Hier würde wohl Keiner das dargebotene φύονται aufnehmen. Aber wünschen möchte man es 319, πάλιν ζωοί τε νέμονται, wo das aus Cod. Pal. 1 anzumerkende γίνονται den prosodischen Gesetzen widerstrebt. — 321. ἐκ γενετῆς. Andere ἐκ γενεῆς, was mit Recht verworfen wurde. Bey den Epikern ist γενεὴ nur das Geschlecht, γενετὴ die Geburt. Anders anderswo. So finden wir freylich statt ἐκ γενετῆς von Geburt an, wie hier und V. 645 steht, ἐκ γενεῆς bey Herodot. IV, 23. — 326, αἱ δ' εἴσω καταδῦσαι ὑπ' ἀλλοτρίοισιν ἐλύτροις ἑζόμεναι ναίουσι, καὶ ὃν κτήσαντο μέλαθρον. Für jenes ὃν, welches unangenehm auffällt, wollte *Rittersh.* ὃ lesen: dass alsdann aus dem intransitiv gebrauchten ναίουσι die transitive Bedeutung herauszunehmen wäre, würde nicht beleidigen, ein ähnlicher Fall ist V. 410. — 333. Fast allen Autoritäten entgegen war οὐκέτι κεῖνον statt οὐκετ' ἐκεῖνον in die erste Ausgabe eingeschlichen, und ist in der neuen Ausgabe nicht ausgewandert. Was IV, 159 οὐκέτι κεῖνα wünschenswerth macht, das Bedürfniss des Verses, beweist hier nichts. Doch konnte diess der Gleichförmigkeit wegen geschehen mit V, 397. — 337, κρείττων χειροτέρην, δόμον ἄρμενον ἀμφέθετ' αὐτῇ. Die epische Form κρείσσων, die auch Cod. Pal. 2 hat, steht nur in den Noten.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
JUNIUS 1815.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weigel: ΟΠΠΙΑΝΟΥ ΚΥΝΗΓΕΤΙΚΑ ΚΑΙ ΑΛΙΕΥΤΙΚΑ. *Oppiani Cynegetica et Halieutica.* Ad fidem librorum scriptorum emendavit *Joannes Gottlob Schneider*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

363. Πολλὰ μὲν εὐρυπόροισιν ἐνιστρέφεται πελάγεσσιν. ἐνιτρέφεται war nicht zu verwerfen bey dem häufigen Gebrauche des Wortes bey unserem Dichter. Man sehe Hal. I, 607. II, 423. 456. 598. III, 160. 168. IV, 212. V, 29 und 46, ἤτοι μεσοπόροις μὲν ἐνιτρέφεται πελάγεσσιν. — 367. τῶν ἤτοι κρυερὸς τελέων βλοσυρή τε ζύγαινα. Cod. Pal. 1, κρυερή τε ζύγαινα, welche Lesart vielleicht vorzuziehen, da unser Schriftsteller ähnliche Wiederkehr desselben Wortes in verschiedenen Halbversen nicht verschmäht, vgl. 420. πάντα δ' ὁδὸν μίαν εἶσι, μίαν δ' ἀνελίσσετ' ἀμοιβήν. 555. αἰνοτάτοισι γάμοισι καὶ αἰνοτάτοισι τόκοισι. Cyn. IV, 33, οὐκ ἔλαφοι κεράεσσι θρασύς, κεράεσσι δὲ ταῦρος· οὐ γενύεσσιν ὄρυξ κρατερός, γενύεσσι λέοντες· οὐ ποσὶ ῥινοκέρως πίσυνος, πόδες ὅπλα λαγωῶν. — 368. πορδάλιες ist statt παρδάλιες gegen die Handschriften geschrieben, die sonst häufig schwanken zwischen beiden Formen. Jene findet sich sonst Hal. III, 390. Cyneg. I, 308. II, 459. III, 63. 98; für richtig erkannt zu Cyneg. II, 299 ist sie stillschweigend gegen die Handschriften in den Text gesetzt Cyn. I, 433, nur Cyn. I, 69 hat man παρδαλίεσσι übersehen. — 368. φύσαλοι αἰθυκτῆρες. So ist statt αἰθυντῆρες und ἰθυντῆρες geschrieben, vgl. Cyn. II, 532. 551. — 371. μάλθη θ' ἡ μαλακῇσιν ἐπώνυμος ἀδρανίῃσιν. Die andere Lesart οὐ μαλακῇσιν wird unterstützt durch den ganzen Zusammenhang; der Dichter spricht von gefräsigen Seethieren, nicht von unschädlichen. — 382. εἴκελα δ' ἔργα πᾶσιν ὁμοῦ φορβή τε. So ist jetzt statt μορφῇ geschrieben. — 384. καὶ οὔποθι νόσφι θάλασσα δελφίνων. Sonst οὔποτε. — 407. πέτραις ἐνὶ καὶ ψαμάθοισιν εὔκηλοι μίμνουσι. Die Ausgabe des Rittersh. und Pal. 2 haben πέτραις ἔπι. — 414. οἵη σὺν φιλότητι διακρίνας ἐκέδασσας αἰθέρα τ' αἰγλήεντα καὶ ἠέρα καὶ χυτὸν ὕδωρ καὶ χθόνα παμμήτειραν, ἀπ' ἀλλήλων δὲ ἕκαστα. Der Herausgeber vermuthet τὰ ἕκαστα. Die Verknüpfung war hier freylich nicht nothwendig, doch zu entschuldigen; wiewohl wir hier wünschten, eine Handschaft bestätigte des Herausgebers Vermuthung. Dagegen wenn auch diess geschähe V. 419: so würden wir dennoch nicht folgen. Es heisst dort: Kein Element ist ohne das andere, sie sind in einander, ἐν ἀλλήλοις δὲ φύονται. Wer da mit dem Herausgeber μίσγονται schreibt, verdirbt zugleich Sinn und Vers: denn nur bey einer abgeschlossenen Handlung, nicht bey einer werdenden, konnte ἐν ἀλλήλοις stehen; die Präposition zeigte Ruhe an, das Verbum erst Streben danach. Und μίσγονται als Bacchius zu gebrauchen, wäre doch etwas viel zugemuthet. — 420. πάντα δ' ὁδὸν μίαν εἶσι, μίαν δ' ἀνελίσσετ' ἀμοιβήν. Statt der zweyten μίαν könnte man μίην wünschen, welches die sylburgische Handschrift giebt, die mittlere Form vorziehend und μίαν versparend für Fälle, wo die Kürze nöthig ist; aber aus V. 511. 588 sieht man, dass diess zu viel verlangt wäre. — V. 452. Von Seevögeln, die schnell aus dem Wasser erhoben, hoch in die Luft fliegen, liesse sich zwar allenfalls sagen οὐδέ κεν ὄρνιν ἐΐσσεαι οὐδέ κεν ἰχθὺν εἰσοράαν, d. i. wer sie zugleich im Wasser sieht und gleich darauf in der Luft, glaubt weder Vögel zu sehen noch Fische. So wäre die Lesart der Handschriften zu vertheidigen. Schreiben wir aber mit dem Herausgeber ἠδὲ statt des ersten οὐδέ: so wird der schnelle Wechsel des Aufenthalts der Fische dem Leser weit lebendiger vor die Augen geführt. „Fern und hoch fliegen sie: man muss sie für Vögel halten, nicht für Fische." Auch der Zusatz ἀγχηδὸν ὅθ' ὁρμήσωσι πέτεσθαι macht jene Vermuthung wahrscheinlich. — 454. κεῖνα γὰρ οὔτε λίην προκυλίνδεται, οὔθ' ὑπ' ἀήταις πρυμνόθεν ἕλκεται. Sonst οὔτι — οὐδὲ. — 460. γαληναίη τε γένηται. Andere πέληται. — 462. πανσυδίη: Andere πασσυδίη. Das Schwanken scheint hier grösser als anderswo, z. B. bey παλίσσυτος. — 472. θρώσκοντες θύνουσι χοροιτυπέουσιν ὁμοῖοι. Hier ist fürs erste aus dem Rande einer pariser Handschrift θρώσκοντες θύνουσι geschrieben statt des θρώσκουσ' ἀΐσσουσι oder θρώσκοντες ἀΐσσουσι der anderen Handschriften, die auf θρώσκοντ' ἀΐσσουσιν führen konnten. Wir fürchten, auch hier sey der oben besprochene dem Oppianus so häufige Gebrauch des Duals statt des Plurals verkannt. Am Ende des Verses ist χοροιτυπέουσιν aufgenommen statt χοροιτυπίῃσιν nach *d'Arnaud*. Uns bewegt mehr die angeführte ganz ähnliche Stelle Cyn. IV, 342 als der Sinn; welchem zu Liebe freylich das gröbere Gefühl Änderung nothwendig verlangt. — 479. οἱ μὲν γὰρ γενεῆς κεχρημένοι ἠδὲ τόκοιο θηλέες. Wenn ἠδὲ geschrieben würde statt αἵδε — und das musste geschehen — so war doch wohl auch αἳ zu schreiben und κεχρημέναι. — 495. στομάτεσσι κάπτουσι. So nach *Koen.* statt λάπτουσι. — 508. ὁμοῦ γάμῳ εὕρατο νίκην. An-

dere ἤρατο, und das ſollte im Texte ſtehen. Man vgl. II, 18. 655 ἤρατο τιμήν. Εὔρατο überlaſſen wir anderen Verbindungen, wie εὔραντο τελευτήν. II, 104. III, 363. IV, 119 εὔρατο θήρην. II, 220 — wonach Cyn. II, 7. 14. 27 εὔρατο zu ſchreiben ſeyn dürfte — εὔραντο καλήν III, 357, ἀνεύρατο γαστέρι φορβήν II, 88. Man wird hier den Begriff des Zufälligen nicht überſehen. — 520. δεξαμένη κυέει τε. Cod. Sylb. κύει. — 524. πολὺ δὲ πλέον ἄλγος ἔχουσι. Andere πλέον ἄλγε' ἔχουσι. — 526. ὀστέον οὐκ ἐπιεικτόν. Andere οὐχ ὑποεικτόν. Noch Andere αὐτοχάρακτον, eine wunderbare Dittographie! — 529. οἱ δ' ἀεκουσῶν εὐνῆς ἱμείροντες ἑκούσιοι, nach *Valck.* ad Phoen. p. 258, ſonſt ἀέκουσαν εὐνήν. — 555. ἐξ ἁλὸς ἔρχεται αὐτὴ πρόφρων ἱμείρουσα παρ' ἱμείροντα γάμοιο. Sonſt ſchrieb man, auch in der erſten Ausgabe ἱμείροντι. — 559. πικρὸς ἔχις. ὄφις iſt wohl nur Erklärung. — 562. ὄφρα γάμῳ πρηΰς τε καὶ εὔδιος ἀντιάσειε. Cod. Pal. 1, der Genitivus fällt weniger auf als der Pluralis. — 570. γάμῳ ἐπιγηθήσαντες. Alle Bücher haben ἐπιγηθήσαντε. Über die Änderung belehrt keine Anmerkung. Wir fürchten, ſie iſt durch *Bruncks* Scheu vor Hiaten zwiſchen Verſen in die alte Ausgabe ſo gut wie in den Apollonius Rhodius gekommen; aus der alten Ausgabe hat ſich dergleichen in die neue eingeſchlichen. — 591. πετόρεσσι φέρει βέλος ὠδίνεσσι. Andere γένος. Was hier Cyneg. III, 520 beweiſen ſoll, wiſſen wir nicht. — 596. τοὶ μὲν κατὰ χῶρον ἕκαστοι εὔκηλοι μίμνουσιν. Andere wie Cod. Pal. 2. Sylb. laſen κατὰ χώραν. — 597. ἐνὶ σφετέροισι δόμοισι. Andere ἐνὶ σφετέρῃσι νομῇσιν. — 598. ξυνὴν ὁδὸν ὁρμώωνται. Andere ὁρμαίνονται. — 599. ἵν' αὐτόθι τέκνα τέκωνται. Andere τέκοιεν. — 613. ἐπισπεύδουσι νέεσθαι, vgl. V, 200. ἐπισπεύδουσι τέλεσσαι, ſonſt ἐπισπέρχουσι. — 612. κεῖνο πέλει κεχαρισμένον ὕδωρ. Cod. Pal. 1. 2 τοῦτο. — 614. στέλλονται δ' ἅμα πάντες ὁμιλαδὸν ἄλλοθεν ἄλλος εἰς ἓν ἀγειρόμενοι. ἄλλος wurde hier mit Recht vorgezogen; unſer Dichter liebt in dieſem und ähnlichen Fällen den Singular, Beziehung auf das Einzelne, wenn von der Menge die Rede iſt, vgl. 189. III, 620, daher auch I, 467 ἄλλος zu ſchreiben war, und 637 ἕκαστος, wie II, 227 ſchon geſchrieben iſt. Jene Vorliebe für den Singular bezeugt beſonders Cyneg. II, 224 ἄλλος δ' ἄλλον ἔπειτα φέρων τέμνουσι θάλασσαν, und mancher Singular bey Collectiven, wie IV, 255. 356 πουλὺς ὄχλος βαίνουσι und andere. — 616. καὶ αὖ παλινόστιμος ὁρμή. Andere ἄψ. — 619. ἀμειβόμενοι δολιχὸν δρόμον Ἀμφιτρίτης. Andere δολιχὸν πόρον. Jenes ſtützt ſich auf Cyneg. I, 160. 291, dieſes auf Hal. III, 37. — 622. Ἄτλαντος νιφόεντα πάγον καὶ χεῖμα φυγοῦσαι. Andere λιποῦσαι. — 626. ὡς τότε μυριόφυλοι ἁλὸς τέμνουσι κέλευθα εὐξεινον μέγα κῦμα. Unſere Ausgabe hat φάλαγγες ſtatt κέλευθα. — 629. εἰσόκ' ἐπειγόμενοι δολιχὸν στόλον ἀμπαύσωσι καὶ τόπον. Die ſylburgſche Handſchrift hat πόνον, *Turnebus* πόρον dem Herausgeber unbemerkt. — 630. εἰσόκε μέτρα παραστείχησιν ὀπώρης. Die Ausgabe des *Rittersh.* und Cod. Pal. 1, 2, und Turn. πόρον dem Herausgeber unbemerkt.

— 636. αὖτις ὁμοῦ τεκέεσσιν ὑποτροπάδην φορέονται. Andere ὑποστροφάδην. Jenes dürfte ſich hier durch die Autorität der Handſchriften erhalten, vgl. III, 274. V, 452, gegen ἐπιστροφάδην, welches vom Hin- und Herſchwanken gebraucht Cyn. I, 79. II, 273. IV, 68 zweckmäſsig ſtünde neben ὅπῃ τρέψωνται ἕκαστος: denn ſo wird doch mit *Brunck* geſchrieben werden müſſen; wenigſtens ſcheint uns die zweckloſe Bewegung den Fiſchen weit paſſender beygelegt durch τρέψωνται, als durch θρέψονται, das Ausgehen auf Nahrung. — 651. πόντου ὑπημείψαντο. ἐπημείψαντο hat auch *Rittersh.* und Cod. Pal. 2. — 664. ὅτε κουρίζωσιν ἐὸν σθένος, doch wird κουρίζωσι νέον σθένος empfohlen. — 665. κατέρχεται εἰς ὁδὸν ἄγρης. Andere εἰς νόμον ἄγρης. — 671. τερπωλήν τ' ἐρόεσσαν. τ' iſt eingeſchoben. — 683. ἐπιτιμητῆρες πρεσβύτεροι ſtatt πρεσβύτατοι. — 684. δελφῖνες ἑαῖς παίδεσσι τοκῆες ἕπονται. Andere δελφῖσιν. — 688. Das jetzt aufgenommene ἐπὶ χέρσον hat die ſylburgſche Handſchrift. — 689. λύετ' ἀνερχομένῃ γαστρὸς μόγος. Andere πόνος. — 695. ὡς δὲ γυνή — εἰσαφικάνει. Alle Bücher haben εἰσαφίκηται. Der Subjunctiv bey Vergleichungen war doch wohl bekannt genug! — 696. παῖδα δ' ἐν ἀγκοίνῃσι πανημερίῃ φορέουσα. Andere πανημερίη. Die aufgenommene Form ſteht auch Cyneg. I, 115, ἐπημάτιος. Halieut. III, 229, ὑπημάτιος IV, 640, wo man ebenfalls ἐπημάτιος erwartet. Die andere Form leſen wir II, 203, πανήμερος III, 360. — 701. δείκνυνται ἔργα θαλάσσης. Andere δείκνυσιν. — 708. κακότητα — ἀναπλῆσαι μεμάασιν. Andere ἀνατλῆναι. — 715. ἀλλ' αὔτως ἄτρεστον ἔχει θάρσος τε μένος τε, vgl. V, 12, βίην ἄτρεστον ἔχοντας θῆρας ὑπερφιάλους. Sonſt ἄτρεπτον, was ſich durch ἄτροπος ἀλκή II, 487 vertheidigen lieſse. — 715. θανέειν ἀναδύεται. Andere ἀναβάλλεται. — 716. ἡμιθαής. Andere ἡμιδαμής. — 718. εἰρχθέντας wird jetzt geſchrieben ſtatt ἐρχθέντας, aber dieſe Form hat ſich unbeſtritten erhalten II, 572. III, 589. — 722. οὐδέ τιν' αἰδῶ γιγνώσκει. Andere ἀνδρῶν. — 737. παῖδας ἔσω λαγόνεσσιν ἔδεκτο, ſonſt ἐνὶ λαγόνεσσιν. Was aufgenommen iſt, wird begünſtigt durch II, 98 βατράχου εὐρείῃσιν ἔσω γενύεσσι μιγέντες. — 740. πάλιν δ' ὑπεχεύατο παῖδας σπλάγχνοις. Die Lesart ὑπεδέξατο iſt offenbar eine Gloſſe. — 743. ἀλλ' οὐκ εἰς νηδὺν κείνῃ δύσις. Andere κείνης. — 744. ἀλλὰ οἱ ἐν πλευρῇσι διασφάγες, ſonſt πλ. ὑποσφάγες. — 752. ὑπωάδιοι. Die andere Lesart ἐπωάδιοι war doch wohl nicht zu verwerfen: er bleibt ruhig bis die Jungen ausgekrochen ſind. — 760. νηλής, ἣ θ' ἑὰ τέκνα φυγῆς ἔτι νηΐδ' ἐόντα ἐσθίει. So iſt jetzt die alte Lesart ἣ κατὰ τέκνα oder ἣ καὶ τέκνα gegen alle Handſchriften verändert. Den Grund ſehen wir nicht ein. Der fehlende Artikel, der in der erſten Ausgabe den Herausgeber beleidigte, durfte es nicht bey dem Epiker, und κατὰ ſelbſt hatte nichts Beleidigendes, wenn man es mit ἐσθίει verband. — 763, αὐτοτέλεστα ſtatt αὐτοκέλευθα. — 764, ὄστρεα μὲν σύμπαντα τάγ' ἰλύϊ τίκτεται αὐτῇ. Warum τάγ' hat weichen müſſen, wiſſen wir nicht. Die Varianten ſind wieder ungenau angege-

ben. Die sylburgsche Handschrift hat ὀστρέα μὲν δὴ πάντα. — 767, ἠπεδανῆς ἀφύης. Andere οὐτιδανῆς. — 769, εὖτε γὰρ ἐκ νεφελῶν Ζηνὸς νόος ὄμβρον ἀφύξῃ, sonst ἀέξῃ. — 770, αὐτίκα πᾶσα, andere εὐθὺς ἅπασα. — 771, μισγομένη δίνῃσι παλιμπνοίῃσι θαλάσσα. Fast alle Bücher haben ἅμα πλήθῃσι, was doch wohl nicht so unbedingt zu verwerfen war. — 780, σπερχομένης. Fast alle Bücher wiederum haben σπερχομένου. Warum konnte man dem Winde sein Beywort nicht lassen? — 783. ἐκ δὲ φύονται ἀθέσφατοι. Andere ἐκ δὲ χέονται, vgl. IV, 668 ἀτυζόμενοι δὲ χέονται ἐκτὸς ἀπὸ σπιλάδων. — 787. τόγε δέ σφι βορὴ βίοτός τε τέτυκται. Uns scheint weder τόδε δὲ, noch das alte βιότοιο verwerflich. — 795. Das Beywort ἀργεννὴ ist der Erde gegeben auf Kosten des Schnees. — 797. ἀργινόεσσα die daktylische Form ist an die Stelle getreten von ἀργήεσσα.

Soviel über die Bearbeitung des Einzelnen; nicht als ob es in den übrigen Büchern uns an Stoff fehlen würde, für ähnliche Bemerkungen: im Laufe des Werkes pflegt der Eifer des Anfangs gewöhnlich zu erkalten, daher in jenen fast noch mehr zu thun ist, als in den bis jetzt von uns behandelten, zumal in denen der Kynegetika. Doch es sollte hier nur gezeigt werden, wieviel ungefähr in der vorliegenden Ausgabe der Text gefördert sey, und das, dünkt uns, ist für die Verständigen genugsam angedeutet.

Wir könnten hier schliessen, müssten wir nicht noch aufmerksam machen auf eine reiche Quelle unstatthafter Änderungen des Textes, die uns im Laufe unserer Bemerkungen oft beleidigt hat, Geringschätzung der Verskunst. Einzelnes dahin Gehöriges wird hier an seiner Stelle stehen. So scheinen die Herausgeber des Oppianus, und namentlich auch *Brunck*, dessen Noten zum Apollonius Rhodius nicht eben von Kenntniss dieser Sachen zeigen, ganz verkannt zu haben, was denn ungefähr die Hebung im Hexameter kurzen Sylben nutzen könne. Hätte man das gewusst: so wäre nicht gegen die bessere im griechischen Wörterbuche geäusserte Überzeugung geschrieben ἐπιμύει Hal. II, 110. Cyn. II, 290 statt ἐπημύει — *sensum falsum* erkennen wir nicht, so lange noch ἠμύει heissen kann *sich neigen* — nicht Hal. III, 164 διὰ θαλόεντος statt δι' αἰθαλόεντος. III, 202, γαστὴρ δὲ θήρεσσι statt δ' αὐθήρεσσι. Cyn. I, 95, λαιὴ δὲ πεζὸς statt λαιῇ δ' αὖ πεζός. III, 254, χηλὴν δὲ φορέουσι statt χηλὴν δ' αὖ φορέουσι. nicht Hal. II, 663, ὑπὸ κευθμῶσιν ἰαύειν statt ὑπαὶ κευθμῶσιν ἰαύειν; man hätte nicht Cyn. I, 214 vermuthet ὑπὸ χέλυν noch IV, 398 statt des freylich verdorbenen ποτὶ χέρσον geschrieben ποτὶ χερὸν durch eine neue metrische Sünde die alte wegschaffend; man musste schreiben ποτὶ ξερὸν, vgl. Hom. Od. V, 402. Apoll. Rhod. III, 322; auch Cyn. IV, 177 μεγαθύμων αἰζηῶν wäre geblieben, wo es her kam, und hätte das unbescholtene μέγ' ἀνθηρῶν αἰζηῶν nicht verdrängt. Ähnlicher Unkenntniss verdanken wir Schreibungen wie κελαινόρινον. Hal. V, 18, καταρέζεσκε. V, 481, [illegible] V, 652, εὐρεῖταο Cyn. IV, 212, u. a. [illegible] καταῤῥέζεσκε u. s. w. Ferner erst in der neuen Ausgabe — gleichfalls nicht für feine Ohren erträglich — Hal. III, 2 ἰχθυβόλου φράζευ καὶ ἀγρευτῆρας ἀέθλους, wo sonst φράζοιο trotz *Hermanns* Bemühungen, dergleichen Gezüchte wenigstens bey späten Epikern wegzuschaffen, s. die Ausgabe der Orphika S. 728; etwas Ähnliches ist Cyn. III, 411 aus einem weggelassenen τε entstanden, welches wir jedoch dem Herausgeber nicht Schuld geben wollen; ferner ganz neu geschenkt eine trochäische Cäsur, mit *Hermann* zu reden, im vierten Fusse sammt einem eben so neuen Hiatus Hal. II, 194 ἔνθον ἐφράσσατο ἄγρην; unsere Ohren befanden sich besser bey dem alten ἐνδόθεν ἐφράσατ' ἄγρην. In θλίβειν ist die erste Sylbe lang, was für Cyneg. II, 281 zu merken war; die zweyte in εἰλυθεῖσα Hal. II, 124 bedurfte besserer Unterstützung, um lang gebraucht werden zu können. So manches ungern vermisste paragogische N gehörte eben hieher, wie Hal. III, 179. IV, 475, 495, und sonst sehr oft; αἰὲν am Schlusse des Verses den alten Ausgaben zum Trotz statt αἰεὶ Hal. II, 658. III, 517 ohne alle Anzeige; ἐγὼ vor dem Vocal Cyn. I, 15 gegen allen epischen Gebrauch. Zu den falschen Schreibungen anderer Art gehört Hal. III, 292 θῶμιξ statt θῶμιγξ, dessen Ableitung von θωμίζω gewiss so sicher war, als die der σάλπιγξ von σαλπίζω. II, 664, δίκη statt Δίκη, denn die Personification wird durchgeführt. ἐν statt ἓν ist hoffentlich nur Druckfehler Haleut. II, 562. — Die Orthographie führt uns auf die Interpunction, über die wir Manches sagen könnten, wenn dergleichen Bericht erfreulich wäre. Aufmerksam machen wir nur auf Cyneg. I, 53. Οὐ μὲν ἄρ' οὐδ' ἁλιῆϊ καὶ οὐκ, ἐτὸς, ἐξευτῆρι ἄγρη νόσφι πόνοιο, in welcher Stelle nach dem griechischen Wörterbuche ἐτὸς, das sonst heisst grundlos, zu nehmen ist für nicht grundlos, eine etwas wunderliche Foderung. Die gewöhnliche Bedeutung wird sich auch hier bewähren, wenn man künftig nicht ἐτὸς für sich als eingeschoben denkt, sondern, wie gewöhnlich, verbunden mit οὐκ, und gehörig zu οὐκ, vgl. *Ruhnk.* ad Tim. p. 206, dann bedeutet die vorliegende Stelle: Auch dem Fischer nicht, und — es ist nicht grundlos — auch dem Vogelsteller nicht ist der Fang mühelos. Die voranstehende Negation für beide Substantive zu benutzen, wird doch wohl keine Schwierigkeit haben.

Von Druckfehlern ist das sonst sehr sauber gedruckte Buch nicht ganz frey. Einige bedeutende sind Hal. III, 484 Δήμητρα statt Δήμητρι. IV, 595, χερσὶν statt χέρσον. IV, 598, ἀλλήλοις statt ἀλλήλαις, und 599 δόχμιοι statt δοχμίαι. 626. οὐθ' statt οὐδ'. V, 58, γείτονος statt γείτονος. Geringere finden sich in ziemlich grosser Anzahl. Für Einen Druckfehler sind wir dankbar: er hat uns besser als alle Kritiker die wahre Lesart hergestellt. Nämlich Hal. IV, 60 giebt uns ὃ δὰξ statt ὀδὰξ den durchaus nothwendigen Wechsel des Subjects; δὰξ wird hoffentlich neben ἐπιμὶξ und ähnlichen Adverbien eine Stelle in den Wörterbüchern finden.

Dem Buche ist angehängt eine sehr freye poeti-

sche lateinische Übersetzung der Kynegetika von *David Peifer*, einem Rechtsgelehrten des sechzehnten Jahrhunderts. Ob diese schon gedruckt war, wie man uns versichern wollte, oder nicht, lassen wir dahin gestellt seyn: auf alle Weise hätte sie ungedruckt bleiben können; für den Leser des Originals hat sie keinen Werth, und die *amantes poëseos latinae recentioris, quales nostra quoque aetas habet*, wie es in dem Epilogus des Hn. *Schäfer* heisst, konnten ähnliche Gedichte in manchen bändereichen *Deliciis poëtarum* suchen. Eben so wenig wünschen wir eine prosaische Übersetzung, wie sie hier angekündigt wird. Hr. *Schneider*, aus dessen Händen wir eine sorgfältige Übersetzung an Commentares Stelle gern annähmen, scheint sich hievon, wie von dem zu erwartenden zweyten Theile, ganz losgesagt zu haben. Was von handschriftlichen Schätzen Hr. *Weigel* durch seine angestrengten Bemühungen erhalten hat, und was Hr. *Schäfer* aus den Schätzen seiner *Adversaria* erwarten lässt, wird, hoffen wir, so reichhaltig seyn, dass eine Übersetzung als Mittel, den Band zu füllen, hier unnöthig seyn dürfte. Das Buch wird dadurch unnützer Weise vertheuert, eine Klage, die schon jetzt mancher Käufer führen dürfte. Jene Mittel überlasse Hr. *Weigel*, dessen mit Recht gerühmten Anstrengungen die alte Literatur schon so Manches verdankt, anderen Buchhändlern, deren Producte die nächste Messe nicht überleben.

P. B.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Salfeld: *Julianus Apostata*. Tragödie von *Kuno von der Kettenburg*. 1812. 154 S. 8. (18 Gr.)

Diese in wohlklingenden Jamben mit Einmischung von anderen Versarten verfertigte Tragödie gewährt zwar eine angenehme Lectüre, macht aber doch im Ganzen nur einen geringen Eindruck, indem sie den Geist immer nur im Zustande der Reflexion erhält, und das Gefühl nie bis zur unmittelbaren Theilnahme fortreisst, was — wohl verstanden — keinesweges als eine Störung des ästhetischen Genusses anzusehen ist. Das historische Interesse, das der Gegenstand — Kampf zwischen dem Christenthum und Heidenthum — für den Leser haben kann, ersetzt noch nicht die poetische Fülle und das dramatische Leben, das er von der Gestaltung *in dieser Form* erwartet. Man hört mehr, wie eine Sache geistreich besprochen wird, als dass man mit dem Bilde einer wirklichen Handlung getäuscht würde. Die Sache — möchte man sagen — ist nicht genug in Persönlichkeit verwandelt; der Religionsglaube tritt nicht genug als ursprüngliche Kraft, als tief aus der Natur strömende Neigung hervor; kurz, man fühlt bey der Lectüre immer noch, dass das mit poetischem Sinn und poetischer Haltung geschriebene Drama mehr ein Werk der Reflexion, des Verstandes, der Application und des Kunststudiums als die Schöpfung einer begeisterten Phantasie ist. Wir sehen mehrere für das Christenthum sterben: aber die Standhaftigkeit, die sie in ihren Reden ausdrücken, lässt uns kalt, so gern wir ihren Worten auch unser Ohr leihen. Ganz anders müsste wohl noch der Feuereifer eines begeisterten Märtyrers hervorbrechen. In dramatischer Hinsicht hat uns der Anfang am besten gefallen, weil er gleich die Lage der Dinge vergegenwärtigt und über das Verhältniss des Christenthums zum Heidenthum (im J. 362 nach Chr. G.) einen ahnenden Überblick giebt. Während die Heiden opfern, geht nämlich ein Zug andächtiger Christen vorüber, welche Psalmen singend der Leiche eines Heiligen folgen, die Priester hören unterirdischen Donner und verlassen den Götzentempel. — Nachher wird die Ansicht beider Religionen von Julianus und seinem Gefolge vielfältig besprochen, und man trifft hier auf manche schöne Stelle, die die Sache mit treuer Wahrheit schildert, und viel Kenntniss und Einsicht verräth. So sagt im zweyten Act Hormisdas, ein Christ, mit Recht:

> Die alten Formen stehen unbelebt,
> Der Geist entfloh, du täuschest dich, Augustus;
> Wer ist das Volk, das auf den Gräbern jetzt
> Des Brutus und der Scipionen wohnt?
> Der eitle Prunk, der Ohren hohler Schall,
> Des Circus Spiele, sind sein Vaterland.
> Bestehn aus diesen deine Legionen?
> Versuch' es nur, gieb ihm die Freyheit wieder,
> Wie bald wird alles gleich sich feindlich trennen,
> Und sie in trümmernde Zerstörung fallen!
> Drum muss ein neuer Geist die Welt erfrischen,
> Und diesen Geist, ihn sendet uns der Herr.
> Das Wort, das Liebe, Glaube, Hoffnung giebt,
> Uns von der Erde zu dem Himmel hebt,
> Es hat der Welt allmählig sich verkündet u. s. w.

Doch wird es bald einförmig, wenn alles so auf den Julianus einredet, und ihn überdiess mit Wunderzeichen ängstigt und bestürmt. Man fühlt es nur zu sehr, dass er öfters Ursach hat zu sagen:

> Doch jetzt ist wahrlich die Geduld erschöpft.

Weil er aber oft so auflodert, und dann immer wieder Nachsicht zeigt, erscheint er zuletzt, nur grausam durch Überredung, mehr schwach als gutherzig, und daher befremdet es fast, wenn er am Schlusse seine Soldaten, die ihm in der grossen Noth durch das Kreuz den Sieg errungen haben, für Rebellen erklärt, und gegen sie tobt und wüthet, bis ihn ein tödtender Pfeil niederwirft. Von der Liebe der Theodora zu ihm erwartet man mehr dramatische Wirkung; aber sie wird weiter nicht benutzt, und dient nur dazu, ihren Muth bey christlicher Entsagung noch in ein helleres Licht zu setzen. — So behält das Ganze bey aller äusseren Anmuth ein historisch didaktisches Ansehen.

T. Z.

Jena, gedruckt bey Schreiber und Comp.



